Reisen der Salamannischen Zöglinge.

Nr 1. Bd. ist von Berlin.
Vom 2. Bd. nur die erste Hälfte, die 2. Hälfte ist von C. K. Andre.
Nr 3. 4. 5 sind auch nicht von ihm (zum Theil von Gottl. Mohs).

Reisen
der
Salzmannischen Zöglinge.

Erster Band.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Crusius.

Verzeichniß

der Gönner und Freunde, die Subscription auf dieses Buch angenommen haben.

Altenburg.

Herr Lector Berlet — 9 Ex.

Arolsen.

Herr Andre, Erzieher daselbst — 10 Ex.

Augsburg.

Herr May, Lehrer am Gymnasium — 13 Ex.

Bremen.

Frau Senatorin Wichelhausen — 2 Ex.

Herr Domprediger Heeren — 7 Ex.

Bur-

Burtehude.

Herr Landrath und Bürgermeister Ludwig 3 Ex.

Cassel.

Herr Professor Sömmering 2 Ex.

Danzig.

Herr Land.-Vogt 9 Ex.

Dessau.

Herr Secretär Beil 25 Ex.

Egeln.

Herr von Puckammer 8 Ex.

Erfurt.

Herr Buchhändler Keyser 8 Ex.

Frankfurt am Mayn.

Herr Buchhändler Fleischer 6 Ex.

Gotha.

Herr Becker, Verfasser der Jugendzeitung 7 Ex.

Halberstadt.

Herr Rector Fischer 20 Ex.

Hanau

Hanau.

Herr Candidat Göz 10 Ex.

Hannover.

Das Intelligenzcomtoir 12 Ex.

Helmstedt.

Herr Mund, Lehrer am Pädagogium 13 Ex.

Kiel.

Herr Prof. Heinze 6 Ex.

Krahne im Brandenburgischen.

Herr Pastor Rudolph 11 Ex.

Langensalz.

Herr M. Cranichfeld 6 Ex.

Minden in Westphalen.

Herr Voß 6 Ex.

Meldorf.

Herr Staabssecretär Boie 4 Ex.

Mün-

München.

Herr Kriegsrath Zaupser 6 Ex.

Quedlinburg.

Herr Pastor Göze 2 Ex.

Ratzeburg.

Mademoiselle Röpken in des Herrn General von Ahlefelds Hause 7 Ex.

Rohrborn im Erfurtischen.

Herr Pastor Salzmann 7 Ex.

Trittow.

Herr Rath Campe 1 Ex.

Walbeck.

Herr Hauptmann von Busche 6 Ex.

Vor-

Vorrede.

Lieben Kinder!

Ich habe versprochen, daß ich mit meinen Zöglingen bisweilen reisen, euch die Beschreibung von diesen kleinen Reisen mittheilen, und den Anfang damit zur Michaelsmesse 1784 machen wollte. Was das erste betrift, so habe ich Wort gehalten, und habe schon manchen hübschen Weg gemacht, auf demselben viel gute und böse Leute kennen gelernt, und gar vielerley angemerkt.

Das zweyte will ich auch halten, ich will euch die Beschreibung der Reisen, die ich von Zeit zu Zeit mit meinen Zöglingen thue, in die Hände liefern. Dieß, hoffe ich, wird euch sehr nützlich seyn, ihr werdet während dem Lesen nicht nur manche vergnügte Stunde haben, und wohl gar überlaut lachen über man-

manches Späschen, das uns da und dort begegnet ist, sondern ihr werdet auch manches lernen, das ihr sonst nicht wußtet, und wenn ihr hernach selbst reiset, so werdet ihr die Augen besser, als zeither, aufthun, und gar vieles bemerken, das sonst eurer Aufmerksamkeit entwischte.

Vielleicht könnte euch mein Exempel auch bewegen, daß ihr selbst kleine Reisebeschreibungen verfertiget. Wie ihr dieß anfangen könnet, will ich euch sagen. Wenn eure lieben Eltern oder Lehrer euch bisweilen auf ihren kleinen Reisen zu Gesellschaftern wählen, so stecket vor allen Dingen eine Schreibtafel und eine Bleyfeder bey euch. Dann schlafet nicht auf der Reise, sitzt auch nicht in Gedanken, sondern thut die Augen recht weit auf, und betrachtet alles, was um euch ist. Kommt ihr bey ein Dorf, oder eine Stadt, so fragt, wie heist der Ort? Kommt ihr in ein Wirthshaus oder zu einem Freunde, so seht euch recht um in allen Winkeln, und

sprecht mit allen Leuten, die hier zugegen sind, um etwas neues zu sehen und zu erfahren. Bleibt auch ja nicht immer in der Stube, sondern geht, an der Hand eurer erwachsnen Begleiter, in die Gärten und auf das Feld, besteigt die Berge, durchstreicht die Wälder, geht dann in die Werkstätte der Menschen, und gebt auf alles genau Achtung, was da zu sehen ist. Und alles, was merkwürdig ist, zeichnet sogleich mit ein paar Worten in eurer Schreibtafel auf. Wann ihr dann nach Hause kommt, so nehmt die Schreibetafel vor euch! Denkt nach über alles, was ihr gesehen und gehört habt, und dann macht eine Reisebeschreibung!

Sie drucken zu lassen möchte ich euch doch nicht rathen, weil es nicht gut ist, wenn man drucken läßt, ehe der Bart wächst, und so stark ist, daß er eines Barbierers bedarf. Aber ihr habt ja Freunde, ihr habt ja Anverwande, diesen könnt ihr ja die Beschreibung zuschicken! Dieß wird nicht nur euch vielen

Nu-

Nutzen und Vergnügen verschaffen, sondern ihr werdet damit auch viele Freude bey euern freundschaftlichen Lesern anrichten.

Wollt ihr es denn thun? ich hoffe es von vielen, und von denen, die es thun, weis ich ganz gewiß, daß sie mir danken und sagen werden, der Mann hat uns gut gerathen!

Ich wenigstens habe es so gemacht, und mich dadurch in den Stand gesetzt, daß ich von kleinen Reisen, von denen mancher andere fast gar nichts würde zu sagen wissen, ein ganzes Buch schreiben kann.

Was nun aber den Punct betrift, daß ich euch den ersten Band meiner Reisebeschreibungen zur Michaelsmesse 1784 zu liefern versprochen habe, so kann ich nicht leugnen, daß mir dabey sehr große Schwierigkeiten aufgestoßen sind.

Da ich das Versprechen that, lebte ich noch in Dessau, und hatte mir da vorgenommen, in das Herzogthum Gotha auf ein Landgut zu ziehen. Wenn du erst dahin kommst, dachte ich, dann, dann hast du recht gute Zeit. Dann bist du in dem Schooße der schönen holden Natur, kannst vor Sonnenaufgang durch bethaute Wälder und Fluren wandeln, den Gesang der Waldvögel anhören, und den Duft der Blumen einathmen, kömmst alsdenn gestärkt zu deiner Familie zurück, setzest dich zum Klaviere, versammlest sie um dich, und singst mit ihr ein Morgenlied. Dann kommst du zu deinem Schreibepulte, und schreibst da, ohne alle Störung, blos zum Zeitvertreibe, die versprochne Reisebeschreibung.

Aber es gieng doch nicht alles so, wie ich dachte. Zwar bin ich da im Schooße der Natur, die hier reizender als an hundert andern Orten ist, kann, so oft ich will, ohne mich lange ankleiden zu dürfen, durch Aecker und

Wie-

Wiesen wandeln, waldige Berge besteigen, bald dem Schlage der Nachtigall zuhören, bald den Fischen im Teiche zusehen, oder die Rinder betrachten, die mit ihren Glocken am Halse, die Berge hinaufklettern. Kurz ich finde hier so viele Freuden, daß ich ein Sünder wäre, wenn ich mit meinem Zustande unzufrieden seyn wollte, und, weil es nun einmal so meine Art ist, daß ich, wenn ich recht frölich bin, gern der ganzen Welt meine Frölichkeit mittheilen möchte, so werdet ihr wohl bald auch etwas davon zu lesen bekommen.

Aber — Aber — Aber — bey alledem fand ich doch bey meinem Anzuge eine Menge Schwierigkeiten, Arbeiten und Zerstreuungen, an die ich in Dessau gar nicht gedacht hatte.

Ich meynte ich wollte mein Feld verpachten, aber — verschiedene Ursachen nöthigten mich, es selbst bearbeiten zu lassen. Wenn

ihr

ihr nun bedenkt, wieviel Anordnung, Aufsicht und Aufwand nöhtig ist, um nur 10 Acker pflügen, besäen und abmähen zu lassen, zumal wenn man des Dinges nicht recht gewohnt ist, nun da könnt ihr leicht denken, daß ich etwas mehr zu thun fand, als spazieren gehen und schreiben.

Ueberdieß fand ich auch, daß mein Haus für die Absichten, die ich hier erreichen will, zu klein war, und wurde deswegen genöthigt, ein neues aufführen zu lassen. Dieß verursachte mir nun wieder so viele Arbeit und Zerstreuungen, daß es mir beynahe unmöglich schien, mein Versprechen zu erfüllen. Und beynahe hätte ich meinen Vorsatz aufgegeben, und die Herausgabe dieser Reisebeschreibung bis zur Ostermesse verspart. Da dachte ich aber wieder: was werden deine kleinen Leser dazu sagen, wenn du nicht Wort hältest? Dein Gewissen sagt dir wohl, daß du gethan habest, was du konntest, das wissen aber deine lieben Leser nicht. Diese werden den-

denken, du wärest ein Lügner, der viel verspräche, aber wenig hielte.

Dieser Gedanke machte mich unruhiger, als die gröſte Arbeit. Deswegen nahm ich meine Kräfte zusammen, und arbeitete diese Beschreibung aus.

Ob ich sie ganz endigen werde, weis ich, da ich diese Vorrede schreibe, noch nicht. Sollte es nicht geschehen, so bekommt ihr die Fortsetzung nächstens im zweyten Bande, und ihr verzeihet es mir gewiß, daß ich sie euch im ersten nicht ganz liefere. Denn ich liefere euch ja alles was ich kann; könnt ihr nun wohl mehr verlangen, als meine Kräfte vermögen?

In dem zweyten Bande soll nicht blos die Fortsetzung dieser Reise, sondern auch die Beschreibung von ein Paar Reisen kommen, die ich mit meinen Zöglingen, auf dem

Schlit-

Schlitten, in verwichenem Winter nach einigen merkwürdigen Orten machte.

Die erste gieng auf Barby, wo die Vorsteher der Brüdergemeine, oder der sogenannten Herrnhuter, ihren Sitz haben, und wo uns sehr viel Gutes und Merkwürdiges gezeigt wurde.

Die andere gieng nach Rekan, wo wir eine Landschule besuchten, die der Domherr von Rochow, mit Hülfe des Herrn Prediger Rudolphs und des Herrn Cantors Bruns, gestiftet hat, und die so gut eingerichtet ist, daß sie verdient, das Muster aller Landschulen zu werden.

Wenn ihr nun diese Reisebeschreibung gern gelesen habt, so hoffe ich, daß ihr auch die übrigen mit Vergnügen lesen werdet.

Vielleicht bekomme ich einen oder den andern von euch auf meinen Reisen zu sprechen,

chen, oder ihr kommt einmal in meine Gegend und besucht mich, das wird mir und meinen Zöglingen gar große Freude machen. Unterdessen lebt denn wohl, seyd recht fleissig und gut, damit eure lieben Eltern, bey meiner Ankunft, mir recht viel Gutes von euch sagen können, und behaltet lieb

Euren

Schnepfenthal,
den 1sten Sept. 1784.

redlichen Freund
Salzmann.

Veranlassung zur Reise.

Lieben Kinder! Der Mensch muß oft Bewegung haben, wenn er gesund und vergnügt leben will. Denn wenn er zu lange auf seinem Zimmer sitzt, so wird sein Blut dicke, wird in seinem Umlaufe gehemmt, der Magen verdauet nicht ordentlich, daraus entsteht Kränklichkeit, Schlaflosigkeit, Beängstigung und Unmuth. Durch die Bewegung wird dieß aber alles verhütet. Gebt daher nur einmal Achtung auf eure Nebenmenschen, und ihr werdet fast immer finden, daß diejenigen, die in steter Bewegung leben, z. E. Landleute, Jäger u. dgl. heiterer und vergnügter sind, als Personen, die den größten Theil ihres Lebens sitzend zubringen müssen, Gelehrte, die mehresten Handwerker und Künstler. Und ihr werdet es an euch selbst wahrgenommen haben, daß ihr verdrüßlich und unzufrie-

den wurdet, wenn ihr, wegen unangenehmer Witterung, zu lange hinter den Büchern sitzen mußtet.

Ich führe, wie ihr wißt, auch eine sitzende Lebensart. Denn, wenn ich die Bücher schreibe, die ihr leset, so muß ich ja sitzen, und wenn ich unter lieben Kindern bin, um sie zu unterrichten, so sitze ich ebenfalls oft. Mit dieser Lebensart bin ich auch wohl zufrieden, weil mich der liebe Gott einmal dazu bestimmt hat. Denn wenn wir Menschen beysammander vergnügt leben wollen, so müssen einige sich zum Sitzen, andere zur Bewegung gewöhnen. Wollten wir alle den Acker bearbeiten, das Wild jagen, und Häuser bauen, wer wollte denn über das Beste seiner Nebenmenschen nachdenken? wer Bücher schreiben? Und wenn wir alle nachdenken und schreiben wollten, wer wollte denn uns Brod, Fleisch und Wohnung, verschaffen? Aber freylich muß ich auch bisweilen mich bewegen, wenn ich heiter genug bleiben will, um die Bücher zu schreiben, die ihr gern leset, wie mich einige von euch, durch ihre sehr lieben Briefe, versichert haben, und wenn die Runzeln von meiner Stirne weichen sollen, die die Kinder, mit welchen ich immer umgeben bin, nicht gerne sehen.

Deswegen suche ich es immer so einzurichten, daß ich bey der Wohnung, die ich beziehe, einen

Gar-

Garten finde, in dem ich hacken, graben und pflanzen kann. Deswegen gehe ich auch, so oft ich kann, in den Feldern und Wäldern umher, die um meinen Wohnsitz liegen. Vorzüglich freue ich mich, wenn ich in der Nähe Berge finde, die ich besteigen kann. Denn von den Bergen kann man sich weit umsehen, und erblickt viele Städte, Dörfer und Flüsse, die man auf der Ebene nicht sieht. Wißt ihr wohl, woher dieß kommt?

Aber eben deswegen reise ich auch gerne. Denn wenn man reiset, so sieht man immer etwas Neues, ist immer in Bewegung, und kommt mit allerley Leuten in Bekanntschaft, die man nicht gesehen hätte, wenn man immer hinter dem Ofen geblieben wäre. Ich entschloß mich also im Winter 1783. daß ich den nächsten Sommer, mit einem Theile meiner lieben Familie, eine Reise thun wollte.

Aber das Reisen kostet Geld. Glaubt es mir, meine Lieben, es kostet vieles Geld. Ein Louis d'or, von dem man zu Hause vielleicht einige Tage hätte leben können, ist auf der Reise, ehe man es sich versieht, in einem Tage ausgegeben. Da muß man Fuhrlohn, entweder dem Postmeister, oder dem Kutscher, da muß man bald da, bald dort, einen Beytrag zur Erhaltung der Brücken und Wege bezahlen; und in den Wirthshäusern kostet die Zehrung

immer mehr als zu Hause. Denn die Wirthe, die ihre Häuser erhalten, und für die Mühe, die sie mit ihren Gästen haben, belohnt seyn wollen, müssen doch nothwendig ihr Bier, Wein, Braten, Würste und andere Lebensmittel, etwas theurer sich bezahlen lassen, als sie gewöhnlich kosten.

Wer also reisen will, muß nothwendig einen guten Beutel voll Geld haben.

Wo sollte ich den nun her bekommen? sollte ich borgen? das hätte ich leicht thun können. Da ich verschiedene gute und begüterte Männer kenne, die meine Freunde sind, so konnte ich gewiß glauben, daß sie mir so viel borgen würden, als ich zu meiner Reise nöthig hätte. Aber dann hätte ich es auch wieder bezahlen, und meinen Aufwand einschränken müssen. Dieß würde mir in der Folge oft beschwerlich gewesen seyn, und ich würde, für die vergnügten Tage der Reise, manchen unangenehmen Tag gehabt haben. Und wie leicht hätte mir hernach ein Unglück zustossen, ich hätte z. E. Krankheit oder Feuer in mein Haus bekommen, ich hätte gar sterben können, so wäre ich an meinen Freunden zum Lügner geworden, hätte sie um ihr Geld, und mich um ihre Liebe und meine Ehre, gebracht. Wie oft würde ich alsdenn gewünscht haben, daß ich nie gereiset wäre! Ich würde meine Reise bereuet haben.

Ueber-

Ueberhaupt halte ich es für unrecht, daß man ohne Noth borgt. Wenn man durch Unglück einen ansehnlichen Theil seines Vermögens einaebüßt hat, oder Gelegenheit findet, sich mit einer Summe Geldes einen ansehnlichen Vortheil zu verschaffen, dann ist man freylich genöthigt, zum Borgen seine Zuflucht zu nehmen. Aber zu einer Lustreise, oder zu einem andern entbehrlichen Vergnügen Geld zu entlehnen, ist unrecht. Warum? das werdet ihr wohl nun schon wissen.

Deswegen erlaube ich es meinen kleinen Zöglingen gern, daß sie sich von ihrem Taschengelde bisweilen ein kleines Vergnügen machen. Nur kann ich es nicht zugeben, daß sie das Geld dazu borgen. Und das ist, wie ihr leicht denken könnt, nicht Eigensinn, sondern herzliche Liebe. Denn wenn man sich in der Jugend an das Borgen gewöhnt, so kann man leicht so leichtsinnig werden, daß man immer, wo man kann, borgt, ohne daran zu denken, wovon man bezahlen will. So habe ich z. E. von einem Manne gelesen, der auch immer borgte, und nie bezahlte, und sich dadurch eine solche Menge Schulden zuzog, daß sein ganzes Vermögen nicht hinlänglich war, sie abzuzahlen. Ein anderer fragte ihn: wie ist es denn nur möglich, daß du bey so vielen Schulden schlafen kannst? Ach ich, antwortete der

leichtfertige, kann wohl ruhig schlafen. aber darüber wundere ich mich, wie meine Gläubiger schlafen können, da sie doch voraus sehen müssen, daß sie nie werden bezahlet werden. Der mag auch wohl als Kind das Borgen sich angewöhnet haben. Was es wohl mit ihm für einen Ausgang genommen haben mag!

Ich entschloß mich also mein Reisegeld nicht zu borgen, sondern versagte mir lieber da und dort ein entbehrliches Vergnügen, und legte das, damit ersparte, Geld zur Reise zurück. Warum ich mit dem Ersparen schon im Winter anfieng? werdet ihr wohl errathen.

Nun war das Geld beysammen, ich sagte es denen, die zu meinen Reisegefährten bestimmt waren und verursachte dadurch eine allgemeine Freude.

Die Frage war zuerst wohin wir reisen wollten? darinne stimmten wir alle überein, daß die Reise nicht ausser Deutschland, sondern in eine Provinz gehen sollte, die nahe bey Dessau läge, die ihr alle leicht finden könnet, wenn ihr die Charte vom Obersächsischen und Niedersächsischen Kreise nachsehen wollet. Nur darinne waren wir nicht recht einig, welche von diesen Provinzen wir wählen sollten. Endlich fiel die einstimmige Wahl auf das Magdeburgische, Halberstädtische und Mansfeldische. Denn

da

da hatten wir verschiedene Freunde, die uns liebten, und uns gar oft zu einem Besuche eingeladen hatten.

Nun mußte noch bestimmt werden, wer eigentlich an der Reise Theil nehmen sollte? Hätte ich meiner Familie den Ausspruch thun lassen, so würde niemand haben wollen zu Hause bleiben, und da meine Hausgesellschaft aus eilf Personen bestund, so würde diese große Gesellschaft einander wohl zur Last geworden seyn. Ich that also selbst den Ausspruch und ihr mögt nun überlegen, ob dieser Ausspruch gut war? Ich ließ die Kleinen und die Mädchen zu Hause, und wählte zu meiner Gesellschaft blos, nebst meiner lieben Frau, meine Zöglinge männlichen Geschlechts, deren Anzahl sich damals bis — auf zwey erstreckte. Denn meine lieben Philanthropisten kann ich eigentlich nicht meine Zöglinge nennen, da ich nicht ihre Erziehung, sondern blos ihren Unterricht in der Religion besorgte. Und zwischen Unterricht und Erziehung ist ein großer Unterschied. Durch den Unterricht lehrt man die Kinder allerley Gutes erkennen, und durch die Erziehung lehrt man sie gut handeln.

Diese beyden Zöglinge will ich Ferdinand und Moriz nennen. Sie haben zwar andere Namen, aber ich habe meine guten Ursachen dazu, warum ich ihnen erdichtete Namen beylege. Denn ich wer-

de euch das Gute, sowohl als die Fehler, die sie an sich haben, erzählen. Wenn sie nun ihren Namen und ihr Lob gedruckt läsen, so könnten die kleinen Männerchen wohl gar stolz werden, und denken, Wunder wer sie wären, und das wäre gar nicht gut für sie. Denn ein stolzer Mensch denkt er wisse und könne schon alles, will nicht klüger und nicht besser werden, will keine Erinnerung annehmen, und bleibt also, seines Stolzes wegen, weit zurück. Und wenn sie ihren Tadel gelesen hätten, so möchte es sie zu sehr betrübt haben, daß ich ihre Fehler einem grosen Theile junger Deutschen bekannt gemacht hätte.

Ferdinand und Moriz waren also entzückt vor Freuden, da ich ihnen sagte, daß sie mich auf meiner Reise begleiten sollten. Sie suchten zusammen alles, was sie auf ihren Reisen mitzunehmen gewohnt sind, z. E. einen Kamm, Messer, Bleyfeder, Schreibtafel u. dgl Die übrigen aber waren betrübt. Ich konnte dießmal ihnen aber nicht helfen, und richtete sie damit auf, daß ich dieß Jahr noch ein paar Reisen nach dem herrlichen fürstlichen Garten in Wörlitz, davon Herr Magister Götze eine vortrefliche Beschreibung hat drucken lassen, thun würde, daran sie Theil nehmen sollten. Ich habe auch Wort gehalten. Sie beruhigten sich bey diesem

Ver-

Versprechen, so daß ich mich nicht erinnern kann, daß eines von ihnen geweinet habe.

Und da thaten sie auch wohl daran. Denn in dieser Welt kann man nun schlechterdings nicht allemal haben, was man wünscht. Bin ich doch nun vierzig Jahre alt, und gleichwohl geht es, bald da bald dort, nicht so, wie ich wünschte, daß es gehen möchte. Daher ist es gut, wenn man sich bald daran gewöhnet, sich zu beruhigen, wenn es nicht nach unserm Kopfe geht.

Auf was für Art sollten wir aber nun reißen? zu Fuße? ich dächte, das wäre das beste gewesen. Denn wenn man zu Fuße reißt, so kostet es nicht gar viel, man kann da auf dem Wege alle Insekten, Vögel, Kräuter, Bäume, Berge und Aussichten betrachten. Und meine Zöglinge können wirklich gut wandern, da ich mit ihnen schon mehrmal einen Weg von vier Meilen in einem Tage zu Fuße gemacht habe. Aber dann hätten wir wohl drey Wochen haben müssen, um den Weg zu endigen, den ich mir vorgesetzt hatte, und dieß gieng doch nicht an, weil ich ein Amt hatte, das ich besorgen mußte. Aber künftig, da ich nun ohne Amt bin, denke ich doch euch noch manche Reise zu beschreiben, die wir zu Fuße gemacht haben.

Wir entschlossen uns also eine Kutsche zu mie-
then. Ein sehr thätiger Freund, der noch mehr als
ich gereißt ist, und also das Fuhrwerk besser versteht,
als ich, hatte die Gefälligkeit, mir eine Kutsche zu
miethen, und den Accord so zu machen, daß ich für
ein gewisses Stück Geld, ich glaube es waren zwölf
Thaler, Kutsche und Pferde, eine Woche lang zu
meinen Gebrauch haben sollte.

So war also alles richtig.

Ehe wir uns aber noch zur Ruhe legten, erfuh-
ren wir, daß eine Freundin von uns eine nothwen-
dige Reise nach Magdeburg thun müßte. Da wir
nun noch so ziemlich einen Platz in unserm Wagen
entübrigen konnten, auch nahe bey Magdeburg fah-
ren wollten, so glaubten wir, es wäre unsere Schul-
digkeit dieser Freundin unsern Wagen anzubieten.
Wir thaten es und sie nahm unser Anerbieten zu un-
ser aller Vergnügen an.

Warum wir es wohl für Schuldigkeit hielten,
einer reisenden Freundin einen Theil der Beschwer-
lichkeiten der Reise abzunehmen? gebe ich euch zu
überlegen.

Angenehme Anblicke und Erinnerungen.

Bald früh erwachte ich, weckte meine Reisegesellschaft auf, die auch sogleich munter wurde, und sich reisefertig machte. Denn wir wollten diesen Tag noch bis Egeln kommen, welches sieben Meilen weit von Dessau entfernet ist. Wenn wir nun lange in unsern Betten hätten bleiben, hernach bey dem Anziehen, tändeln wollen, so würden wir unsere Absicht nicht erreicht haben. Gut war es also, daß wir uns alle gewöhnt hatten, früh aufzustehen und uns hurtig anzuziehen.

Wir fuhren zu einem Thore hinaus, welches man insgemein das Spittelthor nennt, vermuthlich weil der Weg vor einem Hospitale, für abgelebte Bürger, vorbey geht, das man, in der gemeinen bürgerlichen Sprache, einen Spittel nennt.

So bald wir zum Thore hinaus waren, kamen wir in eine Gegend, die von Natur aus lauter Sand besteht. Man sagt insgemein, die Mark Brandenburg wäre des Heiligen Römischen Reichs Erzstreubüchse, aber diese Gegend um Dessau verdient gewiß mit eben diesem Rechte diesen Namen. Denn wenn alle, alle, alle, Schriftsteller des Heil. Römi-

schen

schen Reichs, und alle, alle, alle, Kinder, die in demselben erzogen werden, zusammen kämen und schrieben und streueten, so würden sie doch nicht im Stande seyn den Sand zu verstreuen, der in der Gegend um Dessau liegt.

Wenn ich euch nun sage, lieben Kinder, daß diese Gegend, die die Natur zur Streubüchse des Heiligen Röm. Reichs scheint bestimmt zu haben, wie ein kleines Paradies aussieht, kommt euch dieß nicht unglaublich vor? und doch ist es wahr. Es ist da alles grün, und voll von den reizendsten Aussichten. Die Menschen haben durch Nachdenken und Arbeiten alles umgeschaffen, und den Sand theils gezwungen allerley nützliche Gewächse hervorzubringen, theils durch den Zusatz von allerley Erdarten ihn fruchtbar gemacht. Denn sobald der Mensch nachdenkt und seine Kräfte braucht, so kann er alles, was um ihn ist, verändern und verschönern.

Wenn freylich die dortigen Einwohner eigensinnig gewesen wären, und nichts anders als Getraide hätten anbauen wollen, so würden sie wenig Glück damit gehabt haben. Denn das Getraide kömmt in bloßem Sande nicht wohl fort, es bleibt immer klein und hat kurze Aehren. Und wirklich stunden die mehresten Aecker, die hierum mit Getraide

traide besäet waren, ziemlich traurig da. Aber Gott hat für jeden Boden Pflanzen geschaffen, die auf demselben sehr gut fortkommen; wer nun fein aufmerksam ist, und die Pflanzen kennen lernt, die für jeden Boden schicklich sind, der kann sein Land benutzen, es mag beschaffen seyn, wie es will. Ist es naß, so bepflanzt er es mit — ist es bergicht, so besäet er es mit — Womit? das mögt ihr rathen. Ich muß euch doch einmal probiren, ob ihr von der Landwirthschaft etwas versteht.

Die Dessauer mochten wohl aufmerksam auf ihren Boden und die Pflanzen gewesen seyn, die für denselben am schicklichsten wären; denn sie hatten die mehresten Aecker, die auf dem Striche lagen, durch den wir reiseten, mit einer Pflanze besäet, die immer einen sandigen Boden verlangt, mit — Tobak.

Fi! werdet ihr sagen, mit Tobak? das ist eine garstige Pflanze, die nützt ja zu gar nichts. Halb recht möget ihr nun wohl haben; viele andere Gewächse mögen wohl weit nützlicher seyn, als Tobak. Und wenn ihr mich fragtet: soll ich denn das Tobakrauchen lernen? so würde ich euch antworten: ich kann euch nicht dazu rathen, meine Lieben. Denn die Tobakraucher haben ein Bedürfniß mehr, als andere Menschen. Wenn sie Haus und Hof,

Essen

Essen und Trinken, Kleider und Gesellschaft haben, aber keinen Tobak, so fehlt ihnen doch etwas, und sie befinden sich nicht wohl. Sie verderben sich mit dem Rauchen auch ihre Zähne, und geben ihrem Odem, ihren Kleidern und Büchern, einen Geruch, der denen, die keinen Tobak rauchen, nicht anders als unangenehm seyn kann.

Ganz unnütze wollen wir aber die Tobakspflanze doch nicht nennen. Denn es giebt doch viele tausend Menschen, die sich daran laben, und bey einer Pfeife Tobak so vieles Vergnügen finden, als ein anderer bey einer Bouteille Burgunder. Sollten wir nun nicht damit zufrieden seyn, wenn wir sehen, daß unsere Nebenmenschen, die für uns arbeiten, aus einer Pfeife Tobak, die oft nicht einmal einen Pfennig kostet, so vieles Vergnügen ziehen können? Ich wenigstens freue mich allemal, wenn ich einen arbeitsamen Mann, bey einer Pfeife Tobak, sich erhohlen sehe.

Ueberdieß muß ich euch sagen, daß eine große Anzahl Menschen von der Tobakspflanze ihr Brod habe, und daß die Dessauischen Bürger sich itzo weit besser befinden, da sie Tobak bauen, als ehemals. Da giebt es so viele arme Handwerksleute, die mit alle ihrem Fleiße, nicht mehr, als täglich etliche Groschen, verdienen, davon sie ihr Weib und

ihre

ihre Kinder ernähren müssen. Nun bedenkt einmal selbst, was für schmale Bissen es setzen würde, wenn eure lieben Eltern nicht mehr, als etliche Groschen täglich, einzunehmen hätten! Diese armen Handwerksleute helfen sich nun mehrentheils mit dem Tobaksbaue. Sie pachten einen oder etliche Aecker, (ihr wißt doch wohl, was pachten ist) bepflanzen sie mit Tobak, und tragen alsdenn ihrem Weibe und ihren Kindern auf, daß sie unterdessen, daß sie selbst in ihrer Werkstatt arbeiten, den Tobak warten, von Unkraute reinigen, die Blätter abpflücken und troknen. Wenn dieß alles geschehen ist, so verkaufen sie den getrokneten Tobak an diejenigen, die ihn zubereiten wissen, und bekommen dafür so viel Geld, daß sie nicht nur ihren Pacht bezahlen, sondern auch noch ihren Hauszins davon entrichten, ihre Familie kleiden, oder andere schwere Ausgaben davon bestreiten können.

In Dessau selbst giebt es Leute, die diesen Tobak zuzubereiten wissen, denn ich habe verschiedene angetroffen, die ihn spannen oder Rollen daraus machten, die hernach von dem Landmanne und dem gemeinen Bürger geraucht werden. Diese Tobaksspinner haben also auch von dem Tobak ihr Brod.

Aber noch weit mehrere Nahrung verschaft durch den Tobak der Herr Kaufmann Bramigk der Stadt

Dessau

Dessau. Er hat eine sehr große Tobaksfabrik angelegt, in welcher zwar wenig oder gar kein Dessauischer Tobak verarbeitet wird, aber das, was er verarbeiten läßt, ist doch Tobak. Bey meinen Spaziergängen habe ich oft mit vielem Vergnügen zugesehen, wie vielen Menschen dieser rechtschaffne und einsichtsvolle Mann Brod verschaft. Gieng ich ausser der Stadt, an die Mulde, so fand ich da eine Mühle, die für ihn Schnupftobak stampfte, und viele Leute, die dabey geschäftig waren, in Nahrung setzte. Kam ich in die Stadt zurück, so sprach ich oft in seine Fabrik selbst ein, und freuete mich über die vielen Leute, die da mit Zubereitung des Tobaks ihren Unterhalt verdienten. Gieng ich weiter, so kam ich auf einen Platz, wo er ein sehr prächtiges Gebäude aufführen ließ, und wo es beständig von Maurern, Zimmerleuten, Ziegeldeckern und Tünchern, wimmelte, die da ihr Brod fanden.

Wahr ist es nun wohl, daß die erste Ursache von der Nahrung, die hier eine solche Menge Menschen fand, des Herrn Bramigks Verstand und Thätigkeit war. Aber das Mittel, durch welches er so viele unserer Nebenmenschen ernährte, war doch die Tobakspflanze. Ist sie also wohl unnütze?

Ich glaube, es wachsen noch hundert Pflanzen um uns, davon jede eben so viele Nahrung unsern

Mitbürgern

Mitbürgern verschaffen könnte, als der Tobak; wir kennen sie nur nicht. Seyd doch also ja aufmerksam auf jede Pflanze, die ihr antreffet! vielleicht ist der eine oder der andere von euch so glücklich, die Kraft und den Nutzen von einer Pflanze zu entdecken, die man zeither für unnütze hielt. Und dann wohl euch! ihr werdet nicht nur von dieser einzigen Pflanze euch reichlichen Unterhalt verschaffen, sondern auch viele eurer armen Nebenmenschen ernähren können.

Besonders seyd aufmerksam auf die Pflanzen, die in grosser Menge, ohne Wartung, wachsen. Gott muß doch wohl seine Absichten gehabt haben, warum er diese Pflanzen in so grosser Menge wachsen ließ. Da wächst z. E. an den Rändern die Wolfsmilch, in dem Roggen die Rade, im Weizen der Wachtelweizen, in der Gerste und im Hafer der Windhafer. Die mehresten murren darüber und wünschen, daß diese Pflanzen gar nicht auf der Welt seyn möchten. Ihr aber thut es ja nicht. Je häufiger sie da sind, desto begieriger müßt ihr seyn, ihren Nutzen zu erfahren; denn umsonst sind sie gewiß nicht da. Vielleicht bauet man künftig die Wolfsmilch eben so sorgfältig an, wie itzo den Tobak, und den Windhafer, wie die Gerste.

Ausserdem sind in dieser Gegend auch verschiedene Striche Landes mit Kiefern besäet, welche im Sande auch sehr gut fortkommen. Ein dergleichen Wäldchen, welches insgemein das Philanthropistenwäldchen genennt wird, zog vorzüglich unsere Aufmerksamkeit auf sich, weil wir darinne vieles Vergnügen genossen hatten. Wenn die Lehrer des Philanthropins mit ihren Zöglingen von ihren Arbeiten sich erholen wollten, so spatzierten sie insgemein in dieses Wäldchen, und ergötzten sich da mit allerhand unschuldigen Spielen. Ferdinand und Moritz klopften in die Hände, da sie es sahen, und erzählten mir von allerley Lustbarkeiten, die sie hier in Gesellschaft und unter Aufsicht ihrer guten Lehrer, angestellt hätten.

Noch mehr freueten sie sich aber, da sie das philanthropische Gärtchen erblickten. Und ich kann nicht umhin, ich muß euch auch von diesem etwas sagen. Es war, da ich nach Dessau kam, ein sehr unfruchtbares und sandiges Stück Land. Der gütige Fürst von Dessau schenkte es dem Philanthropin. Aber er schenkte es nicht nur, sondern machte auch Anstalten und Aufwand, dasselbe in eine recht lustige, reizende, Gegend zu verwandeln. Dann das scheint überhaupt das größte Vergnügen dieses vortreflichen Fürsten zu seyn, Wüsteneyen in Lustgärten

gärten umzuschaffen. Sobald er Befehl gab, dies ses Stück Land zu verbessern, so waren eine Menge Hände beschäftigt, seinen Befehl zu vollziehen. Unter diesen Händen verwandelte sich auf einmal alles. Das ganze Stück Landes wurde mit einem Graben und einem Walle umgeben; von allen Orten kamen Fuhren bey, die Schlamm, der von den Gassen und aus den Gräben war gesammlet worden, zusammenführten, und damit den unfruchtbaren Sand bedeckten. Bald stund ein Lusthaus da, in der Mitte des Gartens quoll ein Brunnen, und den nächsten Frühling sahe man Alleen von inn- und ausländischen Bäumen, und den ganzen Garten mit den schönsten Blumen und Küchengewächsen bedeckt.

Ich bin niemals ohne Rührung durch diesen Garten gegangen. Bey dem Anblicke desselben empfand ich nicht nur Hochachtung gegen den würdigen Fürsten, der dieß alles durch seine weisen Anordnungen hervorgebracht hatte, sondern auch gegen die menschliche Natur überhaupt, die solche große Dinge möglich machen kann. Oft, wenn ich mit den Philanthropisten mich hier vergnügte, theilte ich ihnen meine Gedanken mit, und sagte: O denkt, lieben Kinder, so oft ihr diesen Garten seht, daran, wie viel der Mensch vermag, wenn er seine Kräfte

braucht. Keine Gegend ist so traurig, die er nicht verschönern könnte. In euch liegen eben diese Kräfte, wer weiß was ihr einmal ausführen könnt, wenn ihr euch früh zur Thätigkeit gewöhnt, und alles meidet, was eure Kräfte schwächen könnte.

Sobald dieser anmuthige Garten uns in die Augen fiel, glühte Ferdinanden das Gesicht, und er sagte mit unbeschreiblicher Freudigkeit: In diesem Garten steht auch ein Baum, den ich gepflanzt habe.

Wie so? fragte ich.

Ich war einmal, mit vielen Philanthropisten, antwortete er, hier. Da kam unser lieber Fürst und ließ Bäume pflanzen. Er fragte uns, ob wir nicht mithelfen wollten, und wir sagten alle, Ja. Da mußte jeder einen Baum pflanzen, und ich auch. Der liebe Fürst sahe mir zu, und war mit mir zufrieden. Ach! da freue ich mich! da freue ich mich, so oft ich diesen Garten sehe.

Ich freuete mich auch gar herzlich darüber. Der gute Fürst hatte durch diese Handlung ohne Zweifel die Philanthropisten belehren wollen, daß man nicht blos in der Welt sey, um Vergnügen zu genießen, sondern auch, um es zu befördern, und daß die Beförderung des Vergnügens anderer uns mehr Vergnügen mache, als der Genuß. Denn wirklich hatte Ferdinand

nand gar vieles Vergnügen in dieſem Garten genoſſen; das Andenken an alles dieſes machte ihm aber nicht ſo viele Freude, als das Bewußtſeyn, daß er hier einen Baum gepflanzt und ſo etwas zum Vergnügen ſeiner Nebenmenſchen beygetragen habe.

Wir haben uns dieß gemerkt, und uns vorgenommen, daß wir künftig nicht nur Vergnügen genieſſen, ſondern es auch befördern wollen. Und da wir es fühlten, daß es ſo groſſe Freude mache, wenn man Bäume pflanzt, ſo haben wir allerley Ueberlegungen angeſtellt, wie wir es machen wollen, daß auch durch uns recht viele Bäume in die Welt kommen. Wirklich grünen auch ſchon einige Bäume, die wir in den Garten des Landguts, das wir itzo bewohnen, gepflanzt haben. Vorzüglich, wenn der liebe Gott uns eine beſondere Wohlthat erzeigt, wollen wir, den nächſten Frühling oder Herbſt, einen Baum gemeinſchaftlich ſetzen, und, ſo oft wir vorbey gehen, einander an die empfangne Wohlthat erinnern. Warum wir nicht gerade an dem Tage, da uns die Wohlthat erzeigt wird, dieſe Bäume pflanzen? werdet ihr wohl wiſſen.

Des Fürſten würdiger Bruder, der Prinz Hans Jürge, fühlt es auch, was es für Freude mache, wenn man Bäume pflanzt. Davon zeigt der ſchöne Garten, den er angelegt hat, den die Deſſauer,

ihm zu Ehren, Georgium nennen, und der uns auf diesem Wege ebenfalls in die Augen fiel. Auch dieser Platz war, wie ich aus dem Boden schließen muß, sonst eine Sandwüste, und nun verwandelt er sich, durch die vortreflichen Anstalten dieses Prinzen, von Jahre zu Jahre, in ein Lustgefilde. Durch denselben ist die Stadt Dessau mit der Elbe, die wenigstens eine halbe Meile davon entfernt ist, sehr glücklich vereinigt worden. Denn von den Stadt-Thoren, bis zu Georgium, sind Alleen gepflanzt, von diesen gehen wieder Alleen bis zu einem anmuthigen Lustwalde, den man insgemein Beckerbruch nennet, und der nun um gar vieles schöner geworden ist, da ihn der Prinz mit Canälen hat durchschneiden, und durch denselben Spatziergänge hauen lassen; und von diesem anmuthigen Walde, wo ich bald alleine, bald in Gesellschaft meiner Familie oder anderer Freunde, gar viele selige Stunden genossen habe, führen wieder neuangelegte Alleen bis zur Elbe. So kann man also von den Dessauischen Stadtthoren, in den anmuthigsten Spatziergängen, ganz unvermerkt bis zur Elbe kommen, und da die Schiffe vorbey segeln sehen.

Von

Von der Verwandelung der Menſchen in Engel und in Thiere.

Indem wir uns miteinander über alle dieſe angenehmen Gegenden, und das Vergnügen, das wir darinne genoſſen hatten, beſprachen, kamen wir nach und nach von dem Deſſauiſchen Lande weg auf Preußiſchen Boden. Wir waren nicht gar lange auf demſelben gefahren, ſo erblickten wir das erſte Preußiſche Städtchen, welches Aken heiſt. Es iſt zwar klein und nicht ſehr ſchön, weil es aber meine Zöglinge das erſtemal ſahen, ſo freueten ſie ſich doch ungemein über den Anblick deſſelben, und zählten alle Augenblicke, bis ſie dahin kamen. Denn der Menſch iſt nun ſo, alles was neu iſt, zieht ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ein ausländiſches Thier betrachtet er immer begieriger, als ein Inländiſches, wenn auch das letztere wirklich ſchöner und nützlicher wäre.

Mir gieng es ſelbſt ſo. Ich betrachtete Aken mit weit größerer Aufmerkſamkeit, als die Städte, die ich lange bewohnt hatte, und deswegen an ihren Anblick war gewöhnt worden. Da fiel mir nun gleich in die Augen, daß das Thor und die Mauern von Ziegelſteinen erbauet waren. Ich hatte dieß

zwar auch schon in Dessau gesehen, wo hohe Thürme von Ziegelsteinen aufgeführet sind, bey weiten hatte es aber nicht so starken Eindruck auf mich gemacht, als itzo, da ich es an einer, mir ganz neuen, Stadt sahe. Viele von euch, meine Lieben, die ihr Lebelang noch keine Mauer, oder Thurm, von Ziegelsteinen gesehen haben, wird dieses auch befremden.

Die Ursache, warum in dieser Gegend fast alles von Ziegelsteinen erbauet wird, ist diese: weil in der ganzen Gegend Sand und flaches Land und fast gar kein Berg ist, aus dem Steine könnten gebrochen werden. Wenn daher Palläste für Fürsten oder andere reiche Personen sollen erbauet werden, so sind sie genöthigt, sich die Steine weit her, gemeiniglich von Pirna, holen zu lassen.

Diese Erfindung der Ziegelsteine macht nun dem menschlichen Verstande wieder Ehre, und beweist, daß er fast alles vermag, wenn er es nur ernstlich will, und darüber recht nachdenkt. Ich stelle mir vor, daß einmal ein Mann, in einer sandigen Gegend, wo weit und breit kein, zum Bauen tüchtiger, Stein zu finden war, den Entschluß faßte: ich will eine Mauer aufführen. Er entdeckte seinen Entschluß seinen Freunden, die lachten ihn alle aus, und sagten, der Mann schwärmt? denkt einmal,

er

er will eine Mauer aufführen, und hat keine Steine. Ha! Ha! Ha! eine Mauer ohne Steine!

Was lacht ihr? antwortete er, **wenn ich keine Steine habe, so muß ich welche machen.** Und nun dachte er nach, ob es nicht möglich sey, Steine zu machen? erfand die Ziegelsteine, und ward so, durch sein Nachdenken, gleichsam ein Engel, der möglich machen kann, was andere Menschen für unmöglich halten.

Es wäre sehr gut, lieben Kinder, wenn ihr alle, wie dieser Mann dächtet, und da desto mehr Kraft anwendetet, wo die mehresten Schwierigkeiten zu überwinden sind, daß ihr immer dächtet: **was ich nicht kann, das muß ich lernen; was ich nicht habe, das muß ich mir zu verschaffen suchen; was mir unmöglich scheint, das muß ich versuchen.** Dann würdet ihr bald ganz andere Kinder werden, und über euch selbst erstaunen, daß ihr so vieles möglich machen könntet, das euch unmöglich schien.

Das sagten wir im Dessauischen Erziehungsinstitute immer unsern Zöglingen vor, und sahen oft mit Vergnügen, daß alle, die uns glaubten, alle Schwierigkeiten überwanden, und Dinge möglich machten, die sie erst selbst für unmöglich hielten.

Da wir zum Thore hinein fuhren, gab es mancherley abzuthun. Ich wurde nach meinem Namen, Stande, dem Orte, woher ich käme, und wohin ich reiste, sehr genau befragt, und ich gab auf alle Fragen richtige Antwort. Denn in den preussischen Staaten muß sich jeder Reisende diese Ordnung gefallen lassen, die die gute Absicht hat, es zu verhüten, daß nicht etwa lüderliche Personen sich einschleichen, die dem Staate Schaden thun.

Unterdessen hatte ich bey diesem Examen etwas Langeweile, die ich mir damit zu vertreiben suchte, daß ich die Gesichter, den Anzug und Anstand, der Leute beobachtete, die die Neugier zu unsern Wagen gelockt hatte. Unter denselben zog vorzüglich ein Mann meine Aufmerksamkeit auf sich, der ein sehr kupfriges aufgedunstetes Gesicht, und eine so faule Miene hatte, als wenn er sagen wollte, das kann ich nicht.

Du wirst wohl, dachte ich, wenn die Steine mangelten, niemals sagen, da will ich mir welche machen!

Ich war begierig, diesen Mann genauer kennen zu lernen, und fragte ihm Verschiedenes, daß das Städtchen Aken betraf. Er war nicht im Stande, eine einzige Frage recht bestimmt zu beantworten. Seine gewöhnliche Antwort war: das weiß ich nicht,

nicht, das kann ich nicht sagen. Endlich, dachte ich, will ich dir doch einmal eine Frage vorlegen, die du mir gewiß gut beantworten wirst. Kann er mir denn nicht sagen, fragte ich ihn, wo man ein gutes Glas Brandewein haben kann? Auf einmal heiterte sich sein Gesichte auf, seine Augen wurden helle, und mit lächelnder Miene zeigte er mir die Straße, wo guter Brandewein zu haben wäre, nennte mir die verschiedenen Arten desselben, und den Preiß von jeder. Ich dankte ihm für gegebene Nachricht, und fuhr weiter, nach dem andern Thore zu.

Das war also einer von den Unglücklichen, die durch den häufigen Gebrauch des Brandeweins, sich den Gebrauch ihres Verstandes und ihrer Thätigkeit beraubt haben, und so untüchtig geworden sind, für sich und andere etwas zu thun.

Und solcher Unglücklichen, lieben Kinder, giebt es viele Tausend in der Welt. Da ich nun herzlich wünsche, daß kein einziger von meinen kleinen Lesern und Leserinnen unglücklich werden möchte, so kann ich nicht umhin, euch etwas vom Brandeweine zu sagen.

Für gewisse Menschen ist er ein wahres Gift. Wenn z. E. Kinder heimlich Brandewein trinken, oder Gelehrte und andere Personen, die viel sitzen, ihn, so lange sie keine ausserordentliche Bewegung

haben,

haben, genieſſen wollten, ſo würden ſie ſich bald um die Munterkeit ihres Verſtandes, ihre Thätigkeit und Geſundheit, bringen. Sie würden bald fühlen, daß ihre Seelenkräfte ſtumpf, ihr ganzes Betragen träge und ſchläfrig, und ihre Bruſt nach und nach ſo angegriffen würde, daß daraus ein trockner Huſten entſtünde, der ſich insgemein mit einer auszehrenden Krankheit zu endigen pflegt. Für Perſonen, die eine ſitzende Lebensart führen, iſt er auch um deswillen deſto gefährlicher, weil ſie ſich am leichteſten an denſelben gewöhnen; denn weil ſie gemeiniglich bey dem Brandeweinglaſe ſitzen bleiben, und Muſe genug haben, daſſelbe zu betrachten, ſo wird, durch den Anblick deſſelben, ihr Appetit immer von neuem gereizt, ſo daß ſie unvermerkt die traurige Gewohnheit annehmen, eine immer ſtärkere Portion zu genieſſen.

Für andere Perſonen hingegen, die ſtarke Bewegung haben, und ſich oft der Näſſe ausſetzen, z. E. Fuhrleute, Ackerleute, Poſtillions, oder Reiſende, mag der Brandewein ein geſundes Getränke ſeyn. Und ich glaube wirklich, daß ſolche Perſonen, die in beſtändiger Bewegung ſind, weit beſſer thun, wenn ſie Brandewein, als wenn ſie Kaffee trinken. Denn der Brandewein iſt ſogleich fertig, und in einem Augenblicke genoſſen, aber bey der Zubereis-

bereitung und dem Genusse des Kaffee geht eine Stunde gar bald hin. Und der Verlust einer Stunde ist für einen arbeitsamen Menschen fürwahr kein geringer Verlust.

Für alle Menschen ist und bleibt aber doch dieses Getränk deswegen gefährlich, weil man sich gar zu leicht so stark daran gewöhnen kann, daß es hernach unentbehrlich wird. Es muß ein sehr grosser Reiz darinne liegen, weil man gar zu viele Exempel hat, daß sich Menschen so stark daran gewöhnt haben, daß sie wirklich krank waren, wenn der Brandewein ihnen fehlte.

Wie traurig es mit einem solchen Menschen aussieht, kann ich euch nicht beschreiben. Wenn er auch der Schwindsucht entgeht, die fast immer der Lohn des starken Brandeweintrinken ist, so ist doch sein Leben äusserst freudenlos. Es kommt mit ihm bald so weit, daß er nichts mehr im Zusammenhange erzählen kann. Ehe er an den Schluß seiner Erzählung kommt, so hat er das vorhergehende vergessen, und weiß nicht, wie er fortfahren soll. Nach und nach verliehrt er alles Gefühl für die Freuden, die ihm Gott zugedacht hatte, und hat an nichts in der Welt mehr Vergnügen, als an der Brandeweinflasche.

So wird der Mensch, den Gott zum Engel bestimmt, den er deswegen in die Welt gesetzt hatte, daß er immer vollkommener werden, und Freude um sich verbreiten sollte, ein wahres Thier, das kein Vergnügen weiter kennt, als was seinen Gaumen kützelt. Ja er wird oft noch weit weniger als Thier; denn jedes Thier versorgt doch seine Jungen, aber durch den übermäßigen Gebrauch dieses Getränks kommt es mit vielen Menschen so weit, daß sie ihre eignen Kinder vergessen, sie wild und roh aufwachsen lassen, und das Geld, das sie auf ihren Unterhalt, Kleidung und Unterricht, hätten wenden sollen, in die Brandeweinshäuser tragen.

So kann der Mensch, durch gute Anwendung seiner Kräfte, sich den Engeln nähern, kann aber auch, durch die Ausschweifung seiner Lüste, bis unter das Thier sich erniedrigen.

Und nun, lieben Kinder, schließe ich euch in meine Arme, und frage euch, als euer Freund und Rathgeber: Wollt ihr euch lieber dem Engel oder dem Thiere nähern?

Wirklich! Ihr wollt alle lieber Engel als Thiere werden? nun so bitte ich euch, als euer Herzensfreund: hütet euch nicht nur vor starkem Getränke, sondern auch vor allem, was die Sinne stark kützelt,

und

und doch dem Leibe weiter keine Nahrung giebt. Denn wie leicht könntet ihr dadurch aus Unwissenheit euch dumm und kraftlos, und ganz untüchtig machen, selbst glücklich zu seyn, und anderer Glück zu befördern. Und dieß wollt ihr doch, meine Lieben, gewiß nicht!

Etwas von Juden.

Da ich eben im Begriffe war, weiter zu reisen, kam mir ein Wagen entgegen, in dem ein Frauenzimmer saß. So bald sie mich erblickte, rief sie mich bey Namen, fragte, wohin ich reiste? nach Halberstadt, war meine Antwort. Und Sie? wo reisen Sie hin? fragte ich: Nach Dessau, antwortete sie.

Da war nun herzliche Freude, daß wir hier so unvermuthet einander antrafen. Wir gaben einander die Hände, erkundigten uns, wie es zeither gegangen wäre? wie sich die Familien befunden hätten? wünschten alsdenn einander glückliche Reise, ich bestellte Empfehlungen nach Dessau, und sie nach Halberstadt. Und nun reiste jedes seinen Weg.

Könnt

Könnt ihr wohl rathen, wer dieses Frauenzimmer gewesen ist? wir wollen es versuchen. Ihr habt die Erlaubniß zu fragen, und ich beantworte eure Frage entweder mit Ja oder Nein.

Fragt also, ich will antworten!

War sie aus Deutschland?

Ja.

Aus dem obersächsischen Kreise?

Nein.

Aus dem Niedersächsischen?

Ja.

Aus dem Preußischen?

Ja.

Aus dem Magdeburgischen?

Nein.

Aus dem Halberstädtischen?

Ja.

Aus Halberstadt selbst?

Ja.

War sie lutherisch?

Nein.

Reformirt?

Nein.

Katholisch?

Nein.

Griechisch?

Nein.

Socinisch?

Nein.

Na Na, eine Naturalistin?

Nein.

Und was soll sie denn sonst gewesen seyn?

Ja, meine Lieben, es giebt gar viele Leute auf der Welt, die weder Christen noch Naturalisten sind.

Ach! nun weiß ich es, eine Türkin?

Wie kommen denn die Türken nach Halberstadt?

Eine Jüdin?

Getroffen! eine Jüdin! und da wohl wenige von euch Bekanntschaft unter den Halberstädtischen Juden haben, so will ich euch mit fernern Fragen verschonen. Sie war wirklich eine Jüdin aus Halberstadt. Vor einigen Monaten hatte sie ihre Tochter an den Sohn des Juden, mit dem ich immer zu handeln pflegte, verheyrathet, dieser hatte mich zur Hochzeit einladen lassen, und da hatte ich sie kennen lernen.

Ein Christ, sagt ihr, auf einer Judenhochzeit? und noch dazu ein Lehrer der Religion? das ist doch sonderbar!

Und warum denn sonderbar? Wenn unser Erlöser, JEsus, auf die Hochzeit eines ehrlichen Juden

wäre eingeladen worden, iſts nicht wahr, er hätte die Einladung angenommen? Warum ſollten es denn die nicht thun, die ſeine Lehre erklären und vortragen? Sind denn die Juden nicht Gottes Kinder? verehren ſie nicht eben den Gott, den wir verehren?

Aber ſie verehren doch Jeſum nicht!

Freylich nicht. Wenn aber eure lieben Eltern Juden wären, würdet ihr da wohl Jeſum verehren?

Schwerlich.

Gewiß nicht. Denn da jedes gute Kind die aufrichtigſte Liebe und Hochachtung gegen ſeine Eltern hat, ſo glaubt es gern was ſie ihm ſagen. Wenn ſie alſo verſichern: die jüdiſche Religion allein iſt wahr, ſo glauben ſie es gern und werden Juden.

Aber die Juden ſind doch ſehr ſonderbare Leute, eſſen kein Schweinefleiſch, keinen Haſenbraten, wer kann denn mit ſolchen Leuten umgehen?

Das iſt freylich wahr. Und ich muß euch noch mehr ſagen; ſie eſſen und trinken faſt gar nichts mit uns. Ich habe oft meine jüdiſchen Freunde, wenn ſie zu mir kamen, gebeten, daß ſie an meiner Mahlzeit Theil nehmen, oder wenigſtens ein Glas Wein mit mir trinken ſollten. Sie haben mich aber allezeit gebeten, daß ich ſie mit ſolchen Zumuthungen

thungen verschonen sollte, weil ich wohl wüßte, daß ihnen ihr Gesetz dieß untersage. Das war mir freylich nicht lieb, aber böse konnte ich deswegen doch nicht auf sie seyn. Sie thaten ja weiter nichts, als was sie von ihren lieben Eltern gesehen und gehört hatten. Warum essen wir denn nicht auch Pferdefleisch, wie die Tartarn thun? ists nicht wahr, deswegen, weil unsere Eltern Abscheu gegen dasselbe bezeigt haben. Handeln wir also nicht eben so wie die Juden? Und wenn der Jude nicht mit mir essen und trinken will, darf ich denn deswegen nicht mit ihm essen und trinken?

Aber sie sind doch Betrüger?

Nein, meine Lieben, das gebe ich euch durchaus nicht zu. Ich habe so manchen braven Juden kennen lernen, den ich nie auf einer schlechten That antraf, der mir viele Beweise von Ehrlichkeit und Dienstwilligkeit gegeben hat. Und solche Leute sollten Betrüger seyn? das kann ich schlechterdings nicht zugeben. Daß es unter ihnen Betrüger giebt, leugne ich nicht. Ich selbst bin einigemal betrogen worden. Giebt es aber nicht auch Betrüger unter den Christen? seyd ihr nicht selbst bisweilen von ihnen betrogen worden? wäre es nun wohl recht, wenn ein Jude geradezu sagen wollte: die Christen sind Betrüger?

Das wäre nun freylich nicht recht. Man hat ja aber gar viele Exempel, daß die Juden gegen die Christen sehr tückisch und boshaft sind. Sie haben ja bisweilen die Brunnen vergiftet, Christenkinder ermordet, und ihr Blut getrunken.

Das ist alles erlogen, meine Lieben! das haben alles boshafte Christen erdacht. Und wenn nun Christen solche boshafte Verleumdungen den Juden nachsagen, wäre es da wohl Wunder, wenn mancher Jude tückisch und boshaft würde? Und wenn ihr nun an den Zoll denkt, den die Juden entrichten müssen —

Was denn für einen Zoll?

Davon wißt ihr auch nichts? In den mehresten deutschen Provinzen muß ein durchreisender Jude von seiner Person eben sowohl Zoll entrichten, wie Thiere, die zu Markte getrieben werden. Ich kenne Städte, wo ein Jude für jeden Tag, den er da leben will, einen Dukaten erlegen muß, ist dieß nicht traurig? wenn darüber mancher tückisch und boshaft würde, dürften wir uns wohl darüber wundern?

Man hat uns aber gesagt, sie wollten nicht arbeiten, sondern immer nur handeln, dadurch nähmen sie den Christen alle Nahrung weg. Deswegen

gen wird man ihnen wohl dieſen Zoll auferlegt haben.

Das iſt auch nicht ganz wahr, daß ſie nicht arbeiten wollten. Sie können ja nicht arbeiten, weil man es ihnen nicht erlaubt.

Nicht erlaubt? das wäre ja ſonderbar.

So iſt es aber wirklich. In den wenigſten Ländern iſt es ihnen erlaubt Handwerker zu erlernen. Wenn ſie alſo dieſelben nicht erlernen dürfen, ſo können ſie ja dieſelben auch nicht treiben, ſie können ja alſo nicht arbeiten.

Nun das iſt aber auch wirklich nicht recht.

Freylich iſt es nicht recht. Es iſt dieſe Art, die Juden zu behandeln, in den alten Zeiten eingeführt worden, da die Menſchen noch hart und rauh waren, und nur nach und nach wird ſie abgeändert werden können. Wir können dazu nicht viel beytragen, aber das wollen wir doch thun, daß, ſo oft wir einen Juden ſehen, wir uns erinnern: das iſt auch ein Kind meines Gottes, das iſt auch mein Bruder; wollen ſie deswegen nie beleidigen, ſondern ihnen dienen, wo wir können. Da werden ſie auch mehr Liebe zu uns bekommen, und mancher, der durch die Kränkungen, die er von den Chriſten erdulden mußte, gegen uns erbittert wur-

de, wird dadurch gebeſſert werden. Es iſt nicht genug, daß wir eine beſſere Religion haben, wir ſelbſt müſſen auch beſſer ſeyn.

Preußiſche Bemühungen, die Welt zu verſchönern.

Von Aken aus kamen wir in eine Gegend, die uns nicht recht gefallen wollte. Es war da alles einförmig, und wenig Abwechslung. Aber bald fanden wir doch ein und das andere, das unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zog, daraus man ſchließen konnte, daß da herum Leute wohnten, die es ſich angelegen ſeyn ließen, die Welt zu verſchönern. Dergleichen thätige Leute findet man vorzüglich in den Preußiſchen Ländern. Denn da ihr großer König immer Anſtalten macht, ſeine Länder zu verſchönern, Moräſte auszutrocknen, Sandwüſten in Gärten zu verwandeln, die entfernteſten Ströme durch Kanäle miteinander zu verbinden, und immer mehrere nutzbare Bäume anpflanzen zu laſſen, ſo wer-

werden viele seiner Unterthanen durch sein Exempel ermuntert, ihm nachzuahmen.

Da sahen wir z. E. ein groſses Riet, das man angefangen hatte in Aecker einzutheilen, und mit allerhand nutzbaren Gewächsen und Bäumen zu bepflanzen. Das machte mir groſse Freude, und auch meinen Zöglingen, sobald ich ihnen den Unterschied zwischen einem Riete und einem ordentlich bebauten Felde sagte.

Ihr wollt diesen Unterschied auch wissen? gut, so will ich ihn euch sagen, weil ich glaube, daſs es euch auch Freude machen wird.

Seht, seit langen Zeiten ist es gebräuchlich, daſs jede Gemeine ein sehr groſses Stück Feld hat, das nicht besäet wird, von dem sie auch nichts erndet, sondern nur die Gräser darauf wachsen läſst, die die Natur von selbst hervor bringt. Auf diese Plätze läſst sie nun ihre Rinder und Schafe treiben, und nennt sie ein Riet.

Nun bedenkt aber einmal selbst, wie wenig Nutzen ein solches Riet einbringen muſs. Es wird nicht umgeackert, nicht gedüngt, nicht besäet, kann also unmöglich so viel tragen, als ein Land, das der menschliche Fleiſs bearbeitet. Und das wenige elende Gras, das darauf wächst, wird mehrentheils durch das Vieh zertreten. Denn da jedes Stück

Vieh, das darauf getrieben wird, vier Füße und nur einen Mund hat, so zertritt es mit seinen vier Füßen fast immer viermal mehr, als es mit seinem einzigen Munde genießt.

Ueberlegt ferner, wenn nun ein Riet, von ungefähr hundert Morgen, umgeackert, und mit Klee oder andern Futtergräsern besäet würde, wie viel es alsdenn wohl einbringen müßte! Ich gebe es euch als eine kleine Uebung im Nachdenken und im Rechnen auf.

Vor der Hand will ich euch aber sagen, daß nach meiner Berechnung ein Morgen Land, das, so lange es Riet ist, etwa vier Groschen einbringt, wenigstens einen Louis d'or einträgt, sobald es durch menschlichen Fleiß ordentlich bearbeitet wird.

Darüber werdet ihr erstaunen, und sagen, wie können denn aber die Leute so unverständig seyn, und —

Da muß ich euch aber wieder sagen, daß alte Herkommen sich so leicht nicht abändern lassen. Wenn man etwas von seinem Vater und Großvater gesehen hat, so glaubt man leicht, es müsse so seyn. Ueberdieß kommt es bey Abschaffung der Riete nicht auf einen Mann, sondern auf die ganze Gemeine an. Wie schwer mag es nun wohl seyn, so vielerley Köpfe dahin zu bringen, daß sie

sich

ſich über eine Sache vereinigen! Sie wenden immer ein, daß durch eine ſolche Aenderung ihr Vieh ſeine Weide verliehre. Und wenn man ihnen gleich ſagt, daß ſie das Riet mit allerhand Arten von Klee beſäen könnten, daß ſie alsdenn zehnmal mehr Futter bekämen, daß das Vieh im Stalle könne gefüttert werden, daß es alsdenn ungleich mehr Milch und Butter geben, und ihnen der Dung, der ſonſt umher getragen wird, fein beyſammen bliebe, ſo, daß ſie in den Stand kämen, ihre übrigen Aecker damit zu düngen, ſo haben ſie doch immer noch allerley dagegen einzuwenden.

Das beſte Mittel, den Landmann von den Fehlern abzubringen, die er nach und nach bey dem Ackerbau angenommen hat, iſt wohl dieſes, daß Adeliche oder andere Perſonen, die Landgüter beſitzen, anfiengen, ihre eignen Aecker auf eine beſſere Art zu bearbeiten. Da kommen denn die guten Landleute, ſehen zu, ſchütteln erſt die Köpfe, hernach aber, wenn ſie ſehen, daß die beſſer bearbeiteten Aecker wirklich weit mehr einbringen, fangen ſie nach und nach an, es nachzuthun.

Vermuthlich habe ich einige unter meinen kleinen Leſern und Leſerinnen, die künftig einmal Landgüter beſitzen werden. Wenn ſie nun fein aufmerkſam auf die Landwirthſchaft ſind, ſo werden ſie eins

mal nicht nur ihre eignen Güter verbeſſern, ſondern auch den armen Landleuten, die um ſie her wohnen, bey ihrem Ackerbau, gar vieles lehren können.

Noch ein Exempel von den Preußiſchen Bemühungen, die Welt zu verſchönern, trafen wir an, da wir etwas weiter reiſten. Wir ſahen nämlich, daß die Wege mit einer Art von Bäumen beſetzt waren, die ſehr nutzbar ſind. Ihre Früchte bringen zwar wenig ein, weil man ſie gewöhnlich nicht genießt, auch iſt mir nicht bekannt, daß ihr Holz zu etwas andern, als zum Verbrennen, gebraucht würde, deſto mehr Vortheil zieht man aber von ihren Blättern. Kinder, die wiſſen was ſie damit anfangen ſollen, können ſich damit nicht nur vieles Vergnügen machen, ſondern auch manchen Thaler gewinnen. Was das wohl für Bäume geweſen ſeyn mögen!

Unterdeſſen kamen wir auch auf Plätze, wo dieſe Bäume nach und nach wieder ausgegangen, und keine neuen geſetzt worden waren. Daraus ſchloſſen wir nun, daß da gute Anſtalten wären, daß aber die Ausführung derſelben einem etwas nachläßigen Manne müſſe übertragen ſeyn.

Brücken ohne Waſſer, und Waſſer ohne Brücken.

Bald kamen wir an einige ſehr ſchöne ſteinerne Brücken und — fuhren neben denſelben weg. Denn unter dieſen Brücken war auch nicht ein Tropfen Waſſer zu ſehen, und wir fuhren wirklich weit bequemer, wenn wir neben denſelben, als wenn wir über dieſelben, fuhren. Denn neben denſelben war gerader gebahnter Weg, wollte man aber über ſie, ſo gieng es doch etwas bergauf.

Da ſchüttelten nun meine Zöglinge die Köpfe, und meynten, es wäre doch närriſch, daß man da ſo theure Brücken, ohne Noth, aufgeführt hätte. Ich lächelte und ſchwieg. Wir fuhren noch etwas weiter, und kamen an die Saale. Wir ſahen uns nach einer Brücke um, und konnten keine finden, ob gleich der Fahrweg gerade auf die Saale zu führte.

Das iſt doch ſonderbar, ſagte ich, über das trokne Land ſind ſo ſchöne Brücken geführt, und dem Fluße mangeln ſie. Scheint es doch gar, als wenn der Fluß ſich verrückt hätte.

Ferdinand und Moritz lächelten, und wollten es nicht glauben.

Aber wenn dieses nicht ist, fragte ich weiter, so möchte ich doch wissen, warum man über das trokne Land Brücken geführt hätte?

Nach einigem Besinnen fielen sie darauf, es möchte wohl deswegen geschehen seyn, weil die Saale bisweilen austräte, und die umliegende Gegend überschwemmte. Ich gab ihnen Recht, und wir stimmten alle darinne überein, daß es doch gut sey, wenn man bald auf die zu besorgenden Unglücksfälle sich geschickt mache, indem es hernach zu spät sey, wenn das Unglück einträte; wenn man nicht im troknen Wetter Brücken bauete, so müsse man es sich gefallen lassen, wenn bey eintretenden Ueberschwemmungen die Straßen ungangbar würden; und wenn man nicht bald sich mit Feuerspritzen versorge, so wäre auch kein Mittel da, das Haus zu retten, wenn es von der Flamme ergriffen würde.

Unser Wagen stund nun an der Saale, und wir sahen keine Brücke. Demohngeachtet waren wir in wenigen Minuten über dieselbe. Vielleicht glaubt ihr, wir wären durch dieselbe gefahren? das war unmöglich: denn die Saale ist schon ein ziemlich großer Fluß, der an vielen Orten schiffbar ist. Oder wir hätten noch eine Brücke entdeckt? ich versichere, daß in dieser ganzen Gegend keine Brüke zu finden ist. Im Luftschiffe segelten wir auch

nicht

nicht über, denn dieß war noch nicht zu Stande, ob ich gleich ganz gewiß glaube, daß es zu seiner Zeit zu Stande kommen wird.

Kurz, wir wurden auf einer Fähre über die Saale gesetzt.

Von dieser Fähre muß ich euch doch eine kleine Beschreibung machen. Es ist ein Kahn, der aber eine solche Größe hat, daß ein Wagen sehr bequem in denselben fahren und Platz haben kann. Wir fuhren mit unserm Wagen in denselben ein. Sobald dieses geschehen war, knüpfte der Fährmann einen Strick an ein dickes Seil, welches von einem Ufer der Saale an das andere gezogen, und an jedem befestigt war. Diesen Strick legte er über seine Schultern, hielt mit beyden Händen fest, stemmte sich aus allen Kräften dagegen, und arbeitete alsdenn mit den Füßen so lange, bis er die Fähre zurück getreten, und bis an das Ende derselben gekommen war. War er bis dorthin, so machte er seinen Strick wieder los, gieng zurück, bis an das andere Ende. Da knüpfte er ihn wieder an das Seil, fieng die vorige Bewegung wieder an, und trieb so, durch die Kraft seiner Schultern und Füße, die Fähre bis an das andere Ufer, wo wir ausstiegen, und mit Vergnügen das Fährgeld bezahlten.

Denn

Denn wir waren nun nicht nur glücklich über die Saale gekommen, sondern wir hatten auch, während unserer Ueberfahrt, manche gute Anmerkung gemacht, die wohl die wenigen Groschen werth war, die wir für das Fährgeld hatten bezahlen müssen.

So hatten wir, z. E. angemerkt, wie sehr das Auge uns betrügen könne. Wenn wir auf das Seil sahen, welches über die Saale gezogen war, so kam es uns allen vor, als wenn es mit der größten Geschwindigkeit fortliefe, und die Fähre stille stünde. Wir hätten es auch wirklich geglaubt, wenn wir uns nicht umgesehen, und gar deutlich bemerkt hätten, daß wir uns von dem einen Ufer immer mehr entfernten, und dem andern mehr näherten.

Etwas ähnliches könnt ihr sehen, wenn ihr in einem bedeckten Wagen fahrt, und die Augen auf die Bäume richtet, die an der Seite stehen. Da wird es euch bald vorkommen, als wenn der Wagen stille stünde, und die Bäume fortliefen. Da seht ihr also, daß man den Augen nicht immer trauen darf.

Es ist mir sonst auch so vorgekommen, als wenn die Sonne fortliefe und die Erde stille stünde. Seitdem ich aber dergleichen Anmerkungen gemacht habe, ist es mir doch auch eingefallen, ob es nicht

möglich

möglich ſey, daß die Erde ſich bewege und die Sonne ſtille ſtehe! was meynt ihr dazu?

Auch hatten wir da wieder ein Exempel von der Stärke des menſchlichen Verſtandes, der durch ſein Nachdenken ſich aus allen Verlegenheiten zu helfen weiß, und es auch möglich machen kann, mit Pferden und Wagen, ohne Brücke, über einen groſſen Strom zu kommen. Das befeſtigte uns in unſerm Vorſatze, den wir ſchon oft gefaßt haben, daß wir nicht gleich für unmöglich halten wollen, was wir nicht einſehen und ausführen können. Denn wenn ich und der, und hundert oder tauſend andere Menſchen etwas nicht können, folgt denn daraus, daß es gar niemand könne?

Ankunft in einer neuen Welt.

Dieſe Ueberſchrift ſcheint manchem von euch lächerlich, iſts nicht wahr? Manches denkt wohl, wo ſoll denn jenſeits der Saale die neue Welt herkommen? thut doch der Reiſebeſchreiber, als wenn er über das Weltmeer geſchifft wäre.

Aber

Aber ich versichere euch, lieben Kleinen, man braucht eben nicht über das Weltmeer zu schiffen, um eine neue Welt zu finden. Wenn man nur die Augen und Ohren recht aufthut, und auf das merket, was man sieht und hört, so findet man allenthalben eine neue Welt. Bey der Ueberfahrt über jeden Fluß, bey jeder Station, die man zurück legt, trifft man andern Boden, andere Gewächse, andere Menschen und Sitten und Mundarten an, so daß es ist, als wenn man in eine neue Welt käme.

Gleich bey dem Antritte auf das andere Ufer der Saale bemerkte ich, daß ich mich auf einem ganz andern Boden befände. Es war da alles fruchtbarer, und ich weidete meine Augen an dem frischen Wuchse, der an allen Pflanzen, Büschen und Bäumen, sichtbar war. Denn die Gegenden, die wir zeither durchreist hatten, waren sandicht, diese bestunden aber aus einer fetten und schwarzen Erde. Auch die Menschen, die uns nach und nach begegneten, kamen mir mehrentheils ganz anders vor Ich bemerkte es gar bald, und fragte meine Zöglinge, ob sie keinen Unterschied unter den hiesigen Landesbewohnern und unter denen bemerkten, die sie im Dessauischen gesehen hätten?

Ja, sagte der eine, sie sind nicht so lang — und nicht so mager, sagts der ander, und haben

meh:

mehrentheils schwärzliche Augen, setzte ich noch hinzu.

Wirklich ist dieser Unterschied auffallend. Im Dessauischen sind die mehresten Inwohner lang und sehr schlank gewachsen, so daß ich, wenn ich bisweilen in einer Gesellschaft ächter Dessauer mich befand, wie ein Knabe unter ihnen stund. Ihr Gesichte ist mehrentheils hager, und ihre Augen sind entweder ganz schwarz, oder blau mit weissen Augenbraunen. Im Magdeburgischen hingegen, sind die Inwohner mehr kurz und untersetzt, haben ein fleischiges, rundes, frisches Gesicht und schwärzliche Augen. Wir erinnerten uns hierbey auch, daß wir bey unsern Reisen durch Sachsen bemerkt hatten, daß die dortigen Inwohner mehrentheils untersetzt wären, ein fleischiges Gesicht, eine frische Farbe, blaue Augen, und weisse Augenbraunen hätten.

Aber, sagt ihr, ich habe doch den und den, und jenen gesehen, bey denen dieß nicht eintrifft.

Kann alles wohl seyn, lieben Kinder. Ich habe nicht gesagt, daß alle Dessauer und alle Magdeburger, und alle Sachsen so aussehen, wie ich sie hier beschrieben habe, sondern habe es nur von dem größten Theile behauptet. Denn in Dessau wohnen viele, die aus Sachsen, und in Sachsen viele,

die aus dem Magdeburgischen herstammen. Wohnten die Magdeburger, Dessauer und Sachsen, stets für sich und nähmen keinen Fremden auf, so würde der Unterschied gewiß noch weit sichtbarer seyn. Wenn ihr aber in diese Gegenden kommt, und die Augen nur recht aufthut, so werdet ihr doch zugeben müssen, daß von dem größern Theile gelte, was ich gesagt habe.

Woher nun dieser Unterschied wohl kommen mag? das kann ich selbst nicht recht sagen. Ihr könnt aber daraus sehen, daß in der Natur gar vieles ist, was man noch nicht recht erklären kann. Und dieß muß eure Begierde reizen, auf die Natur immer aufmerksamer zu seyn. Denn wenn ihr einmal die Ursache von dem Unterschiede der Bildung der Inwohner verschiedner Provinzen, oder sonst etwas merkwürdiges, entdecken könntet — bedenkt einmal, was euch das für Freude machen müßte!

Selbst die Mundart unterschied sich hierum schon von der Mundart der Menschen, die im Dessauischen wohnen. Je weiter wir reisten, desto mehrere Leute trafen wir an, die platt sprachen. Und ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie sonderbar es klingt, wenn man einen Plattdeutschen das erstemal sprechen hört. Man weis anfänglich wirklich nicht, ob man einen Pohlen oder Russen spre-

ſprechen höre, und meine Zöglinge machten gewaltig große Augen, da ich einen Bauer, der uns begegnete, anredete, und er mir platt antwortete.

Wenn ihr z. E. die ihr noch nie plattdeutſch ſprechen hörtet, in ein Wirthshaus kämet, wo der Wirth zu ſeinem Knechte ſagte: Sta von den Stauk op! Tá de Schau an! trif die Pere un de Oſſen in! und der Knecht antwortete: Jk hebbet deton. Würdet ihr wohl gleich wiſſen, was dieſe Leute haben wollten?

Und wenn dieſe Leute in eure Provinz kämen, und hörten eure Landleute ſprechen, ſo würde ihnen ihre Sprache eben ſo unverſtändlich ſeyn. Denn die Landleute jeder Provinz haben ihre eigne Mundart, die andern ſchwer zu verſtehen iſt.

Ihr thut daher ſehr wohl, wenn ihr euch hütet, die Mundart eurer Landleute und anderer Perſonen vom niedrigen Stande anzunehmen; ſondern euch vielmehr einer reinen guten Ausſprache befleißigt, ſo, wie ihr ſie in unſern deutſchen Schriftſtellern findet. Dann mögt ihr mit Sachſen oder Schwaben, Weſtphalen oder Franken ſprechen, ſie werden euch alle verſtehen, und wegen eurer Ausſprache ſchon vermuthen, daß ihr zu gut geſitteten Kindern gehört, von denen man keine Ungezogenheiten ſo leicht beſorgen darf.

Unsere Mittagsmahlzeit nahmen wir in Kalbe, einem kleinen preußischen Städtchen, ein. Wir giengen in demselben umher, und sahen uns um, weil wir aber nicht Zeit genug hatten, alles recht genau anzusehen, und uns mit den Inwohnern des Orts bekannt zu machen, so fanden wir hier wenig merkwürdiges. Nur die Aussicht auf die Saale, an deren Ufer das Städtchen erbauet ist, reizte uns ungemein, und bewog uns eine Zeitlang daselbst zu verweilen.

Von hier reisten wir weiter nach Egeln zu, wo wir unser erstes Nachtquartier zu halten uns vorgenommen hatten.

Je näher wir diesem Städtchen kamen, desto anmuthiger wurde die Gegend. Auf der einen Seite war sehr fruchtbares Ackerfeld, und auf der andern ein unübersehbares Thal, das aus lauter Wiesen bestund, die durch einen Wald umzogen waren.

Dieser Wald war von ganz anderer Art, als die wir zeither gesehen hatten. Diese waren entweder auf Bergen, oder in sandigen Ebenen, jener hingegen lag in einem Thale, das einen fetten Boden hatte, und durch das Austreten des kleinen Flusses, der sich durch dasselbe schlängelte, von Zeit zu Zeit getränkt wurde. Daher wuchs darinne alles ausserordentlich frisch. Und ich kann euch den Unterschied

terſchied unter dieſen und andern Wäldern nicht anders begreiflich machen, als wenn ich ſage, es war unter denſelben ein Unterſchied, wie unter einem Saatfelde das fetten, und einem andern, das magern, ſchlecht zubereiteten, Boden hat. Jemand aus unſerer Geſellſchaft würde durch dieſe Ausſichten ſo gerührt, daß es anſtimmte:

Süße heilige Natur
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Leite mich an deiner Hand,
Wie das Rind, am Gängelband!

Wir alle ſtimmten bey, und waren ſehr gerührt. Denn wer ſollte nicht gerührt werden, wenn er ſieht, wie viele Anſtalten ſein guter Vater gemacht hat, um ihm ſein Leben recht angenehm zu machen.

Ein Paar Exempel von Gefälligkeit und Ungefälligkeit.

Mit dieſen angenehmen Empfindungen reiſten wir noch einige Zeit, dann erblickten wir das Städtchen Egeln. Dieſer Anblick verurſachte bey der

ganzen Reisegesellschaft große Freude, die sich bey meinen Kleinen durch Jauchzen und Händeklopfen ausdrückte.

Wir hatten es auch Ursache, weil wir wußten, daß unserer eine Familie warte, gegen die wir schon lange die größte Hochachtung und Liebe getragen hatten. Dieß ist die Familie des Herrn von Puttkammer, die ihr vorzüglichstes Geschäfte darinne setzt, sich untereinander glücklich zu machen, und die Glückseligkeit, die sie genießt, so weit als möglich, über andere auszubreiten.

Wir kamen nun bey ihnen an, und freueten uns, daß wir sie alle gesund und vergnügt antrafen. Beynahe wurden wir aber beschämt, da wir bemerkten, wie viele Anstalten waren gemacht worden, uns den Aufenthalt in Egeln recht angenehm zu machen. Ich darf sie euch nicht alle erzählen, weil ich sonst die Bescheidenheit dieser liebenswürdigen Familie beleidigen würde. Aber einen Umstand kann ich doch unmöglich mit Stillschweigen übergehen. Ich hatte in meinen Gesprächen, die ich bisweilen mit dem Herrn von Puttkammer, seiner würdigen Gemahlin und seiner würdigen Frau Schwester, der Frau Majorin von Unruh, geführet hatte, eine besondere Hochachtung gegen den Herrn Rektor Funk in Magdeburg, und Neigung, ihn von Person kennen

nen zu lernen, merken lassen. Was geschahe nun? Da wir recht innig vergnügt in dieser Familie saßen, trat unvermuthet ein Fremder in die Stube. Wir waren betreten, weil wir besorgten, daß es ein Besuch wäre, der die Vertraulichkeit unserer Gespräche unterbrechen würde. Da ich mich aber bey unserm lieben Wirthe nach dem Namen des Fremden erkundigte, sagte er lächelnd, es ist der Herr Rektor Funk von Magdeburg!

Stellt euch nun die Freude vor, die ich empfand, da ich so unvermuthet den lieben Mann vor mir sahe, der durch seine schönen geistreichen Lieder, mir und meiner Familie, manche selige Stunde verschaft, und mich oft bis zum Thränen gerührt hatte. Ich stürzte in seine Arme, und drückte ihm durch herzliche Küsse das Gefühl meiner Dankbarkeit aus.

Seht, meine Lieben, das heist Gefälligkeit, wenn man seines Freundes Wünsche erforscht, und sie unvermuthet zu erfüllen sucht. Wenn alle Menschen so gefällig wären, denkt einmal, was die Welt für ein Himmel seyn, wie woht man sich auf derselben befinden würde! Denn nicht nur der genieſt Freude, der Gefälligkeit empfängt, sondern auch der, der gefällig ist. Fragt einmal selbst euer Herz! möchte nicht jeder von euch die Freude gehabt haben,

ben, mir den lieben Rektor Funk, nach den ich mich so lange gesehnt hatte, zuzuführen?

Aber leider! sind nicht alle Menschen so gefällig. Es giebt vielmehr solche, die für ihren Nebenmenschen keinen Tritt thun, der nicht mit baarem Gelde bezahlt wird. Ich sage euch dieses nicht gern, ganz kann ich es aber doch nicht verschweigen, weil ihr es doch, über lang oder kurz, selbst erfahren werdet.

Ich hatte dem Frauenzimmer, das zeither unsere Begleiterin gewesen war, versprochen, sie in meinem Wagen nach Magdeburg bringen zu lassen. Folglich mußte ich auch nun Anstalten machen, mein Versprechen zu erfüllen. Deswegen gieng ich zu den Kutscher, und sagte ihm: er solle sich bereit halten, morgen nach Magdeburg zu fahren. Ey, war seine Antwort, das lasse ich wohl bleiben; ich habe versprochen nach Egeln zu fahren, und nicht nach Magdeburg.

J. Aber ich habe ja sein Geschirr auf acht Tage gemiethet. Diese Zeit über ist es meine, und ich kann damit fahren, wohin ich will.

K. Das wäre mir eben recht. Ich fahre nicht von der Stelle.

J. So? und meine Absicht ist, noch nach Halberstadt und Quedlinburg zu reisen —

K. Ey, gehorsamer Diener! Da könnte ich ja meine Pferde hinrichten.

J. Also hat er wohl geglaubt, daß ich seine Pferde auf acht Tage gemiethet habe, daß sie ausruhen und sich ausfüttern sollten.

K. Das Reden hilft nun alles nichts. Ich fahre nicht von der Stelle. Für das Geld, das sie mir bezahlen, kann man sich nicht auf der Straße acht Tage lang herum schlagen.

J. So ist also das Geld, das ich ihm versprochen habe, zu wenig? Warum hat er mir dieß nicht in Dessau gesagt? wie viel soll ich ihm zulegen?

K. Ein Wort so gut als zehne! ich fahre nicht weiter.

Stellt euch nun die Verlegenheit vor, in der ich mich befand! alle mein Absichten, alle Freuden meiner Reisegesellschaft, sollten nun mit einmal, durch die Ungefälligkeit dieses Menschen, vereitelt werden. Ich verließ ihn mit Unwillen, und gieng bey Seite, um zu überlegen, was ich zu thun hätte.

Itzo fiel es mir ein. Dieser Mensch, dachte ich, ist einer von der Art, die durch keine gelinde Vorstellungen sich lenken läßt, sondern immer mehr Widersetzlichkeit bezeigt, je sanfter man sie behandelt. Du mußt gegen ihn dich hart stellen.

Gedacht, gethan! Ich gieng wieder in den Gasthof, und gab mir Unterwegs alle Mühe, ein ganz erschrecklich böses Gesichte anzunehmen. Bey meinem Eintritte in den Gasthof sahe ich ihn an der Seite sitzen, that aber nicht, als wenn ich ihn bemerkte, sondern fragte die Magd sehr heftig: wo ist der Mensch, der mich hieher gebracht hat?

K. Da bin ich.

J. Daß ihr es wißt, morgen fahrt ihr wieder nach Dessau.

K. Je, das kann ich wohl. Wie stehts denn aber mit meinem Fuhrlohne?

J. Mit dem Fuhrlohne? ihr wollt auch noch Fuhrlohn dafür haben, daß ihr mich hier sitzen laßt, und mich nöthigt, fremd Geschirr mit schweren Kosten zu miethen? Nicht einen Groschen, nicht einen Pfennig, gar nichts sollt ihr haben.

K. Das wäre der Henker!

J. Und dabey bleibt es unabänderlich! Ich glaube, ihr haltet mich für ein klein Kind, mit dem man nach Gefallen handeln kann! Wenn ihr Geld haben wollt, so könnt ihr mich verklagen: Und da sollt ihr nichts haben, darauf könnt ihr euch verlassen. Und wenn es mich zwey Hundert Thaler kosten sollte, so setze ich sie dran. Denn ich bin gut, wenn aber die Leute so ungefällig sind, als ihr seyd, so

gebe

gebe ich auch nicht nach, es mag kosten was es will.

K. So hören sie doch nur! wie wäre es denn?

J. Kein Wort mehr!

K. Sie werden doch —

J. Nichts, gar nichts, es ist nun alles aus, morgen fahrt ihr nach Dessau.

K. Nur noch ein Wort!

J. Auch nicht ein Wort mehr!

So gieng ich trotzig fort, und freuete mich schon voraus auf die gute Wirkung, die meine Rede thun würde.

Als ich wieder zu meinem lieben Wirth zurück kam, hatte mir dieser schon einen neuen Beweis seiner Gefälligkeit gegeben. Ich hatte ihm bey meinem Weggehen etwas von dem Verdruße merken lassen, den mir mein Kutscher verursachte, und schon hatte er Anstalten gemacht, denselben zu entfernen. Bald brachte er mir die Nachricht, daß ein Fuhrwerk bestellt sey, welches das Frauenzimmer, das uns begleitete, nach Magdeburg bringen sollte. Auch machte er mir Hofnung zu einem Fuhrwerke, das uns nach Halberstadt führen könnte.

Das letztere, dachte ich, wird wohl nicht nöthig seyn. Der Erfolg bewies, daß ich mich nicht geirrt hatte.

hatte. Nach ohngefehr einer halben Stunde wurde ich von der Gesellschaft abgerufen, und da ich aus dem Zimmer trat, stund mein Fuhrmann da.

Was giebts? fragte ich heftig.

Ich wollte mich nur erkundigen, war seine Antwort, ob sie etwas nach Dessau zu bestellen hätten?

Nichts, gar nichts, sagte ich, wendete mich von ihm, und gieng wieder zur Gesellschaft.

Nach einer Viertelstunde ließ er mich wieder abrufen, und fragte, ob ich nicht so gut seyn, und ihm den Zoll und das Pflastergeld geben wollte, das er auf der Rückreise zahlen müßte.

Ey, sagte ich, so zornig, als es mir nur möglich war; was geht mich denn sein Zoll und sein Pflastergeld an? wenn er für sich spatzieren fährt, so kann er auch Zoll und Pflastergeld zahlen. Und nun gieng ich wieder trotzig in die Stube.

Endlich kam er nach einer halben Stunde wieder, und sagte: er wüßte gar nicht, warum ich so erstaunlich böse wäre: er hätte es ja gar nicht so gemeynt, er wollte mich ja gern fahren, so weit ich nur wollte u. s. w.

Da ich nun meine Absicht erreicht hatte, legte ich nach und nach mein ungestümmes Wesen, das so mein Ernst gar nicht gewesen war, wieder ab,

gab

gab ihm noch einige gute Lehren, und sagte ihm die Marschrute, die ich zu nehmen gedächte. Von dieser Stunde an betrug er sich so, daß ich nicht die geringste Klage über ihn hatte. Ja bey der Zurückreise nach Dessau bat er mich sogar um Verzeihung, wegen seiner Uebereilung.

Ich habe sie ihm auch von ganzem Herzen verziehen. Denn warum sollte ich sie ihm nicht verzeihen? Vermuthlich war die Erziehung, die er genoß, fehlerhaft, er wurde gewöhnt, nur durch Strenge, nicht durch vernünftige Vorstellungen, sich lenken zu lassen. Und daß er keine bessere Erziehung hatte, dazu konnte er ja nichts. Ich würde die ganze Sache auch mit Stillschweigen übergangen haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß es um euretwillen nöthig sey, davon zu reden. Ich weis, daß unter euch viel gute und sanfte Kinder sind, die gern glauben, daß alle Menschen so gut und so sanft wären, als sie selbst. Dieserwegen muß ich es sagen, daß es noch hier und da rauhe und ungefällige Menschen gebe, damit es sie nicht zu sehr befremde, wenn sie etwa, über lang oder kurz, von dieser Art Leute Kränkungen erfahren sollten.

Gut ist es aber, daß noch redliche, freundschaftliche und gefällige Menschen in der Welt wohnen, in deren Umgange man leicht empfangene Kränkun-

gen

gen vergessen kann. Ich wenigstens vergaß allen Verdruß, sobald ich in das Zimmer wieder trat, wo so viele gute Menschen versammlet waren, davon jeder sich bemühete, dem andern das Leben so angenehm als möglich zu machen. Jedes öfnete sein Herz der Freude, jedes ließ sich angelegen seyn, sein Theil zur Vergrößerung der gemeinschaftlichen Freude, durch freundschaftlichen Scherz und unterhaltende Erzählungen, beyzutragen, bis die Anwandlung des Schlafs uns nöthigte, uns zu trennen und unser Ruhelager zu suchen.

Eine Morgenandacht.

Nachdem wir unsere Kräfte durch einen sanften Schlaf gestärkt hatten, versammleten wir uns wieder in dem Zimmer, das unser gütiger Wirth dem gesellschaftlichen Umgange gewidmet hatte, boten einander einen recht freundlichen guten Morgen, und freueten uns, daß wir einander alle so gesund wieder antrafen.

Die:

Dieser freundliche gute Morgen machte jedes von uns noch heiterer. Denn, meine Lieben, ein freundlicher guter Morgen, den wir andern bieten, und von andern geboten bekommen, ist gar eine schöne Sache, und labt oft mehr als ein erkünstelter schöner Morgentrank. Eine Familie, wo es Sitte ist, daß jedes Mitglied dem andern recht freundlich einen guten Morgen wünscht, ist schon um deswillen ziemlich glücklich. Wenn auch manches voll Unmuth und mit einem Gesichte voll Runzeln aus seinem Schlafzimmer tritt, so hellt sich doch leicht Herz und Gesicht auf, wenn ein anderes freundschaftlich seine Hand faßt, und mit lächelnder Miene sagt: Guten Morgen! Wenn hingegen eines dem andern mürrisch entgegen kommt, und so trotzig guten Morgen spricht, daß man es gleich merkt, daß das Herz davon nichts weis, dann sieht es traurig aus, und man kann aus solchen unfreundlichen guten Morgen mit ziemlicher Gewißheit voraus sagen, daß, nach Verlauf einer Viertelstunde, ein allgemeines Misvergnügen in der Familie herrschen werde. Denn wie der gute Morgen klingt, den eines dem andern bietet, so klingt auch insgemein der Dank, der darauf erfolgt, so sind auch die Unterredungen, die darauf folgen. Kann daraus wohl viel Gutes entstehen?

Wenn ich daher aus meinem Schlafzimmer komme, bin bisweilen traurig und unmuthig, wenn die Geschäfte, die meiner warten, so mannichfaltig sind, daß meine Kräfte dazu nicht hinzureichen scheinen, und es kommt mir nur eines meiner Kinder mit recht freundlichem Gesichte entgegen, drückt meine Hand, wünscht mir einen guten Morgen, bietet mir einen Kuß an, da drücke ich es recht fest an meine Brust, küsse es, und werde aufgeheitert. Dieß fällt aber freylich weg, wenn meine Kinder bisweilen mir mit unfreundlichem Gesichte entgegen kommen, und einen guten Morgen wünschen, der gerade so klingt, wie ihr Gesicht aussieht.

Gute Kinder können daher schon durch die Art, mit welcher sie einander einen guten Morgen wünschen, ungemein viel Gutes stiften. Wenn sie ihren lieben Eltern mit liebreichem Gesichte und ofnen Armen, bey dem Antritte jedes Tags, entgegen kommen, so können sie ihnen eine Erfrischung reichen, die sie den ganzen Tag bey ihren Arbeiten und Sorgen stärkt. Wenn diese ein gleiches gegen ihre Geschwister thun, so werden sie dadurch zur Gefälligkeit ermuntert. Ja noch mehr, gute Kinder, wenn sie des Morgens ausgehen, und zu jeden Handwerksmanne, den sie in seiner Werkstatt arbeiten sehen, zu jedem Ackermanne, der auszieht, um

Brod

Brod für uns alle beyzuschaffen, zu jeden armen Taglöhner, zu jeden Menschen, der ihnen begegnet, recht herzlich und liebreich sagen: guten Morgen! kann er damit sehr viele Freude anrichten. Wenn auch viele sich so sehr in ihre Geschäfte und Sorgen verwickelt haben, daß sie den guten Morgen, der ihnen gewünscht wird, nicht fühlen, so kommt doch wenigstens einer und der andere, der darauf merkt, und dadurch aufgeheitert wird. Mir wenigstens hat noch niemand umsonst freundlich einen guten Morgen gewünscht. Ich bin jederzeit dadurch aufgeheitert und zu meinen Arbeiten gestärkt worden.

Dieser Segenswunsch, wenn er aus redlichem Herzen kommt, ist eine wahre Morgenandacht. Es ist ja eben so gut, als wenn man andern zuriefe: Ich freue mich, mein Lieber, daß du die Gefahren der Nacht überwunden hast, und zu einem neuen Leben erwacht bist. Gott stärke dich bey deinen Arbeiten, die heute deiner warten! Sollte das nicht dem lieben Gott gefallen, wenn seine Kinder so verträglich untereinander leben, und einander so viel les Gutes wünschen?

Lieben Kinder! Wir sind zum Theil arm, und können mit Gelde andern nicht so viel helfen als wir gern wollten, den wenigsten Bekümmerten

ist auch mit Gelde geholfen. Aber freundlich andern einen guten Morgen zu wünschen, das können wir ja alle, und können damit oft größere Freude, als mit Geschenken anrichten. Wie wäre es also, wenn wir es uns recht fest vornähmen, daß wir von nun an allen, die uns des Morgens begegneten, recht freundlich einen guten Morgen wünschen wollten?

Nun wurden mancherley freundschaftliche Gespräche angestellt. Jedes suchte sich einen Gesellschafter aus, mit dem es sich unterhielt.

Auf einmal aber wurde jede besondere Unterhaltung unterbrochen, und eine allgemeine Unterhaltung angestellt. Unser lieber Rektor Funk trat an das Klavier, und spielte. Sogleich versammlete sich alles um ihn. Er glaubte, daß es itzo Zeit sey, etwas Gutes zu stiften, und fieng einige sehr rührende Lieder an. Sogleich sang alles mit, was singen konnte, und alles, was mitsang, wurde gerühret. Das gute Exempel wurde bald nachgeahmt. Sobald unser guter Rektor Funk das Klavier verließ, trat die Frau von Putkammer an seine Stelle ein, und spielte f[illegible].

Bey dieser Gelegenheit muß ich euch sagen, liebe Kinder, daß ein Morgenlied, das eine Gesellschaft gemeinschaftlich anstimmt, in demselben ihrem

Vater

Vater im Himmel für das Gute dankt, das sie von ihm genossen hat, und seinen Segen zu den Geschäften des bevorstehenden Tags sich erbittet, auch eine ungemein gute Wirkung habe. Das Herz wird frölich, wenn es sich erinnert, daß ein guter Gott lebe, der sein Glück besorgt, und man geht noch einmal so frisch an seine Arbeit, wenn man sich zuvor den Segen Gottes dazu erbeten hat.

Deswegen bin ich schon lange am liebsten in den Morgenbetstunden gewesen. Wann ich, zu der Zeit, da ich noch Prediger in Erfurt war, in meine Schule kam, und gegen hundert Kinder, die meiner Aufsicht anvertrauet waren, mir entgegen sangen:

Dank sey Gott in der Höhe,
In dieser Morgenstund!
Durch den ich itzt aufstehe
Vom Schlaf, frisch und gesund.
Mich hatte fest gebunden
Mit Finsterniß die Nacht,
Die hab ich überwunden,
Durch Gott, der mich bewacht.

Oder wenn ich in den Betsaal des Philanthropins zu Dessau trat, und meine lieben, mir unvergeßlichen Philanthropisten stimmten an:

Gelobet seyst du, Gott der Macht!
Gelobt sey deine Treue,
Daß ich nach einer stillen Nacht,
Mich dieses Tages freue!

So schlug mir allemal das Herz vor Freuden, und ich griff die Geschäfte, die mein Amt mir auflegte, recht frisch an.

Deswegen halte ich es noch immer so, daß ich, mit der kleinen Gesellschaft, die unter meiner Anführung den Lebensweg durchwandelt, jeden Tag mit Gesang anfange. Wir befinden uns dabey allemal wohl, und ich zweifle gar nicht, daß ihr euch eben so wohl befinden werdet, wenn ihr eben dieß thun wollet. Jedes von euch hat gewiß viel schöne Lieder von Gellert, Funk, Sturm, Fischer, Clausius, Stollberg u. dgl. in Händen. Was hülfen euch diese alle, wenn ihr sie nicht singen wolltet? Diejenigen, die bey solchen Gelegenheiten den mehresten Antheil am Gesange nehmen, haben davon nicht nur den Nutzen, daß sie mehr aufgeheitert werden, sondern daß auch ihre Stimme mehr verfeinert und biegsam wird.

Davon bekam ich bey dieser Gelegenheit sogleich einen Beweis. Unser lieber Rektor Funk trat, nachdem die Frau von Putkammer abgetreten war, wieder an das Klavier, spielte, und ließ meine Zöglinge

auch

auch dazu ſingen. Moritz ſang ſo, daß der würdige Funk recht wohl mit ihm zufrieden war, ihn umarmte und küßte. Darüber freuete ſich Moritz, und das mit Recht. Denn es iſt keine Kleinigkeit, von einem ſo würdigen Kinderfreunde geküßt zu werden. Ferdinand hingegen, der ſeltener an unſerm Geſange herzlichen Antheil nimmt, ſang ungleich ſchlechter, und bekam deswegen weit weniger Beyfall. Dieß betrübte ihn ſehr, und er lernte bey dieſer Gelegenheit, wie viel man verliehre, wenn man die Uebung irgend einer Kraft vernachläßige.

Ein engliſcher Garten, den der liebe Gott angelegt hat.

Nachdem wir unter dieſen und andern angenehmen Unterhaltungen den Vormittag hingebracht, und unſere Mittagsmahlzeit genoſſen hatten, kündigte uns unſer lieber Rektor Funk an, daß er ſich nun von uns trennen müſſe, weil ſeine Geſchäfte ihn dazu nöthigten. Dieß verurſachte eine allgemeine Betrübniß. Wir konnten es aber nicht hindern, weil wir voraus ſahen, daß dieſer thätige Mann weit weniger heiter ſeyn werde, wenn er daran

ran gedächte, daß, während seiner Abwesenheit von Magdeburg, seine Geschäfte liegen blieben. Wir mußten ihn also entlassen, und unsere Segenswünsche begleiteten ihn.

Mit Vergnügen sahen wir, daß er ein sehr guter Reuter war. Ob er gleich in einem Stande sich befand, von dem man insgemein keine groſse Geschicklichkeit im Reuten verlangt, ritt er doch so gut, daß er mit manchem Officier hätte wetteifern können. Die Folge davon war diese, daß er den Beyfall der ganzen Gesellschaft erhielt, die darinne übereinstimmte, daß jede Geschicklichkeit, sie möge heißen, wie sie wolle, in jedem Stande, den Menschen ziere, und daß es also gut sey, sich so viele Geschicklichkeiten, als möglich, zu erwerben. Denn wenn nun der würdige Rektor Funk etwa mit dem rechten Fuße zuerst in den Steigbiegel getreten wäre, hätte mit der rechten Hand den Zügel, mit der linken den Sattelknopf gefaßt, hätte die Füße auswärts, die Spornen einwärts gerichtet, hätte gebückt gesessen, und wäre mit jedem Schritte, den das Pferd that, in die Höhe gestoßen worden, so würden wir zwar alle diesen braven Mann, wegen seiner vielen guten Eigenschaften, lieb behalten haben, dafür hätte ich aber doch nicht gut seyn mögen, daß nicht da und dort eine kleine Spötterey gefallen wäre.

Wir

Wir sahen ihn alle nach, so weit wir ihn sehen konnten. Was andere dabey dachten, weiß ich nicht. Ich aber dachte, Gottes Schutz begleite dich, du edler Menschenfreund, und erhalte dich noch viele Jahre, damit du durch deine Thätigkeit noch recht viel Gutes wirken kannst!

Der Abschied dieses lieben Mannes hatte uns allen eine Zerstreuung nöthig gemacht. Die liebenswürdige Familie, die vorzüglich sinnreich ist, allerley Mittel zu erfinden, ihre Freunde aufzuheitern, schlug vor, daß wir die Gegenden um Egeln, und alles, was da merkwürdig wäre, besehen wollten. Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen, und es reuete keinem ihn angenommen zu haben.

Wir kamen bald in eine Gegend, die ich mit Recht einen Englischen Garten nennen konnte, den der liebe Gott selbst angelegt hat. Denn was ist ein Englischer Garten? Es ist, so viel ich weiß, eine Gegend, die so angebauet ist, daß es das Ansehen hat, als wenn die Natur alles selbst hervorgebracht hätte, wo man eine große Mannichfaltigkeit von Sachen antrifft, und durch schöne Aussichten unvermuthet überrascht wird.

Dieß alles hatte nun diese Gegend.

Es war da keine Spur von menschlicher Kunst sichtbar. Man gieng durch ein Gebüsch von Schwarzdorn, Weißdorn und Hanebutten, an denen sich Brombeere in die Höhe wanden, unter denen rine erstaunliche Menge von Kräutern grünte und blühte, und über welches sich Eichen und andere nützliche Bäume erhoben. Die Bude, ein kleiner Fluß bey Egeln, schlängelte sich durch diese Büsche, als wenn sie durch ihre Krümmungen alle Vorbeygehende auf sich aufmerksam machen wollte.

An Mannichfaltigkeit der Sachen fehlte es hier auch nicht. Denn wenn ich euch alle Stauden, Büsche und Bäume, die in dem Gehölz, und alle Gräser, die auf den dazwischen befindlichen Wiesen grünten, alle Insekten, die auf denselben lebten, alle Vögel, die da sangen und zwitscherten, beschreiben wollte, so müßte ich damit ein ganzes Buch anfüllen.

Die Aussichten, die uns da überraschten, waren auch vortreflich, und ich wünsche nichts mehr, als daß ich diesen Augenblick, da ich dieß schreibe, wieder in dieser Gegend seyn möchte, um alles Schöne, das mich vorzüglich rührte, beschreiben zu können. So aber fällt meine Schilderung etwas unvollkommen aus, weil es mir unmöglich ist, abwesende Sachen mir so lebhaft vorzustellen, als wenn sie gegenwärtig wären.

Bald

Bald kamen wir auf Brücken, von welchen wir ziemlich weit die Bude übersehen konnten, welche die Sträuche und Bäume, die an dem Ufer wuchsen, mit ihren Zweigen überschatteten. Habt ihr etwa schon einen Fluß gesehen, an dessen Ufer alles grünt und seine Zweige ausbreitet, um ihn zu überschatten? Wirklich? Nun so könnt ihr euch schon vorstellen, wie reizend diese Aussichten uns waren.

Bald kamen wir in eine Gegend, wo man auch Wiesen, oder Ackerfeld sehen, oder einen Berg, Dorf, oder eine Stadt erblicken konnte.

Die Aussicht, die uns am mehresten entzückte, war auf einem Platze, wo man, in der mannichfaltigsten Abwechselung, Wiesen und Wald und Acker, vor sich ein Dorf, und hinter sich die Stadt Egeln erblickte. Hier blieben wir eine Zeitlang stehen, freueten uns, und theilten einander unsere Freude mit. Dieß verdoppelte sie. Denn wenn ich ganz einsam hier hingegangen wäre, oder wären Menschen mit mir gegangen, die für die Schönheiten der Natur kein Gefühl gehabt hätten; wenn kein Freund, keine Freundin bey mir gewesen wären, denen ich die Hände hätte drücken, und sagen können, o Gott! wie schön ist es hier! so würde meine Freude kaum halb so groß gewesen seyn.

Daß aber diesen Garten der liebe Gott selbst angelegt habe, sage ich deswegen, weil hier alles von selbst wuchs. Denn ob ich gleich glaube, daß irgend ein Mann von Geschmack die Alleen so habe hauen lassen, daß sie die Augen auf die angenehmsten Aussichten lenkten, so glaube ich doch nicht, daß viele Gewächse hier herum stunden, die nicht von sich selbst, aus dem Saamen, den der Wind verstreuet hatte, entstanden wären. Da nun Wind, Regen, Sonnenschein und Kälte, und andere Naturkräfte, durch welche die Keime der Pflanzen entwickelt werden, Gottes Diener sind, die nicht mehr und nicht weniger thun dürfen, als ihnen ihr Herr erlaubt, so kann ich eben sowohl sagen, daß der liebe Gott diesen Garten angelegt habe, als man Fürsten die Anlegung solcher Gärten zuschreibt, die sie durch ihre Gärtner und Arbeiter haben bearbeiten und bepflanzen lassen.

Und da die Bibel besonders solche Gegenden Gärten Gottes nennt, wo alles recht frisch wächst, so verdient diese Gegend, auch um deswegen, diesen Namen. Denn lange hatte ich keinen Platz gesehen, wo Gras, Strauch und Baum einen so frischen Wuchs, und ein so lebhaftes Grün, wie hier, hatten. Jede Pflanze, die man betrachtete, zeugte

durch

durch ihre Vollkommenheit, von der Fruchtbarkeit des Bodens, in dem sie wurzelten.

Die Ursache davon entdeckte ich bald. Sie lag in der Bude, die sich durch diese ganze Gegend schlängelte, sie bisweilen überschwemmte, mit dem Schlamme, den sie bey sich führte, düngte, und mit ihrem Wasser tränkte.

Zwar sind nicht alle Gegenden fruchtbar, die den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Manche Flüße hinterlassen den Feldern, die sie bedecken, statt Fruchtbarkeit, eine Menge Sand. Und woher dieß komme? werdet ihr bald finden, wenn ihr darüber nachdenken wollt. Die mehresten Gegenden aber, die oft überschwemmt werden, sind doch immer vorzüglich fruchtbar.

Aber — bey allem, was in der Welt schön und angenehm ist, ist immer ein Aber, eine gewisse Unannehmlichkeit. Wenn ihr euch in eine solche Gegend denkt, die den Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, so werden euch bald die Unannehmlichkeiten, die da zu finden sind, beyfallen. Es wird euch auch beyfallen, daß es in dem schönen Englischen Garten, den ich euch itzo beschrieben habe, nicht immer so gut zu wandeln sey, wie dazumal. Ich eröfnete diese Bedenklichkeit meinem lieben Wirthe, und er gab mir zu, daß sie gegründet sey.

Wenn

Wenn also nichts in der Welt vollkommen, wenn alles Angenehme mit Unannehmlichkeiten verknüpft ist, so thun wir wohl am besten, wenn wir das Angenehme, das wir haben, mit Dank gegen den Geber genießen, und bey den Unannehmlichkeiten uns zu beruhigen suchen. Wenn wir dieß nicht thun, sondern von dem Angenehmen, das auf dem Platze sich befindet, wohin uns Gott gestellt hat, weg und auf die Reizungen anderer Gegenden sehn, und uns dahin wünschen wollten, so handelten wir doch wirklich unklug. Denn wenn alle unsere Wünsche erfüllt, und wir wirklich in die Gegend, nach der wir verlangten, versetzt würden, so würden wir bald da neue Unannehmlichkeiten antreffen, an die wir gar nicht dachten. Und also thun wir besser, wenn wir mit der Lage zufrieden sind, in die uns Gott gesetzt hat, und die weise Lehre unsers lieben Vater Gellerts befolgen.

Genieße was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast!
Ein jeder Stand hat seinen Frieden!
Ein jeder Stand hat seine Last.

Unterhaltung mit einer Nonne.

Nachdem wir die Werke Gottes beſehen, und uns darüber recht herzlich gefreuet hatten, ſchlug die Geſellſchaft vor, daß wir nun auch die Werke der Menſchen beſehen wollten, und deswegen das Kloſter Marienſtuhl, das gleich bey Egeln liegt, und in dem Nonnen wohnen, die zu einem Orden gehören, der der Ciſtercienſerorden genennt wird, beſuchen. Jedermann gieng mit Vergnügen dahin.

Unterweges bemerkte ich ein Inſtrument, das ich zuvor noch nie geſehen hatte. Es war eine außerordentlich breite Harke oder Rechen. Da ich mich nun einmal ſo gewöhnt habe, daß ich auf alle Kleinigkeiten merke, die mir auf meinen Spatziergängen aufſtoßen, und mich nach ihren Abſichten und ihren Nutzen erkundige, weil ich glaube, daß man immer klüger werden, und immer mehr lernen muß: ſo blieb ich auch bey dieſem Inſtrumente ſtehen, und fragte das Frauenzimmer, das ich begleitete, wozu eigentlich dieſes Inſtrument diene? die Antwort war, man brauche es, um damit die Aehren zuſammen zu ſcharren, die von den Garben, die man einführte, zurück blieben; es griffe, wegen ſeiner Größe,

Größe, so scharf an, daß beynahe keine Aehre auf dem Acker ihm entwische.

Auf diese Art werden die armen Kinder, die zeither durch Aehrenlesen etwas zusammen brachten, alle dieses kleinen Vortheils in dieser Gegend beraubt. Ist das nun wohl recht? Ich gebe es euch zu überlegen. Vielleicht schreyet ihr alle: Fi! das ist unrecht! wer wird denn den armen Kindern ihren Bissen Brod nehmen. Ich muß euch aber doch bitten, daß ihr nicht so geradezu urtheilt. Es läßt sich doch auch manches zur Vertheidigung dieses Instruments sagen. Vielleicht fallen einige von euch darauf, wenn sie die Sache recht überlegen wollen, und finden, daß man nicht wohl thue, wenn man geradezu, ohne vorhergegangne Ueberlegung, die Sachen beurtheilt.

Ihro kamen wir bey dem Kloster Marienstuhl an. Es begegneten uns eine Menge Ackerknechte mit Pferden und Pflügen, die, wie ich erfuhr, da ich mich erkundigte, zum Kloster gehörten, und die vielen Aecker bearbeiteten, die das Kloster besitzt.

Da legte ich den Zeigefinger meiner linken Hand an die Nase, sagte: Hum! Hum! gieng ein ziemlich Fleck fort und redete nichts. Das Frauenzimmer das ich am Arme hatte, beobachtete mich genau, ohne daß ich es bemerkte, und da ich sie

mehr-

mehrmals darum gebeten hatte, mich zu erinnern, wenn ich etwa in Gesellschaft mich zu sehr in das Nachdenken verliehren sollte, so verwaltete sie itzo ihr Amt, zuckte mich am Arme, lachte, und fragte: wo ich itzo mit meinen Gedanken wäre?

Ich fand mich bald wieder zurecht, sprach von den Dingen, die um uns waren, ohne zu sagen, wo ich mit meinen Gedanken gewesen wäre. Euch aber, meine lieben kleinen Freunde, will ich es ganz leise ins Ohr sagen: ich dachte, ob es auch wohl recht sey, daß so viele Menschen ihre Kräfte für einige Frauenzimmer aufopfern müßten, die der Welt mit nichts nützten, als — mit ihrem Gebete, das doch ein jeder Mensch für sich selbst verrichten kann?

Dieß waren die Gedanken, die damals durch meinen Kopf giengen. Denn ich habe schon lange die Meynung gehabt, wenn die Menschen für uns arbeiten, so müssen wir auch wieder für sie arbeiten. Sollte ich mich wohl irren?

Bey unserm Eintritte in den Klosterhof erfuhren wir, daß die Vesper, oder die abendliche Betstunde der Nonnen, bereits vorbey sey. Dieß war mir nun gar nicht lieb. Denn ich lasse meine Zöglinge gar zu gern die verschiedenen Beschäftigungen der Menschen, und ihre Weise, Gott zu verehren,

ren, sehen, damit sie doch die Welt, nicht blos aus Büchern, sondern mit ihren eignen Augen betrachten lernen. Unterdessen erhielten wir doch die Erlaubnis, die Kirche zu besehen. Sobald wir in dieselbe traten, nahmen ich und mein lieber gefälliger Wirth unsere Hüte ab, und meine Zöglinge fühlten es, daß es wohl billig sey, ein gleiches zu thun. Denn ob ich gleich von ganzen Herzen glaube, daß der liebe Gott eben sowohl in dem Garten, den er bey Egeln gepflanzt hat, als in dem Kloster Marienstuhl zugegen sey, so bin ich doch der Meynung, daß man mit vorzüglicher Ehrerbietung in einen Ort treten müsse, den die Menschen der Verehrung Gottes geweihet haben: denn die Menschen, die dieß sehen, werden dadurch überzeugt, daß wir für Gott Hochachtung haben, und werden dadurch in ihrem Eifer, ihn zu verehren, bestärkt. Wir sprachen deswegen auch so leise, als wenn wir uns im Vorzimmer des Kaisers befänden.

Ich glaube, daß wir daran recht thaten; ich glaube es so fest, daß ich jeden Jüngling, der mit bedecktem Haupte, in eine Kirche, oder in einen Betsaal tritt, mit seinen gespornten Stiefeln auftritt, als wenn er auf der Reutbahn wäre, auch wohl lacht und spottet, für einen rohen Menschen halte, der nicht zu leben weiß. Denn wenn man

durch

durch ein solch pöbelhaftes Betragen auch nur eine einzige Person in der süßen Unterhaltung mit Gott stört, ist das nicht unartig? Unartig ist es ja schon, wenn man das Gespräch unterbricht, das Menschen mit Menschen haben.

Deswegen giengen ich und meine Zöglinge auch immer mit bedecktem Haupte in die gottesdienstlichen Versammlungen der Juden, und betrugen uns da sittsam. Denn so wie die Christen es für ein Zeichen der Ehrerbietung halten, den Hut bey öffentlichen Zusammenkünften abzunehmen, so glauben die Juden, daß man Ehrerbietung bezeuge, wenn man den Hut auf dem Kopfe behalte. Wir hatten davon wenigstens diesen Vortheil, daß uns die Juden lieb gewannen, und wir uns nicht den schrecklichen Vorwurf machen durften, daß wir irgend einen redlichen Juden in seiner Andacht gestört hätten. Die Juden waren deswegen gegen uns auch immer so gefällig, daß sie uns ein Pult und eine hebräische Bibel präsentirten, welches ich allemal mit Dank annahm. Ich würde auch mitgesungen haben, wenn es mir möglich gewesen wäre, mit der unglaublichen Geschwindigkeit zu singen, die bey ihnen gewöhnlich ist. Ob das recht war? das lasset durch eure lieben Eltern und Lehrer entscheiden!

Von den Juden nun wieder auf die Klosterkirche zu Marienstuhl zu kommen, so muß ich euch sagen, daß wir da eine Nonne antrafen. Ich glaubte, sie würde sogleich entfliehen, weil in Ländern, wo die Menschen nicht gut unterrichtet sind, die Nonnen, ohne Erlaubniß der Vorsteherin des Klosters, mit keiner Mannesperson sprechen dürfen. Sie blieb aber getrost stehen, erwartete unsere Ankunft, und bewies dadurch, daß die Marienstuhlischen Nonnen schon etwas vernünftiger behandelt werden müssen.

Ich grüßte sie mit meiner Begleitung, sehr höflich, und fand, daß sie, so viel uns die eingetretene Dämmerung zu sehen erlaubte, ein junges, sehr schönes, und wohl gewachsenes Frauenzimmer war. (Wenn nennte ich ihren Namen, weis aber nicht, ob ich es thun darf.) Wir liessen uns mit ihr in Unterredung ein, thaten eine Menge Fragen an sie, die das Kloster, und die Lebensart in demselben betrafen, und sie war so gefällig, daß sie uns alles mit der größten Bereitwilligkeit und Behutsamkeit beantwortete. Dann entfernte sie sich, mit der Entschuldigung, daß ihre Pflicht ihr nicht erlaube, sich länger bey uns aufzuhalten.

Wir alle versicherten sie unserer Hochachtung, wünschten ihr eine geruhige Nacht, und ich — ich

ge-

gerieth wieder in so tiefe Gedanken, daß ich damit meiner lieben Begleiterin zu allerhand kleinen Neckereyen Veranlassung gab.

Sie schüttelte mich wieder bey dem Arme, und warf mir vor, daß ich meine Gedanken nicht bey mir hätte.

Recht mochte sie wohl haben, denn ich dachte: Sollte es wohl möglich seyn, daß ein Frauenzimmer, das von der Natur, und dem Umgange mit Menschen abgesondert ist, glücklich leben könne? Sollte die Erziehung eines einzigen Kindes für die Welt und den Himmel, dem lieben Gott nicht besser gefallen, als das beständige Beten? sollte ich wohl den Vater der Menschen an den Ufern der Bude nicht so gut verehren können, als im Kloster? Ists auch wohl recht, wenn Eltern ihre Kinder der Gesellschaft und der Thätigkeit entreissen, und sie dem Kloster und lebenslangem Gebete weihen?

So dachte ich, und lächelte, da meine Begleiterin mich erinnerte, daß ich itzo nicht auf der Studierstube, sondern in der Gesellschaft von guten und frölichen Menschen sey.

Nun geht es weiter, auf Halberstadt los.

Den Abend brachten wir wieder alle recht vergnügt zu, und fühlten, was für eine große Glückseligkeit es sey, wenn gute Menschen sich bisweilen ihren Arbeiten entziehen und gemeinschaftlich sich davon erholen können. Gern, gar zu gern wären wir länger an diesem Wohnplatze des Vergnügens geblieben, wo die Natur so schön war, und wo so viele rechtschafne Menschen wohnten, in deren Gesellschaft man sich so wohl befand. Aber ich hatte mir nun einmal vorgesetzt weiter zu reisen. Und von Vorsätzen, die ich mit Ueberlegung gefaßt habe, lasse ich mich durch den Genuß des Vergnügens, und durch kleine Schwierigkeiten, nicht gern abwendig machen.

Denn wißt ihr wohl, was daraus erfolgen würde, wenn ich mich durch jedes Vergnügen, oder durch jede Schwierigkeit, bewegen ließ, meine Vorsätze abzuändern?

Deswegen bat ich die liebe Familie, die mich in ihr Haus aufgenommen hatte, mir zu erlauben,

daß

daß ich morgen weiter reisen dürfte. und erhielt diese Erlaubniß, nachdem ich hinlängliche Gründe angeführt hatte.

Den andern Morgen nahmen wir also Abschied mit den wärmsten und herzlichsten Danksagungen. Unser Abschied, der uns Thränen kostete, wurde uns nicht wenig erleichtert, da uns unser lieber Wirth zu verstehen gab, daß er uns bis nach Quedlinburg begleiten wollte. Wir nahmen ihn mit herzlicher Freude in unsern Wagen auf, und waren nur deswegen verlegen, daß er bey uns so wenig Bequemlichkeit fand.

Das erste, was unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, waren die mancherley nützlichen Gewächse, die um Egeln wuchsen. Beynahe war es, als wenn wir durch einen Garten führen. Da sahen wir Flachs, Kopfkraut, Blaukohl, Wirsing, Bohnen u. dgl. grünen. Ich machte meine Zöglinge aufmerksam darauf, und freuete mich gar herzlich darüber. Denn dieß alles bewies, daß in Egeln kluge und thätige Leute wohnen müßten, die von der Erde so vielen Vortheil, als möglich, zu ziehen suchen.

Dieß thun nicht alle, die Aecker besitzen. Die mehresten wissen fast nichts anzubauen, als Roggen, Weizen, Gerste und Haser. Sie verfahren das

mit also: Erst düngen sie das Land, und besäen es mit Roggen oder Weizen, dann ackern sie es wieder um, und besäen es mit Gerste oder Hafer, dann — lassen sie es ein Jahr öde liegen, und nennen dieses öde Land die Brache. Wer aber über den Ackerbau mehr nachgedacht hat, weis von keiner Brache etwas, sondern besäet seine Aecker alle Jahre, und erndet von ihnen. Auf diese Art zieht er von ihnen wenigstens noch einmal so großen Vortheil. Wie man dieses machen müsse, hat mein Landsmann, Christian Reichard, in seinem Land- und Gartenschatze, ausführlich gezeigt, und durch die weise Art, wie er sein Land benutzte, sich ein sehr ansehnliches Vermögen erworben.

Das erste Städtchen, das wir erreichten, hieß Kroppenstedt. Wir waren also nun aus dem Herzogthum Magdeburg in das Fürstenthum Halberstadt eingetreten. Denn alle die Städtchen, die wir gesehen hatten, Aaken, Kalbe und Egeln, gehörten eigentlich zum Magdeburgischen. Kroppenstedt ist aber das erste Städtchen in dem Fürstenthume Halberstadt. Wir fanden da nichts Merkwürdiges, weil wir nur durchreisten. Nur ein großes steinernes Kreuz, zu welchen man auf einigen Stufen steigen mußte, zog unsere Aufmerksamkeit auf sich, und bewog uns auszusteigen, und es zu besehen.

hen. Es waren in daſſelbe die Wappen und Nahmen ehemaliger Biſchöffe von Halberſtadt gehauen.

So begierig wir waren zu wiſſen, was es eigentlich damit für eine Bewandnis habe? ſo konnten wir doch nichts gewiſſes erfahren. Einen gemeinen Bürger ſahen wir vorbey gehen, den fragten wir, ob er es nicht zu ſagen wiſſe, was dieſes Kreuz bedeute? er konnte uns aber keinen andern Bericht, als dieſen, geben; es wäre ein Fritzitze, oder ein Freykreuz. Daraus muthmaßten wir, daß ehedem dieß Kreuz zu einer Freyſtatt für die Miſſethäter beſtimmt geweſen ſey, ſo, daß diejenigen Verbrecher, die dahin flohen, und es umarmten, von ihrem Verbrechen losgezählt wurden.

Das iſt ja, werdet ihr denken, etwas Albernes und Gottloſes — Aber es iſt in den alten Zeiten nun einmal ſo geweſen. Jedes Kloſter, und viele Kirchen, waren die Zufluchtsörter der Diebe, Räuber und Mörder. Wenn ſie dahin flohen, ſo fanden ſie gegen die Strafen der Obrigkeit ſichern Schutz. Dieſe abſcheuliche Gewohnheit iſt, Gott ſey gelobt, nun aber faſt gänzlich abgekommen. Die Menſchen ſind klüger geworden, und ſehen ein, daß Oerter, die der Verehrung Gottes geweihet ſind, nicht Schlupfwinkel des Laſters, ſondern Wohnſitze der Tugend ſeyn müſſen. Die Menſchen ſind doch

also nach und nach in manchen Stücken besser geworden. Ich wollte es keinem rathen, daß er in unsern Tagen ein Freikritze errichtete. Er sollte wohl gar schön ausgeklatscht und mit Steinen geworfen werden.

Von Kroppenstedt kamen wir nach Grüningen, wo wir abstiegen, um das Schloß zu besehen, welches Heinrich Julius, Bischoff von Halberstadt, 1594 hier hat erbauen lassen. Aber — wir fanden es in sehr traurigen Umständen. Allenthalben waren Spuren der ehemaligen Schönheit und Pracht sichtbar. Die Schönheit und die Pracht selbst waren aber verschwunden, die Mauern waren bemooßt, die Fenster verfinstert, das Schloß selbst von Menschen verlassen, und manches Zimmer, wo vor 150 Jahren Lustbarkeit und Ueppigkeit regierte, mochte wohl itzo von Käuzen und Nachteulen in Besitz genommen worden seyn.

Dieß verursachte in meiner Seele eine so starke Empfindung, daß ich sie gegen meine Gesellschaft nicht verbergen konnte, sondern mit ihnen etwas von der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des Irdischen, und von der Beständigkeit des Geistlichen redete.

Diese Empfindung erwacht in mir von neuen, da ich dieses schreibe, und drängt mich, auch euch dieselbe

) dieselbe mitzutheilen. Kommt also, meine Lieben, stellt euch mit mir, in Gedanken vor das Grünings gische Schloß hin! bedenkt einmal, wie viel Nachdenken, Arbeiten, und Geld, mag es wohl dem Bischoff Heinrich Julius gekostet haben, dieses Schloß hinzustellen! Aber nun hilft es ihm nichts mehr. Er hat es verlassen müssen, und in dem Lande, das seine Seele nun bezogen hat, wird man nicht mehr fragen, ob er Bischoff gewesen sey? und ob er ein Schloß erbauet habe? Für die Welt ist nun dieses Schloß auch gleichsam erstorben, wenn es nicht durch einen besondern Zufall seinem Untergange entrissen wird, so wird es bald zusammen stürzen, seine Balken werden verbrannt, und seine Steine vermauert werden.

Ist aber Bischoff Heinrich Julius ein guter Mensch gewesen, der an sich selbst immer besserte, seinen Nebenmenschen nicht kränkte, die Armen erquickte, die Unschuld beschützte, seine Unterthanen zu bessern suchte — nun wohl ihm! So genießt er noch die Belohnung in der Ewigkeit. Die guten Eigenschaften, die er sich, während seines Aufenthalts auf der Erde erwarb, hat er mit in den Himmel genommen, und die machen ihm ewig Freude, so wie die guten Fertigkeiten, die der Mensch, als ein Kind, sich erwirbt, ihm lebenslang Freude

machen, und das Gute, das er in der Welt, unter seinen Nebenmenschen stiftete, ist auch noch da, wirkt immer noch fort, und wird ihm von Gott vergolten.

Also dächte ich, lieben, guten Kinder, wäre es wohl gut, wenn wir uns vornähmen, daß wir erst uns selbst bessern wollten, ehe wir die Dinge, die um uns sind, verschönern, und daß wir bey dem alten Grüningischen Schlosse uns der weisen Lehre erinnerten:

Ein weises frommes Herz, das sey dein Schatz auf Erden!
Sonst alles, nur nicht dieß, kann dir entrissen werden.
Das bleibt im Tode dein, und folgt dir nach der Zeit,
Zum seligen Gewinn, bis in die Ewigkeit.

Bey dem Weggehen von diesem Schlosse senkte sich mein Kopf um einige Zolle tiefer, die Augenbraunen zogen sich etwas näher nach der Nase zu, und verursachten eine tiefe Runzel, die, wie ich bey andern Gelegenheiten bemerkt habe, sich von der Nasenwurzel bis über die halbe Stirne zieht, und

oben

oben ganz spitzig zulauft. Mein Herz wurde mir wehmüthig, ich wankte noch einige Schritte fort, blieb endlich stehen, sahe mich noch einmal nach dem Schlosse um, seufzete und stampfte mit meinem Stocke gegen die Erde. Wenn manches von euch bey mir gewesen wäre, so würde es wohl gedacht haben: Was fehlt denn dem Manne? ist er denn gar tiefsinnig? vielleicht hätten mich einige gar ausgelacht.

Dieß wäre aber nicht recht gewesen. Denn der Anblick einer Sache, die auf den einen gar keinen Eindruck macht, kann bey dem andern eine ganze Reihe traurige Vorstellungen erregen, die ihn ganz niederdrücken, und wohl bis zum Thränen rühren. Gesetzt, einer von euch, der seinen lieben Vater verlohren hätte, machte mit mir einen Besuch. Der Sohn vom Hause kramte seine kleinen Reichthümer vor uns aus, zeigte uns auch eine Sammlung von Siegeln, du, mein Lieber, erblicktest darunter das Siegel deines lieben Vaters, dir fiel ein alle die Liebe, die du von ihm genossen hättest, alle die Schmerzen, die er, während seiner Krankheit, ausstehen mußte, alle die Thränen, die über deine Backen rollten, da er im Sarge lag; so würde ich ganz ruhig die Siegelsammlung betrachten; da einen schönen alten Kopf, dort eine witzi-

ge Erfindung, oder die vorzügliche Geschicklichkeit des Petschierstechers bewundern, du aber würdest verstummen, dein Gesicht wegwenden, und wohl gar, in einem Winkel, Thränen vergiessen. Wäre es nun wohl recht, wann ich dich deswegen für tiefsinnig halten wollte?

Mir gieng es itzo eben so. Eine Reihe traurige Gedanken giengen durch meine Seele, da ich das Grüningische Schloß verließ.

Um mich deswegen bey euch zu entschu'digen, muß ich euch doch die Veranlassung hierzu mittheilen.

Dieß Schloß, das dazumal, da ich es sahe, seinem Umsturze so nahe war, hätte itzo wieder sich verjüngen, und in seinem vorigen Glanze wieder aufsteigen können, wenn nicht unüberwindliche Hinderniße in den Weg wären gelegt worden. Zween edle Menschenfreunde, die ihre gröste Glückseligkeit darinne suchen, wenn sie etwas Gutes stiften können, Herr Göckingk, den viele von euch, aus seinen vortreflichen Gedichten kennen werden, und der Herr von Wurm, von dessen edlen Gesinnungen, da ich in Dessau war, verschiedne eigenhändige Beweise in meinen Händen gehabt habe, faßten den herrlichen Entschluß, daß sie in diesem Schloße junge Frauenzimmer so erziehen lassen wollten,

wollten, daß sie einmal ein frohes Leben führten, ihre künftigen Männer erfreuen, ihre Kinder gut ziehen, und Freude unter alle Leute, die ihnen nahe wären, verbreiten könnten; sie erbaten sich dieses Schloß, und versprachen, es auf ihre eigne Kosten wieder herzustellen und zu verschönern. Aber — ach ihre Bitte wurde nicht gewährt! das Schloß sank seinem Untergange entgegen, und so manches Frauenzimmer mußte die gute Erziehung entbehren, die ihr zugedacht war!

Verdenket ihr mir es noch, daß mich diese Gedanken betrübten?

Das geht aber in der Welt nicht anders. Auch die besten Unternehmungen schlagen bisweilen fehl. Denn der Gott, der die Welt regieret, sieht viel weiter, als wir, sieht oft voraus, daß wir bey manchen Unternehmungen unübersteigliche Schwierigkeiten, unerträglichen Verdruß finden werden, deswegen vereitelt er sie bald. Auf so etwas muß sich jedermann gefaßt machen, damit dadurch seine Gemüthsruhe nicht zu sehr gestört werde.

Bey dem Weggehen bemerkte ich einen Begräbnisplatz, und auf demselben eine Ueberschrift. Ich trat begierig hinzu, um sie zu lesen, und fand, daß hier das Begräbnis einer Göckingischen Familie sey.

Dieß

Dieß erregte wieder allerley Gedanken bey mir. Was wohl diese guten Leute, dachte ich, die hier ihren Körper abgelegt haben, arbeiteten, duldeten, litten, ehe sie bis hieher kamen! was wir wohl noch werden arbeiten, dulden und leiden müssen, ehe wir bis dorthin kommen! ! !

Und ich wünschte, daß jedes von euch mir nachspräche: was auch ich noch werde arbeiten, dulden und leiden müssen, ehe ich die Erde verlasse! Denn unser ganzes Erdenleben ist weiter nichts, als eine Schule, wo wir mancherley Uebungen ausstehen müssen, um zu den Geschäften bereitet zu werden, die uns Gott in einer andern Welt zugedacht hat. Doch arbeiten, dulden und leiden wir nicht umsonst, die Früchte davon werden wir in der Ewigkeit genießen, so wie jeder Mann die Früchte von dem Fleiße und Gehorsam genießt, den er, als Knabe in der Schule, bewiesen hat.

Einzug in Halberstadt.

Was wir bisher gesehen hatten, gab zu allerley Gesprächen Anlaß, unter denen wir uns Halberstadt immer mehr näherten.

Der erste Anblick dieser merkwürdigen Stadt verursachte bey der ganzen Reisegesellschaft eine allgemeine Freude. Jedes dachte an das Vergnügen, das es da in dem Umgange mit guten Menschen finden würde, und an die vielen neuen und schönen Sachen, die man da würde besehen können.

Wir kamen bey dem Thore an, konnten aber so geschwinde nicht einfahren, als wir wünschten. Wir wurden angehalten, wie gewöhnlich, examinirt, und unter andern befragt: Ob wir nichts Accisbares bey uns hätten? Ich sagte Nein. Dieß konnte ich mit Wahrheit sagen, weil alles, was wir in unserm Wagen und Coffre hatten, aus Lebensmitteln und Kleidungsstücken, und einigen Büchern bestand, die ich an verschiedne Freunde abgeben sollte. Etwas mitzunehmen, das in den preussischen Ländern einzuführen verboten ist, würde ich mir Bedenken gemacht haben. Ich nahm deswegen die Packete, die mir einige Dessauische Freunde mits

mitgaben, nicht anders, als unversiegelt an, weil es im Preußischen nicht erlaubt ist, versiegelte Briefe oder Packete bey sich zu führen. Wißt ihr wohl, warum? Hätte ich etwas bey mir gehabt, davon man Accise geben muß, so würde ich es gewiß angezeigt haben. Denn in dem Lande, wo man lebt, oder reist, wo man genährt und geschützt wird, muß man, nach meiner Meynung, sich den Landesgesetzen richten. Und wem diese Landesgesetze nicht gefallen, der muß durch die Länder, wo sie eingeführt sind, nicht reisen, und in denselben nicht wohnen. Ob ich hierinne Recht, oder Unrecht habe? könnt ihr ja mit euren lieben Eltern und Lehrern überlegen.

Man trauete aber meiner Versicherung nicht, sondern ein Mann, der darzu bestellt war, daß er darauf sehen sollte, daß die Accise nicht betrogen würde, trat zum Wagen, und sagte, er müsse meinen Coffre öfnen. Freylich ist diese Anstalt nöthig, weil es gar viele Menschen giebt, die es für erlaubt hatten, die Accise zu hintergehen. Ich mußte dieß also auch geschehen lassen. Damit er die Sachen aber nicht zu sehr umher würfe, drückte ich ihm einige Groschen in die Hand. Dieß kleine Geschenk hatte nun diese Wirkung, daß er nichts weiter that, als, daß er den Coffre aufschloß, mit der Hand auf

das

das Tuch, mit welchem unsere Effekten bedeckt waren, einigemal druckte, und ihn dann wieder zuschloß. —

Wir konnten also ohne weitern Aufenthalt, unsern Einzug halten, und sperrten die Augen gar weit auf, wie man immer thut, wenn man in eine Stadt das erstemal kommt. Da fiel es uns nun gar sehr auf, daß die Stadt ausserordentlich unregelmäßig gebauet war. Die Straßen liefen gar nicht so gerade, wie in andern Städten, die wir zeither gesehen hatten. Manche giengen ganz krumm untereinander her. Die Häuser waren auch ganz sonderbar gebauet, und an manchen waren Verzierungen angebracht, über die sich meine Zöglinge oft vor Lachen hätten ausschütten mögen. Bald rief der, bald jener, ach sehen sie da, sehen sie dort, das alberne Ding, da reutet einer auf einen Ochsen, dort frißt ein Schwein einen Menschen, u. s. w.

Diese Art der Verzierungen, da man allerley Schnörkel, ohne Geschmack und Absicht, anbringt, nennt man die Gothische, vermuthlich, weil sie von einem alten Volke, das man die Gothen nennt, ist erfunden worden. Ihr trefft davon oft auch in alten Büchern Spuren an, wo in die Anfangsbuchstaben der Kapitel Bilderchen gestochen sind, die sich

zu dem Inhalte ganz und gar nicht schicken. So habe ich alte Bibeln gesehen, wo in den Anfangsbuchstaben Gesichter waren mit schrecklich großen Schnurrbärten, die wohl gar die Zunge heraus stecksten, oder Kinder, die auf Hähnen ritten, oder einander bey den Haaren herumzogen.

Da nun die Halberstädter solche unregelmäßige Gassen und solche geschmacklose Verzierungen an ihren Häusern haben, so sind sie wohl Leute ohne allen Geschmack? So würde ein Kind urtheilen, das sich nicht gewöhnt hat, nachzudenken ehe es redet.

Ich bitte euch daher sehr, daß ihr einige Minuten nachdenkt, ehe ihr euer Urtheil fällt! —

Habt ihr es gethan? gut! so wird vielleicht das Verständigste von euch so urtheilen: Es folgt aus der altväterschen Bauart von Halberstadt noch gar nicht, daß die itzigen Einwohner keinen Geschmack hätten. Sie haben ja die Stadt nicht erbauet. Weil die Stadt noch so altväterisch ist, so scheint es vielmehr, als wenn die dortigen Einwohner sehr wachsam wären, und eine gute Feuerordnung hätten. Denn wenn die Stadt so viele Feuersbrünste, als viele andere Städte, gehabt hätte: so würde sie wohl ganz anders erbauet worden seyn.

Dieß

Dieß scheint mir eher vernünftig geurtheilt zu seyn, und wenn ich den kleinen lieben Leser, oder die liebe kleine Leserin kennen sollte, die so geurtheilt hätten, ich müßte ihm oder ihr einen Kuß geben.

Denn Recht mag wohl haben, wer so urtheilt, zumal da es bekannt ist, daß in Halberstadt viele einsichtsvolle Menschen, von richtigem Verstande und gutem Geschmacke, wohnen. Alle habe ich sie unmöglich besuchen und sprechen können. Aber diejenigen, die ich besucht und gesprochen habe, will ich euch doch nennen.

Einige von den vortreflichen Menschen in Halberstadt.

Da wir ein ziemliches Fleck durch die Stadt gereist waren, stiegen wir in einem Gasthofe ab, den uns unser lieber Herr Reisegefährte, der Herr von Putkammer, empfohlen hatte.

Sobald wir angekommen waren, ließ ich meine Ankunft sogleich dem würdigen Fischer, Rektor an der Domschule, melden, und anfragen, wenn ich ihn besuchen dürfe. Weil ich glaube, daß man zu Männern, die so arbeitsam, wie der Hr. Rektor Fischer, sind, nicht gerade zu laufen darf, sondern sie erst bitten muß, die Stunde zu bestimmen, da man, ohne sie zu stören, sie besuchen darf.

Denn die unzeitigen Besuche sind für einen arbeitsamen Mann gar eine schlimme Sache. Er hat oft Arbeiten, die auf einen bestimmten Zeitpunkt nothwendig fertig seyn müssen. Stellt euch nun vor, wie verlegen ein solcher Mann seyn muß, wenn man gerade zu lauft, und wohl ein bis zwey Stunden sich bey ihm aufhält. Heißt er den Fremden gehen, so legt man ihm dieß als Unhöflichkeit aus; wartet er aber bis der Fremde von selbst geht, so gerathen seine Geschäfte in Unordnung. Also erfordert wohl die Höflichkeit, daß man dergleichen Männern selbst die Stunde bestimmen lasse, wo man sie besuchen darf.

Die Ursache, warum ich eben dem Hrn. Rektor Fischer meine Ankunft melden ließ, war diese, weil er mich eigentlich zu sich eingeladen hatte. Er ließ mir aber keine Antwort sagen, sondern — überbrachte sie mir selbst.

Der

Den Augenblick, da er sie überbrachte, zähle ich unter die Angenehmsten meines Lebens. Er hatte verschiedenes geschrieben, das ich niemals las, ohne zu wünschen, den würdigen Verfasser nur einmal zu sehen, um ihm für das viele Vergnügen und Nutzen, so er mir verschaft hatte, danken zu können. Er ist der nämliche, der die fliegenden Blätter schreibt, die ohne Zweifel eure lieben Eltern und Lehrer kennen, und die mehresten besitzen werden, wo man keine Seite lesen kann, ohne den richtigen Verstand des lieben Verfassers zu bewundern, und über seine Laune, mit der er alles sagt, sich zu freuen. Oft spricht er so launicht, daß man in helles Lachen ausbrechen muß. Es ist daher schon seit einiger Zeit bey mir Sitte, daß ich, wenn Herzensfreunde bey mir sind, eine Vorlesung über dieses nützliche, unterhaltende und aufheiternde, Buch halte. Und noch nie habe ich es gethan, ohne herzlichen Dank dafür zu bekommen.

Da ihr nun nicht wissen werdet, was Laune ist, so muß ich es euch doch erklären. Laune ist die Gabe, unter dem Anscheine von Ernst, eine Sache lächerlich zu machen. Hier habt ihr ein Exempel davon: Er erzählt eine sehr ärgerliche Streitigkeit, die, vor kurzen in einer gewissen Stadt, die Lutheraner und Reformirten untereinander gehabt haben,

ben; und über diese Erzählung setzt er die Worte des 133. Psalms: Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich bey einander wohnen. Wie groß war also meine Freude, da ich den Mann, den ich schon lange geliebt und hochgeschätzt hatte, mit meinen eignen Augen sahe! Ich umarmte ihn herzlich, und er war so gütig, mich, nebst allen meinen Lieben, mit in sein Haus zu nehmen.

Hier bekam ich ihn noch lieber; zeither hatte ich ihn nur als guten Schriftsteller gekannt, itzo lernte ich ihn aber auch als zärtlichen Ehemann und Vater kennen.

Seine Gefälligkeit gegen mich gieng so weit, daß er mich mit noch andern vortreflichen Männern bekannt machte, die ich euch doch nennen muß, weil ich weiß, daß ihr euch darüber freuen werdet. Hier sind ihre Namen:

Herr Generalsuperintendent Jakobi. Ein sehr würdiger Greis. Jedes Wort, das er sprach, faßte ich begierig auf: Je mehr er sprach, desto mehr bewunderte ich seinen durchdringenden Verstand und sein edeldenkendes Herz. In dem größten Leiden bewies er eine Standhaftigkeit und Geduld, die man von dem erwartet, der Jesum verehrt,

ehrt, der noch am Creuze, ein Muſter der Geduld blieb. Der eine ſeiner Arme war durch einen Schlagfluß gelähmt, und doch ließ er keine Spur von Unwillen merken. Gott ſtärke ihn, dieſe Prüfung auszuhalten, bis er, als Sieger, ſeinen Leib ablegen, und ſagen kann: Es iſt vollbracht. Dann werden alle gute Kinder, die bald im Wohlthun ſich üben, und die Leiden, die ihnen Gott auflegt, mit Geduld tragen lernen, ihn in einem höchſt ſeligen Zuſtande finden, und mit ihm Gott preißen, für die unbegreiflichen, aber immer guten, Wege, auf die er ſie geleitet hat.

Herr Canonicus Gleim. Er iſt ein vortreflicher Schriftſteller, der mit ſeinen Schriften einer Menge Menſchen Nutzen und Vergnügen verſchaft hat. Erwartet ja nicht von mir, daß ich euch alles das Schöne und Gute, das er geſchrieben hat, erzählen ſoll! nur etwas will ich davon ſagen. Die Lieder eines preußiſchen Grenadiers ſind von ihm. Sie ſind ſo voll Feuer, daß ich glaube, wenn ſie eine Armee, die von der gerechten Sache ihres Königs überzeugt iſt, vor dem Anfange der Schlacht abſänge, jeder Soldat begeiſtert werden, und dem Tode mit gröſter Unerſchrockenheit entgegen gehen müßte. Von ihm iſt auch das ſchöne Buch, wel-

des er Halladat nennt, dessen Lesen euch vielen Nutzen und Vergnügen verschaffen wird. Auch ist er Verfasser von vielen schönen Liedern, die ihr wohl oft schon mit vielem Vergnügen werdet gesungen haben.

Habt ihr z. E die Lieder noch nicht gesungen: Rosen pflücke! Rosen blühn ꝛc. Ihr Freunde des Lenzen erfreuet euch hier? Auch dieses hat er verfertigt.

Er gehört unter diejenigen guten Menschen, die nicht nur, durch Schriften in der Entfernung, Freude verbreiten und Nutzen verschaffen, sondern die auch jedem zu nutzen und ihn zu erfreuen suchen, der ihnen nahe kommt. Von dem Guten, das er im Verborgnen thut, will ich aber nichts sagen. Denn wer wirklich das Gute liebt, hat es nicht gern, wenn davon öffentlich gesprochen wird. Nur das kann ich unmöglich verschweigen, daß er in den freundschaftlichen Zusammenkünften, die wir, während unsers Aufenthalts in Halberstadt, hatten, immer der Heiterste war. Niemals fehlte es ihm an Stoff, die Gesellschaft zu unterhalten, und seine Unterhaltung war immer so lebhaft, und mit so vielem Scherz durchwebt, daß man sich immer ungern von der Gesellschaft trennte. So heiter war er,

daß

daß auch Kinder, die sonst nicht gern Leute um sich haben, die die Stirn in Falten ziehn, ihn in ihre Gesellschaft zu ziehen suchten. Meine Zöglinge hiengen sich gleich an ihn. Und, da wir einmal, in Gesellschaft verschiedner guten Kinder, einen Spatziergang machten, versammlete sich die ganze kleine Gesellschaft um den lieben Gleim, ließ sich von ihm necken und neckte ihn wieder.

Da er nicht mehr jung, sondern schon ziemlich bejahrt ist, so sahe ich immer, mit heimlicher Verwunderung seiner jugendlichen Frölichkeit zu.

Am Ende konnte ich meine Verwunderung nicht länger verbergen, ich faßte freundschaftlich seine Hand, und fragte: aber sagen sie mir nur, mein Bester! wie ist es möglich, daß ein Mann von ihren Jahren so heiter und frölich seyn kann?

Er lächelte, und sagte: Wenn sie es wissen wollen, warum ich immer so frölich bin, so will ich ihnen nur das ganze Geheimniß entdecken — ich trinke keinen Wein.

Wirklich hatte ich auch bey den Zusammenkünften, die wir hatten, bemerkt, daß er sich nie bewegen ließ, ein Glas Wein zu genieſſen.

Unterdessen befremdete mich seine Antwort nicht wenig. Man hat zeither immer geglaubt, daß der

Wein ein Beförderer der menschlichen Frölichkeit sey, und Sirach spricht daher: **Was ist das Leben, da kein Wein ist?** Ich wendete ihm also dagegen ein, es sey doch unleugbar, daß der Wein die Menschen frölich mache.

Er antwortete mir aber, das ist eine erbärmliche Frölichkeit, die der Wein hervorbringt! Sie dauert nicht länger, als der Wein wirkt. Hernach folgt Unmuth, Verdrüßlichkeit und Krankheit. Wir würden weit vergnügtere, friedfertigere und gesündere Menschen haben, wenn sie keinen Wein tränken.

Meine Lieben! dieß hat **Gleim** gesagt. Ueber die Aussprüche eines solchen Mannes darf man nicht sogleich wegwischen, man muß sie fein überlegen, und darüber nachdenken. Laßt es uns also auch thun.

Wenn die Rede davon ist, ob Kinder Wein trinken sollen? so sage ich geradezu — Nein. Höchstens bey Feyerlichkeiten würde ich ihnen ein Gläschen erlauben. Glaubt aber, meine Lieben, deswegen ja nicht, als wenn ich ein so böser Mann wäre, der den Kindern keine Freude gönnte! Ganz und gar nicht, ich will vielmehr, daß sie immer recht frölich seyn sollen. Deswegen ermuntere ich sie,

bey

bey jeder Gelegenheit, daß sie recht gut und fleißig seyn, sich abhärten, und in der freyen Natur vergnügen sollen. Aber eben deswegen wünsche ich auch, sie möchten keinen Wein trinken. Denn wozu haben denn die Kinder Wein nöthig? Sie sind ja, wenn sie sonst gut sind, und sich hüten etwas zu thun, das ihnen in der Folge reuet, so schon frölich. Sie haben keine übertriebnen Arbeiten, wissen nichts von den Sorgen, die oft den Vater und die Mutter, die nicht nur für sich, sondern auch für ihre Kinder, sorgen müssen, traurig machen. Ein Ball, ein Kegelspiel, eine Puppe kann sie frölich machen, wozu brauchen sie also den Wein?

Ueberdieß habe ich nur gar zu oft bemerkt, daß die Kinder, wenn sie Wein getrunken haben, auf allerley ungereimte Dinge verfallen, die sie den folgenden Tag bereuen. Denn, meine Lieben, so wenig man von der auskeimenden Saat sagen kann, daß sie reif sey, eben so wenig kann man dieß von dem Verstande eines jungen Menschen sagen. Ein junger Mensch hat ja, wenn er auch keinen Wein trinkt, seine ganze Aufmerksamkeit nöthig, daß er nicht unvernünftig handele. Wie will er sich denn helfen, wenn er Wein trinkt, der den Menschen zerstreuet, und die Aufmerksamkeit auf sich stört?

Auch

Auch ist es ausgemacht, daß der Wein die noch schwachen Nerven der Kinder so stark angreife, daß sie, durch den öftern Genuß, schwächlich und am Ende gar dumm werden, und Schwächlichkeit und Dummheit scheuet doch jedes vernünftige Kind.

Endlich kostet der Wein auch Geld. Wenn nun die Eltern ihren Kindern Wein geben wollten, so bekämen sie zu den vielen Ausgaben, die die Kinder ihren lieben Eltern verursachen, noch eine schwere, und doch sehr unnöthige, Ausgabe mehr. Welches gute Kind wird nun wohl seinen lieben Eltern Sorgen machen, um seinen Gaumen einige Minuten täglich mit Wein kützeln zu können? Ueberlegt das, was ich itzo gesagt habe, und fragt euch selbst, ob es wohl billig sey, daß ein gutes Kind, wenn es seine arbeitsamen Eltern ein Glas Wein trinken sieht, immer darnach schielt, und erwartet, daß sie ihm auch davon geben sollen!

Ich bin auch ein Kind, und, so viel ich mich erinnere, immer frölich und guter Dinge gewesen, und habe, als Kind, so viel ich weis, nie Wein bekommen.

Was nun aber die Erwachsenen betrifft, so ist es wieder wahr, daß sie durch unmäßigen Genuß

des Weins sich sehr schaden. Sie verliehren das bey den Verstand, thun und reden eine Menge Dinge, die sie ohne Wein nicht würden gethan und geredet haben. Darauf folgt denn den nächsten Tag Unmuth und Reue, die zehnmal bitterer, als der Wein süße, ist. Und mancher hat durch unmäßigen Genuß des Weins sich um alle seine Lebensfreuden gebracht. Ja wenn wir den rechten Ursprung von allen Zänkereyen und Prozeßen untersuchen könnten, so würden wir gewiß finden, daß, wenigstens die Hälfte davon, bey dem unmäßigen Genuße des Weins, oder eines andern starken Getränks, entstanden sey.

Auch werden mehrentheils die unmäßigen Trinker am Ende krank, und ihr Lohn ist ein frühes Grab.

Ihr werdet mir also wohl auch zugeben, daß der unmäßige Genuß des Weins, wenn er so weit geht, daß man dabey seinen Verstand verliehrt, höchst unvernünftig und schädlich sey. Und wenn ihr einmal in eine Gesellschaft kommen solltet, wo man euch zur Unmäßigkeit, oder, daß ich das eigentliche Wort brauche, zum Saufen, nöthigen wollte, so wäre dieß eben so viel, als wenn man sagte: Lieber Freund! erzeige mir doch die Gefälligkeit,

ligkeit, und werde auf einige Stunden närrisch, mache dich, auf den folgenden Tag, zu deinen Geschäften untüchtig! und setze dich der Gefahr aus, das Podagra, die Gicht, oder Schwindsucht zu bekommen! wer wollte wohl einer so albernen Bitte Gehör geben?

Und auch der mäßige Genuß des Weins bleibt noch immer bedenklich, und gewissermaßen gefährlich. Denn es giebt viele gewinnsüchtige Leute, die so gewissenlos sind, daß sie durch allerley Zusatz sauern Weinen einen angenehmen Geschmack zu verschaffen suchen. Dieser Zusatz ist der menschlichen Gesundheit oft sehr schädlich. Sie nehmen dazu bisweilen Silberglätte, die ein wahres Gift ist. Sie kaufen auch wohl elenden Landwein, und suchen durch allerhand Künsteleyen ihm den Geschmack von französischen, spanischen und portugiesischen, Weinen zu geben. Wenn man nun von einem so verfälschten Tranke täglich auch nur einige Gläser genießt, so muß dadurch nothwendig nach und nach die Gesundheit zerstört werden. Und könnten wir die ersten Ursachen von den menschlichen Krankheiten, von Podagra, Gicht, Schwind- und Wassersucht entdecken, so würden wir sie sehr oft in dem Genusse verfälschter Weine finden.

Wer

Wer nun dieß alles so, wie unser lieber Gleim, überlegt hat, dem darf man es nicht verdenken, wenn er gegen den Wein eifert, und ihn als schädlich ansieht.

Da unterdessen der liebe Gott den Wein, und zwar ohne Zweifel in der Absicht, daß er von den Menschen soll getrunken werden, gemacht hat, so bin ich doch nicht ganz der Meynung, daß man ihn schlechterdings verwerfen müsse, glaube vielmehr, daß er zur Erhaltung der Gesundheit, der Kräfte und Munterkeit des Menschen sehr nützlich sey, wenn er gut ist, und von Erwachsnen mäßig, und mit Vorsicht, genossen wird, und singe mit unserm lieben Fischer:

Dankt dem Herrn! er giebt uns Leben,
Giebt uns Segen und Gedeihn.
Schaft uns Brod und Trank der Reben,
Uns zu stärken, zu erfreun.
Dankt dem Herrn!

Fort.

Fortsetzung.

Ich merke, daß ich wohl zu weitläuftig werden möchte, wenn ich euch alle die guten und vortreflichen Menschen beschreiben wollte, deren Bekanntschaft und Gesellschaft mir unser lieber Fischer verschafte. Ich will euch daher nur einige noch nennen, und euch erinnern, daß ihr ja nicht glauben dürft, als wenn, ausser ihnen, gar keine guten und vortreflichen Menschen in Halberstadt zu finden wären.

Der Herr von Bergen und dessen Gemahlin hatten bald unsere ganze Hochachtung. Ihres Standes ohnerachtet, leuchtete aus allen ihren Urtheilen und Handlungen Liebe zum Natürlichen und Abneigung gegen alle Eitelkeit und unnatürliche Künsteley hervor, und aus dem, was mir in der Folge von ihnen gesagt wurde, wurde ich darinne bestätigt, daß sie über alle lächerliche Moden sich weit hinausgesetzt hätten, und sich ihren Werth nicht durch Putz, sondern durch sich selbst zu geben suchten. Und dieses war auch stets sichtbar.

Mäch-

Möchten sie doch viele Nachfolger finden! Der Diamant bleibt doch Diamant, wenn er auch ganz ohne Prunk gefaßt ist, und der Kiesel ist Kiesel, und bleibt Kiesel, wenn man ihn auch noch so prächtig faßte. Ists mit dem Menschen nicht eben so? Der gute und weise Mensch behält seinen Werth, auch in der einfachsten Kleidung, und der Thor und schlechte Mensch bleibt ein Thor und ein schlechter Mensch, wenn man ihn auch nach nach der neuesten Pariser Mode ausstaffiren liesse.

Vom Hrn. Prediger Villaume habt ihr doch auch wohl etwas gelesen? ich zweifle daran gar nicht, da er sehr viel Nützliches und Unterhaltendes für Kinder geschrieben hat. Welch ein lehrreiches und unterhaltendes Buch ist seine Geschichte des Menschen! Habt ihr es noch nicht gelesen? so wollte ich euch doch rathen, daß ihr eure lieben Eltern bätet, dasselbe zu kaufen, und eure lieben Lehrer, es mit euch durchzugehen. Ihr würdet daraus ungemein viel lernen. Diesen lieben Kinderfreund Villaume und sein verständiges und rechtschafnes Weib lernten wir nun durch Hrn. Fischer auch kennen, und unser Vergnügen bekam durch diese Bekanntschaft einen neuen Zuwachs.

Meine Zöglinge hängten sich vorzüglich auch deswegen an ihn, weil er zwey muntere gute Söhne hatte, die mit ihnen beynahe von gleichem Alter waren. Von diesen, und von der Erziehungsanstalt, die Hr. Villaume mit seiner Gehülfin eingerichtet hat, will ich euch bald etwas Mehreres sagen.

In dem Hause des lieben Fischers erneuerte ich auch eine Bekanntschaft, die ich schon vor einigen Jahren in Erfurt gemacht hatte, mit dem Herrn Prediger Westphal. Wenn ihr ihn nur eine Viertelstunde sprechen solltet, so würdet ihr ihn lieb gewinnen, so viel Angenehmes und Gefälliges hat er in seinem Umgange. Er hat auch viel Gutes geschrieben, das ihr künftig mit großen Nutzen lesen werdet. Ich nenne euch itzo nur das Buch, welches er Porträts nennt, worinne er die verschiedenen Arten der Menschen zu denken und zu handeln so lebhaft vorgestellt hat, daß es ist, als wenn man die Menschen vor sich stehen sehe. Ich umarmte ihn, und freuete mich herzlich über das unvermuthete Wiedersehn. Eben so herzlich, und noch weit herzlicher umarmten sich unsre Weiber, und es war eine wahre Lust, dieser Umarmung zuzusehen. Wie

wenn

wenn ein Paar Schwestern einander nach einer langen Trennung wieder sehen, so feurig war ihre Umarmung. Sie gesselleten sich sogleich zueinander, und konnten gar nicht fertig werden miteinander zu plaudern.

Woher das wohl mag gekommen seyn!

Die Frau Westphalin war, werdet ihr sagen, vielleicht eine vorzüglich rechtschaffene Frau?

Allerdings. Aber wir hatten ja noch mehrere rechtschaffne Weiber in unsrer Gesellschaft.

Ach! da werden die Weiber einander wohl zuvor gekannt haben?

So viel ich weis, ganz und gar nicht. Aber ich will euch nur nicht länger rathen lassen — sie war unsere Landsmännin. Und dieser angenehme Auftritt bestätigte bey mir die Anmerkung, die ich schon lange gemacht hatte, daß nämlich jeder gute Mensch eine unauslöschliche Liebe zu seinem Vaterlande habe, und geneigt sey, mit Landsleuten, die er auch sonst nicht gekannt hat, Freundschaft zu schliessen, sobald er sie in der Fremde findet.

Gebt einmal auf euch selbst Achtung, wenn ihr einmal zwanzig oder dreißig Meilen weit von der

Vaterstadt, wegkommen solltet, (welches gewiß den mehresten begegnet) und findet da unvermuthet einen Landsmann, was da in euch vorgehen wird! und saget, ob ich nicht Recht habe?

Von einem schrecklich großen Weinfaße.

Da wir gegen unsern lieben Wirth ein Verlangen blicken ließen, die Merkwürdigkeiten von Halberstadt zu sehen, so war er auch gleich bereit, uns davon so viel zu zeigen, als wir in der kurzen Zeit, die wir zu unserm Aufenthalte daselbst bestimmt hatten, sehen konnten.

Zuerst giengen wir nach den Spiegelschen Bergen zu.

Der Weg führte uns über einen kleinen Fluß, der, wie wir erfuhren, die Holdemme hieß. Meine Zöglinge freueten sich darüber ausserordentlich; thaten

thaten mancherley Fragen an unsere Halberstädtischen Freunde, und betrachteten die Holdemme so aufmerksam, als wenn sie in ihrem Leben noch keinen Fluß gesehen hätten. Die Ursache war, weil sie erst die Holdemme aus der Beckerschen Zeitung für die Jugend und ihre Freunde, die gewiß vielen von euch manche vergnügte Stunde gemacht hat, kennen lernen, und von der grosen Ueberschwemmung gelesen hatten, die sie vor kurzem angerichtet hatte. Sie hatten deswegen in das Tagebuch, in welches sie gewöhnlich eintragen, was für Kenntnisse sie sich jeden Tag erworben haben, geschrieben: Die Holdemme ist ein kleiner Fluß bey Halberstadt. Und das war eben die Ursache, warum sie sich so sehr freueten, da sie nun mit ihren eignen Augen die Holdemme sahen, deren Namen sie in ihr Tagebuch eingetragen hatten. Sie erfuhren also, daß man weit mehr Vergnügen empfinde, wenn man die Sachen selbst besieht, als wenn man sie nur der Beschreibung nach kennt.

Sobald wir vor das Stadtthor kamen, lagen die anmuthigen Berge vor uns, die man insgemein die Spiegelschen nennt. Sonst waren es kahle Felsen, seitdem sie aber grünen, heißen sie die Spie-

gelschen Berge, weil der würdige Freyherr von Spiegel sich seit einigen Jahren ein eignes Geschäfte daraus gemacht hat, diese Berge umzuschaffen, sie mit mannichfaltigen Hölzern anzupflanzen, Spatziergänge darauf anzulegen, allerley Lusthäuser, Thürme, Wasserleitungen, Lauben, und ein Haus hinzustellen, wo die Spatziergänger Erfrischungen bekommen könnten.

Der Weg, der zu diesen anmuthigen Höhen führte, war sehr volkreich, indem eine grose Anzahl vornehmer Personen und gemeiner Bürger auf demselben, nach diesen Bergen, wallfahrtete, um da in der schönen Natur sich zu freuen, und von ihren Arbeiten zu erholen.

Da ihr nun wohl schon ziemlich meine Denkungsart kennen werdet, so könnt ihr leicht erachten, was ich bey diesem Anblicke dachte. Gott segne, dachte ich, den Edlen, der seine Kräfte so thätig verwendet, die Welt zu verschönern, und das Vergnügen seiner Mitmenschen zu befördern. So oft er sieht, was durch ihn da ist, entfliehe aus seiner Seele aller Kummer, und er empfinde alle die Freude, die das Theil derer ist, die Gutes sehen, das durch sie da ist!

Ich

Ich könnte euch nun vieles erzählen, von dem mannichfaltigen Angenehmen, das wir hier fanden, und von den anmuthigen Anblicken, durch die wir oft überraſcht wurden. Ich will euch aber, um mich kurz zu faſſen, nur das ſagen, was vorzüglich Ferdinands und Moritzens Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Wir wurden in ein unterirdiſches Gewölbe geführt, in dem nur ein Fäßchen ſtund, das aber ſo groß war, daß beynahe das ganze Gewölbe damit ausgefüllt wurde. Meine Zöglinge ſchlugen vor Erſtaunen über die Größe des Faßes, in die Hände, und wir alle waren darüber nicht viel weniger erſtaunt, weil wir in der That nie ein Faß geſehen hatten, das, in Anſehung der Größe, mit dieſem hätte können verglichen werden. Da wir unſern Begleitern unſere Verwunderung zu erkennen gaben — Hui! da waren meine Zöglinge, zugleich mit den Söhnen des Herrn Villaume, verſchwunden. Die beyden Villaume waren, ohne ſich viel zu bükken, durch das Loch gekrochen, wo ſonſt der Zapfen zu ſtecken pflegt, und meine Zöglinge waren ihnen nachgefolgt. Ihr könnt alſo leicht denken, was dieß für ein Zapfenlöchelchen geweſen ſeyn muß.

Dieſes Faß hat der Biſchoff von Halberſtadt, Heinrich Julius, zu Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, von eben dem Meiſter, der das bekannte Heydelberger Faß gemacht hatte, verfertigen laſſen. Es iſt 18′ 2″ hoch (was die ″ bedeuten, laßt euch euren lieben Lehrer ſagen) und 12′ lang. Das daran befindliche Eiſenwerk wiegt 124 Centner, und das ganze Faß 636 Centner 99 Pfund.

Es iſt ſo geräumig, daß es 28672 Stübchen in ſeinen Bauch faſſen kann, und koſtete dem Hrn. Biſchoff Heinrich Julius, der es in ſein Schloß zu Grüningen ſetzen ließ, von da es der Freyherr von Spiegel, als eine Seltenheit, nach den Spiegelſchen Bergen führen ließ, 6000 Rthlr.

Der mag alſo wohl mehr Geld als ich und die mehreſten meiner Leſer gehabt haben; weil er ſo viel an ein Weinfaß wenden konnte. Und wenn wir auch 6000 Rthlr. übrig hätten, ſo wollten wir dieſe ſchon beſſer anwenden. Was ich damit machen wollte, weis ich wohl, aber was wolltet ihr wohl mit ſo vielem Gelde anfangen?

Der Hr. Biſchoff, Heinrich Julius, mag auch wohl, in Anſehung des Weins, mit Hrn. Gleim

nicht

nicht einerley Meynung gewesen seyn; es scheint vielmehr, als wenn er ein groſser Liebhaber dieſes Getränks gewesen wäre.

Dieß sollen sonſt die Herrn Biſchöffe oft gewesen seyn. Denn, weil sie nichts zu thun hatten, so saſsen sie lange bey Tafel, berauschten sich, schliefen dann einige Stunden, zechten wieder bis in die späte Nacht, und stunden von ihrem Schlafe wieder auf, wann der arbeitsame Bürger von seinen Geschäften schon ziemlich ermüdet war. So taumelten sie dem Grabe und der Ewigkeit entgegen, und erfuhren, daſs es wahr sey: Müſsiggang lehret viel Böſes! Itzo, da die Herrn Biſchöffe groſsentheils anfangen, sich als Lehrer und Vorbilder ihrer Heerde zu betrachten, befleiſsigen sie sich auch mehr der Nüchternheit.

Ueberhaupt ist die Völlerey in den vorigen Zeiten ein sehr gewöhnliches Laſter gewesen. Man besuchte fast keinen Schmauſs, ohne betrunken nach Hause zu gehen. Ja es gieng so weit, daſs man es nicht mehr für eine Schande, sondern sogar für eine Ehre hielt, wenn man recht viel saufen konnte. Die Menschen sind doch also auch in diesem Stücke beſser geworden. Man sieht nicht nur weit weni-

ger Trunkene als sonst, sondern wenn auch ja bisweilen einer zum Vorschein kömmt, der den Wein, bis zur Trunkenheit, genossen hat, so verachtet man ihn als einen Thoren. Und das ist er denn auch wirklich, weil er sich seines Verstandes beraubt, zur Arbeit untüchtig macht, und seine Gesundheit zerstört. Ja er ist noch weit mehr, als ein Thor, er wird zum Räuber an seinem Nebenmenschen, indem er unmäßig in sich gießt, woran sich so mancher arbeitsame und schwächliche Bürger hätte erquicken können.

Gymnastische Uebungen.

Da wir das große Faß besehen hatten, eilten wir geschwind aus dem Gewölbe, wo es stund, wieder heraus. Wir eilten, sage ich, wieder heraus, denn die

die Witterung war sehr warm; durch das Gehen und Besteigen der Berge waren wir alle so erhitzt, daß wir vom Schweiße troffen, und im Gewölbe war es kalt. Wäre es also wohl gut gewesen, wenn wir uns lange darinne aufgehalten hätten? Was hätte es wohl für Folgen haben können, wenn wir länger darinnen geblieben wären?

Sobald wie heraus waren, durchstrichen wir wieder die anmuthigen Spaziergänge, kletterten von einer Anhöhe zur andern, und kamen endlich an eine Leiter, die an ein Gebäude gelehnt war.

Sobald sie Ferdinand und Moritz erblickten, erwachte in ihnen die Begierde, einige von den Künsten sehen zu lassen, die sie in Dessau, bey dem Hrn. Professor Du Toit, erlernt hatten.

Sie stiegen also erst die Leiter hinauf, mit zusammengeschlagnen Armen, giengen wieder herab, traten unter die Leiter, faßten erst mit der rechten Hand die eine, dann mit der linken die nächstfolgende; dann wieder mit der rechten Hand die nächstfolgende Sprosse, und zogen so ihren Körper immer höher hinauf, ohne mit den Füßen die Leiter zu berühren; dann faßten sie mit beyden Händen

eine

eine Sprosse fest, hiengen so ohngefähr eine Minute lang, und schwenkten sich, dann kletteren sie wieder auf eben diese Art herab, wie sie hinauf gestiegen waren.

Allen meinen Begleitern und Begleiterinnen gefiel diese Uebung, aber niemanden mehr, als den beyden Söhnen des Hrn. Villaume. Sobald sie diese Uebung gesehen hatten, sagten sie: **das müssen wir auch versuchen!** Gesagt, gethan. Sie machten alle die Kunststücke meiner Zöglinge so gut nach, daß sie unser aller Beyfall erhielten.

Ich freuete mich vorzüglich darüber, weil ich hieraus schloß, daß Hr. Villaume ein sehr guter Erzieher seyn müsse, der nicht nur seine Zöglinge dazu anführe, ihren Kopf, sondern auch ihre übrigen Glieder zu brauchen. Und das mag wohl sehr weislich seyn. Denn wir haben ja nicht nur einen Kopf, sondern auch Hände, Füße, und eine Menge Muskeln in unserm Körper! und der Kopf kann so wenig wirken, wenn die übrigen Glieder und Muskeln des Körpers nicht geübt sind, als ein Hausherr, der von lauter plumpen, faulen und ungeschickten, Gesinde bedient wird.

Auf

Auf dem Rückwege wurde fast von nichts, als von Gymnastik, oder Leibesübungen, gesprochen, und alle stimmten darinne überein, daß jungen Menschen, die einmal glückliche und brauchbare Leute werden wollten, die Gymnastik unentbehrlich sey. Dadurch wurde bey dem größten Theile der Reisegesellschaft, die Lust zur Gymnastik so rege gemacht, daß fast der ganze Rückweg Gymnastik war. Ueber jeden Graben setzten wir, wenn wir einen Baum sahen, so faßten wir die Aeste mit den Händen feste, und bemühten uns, den Körper nachzuziehen. Es wurden auch Wettrennen angestellt, erst von den Knaben, in welchen der ältere Villaume und Ferdinand sich vorzüglich gut hielten, dann von den Mädchen, die Hr. Villaume erzieht, und die unsere Begleiterinnen waren, und endlich von den Alten selbst. Immer zwey und zwey liefen miteinander nach einem bestimmten Ziele.

Was mich betrift, so stellte ich meinen Wettlauf mit einem jungen Manne an, der an der Domschule, die durch unsern lieben Fischer regiert wird, Lehrer ist, und — ward überwunden. Die Ursache mochte wohl diese seyn, weil ich erst im sechs und dreyßigsten Jahre angefangen hatte, mei-

nen

nen Körper zu üben, jener aber es weit früher gethan hatte.

Deswegen glaube ich, wenn man einen recht gelenken Körper haben wolle, so dürfe man die Uebung desselben nicht bis das sechs und dreyßigste Jahr versparen.

Ob ich nun aber gleich war überwunden worden, so maulte ich deswegen doch nicht, sondern freuete mich vielmehr über die Geschicklichkeit des lieben jungen Mannes, der mich, nachdem er mich überwunden hatte, versicherte, daß er dergleichen Uebungen oft mit seinen Schülern anzustellen pflege.

Dieß war mir wieder ein Beweis, daß die Menschen doch immer besser und vernünftiger werden. Denn noch vor zehn Jahren verlangte man in den mehresten Schulen, daß die Lehrer immer ernsthaft seyn und recht steif gehen sollten; die Schüler wurden gezwungen, fast den ganzen Tag in verschloßnen Stuben zu seyn, und den Vortrag ihrer Lehrer anzuhören. Spiel und Bewegung wurden ihnen nur selten erlaubt, und an Uebung der körperlichen Kräfte wurde fast gar nicht gedacht. Auf diese Art wurden Lehrer und Schüler verdrüß-

lich

lich gemacht. die letzten wurden schwächlich, bekamen ein kurzes Gesicht, und wenn sie bey ihren Geschäften und Reisen in Gefahr kamen, so wußten sie sich weder zu rathen noch zu helfen.

Itzo wird es aber ganz anders. In vielen Schulen wird es schon Mode, daß die Schüler, in gewissen Stunden allerley Leibesübungen haben, und ich will es wohl noch erleben, daß es durchgängig gewöhnlich wird, daß die Lehrer mit ihren Schülern laufen, springen, den Ballen schlagen, schwimmen und auf dem Eise gehen. Dann werden die Menschen auch weit geschickter, gesünder und frölicher werden.

Da wir wieder zur Stadt kamen, trafen wir einen Trupp Knaben an, der auch eine Art von Gymnastik trieb. Sie ahmten die Uebungen der Soldaten nach, jeder hatte an die linke Seite einen Stock gesteckt, der einen Pallasch, und hielt einen andern Stock auf der Schulter, der eine Flinte vorstellen sollte. Einer von ihnen war Officier, und commandirte. Nach seinem Commando mußten die andern stehen, sich schwenken, marschiren, Halt machen, laden, Feuer geben, u. dgl.

Ich

Ich erinnere mich nicht, daß ich unter den Dessauischen Kindern diese Uebung gesehen habe. Ihre gesellschaftlichen Spiele stellten vielmehr fast immer eine Jagd vor. Da waren einige von ihnen Jäger, andere Hirsche, und noch andere Hunde.

Der Grund von dieser Verschiedenheit ist leicht zu finden. Im Preußischen ist es nöthig, um die Sicherheit des Landes zu erhalten, daß viele Soldaten da seyn müssen, die sich beständig in den Waffen üben. Im Dessauischen hingegen ist es, der vielen Wälder wegen, nöthig, daß oft Jagden angestellt werden. Weil nun die Preußischen Kinder oft Waffenübungen, die Dessauischen hingegen Jagden sehen, so thut jedes nach, was es von den Erwachsnen gesehen hat. Die kleinen Preußen spielen des Soldatens, und die kleinen Dessauer die Jagd. Es trift da wohl ein: **Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen.**

Ob es nun wohl gut ist, wenn Kinder vertrauten Umgang mit Leuten halten, von denen sie nichts Gutes, vielmehr lauter Böses sehen?

Verschiedene Anstalten, die Menschen besser und klüger zu machen.

Nachdem wir den Abend in des Herrn Fischers Hause, in einer auserlesenen Gesellschaft von guten Menschen, sehr vergnügt zugebracht, die Nacht durch recht sanfte geschlafen hatten, erwachten wir mit neuer Kraft, und genossen unser Frühstück, (versteht sich, nachdem wir uns alle gewaschen, gekämmt, den Mund ausgespült und reinlich angezogen hatten. Denn das wäre doch sehr unartig, wenn man mit ungewaschnen Händen, ungekämmten Haaren und schmuziger Wäsche, zum Frühstücke kommen wollte) (*) in Hrn. Fischers und seiner liebenswürdigen Familie Gesellschaft.

Wir führten ein sehr unterhaltendes Gespräch. Da es aber am lebhaftesten war — weg war unser

(*) Ein solcher Satz, der in die Rede eingeschalten, und mit Klammern eingefaßt ist, heißt eine Parenthese.

ser lieber Fischer. Bald kam er zwar wieder zum Vorschein, war aber angezogen als wenn er ausgehen wollte, hielt einige Bücher unter seinem Arme, machte uns eine Verbeugung, und sagte: ich muß nun in meine Schule gehen, es hat sieben geschlagen.

Ob nun das wohl recht war, daß der Mann uns so verließ? er hätte ja die Schule wohl aussetzen, oder einen andern für sich Schule halten lassen können? Uns hatte er ja nur einmal bey sich, Schule konnte er hingegen täglich halten. Ueberlegt doch die Sache einmal, mit euren lieben Eltern, oder eurem lieben Lehrer!

Genug, der Mann gieng nun so von uns, ließ uns alleine, und hielt seine Schule.

Ich bat ihn, mir zu erlauben, seinem Unterrichte beywohnen zu dürfen, und erhielt diese Erlaubnis sogleich.

Da hatte ich nun wieder eine recht vergnügte Stunde. Unser lieber Fischer unterrichtete seine Schüler in der Naturgeschichte, mit so vieler Beredsamkeit und Anmuth, daß ich nicht eine Minute Langeweile hatte, sondern vielmehr, bey dem

Schluß

Schluße der Stunde wünschte, er möchte noch eine geredet haben.

Ueberhaupt sehe ich es als ein sehr gutes Zeichen an, wenn in einer Schule die Naturgeschichte gelehret, oder den Kindern eine Kenntnis von den Dingen, die um sie herum die Natur hervorbringt, beygebracht wird. Das hat sonst auch in den mehresten Schulen gefehlt; die Schüler haben allerley, nur nicht die Dinge kennen lernen, die zunächst um sie sind.

Dieß ist mir nun wieder ein Beweis, daß die Menschen, mit dem Fortgange der Zeit, immer mehrere Einsichten bekommen. Denn was hilft denn alle Kenntniß von ausländischen Sachen, wenn man die nicht kennt, mit denen man umgeben ist?

Unser lieber Fischer trägt das Seinige dazu redlich bey, die Menschen besser und klüger zu machen. Laßt uns auch auf unsrer Seite darnach streben, daß wir immer besser und klüger werden, so werden wir mit der Zeit auch etwas zur Besserung der Welt beytragen können. Und das ist denn sehr billig. Gesetzt, daß wir in einer Gesellschaft wären, die sich durch ein anmuthiges Concert unterhalten ließe, jeder Gesellschafter trüge etwas dazu

bey, um die Musiker, wegen ihrer angewendeten Mühe und Unkosten, schadlos zu halten, und wir wollten nichts dazu beytragen; würde uns nicht jedermann für unartig halten? Eben so unartig, und noch weit unartiger wäre es gewiß, wenn wir ganz ruhig zusehen wollten, wie sauer es sich viele gute und brave Menschen werden lassen, um die Glückseligkeit ihrer Nebenmenschen zu befördern, und wollten nicht auch das Unsrige dazu beytragen. Ich dächte also, wir thäten es! Aber, wie gesagt, erst müssen wir selbst gut und klug seyn, ehe wir andere gut und klug machen wollen.

Nach geendigter Lehrstunde giengen wir aus, um die Domkirche zu besehen. Dieses ist ein sehr groſses und altes Gebäude, wo man eine Menge Alterthümer, alte Inschriften, Grabmähler, Statuen, Bilder u. dgl. antrift. Hätte ich mit einigen Thalern mir die Zeit erkaufen können, dieß alles recht zu besehen, und mich mit einem Kenner darüber zu unterreden, so würde ich es gewiß gethan haben. Das war mir aber unmöglich. Ich muſte also alles nur obenhin betrachten, und will euch also von den vielen Statuen, Grabmählern, aufgehängten Knochen und Ribben, lieber gar nichts, als etwas Falsches sagen.

Bey unserm Eintritte wurde eben gepredigt. Der Prediger ließ es sich sehr angelegen seyn, seine Zuhörer von dem, was er sagte, zu überzeugen. Ich sahe mich in der ganzen Kirche um, um die Zuhörer zu entdecken, die er eigentlich überzeugen wollte, konnte aber fast niemanden finden, als eine Menge steinerne Männer, die dem Prediger gegenüber waren. Dieß war mir so lächerlich, daß ich mich wegwenden mußte, um nicht durch meine Miene die Aufmerksamkeit meiner Begleiter zu stören.

Es empfand auch wohl niemand das Sonderbare dieses Auftritts so lebhaft, als ich. Denn vor einigen Jahren war ich selbst Prediger, und da gieng es mir eben nicht besser. Wenn ich den Sonntag predigte, da hatte ich Zuhörer, und that, was ich konnte, um ihnen etwas Gutes zu sagen. Wenn ich aber in der Woche predigen mußte, so kam ich oft auf die Kanzel und sahe keinen Zuhörer, als den heiligen Moritz, der gerade der Kanzel gegenüber stund, kohlschwarz war, einen aufgeworfenen Mund, goldnen Harnisch hatte, und einen bloßen Degen auf der Schulter hielt. Wann ich denn den heiligen Moritz anreden und sagen mußte: Lieben Freunde uud Zuhörer! so war mir das

bisweilen lächerlich, bisweilen aber auch so verdrüßlich, daß eine tiefe Runzel auf meiner Stirne entstund.

So sind aber die guten Prediger geplagt. Sie sollen immer so fortarbeiten, wie ihre Vorfahren vor hundert Jahren gearbeitet haben. Da könnten sie nun so vieles zur Verbesserung der Schulen thun, wenn sie diese und jene Mißbräuche, die unsere Vorfahren einführten, abschaften, selten aber wird es ihnen erlaubt. Sie müssen vielmehr, neben ihren Sonntagspredigten, gemeiniglich noch eine Wochenpredigt halten, die gar selten Nutzen stiftet. Denn da die Woche hindurch jedermann beschäftigt ist, die Arbeiten, die ihm sein Stand auflegt, zu besorgen, so bleibt fast Niemanden Zeit übrig, die Kirche zu besuchen, und der gute Prediger hat den Verdruß, daß er den Statuen und Gemählden vorpredigen muß.

Unterdessen thun doch gewissenhaftige Prediger auch in diesem Falle, was sie können, um den wenigen Zuhörern, die zugegen sind, recht viel Gutes zu sagen. Und gute Kinder, deren Pflicht es ist, die Wochenpredigten zu besuchen, gehen dahin gern, weil sie aus den guten Versen, die bey dieser Gelegenheit

legenheit gesungen werden, und aus den Predigten selbst, gar mancherley Gutes lernen können.

In der Domkirche suchte uns der liebe Villaume auf, und war so freundschaftlich, daß er uns einlud, seine Erziehungsanstalt zu besuchen. Daß wir alle diese Einladung mit Vergnügen annahmen, könnt ihr leicht denken. Denn welcher gute Mensch wollte nicht gern die Oerter besuchen, wo man sich damit beschäftigt, gute Menschen zu bilden.

In dieser Erziehungsanstalt sind nun, ausser den Söhnen des Hrn. Villaume, keine Knaben, sondern lauter Mädchen, die, durch ihre Gefälligkeit, Munterkeit und Sittsamkeit, hinlänglich beweisen, daß sie unter der Aufsicht weiser und rechtschafner Erzieher, aufwachsen. Unser lieber Villaume las mit ihnen seine Geschichte des Menschen, und so oft sie ein Stück gelesen hatten, stellte er mit ihnen darüber eine Unterredung an. Da hatte ich nun eine gar große Freude. Sie fuhren nicht gerade zu mit der Antwort heraus, sondern besannen sich gemeiniglich ein wenig, ehe sie antworteten, dann war aber auch ihre Antwort fast immer so gut, daß

alle mit ihnen zufrieden waren, und ihre Freude bezeigten.

Und das hatten wir denn auch Ursache. Denn ich habe ander Kinder auch wohl sehr hurtig antworten hören, wenn ich die Sache aber genauer untersuchte, so waren es auswendig gelernte Antworten, von denen sie selbst nichts verstunden. Es war also im Grunde eben so gut, als wenn sie gar nichts geantwortet hätten. Diese hingegen machten die Antworten selbst, aus ihrem eignen Kopfe, und dieß war freylich weit besser, so wie es besser ist, wenn ein Kind selbst auf einen Berg steigen kann, als wenn es sich dahin muß tragen lassen.

Nachdem diese Unterredung geendigt war, fand sich ein Musikus ein, der diesen lieben Mädchen im Singen und auf dem Klaviere Unterricht gab. Bey dieser Gelegenheit sang und spielte eine von diesen guten Mädchen so schön, daß wir alle dadurch hingerissen wurden. Ich könnte ja wohl ihren Namen nennen, aber — wozu braucht denn das zu seyn? Wenn sie es liest, so weiß sie ja ohnedieß schon, wen ich meyne. Das Vergnügen, das sie am Klaviere findet, belohnet sie schon hinlänglich, für die darauf gewendete Mühe, und die Freude,

die

die uns das Bewußtseyn unserer guten Eigenschaften verschaft, ist viel, vielmehr werth, als aller lauter Ruhm.

So sehr ich nun den Verstand und die Geschicklichkeit dieser lieben Mädchen bewunderte, so hatte ich doch noch einige Bedenklichkeiten.

Es ist, dachte ich, wohl sehr gut, daß diese Mädchen ihren Verstand und Geschmack ausbilden, damit allein ist es doch aber nicht ausgerichtet. Sie wollen doch einmal Hausmütter werden, wollen über die Küche die Aufsicht führen, für die Wäsche und Kleidung ihrer Familien sorgen, und dazu wird doch wahrhaftig noch etwas mehreres erfordert.

Ich konnte meine Bedenklichkeiten nicht bey mir behalten, sondern fragte Herrn Villaume: Lernen denn diese Kinder auch, was zu Führung einer Wirthschaft erfordert wird? Dieß besorgt alles meine liebe Frau, war des Herrn Villaume Antwort. Und da ich mich mit dieser liebenswürdigen Frau dieserwegen in Unterredung einließ, wurde ich vollkommen überzeugt, daß sie gerade die Person sey, die Gott dazu bestimmt habe, gute Hausmütter zu bilden, die ihren Häusern wohl vorstehen,

ſtehen, indem ſie den ihr anvertraueten Mädchen mit großer Sorgfalt Anweiſung zu allen Geſchicklichkeiten giebt, die von einer guten Hausmutter erfordert werden.

Ich verließ dieſe vortrefliche Anſtalt, mit dem herzlichen Wunſche, daß ſie eine geſegnete Pflanzſchule von guten und glücklichen Hausmüttern werden, und daß durchgängig die Erziehung des weiblichen Geſchlechts eben ſo eifrig, wie die Erziehung des männlichen, möchte betrieben werden.

Eine schrecklich große Titulatur.

Bey den Gesprächen, die ich mit meinen lieben lieben Freunden führte, erfuhr ich auch, daß ein Kloster in Halberstadt sey, welches den Namen, das Kloster der willigen Armen führt, und daß in diesem Kloster sich eine Landsmännin von uns befände. Dieß erregte bey uns allen die Begierde, dieß Kloster zu besuchen, und unsere Freunde waren so gefällig, uns dahin zu begleiten. Dadurch machten sie, daß wir sie noch mehr lieb gewannen.

Gleich bey unserm Eintritte fragten wir nach unserer Landsmännin, sie wurde uns beygeführt, und, ohnerachtet wir einander sonst nicht gekannt hatten, so war es doch ein wirkliches Fest für uns, daß wir hier einander so unvermuthet antrafen. Sie führte uns zur Mater domina, oder zur Vorsteherin des Klosters, welches eine verständige, gefällige

fällige und ehrwürdige Nonne war, die uns auf ihrem Zimmer auf das liebreichste empfieng.

Bey der Unterredung mit ihr entdeckte es sich, daß sie und die mehresten ihrer untergebnen Nonnen, Eichsfelderinnen wären. Dieß machte uns noch vertraulicher, wir gaben einander die Hände, und nennten einander Landsleute.

Wir — wir waren Erfurter, und jene Eichsfelder — warum mögen wir wohl einander Landsleute genannt haben?

Je mehr ich diese Nonnen kennen lernte, desto lieber wurden sie mir: denn ich erfuhr von ihnen, daß sie nicht blos beteten, sondern auch arbeiteten, und durch ihre Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen suchten. Sie zeigten mir ihre Arbeiten, und ich kaufte davon verschiedenes für meine Töchter ein, weil ich glaube, daß man verbunden ist, die Arbeitsamkeit seiner Nebenmenschen aufs möglichste zu befördern.

Nachdem wir uns der Mater domina empfohlen, für alle Höflichkeiten gedankt, ihr ein zufriednes Alter, und einen frölichen Uebergang in die bessere Welt gewünscht hatten, baten wir sie,

uns

uns zu erlauben, ihr Kloſter und ihre Kirche zu beſehen. Sie war ſogleich willfährig, und gab uns eine Nonne zur Begleiterin mit.

Da fanden wir nun vieles, das mir nicht recht gefallen wollte. In der Kirche trafen wir das Bild der Mutter Jeſu an, das an dem Halſe ein Viergroſchenſtück trug, wie es die thüringiſchen Bauersmädchen zu tragen pflegen. Dieß fiel mir freylich etwas auf, und — beynahe hätte ich darüber gelacht. Bald aber faßte ich mich. Wie? dachte ich, wenn eine leidende Perſon Gott um Errettung gebeten hätte, wäre erhöret worden, und hätte zum Beweiſe ihrer Dankbarkeit ihr letztes Viergroſchenſtück genommen, und es der Mutter Jeſu geweihet? wäre dieß wohl lächerlich? Da Abel die Erſtlinge ſeiner Heerde opferte, ſahe ja Gott ihn und ſein Opfer gnädiglich an, warum nicht auch eine Perſon, die ihm, aus ihrer Armuth, ein Viergroſchenſtück weihet? Ueberhaupt ſiehet ja Gott nicht auf das, was vor Augen iſt, ſondern er ſiehet das Herz an.

Ein Viergroſchenſtück alſo, das mit redlichem Herzen der Mutter Jeſu umgehängt wird, muß ihm beſſer gefallen, als ein großes Allmoſen, das

aus

aus eigennützigen Absichten, gegeben wird. Ich betrachtete also das Viergroschenstück mit Ehrerbietung, und glaubte nur, es wäre besser angewendet gewesen, wenn es einem wirklich Armen wäre gegeben worden.

Nachdem wir die Kirche besehen hatten, wurden wir in einen Saal geführt, der durchaus mit Bildern behängt war. Dasjenige, welches vorzüglich meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war das Bild Jesu, des Erlösers der Menschen, unter welchem folgende sonderbare Schrift stund, die ich sogleich abschrieb, da meine Begleiterin so gefällig war, mir hierzu Dinte, Feder und Papier, zu verschaffen.

Der allmächtige, allein weise, allerdurchlauchtigste und unüberwindlichste Fürst und Herr, Herr Jesus Christus, wahrer Gott von Ewigkeit, gekrönter König der himmlischen Heerschaaren, erwählter König zu Zion und dem ganzen Erdboden, zu allen Zeiten Mehrer der heiligen Christlichen Kirchen, einziger Hoherpriester und Erzbischoff der Seelen, Churfürst der Wahrheit, Erzherzog der

Ehren,

Ehren, Herzog des Lebens, Margaraf zu Jerusalem, Landgraf zu Judäa, Burggraf zu Galiläa, Fürst des Friedens, Graf zu Bethlehem, Freyherr von Nazareth, oberster Kriegsherr seiner Christlichen Kirchen, Ritter der höllischen Pforte, triumphirender Siegesheld und Ueberwinder des Todes, der Sünde und des Teufels, Herr der Herrlichkeit und Gerechtigkeit, Pfleger der Wittwen und Waisen, Trost der Armen und Betrübten, Richter der Lebendigen und der Todten, auch des himmlischen Vaters geheimder und vertrautester Rath, unser allergnädigster Schutzherr, allerliebster und getreuester Herr und Gott.

Der Verfasser dieser Unterschrift mag vermuthlich nicht gewußt haben, daß Jesus bey seinem Aufenthalte auf Erden alle Ehrentitel verschmähet habe, und daß man ihn entehre, wenn man ihm eine lange Titulatur beylegt, die nur für diejenigen Reiz haben kann, die ihren eignen Unwerth fühlen. Denn wer innern Werth hat, wer weise, stark, wohlwollend ist, der glänzt durch sich selbst, wozu braucht er denn glänzende Titel?

Ich

Ich dächte, wenn unter dem Bilde gestanden hätte: Jesus, der Erlöser der Menschen, so wäre mit wenigen Worten alles gesagt gewesen. Denn wie viele Macht und Weisheit muß man bey dem voraus setzen, der dazu bestimmt ist, die zahllose Schaar der Erdenbewohner von ihrem Elende zu erlösen!

Groſſe Wirkungen aus kleinen Urſachen.

Ich könnte euch gar vieles erzählen, meine Lieben, von dem, was in unſern freundſchaftlichen Zuſammenkünften geſprochen und abgehandelt wurde. Aber ob das wohl recht wäre? das iſt nun eine andere Frage. Ich zweifle daran. Denn in vertraulichen Zuſammenkünften entdeckt uns der Freund gar vieles, was er vor der ganzen Welt geheim gehalten wiſſen möchte, wäre es nun redlich gehandelt, wenn man es andern wieder ſagen wollte? ich würde dadurch auch bald alles Zutrauen bey meinen Freunden verlieren, und ſie würden mir weiter nichts ſagen, als was die ganze Welt wiſſen könnte.

Etwas von unſern Geſprächen kann ich euch aber doch nicht vorenthalten, weil es gar zu merkwürdig und lehrreich iſt, und ich überdieß den Namen des Freundes, den es betrift, verſchweige.

Da wir einmal in einem Garten vertraulich zuſammenſaßen, kamen wir auch unter andern auf unſere Lebensgeſchichte zu reden, und auf die Spuren der göttlichen Vorſehung, die jeder in der ſeinigen bemerkt hatte. Da kam nun gar vieles zum Vorſchein, das unſere Verwunderung erregte, und uns im Vertrauen auf Gott befeſtigte, der uns alle

stets so leitet, daß wir seine Güte nnd Weisheit bewundern und preisen müssen.

Keine Lebensgeschichte rührte uns aber mehr, als diejenige, die einer unserer Freunde auf diese Art erzählte:

Mein ganzer gegenwärtiger Zustand rührt daher, daß ich einmal einen Tisch mit Porcellan umgestoßen habe. Ich befand mich in einer Gesellschaft, sprach mit einem Freunde, und stieß, da ich einen Schritt zurücktreten wollte, den Tisch um, der mit Porcellan besetzt war, so daß fast alles in Stücken zerbrochen wurde.

Was war zu thun? Ich hielt mich für verpflichtet den angerichteten Schaden wieder gut zu machen und ein neues Service verfertigen zu lassen. Ich that es und wählete die Mahlerey selbst, die darauf kommen sollte.

Bald darauf kam der Prinz von N. in dieses Haus, sahe das Porcellan, die Mahlerey gefiel ihm, und er erkundigte sich, wer der Erfinder davon sey?

Da er erfuhr daß ich es wäre, ließ er mich rufen, bezeigte mir sein Wohlgefallen, und fragte, ob ich nicht Lust hätte in seine Dienste zu treten?

Ich that es mit Vergnügen. Und nun bekam auf einmal mein ganzes Schicksal eine ganz

andere

andere Richtung. Ich kam nun in Verbindung mit einer Menge wichtiger Personen, bekam mehr Zutrauen zu mir selbst, versuchte allerley und es gelang mir, und so bin ich denn das geworden, was ich bin.

Diese Erzählung muß euch, lieben Kinder, ungemein wichtig seyn. Ihr seht daraus, daß der Regierer der Welt eine so weise Einrichtung gemacht habe, daß durch die kleinsten Ursachen oft die größten Wirkungen hervorgebracht werden müssen.

Ihr trest davon beständig Exempel an. Betrachtet z. E. eine recht große Eiche, so seht ihr eine sehr große Wirkung. Und was war die Ursache davon? sie war sehr klein — sie war eine Eichel. Daß diese Eichel nicht wie Millionen andere von den Schweinen gefressen wurde, das wurde vermuthlich durch eine sehr kleine Sache verhindert. Vielleicht hatte einmal ein Rabe ein Aas entdeckt, sich an demselben satt gefressen, fand alsdenn die Eichel, hatte keinen Appetit mehr sie zu verzehren, machte deswegen mit seinem Schnabel ein Loch in die Erde, versteckte sie in dasselbe, und so keimte die Eichel, wurde erst ein Reiß, dann ein so hoher Baum. Denn das haben viele Beobachter der Natur bemerkt, daß die mehresten Eichen auf diese Art durch Raben gepflanzt werden.

Und wenn ihr einmal älter werdet, und denkt nach, warum ihr dieß, und nicht etwas anders geworden seyd, so werdet ihr ebenfals immer finden, daß der erste Grund davon in einer sehr kleinen Ursache liege.

Wie lehrreich ist uns dieß? Ist es also wohl recht, wenn man leichtsinnig handelt? kann man nicht durch eine einzige unüberlegte Handlung oder Rede sich einen Verdruß zuziehen, der lebenslang dauert? Sollten wir wohl unter den Widerwärtigkeiten dieses Lebens kleinmüthig werden? es lebt ja ein Gott, der auch die kleinsten Umstände so lenken kann, daß sie unser Glück befördern müssen.

Aber, werdet ihr mir einwenden, warum verlangst du denn von uns, daß wir so bedächtlich werden sollen. Das Glück deines Freundes rührte ja nicht von seiner Bedächtlichkeit, sondern von einem wirklichen Versehen her? da muß ich euch nun wieder sagen, lieben Kinder, daß ihr mich gar nicht recht verstanden habt. Daß mein Freund den Tisch mit Porcellan umstieß, das war freylich ein Versehen. Wenn er es aber dabey hätte bewenden lassen, hätte entweder den Schaden gar nicht wieder gut gemacht, oder hätte das Porcellan gekauft, wie es in der Fabrik war, so würde ihn der Prinz wohl nicht bemerkt haben. Denn ein porcellanen Ser-

vice

vice zerbrechen, oder wenn es zerbrochen iſt, ein anderes kaufen, iſt nun ſo wichtig wohl nicht, daß man dadurch eines Prinzen Aufmerkſamkeit erregen könnte. Die kluge Art, wie ſich mein Freund bey dem Unglück, das ihm begegnete, benahm, dieſe war vielmehr der Grund, warum der Prinz auf ihn aufmerkſam wurde.

Und daraus können wir denn folgendes lernen, daß wir erſtlich mit aller unſerer Klugheit und Vorſicht es nicht verhindern können, daß nicht bisweilen uns etwas Widriges begegnen ſollte; daß wir aber zweytens den Grund zu unſerm Glück legen, wenn wir uns die Widerwärtigkeit weiſer machen laſſen, begangne Fehler wieder gut zu machen ſuchen, oder bey unverſchuldetem Unglücke unſer Nachdenken anſpannen, um Mittel zu finden, unſere Umſtände zu verbeſſern.

Abreiſe von Halberſtadt.

Unſere Freunde baten uns, länger in Halberſtadt zu bleiben, wo möglich die ganze Woche durch. Hätten wir unſern Neigungen folgen wollen, ſo wären wir wohl alle geblieben. Aber alsdenn ſo

würde mein Amt nicht seyn besorgt worden, und meine kleine Familie, die ich zu Hause zurück gelassen hatte, würde geglaubt haben, es wäre uns ein Unglück zugestoßen, welches ihr großen Kummer würde verursacht haben. So giebt es also Fälle, wo man die unschuldigsten Neigungen unterdrücken muß, um andern nicht damit Verdruß zu verursachen.

Wir folgten deswegen unsern Neigungen nicht, und gaben nur so weit nach, daß wir einen Tag länger, als wir uns vorgenommen hatten, bey unsern Halberstädtischen Freunden verweilten, dabey uns aber vorsetzten, daß wir die Rückreise so eilfertig thun wollten, daß wir doch noch zur bestimmten Zeit zurück kämen.

Wir trennten uns also, mit Dankbarkeit gegen alle empfangne Gefälligkeiten, und mit dem Wunsche, sie bald erwiedern zu können.

Bey unserer Rückreise zog vorzüglich der Harz, dieses schöne Gebirge, das auf seinem Gipfel die größten Wälder, und in seinem Schoose allerley Arten von Erz ernährt, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir erblickten auch die Stadt Blankenburg, welche zum Braunschweig-Lüneburgischen gehört, und in deren Nähe sich die berühmte Baumanns-

höhle

höhle befindet, von der ihr ohne Zweifel vieles werdet haben erzählen hören.

So nahe war ich dieser Gegend noch nie gewesen, die ich schon längst wünschte einmal besuchen zu können. Meine ganze Begierde strebte dahin. Aber auch diese unschuldige Begierde mußte ich unterdrücken, und mich bloß damit begnügen, den schönen Harz in einiger Entfernung zu betrachten.

Da ich ihn so recht sehnsuchtsvoll ansahe, gieng der Weg an einen kleinen Hügel hin, und weg war mein Harz. Ich mochte mich soweit aus dem Wagen legen, als ich wollte, so konnte ich doch von dem Harze nicht eher etwas wieder sehen, bis wir vor dem Hügel vorbey' waren. Und gleichwohl war doch der Hügel gegen das große Harzgebirge gar nichts. Wie mag es doch, in aller Welt, nur zugegangen seyn, daß ein so kleiner Hügel ein so großes Gebirge bedecken konnte.

Nachdem wir einige Stunden gereist waren, und uns über den Harz unterredet hatten, erblickten wir die Stadt Quedlinburg, welche einer Aebtissin gehört, aber unter Preußischen Schutze steht. Vor derselben war eine ziemlich große Ebne, in welcher ein Trupp preußischer Soldaten in den Waffen geübt wurde.

Dieſer Anblick war meinen Zöglingen neu, und machte ihnen ſolche Freude, daß ſie mich baten, den Wagen einige Zeit Halt machen zu laſſen, damit ſie die Uebungen der Soldaten deſto beſſer beobachten könnten.

Ich gab ihnen nach und freuete mich nicht wenig über die Pünktlichkeit, Ordnung und Geſchwindigkeit, die ich hier bemerkte. Die Soldaten ſtunden in drey langen Reihen da, die wieder in viele kleinere Trupps vertheilt waren. Soviel ich aus den Bewegungen ſchließen konnte, die ſie machten, ſtellten ſie ſich vor, als wenn ſie jetzo in einer Schlacht wären, und ihren Feind zurückzutreiben ſuchten. Mit Gewißheit kann ich es freylich nicht ſagen, weil ich noch in keiner Schlacht geweſen bin, auch gar zu große Luſt eben nicht empfinde, ihr jemals beyzuwohnen. Ein Trupp nach dem andern wurde kommandirt: Achtung! an! Feuer! Achtung! an! Feuer! und ſo oft er dieſen Befehl hörte, ſetzte er ſich in die Stellung, als wenn er losfeuren wollte. Dann machte er alle die Bewegungen wieder, wie wenn er ladete, erwartete begierig wieder das Commando: Achtung! an! Feuer! dann ſtellte er ſich wieder an als wenn er losfeuerte, und ſo gieng es abwechſelnd durch die ganzen Linien fort.

Mit was für Pünktlichkeit und Geschwindigkeit dieß alles geschahe, kann ich euch unmöglich beschreiben. Das sage ich euch aber, daß, wenn ihr euch eine Vorstellung von der Größe und Kraft des menschlichen Verstandes machen wollt, ihr einmal etliche tausend Soldaten in den Waffen müßt üben sehen. Da erscheint der Mensch wie das Bild des Allmächtigen. Er spricht und es geschieht. Auf seinen Wink bewegen sich tausende fort, und stehen und schwenken sich und laden und feuren, so wie er es verlangt. Ist wohl auf unserer ganzen Erde ein Geschöpf zu sehen, das so etwas vermag? Sollte das nicht jeden von uns Hochachtung gegen sich selbst einflößen, und ihn abhalten durch Niederträchtigkeit und thierische Sinnlichkeit sich selbst zu entehren?

Mir fiel nun, da ich diese Uebungen sahe, noch etwas besonderes ein. Wenn nun diese Leute alle ihr Gewehr mit Kugeln geladen hätten, gegen ihnen über stünden andere, die eben so gut mit Kugeln versehen wären, diese feuerten nun im Ernste auf einander los — da müßte wohl schrecklich viel Blut fließen, da möchte es wohl vieles Seufzen, Wehklagen, Zähneknirschen, Röcheln und Verzuckungen geben.

Dieser Gedanke machte mich so wehmüthig, daß ich dem Kutscher befahl weiter zu fahren, und

da er fortfuhr wünschte ich, was ich zu wünschen pflege, so oft ich meine Mitbürger sehe die Feuerspritzen probiren. Eure Uebungen sind lobenswerth, Gott gebe aber, daß ihr so bald nicht Gelegenheit haben möget, davon Gebrauch zu machen!

Wir kamen nun der Stadt näher, und das erste, was uns bey dem Stadtthore in die Augen fiel war eine Heerde gemästete Schweine, die in die Schwemme getrieben wurden: daraus schloß ich, daß hier Leute wohnten, die von der Mästung der Schweine sich zu nähren suchten, und hatte eine Freude darüber. Auch meine Zöglinge freueten sich mit mir, und einer, ich weis nicht mehr welcher, sagte: ach! das sind fette Schweine! wenn wir doch drey bis viere davon hätten!

Ob nun aber ihr alle, die ihr dieß leset, so würdet gesagt haben, daran zweifle ich sehr. Ich vermuthe vielmehr, daß manche, wenn sie lesen, daß ich da von einer Schweinsheerde schreibe, die Nase rümpfen und sagen werden: Ei Schweine!

Das will mir nun nicht recht gefallen. Wenn ich einmal das Vergnügen haben sollte, euch zu bewirthen, setzte euch Schinken und Servelatwurst vor, da, denke ich, würdet ihr euch es wohl schmekken lassen. Würde ich aber dieß wohl geben können, wenn sich nicht Leute fänden, die sich mit

Mästung

Mästung der Schweine beschäftigten? Wenn alle Menschen, so oft sie Schweine sähen, sagen wollten: Fi! Schweine! so wären wir mit einemmale um unsere Schinken und Servelatwürste herum, die doch auf Reisen und Spaziergängen immer die beste Kost sind.

Und überhaupt habe ich es nicht gerne, wenn ich höre, daß man bey dem Anblicke eines Geschöpfs, das der liebe Gott gemacht hat, sagt; Fi! denn eben deswegen, weil es Gott gemacht hat, kann es nicht abscheulich seyn. Von den Schweinen gilt dieses besonders, es ist eines der nutzbarsten Thiere. Eine Menge von Sachen, die wir wegschütten müßten, verzehrt das Schwein, wird dabey groß, am Ende fett, und nährt uns mit seinem Fleisch und Fette. Freylich ist es ein unreinliches Thier, mit dessen Fütterung sich nicht leicht jemand abgeben wird, der Verstand und Kraft genug hat, etwas bessers zu thun, aber demohngeachtet kann man es in einer wohleingerichteten Haushaltung nicht entbehren, man muß es wenigstens durch andere verpflegen lassen, und wenn man dabey nicht Schaden haben will, sich darum bekümmern ob es gut verpflegt werde.

Wer gar zu ekel ist und bey allem, was nicht gut riecht und nicht gut aussieht, die Nase und das

Gesicht

Geſicht wegwendet und ſagt: Fi! der iſt in großer Gefahr, am Ende Nahrungsſorgen zu bekommen.

Die Quedlinburger z. E. die dieſe Schweine ernähren, ſind mehrentheils Brandeweinbrenner, die das, was nach Abziehung des Brandeweins übrig bleibt, zur Mäſtung der Schweine anwenden, ohne daß ſie es ihnen ſelbſt vorſchütten. Wenn nun dieſe ſo empfindelnd wären, daß ſie den Geruch und Anblick der Schweine nicht aushalten könnten, dann würde ein großer Theil ihrer Einkünfte wegfallen, ſie würden ihre Brennerey bald einſtellen, und Schulden halber einem andern überlaſſen müſſen, der weniger empfindelnd wäre.

Ankunft in Quedlinburg.

Bey unſerer Ankunft in Quedlinburg ſtiegen wir in einem Gaſthofe ab, kleideten uns um und ließen unſere Ankunft dem würdigen Conſiſtorialrath Hermes melden, der uns ſogleich zu ſich einladen ließ. Dieſe Einladung nahmen wir mit Vergnügen an, weil wir vorzüglich um ſeinetwillen nach Quedlinburg gekommen waren. Ob ihr ihn kennen werdet? weis ich nicht, weil ich mich nicht

errinne

erinnere, daß er etwas für Kinder geſchrieben habe. Aber den mehreſten eurer lieben Eltern wird er ſehr wohl bekannt ſeyn, weil er ſehr viel Gutes für Erwachſene geſchrieben hat. Davon nenne ich euch nur ſein Handbuch der Religion, welches mit allgemeinem Beyfalle iſt aufgenommen worden. Durch dieſes lehrreiche Buch iſt der würdige Verfaſſer der Lehrer, Rathgeber und Tröſter von gar vielen Familien geworden, die ihn, der Mühe wegen, die er darauf verwendete, ſegnen. Auch nenne ich ſein Communionbuch, welches ich vorzüglich denen empfehle, die ihr Prediger für geſchickt hält, das Abendmahl zu genieſſen, welches unſer Erlöſer zum Denkmale ſeines Todes und zur Beförderung der brüderlichen Liebe unter ſeinen Bekennern, geſtiftet hat. Ich hoffe, daß alle, die dieß Buch brauchen, mir es verdanken werden, daß ich ſie damit bekannt gemacht habe.

Es war ein ſeliger Augenblick, da ich dieſen würdigen Mann, den ich ſchon lange vieler Urſachen wegen geliebt und hochgeſchätzt habe, an meine Bruſt drücken konnte. Da er mich in ſeine Stube einführte, wurde meine Freude noch mehr vergröſſert, da ich hier eine auserleſne Geſellſchaft von guten Menſchen antraf. Auſer ſeiner liebenswürdigen Familie, von der ich bald etwas mehreres ſagen werde,

werde, fand ich auch hier den Herrn Pastor Götze, und den Herrn Pastor Cramer, mit seinem liebenswürdigen Weibe. Beyde Herrn kennt ihr ohne Zweifel aus ihren Schriften, da sie beyde nützliche und angenehme Bücher für Kinder geschrieben haben. Viele von euch haben sie gewiß gelesen, und sich darüber gefreuet. Nun möchtet ihr auch wohl gerne wissen wie diese Bücher hiesen? und das sagte ich euch gar zu gerne, weil es immer für mich ein Vergnügen ist, wenn ich, so weit es billig ist, das Gute bekannt machen kann, welches meine Mitmenschen gestiftet haben. Aber — aber — beyde Freunde haben es mir ausdrücklich untersagt, daß ich sie nie als Verfasser von diesen nützlichen Büchern nennen soll. Da muß ich halt schweigen, ob ich gleich einen gewaltigen Kützel fühle, das Geheimniß auszuplaudern. Denn wenn ich nun das Geheimniß ausplauderte, wißt ihr wohl was dieß für Folgen für mich haben würde?

Geheimnisse, die uns der Freund anvertrauet, sind, nach meiner Meynung so heilig und noch heiliger, als das Geld, das er uns aufzuheben giebt. Wer anvertrauete, unschädliche Geheimnisse ausplaudert, ist noch strafbarer als der, der anvertrauetes Geld unterschlägt.

Nachdem

Nachdem wir einige Zeit in der Stube uns sehr freundschaftlich unterhalten hatten, führte uns unser lieber Hermes in seinen Garten, und zeigte uns seine Blumen, Bäume und Küchengewächse, die er da verpflegte. Wir freueten uns alle mit ihm: denn ein Garten ist ein sehr wichtiges Stück der menschlichen Glückseligkeit, zumal wenn man in einer Stadt wohnt. Man kann da, so oft die Stubenluft anfängt lästig zu werden, in den Garten gehen, frey athmen, sich des vielen Schönen und Guten freuen, das hier die Natur hervorbringt und es durch seinen Fleiß noch mehr vervielfältigen. Wenn ich daher eine Erklärung von der vierten Bitte im Vater Unser: unser täglich Brod gieb uns heute, machen sollte, so würde ich zu den Sachen, die man gewöhnlich zum täglichen Brode rechnet, auch noch einen Garten setzen. Sollte man sich also nicht freuen, wenn man einen Freund findet, dem Gott ein so wichtiges Stück der menschlichen Glückseligkeit geschenket hat?

Während dem, daß wir im Garten herumspazierten, gesellete sich der würdige Pastor Götze zu meinen Zöglingen und zeigte ihnen einen Apfelbaum, dessen Blätter mit lauter schlangenförmigen Linien bezeichnet waren, die eine rostige Farbe hatten, fragte sie, woher wohl diese Linien kommen möchten?

ten? und da sie nicht sogleich darauf verfielen, nahm er eine Stecknadel, ritzte ein Blat auf, und zeigte ihnen den Urheber davon. Es war ein kleiner Wurm, der in dem Blatte wohnte, und in demselben sich nach seiner Bequemlichkeit Gänge machte, die nach und nach rostfärbig wurden. Darüber freueten sich Ferdinand und Moritz, und ich denke, wenn sie künftig dergleichen Blätter sehen, werden sie sich allezeit mit Dankbarkeit an den lieben Götze errinnern, der sie auf dieselben zuerst aufmerksam gemacht hat.

Lebendigtode Vögel.

Nachdem wir eine freundschaftliche Mahlzeit bey unserm lieben Hermes eingenommen hatten, besuchten wir den Herrn Küster Engelmann, von dem uns war gerühmt worden, daß er eine vortrefliche Sammlung von ausgestopften Vögeln besitze.

Gleich bey unserm Eintritte in sein Haus machten meine Zöglinge große Augen, schlugen in die Hände und sagten ah!

Denn

Denn da war ein ganzes Concert vorgestellt, das durch lauter ausgestopfte Thiere aufgeführt wurde. Wer eigentlich Musikdirektor war? Wer die erste, die andere Violine, das Violoncello, den Basson, die Flöte, den Flügel u. dgl. spielte, kann ich wirklich nicht mehr sagen. Nur soviel weis ich noch, daß der Chorus Musikus aus Wieseln, Iltisen, Eichhörnchen, Hamstern, Ratten und Mäusen bestund, davon jedes sein Instrumentchen im Pfötchen hielt, und durch die Geschicklichkeit des Herrn Engelmanns eine solche Stellung bekommen hatte, als wenn es das Instrument wirklich spielte.

Dieser Anblick war uns allen so unerwartet, daß er uns in Verwunderung setzte.

Aber unsere Verwunderung wurde noch weit mehr vermehrt, da er uns in das Zimmer führte, wo er die Vögel aufbehielt, die er mit eigner Hand ausgestopft hatte. Sobald wir in dasselbe traten, sahen wir uns fast mit allen gefiederten Bewohnern Deutschlands umgeben. Sie stunden alle da, als wenn sie lebten, deswegen nenne ich sie im Scherze lebendigtode Vögel.

Wir konnten des Betrachtens, Bewunderns und Fragens nicht satt werden, und der gute Herr Engelmann konnte nicht genug antworten. Bald rief eins, wie heist denn der Vogel, bald wieder ein

anderes, iſts nicht wahr, dieſer Vogel heiſt ſo? bald ein drittes, o was iſt denn dieſes für ein ſonderbares Geſchöpf! Bald verſammleten wir uns alle bey einem Vogel und ſagten einander, was wir davon wußten, bald zerſtreueten wir uns wieder, jedes zu den Vögeln, die ihm die merkwürdigſten ſchienen. So blieben wir alle bey der Seekrähe oder Mewe ſtehen, welches ein weiſſer Vogel iſt, der in ſeinen Flügeln einige ſchwarze Federn hat, und bey fiſchreichen Flüſſen, Seen und Teichen ſehr häufig iſt, wo er auf und abfliegt, ſeine Augen immer auf das Waſſer richtet, und ſobald er ein Fiſchgen entdeckt, wie ein Pfeil herabſchießt und es wegſchnappt. Kurz zuvor hatten wir auf der Mulde eine kleine Schifarth gehabt, und bey derſelben das ſcharfe Geſicht, und die große Geſchwindigkeit dieſer Vögel bewundert und gewünſcht, ſie einmal in der Nähe betrachten zu können, deswegen war es uns allen ſo lieb, daß wir ſo unvermuthet den Vogel hier antrafen, den wir zu ſehen alle gewünſcht hatten.

Bey dieſer Gelegenheit ſtellte ich auch ein kleines Examen mit meinen Zöglingen an. Ich fragte ſie nämlich in wie viele Claſſen die Vögel eingetheilt würden? und dann wieder, zu welcher Claſſe dieſer oder jener Vogel gehöre? Ferdinand konnte am hurtigſten und richtigſten antworten, welches daher kam, weil

Will er bey Herrn Sandner im Philanthropin die Anfangsgründe der Naturgeschichte gelernt hatte, Moritz aber noch nicht, weil er jünger als Ferdinand ist. So oft nun Ferdinand antworten konnte, funkelten ihm die Augen, und die Freude lachte ihm aus seinem ganzen Gesichte, ja beyde schienen zu wünschen, daß sie alle diese Vögel kennen und etwas von ihnen zu sagen wissen möchten. Daraus schloß ich nun, daß es große Freude sey, wenn man etwas weis, und daß die kleine Mühe, die man auf das Lernen verwenden muß, durch diese Freude hinlänglich vergolten werde.

Ferner merkte ich an, daß Ferdinand einigemal mit großer Freude den Namen Sandner nannte. Wenn er den Namen eines nicht gar bekannten Vogels wußte, und die Classe angeben konnte, zu der er gehörte, so sagte er mehrentheils, das hat mich Herr Sandner gelehrt. Daraus schloß ich, daß die Männer, die Kindern etwas Gutes lehren, die Liebe der Kinder verdienen müßten, weil sie ihnen so viele Freude machen.

Ich habe euch von den Classen gesagt, in die die Vögel eingetheilt werden. Viele von euch werden sie schon kennen. Da aber doch manches unter euch seyn möchte, das davon noch nichts gehört, auch kei-

nen Erwachsenen um sich hätte, der ihm dieselben nennen könnte; so will ich sie euch doch hersagen.

Man theilt die Vögel insgemein in sechs Classen oder Ordnungen ein.

Die erste nennt man Raubvögel.

Die andere Spechtartige.

Die dritte Schwimmvögel.

Die vierte Stelzenläufer.

Die fünfte Hünerartige.

Die sechste Sperlingartige.

Die Vögel der ersten Classe haben krumme Schnäbel, und scharfe Nägel.

Die von der andern, haben einen geraden keilförmigen Schnabel, wie ein Rabe oder Elster.

Die von der dritten haben an ihren Zähen eine Schwimmhaut.

Die von der vierten haben lange Füße, die bis über die Knie kahl sind.

Die von der fünften haben einen Schnabel, davon das obere Theil etwas über das untere geht, und Nasenlöcher, die mit einer knorpelichten Haut überdeckt sind.

Zur sechsten rechnet man alle die kleinen Vögel, die in keine der ersten fünf Classen passen.

Die Kunst die Thiere auszustopfen, macht ebenfalls dem menschlichen Verstande Ehre. Denn

dadurch

dadurch iſt man im Stande, allerley Arten der Thiere, ohne Futter, lange Zeit ſo lebhaft zu erhalten, daß man an ihnen alle ihre Farben, und äuſſerlichen Merkmale beynahe ſo gut lernen kann, als wenn ſie wirklich lebendig wären. Es kommt dabey vorzüglich auf dreyerley an.

1) Daß man ihnen die Stellung zu geben wiſſe, die ſie von Natur haben. Denn faſt jedes Thier hat ſeine eigne Stellung. Wenn man dieſe nicht zu treffen weiß, ſo macht man es unkenntlich, und der Kenner, der es ſieht, wird darüber verdrüßlich. Dies verſtund Herr Engelmann ſo vortreflich, daß wenn er ſeine Vögel auf Bäume, an Seen, oder überhaupt an ſolche Oerter geſtellt hätte, wo ſie ſich gewöhnlich aufzuhalten pflegen, ſie jedermann für lebendig würde gehalten haben.

2) Daß man ſie gegen den Fraß der Motten zu verwahren wiſſe. Denn dieſe ſind gar gefährliche Feinde der mehreſten Sachen, die aus dem Thierreiche in Naturalienkabineten aufbewahrt werden. Und ich habe oft mit Misvergnügen geſehen, daß aller Fleiß, den man auf die Ausſtopfung der Thiere gewendet hatte, durch die Motten iſt vereitelt worden, ſo, daß nach wenigen Jahren von den ſchönſten Vögeln faſt nichts als das Werg übrig blieb, mit dem ſie ausgeſtopft waren. Auch dieſes Ge-

heimniß verstund Herr Engelmann vortreflich. Denn an allen seinen Vögeln war nicht die geringste Spur von Mottenfraß sichtbar, und er versicherte, daß dieser nie sichtbar werden dürfe.

3) Daß man die Augen der Thiere nachzumachen wisse. Denn das Auge ist, wie bey dem Menschen, also auch bey den Thieren, immer der Ausdruck der Seele, die Augen vertrocknen aber, sobald das Thier tod ist. Man bemüht sich also die Augen, durch gefärbte Gläser, und andere Mittel nachzumachen, und ist viel daran gelegen, ob sie gut oder schlecht, nachgemacht werden. In wie weit dieses Herr Engelmann verstehe, habe ich damals zu untersuchen vergessen. Doch da dieser liebe Mann so großen Fleiß auf diese Sammlung verwendet hat, so zweifle ich gar nicht, daß er auch hierauf werde gesehen haben.

Wir schieden von ihm, und dankten ihm alle herzlich für das Vergnügen, das er uns durch die Erlaubniß, seine vortrefliche Sammlung zu besehen, verschaft hatte.

Da ihr nun wohl wünschen werdet, auch etwas aus seiner Sammlung zu sehen, so will ich euch im Vertrauen ein Mittel sagen, wie ihr etwas von ihm bekommen könnet. Es fehlen ihm noch in seiner Sammlung ein Silberfasan und eine Hau-

bens

benmeiſe, die er noch gar zu gern haben möchte. Wenn ihr alſo einen von dieſen Vögeln bekommen könnt, ſo ſchicket ihm denſelben geſchwinde zu! da wird er euch bald ein Gegengeſchenk mit etlichen wohl ausgeſtopften Vögeln machen. Ihr könnt euch darauf verlaſſen!

Bewohner der Eingeweide.

Von Herrn Engelmann giengen wir ſogleich zu Herrn Göze, der uns eingeladen hatte, den Reſt des Tags bey ihm zuzubringen. Wir wurden von ihm und ſeiner Gattin auf das liebreichſte empfangen, und ſie ließen es an nichts ermangeln, um uns die Stunden, die wir bey ihnen zubrachten, recht angenehm zu machen. Zu den angenehmen Unterhaltungen, die ſie uns verſchaften, gehörte vorzüglich die Vorzeigung ihres Naturalienkabinets. Dieſes war ſehr groß. Und wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo war das ganze Haus des Herrn Göze ein Naturalienkabinet, denn, wohin man ſahe, erblickte man etwas Merkwürdiges, das die Natur hervorbringt. Dieſer liebe Mann ſcheint der Meynung zu ſeyn, daß, wer die Menſchen von Gott

unterrichten will, sich mit seinen Werken recht bekannt machen müsse. Deswegen fängt er auch den Unterricht seiner lieben Kinder immer damit an, daß er sie auf die Natur, oder, welches einerley ist, auf die Werke Gottes aufmerksam macht, damit sie daran ihr Nachdenken, ihre Beurtheilungskraft üben und gegen den großen Herrn, der dieß alles gemacht hat, Ehrfurcht bekommen mögen. Und hierinne mag er, meiner Meynung nach, wohl recht haben.

In seinem Naturalienkabinete war nun so viel Merkwürdiges, daß man davon leicht ein ganzes Buch schreiben könnte. Ich will euch aber nur etwas weniges von dem sagen, was das Allermerkwürdigste war, und das in Deutschland, vielleicht in der ganzen Welt, seines Gleichen nicht hat. Dieß war eine Sammlung von Eingeweidewürmern, oder von Würmern, die in dem Eingeweide der Thiere wohnen.

Diese aufzusuchen und zu beobachten, hat sich dieser fleißige Naturforscher zu einem besondern Geschäfte gemacht. Deswegen hat er mit einer Menge Leuten in und um Quedlinburg herum den Vertrag gemacht, daß sie die Eingeweide aller merkwürdigen Thiere, die in ihre Hände fallen, ihm zuschicken müssen. Und da Herr Engelmann beständig damit sich beschäftigt, daß er die Vögel abzieht und

ihre

ihre Felle ausstopft, so ist dieß für Herrn Göze eine sehr schöne Gelegenheit, das Innerste aller Arten deutscher Vögel zu untersuchen. Er hat alles Merkwürdige das er in dem Eingeweide der Thiere gefunden, sorgfältig in Spiritus aufbewahrt, und auf diese Art einen ganzen Schrank voll Gläser gesammlet, die alle mit Eingeweidewürmern angefüllt sind. Ihr würdet erstaunen, wenn ihr diese merkwürdige Sammlung sehen solltet, und ich rathe euch sehr, daß wenn ihr einmal durch Quedlinburg reiset, ihr Herrn Göze besucht, und euch von ihm die Erlaubniß erbittet, diese Seltenheit besehen zu dürfen. Seine Gefälligkeit, mit der er jeden Fremden empfängt, läßt mich gewiß hoffen, daß ihr keine Fehlbitte thun werdet. Solltet ihr aber nicht dahin kommen, so rathe ich euch, daß ihr euch nach dem Buche umthut, das er unter dem Titel: Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer thierischer Körper, geschrieben, und wo er alle die Wunder, die er in dem Innersten der thierischen Körper entdeckte, auf 44 Kupfertafeln vorgestellet hat.

Unterdessen, da doch viele dieses Buch nicht werden zu sehen bekommen, weil es der Kupfer wegen etwas theuer ist, so muß ich doch euch wenigstens eine und die andere von den Merkwürdig-

keiten bekannt machen die hier zu finden sind. Welche von den vielen soll ich wohl wählen? Ich dächte die, die uns zunächst angehen.

Die schrecklichste unter allen Merkwürdigkeiten vor der ihr euch gewiß entsetzen werdet, wenn ich sie euch beschreibe, war der Bandwurm. Dieser bekommt eine Länge von vielen Ellen: Herr Götze bewahret einen auf der 6 7 Ellen lang ist. Er ist in dem Menschen und verschiednen Thieren zu finden, die dem Menschen nahe sind. Wehe dem, der ein solches Ungeheuer in seinem Leibe hat! es saugt nicht nur die besten Säfte weg und entkräftet so den Unglücklichen, von dessen Nahrungssafte es sich ernährt, sondern es verursacht ihm auch die empfindlichsten Schmerzen. Denn ihr könnt es euch wohl selbst vorstellen, was es für schreckliche Empfindungen machen muß, wenn ein so langes Thier sich in dem Eingeweide auf und nieder zieht und windet, und allerley andere Bewegungen macht. Daher sind die Unglücklichen, die einen so schlimmen Gast bey sich tragen, allerley traurigen Zufällen ausgesetzt. Bald bekommen sie Anfälle von Hitze und Frost, bald von Ohnmachten und Verzuckungen, oder werden am Ende gar wahnsinnig. Das traurigste ist, daß man noch nicht hat entdecken können, wie dieses fürchterliche Thier in die menschlichen

lichen Eingeweide komme, und also nicht weis, wie man sich dagegen schützen soll, und auch noch kein recht sichres Mittel entdeckt hat, dasselbe los zu werden. Man hat zwar viele Menschen davon glücklich befreyet, aber viele andere haben es auch mit in ihr frühes Grab nehmen müssen. Denn dieß Thier bestehet aus vielen hundert Gelenken, die sehr schwach mit einander verbunden sind und sich also leicht von einander losreisen. Wenn man nun auch so glücklich wäre sechs und sechzig Ellen von demselben wegzutreiben, und die sieben und sechzigste bliebe zurück, so würde doch diese bald so schnell wieder wachsen, daß das Abgegangene alles wieder ersetzt würde. Soviel hat man erfahren, daß dieses Ungeheuer die Hitze eher als die Kälte vertragen kann. Es hat in siedendem Wasser fort gelebt, durch den häufigen Genuß von kaltem Wasser ist es aber vielmal fortgetrieben worden.

Seht, lieben kleinen Leser, solchem Jammer sind wir in dieser Welt ausgesetzt! Welche Ermunterung für uns, recht fleißig und aufmerksam zu seyn, um durch unsern Fleiß und Geschicklichkeit den menschlichen Jammer lindern zu helfen. Sollte jemand von euch einmal das Mittel erfinden, die Menschen von diesem schlimmen Gaste zu befreyen, der verdiente gewiß mehr Lob, als Herkules, der,

wie die Fabel sagt, eine vielköpfige Schlange soll getödtet haben, die die böse Eigenschaft an sich hatte, daß, statt eines Kopfs den man ihr abhieb, immer sieben andere wieder wuchsen.

Darauf sahe ich noch verschiedene Thiere, die sich auch gern im menschlichen Körper aufhalten, die man zwar weit häufiger findet, die aber doch weit weniger schrecklich sind, da man Mittel genug hat, sich von dieser Einquartirung zu befreyen. Dieß waren die Würmer, von denen manches von euch meine Lieben, wird geplagt seyn, und von denen vielleicht keines ganz frey ist. So lange ihre Anzahl gering ist, spürt man sie kaum, wenn sie sich aber vermehren, so können doch daraus verschiedne schlimme Zufälle entstehen.

Dagegen will ich euch nun gleich ein Mittel aus meinem Hausapothekchen mittheilen. Wenn ihr mäßig und züchtig lebt, und doch dabey blaß aussehet, wenig Appetit zu warmen Speisen habt, Jucken in der Nase empfindet, und unruhig schlaft, so ist es höchst wahrscheinlich, daß ihr von diesen Gästen eine starke Einquartirung bey euch habt. Dann sagt es euren lieben Eltern, und meldet ihnen zugleich, ich hätte euch gerathen, sie sollten ein Loth gestoßnen Wurm- oder Zitwersamen kaufen, und davon acht Tage lang, Morgends und

Abends

Abends eine Portion in Honig oder Muß einnehmen lassen, darauf euch etwas Rhabarber geben: so werdet ihr bald von diesem unangenehmen Besuche frey werden.

Aber — wollt ihr es denn hernach auch einnehmen? na? wie steht es damit? so gut wie Confekt schmeckt es freylich nicht, aber wenn ihr es nicht einnehmet, so ist euch auch wirklich nicht zu helfen. Guter Rath, wenn man ihn nicht befolgt, hilft gegen die Würmer so wenig, als Speise gegen den Hunger, wenn man sie nicht genießen will.

Von den Würmern, die man in dem Eingeweide der Thiere findet, und davon Herr Götze einen beträchtlichen Vorrath gesammlet hatte, will ich euch nur noch eine Art nennen, die man in den Lebern der Kälber und Schafe findet, und die dieselbe so lange zernagen und zerfressen, bis das arme Thier entkräftet dahin stirbt. Man nennt sie insgemein Egeln. Ich erinnere mich, daß ich sie in meiner Jugend einigemal gesehen habe. Ihre Farbe war eben diese, die die Leber hatte. Ihre Gestalt war wie ein Läppchen Fleisch, und man wurde nicht eher gewahr, daß sie lebendige Geschöpfe waren, bis man sie auf die Hand legte, da man denn gar deutlich sahe, daß sie durch allerley Windungen sich fortzubewegen suchten.

Wie

Wir mögen nun wohl diese Geschöpfe in das Eingeweide anderer Thiere kommen? das ist eine sehr schwere Frage, lieben Leutchen. Die größten Naturforscher sind darüber noch nicht einig, und ich kann also nicht von euch erwarten, daß ihr mir diese Frage recht vollkommen beantworten sollt. Meine Muthmaßung, für Gewißheit kann ich es freylich nicht ausgeben, will ich euch aber davon sagen. Ich glaube man muß einen Unterschied unter solchen Würmern machen, die bey einer gewissen Art von Thieren fast immer gefunden werden, und unter andern, die man selten bey ihnen findet. Jene mögen wohl sich von den Eltern auf die Kinder fortpflanzen. Denn so wie jedes Ding sein Ungeziefer auf sich hat, z. E. der Mensch, das Schaaf, die Kuh, die Gans, die Henne, der Käfer, die Hummel, die Weide, die Pappel, der Kohl und d. g. so scheint es auch Gottes Absicht zu seyn: daß jede Art von Thieren ihre besondere Würmer in sich habe, damit ja in dem großen Reiche der Schöpfung kein Platz zu finden sey, der leer vom Leben wäre.

Von den ungewöhnlichen Eingeweidebürgern, z. E. dem Bandwurm, den Egeln u. d. g. muthmase ich aber, daß die Eyer davon mit den Nahrungsmitteln genossen werden, und dann eine ungewöhnliche Größe bekommen, weil sie in dem Eingeweis

geweide mehr Nahrung und Wärme, als im Waſſer, oder an andern Oertern, wo ſie gewöhnlich leben, haben. So hat man z. E. bemerkt, daß das Rinds und Schaafvieh von Egeln in naſſen Jahren vorzüglich geplagt werde, weil es alsdann mit dem Graße eine Menge zuſammengelaufnes Waſſer zu ſich nimmt.

Vielleicht iſt manches von euch nicht damit zufrieden, daß ich ſo vieles von Würmern, deren Anblick freylich nicht gar zu anmuthig iſt, geſprochen habe. Aber lieben Kinder, auch dieſe, in unſern Augen eckelhafte Thiere ſind doch Gottes Werk. Und Gottes Werk darf uns durchaus nicht verächtlich ſeyn. Bey der Hervorbringung eines jeden muß er ſeine wichtigen Abſichten gehabt haben, und die Betrachtung eines jeden muß dem Menſchen nützlich ſeyn. Dabey bleibe ich nun.

Wollen einmal verſuchen, ob nicht die Betrachtung dieſer Thiere auch mich auf einen guten Gedanken bringen kann.

Wohin ich ſehe iſt Leben! in der Luft, auf der Erde, in der Erde, im Waſſer, allenthalben ſind lebendige Geſchöpfe. Auf jedem Thiere, auf jeder Pflanze ſind kleine Inſekten. Jedes Thier iſt wie ein kleines Dorf, das wieder eine Menge Einwoh-

ner

ner in sich hat. Gottes Wille scheint es also zu seyn, daß allenthalben Leben seyn soll.

Gebt ihr mir dieß alles zu? wirklich?

Ob nun wohl der schöne große Mond von lebendigen Bewohnern leer seyn mag?

Herr Göze fängt an zu zaubern.

Kaum hatten wir uns erholt von dem Erstaunen, das der Anblick der vielen Bewohner der thierischen Körper hervorgebracht hatte, so zeigte uns Herr Göze wieder eine Menge Sachen, die uns in neues Erstaunen setzten.

So zeigte er uns z. E. eine Menge Gläser, in denen er ganz sonderbare Gestalten aufbewahrte. Wenn er vor vierhundert Jahren damit zum Vorscheine gekommen wäre, ich glaube man hätte ihn für einen Zauberer, und alle die sonderbaren Gestalten, die er in seinen Gläsern aufbewahrte, für Kobolde und Heckmännerchen gehalten. Denn so einfältig war man sonst, daß man glaubte, gewisse Leute könnten Geister, die man Kobolde oder spiritus familiares nannte, in Gläser oder Büchsen verschliessen, sie bey sich tragen und damit unglaubliche

liche Dinge möglich machen. Man meynte so gar, es gäbe Leute, die Heckemännerchen besäßen, die täglich einen Dukaten, oder harten Thaler, so wie die Hühner die Ever, legten. Wenn man also eine Sammlung von so sonderbaren Gestalten gesehen hätte, so würde man gewiß so etwas gemuthmaßt haben.

Von diesen wunderbaren Gestalten will ich euch nur Eine bekannt machen. Dieß war ein Hündchen, das über der Schnauze einen Rüssel hatte, der, in Ansehung der Gestalt, einem Elephantenrüssel sehr ähnlich sahe. Herr Göze erzählte uns davon folgende Geschichte: es wäre einmal ein Elephant durch Quedlinburg geführt worden, da wäre die Mutter dieses Hündchens gekommen, hätte den Elephanten berochen, dieser habe mit seinem Rüssel nach ihr geschlagen, darüber sey das arme Thier so erschrocken, daß es wie ohnmächtig niedergefallen sey: Nach einiger Zeit habe es diese Mißgeburt mit dem Elephantenrüssel zur Welt gebracht.

Es scheint also fast, als wenn das Entsetzen über den großen Rüssel, diesen kleinen hervorgebracht hätte, und als wenn die Thiere, so lange sie in der Mutter Leibe sind, mit demselben so genau zusammen hiengen, wie die Aeste mit dem Baume, weil das, was die Mutter leidet, so stark auf sie wirkt.

Da wir auch diese Gestalten bewundert hatten, brachte uns unser fleißiger Naturforscher seine Vergrößerungsgläser, davon er ebenfalls eine vortreffliche Sammlung hat, ließ uns durch dieselben sehen, und zeigte uns da wieder eine Menge Sachen, die man mit bloßen Augen gar nicht bemerkte, und deren Anblick man sonst gewiß auch für ein Bischen Zauberey würde gehalten haben.

So zeigte er z. E. meinen Zöglingen ein Glas voll Eßig, ließ sie ihn besehen und beriechen, und fragte sie was das wäre? Eßig sagten sie.

Nun holte er ein Vergrößerungsglas herbey, ließ sie dadurch sehen — ah! da machten sie große Augen und lachten, und schlugen in die Hände. Da wippelte und wappelte alles in dem Essige, nicht anders, als wenn man in einen Fischkasten voller Aale sähe.

Er that noch mehr, nahm einen Tropfen von diesem Eßige, preßte ihn zwischen zwey Gläser, ließ uns wieder durch das Vergrößerungsglaß sehen, und da sahen wir ganz deutlich, wie ein Eßigälchen aus dem Bauche des alten Eßigals herauskroch.

Ist das nicht sonderbar? Da frage ich euch nun wieder meine Lieben: wenn Gott den Eßig mit lebendigen Bewohnern besetzt hat, sollte er wohl den schönen, großen Mond leer gelassen haben?

Da

Da es dunkel wurde, bekamen wir neue Wunder zu sehen, indem unser lieber, gefälliger Herr Göze mit seinen Elektrisirmaschinen verschiedene Wirkungen hervorbrachte, die unser Vergnügen beförderten, und unsere Bewunderung erregten.

Da vielleicht manches von euch nicht wissen möchte, was eine Elektrisirmaschine sey: so will ich euch doch etwas davon sagen. Durch das fleißige Beobachten der Natur hat man in den neuern Zeiten wahrgenommen, daß es verschiedne Körper gebe, die durch das Reiben die Kraft bekämen, andere Körper an sich zu ziehen, und Funken von sich zu geben. Wenn ihr davon ein Exempel sehen wollet, so nehmet eine Stange Siegellack, reibt sie sehr stark an einem Leder, haltet sie dann über einige Stückchen zart geschnittnes Papier, so werdet ihr zu eurem Vergnügen sehen, daß diese Stückchen Papier aufwärts fliegen, und sich an das Siegellack hängen. Nehmet ferner eine Katze, die in der Sonne, oder am heisen Ofen, gelegen hat, streicht sie einigemal mit der Hand, vom Kopfe gegen den Schwanz zu, so werdet ihr gleich ein Knittern in ihren Haaren verspüren, und wenn es dunkel ist, ganz deutlich sehen, daß sie Funken von sich giebt. Diesen Zustand nun nennt man elektrisch.

Darüber hat man nun weiter nachgedacht, und durch das Nachdenken die Kunst herausgebracht, ge-

wisse Körper recht stark elektrisch zu machen, und damit eine Menge ganz unglaublicher Wirkungen hervorzubringen. Die Maschinen, mit welchen man dieses thut, nennt man Elektrisirmaschinen.

Nur eine Wirkung davon will ich euch itzo erzählen. Herr Götze hatte eine Bouteille, die mit künstlich verfertigter Luft, die sich entzündet, sobald sie dem Feuer nahe kommt, angefüllt war. Von dieser Luft that er eine Portion in ein hölzernes Kästchen, bauete über dasselbe ein Thürmchen von Pappe, dessen Knopf mit dem Kästchen durch ein eisernes Drat verbunden war. Da dieß alles geschehen war, machte er einen Körper durch Reiben elektrisch, theilte die elektrische Kraft desselben einem andern mit, diesen trug er fort, nach dem Thürmchen zu, und, sobald er dem Knopfe desselben nahe kam — pauz! pauz! da that es einen Blitz und Knall, und das ganze Thürmchen stürzte zusammen.

Wie dieß zugegangen sey? kann ich euch nicht wohl erklären, weil ihr noch zu jung seyd, als daß ihr es verstehen könntet. Wenn ihr aber fein fleissig seyd, und den Verstand, den euch der liebe Gott gegeben hat, recht übt, so werdet ihr künftig davon schon mehr verstehen.

Soviel könnt ihr aber doch schon einsehen, daß Herr Götze durch seine Kunst wirklich Blitze und

Don

Donner hervorbrachte, und daß er ebenfalls hierdurch bewieß, daß die Menschen, wenn sie fortfahren zu beobachten und nachzudenken, alle Jahrhunderte klüger werden. Denn wenn Herr Göze vor vierhundert Jahren geblitzt und gedonnert hätte — tausend wie würde es ihm da gegangen seyn. Für einen Erzzauberer würde man ihn gehalten und eine Menge Fabeln von Verbindung desselben mit dem Teufel erzählt haben, und er wäre sehr glücklich gewesen, wenn er nicht wäre verbrannt worden.

Dieß wollt ihr nicht glauben, daß sonst die Leute so einfältig gewesen wären? gut, so muß ich euch doch nur ein Exempel davon erzählen.

Habt ihr noch nichts von Doctor Fausten gehört? von seinem Bündnisse, das er mit dem Teufel hatte? wie ihn am Ende der Teufel holte, und in Stücken zerriß? Wirklich, ihr wißt alle davon etwas zu sagen? Nun da habt ihr gleich einen Beweiß von der grosen Unwissenheit, in der sich unsere Vorfahren befanden. Faust war ein braver, verständiger Mann, der die Buchdruckerkunst erfand. Die Bücher, woran andere vielleicht funfzig Jahre geschrieben hätten, verfertigte er, mit einigen Gehülfen, in einem halben. Deswegen hätte man ihm wenigstens in allen deutschen Städten ein Denkmal errichten sollen, aber — das that man nicht

nur nicht, sondern, weil man gar nicht begreifen konnte, wie ein Mensch, in so kurzer Zeit so viele Bücher zu Stande bringen könnte, so sagte man, der Teufel hülfe ihm. Die Leute waren also wirklich sonst so einfältig, daß, wenn sie etwas sahen, das ihren schwachen Verstand überstieg, sie solches entweder einer unmittelbaren Wirkung Gottes oder des Teufels zuschrieben. Und kaum war es bekannt geworden, daß der Teufel Fausten die Bücher drukken hülfe, so machte sich jederman ein Vergnügen daraus, allerhand Fabeln von seiner Verbindung und seinem Umgange mit dem Teufel zu erzählen.

Und wie glücklich sind wir dagegen nicht itzo! Es ist nicht nur jeder, der etwas neues erfindet, vollkommen dafür sicher, für einen Zauberer erklärt zu werden, sondern kann auch ziemlich darauf rechnen, daß man ihm die verdiente Achtung schenken werde.

Da nun alles um uns herum so klug wird, so ist es wohl auch billig, daß wir es uns auch einen Ernst seyn lassen, selbst immer klüger zu werden.

Ein paar Worte über das menschliche Elend und die göttliche Vorsehung.

Wir giengen spät von unserm lieben Naturforscher weg, so spät, daß auch wirklich Moriz einigesmal schlafen war, und durch seine Schläfrigkeit vieles Vergnügen versäumt hatte, welches er, durch Aufmerksamkeit auf Herrn Gözens Unternehmungen, hätte genießen können. Beynahe wäre ich über ihn verdrüßlich geworden, wenn nicht seine Jugend und die Reise, die er gemacht hatte, ihn bey mir entschuldigt hätten.

Bey unserm Abschiede dankten wir, wie ihr leicht denken könnt, recht herzlich, Herrn Gözen und seiner vortreflichen Gattin, die ihm bey seinen Arbeiten immer behülflich war, für alle Gefälligkeit und Vergnügen, das wir hier genossen, und für alle Kenntnisse, die wir uns hier erworben hatten.

Auf eine ruhige Nacht, die wir in unsers lieben Hermes Behausung hielten, folgte ein sehr vergnügter Morgen. Wir unterredeten uns sehr vertraulich, über die Glückseligkeit der Menschen, die mannichfaltigen Hindernisse, die ihr gelegt werden, die vielerley Trübsale, die wir in diesem Leben aus-

halten müssen, um Geduld, Thätigkeit und Vertrauen auf Gott zu erlernen, und über die besondern Beweise, die uns der gute Gott, von Zeit zu Zeit, von seiner gütigen Vorsehung zu geben pflegt.

Während dieser Unterredung wurde mir das Herz ziemlich warm, ich fühlte weit stärker als sonst Dankbarkeit gegen den guten Regierer der Schicksale der Menschen, wurde durch des würdigen Hermes Reden noch mehr angefeuert, nach meinen Kräften, meinen Nebenmenschen nützlich zu werden, lernte auch da gar vieles, das ich sonst nicht gewußt hatte. Denn eine einzige Stunde, in der man sich mit einem weisen Menschen bespricht, kann uns oft lehrreicher seyn, als viele Bücher.

Den Inhalt dieses Gesprächs theilte ich euch gern mit, wenn ich nicht glaubte, wie ich schon gesagt habe, daß es unrecht sey, alles bekannt zu machen, was man im Vertrauen, mit seinem Freunde gesprochen hat.

Nur etwas davon, soviel ich, ohne die Pflichten der Freundschaft zu verletzen, thun darf, will ich euch erzählen. Unser lieber Hermes hat sich immer als einen sehr rechtschafnen Mann gezeigt, und es sich sehr angelegen seyn lassen, recht viel Gutes in der Welt zu stiften. Und wißt ihr wohl, welches sein Lohn gewesen ist? Neid und Verfolgung.

Dieses

Dieſes euch zu ſagen, halte ich für Schuldigkeit. Denn ihr könntet leicht auf die Meynung kommen, als wenn jeder gute Menſch, der es ſich ernſtlich angelegen ſeyn läßt, recht viel Gutes zu ſtiften, von allen Menſchen ſogleich geliebt und geehrt und gelobt würde. Darinne würdet ihr euch nun ſehr irren. Nein es giebt euch Menſchen, die ſich ſo verirren, daß ſie ſich ärgern, wenn andere beſſer und thätiger als ſie ſind, und ihnen deswegen allerhand Tücke erzeigen. Alſo meine Lieben, wenn wir recht brave Leute, recht thätige Menſchenfreunde werden wollen, ſo müſſen wir nicht nur Gutes thun, wenn andere uns loben, ſondern auch, wenn andere uns verachten; nicht nur, wenn ſie uns deswegen lieben, ſondern auch, wenn ſie uns deswegen haſſen.

Auſſerdem hatte der liebe Hermes noch ein beſonderes Leiden. Seine liebe Gattin, die ihn bey ſeinen Geſchäften aufheitern, und ſie mit ihm theilen ſollte, war ſo kränklich, daß er alle ſeine Kraft anwenden mußte, ſie zu tröſten, und ihren Zuſtand erträglicher zu machen. Sie war waſſerſüchtig. Dieß iſt, meine Lieben, ein groſſes Elend. Menſchen, die die Waſſerſucht haben, ſchwellen auf, von Tage zu Tage immer mehr, bis ſie ſich endlich gar nicht mehr bewegen können. Es giebt zwar allerley Mittel, ihr Elend einigermaßen zu lindern, aber, ſo viel

ich weiß, keines, es gänzlich zu heben, als — den Tod.

So geht es also meine Lieben, in der Welt! auch der rechtschaffenste und thätigste Mensch muß mit mancherley Leiden und Verdruß kämpfen.

Aber — werdet ihr sagen, wie geht denn das zu? Wir haben ja immer gehört, daß jeder gute Mensch glücklich sey?

Ihr habt, lieben Kinder, ganz recht gehört, jeder gute Mensch ist glücklich. Der liebe Hermes ist es auch. Er weis ja, daß er gut sey, er kann ja zu dem Allwissenden aufsehen, und sagen mit gröster Zuversicht: erforsche mich Gott! und erfahre es, wie ich es meyne! ist das nicht große Glückseligkeit? tausende leben auf der Welt, die ihn lieben, hochschätzen und segnen, ist das nicht Freude? der Beyfall eines einzigen vernünftigen und rechtschaffnen Menschen, o guten Kinder, der labt mehr als das laute Lob von hundert Leichtsinnigen, die ohne Ueberlegung urtheilen. Zu Linderung seiner Leiden hat der Allgütige Mittel besorgt: der Anblick zweyer liebenswürdigen Töchter versüßte ihm den Kummer, den seine Gattin ihn verursachte, und ihre Gefälligkeit und Thätigkeit verschafte ihm die Verpflegung, die er von seiner lieben Gattin erwartete. Und — da ich dieß schreibe, ist sein Leiden

groſsentheils geendigt, ſeine duldende Gattin hat überwunden, hat den kränklichen Körper, der ihr ſo viele Schmerzen und ihrem lieben Ehemanne ſo groſsen Kummer verurſachte, abgelegt, und genieſst in einer beſſern Welt den Lohn ihrer Tugend.

So iſt es alſo gewiſs, daſs Tugend uns nicht gegen alle Trübſale ſchützt, daſs aber Gott immer dafür ſorge, daſs die Tugendhaften in ihren Trübſalen Linderung bekommen, durch ihr gutes Gewiſſen geſtärkt, und bald wieder aus ihren Trübſalen erlöſet werden.

Mit einem guten Gewiſſen leiden iſt nicht ſchwer, aber ſo leiden, daſs das Gewiſſen dazu ſagte: das haſt du wohl verdient! das muſs etwas ſchreckliches ſeyn! Gott wolle uns alle bewahren, daſs wir nie dieſe Art von Leiden aus Erfahrung kennen lernen mögen!

Eine Todesbetrachtung.

Unſer lieber Hermes wurde mir von Stunde zu Stunde ſchätzbarer, ſo, daſs ich gern eine Woche lang bey ihm geſeſſen hätte, um recht vieles von ihm zu lernen. Denn, meiner Meynung nach kann

man

man von denen am mehresten lernen, die, ohne ihr Verschulden am mehresten gelitten haben.

Er that auch vieles, um uns zu bewegen, noch einige Zeit bey ihm zu bleiben. Aber — ich konnte nicht anders, ich mußte meine Neigung ersticken, und seine gütige Einladung ausschlagen, wenn ich mir Reue und meiner zurückgelaßnen Familie Kummer und Sorge ersparen wollte.

Ich schied also von ihm, und hinterließ ihm meinen Dank und Segen.

Auch von unserm würdigen Herrn von Putkammer, der uns bis nach Quedlinburg begleitet hatte, mußten wir uns trennen, welches uns den Abschied doppelt schwer machte: denn meine Liebe und Hochachtung gegen ihn war durch die Unterredungen, die ich auf dieser Reise mit ihm gehabt hatte, gar sehr vermehrt worden.

Statt des Herrn von Putkammers begleitete uns noch einige Zeit ein Freund von ihm, ein geschickter und rechtschafner Arzt, ein Herr Doktor Ziegler, der sich damit beschäftigte, seinen kranken Nebenmenschen in und um Aschersleben beyzustehen. Er hatte auch vielen Kummer in seiner Seele, den er mir zum Theil auf dieser kurzen Reise, die wir miteinander machten, mittheilte.

Itzo, da ich dieſes ſchreibe, hat er auch überwunden, hat ſeinen Leib auch abgeleget, und erntet in einer andern Welt die Früchte ſeines Verhaltens ein.

So kurz iſt der Weg vom Leben zum Tode. Von den wenigen Freunden, deren Bekanntſchaft ich in Quedlinburg machte, ſind ſeit der Zeit, daß ich dort war, es iſt etwas über ein Jahr, ſchon zwey aus dieſer Welt in jene beſſere Welt übergegangen.

Laßt uns doch alſo ja die wenigen Tage, die uns Gott hier zu leben gönnt, recht gut anwenden, und in denſelben ſoviel Gutes thun, als nur möglich iſt. Denn hier ſäen wir aus, dort, dort, werden wir ernden! werdet auch ja nicht kleinmüthig, meine Lieben, bey den Trübſalen, die eurer warten! Wenn ihr auch gar keine Erlöſung vor euch ſähet, ſo ſehet ihr doch vor euch das Grab, welches frommen Menſchen die ſicherſte Erlöſung von allem Uebel iſt.

Um dieſe Lehre recht tief in eure Seele zu drücken, ſetze ich noch ein Paar Verschen, aus dem vortreflichen neuen berliniſchen Geſangbuche her:

Ich weis mein Ende nahet ſich,
Mit jedem Pulsſchlag rückt die Zeit,

Die

Die oft so ungenützt verstrich,
Mich näher hin zur Ewigkeit.

* * *

Herr lehre mich der Stunden Werth,
Die du mir zugezählt, verstehn;
Laß keine, die mir noch gehört,
Aus Leichtsinn ungenützt vergehn!

Nunmehro folgt eine Vorlesung über rothe Augen, über die Ursachen, warum die Augen roth werden, und die Mittel die Röthe in den Augen zu vertreiben.

Das Merkwürdigste, was uns in den ersten zwey Stunden auffließ, war der Ort Walbeck. Der Eigenthumsherr desselben muß ein Freund der Natur und ein Herr von Geschmack seyn. Denn überall traf man Spuren davon an, überall sahe man, daß hier ein Edler wohnen müsse, der die Natur liebe, und sie zu verschönern sich bemühe. So war unter andern von ihm ein Wald, der nahe bey Walbek lag, auf mancherley Art verschönert, und unter andern mit einem kleinen Zaune von

Weiß-

Weißdorn umgeben worden, der nach wenigen Jahren den Reiz dieser schönen Gegend noch mehr erhöhen wird. Ich sahe dieß alles, wußte nicht von wem es herrühre, zeigte es aber meinen Zöglingen, ermunterte sie, künftig auch ihr Theil zur Verschönerung der Welt beyzutragen, und wünschte dem mir damals unbekannten Weltverschöner, von dem ich aber nunmehro weis, daß es ein Herr von Busche sey, Gottes Segen und recht langes Leben, damit durch seine Wirksamkeit die Welt noch recht sehr verschönert werden möge.

Bey Walbek selbst wäre ich beynahe meinem Vorsatze untreu geworden, hätte die Pferde ausspannen lassen, und hätte hier übernachtet, so gar schön und reitzend war es hier. Das Schloß, welches sonst ein Kloster gewesen war, lag auf einem ziemlich hohen Berge, der schon für sich vielen Reiz hatte, aber durch den Geschmack und die Thätigkeit seines würdigen Besitzers noch weit mehr gewonnen hatte. Aber die Sorge für mein Amt und die Liebe zu meiner zurückgelaßnen Familie siegten auch dießmal.

Im Vorbeygehen mache ich nur noch diese Anmerkung, daß die Stifter der Klöster, vorzüglich die vom Benediktinerorden, mehrentheils zu ihren Absichten die schönsten und reitzendsten Gegenden

sich

sich ausersehen haben. Wie schön muß also die Natur nicht seyn, wenn selbst solche Personen, die der Welt absterben wollen, durch ihren Reiz gerührt werden.

Das nächste Städtchen, das wir antrafen, hieß Hettstedt oder Heckstedt. Wir stiegen daselbst ab um etwas zu genießen, weil wir alle Hunger empfanden. Der Mann, der uns die Speise auftrug, hatte schrecklich rothe und triefende Augen so daß es ihm unmöglich war in die Sonne zu sehen. Wäre der Hunger nicht so stark gewesen, so wären wir wirklich, ohne zu essen, weiter gereiset.

Ich fragte den guten Mann, wodurch er zu diesem Leiden gekommen wäre? er konnte mir aber hierüber nichts bestimmtes sagen, sondern klagte nur, daß er schon sehr vieles an seinen Augen gebraucht, aber noch nicht die geringste Linderung seiner Schmerzen dadurch bekommen hätte. Ich gab ihm meinen guten Rath, weis aber nicht ob er ihn wird befolgt und gute Wirkung davon erfahren haben.

Bey dieser Gelegenheit muß ich doch, zu eurer Belehrung, meine Lieben, anmerken, daß dieß noch eine grose Unvollkommenheit in der Welt sey, daß wir so vieles, vieles, vieles in der Welt lernen, nur nicht die Kunst uns selbst gesund zu erhalten. Und dieß ist doch, nach meinen Einsichten,

eine

eine sehr wichtige Kunst. Denn was hilft mir denn alle Wissenschaft, wenn ich krank bin. Was helfen mir denn alle Bücher, wenn meine Augen so schmerzhaft sind, daß ich sie nicht lesen kann?

Da ich nun von ganzen Herzen wünsche, daß diese Unvollkommenheit aus der Welt hinaus seyn, und jeder Mensch sein früh lernen möchte, seinen Körper gesund zu erhalten, so fühle ich mich gedrungen euch eine kleine Vorlesung über die Röthe der Augen zu halten.

Die Röthe der Augen hat, soviel ich weis, verschiedene Ursachen. Bey manchen Menschen entsteht sie von Krankheiten, die nicht gut sind curirt worden. So folgen oft rothe Augen, wenn man den Ausschlag durch widernatürliche Mittel zu vertreiben sucht. Diese Art von Augenröthe ist die gefährlichste.

Bey andern entspringt sie von dem öftern Genusse scharfer und saurer Lebensmittel. Wenn man die Speisen zu stark salzt, zu viel Wein oder Brandewein trinkt, so hat man dieses Uebel zu besorgen.

Bey noch andern entsteht sie aus einer fehlerhaften Lebensart. Wenn man in seinem Zimmer waschen, Wäsche trocknen läßt, und andere Dinge darinnen duldet, die stark ausdunsten, oder wenn man Zimmer bewohnt, die von Natur feuchte sind,

oder in den Zimmern schläft, wo gespeist und gearbeitet wird, so ist man stark der Gefahr ausgesetzt, rothe Augen zu bekommen. Und diese und dergleichen Fehler gegen die Gesundheitspflege sind die gewöhnliche Quelle von der Röthe der Augen. Wenn ich sonst triefäugigte Menschen sahe, und untersuchte ihre Lebensart etwas genauer, so fand ich fast immer, daß sie einen oder den andern von diesen Fehlern begiengen.

Endlich kommen oft auch rothe Augen vom hohen Alter her. Und diese möchten wohl schwerlich zu heilen seyn. Es scheint Gottes Absicht zu seyn, uns, wenn wir dem Grabe uns nähern, das Leben etwas schwer zu machen, damit wir es desto williger verlassen, und desto freudiger des Todes Ankunft entgegen sehen sollen. Deswegen verbindet er mit dem Alter eine Menge Beschwerlichkeiten, unter andern auch rothe Augen.

Nachdem ich euch nun von dem Ursprunge der rothen Augen unterrichtet habe, muß ich euch doch wohl sagen, wodurch ihr gegen dieselben euch schüzzen könnet, und wodurch ich sie bis itzo von meinem Hause glücklich entfernet habe.

1.) Hütet euch ja den Ausschlag, durch welchen sich bisweilen eure Natur zu reinigen sucht, durch äußerliche Mittel zu vertreiben. Duldet lieber

ber eine Zeitlang, und braucht, mit Zuziehung des Raths eines geschickten Arztes, innerliche Mittel, die das Blut reinigen.

2.) Fliehet alles das, was, wie ich gesagt habe, die Augenröthe hervorbringt.

3.) Wenn demohnerachtet, bey aller eurer Vorsicht, die Augen einmal roth werden sollten, so taucht ein leines Tuch in frisches Quellwasser, schlagt es über die Augen, thut es nicht einmal, und wiederholt es nicht einsnicht zehen; sondern, wenn es nöthig ist, wohl hundertmal des Tags, so lange bis die Augenröthe vergangen ist. Um unangenehme Folgen zu vermeiden, so nehmt etwa einmal Rhabarber ein, die freylich nicht ganz so gut wie Kirschen schmeckt, aber doch eine sehr heilsame Wurzel ist. Und — ich müßte mich sehr irren, wenn durch den Gebrauch dieser Mittel die Klarheit eurer Augen nicht wieder hergestellt würde.

Ein Arzt bin ich nicht, lieben Kinder, wenn ich aber so ein einfaches Mittel weiß, womit ich mir und meinen lieben Kindern schon viele Jahre sehr glücklich geholfen habe, so theile ich es gar zu gern andern mit, und es würde große Freude für mich seyn, wenn ich einmal erfahren sollte, daß ich durch meine Vorschläge einem oder dem andern meiner lieben kleinen Leser nützlich gewesen wäre.

Die einzige Bitte thue ich nochmals an euch meine Lieben, lernt, soviel ihr könnt, eure Gesundheit erhalten und Krankheit vermeiden! Ihr wißt doch was die Krankheit auf lateinisch heißt? morbus! und auf französisch? la maladie? das ist nun alles recht sehr gut. Aber noch besser ist es, wenn man lernt sich gegen Krankheit schützen. Denn morbus und maladie sind gar unangenehme Gäste, die alle Lebensfreuden verderben. Wenn sie der liebe Gott uns zuschickt, muß man ihren Besuch mit Gedult aushalten. Aber ihren Besuch, soviel als möglich von sich zu entfernen, ist nicht nur erlaubt, sondern auch Schuldigkeit.

Ankunft in einer sehr rauch- und feuerreichen Gegend.

Gleich hinter Heckstedt trafen wir Arbeiten der Menschen an, die meinen Zöglingen noch ganz neu waren. Die Grafschaft Mansfeld, in der wir nun angekommen waren, erzeugt in ihren Bergen vieles Metall, besonders Kupfer und Silber. Dieß haben einige aufmerksame Menschen bemerkt, haben in die Berge tief hineingegraben, um es hervor zu holen,

holen, und so Bergwerke angelegt, die in dieser Gegend schon seit verschiedenen Jahrhunderten gewöhnlich sind. Und da die Metalle, wenn sie aus der Erde kommen mit Erde und Stein vermischt, sind, und deswegen noch auf mancherley Art bearbeitet werden müssen, um sie gehörig zu reinigen, so sind auch hierzu in dieser Gegend die besten Anstalten gemacht.

Die erste Anstalt dieser Art ist ohnweit Heckstedt. Dieß ist eine Seigerhütte, oder ein Ort, wo das Silber, das schon verschiedenemal durch das Feuer gegangen ist, von dem Kupfer geschieden wird.

Wir brannten alle vor Begierde diese Arbeit zu sehen, weil wir sie zuvor noch nie gesehen hatten. Diese Begierde war nicht nur in unsern Gesichtern, sondern auch an unsern Füßen zu sehen, indem wir alle unsere Schritte verdoppelten, um recht bald in der Seigerhütte anzukommen.

Sobald wir sie sahen, giengen meine Zöglinge nicht mehr, sondern sprangen, so groß war ihre Begierde eine neue Art von Beschäftigung ihrer Mitmenschen zu sehen, und wir Alten sprangen nach.

Wir kamen auf einen geräumigen Hof, der ganz mit Gebäuden umgeben war, die der ewige Rauch, der hier herrschte, durchaus geschwärzt hatte. Ich ließ meine Ankunft sogleich dem Herrn

Aufseher der Geigerhütte melden, und mir die Erlaubniß erbitten, dieses Werk besehen zu dürfen. Aber — er ließ mir durch einen Bedienten wieder sagen, ich müßte die Erlaubniß hierzu erst in Eisleben auswirken. Da nun Eisleben einige Stunden weit entfernt seyn mag, und es mir nach dem Reiseplane, den ich gemacht hatte, ganz unmöglich war nach Eisleben zu reisen: so sahe ich etwa eine Minute lang gerade vor mich auf die Erde, dann hob ich den Hut zwey Finger hoch vom Kopfe und sagte: adieu! adieu! adieu! sagten meine kleinen Begleiter, und so schwenkten wir uns wieder in einen andern Weg.

Ein Fleck giengen wir fort, ohne ein Wort zu sprechen, dann wurde so das und jenes gemurmelt, endlich aber wurde doch die Heiterkeit durch die Vorstellung wieder hergestellt, daß wir noch genug würden zu sehen bekommen.

Und das bekamen wir denn auch wirklich zu sehen. Um es recht sehen zu können befahl ich unserm Kutscher, daß er langsam fahren sollte, und wir giengen zu Fuße. Das muß auch allemal seyn, wenn man beobachten will. Denn in dem Wagen entwischen uns tausend Merkwürdigkeiten, die uns in die Augen fallen, wenn wir fein langsam durch eine Gegend gehen.

Wir kamen bald in einen Weg, der schrecklich schön war. Zu beyden Seiten waren hohe Berge aufgethürmt, die ganz schwarz und mit keinem Räschen bewachsen waren, indem sie aus lauter Schlaken, oder aus geschmolznen Steinen bestunden, die bey Schmelzung der Metalle abgegangen waren. Ueber diesen Bergen ruhete eine blaue Wolke, die aus dem Dampfe entstund, den die Kohlen, die hier brannten, von sich gaben. Wohin wir die Nase hielten, dampfte uns Schwefelgeruch entgegen.

Dieß machte uns nur noch neugieriger, die Quelle zu sehen, aus der dieser Dampf entstund, und wo diese Schlacken bereitet wurden. Wir kamen bald dabey, fanden da ein Haus, wo Feuer und Dampf uns entgegen kamen, und wo halbnackte Menschen herum liefen, die mit Ruß und Asche so bedeckt waren, daß sie Mohren ähnlicher als Europäern waren. Zitternd traten wir in dieses Haus, weil alles da zu glühen schien, und wir besorgen mußten, bey jedem Schritte, den wir thaten, daß wir auf einen glühenden Schlacken treten, oder in einen Kessel geschmolzen Erz stürzen möchten. Dieß kam wohl daher, weil wir das erstemal hier waren. Hätten wir nur drey Tage lang uns hier aufhalten können, so würde sich diese Furchtsamkeit wohl gelegt haben.

Da wir diese guten Leute, die ihr bischen Leben unter Glut und Dampf verschwitzen, um ihren Nebenmenschen Silber und Kupfer zu liefern, fragten, ob wir nicht Erlaubniß hätten, ihre Geschäfte zu besehen? so gaben sie uns zur Antwort, wir müßten sie bey dem Aufseher dieser Anstalt suchen, der gleich in der Nähe wohne.

Wir giengen sogleich zu ihm, und fanden da einen recht freundschaftlichen und gefälligen Mann. Da ich ihm sagte, wer ich wäre, und daß die Absicht meiner Reise sey, meinen Zöglingen zu zeigen, mit wie vieler Mühe die Metalle geschmolzen würden, so ließ er es sich recht angelegen seyn, unsere Neugier zu befriedigen.

Zuerst zeigte er uns einen großen Schober, der aus verschiedenen Schichten von Reisholz und rohen Erz bestund, und sagte, daß dieses Reisholz erst angezündet werde, und die auf demselben liegenden Metalle das daher entstehende Feuer aushalten müßten, ehe sie geschmolzen würden.

Dann führte er uns in das Haus, in dem wir schon gewesen waren, wo das Erz geschmelzet wurde. Da war es nun gräslich schöne. In der Mitte desselben lag ein kleiner Hügel von Schlacken, der noch glühend heiß war, und eine solche Hitze um sich verbreitete, daß wir sie kaum aushalten konnten, und

uns

uns so behutsam machte, daß wir jeden Schritt, den wir thun wollten, wohlbedächtig überlegten, weil wir immer besorgten, auf einen Haufen glühende Schlacken zu treten.

Da wir diesen heisen Hügel umgangen waren, kamen wir an den Schmelzofen, in dem ein so schreckliches Feuer war, daß es Metall und Stein alles so fließend, wie Wasser machte. Wir sahen davon bald eine Probe. Unser lieber Begleiter befahl, daß ein Loch unten am Ofen geöfnet würde. Sobald dieses geschehen war, stürzte ein kleiner Feuerstrom heraus, und ergoß sich in einen Kessel, der um ihn aufzunehmen in die Erde, gegraben war. Dieß war für den, der es das erstemal sahe, ein schrecklicher Anblick. Es entstund da ein wirklicher Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennte, und da ich mir dachte, wie es wohl seyn müßte, wenn einmal ein Mensch das Unglück hätte, hinein zu stürzen, bebte ein kalter Schauer durch alle meine Glieder.

Da das fließende Feuer einige Minuten gestanden hatte, zog sich auf demselben eine dicke Haut zusammen. Die Leute, die hier angestellt waren, nahmen sogleich eiserne Haken, zogen sie ab, schleuderten sie ein Fleck weg, und so entstunden die Schlakken, von denen ich euch vorhin sagte, daß man ganze

ze Berge davon aufgethürmt habe. Denn die Absicht der Schmelzung der Erze, die hier vorgeht, scheint es eigentlich zu seyn, diese Schlacken von den Metallen abzusondern.

Nachdem wir diese Arbeiten bewundert und unsere Neugier hinlänglich gestillt hatten, führte uns unser freundschaftlicher Begleiter wieder zu einem andern Orte, wo wir eine neue Arbeit sahen, die man das Rösten der Erze nennt. Die in jenem Ofen von Schlacken gereinigten Erze wurden hierher gebracht, und so zwischen Kohlen gelegt, daß erst eine Schicht Kohlen, dann eine Schicht Erz, dann wieder eine Schicht Kohlen u. s. w. kam. Wenn dieses geschehen war, wurden die Kohlen angezündet, und die Erze mußten eine gewisse bestimmte Zeit diese Glut aushalten. Dieß nennt man die Röstung der Erze.

Ausser diesen dreyen Reinigungen, muß das hier gegrabene Erz noch dreye ausstehen, ehe es zur Seigerhütte gebracht wird, so daß das Silber wirklich siebenmal durch das Feuer gehen muß, ehe es vollkommen von anderm Zusatz gereinigt wird.

Die Gütigkeit und Gefälligkeit des Herrn Aufsehers über alle diese Arbeiten hatte unsere Erwartung übertroffen. Wir schieden von ihm mit herzlicher Dankbarkeit, empfahlen uns seiner fernern

Freund-

Freundschaft, und baten um Gelegenheit ihm seine Gefälligkeit durch Gegengefälligkeiten belohnen zu können.

Dieß war die einzige Belohnung, die wir ihm anbieten konnten, und diese war so gering gar nicht als sie vielleicht manchem scheinen möchte. Wer durch seine Gefälligkeit nach und nach viele Leute zu seinen Schuldnern macht, erwirbt sich einen Reichthum, der zwar nicht in die Augen fällt, der aber doch einen sehr großen Werth hat. Wenn er reiset und kommt zu denen, die er, durch seine Gefälligkeit, sich verbunden hat, so kann er mit ziemlicher Zuverlässigkeit hoffen, daß sie es sich angelegen seyn lassen werden, ihm während seines Aufenthalts bey ihnen recht vieles Vergnügen zu machen; und wenn er anderer Hülfe bedarf, so werden sich allenthalben Menschen finden, die sich für seine Schuldner erkennen, und durch ihre Gegengefälligkeiten mit Freuden ihre Schuld abtragen.

Deswegen wünsche ich euch meine Lieben, daß ihr recht viele Gelegenheit haben möget, andern gefällig zu seyn. Wenn ihr alle Tage überleget, ob ihr nicht vermögend seyd, irgend iemanden nützlich zu seyn, so wird die Gelegenheit hierzu sich bald finden, und die Tage, da ihr es wißt, daß ihr iemans

manden nützlich gewesen seyd, werden euch immer die angenehmsten seyn.

Wie gut es sey, wenn man französisch sprechen kann.

Voller Vergnügen und Dank für das Gute, das wir an diesem Tage gesehen und genossen hatten, eilten wir nun nach dem Orte zu, den wir zu unserm Nachtquartiere bestimmt hatten. Dieser hieß Burg Oerner, und gehört einem meiner vorzüglichsten Gönner, dem Herrn Präsidenten von Dachröden.

Da dieser würdige Mann, der durch seine ausgebreitete Belesenheit, gründliche Gelehrsamkeit, und ernstliches Bestreben, da wo er wirkt, immer mehr Aufklärung um sich zu verbreiten, sich auf eine sehr rühmliche Art bekannt gemacht hat, den größten Theil des Jahres in Erfurt zubringt, so hatte ich dort Gelegenheit, ihm bekannt zu werden, und empfieng von ihm daselbst Beweise seiner Gewogenheit, die ich lebenslang mit Dank erkennen werde. Schon einigemal hatte er mich eingeladen, einige Tage auf seinem Landgute zuzubringen: meine Geschäfte

schäfte hatten mich aber immer verhindert, von dieser gütigen Einladung Gebrauch zu machen. Deste mehr freuete ich mich, daß ich ihm jetzo so nahe war, und eilte um ihn für alle Merkmale seiner Gewogenheit danken, und aus seinem lehrreichen Umgange Nutzen ziehen zu können.

Aber — lieben Kinder, ihr habt in dieser kleinen Reisebeschreibung schon einige Aber gefunden, und ich will euch bey dieser Gelegenheit erinnern, daß kein Mensch ohne Aber durch die Welt komme, daß jeder vieles hoffe und wünsche, aber — daß ihm viele Hofnungen und Wünsche fehl schlagen. Wer nun die Meynung hat, daß es in der Welt immer nach seinen Wünschen gehen müsse, der wird viele misvergnügte Tage haben, wer sich aber bald auf die Aber gefaßt macht, und sich gewöhnt, seinen Unwillen bey fehlgeschlagnen Hofnungen und Wünschen zu mässigen, der wird weit vergnügter leben.

Aber — da ich auf dem Gute meines Gönners ankam, hörte ich die unangenehme Nachricht, daß er verreißt sey. Ich stund gedankenvoll da, und wollte schon unserm Fuhrmanne Befehl geben, weiter zu fahren, als wir von einem Frauenzimmer, welche die Gesellschafterin der Fräulein Tochter des Herrn Präsidentens ist, sehr freundschaftlich empfangen wurden. Ich äusserte zwar gegen sie den Wunsch,

weiter

weiter zu reisen, sie wußte mir aber mit solcher Beredsamkeit eine Menge Bewegungsgründe zum Dableiben vorzutragen, daß ich nachgeben mußte.

Ich that auch wohl daran, denn ich fand in ihrem Umgange so eine angenehme Unterhaltung und Aufmunterung, daß ich vieles würde verlohren haben, wenn ich meinem Entschlusse, weiter zu reisen, gefolgt wäre.

An dieser Unterhaltung nahmen nun diejenigen den mehresten Antheil, die in der französischen Sprache die größte Fertigkeit hatten. Denn unsre liebe Gesellschafterin war eine gebohrne Französin, die, wie fast alle Franzosen, das Deutsche sehr ungern sprach.

Ferdinand lächelte allemal, wenn er ein Bischen mit plaudern konnte, und ich hoffe, daß er, bey diesem Lächeln, allemal an seine lieben Lehrer in der französischen Sprache, Herrn Olivier, Spatzier und Candner werde gedacht haben. Denn jedes Vergnügen, das wir durch unsere Geschicklichkeit uns erwerben, ist ja eine Erinnerung an den Wohlthäter, der uns dieselbe verschaft hat. Moritz hingegen, der ein Jahr später den Unterricht in der französischen Sprache genossen hatte, und also an der Unterhaltung weniger Antheil nehmen konnte, schien zu wünschen, daß er bald noch vollkommner in dieser

ser Sprache werden möchte, und er ist auch wirklich seit dieser Zeit so fleißig gewesen, daß, wenn er itzo mit diesem Frauenzimmer Umgang haben sollte, er doch gewiß ein Bischen mehr, als dazumal, plaudern würde.

Der Fall kann nun bey euch auch eintreten, meine Lieben, daß ihr an Oerter kommt, wo nichts als Französisch gesprochen wird, oder in Länder, wo die Muttersprache Russisch, Polnisch, oder eine andere euch unbekannte Sprache ist, aber wo doch hier und da Leute zu finden sind, die Französisch sprechen können, mit denen man sich also, falls man diese Sprache, die unter Europäern beynahe allgemein ist, versteht, unterhalten kann. Bey so bewandten Umständen, was habt ihr wohl zu thun?

Eine nächtliche Begebenheit.

Nachdem wir den Abend mit einem sehr unterhaltenden Gespräche zugebracht hatten, ließen wir uns das Zimmer anweisen, wo wir schlafen sollten, und schliefen recht sanft, weil wir den Tag über viele Bewegung gehabt hatten.

Sobald

Sobald ich des Morgens erwachte, gieng mein erster Blick nach meinen lieben Zöglingen. Denn wenn man Kinder zu erziehen hat, und bedenkt, daß man von ihrer Erziehung Gott und der Welt Rechenschaft geben soll, so sind die Gedanken immer bey ihnen, und die Furcht, daß ihnen etwa ein Unfall begegnen, oder daß sie verführt werden möchten, macht manche trübe Stunde.

Also, wie gesagt, sobald als ich erwachte, waren meine Gedanken bey meinen Zöglingen, ich richtete mich auf und blickte nach ihnen, aber weg waren sie. Ich erschrack und richtete mich noch mehr in die Höhe — da sahe ich, daß der eine auf der Erde lag, der andere aber stund, und sich mit dem Kopfe an das Bettgestelle gelehnt hatte, und Beyde — recht sanft schliefen. Hätte ich nicht gewußt, daß sie eine vorzüglich feste Natur hätten, so würde ich über diesen Anblick sehr erschrocken seyn, weil ich hätte besorgen müssen, daß durch die nächtliche Erkältung eine sehr gefährliche Krankheit entstehen könnte. Weil ich aber wußte, daß die Erkältung ihnen nichts schade, so beruhigte ich mich auch leicht, weckte sie auf, und ließ sie ihre Kleider anlegen.

Die Ursache von diesem sonderbaren Auftritte mochte wohl diese seyn: meine Zöglinge sind gewöhnt, auf einem sehr leichten Unterbette und unter einer

Matrake

Matratze zu ſchlafen. Itzo hatten ſie aber ein mit Federn ſtark ausgeſtopftes Bett bekommen, in denen es ihnen ſehr heiß wurde; die ungewohnte Hitze mochte ſie unruhig gemacht, ſie mochten ſich im Schlafe herumgeworfen haben, und ſo herausgerollt ſeyn.

Warum, wird wohl manches von euch, meine Lieben, denken, ich aber dieſen Umſtand drucken ließe? Das wäre doch eben ſo etwas wichtiges nicht.

Freylich iſt es eben ſo gar wichtig nicht. Ich laſſe es aber doch drucken, um bey dieſem unwichtigen Umſtande doch etwas Wichtiges ſagen zu können.

Wir ſchlafen, lieben Kinder, gewöhnlich acht Stunden, alſo den dritten Theil des Tages. Wenn wir alſo vier und zwanzig Jahre gelebt, ſo haben wir acht, und wenn wir ſechzig Jahre gelebt haben, ſo haben wir zwanzig Jahre geſchlafen. Es iſt alſo doch wichtig zu wiſſen, wie man dieſes Drittheil ſeines Lebens zubringen müſſe, damit man in demſelben ſeiner Geſundheit und Zufriedenheit nicht ſchade.

Mehrentheils wird man gewöhnt, unter weichen Federbetten zu ſchlafen. Dieß halte ich aber nicht für gut. Denn unter den Federbetten entſteht eine unnatürliche Wärme, die uns gleichſam an das

Bette anfesselt, so daß es uns sehr sauer wird, das Bette zu verlassen Wenn man nun durch diese Wärme verführt würde, nur täglich eine halbe Stunde länger auf seinem Lager zu bleiben, als man sonst würde gethan haben, so überlegt selbst, wieviel Zeit uns dieses auf unser ganzes Leben raubte. Gesetzt ihr wäret itzo 12 Jahre alt, lebtet sechzig Jahre, schliefet von dieser Zeit an immer unter Federbetten, und ließt euch durch die Bettwärme verleiten, täglich eine halbe Stunde länger in dem Bette zu bleiben, als ihr sonst würdet gethan haben, um wieviel Zeit würdet ihr euch wohl in acht und vierzig Jahren bringen.

Ferner wird durch die starke Wärme, die die vielen Federn hervorbringen, das Blut sehr stark erhitzt. Wenn man dann aus dem Bette sich heraus windet, so ist man gemeiniglich ganz betäubt, taumelt wohl eine Stunde lang herum, ohne etwas ernstliches thun zu können.

Drittens wird durch die unnatürliche Wärme der Körper zum Schweiße gereizt, welches in der Folge so weit geht, daß manche Menschen das Bette gar nicht verlassen können, bevor sie den Schweiß abgewartet, und ein bis zweymal die Hemden gewechselt haben. Das ist nun ein gar großes Elend. Man mag nun seyn wer man will, so muß man doch

doch immer den Fall erwarten, daß man um vier, zwey oder gar ein Uhr aus dem Bette gerufen werde. Es kann ja ein liebes Mitglied der Familie krank werden, oder gar dem Tode nahe seyn, es kann ja ein Feuer entstehen, es können ja Diebe einbrechen, oder, wenn man Soldat ist, kann man vom Feinde überrumpelt werden. Wenn man nun an das Schwitzen gewöhnt ist — was soll man da thun? soll man dem Tode, dem Feuer, den Dieben oder Feinden sagen lassen, sie möchten sich nur ein paar Stunden gedulden, man läge eben jetzo im Schweisse, und sey nicht im Stande sie gehörig zu empfangen, so wäre dieß ja lächerlich. Wollte man aber aus dem Schweiße herausspringen, so würde man sich in die gröste Gefahr stürzen. Denn wirklich ist ein Mensch, der sich gewöhnt hat, den Schweis abzuwarten, sobald er den Schweiß kalt werden läßt, in der größten Gefahr, seine Gesundheit oder sein Leben zu verlieren.

Endlich schwächt aller erkünstelter Schweiß sehr. Es werden dadurch mehr Feuchtigkeiten der Natur abgelockt, als sie gewöhnlich von sich giebt, die Schweißlöcher, die durchaus an der Haut des menschlichen Körpers zu finden sind, werden dadurch übermäßig geöfnet, und verlieren nach und nach die Kraft, sich wieder verschliessen zu können. Daher

kann nun Kälte und Nässe weit stärker in einen solchen Körper eindringen. Deswegen sind solche zum Schwitzen geneigte Personen, immer Flüssen, Zahnschmerzen, Kopfwehe, Trübheit der Augen, Ohrenzwange u. dgl. ausgesetzt, und ein großer Theil ihres Lebens geht mit Abwartung des Schnupfens und Katharrs dahin, worüber ein anderer, der sich etwas härter gewöhnt hat, zu lachen pflegt. Fällt nun ein solcher Mensch, der zum Schweiße sehr geneigt ist, einmal aus dem Bette, oder ist genöthigt, auf der Streue zu schlafen, nun da bedaure ich ihn. Er ist in Gefahr ein Fleckfieber zu bekommen, oder gar zu sterben.

Meine Zöglinge, die wohl die halbe Nacht in bloßen Hemden mochten zugebracht haben, bekamen aber kein Fleckfieber und starben auch nicht, sondern sind jetzo noch, da ich dieses schreibe, gesund und guten Muths. Sie hatten aber schon lange unter Matratzen geschlafen.

Deswegen rathe ich euch sehr an, meine Lieben, daß ihr eure guten Eltern bittet, statt der Federbetten, euch Matratzen zu geben. Nach etlichen Jahren werdet ihr mir gewiß für diesen Rath danken. Und — wenn ich nun durch diesen Rath nur fünfe von euch dahin bewegte, daß sie die Federbetten mit Matratzen vertauschten, und so gesünder, fröhlicher

licher und thätiger würden, und einige Jahre länger lebten, so wäre es doch wahrhaftig so unwichtig nicht, daß ich diesen unwichtig scheinenden Umstand mit meinen Zöglingen hätte drucken lassen.

Vielleicht schlafen eure lieben Eltern selbst unter Federbetten — demohnerachtet müßt ihr sie um Matratzen bitten. Denn da eure lieben Eltern Kinder waren, glaubte man noch, daß Wärme zur Erhaltung der menschlichen Gesundheit schlechterdings nöthig sey, deswegen stopfte man die Betten der Kinder recht dicht mit Federn aus, setzte ihnen eine Nachtmütze auf, damit der Kopf nicht kalt werden sollte, zog ihnen ein Nachtkamisol an, und gab ihnen wohl gar eine Wärmflasche mit. So sind vielleicht eure guten Eltern erzogen worden. Und daß sie so erzogen worden sind, dafür können sie nichts. Wollten sie jetzo anfangen, ihre Lebensart zu ändern, an die sie, seit vielen Jahren, sind gewöhnt worden, so wären sie in gröster Gefahr ihre Gesundheit, oder gar ihr Leben zu verlieren. Wünscht ihr das wohl?

So wie aber die Menschen alle zehen Jahre mehr Einsichten bekommen, so haben sie auch nach und nach eingesehen, daß erkünstelte Wärme den Körper schwäche.

Laßt also eure lieben Eltern immer in Federbetten schlafen, und ihr — ihr bittet um Matratzen!

Eine Reise nach der Unterwelt.

Den Vormittag brachten wir damit zu, daß wir die Merkwürdigkeiten der hiesigen Gegend besahen. Zuerst bestiegen wir einen Berg, wo sich eine Kirche befand, die so alt war, daß man ihren Umsturz befürchten mußte. Wir sahen in derselben verschiedne Kränze, welche die Lebenden zum Denkmal ihrer Liebe gegen ihre verstorbnen Freunde aufgehangt hatten. Und ich betrachtete sie mit Ehrerbietung. Denn jedes Denkmal, das einem Verstorbnen mit redlichem Herzen errichtet wird, sey es von Marmor gehauen, oder von Zweigen geflochten, verdient unsere Achtung. Deswegen sehe ich es allemal mit dem größten Unwillen, wenn muthwillige Kinder die Denkmale, die die Lebendigen den Verstorbnen errichteten, wären sie auch nur sechs Kreuzer werth, verletzen. Wir werden ja alle einmal sterben. Und wir alle würden ja uns freuen, wenn wir wüßten, daß nach unserm Absterben die Liebe einen Kranz winden,

winden, und auf unſer Grab legen würde, und es würde uns betrüben, wenn wir vorher wüßten, daß muthwillige Kinder dieſen Kranz zerreiſſen und ihren Spott damit treiben würden. Laßt uns alſo mit Ehrerbietung vor jedem Denkmale, es ſey ſo gering es wolle, vorüber gehen, das die Liebe den Verſtorbenen errichtet hat. Und das, dächte ich, wäre auch gut, wenn wir immer ſo lebten, daß bey unſerm Abſterben Liebe und Dankbarkeit uns nachweinten, und, wo nicht ein Denkmal von Marmor errichteten, wenigſtens ein Kränzchen irgendwo, zu unſerm Andenken aufhiengen. So wie unſer lieber Vater Weiſſe uns ſingen lehrt:

Sollt ich nicht ſtreben,
Alſo zu leben,
Daß, wenn man einſtens mich begräbt,
Die Frommen mich beklagen,
Und zu einander ſagen:
O, hätt' er länger doch gelebt!

Der neueſte Kranz war zum Andenken eines jungen Bergmanns gewunden, der vor kurzen bey ſeiner Einfahrt in das Bergwerk hinabgeſtürzet war, und ſo ſein Leben geendiget hatte. Dieß gab uns allen die Erinnerung, daß Jugend vor dem Tode nicht ſchütze. Denn, lieben Kinder, die Bergleute ſind bey weiten nicht die einzigen, die in beſtändiger

ger Todesgefahr wandeln. Auch wir sind dafür nicht sicher. Werden etwa mehr junge Bergleute als junge Studirende oder Adeliche begraben?

Damit will ich euch meine Lieben, nun gar nicht erschrecken. Denn ist denn der Tod etwa so schrecklich? Ist er nicht der Wink unsers guten Vaters, daß wir zu ihm kommen und ihn näher kennen lernen sollen? Wenn das Kind nur gut ist, ein unschuldiges Herz, und ein reines Gewissen hat, was braucht es denn zu erschrecken, wenn der Vater winkt?

Wir verliesen diesen Berg und dieses der Verehrung Gottes geheiligte Haus, und giengen weiter, um die Bergwerke zu besuchen. Da wir bey denselben ankamen, zog gleich eine große Maschine unsere Aufmerksamkeit auf sich, die durch Pferde getrieben wurde. Ich will doch versuchen, ob ich euch die Art und Weise, wie sie getrieben wurde, nicht erklären kann. Aber — das bitte ich mir aus lieben Kinder, daß ihr aufmerket, denn sonst wäre ja alle mein Beschreiben umsonst. Stellt euch also vor eine lange hölzerne Säule, die gerade da steht! könnt ihr das? gut nun stellt euch wieder vor zwey Säulen, die so quer durch diese Säule gesteckt sind, das sie wie ein Kreuz aussehen. Nu? könnt ihr das auch? nun seht, an diese Quersäulen sind

Pferde

Pferde gespannt, die müssen immer im Kreise herumgehen, und die stehende Säule herumdrehen. Durch dieses Herumdrehen wird eine grose Maschine in Bewegung gesetzt, die das Wasser, welches unten im Bergwerke an allen Seiten quillt und herabtröpfelt, heraufziehet und in einen Kanal leitet, den man einen Stollen nennt, durch welchen es abfliesst. Wenn dieses nicht geschähe, so müßten die Bergleute entweder aufhören zu arbeiten, oder sich der grösten Gefahr zu ersaufen aussetzen. Die innere Beschaffenheit dieser Maschine kann ich euch unmöglich beschreiben, weil ich voraus sehe, daß ihr mich nicht verstehen würdet.

Meine Zöglinge freueten sich über diese Erfindung, hüpften auf die Quersäulen, liesen sich von den Pferden mit herumziehen, und ich ließ es zu, weil sie nun ihre Freude einmal daran hatten, und für sie weiter keine Gefahr zu besorgen war. Auch bewunderte ich, bey dieser Gelegenheit, wieder die Kraft des menschlichen Verstandes, der über die Kräfte der Natur herrscht, und auch die stärksten Thiere so zu lenken weis, daß sie seine Absichten befördern müssen.

Nachdem wir diese Maschine bewundert hatten, betrachteten wir eine andere, die weit einfacher

cher war, und die ich euch also weit leichter beschreiben kann. Also Achtung!

Ueber dem Loche das hinunter in das Bergwerk gieng, stunden an beyden Enden zwey Pfähle, in diese war eine Walze gelegt, um diese war ein dicker und schrecklich langer Strick gewickelt, an beyden Enden des Stricks hiengen zwey Eimer, durch die Walze selbst waren wieder kreutzweise zwey Hölzer gesteckt. An diesen Hölzern dreheten nun immer einige Menschen so, daß der eine Eimer hinab, der andere herauf stieg. Wenn dieser herauf war, so leerten sie ihn aus, und dreheten die Walze wieder anders herum, daß jener herauf und dieser hinab stieg. Unten im Bergwerke waren nun Bergleute, die den hinabgestiegenen Eimer mit den Sachen füllten, die herauf geschaft werden sollten, und so wurde dann Erz, Stein, Schlamm und alles, was herauf sollte, vermittelst dieser Maschine herauf gewunden.

Habt ihr mich verstanden? nicht recht? da kann ich euch keinen andern Rath geben, als daß ihr einen erwachsnen Freund bittet, daß er euch dies erkläre. Denn deutlicher kann ich nicht sprechen, und da die Erwachsnen sich mehr im Nachdenken geübt haben, so verstehen sie auch jede Sache leichter,

ter, als ihr lieben Kleinen, die ihr erst anfangt nachzudenken.

Bey dem Anblicke dieser Maschinen, wurde die Begierde, die ich schon mit hierher gebracht hatte, das Innerste der Bergwerke zu besehen noch mehr rege. Ich fragte also einen Bergmann ob er mit bis in das unterste des Schachts mich begleiten wollte? und der bewieß sich hierzu bereitwillig.

Gefährlich war dieß freylich, da ich kurz zuvor gehört hatte, daß ein Bergmann sogar, der doch öfter als ich hinabgefahren war, den Hals gebrochen hatte. Aber da ich mir nun einmal vorgenommen habe, soviel ich kann, die Werke meines himmlischen Vaters zu betrachten, damit ich sie meinen lieben kleinen Lesern recht loben, und sie zur Ehrfurcht gegen den guten, allmächtigen Herrn ermuntern kann, der an allen Orten wirksam ist, so entschloß ich mich im Vertrauen auf ihn, diese Fahrt zu thun. Er weis ja, dachte ich, deine Absichten, und wird dich also wohl schützen.

Zum Scherz fragte ich meine Zöglinge, ob sie mir wohl Gesellschaft leisten wollten? sie schienen nicht abgeneigt zu seyn, und wenn ich nur einigermasen sie hierzu ermuntert hätte, so wären sie wirklich mit hinab geklettert. Das ließ aber meine Liebe nicht zu. Ich setze meine lieben Zöglinge zwar

gern

gern bisweilen der Gefahr aus, sich eine Beule zu fallen, damit sie behutsam werden, und sich gegen Gefahr schützen lernen. Aber der Gefahr Hals und Beine zu brechen, kann ich sie unmöglich ohne Noth Preis geben. Wenn einer von ihnen durch meine Schuld verunglückte, ich glaube ich würde nie wieder froh. Sie mußten also zurück bleiben.

Ich aber ließ mich als Bergmann wirklich einkleiden, setzte eine Kappe auf, zog eine schwarze Jacke und weite Hosen an, und band das gewöhnliche Fell um. Daß es da etwas zu lachen gab, könnt ihr leicht denken. Ich mußte ja selbst lachen, da ich vor den Spiegel trat und mich in meiner neuen Uniform erblickte. Damit ihr aber nicht denken möget, als wenn ich diesen Anzug nur angelegt hätte, um Lachen zu erregen, so muß ich euch sagen, daß dieses allemal nöthig ist, wenn man in ein Bergwerk steigen will. Denn es ist da so viel Nässe und Morast, daß man seine Kleider mit einemmale verderben würde, wenn man nicht einen schlechten Anzug über sie ziehen wollte.

Sobald die Einkleidung geschehen war, nahm ich lächelnd von meiner Familie Abschied. Denn ob es mir gleich selbst ein wenig bänglich um das Herz war, so glaubte ich doch, daß ich davon nichts merken lassen dürfte, damit meine Familie nicht auch

ängſtlich würde, welches mir doch weiter nichts würde geholfen haben. Und nun ſtieg ich auf einer Leiter hinein, in die Tiefe der Erde.

Sobald ich etwa zwanzig Sproſſen hinab war, verſchwand der Tag, ich war in dicker Nacht, und konnte weiter nicht ſehen als der Schein des Grubenlichts reichte, welches mein treuer Begleiter bey ſich führete. Je tiefer ich kam, deſto fürchterlicher wurde es um mich. Von allen Seiten tröpfelte Waſſer auf mich herab, und neben mir machte die Maſchine, die das Waſſer heraufzog ein ſchreckliches Lärmen. Da ich noch tiefer kam brauſte neben mir das Waſſer vorbey, das durch die Maſchine in den Stollen war geſchöpfet worden, und aus der Tiefe brüllten Menſchenſtimmen herauf, von denen ich nichts verſtehen konnte. Das alles zuſammengenommen, nebſt der Vorſtellung, daß es jetzo eben ſo gefährlich mit mir wäre, als wenn ich einen hohen Thurm hinabkletterte, machte mich freylich bisweilen etwas ängſtlich. Weil ich aber den feſten Vorſatz gefaßt habe, immer da den gröſten Muth zu beweiſen, wo die gröſte Gefahr iſt, weil man alsdenn den Muth am nöthigſten hat, ſo kletterte ich getroſt fort, und — kam glücklich hinab.

Ich ſtund ſo erſtaunt da, wie wenn ich in einer neuen Welt angekommen wäre: und wirklich war

war der Platz, wo ich stund, für mich eine neue Welt, weil ich noch nie so tief unter der Erde gewesen, und alles was ich sahe, mir ganz neu war.

Da ich das Ende der Leiter erreicht hatte, bekam ich noch keinen festen Boden, sondern wurde auf eine schmale, von Bretern verfertigte Brücke geführt, die über einen Abgrund gelegt war, in welchem sich eben die Menschen befanden, deren Stimmen ich bey dem Herabsteigen vernommen hatte. Sie hatten ein fürchterliches Ansehen, waren halb nackt, überall mit Schlamm und Schmutz bedeckt, und beschäftigten sich damit, die Eimer, die an der vorhin beschriebnen Maschine herabgelassen wurden, mit dem Unrathe zu füllen, der sich in dieser Grube gesammlet hatte. Wenn jemand im Schlafe hierher gebracht werden sollte, sähe auf einmal diese Figuren aus dem Morasse hervorsteigen, der sollte wohl gar glauben, es wären unterirdische Geister.

Ich gieng meinen Weg getrost fort, sahe diese Figuren um und neben mir herauf steigen, ohne sie zu fürchten, weil ich wußte, daß es gute, arbeitsame Menschen wären, die durch Uebernehmung der mühseligsten Geschäfte, ihr Theil zum allgemeinen Wohl der Welt beytrügen.

Ich hatte mich hierinne auch gar nicht geirrt, denn sobald sie mich sahen, und erfuhren, daß die Begierde, ihre Beschäftigungen zu sehen, mich herunter zu ihnen gelockt habe, so versammleten sie sich um mich, und beeiferten sich recht, alle meine Fragen zu beantworten, und meine Neugier zu befriedigen.

Sie führten mich in die Gänge, die sie unter der Erde weg, durch ihren Fleiß, gearbeitet hatten. Diese waren nun gar nicht so bequem, wie etwa eine Allee oder ein Saal, sondern so niedrig, daß man in denselben immer gebückt gehen mußte, und immer einen Stoß bekam, sobald man aufrecht gehen wollte. Sie brachten mich auch auf den Platz, in dem sie jetzo arbeiteten, zeigten mir die Lage, in der sie ihre Arbeiten verrichten müßten, und damit ich sie desto besser verstehen möchte, begab ich mich selbst in ihre Lage. Diese war nun sehr unbequem. Bedenkt einmal, ich mußte mich auf die linke Seite auf schlammigen Boden legen, so in ein enges Loch mich fort bewegen, und mit der rechten Hand, vermittelst eines Hammers den Schiefer losarbeiten, der das Erz in sich enthielt. Die Minute, die ich in dieser Stellung zubringen mußte, wurde mir schon sehr lang, und diese guten Leute müssen täglich acht Stunden so zubringen. Die armen Leute!

Den

Den Schiefer, den sie losarbeiteten, legten sie in eine Karre, die in bergmännischer Sprache ein Hund heist, diese bindet ein Knabe an seinen Fuß, kriecht alsdann auf allen Vieren fort, zieht die Karre nach sich, und den Knaben, der diese beschwerliche Dienste verrichtet, nennt man einen Hundejungen.

Sie zeigten mir auch die Gänge des erzhaltigen Schiefers, und daß beyweiten nicht alles, was in dem Bergwerke sich befand, Schiefer war, sondern daß er durch Erde und Stein sich fortflecht, wie die Adern durch den menschlichen Körper.

Nachdem ich nun alles Sehenswürdige gesehen und betrachtet hatte, dankte ich den guten Leuten, die es mir gezeigt hatten, schied von ihnen, und hinterließ ihnen etwas Geld zu ihrer Erfrischung. Dieß, dachte ich, ist sehr billig. Das Silber, aus dem das Geld geprägt ist, müssen die guten Leute mit so unsäglicher Mühe, Arbeit und Lebensgefahr, aus der Erde hervor arbeiten, und in deine Hände ist es, zwar auch mit Mühe, aber doch nicht mit so sehr großer Mühe und Lebensgefahr gekommen. Es wäre also unrecht, wenn du das Geld alle für dich in dem Beutel behalten, und den guten Leuten, die das Silber darzu so mühsam hervor wühlen, nicht einen Theil davon aufopfern wolltest, um sich

eine

eine vergnügte Stunde davon zu machen. Habe ich wohl recht gedacht?

Ich stieg nun wieder hinauf, mit ungleich gröſſerm Muthe, als ich herabgestiegen war, und lernte daraus, daß der Muth durch öftern Anblick der Gefahr wachse.

Da ich beynahe das Ende meines Rückwegs erreicht hatte, bemerkte ich, daß der obere Theil des Gebirgs, durch welches ich gestiegen war, ein aneinanderhängender Steinfels war, den die menschliche Kunst durchbrochen hatte. Darüber bezeigte ich gegen meinen Führer meine Bewunderung und fragte, wie dieses möglich wäre? da sagte er mir, daß dieses vermittelst des Schieſspulvers geschähe; sie bohrten mit vieler Mühe Löcher in die Steine, füllten sie mit Schieſspulver aus, zündeten es an, und sprengten so die gröſten Felsenstücken ab. Dieß bevestigte mich noch mehr in der Hochachtung gegen den menschlichen Verstand, der, wenn er seine Kraft anwendet, auch durch Stein und Fels sich durcharbeiten kann.

Da ich wieder hervorkam, empfieng mich meine Familie mit ofnen Armen, so zärtlich wie ei-

nen Freund, der von dem Rande des Grabs zurückkommt. Und ich freuete mich auch recht sehr darüber, daß ich sie wieder umarmen konnte, und fühlte wie süß es sey, wenn sich Freunde wieder sehen, die wegen einander große Besorgniß hatten.

Eine Betrachtung über diese Reise nach der Unterwelt.

Ich kann es nun nicht lassen, ich habe mich einmal so gewöhnt, daß ich über alles Merkwürdige, das ich sehe, nachdenke und meine Betrachtung anstelle. Ich that es auch diesmal, und verglich die großen Bequemlichkeiten, Erfrischungen und Aufheiterungen, die ich bey meinen Arbeiten genösse, mit den unbeschreiblichen Unbequemlichkeiten, denen sich ein armer Bergmann unterziehen müsse, und den wenigen Erfrischungen und Aufheiterungen, die er bey seinen sauern, mit Lebensgefahren verknüpften Arbeiten sich erlauben dürfe. Dieß machte mich sehr betrübt.

Vielleicht

Vielleicht aber, dachte ich, ist es möglich, daß ein Bergmann durch unermüdeten Fleiß und Treue sich empor in einen bessern Zustand arbeiten kann.

Deswegen erkundigte ich mich bey meinem Begleiter, ob nicht etwa unter den Bergleuten eben so eine Ordnung, wie unter den Soldaten eingeführt wäre, so daß immer einer über andere gesetzt wäre, und daß dieß so stufenweise fortgeng, bis zu dem obersten Aufseher?

O ja, antwortete er, und nannte mir die Namen aller der verschiedenen Aemter, die unter ihnen gewöhnlich wären.

Da kann er also, fragte ich weiter, wenn er sonst treu und fleißig in seinen Arbeiten ist, wohl mit der Zeit der Oberste unter den Bergleuten werden?

Da lachte der Mann, etwas bitter, und sagte: das darf ich mir nicht in den Sinn kommen lassen.

Und warum nicht? fuhr ich fort zu fragen. Ja, sagte er: da sind immer reicher Leute Kinder da, die arbeiten zwar eine Zeitlang im Bergwerke,

hernach aber steigen sie immer höher. Unser eins hat ja keine Gelegenheit etwas zu erlernen, deswegen wird man immer zurückgesetzt.

Diese Antwort machte mich wehmüthig. Denn ich habe immer geglaubt, daß wenn ein Mensch, wäre er auch ein Bettlerskind, Treue und Fleiß in seinem Geschäfte bewiese, er den zu wichtigern Geschäften nöthigen Unterricht bekommen müsse, damit er nach und nach höher steigen könne, auserdem erschlaffe seine Thätigkeit und er werde nach und nach zu einer Maschine, die immer einerley forts thut, ohne daran zu denken, ihre Arbeiten vollkommner zu machen.

So dachte ich, ließ aber von dem, was ich dachte, meinem guten Bergmanne nichts merken, weil ich besorgte, ich möchte ihn dadurch mit seinem Zustande unzufrieden machen, sondern sagte ihm vielmehr, er solle im Vertrauen auf Gott fortarbeiten, seine Lasten mit Geduld tragen und bedenken, daß jeder Stand seine Last habe. Er habe mehr körperliche andere aber mehr Geistesarbeiten; er habe mehr Beschwerlichkeiten, andere desto mehr Kummer, und ich glaubte, daß es wohl manchen Fürsten gebe, der nicht so vergnügt wäre als er

Hierauf

Hierauf gerieth ich in Betrachtungen, schwieg, kann es aber doch nicht lassen, auch etwas von den Gedanken, die ich damals hatte mitzutheilen.

Es ist wahr, dachte ich, den niedrigen Ständen ist doch alle Gelegenheit benommen, sich hervorzuthun. Unterdessen, wenn Gott einem Menschen von niedrigem Stand Verstand schenkt, wenn er diesen gut anwendet, und die Kräfte desselben braucht, so kann er doch durch alle Schwierigkeiten sich durcharbeiten.

Da haben wir den Martin Luther. Dieser war der Sohn eines Bergmanns, der in den Mansfeldischen Schachten arbeitete. Ohne Zweifel, zog er in seiner Jugend die Karre und war ein Hundejunge. — Aber er fühlte es, daß er zu etwas Bessern, als zu grober Handarbeit, bestimmt sey, bat deswegen seinen Vater ihn auf die Schule zu Eisenach zu thun. Der Vater willigte ihm seine Bitte, war aber zu arm, als daß er etwas zu seiner Erhaltung auf der Schule hätte beytragen können. Luther kehrte sich daran nicht, er gieng auf die Schule, gieng mit der Currente vor den Thüren herum, um sich sein nothdürftiges Brod zu erbitten, war fleissig und lernte soviel, daß er die Universität zu Erfurt

furt beziehen konnte. Hier ſetzte er ſeinen Fleiß fort, und brachte es darin bald ſo weit, daß er Doktor werden konnte. Dann fieng er ein Werk an, das viele Kaiſer und Könige verſucht, aber umſonſt verſucht hatten, und deſſen geſegnete Folgen noch die ganze Chriſtenheit genießt.

Unſer verehrungswürdiger Kaiſer fängt jetzo in ſeinem Reiche viele Beſſerungen an, derentwegen ihn alle brave Deutſche ſegnen, (worinne dieſe Beſſerungen beſtehen, kann ich euch itzo, gewiſſer Urſachen wegen nicht ſagen. Eure lieben Eltern oder Lehrer können es ja.) aber das glaube ich doch, daß unſer groſſer Kaiſer dieß hätte unterlaſſen müſſen, wenn Martin Luther ihm nicht vorgearbeitet hätte.

Alſo ſteckt doch bisweilen in einem Bergmannsjungen mehr Kraft und Verſtand, als in Kindern von vornehmer Herkunft.

Dieſe kleine Anmerkung behaltet ja meine Lieben! Viele von euch ſind Bauers- Handwerkers- oder armer Prediger Kinder. Daran liegt nun weiter gar nichts. Arbeitet treu und fleißig in den Geſchäften fort, die man euch auflegt. Man kann

ſo

so lange man gut ist, immer in jedem Stande glücklich seyn. Ein rechtschafner Mensch, der hinter dem Pfluge hergeht, in den Schacht fährt, oder die Nadel führt, ist, das glaube ich von ganzem Herzen, glücklicher, als ein Böser, der eine Krone trägt.

Aber — fühlst du mein lieber kleiner Armer, einen heftigen Trieb, etwas mehreres zu lernen, nun dann folge deinem Triebe! bemühe dich Bücher zu bekommen! lies sie! brauche jede Gelegenheit, wo du etwas nützliches lernen kanst? Gott wird dich segnen. Ein Luther wirst du freylich nicht werden, weil dieser höchstens alle zweyhundert Jahre nur einmal geboren wird, aber doch, wenn du in deinem Fleiße nicht ermüdest, wirst du ein brauchbarer Mann, unter Gottes Beystande werden, und ungleich mehr Gutes, als mit aller deiner Handarbeit stiften können.

Ihr aber, meine Lieben, die ihr vom vornehmen Stande seyd, habt wohl noch mehr Ursache fleißig und thätig zu seyn, weil ihr so viele Mittel und Gelegenheiten habt, euch alle nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Und weil euch euer Stand ein Ansehen vor andern giebt, so ists auch wohl billig,

daß ihr durch gutes Betragen und Geschicklichkeit euch vor andern auszeichnet, damit ihr euer Ansehen behaupten könnet.

Verachtet auch nie ein armes Kind. Denn daran ist es unschuldig, daß es arm ist, und ihr wißt nicht, was unter seinen schlechten Kleidern verborgen liegt!

Von einem schrecklichen Kriege und Blutvergießen.

Da wir unsere Neugier hinlänglich befriedigt hatten, giengen wir wieder auf das Gut unsers Gönners, genossen noch eine Mittagsmahlzeit, dankten alsdann unserer freundschaftlichen Französin für alle Gefälligkeit, die sie uns erwiesen hatte, und fuhren weiter.

Wir

Wir kamen bald an einen groſsen Wald, welcher das Welfsholz heiſt, wo ehedem im zwölften Jahrhunderte eine ſehr blutige Schlacht zwiſchen den Sachſen und Kayſer Heinrich dem fünften gehalten, und der Kayſer von den Sachſen beſiegt wurde. Da ſollen 45000 Menſchen erſchlagen worden ſeyn.

Wer von beyden Theilen Recht gehabt habe, weis ich wirklich nicht, ſo viel weis ich aber, daſs die armen 45000 Menſchen, die hier niedergemacht wurden, mich ſehr dauern. Es muſs doch ſchrecklich wehe gethan haben, wenn ſie einander die Hirnſchädel entzwey ſchlugen, und die Schwerdter einander durch den Leib ſtieſsen. Es muſs da wohl viel Jammergeſchrey und Zähneknirſchen gegeben haben. Und die armen Weiber und Kinder möchte ich nur geſehen haben, da ſie die Nachricht empfingen, daſs ihre Männer und Kinder todgeſchlagen wären! da mögen wohl viele Thränen gefloſſen, und mag da wohl viel Händeringens geweſen ſeyn! und die Leute, die hier einander ſo grauſam die Hirnſchädel zerſchlugen, hatten vielleicht einander in ihrem Leben nicht beleidigt noch geſehen.

Wie barbarisch doch also wohl die Menschen sonst gewesen seyn mögen!

Itzo werden sie Gottlob! doch immer sanfter und milder. Wenn es zwischen den Großen bisweilen Mißverständnisse giebt, so wird doch erst gemeiniglich von beyden Seiten alles versucht, um Krieg zu vermeiden. Ist aber ja ein Herr so unbiegsam, daß er lieber funfzig bis hundert tausend Menschen todschlagen lassen, als etwas von seinen Forderungen nachlassen will, und zwingt so den andern Krieg anzufangen, so geht doch alles weit menschlicher, als sonst her. Man schlägt doch nicht Weib und Kind tod, steckt ohne Noth Städte und Dörfer an, sondern richtet seine Waffen blos gegen den Soldaten. Und sobald dieser die Waffen niederlegt, schenkt man ihm das Leben, verbindet seine Wunden, und sorgt für seine Verpflegung. Und es giebt itzt viel edle Soldaten, die es für größre Ehre halten, dem Feinde wohlzuthun, als ihn zu tödten.

Das heiße ich doch Menschen! das sind doch ganz andere Leute, als sie zu Kaiser Heinrichs des fünften Zeiten waren, wo man seinen Ruhm nach

der

der Menge Feinde berechnete, die man getödet hatte, und ohne Unterschied, was man in des Feindes Lande fand, todschlug, oft selbst Weiber und Kinder nicht verschonte.

Wieder ein Beweis, daß die Menschen besser werden!

Uebrigens sagt man, daß bey dieser blutigen Schlacht weder ein Flinten- noch Kanonenschuß soll gehört worden seyn.

Wie dieß wohl zu verstehen seyn mag!

Beschluß.

Nun habe ich euch, lieben Kinder, so viel geschrieben, als ich schreiben konnte. Mehr aber kann ich

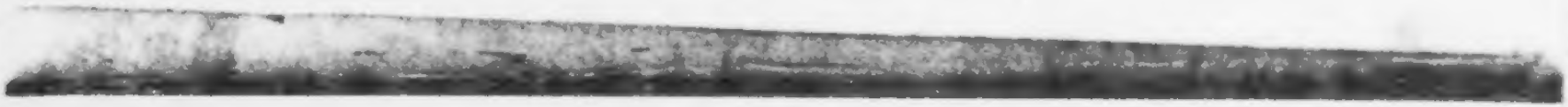
ich nicht, weil die Messe mich übereilt hat, ehe ich fertig geworden bin. Ich kann euch also von Bernburg und Köthen, wie ich versprach, jetzo nichts sagen, zweifle auch, ob die versprochne Bogenzahl voll werden werde. Ganz habe ich also nicht Wort halten können, bin ich aber wohl deswegen ein Lügner?

Ich überlasse es eurer Empfindung!

Reisen
der
Salzmannischen Zöglinge.

Zweyter Band.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Crusius.
1786.



Vorbericht
an die Herren Recenſenten.

Wenn man eine Arbeit beurtheilen will, ſo iſt vor allen Dingen nöthig, ſich nach der Abſicht zu erkundigen, die der Mann, von dem ſie herrührt, bey Verfertigung derſelben hatte. Auſſerdem iſt man in beſtändiger Gefahr, falſch zu urtheilen.

Die Abſicht der Beſchreibung der kleinen Reiſen, die ich bisweilen mit meinen Zöglingen anſtelle, iſt nicht ſowohl, der Jugend geographiſche, hiſtoriſche, ſtatiſtiſche, phyſikaliſche, u. d. gl. Kenntniſſe

beyzubringen, als vielmehr ihren Verſtand, der bisher durch gewiſſe Bücher, die ich gewiſſer Urſachen wegen nicht nennne, wie am Gängelbande gegängelt, hin und hergezogen, und auſſer Stand geſetzt wurde, ſelbſt einen Schritt zu thun, zu reitzen das Gängelband zu zerreiſſen, ſelbſt fortzuſchreiten, und alles was um ihn iſt, mit ſeinen eignen Augen zu betrachten und zu beurtheilen.

Salzmann.

Vorbericht

an die jungen Leser.

Ich habe euch, lieben Kinder, in dem ersten Bande der Reisen meiner Zöglinge versprochen, euch eine Beschreibung unserer Reisen durch das Bernburgische und Cöthensche Land wie auch nach Rekahn zu liefern, und ich war, da ich es versprach, ernstlich entschlossen es zu thun. Unter der Zeit sind aber Umstände eingetreten, die

mich genöthigt haben, mein Verſprechen zurück zu nehmen. Wißt ihr wohl — welche dieſe ſeyn mögen?

Krankheit? Nein, lieben Kinder, ſeit der Reiſe durch das Magdeburgiſche und Halberſtädtiſche, die ich im erſten Bande beſchrieb, bin weder ich, noch jemand von meiner Familie, noch einer von den Zöglingen, die ich nach der Zeit bekommen habe, krank geweſen. Denn weil wir mäßig ſind, die gekünſtelten Speiſen und Getränke nicht lieben, im kalten Zimmer ſchlafen, uns gewöhnen Froſt und Hitze auszuhalten, uns die heilenden Kräfte der Pflanzen, die um uns wachſen, kennen zu lernen: ſo kann bey uns ſo leicht keine Krankheit aufkommen, die faſt immer nur da einkehrt, wo man unmäßig iſt, gekünſtelte Speiſen genießt, ſich der friſchen Luft entzieht, und gleich Aeznen verſchluckt, wenn es etwa da und dort ein bischen wehe thut.

Alſo

Also wohl viele Arbeit? auch diese nicht, lieben Kinder. Ich gestehe es freylich, daß ich, seit der Ausfertigung des ersten Bandes, sehr viele Arbeiten gehabt habe, allein dieß würde mich doch nicht abgehalten haben, mein Versprechen zu erfüllen. Jedes Versprechen ist ja ein Schuldbekenntniß. Und so wie jeder ehrliche Mann seine Schuld bezahlen muß, so muß er auch sein Versprechen erfüllen.

Wie aber, wenn nun ein anderer verspricht die Schuld für ihn zu bezahlen? nun, da ist es wohl gewiß, daß er, wenn anders der versprechende ein glaubwürdiger Mann ist, sich wegen Abtragung seiner Schuld keinen Kummer mehr machen darf.

Dieß ist bey mir geschehen. Seitdem ich das Bernburgische und Cöthensche Land bereist bin, und die Reise nach Rekahn ge-

than habe, ist die erstere auch durch das Dessauische Philantropin, und die letztere durch den Herrn Pastor Götze gemacht worden. Beyde haben versprochen, ihre Reisen für euch zu beschreiben, und also meine Schuld an euch, für mich zu bezahlen; von beyden Orten könnt ihr etwas Gutes erwarten. Warum soll ich euch also noch sagen, was diese würdigen Männer euch sagen werden?

Kauft nur ihre Reisebeschreibungen und leset sie, so werdet ihr nach der meinigen euch gewiß nicht sehnen, meine Schuld wird also bezahlt seyn.

Ich versprach euch aber auch die Beschreibung einer Reise nach Barby. Diese erhaltet ihr itzo, und zugleich die Beschreibung einer andern durch Gotha, langen-

genſalz, Mühlhauſen und Eiſenach, die mein Freund Andre verfertigt hat.

Wir haben während der Zeit noch verſchiedene andere Reiſen gethan ꝛc. z. E. von Deſſau nach Schnepfenthal, auf Caſſel und Arolſen, auf den Inſelsberg, der beynahe eben ſo hoch, als der Brocken iſt, und in verſchiedene umliegende Oerter. Wir werden künftig auch noch mehr reiſen, weil ich meinen Zöglingen keine größere Belohnung geben kann, als dieſe — daß ich mit ihnen reiſe. Aber alle euch zu beſchreiben, habe ich nicht Zeit genug. Die vorzüglichſten ſollt ihr aber immer zu leſen bekommen, und zwar in einem Buche das ich nenne: Nachrichten aus Schnepfenthal, ein Leſebuch für Kinder. Da werdet ihr nicht nur die Wirthſchaft, die wir hier führen, ſondern auch die merkwürdigſten Reiſen, die wir thun, beſchrieben finden.

Lebt

Lebt unterdessen wohl, und behaltet lieb

Euren

aufrichtigen Freund

Salzmann.

Schnepfenthal, im November 1785.

Ver-

Veranlassung und Anstalten zu einer Reise nach Barby.

Wollen Sie mit nach Barby? fragte mich ein Freund, als er in meine Stube trat.

Nach Barby? war meine Antwort, und mit was für Gelegenheit?

Mit einem Familienschlitten; fuhr er fort, er ist bereits bestellt, und die Pferde auch.

Dieß war nun eine Einladung, die mir sehr angenehm war. Es war Winter, wie ihr dieß aus einem gewissen Umstande schon werdet geschlossen haben, und die Bewegung in der Winterluft ist immer sehr heilsam, weil sie unsere Lunge, Brust und Nerven stärkt. Die Lust, an dieser Reise Theil zu nehmen, erwachte also sogleich bey mir. Da es aber unschicklich gewesen wäre, wegzureisen, ehe ich jemanden gefunden hätte, der, an meiner Statt, den mir zukommenden Unterricht meiner lieben Philantropisten

besorgte: so gieng ich gleich aus um einen Freund zu finden, der, in meiner Abwesenheit, meine Geschäfte übernähme.

Ich fand ihn bald; denn weil wir Lehrer des Dessauischen Erziehungsinstituts unsere lieben Zöglinge immer ermunterten, sich der Gefälligkeit zu befleißigen: so bemüheten wir uns auch gegen einander selbst gefällig zu seyn, und ihnen so mit gutem Exempel vorzugehen. Sobald dieses geschehen war, ließ ich Ferdinanden und Moritzen zu mir kommen, die ihr schon aus dem ersten Theile kennen werdet, und fragte sie, ob sie wohl Lust hätten eine Reise mit nach Barby zu thun? statt der Antwort fielen sie mir um den Hals, küßten mich und baten, daß ich sie ja nicht zurücklassen sollte.

Nun mußten wir, vor allen Dingen, dafür sorgen, uns mit Reisekleidern zu versehen, und zwar mit warmen. Denn ob ich gleich die warmen Kleider eben nicht liebe, weil dadurch der Körper zu einer ungewöhnlichen Ausdünstung geneigt wird, die leicht, wenn man sich erkaltet, zurückschlägt und allerley Schmerzen und Krankheiten verursacht, deswegen man immer findet, daß Personen, die sich in zu vieles Pelzwerk hüllen, mit Kopfweh, Zahnschmerz, Flüßen, Ohren-

kreuzwang, und andern dergleichen Schmerzen geplagt sind: so glaube ich doch, daß man etwas wärmere Kleider nöthig habe, wenn man reiset, zumal im Winter, und besonders auf einem Schlitten. Denn so lange man zu Fuße geht, kann man, durch die beständige Bewegung, sich leicht so erwärmen, daß man die Kälte wenig oder gar nicht fühlt. Ganz anders ist es aber, wenn man auf dem Schlitten sitzt. Denn da ist man ganz ruhig, das Fortlaufen des Schlittens macht wenige Bewegung, weil es immer ganz sanft über den glatten Schnee hingeht. In diesem Falle ist also kein anderes Mittel, sich zu erwärmen, übrig, als warme Kleider.

Deswegen suchte ich meinen Oberrock bey und meinen Reisemantel, in den ich mich zu hüllen dachte, aber wegen der Kleidung meiner Zöglinge war ich noch verlegen. Oberröcke hatten sie wohl, aber mit Mänteln waren sie nicht versehen, und ich besorgte, sie möchten in Oberröcken allein nicht ausdauern.

In dieser Verlegenheit trat ich an das Fenster, um zu überlegen, wie ich diesem Mangel abhelfen wollte. Da — da sahe ich Ferdinanden und Moritzen über die Straße gelaufen kommen, jeden mit einem Pelze auf dem Arme.

Voll Verwunderung lief ich ihnen entgegen und fragte, woher sie diese Pelze hätten? Ach sagten sie, lieber Vater, wenn wir zehen Pelze hätten haben wollen, so hätten wir sie bekommen. Sobald wir unsern Freunden verkündigten, daß wir morgen nach Barby reisen wollten, und uns merken ließen, daß wir die Kälte fürchteten: so rief jeder, der einen Pelz hatte, ich will dir meinen Pelz geben. Sie stritten sich ordentlich darum, wer seinen Pelz hergeben sollte. Da nahmen wir endlich diese zwey an.

Und wem gehören sie? fragte ich.

Meiner gehört Peter Schwengelin, sagte Ferdinand.

Meiner gehört Preschein sagte Moritz.

Bey dieser Gelegenheit merke ich an, daß die Zöglinge des Dessauischen Philantropins mehrentheils sehr wohlthätig, leutselig und gefällig waren. Wenn bisweilen Nothleidende sich mir entdeckten, und ich kam, um Unterricht zu geben, in das Philantropin, und sagte; lieben Kinder, eben itzo habe ich Nachricht von einem armen Manne, oder von einer armen Frau, bekommen, die in der grösten Noth sich befinden; so legten gleich die mehresten etwas von ihrem Taschengelde zusammen, um diese leidenden zu erquicken.

Eins

Einmal sagte ich, daß ich es für gut hielt, eine Casse zu errichten, aus der wir denen helfen könnten, die einer schleunigen Unterstützung bedürften. Ich fragte ferner, welche von ihnen wohl geneigt wären einen wöchentlichen Beytrag zu dieser Casse zu geben? Da sprang ein junger Schottländer, Namens Maclean, auf, und rief: Wir alle!

Wirklich lieferten auch alle, nach ihrem Vermögen, wöchentlich etwas, führten Rechnung darüber und erquickten damit manchen Elenden. Sie waren auch leutselig. Wenn ein neuer ankam, so neckten sie ihn nicht, legten ihm auch keinen Namen auf, wie ungezogne Kinder zu thun pflegen, sondern sie drängten sich um ihn, zogen ihn zu ihren Spielen und viele brachten ihm allerley kleine Geschenke.

Sie waren endlich gefällig, und thaten gemeiniglich gern, was ihre Freunde wünschten. Dafür hatten sie auch viele Freude, die alle eigennützige, unfreundliche und ungefällige Kinder entbehren müssen.

Wenn die Wohlthätigen einen Leidenden entdeckt, und mir angezeigt hatten, so bekamen sie gemeiniglich einen oder zwey Speciesthaler aus ihrer Casse, und den Auftrag, Abends an dem

Fens

Fenster des Leidenden anzuklopfen, das Geld hineinzugeben, und geschwind davon zu laufen. O wie glühete ihr Gesicht vor Freude, wenn sie zurück kamen und mir erzählten, was für Freude sie angerichtet hätten!

Weil sie leutselig und gefällig waren, so bekamen sie viele Freunde. Der Zank, der die Freuden und Spiele aller hämischen und ungefälligen Kinder verderbt, ward unter ihnen seltner, und jeder that gern alles, was dem andern Freude machte. Ich selbst erinnere mich mit Vergnügen an die Gefälligkeit des jungen Peters von Schwengeln und Preschells, und lasse deswegen ihre Namen abdrucken, weil ich glaube, daß wenn sie dieselben unvermuthet lesen, sie lächeln und sich darüber freuen werden.

O möchtet ihr, meine lieben Leser, euch dieses doch ermuntern lassen, gegen jedermann gefällig zu seyn, und gern das zu thun, was andere wünschen, wenn ihre Wünsche nicht böse und thöricht sind. Da würdet ihr euch recht viele Freude machen, und erfahren daß es wahr sey: Wer andern Freude macht, der macht sich selbst Freude!

An-

Anfang der Reise, Reisegesellschaft und Frühstück.

Den folgenden Tag, sobald wir aufgestanden waren, in unserm Betsaale dem lieben Gott, für den genoßnen Schlaf, gedankt, und uns seinen Beystand für den angehenden Tag erbeten hatten, machten wir uns zur Reise fertig. Wir alle zogen dicke Strümpfe und Oberröcke an, ich hängte meinen Mantel um, meine Zöglinge ihre Pelze über. So erwarteten wir des Schlittens Ankunft.

Einige Freunde, da sie unsere Reise erfahren hatten, schickten uns Fußsäcke. So oft ein solcher Fußsack ankam, sprangen mir meine Zöglinge entgegen und riefen: wieder ein Fußsack! wieder ein Fußsack! nun bekomme ich doch wohl auch einen lieber Vater?

Wenn ich einen Fußsack nehme, war meine Antwort; so soll jeder von euch auch einen haben.

Da hörten wir Schellen klingen. Meine Zöglinge liefen an das Fenster und riefen, der Schlitten kommt! der Schlitten kommt!

Er kam wirklich. Der Freund, von dem ich oben geredet habe, und den ich, gewisser Ursachen wegen, nicht nennen darf, den ich aber, damit er doch einen Namen habe, Cronberg nennen will, regierte ihn, und hatte seine Füße in einem Fußsacke. Im Schlitten selbst saßen noch zwey Philantropisten, die ich immer, wegen ihres Fleisses, und wegen ihrer Rechtschaffenheit, vorzüglich liebte. Sie hießen Louis von Winterfeld und August Müller.

Die Freude, die Ferdinand und Moritz bey Ankunft des Schlittens empfanden, kann ich euch nicht beschreiben. Ihre erste Frage, die sie an mich thaten war: dürfen wir denn nicht Fußsäcke mitnehmen? Herr Cronberg hat ja auch einen.

Itzo lieben Kinder, war meine Antwort, laßt die Fußsäcke zu Hause!

Und warum denn? fragten sie weiter. Deswegen, antwortete ich, weil ich glaube, daß die Fußsäcke auf Reisen, mehr schädlich als nützlich sind.

Und warum denn schädlich? Herr Cronberg hat ja auch einen Fußsack.

Nu! Nu! antwortete ich, und sahe ernsthaft aus. Meine Zöglinge verstunden mich, sahen ein, daß ein Mann die Sachen wohl besser ver-

verstehen müsse, als ein Kind, umarmten ihre Mutter und ihre Geschwister und setzten sich in den Schlitten.

Sie werfen uns doch nicht um, lieber Herr Cronberg? fragte ich, da ich in den Schlitten stieg.

Dafür lassen Sie mich sorgen, war seine Antwort.

So fuhren wir denn fort.' Glückliche Reise! glückliche Reise! rief uns unsere Familie nach. Und wir riefen Adieu! So gieng es unter Scherzen und Lachen zum Thore hinaus, immer nach Aken zu.

Da ich euch den Weg nach Aken bereits im ersten Bande beschrieben habe, so wäre es überflüssig die Beschreibung zu wiederholen. Wir stiegen daselbst im Wirthshause ab, um uns zu erwärmen und etwas zu genießen. Was wir aber genießen sollten? darüber wurde nun berathschlagt. Herr Cronberg meynte warmes Bier wäre das Schicklichste, und wir stimmten ihm alle bey. Es wurde also warmes Bier aufgetragen, welches die ganze Gesellschaft mit großem Appetite verzehrte.

Aber warum tranken Sie denn nicht Kaffee? werdet ihr fragen.

Darauf will ich euch antworten. Erstlich, weil Herr Cronberg sich merken ließ, daß warmes Bier sein liebster Trank sey, so war es billig daß wir uns nach dem Geschmacke eines so lieben, gefälligen, Mannes richteten, der diese ganze Reise veranstaltet hatte, und auf derselben unser Führer war. Zweytens ist das warme Bier ungleich wohlfeiler, als der Kaffee; und auf Reisen muß man sparen, soviel man kann. Drittens wissen die Wirthe auf dem Lande und in kleinen Städten, dergleichen Aken ist, warmes Bier besser als Kaffee zuzubereiten. Ist nun gutes warmes Bier nicht besser, als schlechter Kaffee? Viertens — Fünftens —

Diese zwey letztern Gründe will ich euch doch rathen lassen, damit ihr auch etwas zu thun habt. Ihr könnt eure Muthmaßungen euren lieben Eltern und Lehrern mittheilen, die euch schon sagen werden ob ihr recht gerathen habt.

Daß man sich übrigens nicht schämen dürfe warmes Bier zu trinken, könnt ihr daraus sehen, weil Friedrich, der große König der Preussen, öffentlich versichert hat, er sey bey warmen Biere erzogen worden. Und er ist von so vornehmen Stande, daß ich sehr zweifle, ob ich unter meinen Lesern einen habe, der sich mit ihm vergleichen

chen könne — iſt ein ſo großer Monarch gewor-
den, der ein weitläuftiges Reich ſo weislich re-
gieret, daß Millionen unter ſeiner Regierung
glücklich leben — Wer wollte ſich noch ſchämen
warmes Bier zu trinken?

Ankunft in Barby.

Nachdem wir unſer warmes Bier genoſſen hat-
ten, ſetzten wir uns wieder in den Schlitten, und
fuhren weiter. Kling! kling! kling! hörten wir
immer, weil unſere Pferde überall mit Schellen
behängt waren.

Aber warum, fragte Moritz, behängt man
doch nur die Schlittenpferde mit Schellen? warum?
war meine Antwort, gieb nur Achtung, ſo wirſt
du es bald erfahren.

Ich wußte es wohl, ſagte es aber nicht ſo
gleich, weil ich immer wünſche, daß meine lie-
ben Zöglinge lieber ſelbſt beobachten, als ſich alles
vorſagen laſſen ſollen.

Ihr werdet ohne Zweifel wiſſen, wa-
rum die Schlittenpferde immer mit Schellen be-

hängt sind. Nicht? wirklich nicht? nun so leset nur ein wenig weiter, da werdet ihr die Ursache von dem Schellengeläute, das bey Schlittenfahrten gewöhnlich ist, bald finden.

Auf dem Wege stieß uns nichts merkwürdiges auf. Wißt ihr warum? nicht deswegen, weil nichts Merkwürdiges da war: denn für den, der seine Augen aufthut und aufmerkt, ist an allen Orten und zu allen Jahrszeiten, etwas Merkwürdiges zu finden. Der Vogel, der vor ihm auffliegt, das Gewächs, das neben ihm grünt, der Boden, auf den er tritt — alles ist ihm merkwürdig. Die Ursache aber, warum wir nichts Merkwürdiges fanden, war — rathet einmal!

Das war uns aber doch merkwürdig, daß wir mit dem Schlitten über die Saale und Elbe fuhren, ohne Fähren oder Brücken nöthig zu haben. Durch den Frost hatte uns der liebe Gott Brükken gebauet, die durch menschlichen Fleiß noch mehr verstärkt waren. Beyde Ströme waren zugefroren, und damit das Eis ohne Gefahr könne befahren werden, hatten die da herumwohnenden Menschen den Weg über das Eis mit Wasser begossen, daß es recht stark werden, und große Lastwagen tragen möchte.

Ich nahm, da ich es sahe, den Mantel zusammen und sagte: seht lieben Kinder, wie mächtig der Mensch ist! nichts hält ihn in seinen Wirkungen auf. Im Sommer setzt er über die Ströme auf Brücken und Fähren, im Winter bauet er sich Brücken von Eise. Wohl uns, daß wir Menschen sind! Wehl uns, daß wir Dinge möglich machen können, die unmöglich scheinen!

Unter diesem Gespräche kamen wir in Barby an, und kehreten in einem Gasthofe ein, der der Brüdergemeine, oder einer sehr genau verbundenen Gesellschaft gehört, die man Herrnhuter nennt, weil sie zu Herrenhut entstanden ist. Diesen Gasthof wählten wir, theils weil es bekannt ist, daß die Herrnhuther sehr gefällig sind, daß man bey ihnen liebreiche Aufnahme, reinliches Quartier, und gesunde, wohlschmeckende, Nahrungsmittel findet, die sie sich sehr billig bezahlen lassen, und also bey ihnen sehr viele Fehler wegfallen, die man leider! leider! in vielen andern Gasthöfen noch findet; theils deswegen, weil die vorzüglichste Absicht unserer Reise war, diese Gemeine, die in gewissen Stücken ihres gleichen nicht in der Welt hat, und deren Oberhäupter in Barby wohnen, näher kennen zu lernen.

Da ich aus dem Schlitten steigen wollte, wollte es nicht recht gehen. Meine Glieder waren steif und zitterten, mein Rücken war so krum, daß ich unmöglich aufrecht stehen konnte, und kaum war es mir möglich frey Athem zu hohlen.

Habt ihr hier nicht einen geschickten Arzt? fragt ich vielleicht das Mädchen, das im Gasthofe zur Aufwartung bestimmt war? —

So etwas werden viele von euch erwarten. Ich kann euch aber versichern, daß ihr euch irret. Ein geschickter, gewissenhafter Arzt ist in meinen Augen ein sehr würdiger und nützlicher Mann, so lange ich mir aber selbst helfen kann, bemühe ich ihn nicht. So wie ein Mensch, der gut gehen gelernt hat, wenn er fällt, und die Beine nicht zerbrochen, und den Kopf nicht zerschlagen hat, selbst wieder aufstehen kann; so kann ein wohl unterrichteter in Schmerzen und Krankheiten sich fast immer selbst helfen. Deswegen gebe ich meinen Zöglingen auch stets Anleitung, wie sie in jedem Zufalle, der ihren Körper trift, durch sehr einfache Mittel, sich selbst Hülfe verschaffen können.

Dießmal suchte ich mir also auch selbst zu helfen. Woher, fragte ich mich selbst, mag dieses Uebelbefinden wohl entstanden seyn? ohne Zweifel, dachte ich, von der Erkältung. Ueberhäufte

Ge-

Geſchäfte haben dich bisher verhindert, dich, ſo oft wie ſonſt, in kalter Luft zu bewegen. Nun, da du derſelben biſt entwohnt worden, greift ſie deinen Körper zu ſtark an. Wenn du dir alſo helfen willſt, mußt du dich zu erwärmen ſuchen.

Gedacht, geſchehen. Ich ſtrengte mich ſo viel, als möglich an, den krummgebognen Rükken wieder gerade zu bringen, und aufrecht zu gehen, gieng in der Stube auf und ab, ſprang auch wohl, machte mit Armen und Beinen allerley Bewegungen, und, da alles ziemlich wieder im Gange war, näherte ich den ſchmerzhaften Rücken, nach und nach dem Ofen, und ließ ihn recht durchwärmen. Während der Zeit wurde eine Suppe aufgetragen, die wir beſtellt hatten. Ich genoß ſie, wurde durch dieſelbe von innen heraus erwärmt, und bekam bald meine vollkommene Munterkeit wieder.

Wozu hätte ich alſo den Arzt bemühen ſollen?

Tischgesellschaft.

Kaum war unsere Ankunft in Barby bekannt geworden, so kamen zwey liebenswürdige Jünglinge von der Brudergemeine, die uns vor einiger Zeit in Dessau besucht hatten, um uns zu bewillkommnen. Der eine hieß Hartley und war aus Engelland, der andere von Brinkmann, der aus Schweden gebürtig war.

Wie? werdet ihr fragen, ein Engelländer und ein Schwede in Barby? wie kamen denn diese dahin?

Eben deswegen, um euch zu so ausserordentlichen Auftritten vorzubereiten, sagte ich euch vorhin, daß die Brüdergemeine eine Gesellschaft sey, die in gewissen Stücken ihres Gleichen in der Welt nicht hätte. Die Herrnhuter sind wahre Kosmopoliten, oder Weltbürger, die in der ganzen Welt zu Hause sind. So wie ich mit meiner Familie bisweilen von den Freunden rede, die ich in Ober- und Niedersachsen, in Franken und in Schwaben habe, so sprechen diese von ihren Brüdern und Schwestern in Holland, Engelland, Schweden, Siberien, Amerika und Ostindien.

Denn

Denn ihre Gesellschaft hat sich allenthalben ausgebreitet. Und so wie ich meine Kinder von einem Zimmer in das andere logiere; so heisen die Vorsteher dieser Gesellschaft die Glieder derselben von einem Welttheile in den andern wandern. Daher findet man in ihren Gemeinen und auf ihren Gottesäckern insgemein einen Zusammenfluß von allerley Nationen.

Hier laßt uns, lieben Kinder, nur einen Augenblick stehen bleiben, und unsere Betrachtung über die Größe und Würde des Menschen anstellen! der Stifter dieser Gesellschaft war der Graf Zinzendorf. Daß er ein Graf war thut zur Sache nichts. Genug er war Zinzendorf, ein Mensch wie ihr alle, aber ein Mensch, der einen groſen Eifer hatte viel Gutes zu stiften. Dieser beseelte alle seine Handlungen. Er dachte nach, er scheute keine Reisen, keine Mühe, keine Arbeit, seinen Vorsatz durchzusetzen, und er gelang ihm. Er war bald der Vorsteher einer zahlreichen Gesellschaft in Herrnhuth; sobald diese gegründet war, pflanzte er einen Theil davon nach Amerika, und brachte es dadurch bald dahin, daß er das Oberhaupt einer Gesellschaft wurde, die sich über den ganzen Erdball verbreitet.

Seht

Seht, so viel vermag der Mensch, wenn er seine Kräfte braucht, und nicht im Lehnstuhle erschlaffen läßt. Und ihr seyd doch auch Menschen?

Zwar ist unter allen, die dieß lesen vielleicht kaum einer, vielleicht gar keiner, den Gott dazu bestimmt hat, solche große Dinge, wie Zinzendorf, auszurichten. Dieß ist auch sehr gut. Denn wenn viele sich in den Sinn kommen ließen, Oberhäupter großer Gesellschaften zu werden, so würde jeder befehlen, und niemand gehorchen wollen, und es würde auf diese Art viel Zank und Verdruß geben. Unterdessen werden euch doch itzo und künftig viele andere Geschäfte aufgetragen werden, die euch bisweilen zu schwer scheinen: laßt alsdenn den Muth nicht sinken! denkt ich bin ein Mensch, ich habe Kraft und Muth genug, Dinge auszuführen, die beynahe unmöglich scheinen.

Wieder auf unserm lieben Brinkmann und Hartley zu kommen, die vermuthlich hierher waren berufen worden, um sich zur Uebernehmung großer, für die Gesellschaft wichtiger, Geschäfte vorzubereiten, so fanden wir in ihnen die angenehmsten Gesellschafter. Wenn wir scherzten, es versteht sich von selbst, daß alberne, muthwillige Scherze bey uns nicht Statt fanden, so scherzten

sie

ſie mit, ſprachen wir von ernſthaften Dingen, ſo vergnügten ſie uns durch ihre vernünftigen und richtigen Urtheile. Am beredtſten waren ſie, wenn das Geſpräch ſich auf den Zuſtand und die Ausbreitung ihrer Gemeine lenkte. So verſtrich uns der Abend. Sie verſprachen, uns den folgenden Tag Zutritt zu ihren Obern zu verſchaffen, und wir ſchieden mit einer herzlichen Umarmung von einander.

Wie gut es ſey, wenn man ſich ſelbſt bedienen kann.

Da unſere Gäſte ſich entfernt hatten, wurden wir von unſerm guten Wirthe befragt, ob wir noch etwas verlangten? Nichts, als Bette, ſagten wir. Er wieß uns dieſelben an und legte ſich zur Ruhe. Da er ſich entfernt hatte, und wir anfiengen uns auszukleiden, ſagte ich: etwas haben wir doch vergeſſen, lieben Kinder, einen Stiefelknecht!

Ha, antworteten alle, wir brauchen keinen Stiefelknecht; Und, ſo wie das geſagt war, nahm

jedes

jedes einen Stuhl, steckte die Spitze des einen Fußes darunter, trat mit der Spitze des andern Fußes auf die Ferse — und in einem Hui waren alle Stiefeln ausgezogen.

Da lächelte Ferdinand und Moritz und gestunden, daß es gut sey, wenn man gelernt hätte sich selbst zu bedienen, und in vorkommenden Verlegenheiten zu helfen. Denn wenn wir ohne Stiefelknecht uns nicht die Stiefeln hätten ausziehen können, so würden wir den guten Wirth noch einmal haben beunruhigen müssen. Es hätte auch wohl seyn können, daß wir einmal in ein Wirthshaus gekommen wären, wo gar kein Stiefelknecht gewesen wäre, was hätten wir denn da anfangen wollen?

Nun eilte alles zu Bette: Ehe wir es aber bestiegen erinnerte ich meine Zöglinge, an dem unsichtbaren Wohlthäter zu denken, der uns auf unserer Reise vor Unglück beschützt hätte und in der Dunkelheit der Nacht bey uns wache. Ohne Zweifel werden sie es gethan, und ihm für alles Gute, das er ihnen den Tag über erzeigt hatte, gedankt haben.

Ich that es auch und fühlte, daß ich ungemein heiter wurde, da ich mir im Gebete recht lebhaft vorstellte, daß ich ein Kind des Allmächti-

gen

gen sey, und, nebst den Meinigen, unter dem Schutze des mächtigen Geistes ruhe, dem alles, was da ist, gehorchen muß.

Thut dieß auch m. L. so oft ihr die Ruhe auf eurem Lager sucht, und ihr werdet gewiß finden, daß euer Schlaf alsdenn weit ruhiger ist, als wenn ihr mit muthwilligen und eiteln Gedanken die Augen schließt.

Noch etwas vermehrete die Süßigkeit unsers Schlafs — das war die Ermüdung. Wer durch Arbeit und Reise sich diese verschaft hat, schläft gewiß auf Stroh sanfter, als der Müßiggänger auf Flaumfedern.

Mit Tags Anbruch erwachten wir alle gesund und heiter, und thaten das, was jeder thut, der die Reinlichkeit liebt, und das ihr, ohne Zweifel, leicht errathen könnt.

Herr Cronberg, der ein besonders liebreicher Freund der Kinder ist, sprach und scherzte itzo mit Ferdinanden und Moritzen. Ihr Burschen, sagte er, es scheint als wenn ihr nicht sehr hurtig euch anziehen könntet. Das muß weit geschwinder gehen, wenn ihr einmal brave und wackere Männer werden wollet. Laßt sehen, wer von euch beyden der wackerste ist! Wer zuerst fertig wird, der soll sehen, was er von mir bekommen soll!

Tanz

Tausend! wie tummelten sie sich! es war wie wenn neues Leben in alle ihre Glieder führe. Husch, husch, da waren Oberhemde, Weste, Rock, Strümpfe, Stiefeln, angezogen, und kaum waren einige Minuten vorbey, so rief Moritz, ich bin fertig Herr Cronberg!

Das ist brav, sagte dieser, öfnete seinen Mantelsack, und schenkte ihm wirklich eine schöne große Charte von Nordamerika. Da war Freude!

Es wird euch allen auch große Freude machen, wenn ihr euch bald gewöhnt, recht hurtig anzuziehen. Freylich sind nicht immer Cronberge zugegen, die eure Hurtigkeit mit Landcharten belohnen. Deswegen bleibt sie aber doch nicht unvergolten. Ihr werdet weit frölicher und thätiger, und also mehr werth werden, als wenn ihr langsam, den einen Fuß in die Höhe hebt, den Strumpf halb anzieht, dann jähnt, die Augen reibt, in den Lehnstuhl wieder zurück sinkt, und dann wieder ein Bischen an dem Strumpfe zieht. Ein solches Anziehen macht auf den ganzen Tag verdrüßlich. Deswegen pflege ich mit meinen Zöglingen so zu halten: in funfzehn Minuten, müssen sie ganz fertig angezogen, gewaschen und gekämmt seyn, und für jede Minute, die sie zu ihrer Ankleidung mehr brauchen, bezahlen sie einen Pfennig.

Da

Darüber werden viele von euch, lieben Kinder, sich freuen, und denken, wenn ich unter diesen Zöglingen wäre, so wollte ich gewiß nie einen Pfennig bezahlen! wohl euch! wenn ihr so fortfahret, werdet ihr gewiß recht thätige Menschen werden, die sich und andern helfen können. Andere werden aber denken: das ist wirklich zu hart. Dieß ist ja unmöglich, in einer Viertelstunde so vielerley Kleidung anzulegen!

Mit diesen muß ich noch ein Wörtchen ganz im Vertrauen reden. Ein gutes Kind sagt nie, wenn ihm etwas zu schwer ist, das ist unmöglich, sondern es spricht: ich will es versuchen. Ferner kann ich euch versichern, daß es wirklich nicht unmöglich sey. Denn obgleich Ferdinand und Moritz schon manchen Groschen Strafe haben geben müssen, so brauchen sie doch mehrentheils zu ihrer Ankleidung nicht mehr als eine Viertelstunde. Ist denn nun das unmöglich, was wirklich geschieht?

Nur müßt ihr zweyerley Vortheile beobachten: des Abends alle Kleidungsstücken fein in Ordnung legen, damit ihr sie geschwind, auch ohne Licht, wieder finden könnet, und euch ja nicht etwa, bey dem Ankleiden, durch Bediente helfen lassen. Denn wenn die Kleidungsstücke unordent-

lich durcheinander hergeworfen ſind, ſo erfodert das Zuſammenſuchen mehr Zeit als das Anziehen, und wenn man ohne Bedienten ſich nicht ankleiden kann, ſo muß man ſeiner Gnade leben, und bisweilen Stunden lang auf ſeine Ankunft warten.

Habt ihr mich denn verſtanden? wollt ihr denn auch darnach thun? ich will doch ſehen. Vielleicht beſuche ich einen und den andern auf meinen Reiſen.

Etwas von den guten Leuten, die wir in Barby kennen lernten.

Ich muß es euch geſtehen, lieben Kinder, daß ich vor dieſer Reiſe, die ich itzo beſchreibe, ſchon einmal in Barby geweſen bin, und daſelbſt viel Gutes und Merkwürdiges geſehen habe. Da ich nun dieſes euch nicht gern verſchweigen wollte, ſo will ich es mit in dieſe Reiſebeſchreibung verweben, und, um der Kürze willen, es ſo erzählen, als wenn ich es itzo geſehen hätte. Ihr werdet mich doch wohl deswegen nicht der Lügen beſtrafen?

Unter

Unter den merkwürdigen Personen, deren Bekanntschaft wir machten, nenne ich zuerst den Herrn Bischof Spangenberg, welcher, wo nicht das Oberhaupt, doch wenigstens einer der Obersten dieser Gesellschaft ist. Da wir ankamen, saß er in einem sammetnen Kleide, auf einem sammetnen Sopha, in einem Zimmer, das mit seidenen Tapeten behängt, mit venetianischen Spiegeln, prächtigen Schilderenen und Mobilien aufgeputzt war. Sechs Bediente stunden um ihn, und erwarteten seine Befehle. — He? was meynet ihr dazu? von einem Manne, der so vielen tausend Menschen zu befehlen hat, darf man doch so etwas erwarten?

Ich kann euch aber versichern, daß von allem diesen nichts da war.

Wir wurden in ein Zimmer geführt, das mit ganz schlechten Mobilien besetzt, und dessen Wände mit ganz gemeinen Tapeten bedeckt waren. Der Bischof Spangenberg kam uns, mit einem gezogenen Lichte in der Hand, entgegen, in geringes Tuch gekleidet, sein graues Haupt bedeckte ein Mützchen von schwarzem wollenem Zeuche, und auf seinem Gesichte sahe ich nichts als Gesundheit und Seelenruhe.

Dieser Anblick erschütterte mich. Ich nahe: te mich ihm mit weit größerer Ehrfurcht, als wenn er auf einem Throne gesessen hätte. Wißt ihr wohl warum?

So viel kann ich euch versichern, daß ich gewiß glaube, eine der vorzüglichsten Ursachen, durch welche die Herrnhuter so große Dinge mögs lich machen, sey ihre Sparsamkeit. Denn wenn man sich mit schlechter Kleidung und Kost genüs gen läßt, bey Auszierung seiner Zimmer mehr auf das Nothwendige, als auf Pracht sieht, so muß nothwendig vieles erspart werden, das man zu Ausführung guter Absichten anwenden kann. Wenn man aber viele Bedienung, prächtigen Aufputz der Zimmer, theure Kleidung, leckerhafs te Speisen und dergleichen, sich nothwendig macht, so kostet dieses so viel Geld, daß nicht ein Gulden übrig bleibt, den man für das allgemeine Beste anwenden könnte, und man macht am Ende wohl Schulden und verarmt.

Wenn ihr nun seht, daß die Herrnhuter ein öffentliches Gebäude nach dem andern aufführen, ein neues Dorf nach dem andern anbauen, uns terdessen, daß die Rathhäuser, Kirchen, Schus

len,

len, u. d. gl. bey uns zusammenfallen, könnt ihr wohl begreifen, woher dieß kommen mag?

Wir besuchten auch den Herrn Baron von Vatteville. Er ist auch einer der obersten dieser Gesellschaft und ein sehr merkwürdiger Mann. Sein Vater war kein Baron, sondern ein Prediger in Erfurt, der Langguth hieß. Er selbst war Candidat des Predigtamts, der itzo vielleicht Prediger auf irgend einem Dorfe, oder höchstens in Erfurt, wäre, wenn er ein gemächliches Leben geliebt hätte. Das that er aber nicht. Weil er glaubte, daß des Grafen Zinzendorfs Sache gut sey, so beförderte er sie mit größtem Eifer und Thätigkeit. Wißt ihr wohl, wie vielmal er über das Meer gefahren ist? ganz gewiß weiß ich es auch nicht mehr. Wenigstens aber war es über zwanzigmal. Was meynt ihr dazu? Sind wohl einige unter euch die Muth genug hätten, um des allgemeinen Besten willen, über das pas de Calais zu segeln?

Dadurch erwarb er sich aber auch die Freundschaft des Grafen v. Zinzendorf. Er gab ihm nicht nur seine Tochter zur Gemahlin, sondern brachte es auch dahin, daß ein Schweitzerischer Baron, von Vatteville, ihn an Kindesstatt annahm, und ihm seinen Adel ertheilte.

Ob nun wohl der ehemalige Candidat Langguth, nunmehriger Baron von Vatteville, weniger Achtung verdient, als wenn sein Vater ein wirklicher Baron von Vatteville gewesen wäre? Ueberlegt doch die Sache mit euren Eltern und Erziehern!

In seinem Zimmer war alles eben so einfach, wie bey dem Herrn Bischof Spangenberg. Seine Kleidung kostete gewiß nicht mehr, als die Kleidung eines gewöhnlichen Candidaten, und seine Gemahlin, eine geborne Gräfin von Zinzendorf, war nicht besser gekleidet, als die Frau eines Predigers auf dem Lande.

Eben deswegen machte ich beyden eine demüthige Verbeugung.

Wir unterredeten uns über vielerley, das ich nicht alles anführen darf, weil es unbescheiden ist, alles drucken zu lassen, was in der Vertraulichkeit gesprochen wird.

Er freuete sich, in mir einen Landsmann zu finden, und erkundigte sich nach dem Befinden verschiedener Erfurter, die seine Zeitgenossen gewesen waren.

Dieß

Dies vermehrte meine Hochachtung gegen ihn.

Wir kamen auf seine Familie zu reden, und er versicherte, daß eines seiner Kinder in Oſt- das andere in Westindien sich befinde, und schien sehr darüber sich zu freuen, daß er der Vater von Kindern sey, die so vieles für das allgemeine Beste, oder, wie er sich ausdrückte, für den Heyland, wagen.

Da er auf seine Reisen, und auf die ausländischen Gemeinen zu reden kam, hielt er sich besonders bey Grönland auf. Auch in diesem kalten und unfruchtbaren Lande haben die Herrnhuther eine Gesellschaft gestiftet, die es sich sehr angelegen seyn läßt, die armen unwissenden Grönländer zu unterrichten, und ihnen die christliche Religion beyzubringen. Dieß gefällt euch, ohne Zweifel, allen. Er versicherte aber auch, daß sie die Grönländer, die sich zu ihnen wendeten, bey ihrer gewöhnlichen Art zu leben, bey ihrer Nahrung, die gewöhnlich Wallfische und Seehunde sind, bey ihrer Wohnung und Kleidung ließen, ihnen zwar Vortheile zeigten, wie sie ihre Jagd, die Zubereitung ihrer Speisen, Wohnung und

dung verbessern könnten, aber ihnen weder den Gebrauch des Kaffees, noch des Zuckers und Branntweins, noch der wollenen und leinenen Tücher bekannt machten. Ob dieß nun wohl recht sey?

Was mich anbetrift, so glaube ich es, und sehe diese Art, wie sich die Herrnhuter gegen die Grönländer betragen, als einen Beweiß ihrer Klugheit und Uneigennützigkeit an, weil ich gewiß versichert bin, daß die Grönländer weit ärmer werden würden, als sie itzo sind, wenn man sie gewöhnen wollte, nach der Art der Deutschen zu leben. Warum? das werdet ihr wohl leicht errathen können.

Von diesem merkwürdigen Manne giengen wir zu dem Herrn Professor Boussard, der die Aufsicht über das Naturaliencabinet führt, und den Jünglingen, die in Barby studiren (denn Barby kann man gleichsam als die Universität der Herrnhuter ansehen) Unterricht ertheilt. Er empfieng uns mit ungemeiner Leutseligkeit, und, da wir ein Verlangen bezeugten, das Naturaliencabinet zu besehen, so war er nicht nur bereitwillig uns dasselbe zu zeigen, sondern beantwortete auch alle Fragen, die wir Erwachsenen, und meine Zöglinge, wegen der wunderbaren Dinge, die wir hier fanden, an ihn thaten, mit gröster Freundlich-

lichkeit. Dieß überzeugte uns, daß er nicht nur ein sehr gefälliger, sondern auch ein sehr gelehrter Mann sey, der die mancherley Dinge, die er unter seiner Aufsicht hatte, sehr genau kenne.

Von ihm giengen wir zu Herrn Laux, der mit den Büchern handelt, welche die Bücher dieser Gesellschaft schreiben. Wir wurden ebenfalls mit ungeheurer Leutseligkeit empfangen, die so weit gieng, daß er uns und meinen Cousinen alle Gefälligkeiten erzeigte, die in seinem Vermögen waren. Unter dem vielen Merkwürdigen, was wir hier sahen, zog vorzüglich eine Sammlung von Steinen unsere Aufmerksamkeit auf sich. So bald es Herr Laux merkte, zog er sogleich jeden mit Steinen angefüllten Kasten heraus, nennte uns ihre Namen, und jedes Steines Natur und Materie. Da hörten wir auch freylich viel Neues und Merkwürdiges, welches uns oft bis zum Erstaunen hinriß.

Soll ich euch nun alle diese Steine beschreiben, die wir hier sahen? gern thät ich es, wenn ich nicht besorgte, ihr würdet mich nicht verstehen. Denn die Steine haben bey weiten nicht eine so regelmäßige Bildung, wie die Thiere und Pflanzen. Legt z. E. zehen Feuersteine neben einander, und seht ob sie wohl einander so ähnlich

wie zehen Stieglitze, oder zehen Kornblumen sind! daher ist es mir nicht möglich euch eine vollständige Beschreibung von diesen Merkwürdigkeiten der Natur zu geben.

Nur einen von den Steinen, die wir hier sahen, will ich euch nennen, dieß ist der Labradorstein. Die Herrnhuter, die alle Winkel der Erde durchreisen, um ihre Gesellschaft zu vergrößern, haben ihn in Terra Labrador, einer Provinz, in dem nördlichen oder mitternächtlichen Theile von America, entdeckt. Er spielt mancherley Farben, davon die vorzüglichsten blau, goldfarbig und weis sind. Herr Laux zeigte uns eine Dose, die daraus verfertigt war, und versicherte, daß sie tausend Thaler koste.

Möchten wir doch stets aufmerksam auf die Dinge seyn, die um uns liegen, wachsen und leben, wir würden noch manches entdecken, das unsern Vorfahren unbekannt war! und unsere Nachkommen werden gewiß noch manches finden, das vor unsern Füßen lag, das aber unserer Aufmerksamkeit entwischte.

Da wir unsere Wißbegierde gestillt hatten, und ihn im Begriffe waren Abschied zu nehmen, und unsere Dankbarkeit zu bezeigen: trat ein liebes Mädchen herein. Ich faßte sogleich ihre

Hand

Hand und fragte Herrn Laux und Frau Laux, dieß ist vermuthlich ihre Tochter?

Nein antworteten sie, wir sind ohne Kinder, weil uns aber der liebe Gott keine Kinder gegeben hat, so haben wir dieses Mädchen an Kindes Statt angenommen.

Wir sahen alle einander voll Verwunderung an, nahmen nochmals Abschied, und, ob gleich Herren Laupens Steinkabinet schon meine Achtung gegen ihn erregt hatte, so schätzte ich ihn und seine liebe Frau doch noch höher, und machte ihnen, bey dem Abschiede, eine recht tiefe Verbeugung. Denn bey aller Achtung, die diejenigen verdienen, die die Natur kennen lernen und Steine sammlen, so scheinen mir doch diejenigen noch vielmehr zu thun, die ein verlaßnes Kind aufnehmen, ernähren, verpflegen, und zum Guten erziehen. Mir fiel dabey die Verheissung Jesu ein: **Wer ein Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf**, und ich glaube gewiß, daß Gott diese redlichen Leute dafür segnen werde.

Einen andern merkwürdigen Mann, den wir hier fanden, muß ich euch noch nennen. Er hieß Herr Schuhmann, und war vor kurzem aus Surinam zurückgekommen, wo er viele Jahre als Missionarius gestanden hatte. Was

ein

ein Missionarius sey? werdet ihr wissen wollen. Ich will es euch sagen. Die Glieder der Herrnhutischen Gemeine sind verbunden, sobald es ihre Obersten verlangen, unter die entlegensten Nationen zu reisen, und unter ihnen die christliche Religion auszubreiten. Einen Mann, der dieses Geschäfte übernimmt, nennt man einen Missionarius. Ein solcher war nun Herr Schuhmann unter den Negersclaven in Surinam gewesen, und redete mit großer Freudigkeit von den vielen Seelen, die er dort gewonnen hätte.

Wenn nun wirklich die Herrnhuter die Negern dahin bringen, daß sie die Lehren der christlichen Religion annehmen und befolgen, wie man von ihnen versichert: so erwerben sie sich wieder ein sehr groses Verdienst um ihre Nebenmenschen. Denn die Negersclaven gehören gewiß mit unter die elendesten der Menschen. Sie sind, wie ihr wohl wissen werdet, ihrem Vaterlande und ihren Familien entrissen, gezwungen, in den entlegensten Ländern, die schwereſten Arbeiten zu verrichten, und sich oft unmenschlich behandeln zu lassen. Dieses ihr trauriges Schicksal muß sie nothwendig traurig oft auch boshaft machen. Daher man viele Exempel hat, daß sie entlaufen sind, gegen ihre Herren sich empöret und

sie

sie ermordet haben. Herr Schuhmann versicherte mich selbst, daß sich schon in Surinam eine kleine Nation von verlaufnen Negern versammlet habe, die man Buschnegern nenne, die mit den Holländern Kriege geführt, und sie genöthigt hätte, ihnen die Freyheit zuzugestehen.

Welch ein Balsam muß nun für diese Unglücklichen wohl die wohlthätige Lehre Jesu seyn! die sie ermuntert, alle Lasten, als das Verhängniß eines guten, liebevollen Gottes geduldig zu ertragen, und sie überzeugt, daß der allgütige Gott, der die ganze Welt regiert, auch ihr Vater, Versorger und Schutz sey, ihre Leiden bemerke, ihre Thränen zähle, und sie in einer bessern Welt, für alle Kränkungen und Plagen, die sie hier ausstehen mußten, schadlos halten werde.

Wir sind, lieben Kinder, Gott sey dafür gelobt! keine Sclaven, sind frey, arbeiten mäßig, und genießen dabey eine Menge Bequemlichkeiten, die alle den armen Negern unbekannt sind. Demohngeachtet müssen wir alle, wir mögen arm oder reich, von hoher oder niedriger Geburt seyn, sehr vieles dulden und leiden, ehe wir dahin kommen, daß wir den Körper ablegen und eine höhere Seligkeit genießen können. Wohl

uns,

uns dann, wenn die göttliche Lehre Jesu von uns angenommen und befolgt wird. Sie wird gewiß in allen Widerwärtigkeiten uns aufrichten, und unter den herbesten Schmerzen uns trösten.

Wir kamen mit Herrn Schuhmann auch auf die Sprache der Negern zu reden. Er sagte uns verschiedene ihrer Ausdrücke und Redensarten, die meinen Zöglingen sehr seltsam schienen, weil sie dergleichen nie gehört hatten.

Ich muß euch doch etwas davon herschreiben:

Tati, heißt: mein Vater,
buti, dein Vater,
liti, sein Vater,
titi, ihr Vater,
Watinati, unser Vater,
hitinati, euer Vater,
patinati, ihr Vater,
tadinati, meine Väter.

Ihr seht hieraus, daß die Negern ganz andere Worte haben, durch welche sie einander ihre Gedanken zu erkennen geben, als wir. Wenn ihr nun bedenkt, wie viele Nationen in Europa, Asia, Afrika, Amerika und Cookia leben, daß jede Sprache aus vielen tausend Wörtern bestehe, die alle der menschliche Verstand erfunden hat: so müßt ihr gewiß über die Erfindungskraft des

Men-

Menſchen erſtaunen, der nach und nach ſo viele Millionen Zeichen erfand, um das, was er dachte, andern mitzutheilen.

Auſſerdem ſprachen wir noch verſchiedene merkwürdige Männer, die ich itzo mit Stillſchweigen übergehen muß, weil die Unterredung, die wir mit ihnen führten, nur kurz war, und alſo wenig Stof zur Erzählung gab.

Naturalien- und Kunſtkabinet.

Da die Herrnhuter, wie ich ſchon geſagt habe, alle Winkel der Erde beſuchen, ſo finden ſie allerley Seltenheiten, die man in unſern Gegenden nicht ſieht. Dieſe ſchicken ſie gemeiniglich nach Barby, wo ſie in einem beſondern Saale aufbewahret werden. Auf dieſe Art wird es dieſer Geſellſchaft leicht, ſich nach und nach eines der vorzüglichſten Naturalien- und Kunſtkabinete zu ſammlen.

Da wir Herrn Prof. Bouſſard merken lieſſen, daß wir es gern ſehen möchten: ſo war er ſogleich ſo gefällig, es uns zu öfnen, und uns

über

über alles, was wir ihn befragten, eine Erklärung zu geben.

Sobald wir in das Zimmer traten, schlugen meine Kinder die Hände zusammen, sperrten die Augen weit auf und sagten — ah! denn da lagen gleich zwey große, ausgestopfte Thiere gegen einander, die bey uns schlechterdings nicht leben können, und die sie von dieser Größe wirklich noch niemals gesehen hatten. Sie waren in Ansehung des Körpers so groß, wie eine junge Kuh, obgleich Kopf, Hals und Füße viel kleiner waren. Sie leben im Meere, besonders gegen den Nordpol zu, haben 2 Vorderfüße und ganz am Hintern 2 Hinterfüße, die sehr enge zusammen stehen, sehr kurz sind, und mehr Floßfedern als Füße zu seyn scheinen. Was für uns Europäer das Schaaf ist, das ist für die Grönländer dieses Thier. In sein Fell kleiden sie sich, sein Fett brennen sie, statt des Oeles, und aus seinen Knochen verfertigen sie ihre Hausgeräthe. Wie bey uns die Schaafe Heerdenweise auf den Aekkern liegen, so lagern sich diese Thiere, in grossen Schaaren auf das Eis, und werden da, weil sie, wegen ihrer kurzen Hinterfüße, nicht geschwinde laufen können, leicht tod geschlagen.

Die

Die Europäer, besonders die Holländer, bemühen sich auch diese Thiere zu fangen, zerschmelzen ihr Fett, verfertigen daraus Fischthran, und führen uns die Häute zu, mit denen wir unsre Koffres beschlagen lassen.

Nu? wißt ihr noch nicht was es für Thiere waren? Seehunde, sagt ihr? getroffen! Seehunde waren es, die meinen Zöglingen, vorzüglich wegen ihrer auserordentlichen Größe, merkwürdig waren.

Einige Minuten stand ich vor ihnen, in stiller Verwunderung. „O guter Gott, dachte ich, wie lieb hast du doch alle deine Geschöpfe! aller deiner Werke erbarmest du dich! uns gabst du Rinder, Schaafe, Pferde, Schweine, Häner, Tauben und vielerley wilde Thiere, damit wir sie benutzen, und sie zu unserer Nahrung, Kleidung und Bequemlichkeit, brauchen könnten; die Grönländer müssen dieß alles entbehren, weil ihr Land zu kalt ist, und also die Kräuter nicht hervorbringen kann, die zur Erhaltung dieser Thiere nöthig sind, da du aber doch wolltest, daß in jener kalten Gegend vernünftige Geschöpfe wohnten, die dich verehrten, liebten und anbeteten: so erschufst du für sie die Seehunde. Du zerschlägst

die Köpfe der Seethiere, und giebst sie zur Speise dem Volke in der Einöde!"

So dachte ich. Da meine Betrachtung geendigt war, gieng ich mit meinen Zöglingen weiter. Da trafen wir nun, bey jedem Schritte, neue Merkwürdigkeiten an. Meine Zöglinge, und die Philantropisten, die uns begleiteten, wurden immer neugieriger, je mehr sie um sich sahen. Herr Professor Boussard, was ist denn das? Herr Cronberg! sehen Sie einmal hierher! Ey, lieber Vater! kommen Sie geschwind! sehen Sie nur! sehen Sie nur! so riefen sie immer, so daß es uns schlechterdings unmöglich war, alle ihre Fragen zu beantworten. Und mir ist es auch unmöglich, euch alles, was ich gesehen habe, zu beschreiben. Denn wenn ich euch von allen den Dingen, die ich bemerkte, nur die Namen sagen wollte, so würde euch dieß nichts helfen. Wollte ich euch aber alles weitläuftig beschreiben: so würde daraus ein Buch entstehen, dessen Ankauf eure lieben Eltern vieles Geld kosten würde, und also von vielen unter euch nicht gelesen werden könnte. Ich will euch also nur etwas weniges, von den Seltenheiten, die wir hier bemerkten beschreiben.

Da sahen wir z. E. eine Eydechse von der grösten Art, die es auf der Welt giebt. Ob sie gleich so groß ist, daß sie, in Ansehung der Länge, mit den grösten Landthieren, die in Deutschland leben, verglichen werden kann: so legt sie doch Eyer. Sie lebt vorzüglich in Egypten, im Nilstrome, und in Ostindien, im Ganges. Ich weis es, ich weis es, werden manche von euch rufen, es war ein Crocodil! Ihr habt recht, es war wirklich ein Crocodil.

Ferdinand und Moritz hatten dieß Thier freylich schon einmal gesehen, aber doch betrachteten sie es itzo noch einmal voller Bewunderung. Sie strichen mit ihren Händen über seinen Rücken, und leckten sie in seinen esnen Rachen.

Wenn das Thier noch lebte, dachte ich, so würde euch die Lust, es zu berühren, wohl vergehen. Denn dieß Thier ist eines der grausamsten. Wenn es ein anderes Thier, oder einen Menschen, erhaschen kann, so erwürgt und frißt es sie ohne Barmherzigkeit.

Wohl uns! dachte ich, daß wir in einem Lande leben, wo so schreckliche Thiere nicht sind! wir können uns doch an die Ufer unsrer Flüsse setzen, das Spielen ihrer Wellen mit ansehen, an denselben singen und scherzen, und dürfen nicht

besorgen, daß ein Crocodil herausspringe, und jemanden von der Gesellschaft wegschnappe.

Wißt ihr wohl, warum solche schreckliche Thiere nicht bey uns zu finden sind?

Weil es hier zu kalt ist, daß die fleischfressigen Thiere bey uns nicht leben können, wird manches von euch sagen. Falsch! denn unser Deutschland war sonst das Vaterland der Wölfe und der Bäre, die, wie ihr wohl wißt, auch fleischfressige Thiere sind. Im thüringer Walde, an dem Walde, an dem ich itzo wohne, hauß-ten diese Thiere sonst vorzüglich. Wenn sie noch da wären, so würde mir die Lust, eine Erziehungs-anstalt, am Fuße dieses Waldes zu gründen, wohl vergangen seyn. Denn wenn mir ein Wolf oder Bär, nur einen Zögling fortgetragen hätte, so wäre ich gewiß nicht wieder froh geworden. Aber alle diese Thiere sind aus den mehresten deutschen Provinzen verjagt worden. Wenigstens in un-serm lieben thüringer Walde ist keines mehr zu finden. Wir besteigen oft die Gipfel seiner Berge, lagern uns im Schatten seiner Tannen, laufen mit Schlittschuhen auf den Teichen, die in dem-selben sind, und waden durch den Schnee, der ihn oft bedeckt, ohne daß es uns nur einfiele, uns für einen Bär oder Wolf zu fürchten. Alles, was

wir

wir von Thieren hier sehen, sind Hasen, die bisweilen aus dem Gebüsche hervorspringen, und Rehe, die sich von Zeit zu Zeit aus dem Walde hervorzugehen wagen.

Die Kälte unserer Gegend kann also wohl nicht die Ursache seyn, warum die reisenden Thiere sie haben verlassen müssen.

Welches mag sie also wohl seyn? ich will sie euch sagen. Wir sind klüger und geschickter worden, und die wilden Thiere können deswegen nichts mehr gegen uns ausrichten, sondern müssen vor uns fliehen. Wenn z. E. wir Deutschen sogleich in Egypten wären, so stehe ich euch dafür, daß binnen zehn Jahren kein Krocodill daselbst seyn sollte. Einige von meinen Gehülfen, die die Jagd lieben, würden ihnen besonders nachgehen, und sich sehr freuen, wenn sie ein Crocodill oder ein Crocodillsey erhaschen, und unsern lieben Zöglingen zeigen könnten.

Aber wozu, möchte man denken, schuf denn der liebe Gott so grimmige, schreckliche Thiere? Ich habe, lieben Kinder, mit dem weisen Schöpfer der Welt deshalb nicht gesprochen, und kann also mit Gewißheit nicht alles sagen, was er bey Hervorbringung seiner Werke, zur Absicht hatte. Aber meine Muthmaßungen darüber will ich euch mittheilen.

Die Erde ist ohne Zweifel vorzüglich für den vernünftigen Menschen geschaffen, damit er sie anbauen, benutzen, des Schöpfers Werke betrachten, und dadurch immer besser und klüger werden soll. Wenn nun auf der Erde lauter Ruhe wäre, und immer alles nach Wunsche gienge, wenn lauter Rinder und Schaafe und andere sanftmüthige Thiere um uns lebten, wenn Getraide, Obst und Wein, und andere Nahrungsmittel von sich selbst wüchsen, wenn es immer Frühling wäre, so würden die Menschen nur essen, trinken, sich vergnügen und schlafen, aber nicht nachdenken. Folglich würden sie immer dumm und unwissend bleiben. Das wollte aber der gute Gott nicht. Deßwegen ließ er Kälte, Sturm, Regen, Ueberschwemmungen kommen, damit die Menschen nachdenken möchten, wie sie gegen alle diese Uebel sich schützen möchten. Diejenigen nun, die es thaten, wurden klug und verständig, lernten Dämme aufführen, Gräben machen, Häuser bauen und Oefen verfertigen, brachten es dadurch nach und nach so weit, daß sie, bey Frost, Sturm und Ueberschwemmungen, ganz ruhig aus ihren Zimmern sehen und ihnen alle diese Wiederwärtigkeiten nicht mehr schaden konnten.

Ohne Zweifel schuf der gute Gott eben deswegen die fleischfreßigen Thiere, damit sie die Menschen necken und plagen, und so reitzen sollten, nachzudenken, wie sie sich gegen sie schützen, sie tödten und verjagen möchten, um auf diese Art klüger und verständiger zu werden. Diejenigen nun, die sich durch das Ungemach, das ihnen die reisenden Thiere zufügten, bewegen liesen, nachzudenken und klug zu werden, wie die Deutschen, Engelländer und Holländer, wurden bald Herren über sie und jagten sie aus ihren Gränzen. Die andern aber, die noch nicht klug genug geworden sind, z. E. Indianer, Afrikaner, und viele europäische Nationen, müssen sich noch immer von Crocodillen, Löwen, Tigern, Panthern, Wölfen und Bären plagen lassen, bis sie auch klug und verständig werden. Sollte es einmal mit den Menschen so weit kommen, daß sie alle klug und verständig würden, so würde der gute Gott mit ihnen ohne Zweifel handeln, wie ein Vater. Er würde die Ruthe zerbrechen, die reisenden Thiere entweder gänzlich ausrotten, oder den Menschen die Mittel zeigen, sie sich unterwürfig, und zur Vollbringung ihres Willens gelehrig zu machen.

Ein anderes schreckliches Thier, das wir sahen, war eine Spinne. Sonst fürchte ich diese

Thiere nicht, greife sie an, und gewöhne meine Kinder und Zöglinge früh ein Gleiches zu thun. Denn warum soll man denn diese Thiere fürchten, die so unschädlich und uns so nützlich sind! Wenn man die Furcht vor ihnen nicht ablegt, so muß man eine Menge Vergnügungen entbehren, die ein anderer genießt, der ohne Furcht ihren weisen Bau betrachtet, und ihren künstlichen Arbeiten zusieht. Und was das schlimmste ist, so müssen diejenigen, die die Spinnen fürchten, in beständiger Angst leben. Diese Thiere sind ja allenthalben in Häusern, Gärten und Feldern, ja die größte Vorsicht kann es nicht verhüten, daß nicht bisweilen ein solches Thier in das Wohnzimmer käme. Gesetzt, daß man nun diese Thiere fürchtete, und es käme einmal so eines, dessen Körper wie eine Haselnuß groß wäre, von der Decke herab gegen die Nase zu — Hu! hu! hu! wie würde man sich da entsetzen! Man könnte ja vor Schrecken des Todes seyn. Ist es also nicht besser, daß man die Furcht für ihnen ablege, und sich bald mit ihnen bekannt mache?

Ob ich nun gleich so denke und handle: so gestehe ich es euch doch, daß, wenn mir diese Spinne begegnet wäre, ich sie gewiß nicht berührt, sondern einen Sprung bey Seite gethan hätte.

Denn hört nur wie sie aussahe! ihre Füße waren über und über mit Haaren bewachsen und so dick, wie ein starker Strohhalm; ihr zusammengeschrumpfter Körper schien mir so groß, wie ein Taubeney, gewesen zu seyn. Die Bücher, die ich darüber nachgelesen habe, versichern, er sey bisweilen so groß wie ein Hüneney. Die Spinnen dieser Art leben von Insekten, und gehen oft in ihren Räubereyen so weit, daß sie in die Nester gewisser Vögel klettern, von denen ich hernach reden will, und ihre Eyer und Jungen fressen. Ja ein glaubwürdiger Mann, der viele Jahre in dem Vaterlande dieser Thiere sich aufgehalten hatte, versicherte mich, auf seine Ehre, daß ihr Biß giftiger, als der Stich der Scorpionen sey, und daß viele von den Leuten, die er unter seiner Aufsicht hatte, an ihrem Bisse gestorben wären. Nun einen solchen Thiere würden wir wohl alle ausweichen! wißt ihr wohl, welches sein Vaterland sey? Es ist das Land, wo es die größten Flüsse, die höchsten Berge, die größten Menschen, die größten Vögel, Fledermäuse, Ameisen und Spinnen giebt. Wißt ihr wohl welches? ich will es euch sagen: Südamerika und besonders Brasilien.

Wenn dieſe Spinnen wirklich ſo ſchädlich ſind, wie man mir geſagt hat, ſo werden ſie gewiß, ſobald die Bewohner des Landes klüger werden entweder weichen müſſen, oder man wird doch Mittel finden ihren Biß unſchädlich zu machen: ſo wie man in Italien Mittel gefunden hat, durch deren Gebrauch man den Stich der Scorpionen ſo unſchädlich, als Biß einer Wanze machen kann.

Ich ſagte euch auch daß dieſe Spinne die Neſter gewiſſer kleiner Vögel beſuche und ihre Eyer und Jungen freſſe. Dieſe Vögel ſahen wir auch. Meine Zöglinge, die dergleichen ſchon mehrmals geſehen hatten, betrachteten ſie doch wieder mit Freuden und Bewunderung. Denn ſie waren ſehr klein, und ſpieleten doch die ſchönſten Farben, die ſich immer veränderten, ſo oft man ſie herumdrehete. Sie heiſen Colibri und wohnen ebenfalls in Südamerika. Bedenkt doch wie niedlich und klein ſie ſeyn müſſen! ihr Neſt iſt nicht größer, als die Holung eines in der Mitte durchſchnittnen Eyes, in dem die Dotter gelegen hat, ihre Eyer ſind ſo groß, wie eine Erbſe, und ihre Jungen, wenn ſie ausgekrochen ſind, wie die Schmeisfliegen. Sie flattern um die Blumen herum, wie die Schmetterlinge, ſtecken die Zunge hinein, und ziehen mit derſelben, ohne ſich zu ſetzen, den Saft heraus.

Dieß

Dieß sey genug von diesem vortreflichen Naturaliencabinete. Nun noch etwas von dem Kunstkabinete. Wie Naturalien- und Kunstkabinet unterschieden sind, wißt ihr, ohne Zweifel, ohne meine Erklärung.

Unter der Menge seltener Dinge, die wir hier erblickten, zogen besonders verschiedene Kleidungsstücke, Geräthe und Waffen, fremder Nationen unsere Aufmerksamkeit auf sich. So stunden z. E. ein Paar sonderbare Stiefeln da, die die Inwohner vom Terra Labrador tragen. Sie waren von Seehundefellen verfertigt, und so groß, daß diese Leute ihre Kinder hineinstecken und so mit sich forttragen. Dieß dünkt euch ohne Zweifel lächerlich, und ich kann es euch nicht übel nehmen, weil es freylich sehr sonderbar aussehen muß, wenn diese armen Menschen im Schnee herumwaden und aus jedem Stiefel ein Kinderkopf hervor sieht.

Unterdessen liesen sich doch über diese sonderbaren Stiefeln noch mancherley ernstliche Betrachtungen anstellen. Man sieht doch z. E. an diesen Stiefeln, daß auch die rohesten Menschen immer noch in ihren Handlungen beweisen, daß sie nachdenken können, daß ihnen also der Schöpfer Vernunft gegeben habe, die sie weit über die Thiere erhebt.

erhebt. Denn wo giebt es denn sonst noch ein Thier, das sich seine Kleidung selbst verfertigen könnte? Allen übrigen Thieren wachsen die Kleider, der einzige Mensch kann sie sich selbst bereiten. Wir treffen also auch an den rohesten Menschen Zeichen der hohen Würde an, die ihnen der gute Schöpfer gegeben hat.

Zwar könntet ihr einwenden, manche Thiere verfertigen doch auch Sachen, die eben so künstlich, wohl noch künstlicher, als diese zu seyn scheinen: z. E. der Bieber, die Spinne, die Biene, die Schwalbe. Dieß ist nun freylich wahr. Allein ihr werdet doch bemerken, daß diese Thiere ihre Arbeiten immer auf einerley Art verfertigen, daß die Biene z. E. jeder Zelle einerley Form giebt; daß hingegen die Menschen ihre Arbeiten immer vollkommner machen und dadurch beweisen, daß sie darüber nachdenken und also vor den Thieren einen merklichen Vorzug haben.

Wir können hieraus auch schließen, wie lieb diese Leute ihre Kinder haben müssen, weil sie sie beständig bey sich tragen, und wie weislich der liebe Gott auch für die kleinsten und ärmsten Kinder sorge, daß er diese armen, unwissenden, Menschen, die weder schreiben noch lesen können, von Dankbarkeit, Großmuth, Mäßigkeit und andern

Tu-

Tugenden ohne Zweifel wenig wissen, doch Liebe zu ihren Kindern eingeflößet habe, die so stark ist, daß dadurch wirklich viele christliche Eltern beschämt werden, welche so sehr ihren Arbeiten und Vergnügungen nachgehen, daß sie darüber ihre armen Kinder vergessen und verderben lassen.

Eben so merkwürdig war uns der Kopfputz der Brasilianer, den wir hier fanden. Er war ganz einfach und bestund aus einem kleinen Reife, der gerade auf einem Menschenkopf paßte, und rund herum mit bunten Federn von Papagoyen und Cacatus besteckt war, die besonders bey Sonnenschein sehr schön aussehen müssen. Das dünkt euch auch lächerlich? ehe ihr aber lacht, lieben Kinder, so bedenkt wohl, daß die Europäer auch manches auf ihren Köpfen tragen, das den Brasilianern eben so lächerlich vorkommen wird. Und wenn man einmal über den Putz verschiedener Völker lachen will: so fragt sich immer noch, welches über das andere zu lachen die größte Ursache habe. Mit schönfarbigen Federn den Kopf aufzuputzen, muß doch wirklich ganz artig aussehen, und auch sehr wohlfeil seyn, da man die Federn selbst in den Feldern und Wäldern zusammenlesen kann.

Nun

Nun sahen wir noch etwas, das mir nicht so gefiel. Es waren allerley Waffen, welche die West- und Südindianer in ihren Kriegen zu brauchen pflegen. Sie zeigten zwar von der Geschicklichkeit dieser Leute, denn sie waren mehrentheils von festem Holze ziemlich sauber gearbeitet, ohne daß sie dazu ein anderes Instrument, als scharfe Steine, gebraucht hätten. Aber leider konnte man auch daraus ihre Grausamkeit erkennen. Denn es waren lauter Mordgewehre. Bedenkt es selbst lieben Kinder, wenn ihr einen, nur einen Menschen umbringen solltet! würde euch dieß wohl möglich seyn? gewiß nicht. Diese Leute können es aber. Nationen können sich mit einander verunreinigen, zu Felde ziehen und einander durchstechen und die Köpfe einschlagen.

Von den vielen Mordgewehren, die wir hier antrafen, will ich euch nur eines nennen, welches aus Neuseeland war. Stellet euch eine Blauel vor, mit dem man den Flachs zu blauen pflegt, in demselben einen langen Stiel, so habt ihr schon ein Bild von diesem Instrumente. Damit aber dieses Instrument recht abscheulich aussehen, und recht schädlich seyn möchte, so hatten die Neuseeländer noch mancherley abscheuliche Verzierungen angebracht. Sie hatten dem Blauel

die

die Gestalt eines Menschenkopfs zu geben gesucht, ihn mit langen, schwarzen Menschenhaaren besetzt, die ohngefähr wie eine Peruque aussahen, Augen und eine Nase daran geschnitzt, und da, wo der Mund seyn sollte, einen langen harten, spitzigen Stein hineingesteckt, der so aussahe, als wenn der abscheuliche Kopf die Zunge herausstreckte. Diese hölzernen Köpfe erheben sie nun gegen ihre Feinde, suchen sie durch den gräßlichen Anblick zu erschrecken, und ihnen mit den steinernen Zungen die Köpfe einzuschlagen.

Was das für böse, rohe Menschen seyn müssen! wie grausam!

Doch still! mir ists als wenn ein Neuseeländer mir antwortete und sagte: „Schweig! Europäer! hast du wohl Ursache zu reden? Freylich sind unsere Waffen nicht so zierlich gearbeitet, als die eurigen, weil wir kein Eisen haben und nicht so, wie ihr, sind unterrichtet worden. Sie sind aber auch bey weiten so schrecklich nicht als die Eurigen. Wir schlagen nur die tod, die uns auf den Leib kommen, und uns ermorden wollen, ihr zerschmettert aber mit euren Flinten, Kanonen und Mörsern alles, was ihr erreichen könnt, ohne zu fragen, ob es auch feindselige Gesinnungen gegen euch habe."

Was

Was soll ich nun darauf antworten? ich weis es wirklich nicht. Denn wahr ist es, daß tausend Europäer, die in den Krieg ziehen, gewiß mehrere Menschen ermorden, als zehntausend Seeländer, mit ihren steinernen Jungen. Ich kann weiter nichts thun als wünschen, daß der liebe Gott unsern Fürsten friedfertigere Gesinnungen geben möge, damit sie, anstatt ihre Unterthanen in der abscheulichen Kunst ihre lieben Nebenmenschen zu ermorden, zu unterrichten, sie dieselben lieber lehren, wie sie ihrer Brüder Leben erhalten, und ihnen dasselbe recht angenehm machen können.

Wenn dieß erst geschehen ist, dann können wir mit gutem Gewissen gegen die neuseeländischen Blauel eifern.

Von der Gottesverehrung in Barby.

Wir Menschen alle, der Herrnhuter sowohl als der Neuseeländer, der Weisse sowohl als der Mohr, sind Kinder eines Vaters, das ist der liebe Gott, der uns alle erschaffen hat, uns alle

erhält

erhält, über uns alle seine Sonne aufgehen und regnen läßt. Wie nun alle Väter grose und kleine, verständige und unverständige, Kinder haben, so hat sie der liebe Gott auch. Die grosen und verständigen Kinder erkennen die Wohlthaten, die sie genießen, und danken ihm dafür, die kleinen und unverständigen aber lassen sich immer Gutes thun, ohne dem guten Vater dafür zu danken.

Unter die großen, verständigen, Kinder Gottes rechne ich alle vernünftige, gute, Menschen, vorzüglich die Christen, die nach den Vorschriften handeln, die ihnen Jesus Christus, der Erlöser der Menschen, gegeben hat. Kleine und unverständige Kinder Gottes sind aber wohl die rohen Menschen, wie z. E. die Neuseeländer, und alle Christen, die die Sonne aufgehen, den Regen herabfallen, die Blumen blühen, die Bäume Frucht tragen sehen, und immer nicht an den guten Gott denken, der dieß alles gemacht hat.

Die grosen, verständigen, Kinder danken nun dem Vater für das Gute, das er ihnen erzeigt, die unverständigen aber thun es nicht. Von den großen, verständigen Kindern, hat nun wieder jedes seine eigne Art und Weise, wie es dem Vater seine Dankbarkeit bezeigt. Das eine drückt ihm die Hand, das andere verbeugt sich; dieses

hängt den Kopf auf die rechte, jenes auf die linke Seite. Manches umarmt ihn, und küsset ihn. Der Vater sieht auf alles dieses nicht, wohl aber darauf ob seine Kinder wirklich durch seine Wohlthaten gerührt sind.

So ist es denn auch mit des lieben Gottes Kindern. Jedes hat seine eigne Art, seinem unsichtbaren Wohlthäter seine Dankbarkeit zu beweisen. Daher sind die verschiedenen Arten des Gottesdienstes, oder besser zu reden, der Gottesverehrung unter den Menschen entstanden. Gott, der unser aller Vater ist, sieht dabey gewiß nicht auf das Aeusserliche, sondern auf die innere Gesinnung. Er sieht nicht auf das, was für Augen ist, sondern er sieht das Herz an. Für uns Menschen ist es aber immer angenehm zu sehen, auf was für mancherley Art unsere Brüder ihrem gemeinschaftlichen Vater ihre Dankbarkeit beweisen. Deswegen besuche ich gern die Gottesdienste von allerley Religionspartheyen, und nehme daran so vielen Theil, als mein Gewissen erlaubt.

Eben deswegen gieng ich auch in den Saal, wo die Herrnhuter unsern Gott verehrten. Hier fand ich nun vieles, was mir gefiel und auch vieles, was mir nicht gefiel.

Ich

Ich will euch itzo blos erzählen was mir gefallen hat.

Bey der ganzen Gottesverehrung herrschte eine bewundernswürdige Stille, und alles war dem großen Entzweck, Gott zu verehren, gemäß eingerichtet. Es ist mir oft zuwider gewesen, wenn ich in andere Kirchen und Bethäuser trat, und hörte wie der Organist auf der Orgel trallerte, als wenn er junge Leute zum Tanze aufforderte, und sahe wie die versammleten Glieder mit einander scherzten, plauderten und lachten. Beydes fiel bey dieser Gottesverehrung weg. Zum Anfange derselben spielte der Organist die Melodie von einem bekanuten Kirchengesange, vermuthlich um dadurch die versammleten Glieder der Gemeine von Zerstreuung abzuziehen, und sie auf das wichtige Geschäft, was sie vorhatten, aufmerksam zu machen. Die Glieder der Gemeine kamen alle, zur bestimmten Zeit, in den Betsaal. Die Mannespersonen und das Frauenzimmer, giengen jedes auf einen besondern, für sie angewiesnen, Platz. Jedes war still und ehrbar, niemanden sahe ich scherzen, niemanden lachen oder plaudern. Und so muß es denn freylich seyn, wenn man sich versammlet um Gott zu verehren. Menschen, die in eine Kirche oder in ein Bethaus so leichtsinnig,

wie in eine Gaſtſtube treten, verdienen zu den kleinen unverſtändigen Kindern gerechnet zu werden. Nur das kleine unverſtändige Kind hüpft muthwillig und mit bedecktem Haupte in des Fürſten Zimmer. Wie weit kleiner und unverſtändiger muß ein Menſch ſeyn, der vor Gott erſcheint, und alle Ehrerbietung gegen ihn aus den Augen ſetzt!

Einer von den Vorſtehern der Gemeine hielt eine Rede an die Verſammlung, und verlas alsdenn eine Litaney, und die Gemeine antwortete ihm. Dieß gefiel mir nun wieder. Denn, wenn der Lehrer immer ſpricht, und die Gemeine blos zuhören ſoll, ſo wird ſie nothwendig, nach und nach, ſchläfrig, da ſie hingegen immer aufmerkſam bleibt, wenn ihr erlaubt iſt, ihre Beyſtimmung durch ihre Antworten zu erkennen zu geben.

Vorhin ſagte ich, daß eine Litaney wäre verleſen worden. Ich muß euch doch alſo ſagen, was eine Litaney eigentlich ſey. Eine Litaney iſt ein Gebet, in dem man Gott um Ertheilung alles deſſen, was man zu bedürfen glaubt, anruft. Der Vorſteher der Gemeine, oder ein Theil derſelben, thut das Gebet, und die Gemeine giebt darzu entweder ſingend, oder redend ihre Beyſtimmung.

So

So hörte ich einmal in einer protestantischen Kirche beten: Für Krieg und Blutvergiessen — und die Gemeine antwortete: Behüt uns lieber Herre Gott! Und so betete denn auch derjenige, der itzo die herrnhutische Gottesverehrung besorgte, mancherley, wozu die Versammlung ihre Einstimmung gab. Z. E.

Er. Für großen Projecten
Sie. Behüt uns lieber Herre Gott!
Er. Für Confusionen
Sie. Behüt uns lieber Herre Gott!
Er. Ach daß Ismael vor dir leben sollte!
Sie. Erhör uns lieber Herre Gott!

Wißt ihr nun, was eine Litaney ist? ja, werdet ihr sagen, aber die Litaney der Herrnhuter ist doch gar sonderbar.

Sie klingt sonderbar, lieben Kinder, wenn man aber darüber nachdenkt, so ist sie wirklich nicht sonderbar, wenigstens in Ansehung der Bitten, die ich hier angeführt habe.

Laßt einmal sehen! Sie bitten: Für grossen Projecten behüt uns lieber Herre Gott! damit wollen sie ohne Zweifel sagen: lieber Gott! hilf doch, daß wir die Geschäfte, die du uns aufgetragen hast, treulich ausrichten mögen, und behüte uns, daß wir uns nicht bekümmern, um

große Dinge, die uns nicht angehen! Ist dieß nicht eine vernünftige Bitte? Denn gar viele Menschen werden dadurch unglücklich, daß sie Dinge ausführen wollen, die über ihre Kräfte gehen. Sie vernachlässigen die Geschäfte, die ihnen obliegen, und die großen Dinge, die sie übernommen haben, können sie auch nicht zu Stande bringen; so entstehen denn bey ihnen lauter Unordnungen, Sorgen und Kümmernisse. So hat schon mancher Handwerksmann, die Geschäfte, die ihm zukamen, liegen gelassen, und hat Gold machen wollen, und ist dadurch in Sorgen und Armuth gestürzt worden. Wenn er seine Arbeit treulich verrichtet hätte, so würde er sich immer so vieles Geld haben erwerben können, als er nöthig hatte: da er aber damit nicht zufrieden war, sondern durch Goldmachen große Schätze erwerben wollte, so fiel seine gewisse Einnahme nicht nur weg, sondern er setzte auch dabey das Geld noch zu, das er zuvor erspart hatte. Solche Leute haben wohl Ursache zu singen: Für großen Projecten behüt uns lieber Herre Gott!

Durch die Confusionen, um deren Abwendung die Herrnhuter Gott bitten, verstehen sie vermuthlich Verirrungen des menschlichen Verstandes. Da es nun bekannt ist, daß gar oft die Men-

Menſchen, bisweilen auch ſolche, die ſonſt ſehr klug waren, in ihrem Verſtande irre werden, ſo iſt es gewiß nicht unſchicklich, Gott zu bitten, daß er für ſolchem Unglück uns bewahren wolle. Aber was ſoll denn das heiſen, werdet ihr fragen, Ach daß Ismael vor dir leben ſollte?

Ismael wird für den Stammvater Muhammeds gehalten, der die muhammedaniſche Religion ſtiftete. Vermuthlich äuſſern alſo die Herrnhuter durch dieſe Bitte den Wunſch, daß doch Muhammeds Anhänger auch einmal möchten erleuchtet, und zur chriſtlichen Religion gebracht werden.

In ſeinem Gebete gedachte ferner der Aelteſte namentlich einiger Kranken, und bat Gott, daß er ihnen in ihrer Krankheit Geduld ſchenken, und ſie dadurch beſſern wolle. Auch dieß war lobenswürdig. Wenn unſer Gebet auch dem Kranken ſelbſt nichts nützen ſollte, ſo nützt es doch allemal uns, die wir es thun, weil dadurch unſere Liebe und Mitleiden gegen den Kranken genährt wird. Verſucht es nur einmal ſelbſt, und betet, wenn einmal jemand von eurer Familie krank werden ſollte, etwa auf folgende Art: lieber Gott! erbarme dich doch meines krankenFreundes! lindere ſeine Schmerzen, gieb ihm Geduld, und mache ihn bald wieder geſund, wenn es ihm gut iſt! da werdet ihr

es gewiß fühlen, daß ihr gegen den Kranken mitleidig werdet, werdet ihm beystehen, ihn trösten und warten, und auf diese Art erfahren, daß das Gebet für die Kranken nicht umsonst sey.

Am Ende dieser Gottesverehrung gieng die Versammlung ehrbar, ohne alles Geräusch, nach Hause, und der Organist spielte, während des Hinausgehens die Melodie von einem Kirchenliede.

Sollen wir also Herrnhuter werden?

Diese Frage wird gewiß manchen von euch beyfallen, und ich halte es also für Schuldigkeit, euch darauf zu antworten.

Rathen kann ich doch niemanden, daß er zu dieser Gemeine trete, weil die genaue Verbindung mit derselben doch auch manche Unannehmlichkeiten hat. Die Glieder derselben sind zum Exempel zum strengsten Gehorsame gegen ihre Obern verbunden, und müssen immer erwarten, daß sie nach Ost- oder Westindien, oder Astrachan verschickt werden. Sie werden dazu freylich nicht mit Gewalt gezwungen, man sieht aber doch ihre Weige-

Weigerung als Unfolgſamkeit gegen den Willen des Heylandes an. Da nun niemand gern den Vorwurf der Unfolgſamkeit haben will, ſo iſt er doch dadurch gezwungen, den Befehlen der Obern zu gehorchen.

Ferner haben ſie die Gewohnheit, in zweifelhaften Fällen zu looſen, und ſehen das Loos, das herauskommt, als einen Befehl Gottes an. Wenn ſie z. E. zweifelhaft ſind, ob ſie an einem gewiſſen Orte eine neue Gemeine anlegen ſollen oder nicht, ſo machen ſie 2 Zettel, ſchreiben auf den einen Ja auf den andern Nein, darauf fragen ſie Gott, ſollen wir an dieſem Orte eine Gemeine anlegen, und ziehen dann einen von den Zetteln heraus. Kommt Ja, ſo ſehen ſie es als ein Zeichen des göttlichen Willens an, kommt Nein, ſo betrachten ſie es als ein Zeichen des göttlichen Mißfallens.

Wenn das nun wirklich ſich ſo verhielte, ſo wäre es freylich eine gar herrliche Sache. Mir wenigſtens wäre es lieber, als eine Million Thaler, wenn ich in den vielen Verlegenheiten, in die ich gerathe, immer den lieben Gott fragen könnte, was ich thun oder laſſen ſollte? da bekäme ich gewiß immer den beſten Rath.

Aber — der liebe Gott hat ja nicht versprochen, daß er durch das Loos antworten will, wie kann ich denn also glauben, daß der Ausspruch desselben sein Wille sey? Ferner habe ich noch eine andere große Bedenklichkeit. Wenn einmal unredliche Leute unter die Obersten dieser Gemeine kommen sollten, welches doch gar wohl möglich ist, da bis itzo keine Gesellschaft von Unredlichen so ganz frey war, und selbst in der Gesellschaft Jesu Christi sich ein Judas befand, wie vieler Betrug könnte da gespielt werden! Wenn z. E. ich ein Herrnhuter wäre, ein Unredlicher unter den Obersten gönnte mir mein liebes Schnepfenthal nicht, möchte es selbst gern haben, und mich entfernen, so könnte er nur vorgeben, daß meine Gegenwart zu Sarepta im Rußischen Reiche nöthig wäre, könnte alsdenn sagen, er wolle Gott deswegen fragen, könnte auf beyde Looszettel Ja schreiben, so möchte ein Zettel gezogen werden, welcher wollte, ich müßte Schnepfenthal räumen, und nach Sarepta ziehen. Versteht ihr mich wohl?

Diese und andere Besorglichkeiten habe ich denn freylich, in Ansehung der Verbindung mit dieser Gemeine, und kann deswegen nicht dazu rathen.

Aber

Aber das will ich euch rathen, meine Lieben, daß ihr doch ja alle das Gute nachthut, das ihr bey dieser Gemeine bemerket, daß ihr euch der Arbeitsamkeit, der Ordnung, der Reinlichkeit, befleißiget, und bey öffentlichen Gottesverehrungen euch fein stille und ehrbar betraget, so wie in der Bibel steht, **prüfet alles und das Gute behaltet!**

Und nun noch eins! die Herrnhuter haben viel besonderes an sich, das ihr bey andern Menschen nicht findet: sie nehmen z. E. keinen Antheil an öffentlichen Lustbarkeiten, lieben eine sehr einfache Kleidung, haben in ihrer Religion mancherley besondere Meynungen. Deswegen müssen sie sich gar oft ausspotten lassen. So etwas **erwarte ich nun nicht von euch, lieben Kinder.** Die Herrnhuter sind unsere Brüder, die wir lieben, und uns gegen sie gefällig bezeugen, aber ja, ja, nicht sie verspotten müssen! Wenn sie auch gleich manches glauben, das ihr nicht glaubt, so verdient dieß doch keine Verspottung. Es muß schlechterdings jeder Mensch die Erlaubniß haben alles zu glauben, was ihm, seiner Meynung nach, wahr scheint, und darf in seinem Glauben auf keine Weise gekränkt werden. In verschiedenen Dingen, über welche man die Herrnhuter verspottet,

spottet, haben sie offenbar Recht! Sie fliehen z. E. das Kartenspiel, sie lieben eine einfache Kleidung — ist das des Spottes werth? Ich glaube nicht, ich glaube es verdient vielmehr Lob. Stiftet denn der Mann nicht mehr Nutzen, der seine Arbeit treulich abwartet, als ein anderer, der einen großen Theil seiner Zeit bey dem Spiele, zubringt? Wenn er auch in dieser Zeit nicht mehr Nutzen stiftete, als daß er ein Paar Schuh verfertigte: sind denn die nicht mehr werth als ein gewonnenes Spiel? Ist es denn nicht besser und vernünftiger, ein schlechtes Kleid zu tragen, das bezahlt ist, als ein theures, das man schuldig ist, und vielleicht nie bezahlen kann? Wenn es recht wäre zu spotten, wer hätte dazu wohl mehr Ursache? der, der hinter dem Leisten, oder dem Weberstuhle, oder der, der hinter der Spielkarte sitzt? der, der ein schlechtes, aber bezahltes, Kleid trägt, oder der, der in theurer Kleidung sich zeigt, die nicht bezahlt ist, und wahrscheinlich nie bezahlt werden wird? Ueberlegt doch einmal die Sache mit euren lieben Eltern und Lehrern.

Abreise von Barby, nebst einem Abentheuer.

Wir schieden nun von Barby, dankbar gegen alle empfangene Gefälligkeiten, und mit Liebe, gegen die Personen, die wir hatten kennen lernen.

Der gefällige Wirth, der uns beherberget hatte, hatte in seinem Hause eine lange Reihe von großen Gläsern stehen. In diesen befanden sich gebrannte Mandeln, Makronen, überzuckerter Kalmus, Confect und allerhand andere Näschereyen. Ich sahe sie an, und, ob ich gleich gewöhnlich dergleichen Sachen meinen Kindern und Zöglingen nicht zu genießen gebe, weil ich weiß, daß der öftere Genuß ihre Zähne und ihren Magen verderbt: so dachte ich doch, einmal zu naschen wird ihnen nicht schaden — willst halt etwas für sie kaufen, das wird ihnen Freude machen, und kaufte wirklich etliche Paquete von diesen Leckereyen.

Und nun fuhr ich ab.

Werfen Sie uns nicht um! sagte ich zu Herrn Cronberg, da ich mich in den Schlitten setzte. Da lachte er und sagte, ich sollte unbesorgt seyn. Und da fuhren wir denn fort, und freueten uns, daß die Pferde so hurtig liefen, und

und wir so bald bey die Dörfer und Bäume kamen, die wir von ferne sahen.

Es wurde da vielerley gesprochen und gescherzt, besonders machten mir die Philantropisten v. Winterfeld und Müller, nebst Herrn Cronberg, durch ihre Erzählungen und witzigen Einfälle vieles Vergnügen.

Da wir so recht freundschaftlich mit einander sprachen, so bekam unser Gespräch auf einmal eine ganz unerwartete Wendung. Wie wenn ein Officier commandirt hätte: legt euch! steht auf! legten wir uns alle auf einmal in den Schnee, stunden auf, sahen einander an, sperrten die Mäuler auf, und sagten, was war denn das?

Und da wir sagten, was war denn das? so liefen unsere Pferde mit dem Schlitten fort, dessen Kufen oben stunden.

Die Ursache von dieser schleunigen Veränderung war, weil Herr Cronberg, der sich im Fahren eine vorzügliche Geschicklichkeit erworben hatte, unglücklicher Weise in einem mit Schnee bedeckten Graben gekommen war. Dieß machte, daß der Schlitten in einem Huy umschlug und wir alle in den Schnee geworfen wurden.

Die in dem Schlitten gesessen hatten stunden fast in eben dem Augenblicke wieder, da sie gefallen

gefallen waren. Mit Herrn Cronberg gieng es aber anders. Dieser hatte so große Mühe, sich empor zu richten, daß beynahe der Schlitten über ihn weggegangen wäre, und ihn beschädigt hätte. Die Ursache davon war, weil wir, die wir im Schlitten saßen, keine Fußsäcke hatten, und also unsere Füße sogleich brauchen konnten, Herrn Cronbergs Füße hingegen sich in den Fußsack so verwickelt hatten, daß er ihn nur mit vieler Mühe los werden konnte. Begreift ihr es nun, warum ich meinen Zöglingen, bey dem Einsteigen in den Schlitten, widerrieth Fußsäcke zu nehmen?

Da stunden wir nun, ohne Pferde und Schlitten, und um uns lagen die Kissen, auf denen wir gesessen hatten, nebst Herrn Cronbergs Fußsacke. Was sollten wir nun thun? Unser Entschluß war bald gefaßt. Herr Cronberg nebst den beyden Philantropisten und dem Bedienten, den wir bey uns hatten, liefen den Pferden nach, und ich, nebst meinen Zöglingen, packten die herausgefallnen Sachen auf, und trugen sie langsam nach. Damit das Tragen keinem zu sauer würde, so theilten wir uns in unsere Lasten. Ich nahm ein Kissen, Ferdinand das andere, und Moritz den Fußsack. Und so giengen wir denn fort — etwa zehen Schritte weit. Da merkte

ich,

ich, daß Moritz sein Gesicht von mir wegwendete, und es vor mir zu verbergen suchte. Was fehlt dir Moritz? fragte ich. Nichts, war seine Antwort, und er sahe immer von mir weg. Da ich ihm aber recht in das Gesicht schaucte, da — da liefen ihm wirklich die Thränen über die Backen.

Gar geweint? fragte ich. Warum bist du so traurig? Ach, war seine Antwort, ich kann nicht weiter! der Fußsack ist mir zu schwer. So gieb ihn mir! sagte ich, nahm ihm den Fußsack ab, und wir giengen so weiter, ich und Ferdinand lachend, Moritz weinend. Die Ursache von diesem großen Unterschiede in unserm Betragen, war wohl ohne Zweifel diese, weil ich und Ferdinand uns länger gewöhnt hatten, Beschwerlichkeiten zu ertragen, und unsere Kräfte so waren stark geworden, Moritz hingegen schwach geblieben war, weil er immer ungern Beschwerlichkeiten übernahm, und sich gern alles so bequem, als möglich, machte. Deswegen rathe ich allen Kindern die ich zu sprechen bekomme, daß sie ja sich gewöhnen sollen, alle Beschwerlichkeiten, die ihnen aufstoßen, und die nicht wohl abgeändert werden können, gelassen zu ertragen. Denn dadurch werden sie stärker, die Beschwerlichkeiten, die sie treffen, werden ihnen leichter, und sie übernehmen

sie

ſie dann mit Vergnügen. Wenn Ferdinand und ich nun eben ſo weichlich, wie Moritz, geweſen wären, was hätte denn aus unſern Sachen werden ſollen? wir hätten ſie ja wahrhaftig müſſen liegen laſſen.

Da wir ohngefähr ſo eine Stunde mit einander gegangen waren, und uns ſchon gefaßt gemacht hatten, unſere Reiſe zu Fuſe zu vollenden, wurden wir, welche Freude! unſere lieben Reiſegefährden wieder anſichtig, die neben dem Schlitten ſtunden, und die Pferde hielten.

Da verdoppelten wir unſere Schritte, und Moritz, der bisher bey jedem Schritte geächzet hatte, lachte und gieng tapfer darauf los. Merkt ihr wohl, woher ſo geſchwind dieſer Muth und dieſe Kräfte kommen mochten?

Sobald wir bey dem Schlitten ankamen, fragten wir unſere Reiſegefährten, wer ihnen die Pferde aufgefangen hätte? da zeigten ſie auf einen Mann, der uns mit lächelndem, zufriednem Blicke anſahe, und ſagten: dieſer liebe Mann da hat uns wieder zu unſern Pferden, und unſerm Schlitten geholfen.

Daß wir ihm für dieſe Gefälligkeit dankten, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Ich glaubte aber verbunden zu ſeyn, ihm meine Dankbarkeit auch

thätig zu beweisen, zog daher meinen Beutel heraus, und suchte etwas Geld zusammen, um seine Gefälligkeit belohnen zu können. Und da werdet ihr wohl glauben, daß er seine Hand lächelnd nach dem Gelde ausgestreckt hätte? falsch! Er sagte, etwas unwillig: ey glauben sie denn, daß ich meinen Nebenmenschen für Geld helfe? so eine Gefälligkeit ist ja jeder Mensch dem andern schuldig.

Wirklich kostete es mir viele Mühe, ihn zu bewegen, eine Kleinigkeit, zum Beweise unserer Erkenntlichkeit, anzunehmen.

Wie gefällt euch dieser Mann? Er trug zwar nur ein Kleid von schlechtem Tuche, aber demohnerachtet frage ich, wie gefällt euch dieser Mann?

Nachtquartier bey einem braven Wirthe.

Wir setzten uns nun alle wieder in den Schlitten und freueten uns, daß wir ihn unbeschädigt wieder bekommen hatten.

Kaum waren wir aber eine halbe Stunde gefahren, so merkten wir, daß wir von dem rechten

Wege abgekommen waren. Die Nacht fiel ein, die Kälte nahm zu, und der Schnee blendete unsere Augen. Wir waren wirklich also in einiger Gefahr, die Nacht unter freyem Himmel zubringen zu müssen. Vielleicht wäre es auch geschehen, wenn wir hätten wimmern, die Hände ringen, oder gar weinen wollen. Denn da hätten wir ja uns nicht helfen können, und wer hätte uns sonst helfen sollen? der liebe Gott? ja der ist immer zu unserer Hülfe bereit, wenn wir uns selbst, so gut als möglich, zu helfen suchen, und unsere Kräfte, zu unserer Rettung, nicht mehr hinreichend sind. Wenn wir aber unthätig die Hände in den Schoos legen, und winseln, können wir da wohl von dem lieben Gotte verlangen, daß er um unsere Trägheit zu befördern, ein Wunder thun soll? da wir dieß nicht erwarteten, so hielten wir es für besser, unsere eigenen Kräfte erst zu brauchen. Deswegen beschlossen wir, daß wir uns in 3 Theile theilen wollten, der eine Theil sollte bey Herrn Cronberg auf dem Schlitten bleiben und langsam fortfahren, der andre sollte rechter Hand, der dritte linker Hand, in einiger Entfernung vom Schlitten, doch immer so gehen, daß er den Schlitten nicht aus den Augen verlöre; wer nun zuerst einen Menschen fände, der sollte

sich bey ihm nach dem Wege erkundigen, und, wenn er ihn erfahren hätte; den andern zurufen, daß sie auch zu ihm kämen. Kaum hatten wir in dieser Ordnung etwa eine Viertelstunde unsern Marsch fortgesetzt, so wurde rechter Hand gerufen: Heda! Heda!

Sogleich schlugen wir uns rechter Hand, und und fanden das Corps, das diesen Weg genommen hatte, mit einem Bauer im Gespräche begriffen, der die Gegend zeigte, nach der wir reisen müßten, wenn wir Zerbst erreichen wollten.

Wir folgten seinem Rathe, erreichten bald eine gebahnte Straße, die nach Zerbst zuführte, und fuhren auf derselben nun getrost fort.

Unterdessen wurde es so dunkel, daß wir kaum noch einen Schritt vor uns sehen konnten. Wir fuhren demohnerachtet getrost drauf los, weil wir alle wünschten, jemanden umarmen zu können, von dem ich bald etwas mehreres sagen werde.

Da es nun so recht scharf drauf los gieng, da sprang ein armes Weib, aus dem Wege auf die Seite, das einen Korb auf dem Rücken hatte, um damit ihr Zimmer zu erwärmen. Das war gut, das sie auswich! sonst hätten wir sie wirklich umgefahren, weil wir, wegen der Dunkelheit fast gar nichts mehr vor uns sehen konnten!

Was

Was das wohl für ein Jammer für uns alle würde gewesen seyn, wenn wir einem armen Weibe das Leben geraubt, oder ihr wenigstens auf etliche Wochen Schmerzen gemacht hätten. Wißt ihr wohl, was sie bewegte, auf die Seite zu springen? Es waren die Schellen, mit welchen unsere Pferde behänget waren. Durch das Geklingel derselben war das arme Weib errinnert worden, daß ein Schlitten in der Nähe sey, und sie also ausweichen müsse.

Ich machte meine Zöglinge darauf aufmerksam, und sie sahen nun ein, wozu die Schellen nützten, womit die Schlittenpferde pflegen behangen zu werden. Die Schlitten nämlich, mit denen man oft, zu seinem Vergnügen, des Abends zu fahren pflegt, gehen ganz sanft, ohne alles Geräusch, und auch die Pferde hört man nicht, weil sie immer in den weichen Schnee treten. Fährt man hingegen mit andern Fuhrwerk, so verursacht das Knarren der Räder immer einiges Geräusch, und errinnert die Reisenden, daß sie ausweichen müssen. Wenn man also die Schlittenpferde nicht mit Schellen behängte, so würde mancher Reisende durch Schlitten umgeworfen werden.

So lächerlich also auch die Gewohnheit scheint, die Schlittenpferde mit Schellen zu behängen, so

ist sie doch, wie ihr wohl seht, sehr nützlich. Man darf also wohl nicht alles für lächerlich erklären, was, bey dem ersten Anblick, lächerlich scheint.

Itzo kamen wir nun in Zerbst an, und da die Frage aufgeworfen wurde, wo wollen wir nun einkehren? so riefen alle einstimmig — bey Herrn Sintenis. Denn wir alle kennten ihn, als einen redlichen, gastfreyen Mann, und als unsern Freund.

Da wir bey ihm abtraten, so empfieng nicht nur er, sondern auch seine ganze Familie, uns sehr freundschaftlich.

So wie wir einander die ersten Freundschaftsversicherungen gemacht hatten: sagte Herr Cronberg, es sey wohl nöthig, daß wir nach den Sachen sähen, die wir in den, im Schlitten befindlichen, Kasten gepackt hätten. Wir thaten es, und fanden, daß die Näschereyen, die wir in Barby eingekauft hatten, alle noch unversehrt da waren, daß aber ein Paquet Kleidungsstücke, das dem Herrn Cronberg gehörte, verloren gegangen sey.

Wenn nun das manchem von euch, lieben Kinder, begegnet wäre, so würde es wohl gewinselt oder gar geweint haben. Herr Cronberg that aber keines von beyden, sondern sagte: das Pa-

Paquet muß wieder bey! Meine Zöglinge erstaunten, da er dieß sagte, und konnten gar nicht begreifen, wie das möglich wäre. Er aber blieb bey seiner Meynung und sagte: das Paquet muß wieder bey, rief den Bedienten, sagte ihm, es wäre ein Paquet verloren gegangen, das müsse wieder bey, er solle nur der Straße nachgehen, durch welche der Schlitten gegangen wäre, so würde er es gewiß finden; und wenn er es fände, so solle er eine gute Belohnung bekommen.

Der Bediente gieng ab, und — da wir einige Stunden auf ihn gewartet hatten, kam er wieder, hatte das vermißte Paquet unter dem Arme, und erhielt die versprochene Belohnung. Da begriffen meine Zöglinge, daß der Mensch, der nachdenkt, und seine Kräfte braucht, gar vieles möglich machen könne, was unmöglich zu seyn scheint. Unter der Zeit, daß der Bediente abwesend war, wurden wir vom Herrn Sintenis, und seiner liebenswürdigen Familie, auf eine sehr angenehme Art unterhalten.

Meine Zöglinge vergnügten sich durch ein Spiel, mit des Herrn Sintenis Kindern, welche alle gesund und munter waren, aus allen ihren Handlungen Frölichkeit und Unschuld blicken liesen, und so bewiesen, daß sie von ihren Eltern

eine vortrefliche Erziehung müßten erhalten haben. Unter ihnen befand sich ein Knabe, der den andern nicht recht ähnlich sahe. Ich erkundigte mich deswegen in der Stille, ob dieser auch Herrn Sintenis Sohn sey? und erfuhr, es sey nicht sein Sohn; sein Vater wäre gestorben, und Herr Sintenis habe ihn deswegen zu sich genommen, um ihn mit seinen eignen Kindern zu erziehen und unterrichten zu lassen. Daraus könnt ihr leicht urtheilen, was für eine Gesinnung dieser redliche Mann habe!

Die Erwachsnen unterhielten sich unterdessen mit Herrn und Frau Sintenis, welche verschiedenes sagten und erzählten, woraus ihr ihre vortrefliche Gesinnung noch besser würdet erkennen können. Da ich aber schon gesagt habe, daß es unbescheiden sey, alles abdrucken zu lassen, was Freunde in der Vertraulichkeit mit einander sprechen, so trage ich Bedenken es euch alles zu erzählen. Etwas muß ich euch aber doch von diesem braven Manne sagen, weil es vorzüglich lehrreich, und auch in der Welt schon bekannt geworden ist.

Er ist Prediger zu Zerbst. Und als Prediger sorgt er nicht nur dafür, daß seine Zuhörer durch seine Predigten unterrichtet werden, sondern daß sie auch Unterhalt für ihren Leib haben mögen. Dieser fehlte sonst vielen. Es war noch

keine

keine rechte Anstalt zur Verpflegung der Alten, Kranken, Dürftigen und Verwaisten da. Unverschämte Müßiggänger giengen auf den Straßen umher, und zwangen, durch ihr Betteln, die Begüterten, ihnen Almosen zu reichen. Die wirklich Armen aber verschmachteten beynahe auf ihren Lagern, weil sie entweder nicht Kräfte genug hatten, um auszugehen, und ihre Noth ihren Nebenmenschen bekannt zu machen, oder, weil sie zu bescheiden waren, andern mit ihren Klagen beschwerlich zu fallen. Wenn also Herr Sintenis ausgieng, um die Kranken zu besuchen und zu trösten, so fand er gar vielmal solche, die ohne Wartung und Pflege auf bloßem Strohe lagen, und fast erfroren und verhungerten, unterdessen, daß ihre Mitbürger im Ueberfluß lebten.

Dieß jammerte nun dem redlichen Sintenis sehr. Er hielt deswegen einmal eine sehr nachdrückliche Predigt, in der er seinen Zuhörern die große Noth ihrer armen Mitbürger lebhaft vorstellete, und sie wehmüthig bat, derselben auf das baldigste abzuhelfen. Dadurch wurden alle Anwesende zum Mitleiden bewegt, legten sogleich Geld zusammen, brachten es ihm, und baten ihn, die Nothleidenden zu unterstützen. Diese Predigt ließ er nun drucken, verkaufte sie, gab das

Geld, das er dafür bekam, ebenfalls den Armen, und bewegte auch viele Auswärtige, die diese Predigt lasen, ihm Beyträge einzuschicken. Dieß machte ihm Muth noch mehr zu thun. Er brachte es nun so weit, daß in Zerbst alle Betteley abgestellt wurde, und that sehr wohl daran. Denn in einer Stadt und in einem Lande, wo eine gute Einrichtung ist, darf durchaus kein Bettler seyn. Wer gesund ist muß durch Arbeit sein Brod verdienen; und die wirklich Elenden müssen durch die Wohlthätigkeit ihrer Mitbürger verpflegt werden, ohne daß sie nöthig haben, erst um ihre Unterstützung zu betteln. Er that noch mehr, er brachte es dahin, daß sein Fürst und seine Fürstin, seine Mitbürger, und Auswärtige so viel zusammenlegten, daß nun eine ordentliche Anstalt konnte errichtet werden, von welcher die wirklich Elenden Almosen und Verpflegung, die Armen, aber gesunden, Arbeit und Bezahlung dafür, und die dürftigen Reisenden ein Zehrgeld bekommen.

Gott wird ihn dafür segnen und es seinen Kindern wohl gehen lassen.

Euch aber, meine lieben Leser, errinnere ich nochmals, wie viel ein guter thätiger Mensch zu thun vermöge, wenn er die Sache nur ernstlich angreift. Wie viele hundert Elende werden nun

nach

nach und nach in Zerbst, Brod und Erquickung erhalten, wie viele Müßiggänger genöthigt werden, ihre Kräfte auch anzuwenden, um für ihre Nebenmenschen etwas Nützliches zu arbeiten! Und wer ist davon die erste Ursache? Sintenis.

Wünscht ihr nicht alle eben so viel Gutes stiften zu können?

Nun da will ich es euch denn sagen, wie ihr es anfangen müßt! lernt in der Jugend recht viel Gutes und Nützliches, so werdet ihr im Stande seyn, nicht nur euch, sondern auch andern zu helfen. Seht euch alsdenn um nach Leuten, die eurer Hülfe bedürfen. Diese werdet ihr zu allen Zeiten, und an allen Orten finden, weil es zu allen Zeiten, und an allen Orten Kinder giebt, die ihre Eltern zu früh verloren, und Unglückliche, die durch Krankheit, Gebrechlichkeit, Alter, und andere Unfälle auser Stand gesetzt wurden, sich selbst zu ernähren. Findet ihr sie: so sucht ihnen zu helfen, so gut ihr könnt, und seyd ihr es nicht im Stande, so macht ihre Noth andern bekannt. Es giebt in des lieben Gottes Welt gar viele gute Menschen, die gern helfen, sobald sie es erfahren, wer ihrer Hülfe bedarf? Wie können Sie aber helfen, wenn ihnen diejenigen unbekannt bleiben, die ihrer Hülfe bedürfen. Dadurch werdet

den,

ihr im Mitleiden und in der Thätigkeit geübt werden, das Vergnügen des Wohlthuns schätzen lernen und so nach und nach rechte brave und thätige Leute werden.

Abschied von dem braven Wirthe und Ankunft in Dessau.

Nachdem wir den Abend unter sehr vergnügten Gesprächen hingebracht hatten, verfügten wir uns in die Betten, die unsere liebe Wirthin für uns hatte bereiten lassen, und schliefen sehr sanft, weil wir von Barby bis Zerbst unsre Betten recht gut aufgeschüttelt hatten.

Sobald der Morgen anbrach stunden wir auf. Wir fanden, bey unserm Aufstehen, ein sehr gutes Frühstück bereitet, genossen es, dankten für alles empfangne Gute unserm lieben Wirthe, und unserer gefälligen Wirthin, setzten uns in den Schlitten, und fuhren rasch nach Dessau zu.

Das erste Merkwürdige, was uns aufstieß, war ein Teich, an dessen Rande eine Säule errichtet war, die so aussahe, wie ein Galgen, an den man die Soldaten, ihrer Verbrechen wegen,

zu hängen pflegt. Was ist denn das? fragte einer von meinen Zöglingen. Was wird es denn seyn? antwortete der andere, ein Galgen. Und warum, fragte ich weiter, möchte wohl dieser Galgen da stehen? doch wohl, antwortete Jemand aus der Gesellschaft, um diejenigen daran zu hängen, die Fische stehlen.

Ey sagte ich, da muß doch die Regierung in Zerbst sehr grausam seyn, wenn sie die Menschen gleich aufhängen läßt, die aus Unbesonnenheit einige Fische entwenden.

Da sahen denn meine Zöglinge ein, daß diese Säule wohl kein Galgen seyn möchte, riethen hin und her, und brachten am Ende heraus, daß diese Säule wohl da sey um etwas daran zu hängen, aber etwas ganz anderes, als Menschen. Wißt ihr wohl was?

Bald darauf kamen wir bey ein frisches Aas von einem Pferde, auf welchen gegen hundert Raben saßen, und davon ihr Frühstück hielten. Dieß schien etwas Alltägliches und gar nichts Merkwürdiges zu seyn. Wir erinnerten uns dabey aber doch an die Güte und Weisheit des lieben Schöpfers, der alles in der Welt so einzurichten weis, daß dadurch das Beste seiner Geschöpfe befördert werde. Der Tod dieses Pferdes war

war nicht nur dem Pferde selbst nützlich, weil es dadurch von den mühsamen Arbeiten befreyet wurde, mit welchen man es zeither plagte, sondern es nützte auch so vielen armen Raben, die bey dem Froste und Schnee, mit welchem die Erde bedeckt war, wohl oft Noth leiden mußten, und die doch ihres Unterhalts werth waren, weil sie im Sommer so viele schädliche Thiere vertilgen, und die Erde von den Aesern reinigen, deren unangenehmer Geruch den Menschen leicht schädlich werden könnte.

Unter dergleichen Betrachtungen kamen wir nun in Dessau an.

Meine liebe Kleinen stürzten uns aus dem Hause entgegen, sobald sie den Schlitten erblickten, umarmten uns und freueten sich über unsre Zurückkunft.

Manche fragten auch: hast du uns etwas mitgebracht, lieber Vater? da theilete ich denn ihnen etwas von den Näschereyen mit, die ich für sie eingekaufet hatte. Das Mehreste behielt ich aber zurück, um es bey den Spielen auszutheilen, die ich bisweilen in den Winterabenden mit ihnen anzustellen pflege. Denn wenn ich ihnen alles, auf einmal hätte geben wollen, so hätten sie ja leicht zuviel davon essen, und so ihre Gesundheit verderben können.

Reise von Schnepfenthal
nach
Gotha, Langensalza, Mühlhausen, und Eisenach.

Veranlassungen zu dieser Reise.

Unsere Gesellschaft hatte sich 1785 im Sommer sehr ansehnlich vermehret. Zu den zwey Zöglingen, die ihr im ersten Theile dieser Reisen habt kennen lernen, waren noch acht andere hinzugekommen; und wir Erwachsene hatten uns mit einigen Freunden verbunden, die uns alle diese Kinder erziehen und unterrichten helfen sollten. — Wir hatten nunmehro drey Monate zusammen gelebt, vielerley gelernt und gelehret, gearbeitet und gethan. — Den ganzen Sommer hindurch hatten wir beynahe beständiges Regenwetter gehabt, konnten also nicht so viel als sonst, von den Vergnügungen dieser Jahreszeit geniessen. Inzwischen hatten indessen unsre neuen Ankömmlinge ein grosses Verlangen bezeigt, auch einmal so zu reisen, wie jene zwey älteren Zöglinge; wir beschlossen also, zumal da die Witterung gegen Ende Sep-

tembers etwas beständiger werden zu wollen schien, uns dieſes angenehme und nützliche Vergnügen zu machen. Reiſen wollten wir, das war beſchloſſen. Aber nun, wohin? — da wir überlegten, daß wir einige wichtige Arbeiten unterbrechen mußten, und noch einige andere nöthige Geſchäfte bald hier zu Hauſe zu verrichten hatten; ſo durften wir an eine weite Reiſe nicht denken. Wir nahmen uns daher vor, diesmal in der Nähe zu bleiben und nur einen Theil unſrer Gegend zu durchſtreichen — und da fiel dann wieder die Wahl auf die nördliche Seite unſrer Landſchaft, in welcher obengenannte Städte liegen, unter mancherley Gründen auch deswegen, weil wir auf dieſem Wege viele uns ſehr werthe Perſonen beſuchen konnten, die uns ſchon längſt auf das freundſchaftlichſte eingeladen hatten. — Nun war nichts wichtiger, als Eilboten nach Gotha zu ſenden und uns dort ein halbes Dutzend Kutſchen und eben ſo viel Poſtzüge zu beſtellen. — Meynt ihr das? Wir wollen hören!

Verabredungen und Anſtalten zur Reiſe.

Ihr wiſſet nun ſchon, daß ſich unſere Geſellſchaft hier anſehnlich vergrößert hatte. Unſrer waren Groß und Klein zuſammengerechnet 25. Die Frage war: Wollen wir alle reiſen? daß jedes wünſchte, Theil an unſerm Vergnügen zu nehmen, war wohl gewiß; aber eben ſo gewiß ſahe auch jedes ein, daß es nicht nur ſehr viel koſten, und äuſſerſt beſchwerlich ſeyn, ſondern daß auch ſehr viel Schaden entſtehen würde, wenn wir alle reiſen und niemanden zurück laſſen wollten, der indeſſen die Aufſicht über unſere Häuſer, Güter, Gärten und die ganze Wirthſchaft führte. Viel Geld war zur Reiſe nicht da, und ſo viele Kutſchen und Pferde zu bezahlen hätte es gar nicht hingereicht. — „Etwas freyer und ungebundner einmal zu leben, als zu Hauſe, wo der Vielen wegen, ſtrenge Ordnung durchaus nöthig iſt, war eine von den Abſichten unſrer Abreiſe; und doch hätten wir auf die Weiſe nicht unſere eignen Herren ſeyn können, ſondern Wagen, Pferde und Poſtillion wären unſere Gebieter geweſen. — Wir

wollten auch alle unsere Körperkräfte in fleißige Uebung und gesunde Bewegung setzen; aber im Wagen hätten wir wieder sitzen müssen und eben weil wir des Sitzens müde waren, gedachten wir ja zu reisen. Und so noch tausend andre Unbequemlichkeiten! — Um allen diesen Hindernissen mit einemmale abzuhelfen, entstand also eine andre Frage: Wer will zu Fuse mit reisen? — da zeigte sich es nun gleich, daß achte von uns noch zu schwach, zu klein und ungeübt wären eine Fußreise auszuhalten. Da diese nun aber beynahe alle noch weiblicher Pflege und Vorsorge bedurften, größtentheils aber auch schon durch mannigfachen Unterricht täglich beschäftigt wurden! so mußten nicht nur unsere erwachsnen Frauenzimmer, sondern auch einige Lehrer zu Hause bleiben, über deren Auswahl das Loos entschied; und so schmolz unsere Reisegesellschaft bis auf 11 zusammen, unter denen sich sieben Zöglinge befanden. Wir eilfe hatten nun nichts eifriger zu thun, als uns reisefertig zu machen. Da wir zu Fuße reisen wollten, so gehörte dazu, vor allen Dingen ein Examen über die Haltbarkeit unserer Schuhe und Stiefeln anzustellen. Bey der Gelegenheit wurden zugleich die übrigen Kleidungsstücke durchgesehen und in den bestmöglichsten Stand gesetzt.

Um

Um desto leichter fortkommen zu können, wurden zum Reiseanzug kurze Kamisöler gewählt — die guten Kleidungsstücke in einem Koffer gepackt und für den Regen Ueberröcke mitgenommen. — Zum Fortbringen dieser Sachen und auf den Nothfall, wenn wir etwa einen Maroden oder gar einen Kranken bekämen, hatten wir aus dem benachbarten Dorfe einen Fuhrmann; mit einem einspännigen Chaisgen gemiethet. — Ferner hatte sich jeder ein Octavbüchelchen eingebunden, (denn unsere Kinder binden sich ihre Bücher selbst) worin einige Reiselieder, zum Singen unterwegens einige Tage vorher eingeschrieben wurden. Zwey davon werden euch aus Campens Kinderbibliothek bekannt seyn; das dritte aber von Goekingk werdet ihr bald kennen lernen. — Ein Paar Zöglinge hatten sich auch mit kleinen Jagdtaschen versehen, worinn die Liederbücher nebst etwas Reiseproviant verwahrt wurden. — Auch unterliessen wir nicht vorher, erst auf der Generalcharte von Deutschland, dann auf den Specialcharten der beyden Herzogthümer Eisenach und Gotha uns fleißig umzusehen, um unsere Marschroute kennen zu lernen und nicht etwa nach Süden zu gehen, da wir nach Norden hin wollten. — Die Schreibtafeln waren gereinigt,

die Bleyſtifte geſpitzt und der gewünſchte Morgen des erſten Oktobers kam.

Früh geſattelt, ſpät geritten.

Morgens 6 Uhr war alles marſchfertig. Wohlgewaſchen, wohlgekämmt, wohlbekleidet, wohlgerüſtet, wohlverſehen mit Speiſe und Trank, erwartete das kleine Volk ſehnlichſt das Zeichen zum Aufbruch. Es wartete und wartete und um 7 Uhr war noch alles beym Alten. Es wartete und wartete und um 8 Uhr waren wir noch an Ort und Stelle. Es wartete und wartete und um 9 Uhr waren wir noch nicht weiter. — Hier, ihr lieben kleinen Leſer, haltet ein wenig, und ſagt uns doch, ob ihr im Stande geweſen wäret, auf ein auſſerordentliches Vergnügen, das ihr ſchon mehrere Tage mit großem Verlangen erwartet hattet, und das euch nun um 6 Uhr beſtimmt und verſprochen war — drey ganzer Stunden ruhig zu warten? — ohne ungeduldig, ohne mißvergnügt zu werden? — Könnt ihr es, ſo haltet

das

das für ein sicheres Kennzeichen, eines guten Kindes und freuet euch, das ihr gut seyd; könnt ihr es nicht, o so übt euch ja in der Geduld — bleibt gelassen, wenn ihr etwa das später bekommt, was ihr früher wünschtet, — bleibt ruhig, wenn oft eure Wünsche gar nicht erfüllt werden — übt euch Dinge die ihr gern hättet, wenn ihr sie habt, noch länger zu entbehren, legt z. B. euer Stück Kuchen, das ihr schon, ehe es euch geschnitten wurde, mit den Augen verschlanget, von freyen Stücken hin und wartet eine ganze, lange Weile, ehe ihr es verzehret; so werdet ihr Geduld lernen und dann auch zu den guten Kindern gehören, die man liebt und gerne hat.

Unsere Zöglinge bewiesen sich ganz verständig und warteten ruhig auf unsern Fuhrmann, der durch einige Hindernisse abgehalten, erst so spät kam. Sie überzeugten sich bey der Gelegenheit, wie viel schlimmer es uns hätte gehen können, wenn wir gar noch mehrere Kutschen gebraucht hätten, da uns dies eine Fuhrwerk schon um 3 Stunden zurückgesetzt hatte. O! zu Fuße! zu Fuße! da ist man sein eigner Herr! rief Stephan und alle stimmten bey.

Die Reise gehet vor sich.

Etwas weniger frölich vielleicht als drey Stunden früher, aber doch ganz heiter, ergriffen wir unsern Wanderstab, nahmen herzlichen Abschied von unsern zurückbleibenden Freunden und wanderten fort. Die Witterung war vortreflich, und die Luft eher etwas frisch, als warm, welches uns ganz erwünscht war. Besonders aber freuten wir uns, daß keine Dünste unseren Blicken die Schönheiten der Natur verschlossen. Die Liebe zu unserm eben verlaßnen Aufenthalte, wendete bald unsere Blicke rückwärts, da wir auf einer kleinen Anhöhe gekommen waren. Da sahen wir denn hinter uns gegen Süden die ganze Kette von Gebürgen, an deren Fuße Schnepfenthal, besser rechts auf einer Anhöhe unser neues Gebäude und eine halbe Stunde weiter die Stadt **Waltershausen** liegt, über welche oben auf einer Bergspitze Schloß **Tenneberg** stolz hervorragt. Aber so wie der Große immer einen Größern über sich findet, so war auch hier das hohe **Tenneberg** gegen den **Inselsberg**, welcher noch 4 Stunden weiter nach Süden liegt, wie nichts zu vergleichen. Der breitete sich nun in seiner ganzen Majestät

feſtät vor unſern Blicken aus, und lag wie ein Großvater mitten unter ſeinen Kindern und Enkeln da. Er iſt nicht allein in Thüringen, ſondern überhaupt in Deutſchland einer der höchſten Berge. Den berühmten Blocksberg oder Brokken kennet ihr alle, doch ſoll er noch 100 Fuß höher ſeyn, als dieſer. Er hat hauptſächlich 3 Erhöhungen oder Rücken, deren mittelſter der höchſte iſt, auf welchem ein Haus hingeſetzt iſt zur Bequemlichkeit derer, welche den Berg beſteigen wollen. Dies geſchiehet ſehr häufig. Wohl 10 : 12 Stunden weit kommen Perſonen, beſonders im Sommer, wenn der längſte Tag iſt, um auf dem Inſelsberge die Sonne aufgehen zu ſehen. Da ſiehet man dann auf der einen Seite ſchon wieder die Morgenröthe, wenn auf der andern der letzte Schimmer des Abendroths noch ſichtbar iſt. Das muß ein prächtiges Schauſpiel ſeyn! Etliche von uns haben das Vergnügen deſſelben ſchon genoſſen. Wir übrigen haben uns daher vorgenommen, den nächſten Sommer auch dieſen Rieſenberg zu erklettern und was wir da erfahren, wollen wir euch treulich wieder erzählen. — Wir in Schnepfenthal geben ihm auch noch einen andern Namen, wir nennen ihn unſern Wetterpropheten. Wie

brauchen kein Geld für Barometer und Wettergläser auszugeben; der Gott der Natur hat in ihm den prächtigsten und sichersten Barometer hingesetzt. Nur zeigt er gerade umgekehrt Wetterveränderungen an. Wenn das Queckſilber in den Barometern steigt; so wird schönes Wetter. Wenn auf dem Inſelsberge Dunſt und Nebeldampf in die Höhe steigt; so bekommen wir Regen und unfreundliche Witterung. Iſt er hell; so haben wir helle, reine Luſt. Noch letzthin erfuhren wir die Wahrheit seiner Prophezeihungen auf eine merkwürdige Art. Wir hatten eine kleine Reise in die Nachbarschaft gemacht und hatten Morgens das schönste Wetter — die Luſt war ein reines Blau von keinem Wölkchen getrübt — die Sonne stralte hell und warm, alles freute sich des herrlichen Wetters. Einer von uns aber sahe nach den Inſelsberg und entdeckte mit seinem scharfen Auge ein kleines, fast unbemerkbares Dunſthäufchen, prophezeihete gegen alle Wahrscheinlichkeit und allem Proteſtiren ohnerachtet unfreundliches Wetter — und siehe da! gegen Mittag erhub sich ein heftiger Wind, und jagte so viele Regenwolken zuſammen, daß wir wohl durchnäſſet nach Hauſe kamen. Auch itzt war unſer Berg mit Wolken umhüllt, wir machten uns daher auf

Muth

Muth und Entschlossenheit gefaßt, Beschwerlichkeiten zu ertragen.

Noch mehr Blicke in das große Naturaliencabinet der Welt.

Kinder! das Vergnügen gehet über alles, in der freyen Natur zu wandeln! Wo man nur den Blick hinwendet, empfindet man Vergnügen! Ueberall lebet und webet, Mannigfaltigkeit und Schönheit, Ordnung und Pracht, Fleiß und Thätigkeit! Hier sahen wir den schüchternen Hasen behende aufspringen und mit gespitzten Ohren, vom Hunde des friedfertigen Schäfers verfolgt, über Felder, Wiesen, Gräben und Reine in den Wald flüchten! — dort den Schäfer mit einer Schippe voll Erde seine ganze Heerde regieren — dort vom Klee einen grünen Teppich ausgebreitet — dort ein vor kurzem noch grünes Gefilde, gelb gebleicht — dort ein nacktes Feld in seiner schwarzen Blösse — dort den geschäftigen Schnitter bereit einen fruchtreichen Acker seiner Bürde zu entladen — dort die Aehren in Reihen gebreitet —

dort

dort die Reihen in Garben gethürmt — dort den mit Garben beladnen Wagen. „Dort" fieng auf einmal Martin bey Erblickung eines Teiches an zu singen:

Dort strömt ein fischereicher Fluß,
Dort spiegeln helle Seen,
Schaut da des Menschen Kunst! Sein Fuß,
kann sicher sie begehen.

Christian fuhr fort, da wir eben auf einem Standpunkte kamen, wo sich die Aussicht ungemein verschönerte und erweiterte:

Schaut um euch die Natur! wie schön
glänzt sie nicht überall!
In vollen Feldern, reichen Höh'n,
in Wiese, Wald und Thal!

Unsere Aussicht war in der That sehr schön, aber sie ward noch lebendiger und erhabner. Lebendiger durch den Anblick vieler Dörfer die uns jetzt sichtbar wurden. Zur rechten: Kumbach, Schönau und Ernstrode; zur linken: Waldswinkel, Hörselgau und Lauche; vor uns das gothaische Schloß; hinter uns der Thüringer Wald. So wird die ganze zusammenhängende Berg- und Waldkette in deren Mitte der Inselsberg wie ein König hervorragt, genannt.

Der

Der Bemerkungsgeiſt wird rege.

Der Anblick und Genuß der freyen Natur erweitert das Herz und belebt den Geiſt. Das erfuhren wir itzt. Die Geſichter der Kleinen wurden frölicher, verdoppeltes Leben kam unter ſie und die Zunge ward geſchwätzig. Man ſahe mehr als ſonſt, und alles mit andern Augen an. Man bemerkte und wußte von Dingen zu erzählen, von denen ſich nichts ſonderliches ſagen zu laſſen ſchien. Das war eine Folge unſers Unterrichts! Unſere erſte Schule hier, wird nämlich drauſſen unter freyem Himmel gehalten. Jede Pflanze, jedes Thier, jedes Produkt beſchauen wir ſelbſt, lernen am Dinge ſelbſt, was es ſey, wie es entſtehe, was es nütze, ſeine Eigenſchaften, ſeine Aehnlichkeiten, ſeine Verſchiedenheiten von andern Dingen, ſeinen Namen, ſein Geſchlecht und ſeine Gattung. Kommen daher unſere Kinder hinaus in's Freye; ſo iſt's als kämen ſie in eine Geſellſchaft lauter alter guter Freunde und Bekannten. Sie freuen ſich dieſe Bekannten wieder zu finden. Sie ſehen ob ſie geblieben ſind wie ehedem, ob ſie ſich verändert haben. Sie entdecken wohl neue Merkwürdigkeiten an denſelben, und haben darüber ei-

ne eben so große Freude, als wenn wir an einem guten alten Freunde noch eine neue Geschicklichkeit entdecken, die wir vorher noch nicht an ihm kannten. Da nun die Natur so mannichfaltig in ihren Erscheinungen, so unermeßlich in ihren Schätzen ist; so müssen nothwendig, ihre an sie gewöhnten und mit ihr bekannten Freunde und Verehrer, bey ihr immer angenehmen Zeitvertreib und nützliche Beschäftigung finden. Daher denn auch jetzt, da wir mitten in ihrem Tempel wandelten, überall Bemerkungen gemacht wurden. Martin bemerkte: Wie weise richtete Gott die Natur ein, daß sie nur dem ihre Schätze giebt, der mit unermüdetem Fleisse ihren Boden bearbeitet. Wenn die Fruchtkörner so von selbst wie Regentropfen sich auf den Boden sammelten, wie sehr würde dann der guten Landleute Leben durch Langeweile verbittert werden! Aber jetzt rasten die Glücklichen nicht, sie schmecken das große Vergnügen der Arbeit und lassen uns wieder die Früchte ihres Schweisses geniessen. Wie sehr verdienen sie als unsre nützlichsten Nebenmenschen alle unsere Liebe und Achtung! — Andreas nahm sich vor, auf dieser Reise die Produkte unserer Gegend zu sammlen und machte mit Rocken, Gerste, Flachs und Haser den Anfang. Severin blieb vor einer

ner Tongrube stehen, aus welcher der Ziegelbrenner zu Waltershausen seinen Ton holt. Dabey wiederholte uns denn Severin seine Kenntnisse, die er sich bey demselben erworben hatte, z. B. daß der Ton allein nicht hinreiche Ziegeln daraus zu verfertigen; sondern er müsse mit Sand und Wasser wohl vermischt und einigemal durchgeschnitten werden, damit die Steine davon kämen. — Dieses Gemengsel würde dann in Ziegel geformt, an der Luft getrocknet und nun erst im Ofen gebrennt. Er machte uns auch mit einigen Arten der Ziegel bekannt: z. B. Ochsenzungen, breite Ziegeln, Hohlziegel und Forstziegel, von dem allem noch viel gesprochen wurde, welches zu wiederholen, hier zu weitläuftig seyn würde. Stephan bemerkte, daß nach Michaeli das Feld bey weitem noch nicht leer war. Hier zu Lande ist im Augustmonat gewöhnlich die Zeit der Erndte, daher er auch der Erndtemonat heißt; denn weiter nach Süden zu, in wärmeren Gegenden Deutschlandes z. B. in Franken und Schwaben, wird wohl schon im Julius die Erndte angefangen. Freylich sind nun Gerste und Haser die letzten Kornfrüchte die man zu schneiden pflegt, doch war es etwas ungewöhnliches, ausser einer beträchtlichen Menge derselben, noch Rok-

ken

ken und Waitzen am 1. Oktober auf dem Felde zu sehen. Die Ursache lag wohl an dem beständigen trüben Regenwetter, welches den ganzen Sommer über gedauert hatte. Der helle Sonnenstral konnte die Frucht nicht reif dörren. Wenzel machte uns auf das eigenthümliche der thüringer Bauerntracht aufmerksam. Sie tragen fast alle über ihre Kleidung weisse Ueberhemden nach Art der Fuhrleute und schwarzlederne Käppchen auf dem Kopfe. Dies gilt besonders von den Bewonern des thüringer Waldes. Diese müssen beständig in Bergen und engen Hohlwegen herumfahren und wandern. Ihre Kleidung ist also weit mehreren Beschädigungen ausgesetzt, als wenn sie in einer Ebne lebten. Sie verhüten dies durch die Ueberhemden, welche ihre Kleidung nicht allein bedecken, sondern auch bey schlechtem Wetter reinlich erhalten; indem sie, wenn sie zu Hause kommen, nur ihr beschmutztes Ueberhemde abwerfen dürfen, welches sehr leicht wieder rein gewaschen werden kann. Jetzt kamen wir an eine Breite Flachs, welcher nicht hoch gewachsen war. Da erhub sich ein Streit. Einige meynten dieser Flachs sey schlechterdings gar nicht mehr zu brauchen, und wenn auch plötzlich das wärmste, schnellste Wetter einfiel;

fiel; denn er müßte ja noch einmal so hoch wachsen und dazu reiche auch der schönste Herbst nicht mehr hin. Andre meynten, der Flachs wüchse gar nicht länger und es wäre doch wohl möglich ihn noch zu brauchen, da er ja schon Knotten hätte. **Stephan** entschied: Ihr habet beyde Unrecht, weil ihr nur von einer Art Flachs schliesset, die ihr kennt. Es giebt aber zweyerley Arten kurzen und langen. Jener entstehet aus dem Klanglein, dieser aus dem Dreschlein. Die Knoten des Klangleins springen, wenn sie auf einem Tuche an der Sonne ausgebreitet sind, von selbst auf und der Lein fällt heraus, wobey das Aufspringen ein beständiges Geräusch macht, welches ihm vermuthlich den Namen gegeben hat. Seine Körner sind heller und sein Flachs zarter, als beym Dreschlein, welcher aufgedroschen werden muß. **Martin** pries den Werth gesunder Gliedmassen, da uns ein hinkender Mensch begegnete. Wir fanden in dem Augenblick zu unserm Bedauern, daß **Christian** und **Andreas** diesen Werth nicht zu erkennen schienen. Denn so gesund ihre Glieder, so stark ihre Muskelkräfte auch waren; so unterschieden sie sich doch in ihrem Gange sehr wenig von der hinkenden Bewegung dieses armen Gebrechlichen. Sie sahen doch offenbar daß dieser

arme Mann dadurch verunstaltet wurde; sie hatten doch im Unterrichte von der weisen und guten Einrichtung des menschlichen Körpers gehört, daß es mit zur Schönheit derselben gehöre, wenn er einen äussern Anschein von innerer Kraft habe. Und doch schienen sie ihrem Gange nach alte, kraftlose Männer zu seyn. — Die Füße einwärts gekehret, die Beine krochen mehr, als daß sie giengen, die Knie eingebogen, der Unterleib niedergedrückt, der Oberleib vorwärts und der Rücken krumm gebogen, der Hals steckte tief in den Schultern, der Kopf hieng schwerfällig auf einer Seite und die Arme schlenderten kraftlos um den ganzen Körper herum. Unser ernstliches Mißfallen über diese Vernachläßigung gesunder Körperkraft machte Eindruck. Sie nahmen sich zusammen, spannten ihre erschlafften Nerven wieder an und auf einmal wurden aus den vom Alter gebeugten Greißen, zwey rasche muntere Knaben, die zu unser aller Wohlgefallen, mit dem einnehmendsten und edelsten Anstande wieder einherschritten. — Kinder! die aufrechte Bildung ist ein Vorrecht des Menschen, wodurch er sich vom Thiere unterscheidet. O sinket in der Haltung, Stellung und den Bewegungen eures Körpers nicht zum Thiere herab! Ein edler Anstand im Aeussern, verkündigt edlen innern Sinn!

Ste-

Stephan bemerkte weiterhin unter einem Stück Hafer häufig ein Gewächs, das uns von weitem fremd zu seyn schien. Als wir aber näher herbeykamen und es genauer untersuchten, zeigten sich an den Stengeln schwarze Schoten. Alle riethen auf sogenannte, große oder Saubohnen, die euch alle bekannt seyn werden. Ihre Blüte ist besonders dem Auge und Geruch sehr angenehm. — Aber wir hatten falsch gemuthmasset. Die darinn befindlichen Bohnen sahen zwar den Saubohnen ähnlich, waren aber viel kleiner. Einer unsrer Freunde lehrte uns, daß man sie zum Unterschiede von jenen, Eselsbonen zu nennen pflege. Sie wären unter dem Hafer gesät, von zwiefachem Nutzen. Erstlich dienten ihre stärkeren Stengel dem Hafer zur Stütze, welcher, weil er die leichtesten Körner unter den Feldfrüchten hat, vom Winde leicht umgeleget wird. Zweytens entschädigen sie den Landmann, wenn der Hafer nicht gerathen sollte; er kann doch dann wenigstens noch die Eselsbohnen erndten.

Der Schein trügt. — Der Jünger will über den Meister.

Ha! ha! noch einige Minuten! so sind wir schon in Leina, das heißt marschirt! rief unser Rochus. Leina liegt eine gute Stunde von Schnepfenthal. Der Weg nach Gotha gehet durch dies Dorf. Einige Minuten waren bald vergangen und doch trennte uns noch manches Feld von Leina. Wir giengen noch einige Minuten und Leina schien immer weiter sich von uns zu entfernen. Kurz wir giengen noch eine halbe Stunde, ehe wir es erreichten. „Das hätte ich nicht gedacht!“ sagte Rochus verwundernd, „es schien doch so nahe!“ Es schien aber auch nur, sagte der Lehrer, wenn wir auch in grader Linie querfeldein auf das Dorf zugegangen wären; so würden wir immer noch eine gute Viertelstunde haben gehen müssen. Das sind wir aber nicht; wir haben uns nach den vielen Krümmungen und Biegungen des Weges gerichtet, das hat uns ganz gern um noch eine Viertelstunde zurücksetzen können. So kann man sich irren, wenn man blos nach dem Scheine urtheilt.

Jetzt kamen wir zur Leine, einem kleinen Flüßchen, von welchem das Dorf Leina seinen Namen hat. Sie floß hier auf einer ziemlichen Anhöhe und wir bemerkten mit Vergnügen, die Behendigkeit und Leichtigkeit, mit der sich viele hundert Schmerlinge hier in ihrem Elemente durchs kreuzten. „Wo kömmt die Leine her?" — Von Gotha, rief Severin und die andern schwiegen, wir Lehrer lächelten. Er mochte wohl in unsern Mienen etwas Unglauben lesen. „Ja, ja!" fuhr er mit Eifer in seiner Behauptung fort, „bey Gotha fließt die Leine, sie fließet uns auf „unserm Wege nach Gotha, entgegen, also „muß sie doch von daher kommen?" — Es scheint wenigstens so, antwortete der Lehre; und wenn Severin eine von den goldnen Redensarten, ich glaube — mich dünkt — mir scheint — mir ist als wenn — wenn ich nicht irre — ich sollte fast denken — ich vermute — gebraucht hätte, anstatt gradezu mit einer solchen Gewißheit von der Sache zu sprechen; so würde sich alles viel besser und richtiger haben anhören lassen. Merkt euch doch das, lieben Kinder! das Mittel zu gefallen und sich Achtung und Belehrung zu verschaffen, ist Bescheidenheit und die Kennzeichen der Bescheidenheit äussern sich durch

solche, oder ähnliche Ausdrücke, wie euch hier eben empfohlen worden sind. Wisset die gelehrtesten und erfahrensten Männer, die tausendmal mehr wissen und können als ihr, bedienen sich, wenn sie wahrhaftig große Gelehrte sind, solcher Ausdrücke sehr häufig. Ihr aber, die ihr noch so wenig wisset, alle Augenblicke erfahret, wie viel euch noch unbekannt ist, in wie vielen Dingen ihr irret, wollt ihr weniger bescheiden seyn, als jene große Männer? Ihr habt ja noch viel mehr Ursache, behutsam in euern Behauptungen zu seyn, da ihr meist alle Dinge blos nur, dem Scheine nach, kennet, und ja der Schein so oft trüget, wie ihr auch hier gleich hören werdet. Ihr besonders, deren Nase manche Leute zu weiß finden, ihr kleinen Rechthaber, werdet freundschaftlich gebeten, unsern wirklich guten Rath zu befolgen, wenn euch dran gelegen ist, von euern Aeltern, Lehrern und Freunden noch mehr geliebt zu werden.

Die Leine kömmt nicht von Gotha; sondern entspringt bey Ohrdruff einem thüringischen Städtchen, das, so wie Friedrichsrode wegen seiner Bleichen bekannt ist. Von vielen Orten werden Garne und leinene Zeuge dorthin auf die Bleiche geschickt. Von da fliesset sie nun

nach

nach Gotha; aber nicht in einer graden Richtung — und hier liegt die Ursache des Betrugs. Flüsse nämlich, welche durch gebirgigte Gegenden, wie unser Thüringen z. B. laufen, können, weil es gegen die Natur des Wassers ist, bergan zu steigen, ihre grade Richtung nicht behalten, wenn sie in ihrem Laufe einen Berg antreffen. Sie verändern ihn also und ihr Wasser bant sich seinen Weg um den Berg herum immer durch die Tiefen und Thäler der Gebirge fort und ist für den Knaben in diesen seinen unzähligen Krümmungen ein schönes Bild, wie man durch Beharrlichkeit, Geduld und Nachgiebigkeit, alle Hindernisse übersteigen und endlich zu seinem Ziele kommen kann. Denn das ist der lange Umweg aller Flüsse, von welchen deswegen doch keiner aus dem grosen Sammelplatz ihrer aller, aus dem Meere wegbleibt. Ihr werdet nun leicht begreifen, daß bey so mancherley und vielen Krümmungen ein Fluß bald rechts, bald links, bald vorwärts, bald aber auch wieder ein Stück zurückfliessen muß. So war es denn auch hier mit der Leine. Sie hatte sich längst der Anhöhe rechter Hand so weit hingearbeitet, als sie vermochte. Weiter hin war der Widerstand zu groß und ihre Gewalt zu geringe. Sie floß also, da sie vorwärts nicht kommen konn-

te, nach der linken Seite am Berge hin, und Kraft ihrer eignen Abschüssigkeit kam sie bald wieder den Berg herab. Da sie die Krümmung aber in einem großen Bezirke machte, den man wegen des Berges nicht übersehen konnte; so schien es Severinen; sie käme uns entgegen. —

Je weiter wir die Anhöhe hinauf kamen, desto mehr erweiterte sich unsere Aussicht. Ja, wir konnten bald ganz deutlich den Lauf der Leine übersehen. Sie floß uns nun zur Linken, wieder nach Gotha zu, nachdem sieinen großen Umweg durch die Ebne gemacht hatte. — Andreas unser bester Musikus, der besser singt und Klavier spielt, als die andern alle, hatte das Amt erhalten, unsere Reiselieder in Verwahrung zu nehmen. Wie wir die Höhe erreicht hatten, zog er ein Reiselied aus seiner Tasche. Es war von Herrn Kanzleydirektor Gorkingk zu Ellrich, einem Manne von vielen Verdiensten, den ihr aber besonders deswegen schätzen und lieben müsset, weil er ein so großer Kinderfreund ist. Erinnert ihr euch noch seiner aus dem ersten Theile dieser Reisen? die andern zogen ihre Liederbücher auch heraus und Andreas stimmte an:

„Wohlan, wir sind zur Stadt hinaus,"

Aber

Aber die andern wollten nicht mitſingen und wenn ten, das müßten wir ſingen, wenn wir Gotha verließen. Wenzel that den Vorſchlag wir dürf ten ja nur die Stelle verändern und da überhaupt das Lied nicht für Kinder, ſondern für Erwach ſene gemacht war; ſo fanden ſich bald noch meh rere Stellen, die auf uns und unſere Art zu reis ſen, gar nicht paſſend waren. Es ward alſo ein ſtimmig beſchloſſen, das ganze Lied zu verändern.

Da uns Erwachſenen ſehr viel dran gelegen war, auch unterwegens unſere Kleinen im mer zu beſchäftigen, ſo war uns das ein ſehr erwünſchter Einfall. Da ihr ſchwerlich jene Schrift leſet, in welcher Hr. Goekingk dies ſes Reiſelied zuerſt abdrucken ließ, und über dem auch das Lied nun durch die Verände rungen unſrer kleinen Poeten etwas anders klingt; ſo denken wir euch einen Gefallen zu thun, wenn wir es euch hier leſen laſſen.

I.

Wohlan, wir ſind zur Stub' hinaus,
erſchallt nun ihr Geſänge!
Mit Rechte war euch unſer Haus
zu dunkel und zu enge.
Hier lockt der Schäfer mich heraus,
und Vögelein die Menge.

2.

Fort, Schwager! über Stock und Stein
mit deinem leichten Wagen *)!
Mehr, als Ap'thekerſpecerey'n
wird uns das Gehn behagen;
erſchüttern wird es Mark und Bein
und ſtärken unſern Magen.

3.

Brav, Schwager! ha! ich lobe mir
das Reiſen auf dem Lande!
Wir fragen nichts nach Winden hier
und der Planeten Stande;
zu eſſen aber haben wir,
verſtehet ſich am Rande.

4.

Halt, Schwager, halt! hervor mit dir,
du guter Kuchenteller!
Du ſchmeckeſt uns, im Freien hier
ſo ſchön, und gleiteſt ſchneller
den Schlund hinab, und ſo bey dir
ſcheint uns die Sonne heller.

5.

Nun aber, Schwager, fahre du
was Roß und Weg vermögen!

und

*) Geht auf den Fuhrmann, den wir gedungen hatten, unſern Koffer mitzufahren.

und nun, ihr Kinder, laufet zu,
als wenn davon wir flögen.
O seht! wie kommen uns im Nu
Die Bäume rings entgegen!

6.

Lauft nur, ihr Bäume, lauft nur hin,
woher wir eben kommen!
Es wird, so wahr ich frölich bin,
im Zimmer euch nicht frommen:
Denn Luft und Sonne wird darinn
den Menschen selbst benommen.

7.

Mag an der Stube Einerley
ein Dummkopf sich gewöhnen!
Auf jedem Schritte aber neu
sind hier die Wunderscenen.
Was kömmt der Luft zu reisen bey?
ihr werd' ich ewig frönen.

Nachdem nun die anders gedruckten Worte so verändert waren, sangen wir so recht mit frohem Muthe das muntre Lied und befanden uns am Ende desselben vor Sundhausen, von welchem Gotha nur noch eine halbe Stunde entfernt war.

Ange-

Angenehme Erinnerungen an das Vaterland, und ein Blick in ältere Zeiten.

Wir konnten nun das gothaiſche Schloß, das auf einer Anhöhe liegt, ſehr deutlich erkennen. Da wachte Chriſtians Vorliebe für's Vaterland auf. Die andern bewunderten die Gröſſe und Schönheit dieſes anſehnlichen Gebäudes. Er meynte: „groß mag's wohl ſeyn, aber ſo „ſchön, als unſer Arolſer Schloß iſt es lange „nicht!“ da wir ihm das nicht auf ſein bloſſes Wort glauben wollten und Beweiſe verlangten; ſo wendete er ſich an einen unſrer Lehrer: „Nicht war, Sie haben uns geſagt, zur „Schönheit des menſchlichen Körpers gehörte „Symmetrie und Proportion? — das gilt „doch auch von der Schönheit der Gebäude?“ — der Lehrer bejahete es und Chriſtian fuhr mit vielem Eifer fort: „Nun ſolltet ihr nur das Arol„ſer Schloß mit dieſem vergleichen, da würdet „ihr den Unterſchied recht ſehen. Hier iſt gar „keine Symmetrie, denn auf der einen Seite „ſtehet ein Thurm mit einem ſpitzig zulaufendem „— und auf der andern ein Thurm mit einem „gewölb-

„gewölbten Dache. Aber beym Arolser Schloß
„iſt das Hauptgebäude von zwey völlig gleich ge-
„bauten Flügeln eingefaſſet, und das nimmt ſich
„ganz vortreflich aus. Daß gar keine Propor-
„tion hier iſt, ſehet ihr doch gleich am Dache
„und an den Fenſtern. Da ſind erſtlich ſo viele
„Dachlücken, Schornſteine und Fenſter — groſ-
„ſe, kleinere und ganz kleine durcheinander, —
„einige bald weit von einander, bald nahe bey-
„ſammen. — O, das Arolſer Schloß dage-
„gegen! Ich kanns nicht ſo recht ausdrücken, aber
„das Dach nimmt ſich doch viel ſchöner aus. Die
„beyden Flügel ſind von gleicher Höhe — das
„Dach ſo hübſch flach und eben, daß man darauf
„herumgehen möchte und in der Mitte ſo ſchön
„in einander gefügt und gebrochen, daß es ei-
„nem gefällt, ohne daß man weiß warum —
„und oben drauf die ſchön vergoldeten Urnen —
„die gleichgroßen Fenſter, die gleichweit von ein-
„ander ſtehen. — Aber davor iſt es auch nach
„dem Schloß zu Verſailles angelegt! — O das
„ſchöne Schloß! und das ſchöne Arolſen! und
„der Fürſtin Garten! Wiſſen Sie noch, Hr. A.
„wie wir an Philippinens Geburtstage darin
„ſo vergnügt waren?“ da folgte nun eine ange-
nehme Erinnerung der andern, die andern Arol-

ſer

ser wurden nun auch gesprächig und beynahe wäre über dem Waldekschen vergessen worden, daß wir gegenwärtig eine Reise durch's Herzogthum Gotha machten und die Merkwürdigkeiten desselben kennen lernen wollten, welche wir auf unsrer Reise antreffen würden.

„Was ist denn das für ein langes Gebäude?" fragte Stephan, da wir rechts an Sundhausen weggiengen. — Es gehört zum Mönchshofe. — „Sind denn hier Mönche?" — Nein, hier sind nützlichere Leute, welche mit saurer Arbeit das Feld bauen und nützliche Früchte durch ihren Fleiß gewinnen. Aber ehedem war hier ein Mönchskloster, und da waren Mönche hier. „Warum blieben sie denn nicht?" — Sie wären gern geblieben, aber der Herzog wollte sie nicht länger dulden! weil sie dem Lande schädlich waren. Sehet, vor dreyhundert Jahren war in Deutschland noch alles voller Klöster. In unsrer Nachbarschaft z. E. gleich zweye, hier der Mönchshof und Reinhardsbrunn. Wie das kam, will ich euch sagen. Einige sehr fromme Männer, die in der Welt schon viel gutes und Nützliches gestiftet hatten, nun aber zu alt und schwach wurden, um ferner ihren Nebenmenschen besonders nützlich zu seyn, weiter keine Frauen

und

und Kinder hatten, bey denen sie hätten bleiben können — suchten sich einen einsamen, von Menschen entfernten Ort aus, bauten sich eine Hütte und brachten da ungestört ihre letzten Lebenstage mit Gebet und heiligen Betrachtungen zu. Das war nicht tadelnswerth. Vielmehr erwarben sich solche Männer dadurch allgemeine Hochachtung und Ehrfurcht. Aus den benachbarten Orten kamen die Leute haufenweise zu ihnen, brachten ihnen Lebensmittel, sorgten für ihre Bedürfnisse und ersuchten dann diese von ihnen für heilig geachteten Männer, für sie zu Gott zu beten. — Durch dies letztere besonders kamen diese Männer nach und nach in ein ausserordentliches Ansehen. — Nach und nach misbrauchten andere Leute dies, die in der That nicht fromm wol aber faul waren; und keine Lust zu arbeiten hatten. — Sie ahmten die Geberden der Frommen nach, man hörte sie laut singen und beten, ja man sahe, daß sie sich schlugen und selbst marterten, um, wie sie sagten, sich selbst für viele begangne Fehler abzustrafen. Das erregte vollends das Mitleiden, die Bewunderung und Hochachtung derer, die es sahen. Man pflegte sie noch reichlicher und suchte ihnen allerley Bequemlichkeiten zu verschäffen. — Die Liebe zu einer solchen Lebensart

ort ward immer allgemeiner. Es vereinigten sich bald mehrere Fromme an einem Orte und jedermann glaubte, man könne nichts ädleres thun, als diese Frommen aufs beste zu unterstützen, damit sie in ihrer Andacht durch keine Sorgen gestört werden möchten. Alles kam und brachte Geschenke — reiche Leute bauten ihnen große Gebäude, die durch eine Mauer von andern abgesondert wurden und das sind die sogenannten Klöster — große Herren, Fürsten, Könige und Kaiser schenkten ihnen viele Güter, Länder und Einkünfte. — Da wurden der Klöster so viele und der Mönche noch mehr. Diese vergaßen sehr bald die erste Ursache, warum sie sich von der Welt abgesondert hatten, hörten auf fromm zu seyn, und vertrieben sich den Müßiggang mit Fressen, Saufen und Schwelgen. — Wenn es dabey geblieben wäre; so hätten sie sich doch nur allein geschadet. Aber sie verdarben auch den guten Verstand der Leute, indem sie ihnen abergläubische, unwahre Dinge lehrten und alles zu verhindern suchten, damit die Leute nicht vernünftig würden. Ihre Absicht war dabey in immer größerem Ansehen zu kommen, und durch die vielen Geschenke am Ende so reich und mächtig zu werden, daß sie endlich allen Leuten und den großen Herren selbst

befehlen könnten. Diese Mönche hatten unter sich wieder ihre Obern, die alles in Ordnung hielten und die Klöster regierten. Diese Obern hießen Aebte, Prälaten u. s. w. Einer aber hatte wieder über diese und über alle Geistliche zu befehlen, das war der jedesmalige Bischof zu Rom. Man nannte ihn daher, zum Unterschiede von andern Bischöfen Pabst. Bischöfe und Erzbischöfe waren auch vornehme Geistliche, und mehrentheils vorher Mönche gewesen. Sie waren ungefähr das, was bey uns die Superintendenten und Generalsuperintendenten sind. Sehr wenige von den Päbsten dachten an Tugend und Frömmigkeit, worinn sie doch die ersten seyn sollten. Die allermeisten suchten nur ihre Macht zu vergrößern und ihre Reichthümer zu vermehren. Sie sannen daher auf allerley Kunstgriffe und Ränke diesen Zweck zu erreichen. Einer unter ihnen Leo X. trieb seine Habsucht so weit, daß er durch ganz Deutschland einen Mönch mit Namen Tezel herumsendete, welcher in seinem Namen Sünden für Geld verkaufte. Das wurde so gemacht. Die Leute, welche viele Fehler begangen hatten, wurden darüber sehr unruhig, und glaubten, der Schöpfer würde sie ihnen nicht verzeihen. Zu diesen kam Tezel, erzählte ihnen, daß der Pabst Gottes

Stelle auf Erden vertrete, und ihn mit Zetteln verse hen habe, worauf geschrieben stünde, daß ihnen alle Sünden vergeben seyn sollten, dies waren die sogenannten Indulgenzzettel, welche aber nur für baares Geld den Leuten gegeben wurden. — Das war noch nicht genug, er hatte auch Zettel vom Pabste erhalten, auf welchen geschrieben war: „Für so und soviel Thaler soll es euch erlaubt „seyn, noch künftig so und so viele Sünden zu „thun, unter der Bedingung, daß ihr das Geld „gleich bezahlet." — Da nun die Mönche al les gethan hatten, um die Leute recht blind und ihren guten Verstand recht dumm zu machen; so fanden sich sehr viele, die den unsinnigen Gedan ken für wahr hielten: als könnte man für einige Thaler Geld Ruhe oder Erlaubniß zu schlechten Streichen kaufen: die wenigen Vernünftigen, welche die Tollheit dieses Handels einsahen, ge trauten sich doch nichts zu sagen, geschweige dies ses zu verhindern, weil die Mönche und ihre Obern viel zu mächtig waren, und die Fürsten und großen Herren ihnen selbst folgen mußten. Aber was Fürsten und Herren scheuten, das griff ein Mönch selbst an — Luther. Lernet hieraus daß ein Stand im Ganzen genommen unsern Tas del verdienen, doch aber einzelne Mitglieder des selben

ſelben unſere gröſte Hochachtung verdienen kön-
nen. Schenket dieſe Hochachtung Luthern. Er
war der erſte, der es öffentlich zeigte — der es
den Fürſten erklärte und dem Pabſte ſelbſt unter
die Augen ſagte: „daß grade diejenigen, die bis-
„her die gottloſeſten geweſen wären, die ſich für
„die frömmſten ausgegeben und dafür gehalten
„worden — daß Mönche, Biſchöfe und Pabſt,
„ſelbſt erſonnene Lügen und Erfindungen ſtatt der
„heiligen Religionslehren gelehret hätten — daß
„ſie die Menſchen dümmer und ſchlechter mit
„Vorſatz gemacht hätten, um deſto mehr über
„ſie zu herrſchen — daß ſie die Aufklärung der
„Leute verhindert, ſie in Faulheit und Müſſig-
„gang beſtärkt hätten.“ Das gab ein gewalti-
ges Aufſehen! Alle Welt wunderte ſich über die
Kühnheit dieſes großen Mannes. Der Pabſt und
viele Fürſten, die meiſtens durch ihn und ſeine
Ränken ihre Länder und Güter auf unrechtmäſſi-
ge Weiſe erhalten hatten, wurden auſſerordentlich
aufgebracht und faßten ſogleich den Entſchluß die-
ſen Ketzer, wie ſie ihn nannten, zu verbrennen,
welches ſchon hundert Jahre vorher Johann
Huſſen einem Böhmen wiederfahren war, der
auch etwas zu laut die Wahrheit geſprochen hatte.
Luther, ein bloßer Mönch — alle ſeine Mit-

mönche, seine Obern, den Pabst, Fürsten, Könige und Kaiser gegen sich? — Er schien verloren! da trat der ädle Churfürst von **Sachsen, Johann Friedrich** auf und nahm ihn in seinen Schutz. — Das vermehrte den Zorn der Fürsten, welche auf des Pabstes Seite waren. Sie kündigten dem Churfürsten den Krieg an. — Von diesem Kriege und mehreren Dingen, welche Folgen von **Luthers** kühnem Unternehmen waren, wird es noch einmal auf dieser Reise Gelegenheit geben, euch das weitere zu erzählen; welches euch aber nicht recht deutlich seyn wird, wenn ihr hier nicht mit Aufmerksamkeit gelesen habt. — Hier nur das: Obgleich **Luthers** Freunde bey weitem die schwächeren waren; so brachten sie es doch durch Beharrlichkeit, Muth und Vertrauen auf Gott, endlich im Jahre 1643 dahin, daß man Friede mit ihnen machte, ihnen erlaubte den bösen Mönchen und dem Pabste nicht mehr gehorchen zu dürfen — nur die Lehren zu befolgen, welche für alle Menschen in der Bibel ständen — und nur rechte gescheite und tugendhafte Männer, nicht aber Mönche zu ihren Religionslehrern zu machen. Von der Zeit an duldeten die großen Herren besonders in **Sachsen, Brandenburg** und **Hessen** keine Klöster und Mönche mehr. Auf ihren

ren Klöſtern wurden neue Schulen angelegt, worin an es vorher ſo ſehr gefehlt hatte, weswegen natürlich die Leute dumm blieben; — oder Luſtſchlöſſer für die Fürſten hingebauet, wie in Reinhardsbrunn — oder Pächter und Oekonomieverwalter hingeſetzt, wie hier in Sundhauſen, welche nun die vormals den Mönchen gehörigen Güter, zum Vortheile und zur Vermehrung der Einkünfte des Landesherrn verwalteten.

Zehnjährige große Botaniker wandern jetzt in der Gegend, wo vor zweyhundert Jahren Mönche lateiniſch ſangen und beteten, die Natur aber dem Namen nach nur kannten.

Von allem dem ward nun noch viel geſprochen; ſo viel, daß wir euch allein von dieſem Geſpräche ein ganzes Buch ſchreiben müßten, wenn wir euch alles wieder erzählen ſollten. Die allerwichtigſte aber unter allen den Veränderungen, welche nun die Fürſten, da ſie dem Pabſte nicht mehr zu gehor-

horchen brauchten, vornahmen und die man alle zusammengenommen mit einem Worte die Reformation nennt, war die verbesserte Einrichtung der Schulen und des Unterrichts; wenigstens meynten dies unsere Zöglinge, nachdem wir ihnen erzählet hatten, wie ehedem die Kinder in dicken, verschloßnen Mauern ihren Unterricht erhalten, ohne Bewegung, oft ohne freye Luft mehrere Tage sitzen und für das Gedächtniß eine Menge barbarischer, unverständlicher Worte hätten erlernen müssen, ohne daß sie ein Mensch verständiger oder auf die Natur und die herrlichen Werke des Schöpfers aufmerksam gemacht hätte. — Sie mochten diese Vergleichung wol noch nie angestellt haben. Denn ihre ganze Seele regte sich in dem Augenblicke und schien nur ganz Auge zu werden, um auf alles deste aufmerksamer zu seyn, was uns die Natur nur Nützliches und Merkwürdiges darstellen würde. Alles ward nun begierig betrachtet und bey jedem das Merkwürdigste aus dem bisher darüber erhaltnen Unterrichte wiederholt. Das Pflanzenreich bot vor allen den wißbegierigen Augen Gegenstände genug dar. Andreas faßte den Entschluß alle aus dem Pflanzenreiche uns vorkommende Produkte aufzuschreiben und so entstand eine ziemlich vollständige Sammlung der

Ge-

Gewächse unsrer Gegend, welche in dieser Jahreszeit auf dem Felde gefunden werden. Ihr findet hier das Verzeichniß derer, die wir bemerkten und von jedem Gewächs wenigstens eine Merkwürdigkeit, weil wir glauben, daß es euch freuen wird, wenn ihr sehen werdet, wie vieles man entdecken kann, wenn man nur aufmerksam ist und daß ihr manches erfahren werdet, was euch vorher unbekannt war.

1. Lucernenklee ist ein Futterkraut, das dem Landmann sehr nützlich ist, welcher nicht viele oder schlechte Wiesen hat. Er kann dann den Lucernensaamen auf Aecker säen; welcher daselbst schön grün und mit violetten Blüten aufgehet, so reichlich wächst, daß er wol in einem Jahre viermal abgemähet und zu Heu gemacht werden kann. Und zehn Jahre dauert er aus, ehe man wieder frischen Saamen zu säen braucht. Unser Wenzel der in Schlesien gewesen war, versicherte uns, daß dorten besonders ausserordentlich viel gebauet würde.

2. Erdäpfel stammen aus Südamerika, dahingegen die Kartoffeln aus Nordamerika zu uns gekommen sind. Sie haben einen süßlichen Geschmack.

3. Tabak wächst in hohen Stengeln und langen, breiten Blättern. Diese werden abgenommen an der Luft getrocknet, dann fest aufgerollet und endlich zum Rauchen klein geschnitten.

4. Hollunder gehört zu den Staudengewächsen und hat mannichfaltigen Nutzen. Man pflanzt ihn zu Hecken, braucht seine Rinde Blüte und Beeren zu heilsamen Arzeneyen macht aus seinem Holze allerhand kleine Werkzeuge, z. B. Liniale.

5. Ahorn, dieser Baum liefert etwas, was ihr schwerlich geglaubt hättet — Syrup und Zucker. Ihr dürfet ihn nur im Frühjahre aufritzen und den herausfliessenden Saft sammlen, diesen in einem Kessel etwa zehn Stunden bey einer mäßigen Wärme abdämpfen lassen, so werdet ihr Syrup und auch etwas Zucker erhalten, der sich am Boden in hellen, durchsichtigen Theilchen angesetzt haben wird.

6. Wilde Johannisbeeren, sie sind nicht so verächtlich, als es wohl scheint. Sie sind eine Nahrung der Vögel. Durch das Okuliren kann mann sie in schmackhafte Johannisbeeren verwandeln.

7. Haſelſtaude, dieſe iſt euch gewiß nach ihrer äuſſern Geſtalt bekannt; ich will euch daher bey dieſer Gelegenheit auf die verborgnen Wunder der Natur aufmerkſam machen. Wenn ihr ein gutes Vergröſſerungsglas beſitzet, oder zu bekommen wiſſet; ſo ſchneidet einen Zweig von der Haſelſtaude ab und betrachtet dieſe Durchſchnittsfläche. Da werdet ihr in der Mitte einen runden Kreiß, angefüllt mit einigen länglichen, ſehr hellen Oefnungen erblicken. Durch dieſe ſteigt das Mark in den Aeſten hinauf. Vor allen Dingen aber werdet ihr die Streifen bewundern welche von der Rinde aus nach dieſen Marke Höhlungen zu laufen. Sie laufen ſo grade und ſtehen ſo gleich weit von einander, als wären ſie mit einem Liniale gezogen und ihre Entfernungen von einander durch einen Cirkel abgemeſſen. Zwiſchen dieſen Streifen werdet ihr eine doppelte Reihe kleiner Oefnungen bemerken, die wieder völlig regelmäßig angebracht ſind. Durch dieſe ſteigt der Saft, den die Wurzeln der Pflanzen aus der Erde ſaugen, in die Höhe. — Macht dieſen Verſuch mit mehreren Pflanzen und ihr werdet mir gewiß die vielen neuen Ver-

gnügungen, die ihr da finden werdet danken; besonders werdet ihr bey der Binse eine sehr regelmäßige und wunderbar zusammengesetzte Figur entdecken.

8. **Pfaffenhütchen**, färbt seine Frucht mit einem angenehmen Roth. Das Holz dieser Pflanze brauchen besonders die Schreiner zum sogenannten Fourniren, oder Einlegen. Es werden nämlich die Aussenseiten von Kommoden, Klavieren ꝛc. mit kleinen Stückchen Holz von andrer Farbe, die nach regelmäßigen Figuren geschnitten sind, belegt. — Aus ihrer Wurzel werden Tabaksköpfe verfertigt.

9. **Hagebutten**, ausserdem, was euch von ihnen schon bekannt seyn wird, will ich euch doch mit der Ursache einer Erscheinung an denselben, besonders in heißern Sommern bekannt machen. Ihr werdet nämlich dann oft diese Pflanze, wie auch einige andre z. B. Geißblatt, Hollunder, und die Weide ganz entblättert finden. Dies thun die kleinen, goldgrünen, sehr muntern und gefräßigen Käfer, welche man spanische Fliegen nennt. Man bereitet aus ihnen vortrefliche Pflaster.

10. Schiß-

10. **Schißbeeren**, das Holz dieſer Pflanze iſt beſonders hart. Daher brauchen es die Schuhmacher zu Pflöcken in den Abſätzen. Auch brennt man davon Reißkohle zum Zeichnen.

11. **Skorzonerwurzel**, wird vom gemeinen Mann an manchen Orten gedörrt, gebrennt, gemahlen und wie Koffee getrunken. Wenn man ſie mit Fenchelholz, Wegwartwurzel und Chinawurzel vermiſcht und zu einem Trank zubereitet, iſt ſie ein vortrefliches Mittel, das Blut von zu vieler Schärfe zu befreyen, welche oft Ausſchlag und mehr Uebel verurſacht.

12. **Mohrrüben oder gelbe Rüben**, auſſer dem bekannten Gebrauch, kann man ſie auch noch auf eine andre Art benutzen, die nicht ſo allgemein bekannt iſt. Man kocht nämlich einen ſüßen Saft aus ihnen, der auf Brod des Morgens beym Huſten und gegen die Würmer ſehr heilſam iſt.

13. **Hopfen**, er wächſt rankenartig wie die Bohnen. Daher braucht man auch da, wo er gebaut wird Hopfenſtangen, an denen er ſich hinaufſchlängelt. Wenn ſeine Zapfen gelb werden, ſchneidet man ihn bey trocknen

Wetter

Wetter ab. Die Zapfen werden sogleich abgepflückt, schnell getrocknet und dann in Kasten, Säcken oder auch auf dem bloßen Boden aufbewahrt, wo er dann in der Wirthschaft nach und nach zum Bierbrauen verbraucht wird.

14. **Schwarzdorn**, dieses Laubholz scheint nun gar keiner Achtung werth zu seyn; es hat euch wohl oft verwundet und hat euch dann doppelt überflüßig geschienen. Und doch ist er mit den schönsten Blüten überdeckt, die im Frühjahre einen so herrlichen Anblick geben, wenn sie wie Schnee am schwarzen Gesträuch hängen. Und doch hilft uns sein hartes Holz das Salz bereiten; denn es wird vorzüglich in den Gradirhäusern gebraucht um die Salzsole durchtröpfeln zu lassen. Und doch wird aus seinen Schlehen ein kräftiger Essig und ein gesunder Pontak bereitet. Und doch sind seine Blüten dem Arzt, seine Blätter, Zweige und Rinden dem Gerber sehr nützlich.

15. **Flöhkraut**, eine kleine schwarzgefleckte, unansehnliche Pflanze, welche an feuchten Orten wächst. Doch vergnügt sie euer Auge, ohne daß ihr es wisset. Denn man

bereit

bereitet aus ihrem Kraute mit Hülfe des Alauns eine gelbe Farbe.

16. **Pfennigskraut**, hat seinen Namen daher, weil an seinen hohen Stengeln die Saamenkapseln die Gestalt eines Pfennigs haben. Bey der Gelegenheit will ich euch sagen, daß ihr die angenehmsten Entdeckungen machen werdet, wenn ihr mit den Saamenkörnern der Pflanzen eben die Versuche anstellt, welche ich euch bey der Haselstaude beschrieb.

17. **Guckelrübe**, ist eine Art weisse Rüben. Sie heißt deswegen so, weil ihre Wurzel etwas über die Erde hervorragt, gleichsam herausguckt. Mann kann sie daher leichter und mit weniger Mühe aus der Erde herausziehen, als die andern Rüben; aber sie wird auch eben deswegen von vorbeygehenden Felddieben eher bemerkt und leichter gemauset.

18. **Lindenbaum**. Seinen lieblichen Blütengeruch habt ihr wol schon oft empfunden, aber habt ihr auch das Merkwürdige an ihm bemerkt, daß er vorzüglich stark sömmert? das heißt: daß er so weit, als seine Wurzeln und Aeste reichen, keine andere Holzpflanzen aufkommen läßt; wohl aber selbst aus seinen Wurzeln und dem Stamme Schößlinge treibt.

19. Er

19. **Eiche.** Dieser nützliche Baum schaft uns Häuser und Schiffe. Seine Frucht mästet uns fette Schinken und ist in Spanien auch für Menschen eine süsse Speise. Seine Rinde brauchen die Gerber. Sein verbrenntes Holz giebt Waidasche. Die dänischen Eichen sind die besten.

20. **Runkelrüben**, sind die gröste Art Rüben. Ihre Wurzeln wiegen oft 8 bis 10 Pfund, und werden zur Fütterung für das Vieh gebraucht. Ihre großen, röthlichen Blätter kocht man auch wie Spinnat, als ein Gemüse.

21. **Eschenbaum**, grade der Oktobermonat, in dem wir reisten, ist der beste Monat, wenn man die Eschen säen will.

22. **Huflattich**, wird gewöhnlich zum Unkraute gerechnet, hat aber doch mannichfaltigen Nutzen. Aus seinen Blättern wird in der Medicin ein Saft verfertigt und in einigen Gegenden z. B. im Zweybrückischen rauche der gemeine Mann dieselben statt des Tabaks. Seine Blüten geben einen Thee und dienen auch zur ersten Reinigung des Körpers für die Schaafe im Frühling. Dem Landmann, dem oft gar viel daran gelegen

ist,

ist, die Beschaffenheit seines Bodens zu kennen, kann da, wo er viel Huflattich wachsen siehet, auf tonichten Boden schliessen.

Da habt ihr, lieben Kinder, diejenigen Pflanzen, welche wir für diesmal wirklich bemerkten. Wir hätten euch die bloßen Namen hinsetzen können; aber wir glaubten, wenn wir euch, ausser ihrem Namen, noch von jeder etwas Merkwürdiges sagten, so würdet ihr sie besser behalten — würdet manches Neue erfahren, würdet überhaupt nun destomehr ermuntert werden, selbst Pflanzen kennen zu lernen und ihre Merkwürdigkeiten zu beobachten. Unsere Zöglinge wußten das Allermeiste von dem, was ihr hier gelesen habt und noch weit mehr, welches aber uns den Raum für die übrigen Merkwürdigkeiten unsrer Reise zu sehr weggenommen haben würde. Wir unterwegens aber befanden uns dabey vortreflich. Die Zeit flog vor uns hin, weil wir immer neue Entdeckungen machten, welche zu lehrreichen, zeitverkürzenden Gesprächen Anlaß gaben. Wir werden uns ja wohl noch öfterer zusammen begegnen, dann sollt ihr wieder einen Theil unsrer hieländischen Pflanzen kennen lernen.

Dorf Sundhauſen. — Hänschen von Sundhauſen.

Die hellrothen Dächer dieſes Dorfes, welche auf der einen Seite ſo ſehr mit den dunkeln Dächern der andern Häuſer abſtachen, errinnerten einige unſrer Geſellſchaft, die etwas länger in der Gegend geweſen waren, als die andern, an eine Feuersbrunſt, die vor dem Jahre hier entſtand. Wir erklärten hierdurch eine ſonderbare mineraliſche Figur, die wir nicht weit davon auf dem Felde gefunden hatten. Es war ein erdartiger Klumpen, der aber doch wie metalliſche Schlaken ausſahe, die man häufig vor den Werkſtätten der Schmiede liegen ſiehet. Wir waren einſtimmig der Meynung, daß es geſchmolzne Erde ſeyn müßte, welche bey jener Feuersbrunſt hierher geſchleudert worden wäre. — Das Dach der hieſigen Kirche war mit Schiefer bedeckt und unſere Waldecker freuten ſich ein Produkt ihres Vaterlandes hier wieder zu finden. — Wenzel aber hatte ein andres Anliegen. Er hatte einen der Lehrer zuweilen vom Sundhäuſer Hänschen ſprechen hören, wenn dieſen ein guter Freund aus der Nachbarſchaft beſuchte, der gern über die

Ge-

Geſchichten des Vaterlandes ſprach, oft ihm ſchon angelegen, doch etwas davon zu erzählen. Der Lehrer hatte ſich vermuthlich aus guten Gründen immer geweigert; doch hier gab er der einſtimmigen Bitte aller, die ſich nun mit Wenzeln vereinigten, nach und erzälte folgendes:

Der nämliche Churfürſt Johann Friedrich, welcher Luthern in ſeinen Schutz nahm, hatte im Kriege ſelbſt, den er damals mit dem Kaiſer Carl V. führte, ein unglückliches Schickſal, er ward gefangen und der Kaiſer nahm ihm ſein Churfürſtenthum und ſchenkte es ſeinem Vetter Moritz. Die Söhne des unglücklichen Churfürſten bekamen doch einen Theil von Thüringen wieder. Johann Friedrich, welcher den Namen ſeines Vaters führte bekam auf ſein Antheil die gothaiſchen Lande. Er nahm einen fränkiſchen Ritter, Willhelm von Grumbach in Schutz, welcher den damaligen Biſchof von Würzburg ermordet hatte. Kaiſer Maximilian verlangte die Auslieferung des Ritters; aber der Herzog weigerte ſich. Darüber entſtund 1576 der gothaiſche Krieg. Kaiſer Maximilian brauchte Gewalt und gab dem Churfürſten von Sachſen den Auftrag mit Truppen ins Gothaiſche zu rücken. Gotha ward belagert und erobert.

Der Grimmenstein welcher eben zur Vertheidigung befestigt war, wurde erstiegen und die Vestungswerke zerstört; der Herzog selbst aber gefangen genommen. Da führte er nun zu seiner Entschuldigung an: Grumbach hätte ihn durch allerhand Mittel zum Ungehorsam gegen den Kaiser verleitet. Er hätte ihm besonders starke Hofnung gemacht, daß er selbst noch Kaiser werden würde und ihm auch von Rechtswegen die Kaiserwürde zukäme, damit das Unrecht hierdnrch wieder gut gemacht würde, was der vorige Kaiser seinem Vater zugefügt hätte. Er brauchte also Maximilianen, als einem unrechtmäßigen Monarchen nicht zu gehorchen. Um ihn davon noch mehr zu überführen, hätte er ihn auf einen Knaben in Sundhausen verwiesen, welchem magische Künste oder die Gabe zu zaubern, angeboren wären. Hänschen hätte ihm wirklich in einem sogenannten magischen oder Zauberspiegel sein Bildniß mit Kaiserkrone und Scepter sehen lassen, und so Grumbachs Prophezethungen bestätigt. — Hänschen ward auf die Folter gelegt, da er gutwillig nichts erklären wollte, und da gestand er: Geister hätten ihn diese Künste gelehret. Man hieng ihn an den Galgen, damit er durch seinen Umgang mit Geistern keinen weitern Schaden anrichten möchte.—

Da

Da habt ihr ein trauriges Beyspiel, wie gering in den damaligen Zeiten die Einsichten der Menschen waren; weil dem Pabst und den Mönchen daran gelegen war, die Leute in der Dummheit zu erhalten und damals an keine Erziehung zu denken war, wodurch die Leute wären aufgeklärt worden. Gewiß hatten die Sundhäuser Mönche in diesem Dorfe den armen Leuten recht viel abergläubische Possen von Hexen, Gespenstern, Zaubern und Geistern weiß gemacht, sich dann selbst vermummt und Geister vorgestellt. Damals waren keine Pfarrer und Lehrer wie jetzt; sondern die Schul und Religionslehrer sowol der vornehmen Herren, als der gemeinen Leute waren meistens Mönche. Was die nun sagten, glaubte man; daher zweifelte in diesen Zeiten niemand an allen den Alfanzereyen, welche jetzt jedes verständige Kind verlacht. Diese Einfalt der damaligen Leute benutzten nun listige Köpfe zum Betrug und zur Erreichung ihrer Absichten. Sie nannten das Wirkungen mächtiger Geister, was jetzt jeder geschickte Taschenspieler kann. So hatte vermuthlich Grumbach zum armen, einfältigen Hänschen vermummte Personen abgeschickt, die sich für Geister ausgeben und ihm alles eingeben mußten, indessen er selbst in des Herzogs Zim-

mer durch Vorhänge und an der Decke angebrachte Bilder alle Anstalten zum Betrug machte. — O schätzt euch glücklich nicht in den Zeiten Häuschens von Sundhaußen geboren worden zu seyn.

Schloß Wachsenburg — thüringisches Fuhrwerk und französische Höflichkeit.

Die Gegend, die wir durchwanderten, schien uns eine aufgerollte Landcharte zu seyn. Je weiter wir fortgiengen, desto mehr rollte sie sich ab, und da zeigten sich dann immer wieder neue Gegenstände, die uns kurz vorher noch verborgen waren. So erblickten wir jetzt auf einmal rechter Hand drey übereinander liegende Berge in der Entfernung, auf deren einem wir gar deutlich einen runden Thurm und ein Gebäude wahrnehmen konnten. Es waren die sogenannten drey Gleichenberge; auf deren zweyen noch Schlösser liegen. Das, welches uns sichtbar war, heisset die Wachsenburg. Da wir beschlossen haben, nächstens eine Reise nach diesen 3 Schlössern

ſern anzuſtellen; ſo wollen wir euch dann alles umſtändlich beſchreiben, auch den Graf Ludewig von Gleichen mit ſeinen 2 Gemahlinnen nicht vergeſſen.

Rochus verglich das Fuhrwerk der hieſigen Bauern, die uns begegneten mit dem Geſchirr der Landleute an andern Orten und da fand ſich wirklich manches Eigenthümliche. Der Hauptunterſchied liegt darinn, daß das Fuhrwerk der thüringer Bauern weit einfacher iſt. Ihr Wagen hat nur 2 Räder und heißt zum Unterſchiede vom vierrädrichten eine Karre. Sie fahren auch nur einſpännig; daher hat denn ihr Wagen keine Deichſel in der Mitte; ſondern an den beyden Seiten fortlaufende Stangen, (Scheeren) zwiſchen welchen dann das Pferd geſpannt wird. Sie ſpannen bey ſchlechtem Wege oder gröſſeren Laſten wol mehrere Pferde vor, aber immer eines vor dem andern, nicht zweye neben einander. Nehmt nun noch die ſchon beſchriebene Bauerntracht dazu; ſo werdet ihr wohl finden, daß ſie alle Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Fuhrleuten haben, die man auf allen groſſen Landſtraſſen und in Handelsplätzen antrift. Und ſo ſind in der That auch alle Bewohner der thüringiſchen Walddörfer, in welchen allein nur dieſe Tracht und Art zu fahren

ren üblich ist, Fuhrleute. Walddörfer heißt man diejenigen, welche in oder an waldichten Gebirgen liegen. In Gebirgen ist der Ackerbau äuſserst schwierig; meistens fehlt es auch Land, weil alles mit Bäumen bewachsen ist. Daher ziehen sie den gröſsten Nutzen von den Wiesen die in den Thälern zwischen den Gebürgen liegen. Futter für die Pferde wächst ihnen. Sie schaffen sich also Pferde an, weil sie sie leicht erhalten können; denn der Haber braucht keinen guten Boden und kommt auf dem steinigten Gebirgland fort. Um sie nun zu benutzen, legen sie sich aufs Fuhrwerk. Die thätigeren und fleiſsigsten unternehmen mit ihrem Karren weite Reisen nach den groſsen Handelsstädten, **Frankfurt, Leipzig, Hamburg,** ja bis nach **Holland** kaufen dortige Produkte und Waaren, dorten auf den Messen oder zur Versammlungszeit vieler fremder Kaufleute ein, und verkaufen sie wieder hier in Thüringen. Bey welchem Handel sie gewinnen und reich werden. Andere kaufen nicht selbst, aber sie fahren den thüringischen Kaufleuten die Waaren her. — Die trägeren oder die keinen Muth zu gröſseren Unternehmungen haben, begnügen sich damit, in ihrem Walde den herrschaftlichen Jägern das Holz abzukaufen, es nach der nächsten Stadt zu fahren

ren und es da um einen erhöheten Preiß zu verkaufen. — Die Urſachen, warum ſie nur einſpännig fahren, oder die Pferde einzeln vor einander ſpannen, liegt im Unterſchiede der ebnen und gebirgigten Gegend. — Auf der Ebne bleibt der Weg mehr in gleicher Richtung, iſt breiter — hat zu beyden Seiten Raum genug um zwey Pferde neben einander zu ſpannen. Hingegen im Gebirge kommen enge Hohlwege — auch ſchmale gefährliche Straßen, wo es rechter Hand ſteil bergan und linker Hand in den tiefſten Abgrund hinabgehet; ſo daß, wenn zwey Pferde neben einander geſpannt wären, das eine, wenn es nur einen Hufſchlag fehltäte, nicht nur ſelbſt hinabſtürzen, ſondern auch gewiß den Wagen nach ſich ziehen würde. Bey einem einzigen Pferde iſt das weit weniger zu befürchten, weil es grade in der Mitte eingeſpannt iſt, folglich auch immer die mittelſte Spur halten wird; freylich wird es einem Pferde viel ſaurer, indeſſen nimmt man zu dieſer Gattung Fuhrwerk aber auch die größten und ſtärkſten Pferde. — Dieſe Dorfbewohner haben auf die Weiſe mehr Gelegenheit fremde Länder und ihre Gebräuche und guten Sitten kennen zu lernen — ſie werden mit vielen andern geſitteteren Menſchen bekannt und erfahren denn

auf ihren Reiſen oft, daß man ohne höfliches, gefälliges Betragen nirgends zurechte komme — da lernen ſie beſſere Sitten und unterſcheiden ſich von der gewöhnlichen Rohheit anderer ihres gleichen. Niemanden fiel dies mehr auf, als einem unſerer Zöglinge, der die erſten Jahre ſeines Lebens in Frankreich erzogen worden war. Aus der Geographie werdet ihr wiſſen, daß die Franzoſen das höflichſte und gefälligſte Volk ſind. Er glaubte ſich daher ganz in ſein Vaterland verſetzt, da ihm hier von gemeinen Leuten eine ſo höfliche Begegnung wiederfuhr und beſchrieb uns mit Entzücken die genaue Aehnlichkeit der höflichen Sitten unſrer Thüringer Waldbauern mit den franzöſiſchen Payſans.

Zwey Vermuthungen, deren eine uns zu einer nähern Bekanntſchaft mit einem thüringiſchen Produkt verhilft.

Es begegneten uns Bauern mit neuen Sieben auf den Schultern, die aus Sibeleben waren.

Se-

Severin entdeckte sogleich eine Aehnlichkeit zwischen Namen und Sache und meynte: das Dorf habe wahrscheinlich seinen Namen, von den darin wohnenden Siebmachern erhalten. Wer schnell unvermutete Aehnlichkeiten zwischen zwey Dingen die sonst sehr verschieden von einander sind, auffinden kann, von dem sagt man: er habe Witz. Je feinere, versteektere und doch passendere Aehnlichkeiten jemand schnell aufzufinden weiß, desto feinern Witz hat er. — Unser Severin hat wirklich Witz aber er fällt oft in's Muthwillige und Plumpe; um desto mehr freuten wir uns über den Gebrauch den er jetzt von seiner Gabe machte, schnelle Aehnlichkeiten aufzufinden; da in der That seine Vermuthung viel Wahrscheinliches und Verständiges hatte — Kinder! Mit dem Witz ist es eine eigne Sache. Wer keinen hat, suche ja keinen zu erzwingen. Denn merket wohl, man muß die Aehnlichkeiten schnell auffinden. Wer nun das nicht kann und sie erst lange sucht, der fällt in das Gezwungne und Abgeschmackte, und erregt Mißfallen. Wer aber wirklich Witz besitzt, muß sehr vorsichtig mit demselben umgehen. Denn der Witz gleicht einem scharfen Federmesser, wer es nicht geschickt zu gebrauchen weiß, verwundet sich selbst. Der anständige

und gesittete Knabe wird z. B. niemals lächerliche Aehnlichkeiten an Personen aufsuchen, die er achtet und hochschätzet. Nur ein unverständiges Kind kann über seine Eltern und Lehrer witzeln. — Der vorsichtige Knabe wird aber auch eine schnellgefundne Aehnlichkeit nicht gleich sagen; er wird erst einen Augenblick überlegen, ob sie auch schicklich, passend sey, ob sie wol auch nichts Beleidigendes für Jemand habe. Je gutgesinnter ein Knabe ist, desto schneller wird er das einsehen können und dann seine Entdeckung verschweigen oder mittheilen. O wenn unser Severin mehr vorsichtig wäre, so würde er weniger vorwitzig seyn und sich so manchen Verdruß, so manche Marke *) ersparen.

„Eine Inscription!" rief Wenzel, der das Amt erhalten hatte, auf alle Aufschriften an Gebäuden oder andern öffentlichen Plätzen zu merken — als wir an einen breiten Stein kamen, der über einen Graben, wie eine Brücke führte. Die sogenannte Inscription befand sich an der Seite

*) Was es mit dieser Marke für eine Bewandniß habe, sollen euch die Nachrichten aus Schnepfenthal erklären; ein Büchlein, das euch erzählen wird, wie wir hier leben, arbeiten, gesund bleiben, besser und klüger werden.

Seite des Steines und bestand aus folgenden Buchstaben:

MH St HME HB 1723.

Wir riethen hin und her und brachten allerhand Worte heraus, welche wohl durch die einzelnen Buchstaben angedeutet werden sollten; aber es war doch so kein rechter Zusammenhang darin; bis endlich einer unsrer ältern Freunde den Stein an seinen noch vorhandnen Kimmen für ein Ueberbleibsel aus einer eingegangnen Waidmühle erkannte und die Buchstaben für die Anfangsbuchstaben des Besitzers erklärte. „Aus einer eingegangnen Waidmühle?" frugen wißbegierig fünfe von unsern Zöglingen, die dieses Jahr zum erstenmale thüringischen Boden betreten hatten.

Es soll noch viele Kinder geben, die Thüringen nie gesehen und das Wort Waidmühle nie gehört haben; wir müssen ihnen also wohl etwas darüber sagen. — Waid ist ein Farbenkraut, das sonsten sehr häufig in Thüringen gebauet wurde. Man färbt damit blau. Da nun blau eine sehr gemeine Farbe ist, mit welcher viele Tücher und wollene Zeuge gefärbt werden; so werden natürlich die Materialien stark gesucht, aus denen man die blaue Farbe bereitet, und der Anbau der Waidpflanzen war für die Thüringer ein

ein sehr einträgliches Geschäft. Die Blätter derselben gaben die eigentliche Farbe, die aber so roh, wie man sie abpflückte nicht zu gebrauchen waren. Sie mußten erst zu einem Brey verarbeitet, dann in Kugeln oder Brödchen geformt werden und nun verkaufte sie der Waidbauer dem Färber. Anfänglich zerstießen und zerklopften die Leute selbst mit Hölzern die Blätter. Da dies aber sehr mühsam war und viel Zeit wegnahm; so legte man ordentliche Waidmühlen an, in welchen ein großer Stein, auf eine ähnliche Art wie in andern Mühlen, viele Blätter auf einmal zermalmte. Dies war ein großer Vortheil für die Waidbauern, der aber bald mit dem Waidbau selbst aufhörte. Die Kaufleute welche Handel nach Amerika trieben, erhielten von dort eine andre blaue Farbe Indig genannt, welche dorten aus der Pflanze Anil oder Nil bereitet wurde. Der Indigo kam in solcher Menge aus Amerika herüber, daß die Kaufleute den Indigo bald wohlfeiler geben konnten, als die Thüringer den Waid. Mit Schaden konnten diese doch nicht verkaufen, also hörten sie beynahe alle auf Waid zu bauen, ließen ihre Mühlen eingehen und nutzten die Mühlensteine auf eine andere Art; verwandelten sie z. B. in Brücken über die Gräben,

damit

damit die Schnepfenthaler Zöglinge sein bequem drüber giengen und von ihnen neuen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung mitnähmen. Mehrentheils brachte man sie auf dem größten Platz im Dorfe, wo sie bey Kirchweihfesten den Obsthändlern und Pfefferküchlern zu Sitzen dienen.

Die Geographen treten auf — und ein Unglaubiger bekehret sich.

„Das ist gewiß ein Meilenzeiger!“ rief Stephan bey Erblickung eines länglichten Steins, der mitten im Felde stand. Wie belehrten ihn, daß dergleichen im Gothaischen nicht anzutreffen wären. Das bedauerte er sehr und erzehlte nun so viel von der Vortreflichkeit der Meilensteine im Churſächsischen und Würzburgschen, als wenn er selbst da gewesen wäre. Er war aber nie weder in das eine noch in das andre Land gekommen, hatte sichs aber in den geographischen Lektionen wohl gemerkt, daß dort an den Landstraßen zur Bequemlichkeit der Reisenden, alle Viertelstunden ein steinerner Pfeiler

gesetzt

gesetzt sey, auf welchem nicht nur die Viertelstunden, sondern an jedem zweyten auch die halben — an jedem dritten die Dreyviertelstunden und an jedem vierten immer die Zahl der zurückgelegten ganzen Stunden eingehauen sind. Er wünschte recht sehr sie auch im Gothaischen eingeführt zu sehen. — Gleich darauf, da wir Gotha ganz nahe vor uns hatten, bemerkte Severin, daß hier die Getraidefelder bis an die Stadt giengen und man wenig oder gar kein Gemüse sähe, da hingegen das Feld vor und rings um Erfurt einem ungeheuer großen Gemüßgarten gleiche. Severin bemerkte richtig. Die Erfurter bauen eine große Menge Gemüse, darauf verlassen sich die Gothaner; sie bauen wenige Gartengewächse und lassen ihre Küche von Erfurt aus, das nur 3 Meilen davon liegt, versorgen.

Wir standen jetzt, da wir uns auf der letzten Anhöhe vor Gotha befanden, stille, um die Gegend noch einmal zu übersehen; da täuschte die größere Entfernung schon unser Auge und unsere grünen Fichtenberge schienen mit einem schwarzblauen Flor überzogen. Wir konnten die kleineren Berge, zwischen denen sich unser Schnepfenthal versteckt, nicht mehr deutlich unterscheiden. Sie schienen alle eine einzige breite Mauer zu seyn

über

über welche nun der Inſelsberg, wie ein Thurm hervorragte. Da meynte unſer kleiner Quedlinburger, der bisher durchaus den Brokken über den Inſelsberg wollte wegguken laſſen, dieſer könnte doch wol noch etwas höher ſeyn. Wir hatten oft Zeit und Mühe gebraucht, um die kleineren Berge, die jetzt ſich gegen den Inſelsberg, wie Maulwurfshaufen ausnahmen, zu erſteigen; daher mußte freylich ihr Verſchwinden am Fuße des Inſelsberges, deſſen Höhe aus unſerm jetzigen Standpunkte ſo ſichtbar wurde, einen beſondern Eindruck auf ihn machen.

Nutzen des Waſſers.

Wenn man denn ſo beſtändig in der Stadt lebt und hinter dem Ofen reſidirt; ſo ſind oft dem, der ſchon in Frankreich, Portugal, Amerika und am Nordpol herumgereiſet war, verſteht ſich auf der Landcharte — die gemeinſten Dinge neu, fremde, unbekannt, wenn er nur einen Schritt weit vor das Thor thut. Eben ſo habe ich Kinder geſehen, welche ihrer Mamſell die Kunſt abgelernt

hats

hatten, eine Menge Töne herzuklappern, welche manchmal wirklich etwas ähnliches mit dem Platt-französischen hatten, das der gemeine Mann in Frankreich spricht — die aber keine sechs Worte deutsch ohne Fehler reden konnten. Alle diese Kinder sollten mit uns reisen! da würden sie sehen, wie viele Dinge sich noch um sie herum befänden, in welchen sie weit unwissender seyen, als der geringste Bauernjunge vom nächsten Dorfe.— Da marschirten wir z. B. längst eines Grabens hin und bemerkten so weit unser Auge nur reichte, an beyden Seiten desselben aufgethürmte Steinhaufen. Daß das andrer Leute Werk war, sahen wir gleich; aber über die Absicht dieser Steinhaufen zerbrachen sich die meisten unter uns, welche wirklich Städter waren, die Köpfe. Da kamen pudelnärrische Einfälle zum Vorschein. **Martin** versicherte, es seyen Dämme, um die Gewalt des Wassers abzuhalten, wenn es austräte. **Christian** hatte geheime Nachrichten, daß längst dieses Grabenwassers eine Stadt aufgebauet werden sollte und **Stephan** hatte gar eine solche Mauer im Sinn, wie die Chineser in Asien um ihr Gebiete zogen, damit sie besser gegen die Einfälle der Tartaren geschützt wären. Aber alle diese prächtigen Plane fielen mit einander in

den

den Graben, da unſer Lehrer, welcher die Natur ſtudirte und die Arbeiten der Landleute kannte, uns erklärte: „dieſer Graben wäre nichts mehr und nichts weniger als der Röſtegraben der Sundshäuſer Landleute.“ — Röſtegraben? Röſtegraben? Wieder ganz ein unerhörtes Ding! Es hat aber damit folgende Bewandniß! Sehet, wenn der Flachs vom Felde abgerauft, ſeine Saamenknoten, in welchen der Lein ſteckt, durch eiſerne Raufen von den Stengeln abgeriffelt ſind; ſo breitet man dieſe erſt an Luft und Sonne auf dem Felde aus; ſodann bindet man ihrer ſoviel, als man in beyden Händen faſſen kann, in Büſchel zuſammen und legt dieſe in's Waſſer. Das heiſſet den Flachs röſten und das Waſſer, worinn es geſchiehet, das Röſtewaſſer. Man röſtet den Flachs deswegen, damit das Waſſer die äuſſere, ſpröde und harte Hülſe am Flachsſtengel erweiche, aus welchem nach fernerer Zubereitung eigentlich das zarte Garn geſponnen wird. Damit nun die Flachsbüſchel durch und durch geröſtet werden, legt man Stangen oder Bretter über dieſelben und beſchwert dieſe mit Steinen. Nicht wahr nun könnt ihr euch die Steinhaufen längſt eines Röſtegrabens erklären? doch muß ich euch noch dabey ſagen, daß ihr in manchen Gegenden

genden eine Flachsröste vergeblich sucht. Wo man wenig Wasser hat und dieses zum Bierbrauen ꝛc. nöthig braucht, da pflegt es wol den Leuten verboten zu werden, ihren Flachs nicht im Wasser zu rösten, weil das Wasser stinkend und faul davon wird; da muß er dann viel länger auf der Erde ausgebreitet liegen und die Luft des Wassers Stelle vertreten. Der Flachs wird dann freylich nicht so weiß, als wenn er im Wasser gelegen; aber sein innerer Faden oder Bast wird weit zarter und folglich auch das Gespinnst davon viel feiner. Demohnerachtet ist das Rösten aus mehreren Ursachen dem Landmann vortheilhafter, hauptsächlich deswegen, weil alles viel geschwinder gehet und bey noch so heftigen Winden der Flachs nicht weggewehet werden kann, wie es auf dem Felde gar öfters geschiehet. Gehet nun künftig nur nicht so ohne alle Achtung vor einen unansehnlichen Graben, vor einen kleinen Teich, oder Wiesenpfütze vorbey — vielleicht trugen sie das ihrige dazu bey, euch ein Hemde oder ein Paar Strümpfe auf den Leib zu schaffen. Das Wasser überhaupt, meine Lieben, ist dem Menschen ein großer Schatz! Nur bey wenigen Verrichtungen kann er desselben entbehren. Wir fanden vor Gotha, daß es mit mehr Kraft und schneller eben so viele Dienste leistete,

als

als viele Wagen und Pferde. Wir fanden eine Menge langer und hoher Schichten, von aufgethürmten Holzscheiten an der Leine stehen und in der Leine selbst noch viel Holz schwimmen. Dies war geflößtes Tannenholz, welches auf der Leine 4 Stunden weit herschwamm und den Städtern in Gotha, die im Winter gern warm sitzen wollen, weiter keine Mühe macht, als daß sie nun Leute anstellen, welche das Holz aus dem Wasser holen, es in Schichten an die Luft legen, daß es wieder trocken werde und sodann es in die Stadt schaffen; da hingegen weit mehr Schwierigkeiten sich zeigen würden, wenn sie das Holz 4 Stunden weit mit dem Wagen holen sollten. So bringt hier das Wasser der Leine den Einwohnern in Gotha Holz und wird ihnen ausserdem noch auf gar vielerley Weise nützlich; besonders dadurch, daß durch alle Straßen der Stadt kleine Kanäle angelegt sind, in welche die Leine hineingeleitet ist. Das befördert die Reinlichkeit der Straßen sehr, in dem aller Unrath in die Kanäle geworfen wird und ist eine große Hülfe bey Feuersgefahr!

Seeberg — Alleen — Friedenstein

Ehe wir die Ebne vor Gotha verlieſſen, wurden wir doch noch auf den Seberg aufmerkſam gemacht, der eine Stunde von Gotha liegt. Aus dem Bauche dieſes Berges iſt ein anſehnlicher Theil der meiſten gothaiſchen Gebäude im ganzen Lande herausgeholt worden. Er enthält eine ungeheure Maſſe von dem Sandſtein, welcher zum Bauen ſo geſchickt iſt. Aber dieſer Seberger Sandſtein iſt noch von ganz beſondrer Güte. Auch ein Theil des Schnepfenthaler großen Gebäudes, das zum Beſten unſrer guten Zöglinge errichtet worden, iſt von dieſem Stein erbauet. Bis hinter Erfurt hohlt man die Steine aus dieſem Berge. Wir werden euch auf unſrer Reiſe nach den Gleichenbergen mehr davon ſagen können. Jetzt ſind wir müde und hungrig; wir müſſen eilen. Nur noch einen kleinen Umweg durch die Linden und Kaſtanienalleen und wir ſind in der Stadt. Dieſe Alleen ſind wirklich eine Zierde der Stadt. Die Fußgänger haben an beyden Seiten ihre eigne Bequemlichkeiten und in der Mitte iſt hinlänglicher Platz für die Fahrenden und Reitenden. Dieſe Alleen gehen um die ganze

ze Stadt. Zwiſchen der Stadt und den Alleen kommt erſt ein hoher Wall der um die Stadtmauer weggehet und unter dem Wall ein breiter Graben. Dies ſind Befeſtigungsmittel, welche zu den Zeiten, da die Edelleute noch mit einander ſo Krieg führten, wie es jetzt nur groſse Könige und Fürſten thun, die Städte ſo ziemlich ſicherten, daß wenigſtens der Feind nicht ſogleich in die Stadt konnte. — Wir ſahen nun auch das Schloß in der Nähe, über welches in der Ferne ſchon ſo viel war geſprochen worden. Es liegt auch auf hohen Wällen, welche mit einem Graben umgeben ſind. Es heißet der Friedenſtein und ward nach der Zerſtörung des Grimmenſteins erbauet, von dem noch viele Ueberbleibſel oder ſogenannte Rudera im vorhandnen Mauerwerk ſichtbar ſind. Wir fanden viele Leute mit Werkzeugen angeſtellt, welche auch dieſe Ueberbleibſel völlig zerſtören und abtragen ſollten. Wahrſcheinlich werden dann dieſe wüſten Flecke zu einem Garten, Luſtholz oder Gebäude beſſer benutzt werden.

Stadt Gotha.

Da marschierten wir grade um Mittagszeit ein — bergauf, bergab durch die ungleichen Straßen, machten durch unsern langen Zug und reisemäßiges Ansehen viel Aufsehen, hatten Zuschauer die Menge, deren Augen uns bis an's Ende der Straßen verfolgten, sahen so manches freundliches Gesicht, dem wir gern etwas besser gedankt hätten, weil es uns so liebreich ansahe; aber der Hunger packte uns beym einen, und die Müdigkeit beym andern Arm, daß wir uns nirgends aufhalten konnten. Endlich erblickten wir unsern geliebten Propheten, der uns vom Schilde des Gasthofs herab, das Ende aller unsrer Leiden — volle Schüsseln und bequeme Stühle weissagte. Doch waren die Leiden so groß nicht, als ihr wohl denkt. Wir vermutheten unsere Kinder würden sich nun pflegen, und an die weichen Stuhlkissen schmiegen und ihre müden Glieder laben — ja! ja! da war niemand 3 Stunden marschiert, da wollte niemand müde seyn! die Fenster wurden stehend besetzt und geschaut und bemerkt und gefragt und erzählt und verwundert und gelacht über alle die Dinge die sie da sahen und hörten! Gleich beym

beym Eintritt in unſer Zimmer hatten ſie die ſchön fournirten und gearbeiteten Schränke in's Auge gefaſſet, unterſuchten ob wol die eingelegte Arbeit vom Pfaffenhütchenholz ſey, das gab nun gleich zu allerley Belehrungen Anlaß. Sie erfuhren bey der Gelegenheit, daß hier und in Thüringen überhaupt viele vorzügliche Schreinerarbeit gemacht werde, beſonders aber muſikaliſche Inſtrumente. Auch hier in Gotha befindet ſich, auſſer zwey geſchickten Klaviermachern, auch ein Mann, der eine eigne Geſchicklichkeit beſitzt ganz vortrefliche Fortepiano zu verfertigen, nach Art der engliſchen und ſo gut wie dieſe. Herr Steinbrükel iſt lange Jahre in Engelland und Rußland geweſen, hat, ſo wie wir, auf ſeinen Reiſen in fremden Ländern, vielerley gelernt und liefert uns nun die Früchte ſeiner Wißbegierde in treflichen Inſtrumenten. Ihr Hauptvorzug iſt auſſer der feinen Arbeit und wohlüberlegten Einrichtung, ein auſſerordentlich ſüſſer und angenehmer Ton. Wenn ihr vielleicht Klavier ſpielen könnet, kein Inſtrument beſitzet und eure lieben Aeltern wollen und können, eine etwas anſehnliche Ausgabe dran wenden; ſo dürft ihr ihnen ſagen, daß ſie für 6 Carolin ſchon ein Inſtrument bekommen können, mit dem ſie zufrieden ſeyn würden.

Der merkwürdigſte Gegenſtand den wir anſichtig wurden, war der Thurm der Margarethenkirche, welche gleich neben dem Propheten ſtehet. Wir errinnerten uns ſogleich mit Schaudern der traurigen Geſchichte, die ſich zu Anfang dieſes Jahres hier zugetragen hatte. Die Seele eines benachbarten Pfarrers, der ſonſt ein rechter braver und von allen geliebter Mann war, war ſo krank geworden, daß er glaubte, er könne der Welt nicht mehr nützlich ſeyn und müßte alſo aufhören zu leben. Er kam aus ſeinem benachbarten Dorfe hier in die Stadt, ſagte: auf dieſem Thurme müßte man eine vortrefliche Ausſicht haben, ſtieg hinauf und ſtürzte ſich herab. Mit zerſchmettertem Hirnſchädel ward er tod hinweg getragen getragen und die Bauern ſeines Dorfes benetzten am folgenden Tage die Stelle ſeines Todes mit ihren Thränen. Man fand hernach, da man ihn öfnete und die Kenner der innern Einrichtung des menſchlichen Körpers ſeinen Leichnam unterſuchten, daß in ſeinem Gehirn Veränderungen und Verletzungen waren, welche ſeine Seele gehindert hatten, ſo frey und gut zu denken, wie gewöhnlich. Unſere Zöglinge, welche wir gar bald mit der innern vortreflichen Einrichtung ihres Körpers und deſſen genauer Verbin-

dung

dung mit der Seele bekannt gemacht haben erinnerten sich sogleich der Lehrstunden. Sie sahen nun an diesem Beyspiel noch deutlicher, daß wenn gleich die Seele ganz was anders ist, als der Körper; so brauche sie doch gewisse Werkzeuge desselben, ohne die sie gar nicht denken kann. Das Blut und das Gehirn sind solche Werkzeuge. Die Seele kann ohne Gehirn so wenig denken, so wenig man ohne Instrument Klavier spielen kann. Aber wenn gleich der Klavierspieler sehr geschickt ist und das vortreflichste Stück spielen will; so wird er doch nicht können, wenn sein Klavier verstimmt ist und Tasten fehlen. Eben so kann die beste Seele nicht mehr vernünftig denken und gut handeln, wenn ihr Gehirn verletzt worden ist. Daher kam es, daß der gute Mann grade das Beste was er hatte, das Daseyn, sich selbst nehmen konnte. — Ihr Kinder lasset euch dadurch aufmerksam machen auf die Wichtigkeit eures Körpers! Gehet ja behutsam und vorsichtig mit den Gliedmaßen und Werkzeugen eures Körpers um. Sie sind der Seele äusserst nöthig und nützlich. Wer sie zerstört oder verletzt macht seine Seele krank oder dumm und bringt sich oft plötzlich um sein Leben. In Dessau einer vortreflichen Erziehungsanstalt, wo viele gute Kinder erzogen

werden, kam ein blühender Knabe plötzlich um sein Leben, weil er sich unvorsichtig, da er ins Bette stieg, rücklings überwarf; so daß er sich mit der Bettlåne an die Hirnschale stieß. Der einzige Stoß hatte sein Gehirn so sehr zerrüttet, daß er nach wenig Tagen starb. O was betrübten sich seine Aeltern und die guten Lehrer, die immer so für ihn gesorgt hatten. Aber dies zu verhüten, war ja unmöglich! Keine menschliche Klugheit kann ja einen solchen Unfall voraussehen. — Ach! es giebt noch mehrere solcher zarter Theile im Körper, welche bey der geringsten Verletzung das größte Unglück verursachen können. — Die Augen zum Exempel! Viele Menschen wurden blind, weil sie plötzlich aus der Finsterniß in's Licht sahen, weil sie in der Dämmerung lasen. Auch ganz besonders leicht sind diejenigen Theile des Körpers zu beschädigen, welche die Schaamhaftigkeit verbirgt und nicht zu nennen weiß. Besonders muß man sie vor Entblößungen und Reiben in Acht nehmen. Wenn daher, wie es manchmal geschiehet, euere Beinkleider mit zu harter, steifer Leinewand gefüttert wären, die euch nur im mindesten riebe, o! so bittet ja eure Aeltern sogleich dies abändern zu lassen, um großes Unglück zu verhüten, denn keine Theile entzünden sich, brennen

nen

nen und faulen leichter als dieſe. Ihr ſeyd nun gewarnt, Kinder, hütet euch vor Schaden!

An dieſem Thurme war auch ein Blitzableiter. Da gäb'es nun viel zu erzählen, aber wir haben noch ſo viel Sachen vor uns, daß ich euch hier nur einſtweilen etwas davon erklären will. Kennt ihr Bernſtein? doch wol! Er heiſſet auf lateiniſch Electrum. An dieſem fand vor 200 Jahren ein gewiſſer Gelehrter mit Namen Theophraſtus die ſonderbare Eigenſchaft, daß er Licht von ſich gebe, wenn man ihn reibt.

Nachher bemerkte man dies an mehreren Dingen, am Glaſe, am Siegellak u. ſ. w. Um dieſer Eigenſchaft willen, welche ſie mit dem Bernſtein ähnlich hatten, nannte man ſie bernſteinartige, oder vom lateiniſchen Namen, elektriſche Körper und das Licht ſelbſt, welches nach ſtarkem Reiben ſichtbar wird die elektriſche Materie. Die Gelehrten unterſuchten nun dieſe Materie genauer und fanden daß ſie an gar vielen Orten in der Erde und auch ſogar in der Luft verbreitet wäre. Der berühmte Fränklin endlich entdeckte, daß der Blitz nichts anders wäre, als eine Menge elektriſcher Materie welche ſogleich ſichtbar wird, wenn die Luft durch die in ihr ſchwimmenden Wolken ſtark gerieben oder bewegt

worden

wnrden ist. Wenn ihr das nun recht begriffen habt; so leset weiter: Man machte mit vielen andern Körpern Versuche und fand daß sie zwar kein Licht von sich gäben, wenn man sie riebe, also keine elektrischen Körper wären; aber doch das eigne hätten, daß sie die elektrische Materie gern in sich saugten und verschluckten; wie ungefähr das Löschpapier die Dinte an sich ziehet. Das Löschpapier ist nicht selbst flüßig, es saugt aber vor allen andern Dingen die flüßige Dinte leicht in sich. Die Metalle zogen zum Exempel besonders gern die elektrische Materie an sich und der Blitz, wenn er einschlug, war am allermeisten zuerst auf Metalle gefallen. Der Blitz hatte oft gräuliche Verwüstungen angerichtet, wenn der Wind, oder die Wolken die elektrische Luft so nahe zu Gebäuden besonders zu hohen Thürmen getrieben hatten, daß sie in die Metalle, welche auf den Thurmspitzen z. E. sind, fahren konnte. Man dachte nach und sann, ob man dies wol nicht verhüten könnte. Wenn eine Quelle zu stark wird und sich dann auf einer Stelle das Wasser zu sehr häuft und Ueberschwemmungen anrichtet; so sucht man durch einen oder mehrere Gräben das Wasser an solche Orte hinzuleiten, wo es keinen Schaden weiter anrichten kann. Ob

man

man wol nicht eben so die elektrische Materie oder den Blitz ableiten könnte? Warum nicht? Man wußte es ja von den Metallen, daß sie die elektrische Materie gern in sich saugen. Metalle müßten also die besten Ableiter seyn. Zwar ist wol an, und in jedem Gebäude schon Metall, aber deswegen dient es noch lange nicht zum Abwenden oder Ableiten des Blitzes. Denn das Metall saugt wohl die Blitzmaterie in sich, behält sie aber nicht, sondern läßt sie am andern Ende wieder durch. Wenn der Blitz also oben zum Fensterbley hineinfährt; so läuft er am Bley fort, bis dahin wo es aufhört, springt dann ins Holz und zündet. Das Metall, welches also den Blitz ableiten soll, muß mit dem einen Ende die elektrische Materie einsaugen, mit dem andern Ende aber, abwärts vom Hause weggehen. Und so sind dann auch wirklich die Blitzableiter eingerichtet. An der erhabensten Stelle der Gebäude, bey einem Thurme also auf dem Knopfe, wird eine spitzige Eisenstange aufgerichtet. Am untern Ende dieser Stange wird eine Eisenkette oder ein in einander geketteter Eisenstab befestigt, welcher neben dem Gebäude heruntergehet, unten in die Erde gesteckt und unter der Erde weg etwa in ein Wasser oder einen Sumpf geführet wird. Spitzig

zig muß oben die Eisenstange deswegen seyn, damit sie wenig elektrische Materie auf einmal einsaugen kann. Kann nun gleich ein solcher Blitzableiter nicht viel auf einmal einschlucken; so kann er doch aus der über ihn befindlichen Luft viel elektrische Materie nach einander aufnehmen, weil sich nun alle Materie nach dieser Metallspitze zuziehet und durch dieses Metall, wie durch einen Canal, so lange in die Erde einströmt, bis von ihr nichts mehr in der Luft übrig ist. Ist das nicht vortreflich ausgesonnen? So mächtig kann sich der Mensch durch Nachdenken machen! Wenn er seine Vernunft ernstlich braucht; so kann er Mittel erfinden, die größten Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden. Wer würde den nicht noch vor 50 Jahren für wahnsinnig gehalten haben, welcher Anstalten gemacht hätte, um ein Gewitter in eine Flasche zu zapfen und nach Hause zu tragen? Und doch kann man das leicht, wenn man die gehörigen Kenntnisse von der elektrischen Materie sich erworben hat. O dieser Unterricht wird euch, lieben Kinder, unendliches Vergnügen machen. Aber ich habe gefunden, daß man diese und noch einige andre angenehme Kenntnisse weder recht verstehen, noch recht nutzen kann, wenn man sich nicht vorher brav in der Mathe-

matik

matik umgesehen und besonders recht. perfekt rechnen gelernt hat. Alle, die ihr August heisset, merkt euch das besonders; doch wird's euch ihr Fritze, Wilhelme und George auch nichts schaden, wenn ihr euch auf's Rathen legt, was ihr nun wol also zu thun hättet. Wenn ich euch nun noch einige Vorzüge, welche wir in der Lebensart auf dem Lande vor der Städtischen entdeckten, nennte — wenn ich euch die zwischen den Häusern hervorragenden Brandmauern beschriebe — wenn ich euch alles sagte, woraus wir schlossen, daß etwa in Gotha 12000 Einwohner seyn möchten — wenn ich euch die Naturgeschichte der Pfauen und türkischen Enten, welche Martin auf dem Hofe bemerkte, mittheilte — wenn ich euch endlich noch einen rabenschwarzen Afrikaner sehen ließe, der in großen Courierstiefeln vor einem Reisewagen vornehmer Fremden vorausritt; so würdet ihr beynahe alles wissen, womit wir uns noch vor Tische unterhielten. Aber ich denke ihr schenkt uns das alles und begleitet uns dafür lieber nach Tische zu einer der größten Merkwürdigkeiten unsrer Reise.

Gothaiſche Porcellanfabrik.

Weil wir in Gotha ſchon öfter geweſen waren und noch öfterer hinzukommen dachten; ſo war es diesmal gar nicht unſre Abſicht alles Merkwürdige dieſer vorzüglichen Stadt in Augenſchein zu nehmen. Wir wollten dießmal nicht ſowol vielerley, als viel ſehen. Unſere Wahl war auf die hieſige Porcellanfabrik gefallen, welche der Herr geheime Rath von Rothberg angelegt hat. Die dazu gehörigen Gebäude liegen auſſerhalb der Stadt an einer Allee. Wir begaben uns dahin. Wir befürchteten verdrüßliche Geſichter anzutreffen, wenn die fleißigen Arbeiter ſich durch unſere Ankunft geſtört finden würden; aber wie ſehr wurden wir überall durch Höflichkeit, ganz beſonders aber durch die beſondre Gefälligkeit des Herrn Schulz beſchämt, mit der er willig ſeine gewiß ſpärliche Zeit uns widmete und alle Belehrungen ſowol mündlich durch Unterricht, als anſchaulich durch Vorzeigung gab, welche wir nur in der kurzen Zeit verlangen konnten.

Im erſten Zimmer fanden wir einige Perſonen mit dem Malen auf Porcellan beſchäftigt. Spik- oder Lavendelöl iſt das Auftragemittel oder

dieſes

diejenige Flüßigkeit mit welcher die Farben auf dem Reibeglaſe klein gerieben und dieſe kleinen Theilchen aufs innigſte mit einander vermiſcht werden, um ſie mit dem Pinſel auftragen zu können. Alſo ein Nutzen des Lavendels mehr! — Wir wunderten uns ſehr, da wir etwas von der mächtigen Verwandlungskraft des Feuers kennen lernten. Wir ſahen den Maler eine graue Farbe auf eine Untertaſſe auftragen. Wenn dieſe Taſſen im Brennofen noch einmal durchglühet wird und wieder herauskommt; ſo erſcheint alles vorherige Grau in das ſchönſte Purpurroth verwandelt.

Auf gleiche Art wird ein andres Roth aus aufgelöſten Eiſen zubereitet. Ueberhaupt wurde uns geſagt, daß nur Farben aus dem Mineralreich zur Porcellanmalerei tauglich wären; die Waid- und Anilpflanze würde alſo hier nichts helfen. Die Goldmalerei geſchiehet wieder auf eine ganz eigne Weiſe. Man hat verſchiedne Arten, wie man daſſelbe ſo zubereitet, daß es auf das Porcellan aufgetragen werden kann. Hier will ich euch nur diejenige kürzlich beſchreiben, welche ihr noch am eheſten verſtehen werdet. Man ſchmelzt das Gold in einem Tiegel; in einem andern Schmelztiegel läſt man Queckſilber warm werden. Wenn das Gold glü-

het, so giesset man das erhitzte Quecksilber dazu, rührt alles wohl um und schüttet es in ein Gefäß voll Wasser. Wenn dieses Gemisch, oder wie die Chimisten sich ausdrücken, wenn dieses Amalgama eine Weile geruhet hat, so seihet man das Wasser davon ab, und drückt dieses Amalgama in einem Leder, durch welches sich alles Quecksilber wieder durchpresset und das Gold allein zurücklässt, welches nun durch das Quecksilber in ein sehr feines gelbbraunes Pulver verwandelt ist. Dieses Goldpulver kann dann wie jede andere Farbe aufgetragen werden, doch ohne daß ein Glanz sichtbar wird. Wenn aber das Feuer diese Farbe im Ofen eingebrennt hat; so dürfen nur nachher alle die grauen Stellen, welche vorher mit Goldpulver bemalt wurden, vermittelst eines Kieselsteins, mit einem Achat z. E. polirt werden und das Gold wird wieder im schönsten Glanze sichtbar. Hieraus werdet ihr sehen und schon begreifen können, daß der Porcellanmaler nichts weiter thun kann, als daß er die Mischung und Bereitung der Farben gehörig vorbereitet und sie todt aufträgt; Leben, Glanz, Gestalt und Schönheit aber erhalten die Farben erst durch das Feuer. Daher ist die Porcellanmalerey eine sehr undankbare Arbeit. Denn der Maler kann sich die größte

Mühe

Mühe gegeben haben und in einem Augenblick kann das Feuer alles wieder verderben. Die geringste Vermehrung der Feuerhitze verändert augenblicklich die Farbe. Man muß daher mit erstaunender Sorgfalt und Mühe erforschen wie viel Hitze eine Farbe nöthig hat, um zu ihrer Vollkommenheit zu gelangen. Aber die größte Kunst ist dann, genau diesen Grad von Hitze hervorzubringen und wenn er da ist, sogleich das Porcellan herauszunehmen. Geschiehet das zu spät; so ist auch die verdorbne Malerei nicht wieder zu verbessern, weil nun die Farben schon eingebrennt sind. Begehet aber der Maler vorher, bey der Malerei selbsten, ein Versehen; so kann er das sehr leicht wieder verbessern, indem er sich dann eines kleinen, sehr feinen, schrägen Messels bedient, mit welchem er die Farbe und also zugleich den Feler wieder abnehmen kann. Wir machten besonders unsere Zöglinge auf den feinen Geschmack aufmerksam, welcher sich in der hiesigen Malerei zeigte. Dieser Geschmack war sehr einfach und natürlich. Es waren nur wenige und ganz ungezwungne Verzierungen. Wir sahen eine ganze Menge Tassen, welche nach Rußland und Amerika bestellt waren. Auf den allermeisten waren sehr saubere Silhouetten mit einer ganz einfachen, schmalen,

goldnen Einfassung. Wir fanden das einfacher und natürlicher, als wenn eine Menge Laubwerk und Schnörkel von allerley Farben angebracht gewesen wären. Auch lernten unsere Zöglinge hier, was Bas-Reliefs seyen, da wir unter andern die Köpfe des berühmten englischen Dichters Schakespeare, des englischen bekannten Schauspielers Garrik, des Voltaire, des römischen Kaisers Marcus Aurelius auf verschiednen Tassen abgebildet sahen — abgebildet — nicht abgemalt. Der Maler verfertigt keine Bas-Reliefs, sondern der Bildhauer oder Bildner. Derjenige welcher aus dem Tone so niedliche Gefäße und Figuren zu bilden weiß, wie ihr oft von Porcellan werdet gesehen haben, ist wirklich auch ein Bildner. Wenn nun dieser Bildner seine Tasse nicht so glatt weg macht, wie gewöhnlich; sondern aussen auf der Tassenfläche noch allerley Figuren, Blumen, Köpfe u. s. w. aus seinem Tone verfertigt und vorzustellen weiß; so sagt man: er hat auf der flachen Tasse, noch eine kleine erhobne oder hervorragende Arbeit angebracht — er hat ein Bas-Relief auf der Tasse angebracht. So findet ihr auf allen Münzen Bas-Reliefs. Der Kopf auf den Münzen ist nicht gemalt, sondern aus der Silber- oder Goldmasse so gebildet und geformt, daß er

etwas

etwas über der flachen Münze hervorragt. Dieses Hervorragen drückt das Wort relief aus und das Wort bas zeigt an, daß das Bild nur um ein Weniges hervorrage. Denn es giebt ja auch Abbildungen, welche völlig und ganz hervorragen, wie die Statüen z. B. Ihr werdet nun wohl Basrelief von Malerey unterscheiden können. Die Malerey bemerkt blos mein Auge, aber das Basrelief könnte ich auch ohne Auge blos durchs Gefühl erkennen. Auch diese Porcellanreliefs waren mit vielem Fleiße und Geschmack gebildet. Wir bemerkten nicht nur hier, sondern überall viele Spuren der größten Genauigkeit und Sorgfalt in ihren Arbeiten und H. Schultz versicherte uns: dadurch allein ersetzten sie, was die Natur ihnen versagt hätte. Denn so wie der Garten- und Ackerboden erstaunend verschieden, hier steinigt, dort sandigt, da leimicht und nur an wenigen Orten von Natur ganz vortreflich ist; eben so ist es auch mit der Porcellanerde. Wo die Natur die beste Erde z. B. Meissen in Sachsen gegeben hat, da wird auch natürlich das beste Porcellan können gemacht werden. In der hiesigen Fabrik verbessern sie durch die sorgfältige Bearbeitung die natürliche Erde, welche nicht so gut, als die Sächsische ist. Hieraus konnten wir uns die Behauptung erklären,

daß die Fabrikanten in Meissen und Dresden selbst, wenn man ihnen die hiesige Erde zuschickte, nicht so gutes Porcellan aus derselben verfertigen würden, als hier wirklich geliefert wird. Wir wurden aber doch sehr angenehm überrascht, als man uns eine weisse Tasse zeigte, an der wir das nämliche feine Korn, die nämliche dichte Masse, die nämliche reine Durchsichtigkeit, die nämliche blendende Weisse bemerkten, welche das Dresdner Porcellan so vorzüglich auszeichnet. Wir wunderten uns über den auffallenden Unterschied zwischen dieser vortreflichen Masse und den andern Porcellanstücken. Da hörten wir mit vielem Vergnügen, daß sie ganz kürzlich eine andre, viel bessere Erde entdeckt hätten, aus welcher diese Tasse gebrannt wäre. Das wird gewiß die Aufname dieser Fabrik für die Zukunft sehr befördern! So weit kann es der Mensch durch Fleiß, Beharrlichkeit, Muth und Geduld bringen und so belohnt ihn oft die Natur selbst, wenn sie ihm eine Zeitlang Hindernisse entgegensetzte. Nur sich durch diese nicht abschrecken lassen, junger Mensch! gelingt der erste Versuch nicht, so mache einen zweyten und schlägt auch dieser fehl, so wage einen dritten und zehn andre, brauche dabey aber auch deinen Verstand und dein Nachdenken, gewiß du

wirst

wirst am Ende deine Absicht erreichen! — Aber versuche auch nur das, was nützlich und gut ist und worzu dein Verstand vorbereitet worden und versuche jedesmalen nur das zuerst, was dir das Nöthigste ist. Erst versuche richtig zu zeichnen und dann male! Erst lerne Deutsch und dann eine fremde Sprache.

Noch mehr vom Porcellan für solche Kinder, welche gern noch etwas mehr von den Dingen wissen wollen, als ihre bloßen Namen.

Thon kennet ihr und Porcellan auch. Und daß zwischen beyden ein großer Unterschied ist, sehet ihr auch sogleich. Wie gehet das nun zu — daß aus dem rauhen, graufarbnen, undurchsichtigen, lockern Thon eine so glatte, weisse, halbdurchsichtige und feste Masse wird, als das Porcellan ist? die Verwandlung ist kurz diese. Der gehörig zubereitete und zu einer Tasse oder Kanne u. s. w. geformte Thon wird in einem Ofen hart gebrannt. Nun kommt die Tasse zwar härter aber noch immer rauch, grauweiß und noch völlig undurchsichtig zum Vorschein. Will man nun

daraus eine gewöhnliche blaue Tasse machen; so werden jetzt erst die blauen Streifen und Blumen darauf gemalet. Ist die Farbe auf dem Thon eingetrocknet; so wird nun die Tasse durch die Glasur gezogen. Dies ist das hauptsächlichste Verwandlungsmittel. Die Glasur ist eine flüßige Masse, welche aus ähnlichen Materien bereitet wird, aus welchen man Glas macht. Sie giebt auch dem Thone ähnliche Eigenschaften, welche das Glas hat. Denn nun wird die mit der Glasur überzogene Tasse zum zweitenmale im Ofen durchgebrennt und wenn man sie dann herausnimmt; so habt ihr die gewöhnlichen Tassen mit Glanz, Farbe, Weisse, Glätte und halber Durchsichtigkeit. Wenn nach dem ersten Brande nichts auf die rohe Tasse gemalt, sondern blos die Glasur angebracht worden ist; so kommen aus dem zweyten Brande blosse weisse Tassen oder überhaupt blosses weisses Porcellan zum Vorschein. Mit diesem weissen Porcellan kann nun noch eine dritte Verwandlung vorgenommen werden. Auf diesem trägt man alle die niedlichen, feinen Malereyn, Landschaften, Silhouetten, Blumen mit allerley Farben, Goldrände u. s. w. auf. Ein solches nach dem zweiten Brande bemaltes Porcellan muß zum drittenmal in den Ofen, damit

die

die Farben fest einschmelzen und durch's Feuer ihren Glanz erhalten.

Das wäre so die Beschreibung überhaupt, aber nun die Arbeit selbst hat noch gar viel Merkwürdiges bey jedem Stücke. Noch viele Schwierigkeiten sind da zu überwinden, ehe der Künstler recht vollkommen gutes Porcellan liefern kann. Ich will euch einiges von dem was wir hier noch lernten, anführen und daraus werdet ihr euch schon einen Begriff von dem eigentlichen Künstlichen der Arbeit machen können. Ein Hauptpunkt ist nun gleich die rechte Thonmasse zu treffen. Der Thon allein giebt kein Porcellan, ob er ihm gleich eine Haupteigenschaft mittheilt — die Feuerbeständigkeit. Denn das Feuer zerstört den Thon nicht, sondern macht ihn noch härter und fester. Auch ist der Thon deswegen ein Hauptstück bey Verfertigung des Porcellans, weil er sich vor dem Brande erweichen und zu allem Möglichen formen lässet. Nie wird aber der Thon für sich allein und ohne Zusatz glasartig und dies ist doch wieder eine Haupteigenschaft des Porcellans. Daher muß die Thonerde noch mit einer Glaserde vermischt werden, z. E. mit einem feinen Sande oder zerstoßnen Quarz. Diese beyden Erden lassen sich nun zwar mit Wasser zu einem Teige mit

einander vermischen; aber glasartig wird diese vermischte Masse nicht eher, als bis ein heftiges Feuer den Sand oder Quarz geschmolzen und flüßig gemacht hat. Allein für sich würde Sand oder Quarz so wenig schmelzen als Thon, aber untereinander gemischt schmelzen sie beyde und noch eher, wenn man gleich anfänglich unter die Masse noch Gypserde gemischt hat. Die Hauptkunst bestehet nun darinn, das rechte Verhältniß zwischen diesen zwey oder drey Erden zu treffen, daß man von jeder nicht zu viel und nicht zu wenig nimmt. Je richtiger man nach und nach durch Versuche und Erfahrungen das Maß treffen lernt, desto besser wird das Porcellan ausfallen. So soll denn der Herr geheime Rath von Rothberg dem diese Fabrik gehöret, seit vielen Jahren die Proben liegen haben, wie sich es nach und nach immer gebessert bis es vor 4 Jahren erst recht in Aufnahme gekommen ist.

Man findet selten in der Natur eine Erdart ganz rein und ohne fremde Theile. Daher muß denn auch diese Thonerde vorher auf's sorgfältigste gereinigt und durchs Wasser von allen Unreinigkeiten und andern Beymischungen abgeschlämmt werden. Man wieß uns eine eigne Mühle hierzu, welche von einem blinden Pferde getrieben wurde.

wurde. Diese zermalmte zwischen zwey sehr feinen glatten Kieselsteinen den durchwässerten Thon auf das feinste in einem grosen Zuber, aus welchem durch einen Hahn das mit dem feinsten Thon vermischte Wasser wieder abgezapft werden konnte. Diese Mühle that zu gleicher Zeit noch mehrere Dienste, vermittelst angebrachter Stampfer — welche die sogenannte Kapselerde klein klopften und wohl auch zum Zerstossen der Quarzerde gebraucht werden mochten, wovon wir aber nichts sahen. Hr. Schulz versicherte uns, das Mühlenpferd thue in einem Tage soviel als 12 Menschen in 4 Wochen.

Wenn nun diese geschlemmte und gereinigte Erde mit der Quarzerde gehörig vermischt worden; so wird sie wie Teig zusammengeknetet, von welchem Thonteig dann der Künstler jedesmal so viel nimmt als er zu einem Stücke braucht. Es war grade Sonnabend Nachmittag, wo die Arbeiter schon Feyerabend gemacht hatten. Doch hatte einer der Dreher, auf Hrn. Schulz gütiges Verwenden die besondre Gefälligkeit, sich vor der Drehscheibe zu setzen, die der Töpferscheibe ganz ähnlich ist. Er nahm ein Stück Teig und knetete ihn nochmals durch, wobey wir erfuhren, daß sehr vieles auf den Grad der Feuchtigkeit ankom-

me,

me, den man hier beym Verarbeiten der Masse gebe und daß ein erfahrner Dreher es schon am Griff habe, grade so viel Masse zu nehmen, als er zu dem Stücke braucht, welches er verfertigen will. Hier sahen wir nun die nämlichen Handgriffe, welche der Töpfer zu seiner Arbeit auch braucht; nur wurde alles fleißiger, sauberer, sorgfältiger behandelt. Wir mußten uns verwundern, wie durch einen einzigen Druck in die Masse des Tons, so schnell sich ein Gefäß, statt des vorhergehenden Klumpens herumdrehete. Ehe wir es uns versahen, war die Tasse fertig und das blos aus freyer Hand durch das blosse Geschick und feine Gefühl der Künstlerhand. Gleich darauf zeigte uns auch dieser gefällige Mann das Entstehen einer schönen großen Kaffeekanne unter seinen schöpferischen Händen. Er wußte so schnell den Thon von unten herauf zu ziehen und dabey die eine Hand innwendig und die andre auswendig so geschickt die Wölbung oder den Bauch der Kanne herauszubringen und sie dann wieder unvermerkt oben zulaufen lassen, daß wir voller Vergnügen kein Augen von seinen geschickten Fingern verwendeten.

Ist das Stück auf der Scheibe fertig geworden; so wird es in die Form gesetzt. Die Formen

men dienen dazu, Stücken einer Art auch einerley Größe zu geben. So haben die Obertassen ihre eigne Form, die Untertassen eine andre, Chokoladetassen wieder eine andre Form als Kaffeetassen. Solche Formen sind von Gips. Will man eine Form für eine neue Art Gefäße haben; so setzt sich der Dreher auf seine Scheibe und macht aus freier Hand ein solches Gefäß von einer neuen Art. Ist es nun gut gerathen; so dient dies Stück zum Modell, oder zum Maaß der Größe und zum Muster der Figur, wornach nachher alle andre Stücke verfertigt werden sollen. Um dieses Modell giesset man nun auf der einen Hälfte Gips und wenn diese trocken geworden, auch auf der andern Hälfte; so daß; wenn man nach der Trocknung die beyden Gipsstücke abnimmt und das Modell herausnimmt, sich inwendig im holen Gipse die ganze Figur des Gefäßes abgedrückt hat. Diese beyden Gipsstücke sind nun die Form für alle Gefäße dieser Art. Man setzet das auf der Scheibe fertig gewordne noch biegsame Gefäß in die eine Hälfte der Form und verschliesset mit der andern Hälfte, welche genau auf die erste passet, das Gefäß ganz in die Form ein. So erhält es nun die rechte Figur, wird dann herausgenommen und einen Tag hingestellt. Nun

kömmt

kömmt es zum zweytenmale auf die Scheibe, wo ihm durch einen feinen Meissel und feuchten Schwamm überall nachgeholfen wird, um ihm die möglichste Feinheit zu geben.

Das Stück ist nun zum ersten Brande geschickt. Alle so weit fertige Stücke werden in Kapseln gestellt und in den Ofen nach einander hingesetzt. Die Kapseln verhüten, daß die Flamme die Gefäße selbst nicht berühret; sondern nur durchglühet, auch stehen die Gefäße in Kapseln sicherer und fester. Die Kapseln bestehen aus 2 Theilen, welche genau auf einander passen und in deren inwendiger Hölung das Gefäß Platz hat. Sie werden aus 3 Theilen rohen und 2 Theilen gebrannten Thone verfertigt. Bey diesem ersten Brande braucht das Feuer nicht sonderlich stark zu seyn, nur muß die Hitze gleich erhalten werden. Der Künstler hat seine Proben, woran er sehen kann, ob es genug durchbrennt ist, um es herauszunehmen.

Gepulverter Quarz und Gypskristallen fein zerrieben und mit Wasser verdünnet, geben die flüssige Materie, welche die Glasur genennt wird. In diese wird das aus dem Ofen genommene Stükke schnell hineingetaucht und mit der überall gleich

aber

aber sehr dünn überzognen Feuchtigkeit wieder in die Kapseln zum zweyten Brande gesetzt. Wenn das Stück nicht schon einmal durchgebrannt wäre, so würde der Thon, wenn die nasse Glasur ihn durchdränge, zerbröckeln, jetzt aber durch's Feuer gehärtet und getrocknet, saugt er sie hungrig ein. Hier wird die blaue Farbe der ordinairen Tassen durch die Glasur ganz unsichtbar und nur nach der zweyten Feuerglut zeigt sie sich wieder. Diese Glut gelinde anzufangen und ihr nach und nach den allerstärksten Grad der Hitze zu geben, dazu gehört nun besondre Sorgfalt und Kenntniß. Die Hauptsache liegt in der geschickten Einrichtung des Ofens, der mehrere Stockwerke hat, den man aber als das Geheimniß der Fabrik ansiehet und nicht zeiget. Auch wir sahen ihn nicht. Bey der stärksten Glut geräth die Glasur in Fluß wo sie sich nun mit dem Tone aufs innigste vermischet und ihn halb verglaset und folglich halb durchsichtig machet. Hier entstehet der Unterschied zwischen Porcellan und Favence, welches auch eine feine Töpferarbeit ist, bey welcher aber die Glasur sich nicht mit dem Thone vermischt; sondern nur auf der Fläche einschmelzt. Da man im Stande war das ordinaire Porcellan eben so wohlfeil zu geben, wie das schlechtere Favence; so sind

dadurch

dadurch die Fayencefabriken ganz heruntergekommen. In diesem zweyten Brandeerhält nun auch erst das Porcellan seine rechte Größe durch das Feuer. Denn die Form einer Tasse ist vorher im mern um ein beträchtliches größer als die fertig gewordne Tasse selbst, wie wir sie kaufen. Man muß dies vorher aus Vorsicht thun, weil in der heftigsten Glut des zweyten Brandes die Größe der Masse zusammenschwindet.

Man hat eigne Kennzeichen und Proben, woran man siehet ob die Glasur hinlänglich eingebrannt ist, worauf man den Ofen kalt werden lässet und es dann herausnimmt. Etwa 27 Stunden lang muß es beym zweyten Brande in anhaltendem Feuer stehen und braucht 2 Tage und Nächte vom Höchsten Grade der Hitze bis zur völligen Erkaltung. Unter dem weissen Porcellan wird das feinste zu besondern Malereien und Verzierungen, mit welchen es noch ausgeschmückt werden soll ausgesucht. Von dieser Art Malerey habe ich gleich anfangs das Merkwürdigste gesagt. Ist die Malerey fertig, so ist nun noch ein dritter Brand nöthig, damit sich die Farben durch's Feuer in das Porcellan fest einschmelzen und ihren Glanz erhalten. Dieser Brand geschiehet aber nicht in Oefen sondern auf einem Heerde. Man

ſetzt die Geſchirre auf kleinen dreyeckichten Böck-
chen in Muffeln, welches viereckigte Gefäße ſind
und hier die nämlichen Dienſte thun, welche im
Ofen die Kapſeln verrichten. Gewöhnlich werden
nun rings um die Muffeln Kohlen gelegt um durch
gelindes Feuer das Einſchmelzen zu befördern.
Hier aber hatten ſie Mittel gefunden, mit weit
geringeren Koſten durch Holz das nämliche gelinde
Feuer zu erhalten. Dieſe kleinen Heerde waren
das letzte welches wir ſahen. Gern hätten wir
noch länger verweilet, um uns immer beſſer und
vollſtändiger über die ganze Porcellanverfertigung
zu unterrichten, aber die Nacht übereilte uns. Doch
erhielten wir noch manchen mündlichen Unterricht
auf allerley Fragen, die bald dieſer, bald jener
unſrer Geſellſchaft noch auf dem Herzen hatte.
Der Preiß des hieſigen Porcellans z. E. ſchien uns
in Vergleichnng mit anderm ſehr mäßig; das Paar
ordinaire Taſſen kam nach Verſchiedenheit der
Güte auf 3 bis 6 gl. Ein niedliches Schreibzeug
kaufte einer unter uns für einen Laubthaler. Ein
Dutzend der ſchönſten purpurrothen Taſſen mit
goldnen Kanten nebſt Kaffee- und Milchkanne
ſollte 8 Rthlr. gelten. Was von dieſem Porcel-
lan über die ruſſiſche Gränze verkauft werden ſoll,
muß 40 Procent Zoll geben, d. i. die Verkäufer

müssen an der Gränze von einer gewissen Menge Porcellan, das 100 Rthlr. werth ist, 40 Rthlr. der Kaiserin abgeben — von einer Kiste also die 1000 Rthlr. werth wäre 400 Rthlr.

Alles was vom Thon auf der Drehscheibe abfällt und überhaupt alle Abgänge, wenn sie auch noch so alt sind, können wieder gebraucht werden. Ja je faulender und stinkender die Materie wird, desto besser ist sie. Alles Henkelwerk und äussere Ansätze werden nicht mit dem Gefäße zugleich auf der Drehscheibe fertig gemacht; sondern besonders verfertigt und wenn das Gefäß fertig ist, so feucht gemacht wie dasselbe und angesetzt. Es gehört eine ganz besondre Geschicklichkeit dazu, die Kapseln im Ofen gehörig zu setzen, damit sie nicht so viel Raum wegnehmen und doch auch nicht so enge stehen, daß sie sich drückten oder der Flamme den Durchgang verwehrten.

Wieviel müßte ich euch nicht noch sagen, wenn ich alles wiederholen wollte was wir hier sahen und hörten. Seyd mit dieser kurzen Beschreibung zufrieden und versäumt keine Gelegenheit, selbst eine Porcellanfabrik zu sehen. Ist aber in eurer Gegend keine; so besuchet doch fleißig den Töpfer und Kalkbrenner; desto verständlicher wird euch

euch dann diese Beschreibung werden und desto deutlicher wrdet ihr nachher den Zusammenhang der Arbeit in einer Poecellanfabrik begreifen können. Eine richtige Kenntniß davon wird euch gewiß viel Vergnügen machen.

Wir wenigstens dachten; da wir uns auf's herzlichste für alle Höflichkeit und erwiesenen Unterricht bedankt und nun die Fabrik verlassen hatten, mit dem lebhaftesten Vergnügen an diesen Nachmittag zurück und eilten nur nach unsern Gasthof um recht geschwinde alles Merkwürdige in unsre Tagebücher aufzuzeichnen; denn das hatten wir zu oft erfahren, daß dann nichts geschehes aus dem Tagebuche wird, wenn man das heute Erlernte nicht gleich den nämlichen Tag einträgt. Das Beste wird dann vergessen, zum folgenden Tage kommt das Gestrige noch hinzu, da wird es zuviel — fertig zu werden mit allem ist unmöglich in der kurzen Zeit und so gerathen denn beyde Tagebücher schlecht. Wir machten uns also gleich an unsre Arbeit und da wir am eifrigsten dran waren, wurden wir auf eine sehr angenehme Art durch die Ankunft zweyer Freunde überrascht. Ein Lehrer mit seinem Zögling traten herein, Herr Hoppenstädt mit dem Sohne des hiesigen Herrn Generalsuperintendenten Koppe. Das war Freude

de für Groß und Klein. Das freundschaftliche aber war, daß sie uns nicht allein erlaubten unsre Arbeit fortzusetzen; sondern daß sie uns auch noch halfen. Unter andern erzählte uns Herr Hoppenstädt, daß sich diesen Sommer wirklich einige berühmte Naturforscher vereinigt hätten sowol die Höhe des Inselsbergs als des Brockens mit dem Barometer zu messen. — Diese Nachricht spannte die Erwartung der streitenden Partheyen ausserordentlich. Jetzt kam es nicht mehr darauf an, ob die Thüringer oder Quedlinburger mehr Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten für sich hätten; sondern sie mußten sich beyderseits dem Zeugniß dieser Gelehrten unterwerfen. Da wir Arolser neutral geblieben waren; so übernahm es einer von uns, darüber nähere Gewißheit zu verschaffen. Durch die Gefälligkeit des Herren Secretair Schröder, von dessen gründlichen Kenntnissen in der Mathematik und Naturlehre und ganz besondrer Geschicklichkeit in Verfertigung physikalischer Instrumente wir noch Gelegenheit haben werden, euch ein andermal etwas zu erzählen, bekamen wir die Berechnungen über jene Höhenmessungen zu sehen. Da zeigte sich denn, daß der Inselsberg nur 1882 pariser Fuß, der Brocken hingegen 2462′ hoch, also 580′ höher sey.

Wenn

Wenn der pariſer Fuß in 1443 gleiche Theile getheilt wird und nun der gothaiſche Fuß in eben ſo viele Theile getheilt werden ſoll; ſo kömmt man nicht aus, indem ſolcher gleicher Theilchen nicht mehr als 1275 darauf zu bringen ſind, woraus alſo ganz natürlich folgt, daß der gothaiſche Fuß kleiner als der Pariſer iſt. Wenn man alſo die nämliche Höhe zweymal meſſen würde, einmal mit dem gothaiſchen, das andremal mit dem pariſer Schuh; ſo könnte nicht eine gleiche Anzahl Schuhe, obwol ein gleiches Maaß herauskommen. Eine ſolche zwar gleiche Höhe würde mehr gothaiſche und weniger pariſer Fuß betragen. So iſt es wirklich. Der Inſelsberg beträgt 1882 pariſer und 2136 gothaiſche Fuß. Sehr neugierig wäre ich nun, welcher von meinen jungen Leſern aus dem, was ihm hier von den verſchiednen Maaßen bekannt geworden iſt, das herausbringen könnte, was ihm nun noch unbekannt geblieben iſt, nämlich wieviel nun die 2462 pariſer Fuß der Brockenhöhe, gothaiſche Fuß betragen? Wer das kann, wird auch leicht die pariſer Fuß nach andern z. B. leipziger, nürnberger Maaß berechnen, und ſo leicht die Höhe des Inſelsberges und Brockens nach andern Maaßen angeben können. So war alſo der

Streit zu Gunsten des Brockens entschieden, dieser wieder in seine alte Rechte eingesetzt und der Inselsberg nur in Thüringen für den höchsten Berg erkannt.

Mit einemmale wurde unter unsern Zöglingen ein Aufruhr. Sie sprangen auf, als wollten sie sich in Ordnung stellen, um marschfertig zu seyn, setzten sich aber den Augenblick mit grossen Gelächter wieder nieder. Was sollte das bedeuten? — Haha! Sie glaubten, sie wären in Schnepfenthal und es würde zum Essen getrommelt. Wir haben wirklich dort eine Trummel, mit welcher des Morgens zum Aufstehen, zum Mittags- und Abendessen das Zeichen gegeben wird. Daher wurden unsere Kleinen vom gothaischen Zapfenstreich getäuscht.

Nun aber auch, gute Nacht, ihr lieben Leser! Wir sind müde und sehnen uns zur Ruhe!

Die Reisenden setzen ihren Stab weiter.

Sonntag Morgen den zweyten Oktober waren wir zwar nicht so frühe, als in unserm Schnepfen-

pfenthal, aber doch für Leute, die in der Stadt geschlafen hatten, zeitig genug bey der Hand. Wir kleideten uns nicht sonntagsmäßig, denn es sollte diesen Tag noch bis Langensalza marschirt werden. Das war beschlossen trotz den schlimmen Reiseaspekten! der Wind stürmte heftig und der Regen schüttete einmal über das andre seine Wolken auf die prächtigen Kleider der nett geputzten Städter herab, welche eilten, was sie konnten, um ihm zu entgehen. Wir aber waren schon mit der Natur und ihren vielen wohlthätigen Kindern also auch mit Sturm und Regen zu bekannt geworden, als daß wir ihren Segen hätten scheuen sollen. Wir freuten uns ihrer Erfrischung und Stärkung zum voraus? Wir mußten noch verziehen, weil einige von uns erst noch etliche dringende Geschäfte abzumachen hatten. Also suchten wir noch allerley Merkwürdigkeiten um uns herum auf.

Da fand Martin gleich eine Bemerkung bestätigt, die er schon gestern gemacht hatte, daß nämlich hier die Weibspersonen auf eine eigne geschickte Weise schwere Lasten auf dem Kopfe zu tragen wüßten und schlug vor, wir sollten aus der Erwerbung dieser Geschicklichkeit doch eine Gymnastische Uebung machen, zeigte auch gleich den

den Nutzen derselben beym Schwimmen, um seine Kleider auf dem Kopfe trocken mit fortzubringen. Christianen zeigten wir einen Kammeraden, der ihm so ähnlich sah wie ein Ey dem andern. Der nämliche krummbeinigte Entengang mit vorgelegtem Körper und schlendernden Armen! Nur sah man es Christian dem Zweyten gleich an, daß er aus einer der niedrigsten Classen von Menschen sey, welche das Glück einer sorgfältigen Erziehung nicht geniessen. Deswegen schämte sich auch Christian der Philantropist und gieng vom Fenster weg. Wie er so gieng, waren seine Füße auswärts, Beine und Körper grade, die Arme aber in einer anständigen Bewegung.

Unser Naturforscher Severin trieb sein Wesen mit den türkischen Enten, die Schreibtafel in der Hand. Er laß uns nachher daraus vor, daß sie größer sey als die gemeine, daß sie zwischen dem Schnabel und Kopfe eine rothe Haut habe, daß sie mit wechselnden aber mehrentheils dunkeln Farben geschmückt sey, die besonders in der Sonne sehr schön spielten und daß sie rothe Augen hätte.

Wenzel ein Liebhaber von Kupferstichen und Bildern, beschäftigte sich mit der Betrachtung aller, die hier in den Zimmern und auf dem

Saale

Saale befindlich waren. Er hatte Schröhs Weltgeschichte fleißig gelesen und sich dadurch gute Kenntnisse in der Geschichte erworben, daß er auf einem der Gemälde einen groben Fehler entdecken konnte, den alle die andern nicht bemerkten. Jesus Christus war abgebildet wie er auferstehet und neben dem Grabe waren ein Pabst, ein Bischof und ein Cardinal gemalet. Dies sind drey geistliche Stände, die erst lange nach den Zeiten Christi entstunden. Ihre Zusammenstellung mit Christo ist also hier eben sowidersinnig, als wenn wir die ersten Menschen in einer Kirche vor einem Generalsuperintendenten hinmalten, der sie trauen sollte.

Auf diese Weise vertrieben wir uns die Zeit bis gegen eilf Uhr, wo dann alles zur Abreise fertig war, die nun vor sich gieng.

Die Kinder der Natur kommen wieder in ihr Element!

Hoho! da waren wir wieder im Freyen und die meisten von uns zum erstenmal hier auf der Nordseite von Gotha. Da gab's wieder so viel zu

schauen, zu bemerken und zu lernen, daß wir gar keine Zeit hatten, auf die widrige Witterung Acht zu geben. Vor allem war unser Botanikus geschäftig sein Verzeichniß der hieländischen Gewächse immer vollständiger zu machen. Hier ist der Kammerad von der Lucerne, rief Andreas, der gemeine Wiesenklee! auch ein gutes Futterkraut das noch viel mehr, als die Lucerne angebauet wird. Und hier Windhafer, rief Christian, das böse Unkraut, welches so schwer auszurotten ist! Und hier weisser Kohl, rief Martin, süß und sauer köstlich zu schmausen! Ach! und da Kartoffeln, rief Severin, die der Frost schon halb ungenießbar gemacht hat! Ach und dort unsre lieben Meisen, rief Andreas, die fast die einzigen ihres Geschlechts sind, welche im Winter bey uns bleiben und immer so gesellig leben, mehr oft, als mancher Mensch! Auch eine Elster, die unter allen Vögeln zuerst ihr Nest bauet! Und die Menge Raben dort, rief Severin, die halten gewiß dort ofne Tafel bey ihren Erdschnecken?

So gieng das nun fort! besonders Andreas und Severin liessen kein Naturprodukt vorbey, der Name und wenigstens eine Merkwürdigkeit von jedem muste in die Schreibtafel. Ein paarmal machte der Westwind dieser alte Regenbrin-

ger

ger Jagd auf ihre Schreibtafeln. Konnte er sie durch seinen Sturm nicht wegführen; so benetzte er sie doch mit seinem Regen. Anfänglich kützelte er uns ein wenig scharf in die Backen. Wir waren aber nicht zaghaft; sondern trotzten mit Muth und frölichem Sinn, seinen Neckereyen. Da schien er uns lieb zu gewinnen! wenigstens empfanden wir sein Schneiden gar nicht mehr, ob er gleich zuweilen noch viel schärfer wehete. Wir fühlten uns vielmehr über und über erfrischt und mit doppelter Kraft zum Gehen gestärkt. Eine angenehme Wärme empfanden wir durch den ganzen Körper. Unsere Gesichter blühten wie Rosen. Was unsere Kinder da jauchzten, kann ich euch, ihr kleinen Leser gar nicht beschreiben Sie priesen sich so glücklich, die Natur so recht in ihrem innern kennen zu lernen. Denn wir hatten ja selbst gesehen, wie die Leute in der Stadt durch den äussern Schein furchtsam geworden waren. Weil der Wind stark brauset und der Regen nas macht so scheuen sie bey solchem Wetter das Freye und lernen die Annehmlichkeiten eines solchen Spatziergangs gar nicht kennen, der mit Regen und Wind gewürzt ist. Wir begegneten vielen Menschen, aber nur Landleuten, keinem einzigen Städter.

Ja,

Ja, ja! Und dann frägt man noch, warum die Landleute viel gesünder wären, als die Städter?

Das war aber diesmal das Gute noch nicht alle! der Wind that uns erst noch den Gefallen und trieb alle Wasserdünste quer vor uns über und machte in der Gegend, wo wir hin wollten, alles hübsch rein, da sahen wir den Himmel nicht nur nach und nach immer blauer und die freundliche Sonne sichtbarer werden; sondern wir dachten auch schon im voraus an die schönen Aussichten auf jeder Höhe, welche uns nun kein Wolkenvorhang mehr versperrte. Vorher waren wir scharf gegangen, um uns durch die unfreundliche Witterung durchzuarbeiten, jetzt blieben wir stehen um die wieder erhellte Landschaft recht zu übersehen. Wer von euch zeichnen kann, zeichne also uns in einem Wiesenthal — zur rechten das Dorf Remstede dessen neue rothe Dächer so viele Tafeln zu seyn schienen, auf welchen mit rothen Buchstaben geschrieben stand: Hier hat es vor kurzem gebrennt! — zur Linken eine Anhöhe die sich mit langem, breiten Rücken hinlehnte und oben mit einem Gebüsch geschmückt war. Ueberhaupt war auch auf dieser Seite von Gotha die ganze Gegend voller Anhöhen — hinter uns einen Hügel der uns jetzt Gotha versteckte und auf dessen Hö-

he

he wir oben den nämlichen Galgen erblickten, welchen wir bey Gotha doch linker Hand oder westwärts gesehen hatten. Stephan schloß daraus, daß wir jetzt in unsern Marsch einen stumpfen Winkel gemacht hätten, dessen Spitze Gotha, dessen einer Schenkel, der Weg von Schnepfenthal nach Gotha und der andre, unsre Marschlinie von da hierher wäre. Er schloß daraus ferner, daß wir umgegangen wären, indem sich von unserm jetzigen Standorte bis Schnepfenthal eine grade Linie denken liesse, welche unsern gemachten Winkel in die Figur des Dreyecks verwandeln würde. Da nun aber in jedem Dreyeck eine Seite allemel kleiner sey als die beyden übrigen zusammengenommen: so — da giebt es nun das weiß ich ganz gewiß unter meinen kleinen Lesern 2 Classen. Die eine hat dies letzte mit dem größten Vergnügen gelesen und schreibt sogleich auf einem Blatt Papier hin, was nach dem so — folgen müßte. Die andre sperrt Augen und Mund auf über Schenkel die so lang seyn sollen, daß sie 3 Stunden Weges von Schnepfenthal bis Gotha reichen — über Winkel, die man stumpf nennt, wie ein verdorbnes Messer, das nicht mehr schneidet, verstehen überall kein Wort vom Gesagten. Das macht, die aus der ersten Classe

haben

haben brav und fleißig Mathematik studirt, wie unser guter Stephan; die andern aber kennen den Namen dieser vortreflichen Wissenschaft nicht einmal. Da haben wir's!

Ein Bote, ein Hochbote und eine gute Bekannte von uns mitten auf freyem Felde!

Ei, ei, wie treffen wir uns hier zusammen? redete ein Mann mit Botenschilde auf der Brust und Last auf dem Rücken, unsern Freund Günther an. Er kam von Heiligenstadt auf dem Eichsfelde, wo unser Freund zu Hause war. Jemand aus seiner Geburtsgegend hier anzutreffen, war für diesen ein angenehmer Aufenthalt und für uns eine Aufmunterung tapfer drauf loszumarschieren. Dieser Mann hatte 5 Meilen in einem halben Tage mit seiner Last allein gemacht; und wir sollten in längrer Zeit nicht 2 Meilen gesellschaftlich ergehen können? Niemand von uns zweifelte daran, bis auf Christianen, der wurde auf einmal ein Hochbote. — Ein Hochbote? das

das klingt wie arabisch, ich will's euch also übersetzen. Sehet wir mögen unsere Kinder nicht gern in Gegenwart fremder Menschen beschämen; daher haben wir gewisse Namen für ihre Fehler ausgemacht, die niemand sonst versteht als wir. Wir erzählten ihnen zum Exempel das Mährchen vom König Fortimbras mit dem Scheunthormaule. Da heist es, er hätte Hochboten zum Caramussal mit vielen Affen gesendet. Diese wären den Hochboten unterwegens davon gesprungen, deswegen hätten sie geheulet ꝛc. Sogleich beschlossen wir jeden Unsrer Kinder, der weinen würde, einen Hochboten zu nennen. Geschiehet dies nun etwa in Beyseyn eines Fremden; so sagte der Lehrer nur: Wenn sich doch der Hochbote lieber auf's Trockne machte: da verstehet der Zögling den Wink augenblicklich und trocknet die Augen. Solch' ein Hochbote war nun unser Christian, weil — weil — weil, wie er schluchzte, ihn der Stiefel drückte. Gleich war unser witziger Franzose bey der Hand: Er wollte Leibarzt Petit seyn und dem armen Hochboten, der das Podagra hätte, helfen. Wirklich half er ihm den Stiefel ausziehen und schüttelte einige Steinchen aus, die das Podagra verursacht hatten. Mit dem Leibarzt Petit — das merkt ihr gleich — pralte unser Franzose ein

weni-

wenig. Das hat er so an sich, wie mehrere seiner Landsleute, wenn einer unter ihnen eine grosse That gethan hat, da machen sie ein gewaltiges Aufheben, führen den Namen des Mannes immer im Munde und thun stolz darauf. Was der Franzose Petit wirklich für eine große That an den Fußzehen des Königs von Pohlen, August I. verrichtet, werden euch eure erwachsnen Freunde, die mit Meißners Schriften bekannt sind, sagen können.

Christian ward wieder lustig, wir waren es schon und wurden es noch mehr, da wir jetzt wieder zu unsrer lieben Leine kamen. Aber ich kann euch sagen, daß wir uns so freuten, da wir diesen Fluß wieder sahen, der uns schon zu so manchen Belehrungen Gelegenheit gegeben hatte, als wenn uns eine recht gute Freundinn unvermuthet begegnet wäre. Sie hatte sich immer, nur viel weiter rechts, neben uns im Thale mit fortgeschlichen und hier bog sie auf einmal zu uns herüber, um uns allen und besonders Christianen nach seinem Lied wieder Freude zu machen.

Der Brunnen zu Schnepfenthal wird den Kindern wichtig, die zu gleicher Zeit Bekanntschaft mit Herrn Tantalus machen, der ihnen die Zeit bis Goldbach vertreibt.

Wir grüßten ihn recht höflich, da er vor uns vorbeygieng! das mochte dem Bauersmann gefallen haben und er that, was man sonst groben Leuten nicht zu thun pflegt, er sahe sich noch einmal freundlich nach uns um. „Halt!“ rief er, und Wenzel, der sich voller Durst schon an die Röhre des Feldbrunnens hingebückt hatte, sah schnell wieder auf. Er warnte uns von dem ungesunden Wasser nicht zu trinken und Wenzel trank nicht, so viel ihm die Ueberwindung auch kosten mochte. „Ach! sagte er, wenn ich jetzt so bey „unserm Schnepfenthaler Brunnen wäre!“— In der Noth lernt man denn schätzen, was man beym Ueberfluß nicht achtet. Nun erkannten sie recht die Wohlthat, daß ihnen reines gutes Wasser war verschaft worden. Sie fühlten sich voll Dank gegen alle die Arbeiter, die es mit saurer Mühe herbeygeschaft hatten. Denn nahe beym

Hause war keine Quelle, sie mußte erst gesucht werden und fand sich auch endlich hinter zwey Bergen eine halbe Stunde weit, von da sie durch Röhren bis vor die Hausthüre unter der Erde weg geleitet worden ist. — Um unsern Wenzel zu trösten, errinnerte ihn einer der Lehrer an das traurige Geschick des Tantalus, dem es noch weit übler ergangen wäre.

Ja! ja! da gieng der Lärmen an! „Wer war denn der Tantalus?“ „Wie gieng es denn dem Tantalus?“ „O erzählen Sie uns doch das vom Tantalus!“ Und so gieng das fort und gehet noch fort! denn alle Kinder, welche diese Reise lesen und bis hierher gekommen sind, sollen eben so fragen, und mit doppelter Begierde weiter lesen, um eine Geschichte zu erfahren wie mich ein guter Freund versichert, den ihr alle wohl kennet, und doch weiß was die Kinder gern haben, wenn er sie gleich nicht kennt. — So nehmet die Charte von Europa vor euch. Reiset durch Südteutschland hinab bis Triest. Setzet euch da zu Schiffe, segelt durch's Adriatische Meer, fort in's größere Mittländische, steuert nun ostwärts um die Halbinsel Morea und die Insel Candia herum, fahret zwischen den Inseln Rhodus und Cypern hinauf; so landet ihr

an der asiatischen Türkey oder Natolien. Zu den Zeiten, wo in Rom kein Pabst, sondern zwey römische Bürger unter dem Titel Consules regierten, — wo statt der wilden Türken da unten in Europa feine, geschmackvolle Griechen wohnten — da wohnten auch hier im heutigen Natolien eine Menge kleiner Fürsten, die man Könige nannte; so wie Natolien selbst damals klein Asien hieß. In diesem kleinen Asien lebte vor mehr als dreyhundert Jahren ein kleiner, sogenannter König von Sipilus, der hieß Tantalus. Das von ihm erdichte Märchen lautet nun so:

Vor dreytausend Jahren war der Verstand der Menschen noch kindisch. Sie konnten nicht begreifen, daß die höchste Weisheit des einzigen Gottes hinreichte, die ganze Welt zu regieren. Sie bildeten sich daher mehrere Götter ein. Jedes Ding, das ihnen besonders werth oder wichtig war, empfahlen sie einer ihrer eingebildeten Gottheiten z. E. Sie dachten sich unter der Erde einen besondern Aufenthalt für alle Verstorbne. Sie nannten ihn die Unterwelt und den Gott, welcher sie regierte — Pluto! das Getraide und den Ackerbau überhaupt regierte und beschützte eine andre Gottheit, die Ceres. Für den ers-

sten aller Götter hielten sie den Jupiter, vermuthlich aus Furcht, weil sie glaubten, er herrsche über Donner und Blitz. Demohnerachtet dachten sie sich ihre Götter in vielen Stücken nicht anders als Menschen. Sie glaubten von ihnen daß sie ässen, tränken, schliefen, sich liebten, zankten, heyratheten. Daher wird es euch etwas begreiflicher werden, wenn die Fabel weiter sagt: Tantalus wäre ein Sohn des Jupiter gewesen. Er war also ein Verwandter der Götter und genoß daher sehr oft die Ehre ihres Besuchs. Götter schmausen wenigstens so köstlich und theuer, wie unsere Fürsten, daher mußte wirklich dem kleinen König Tantalus bange werden, wie er nur immer genug, aus den Einkünften seiner Grafschaft, für die Göttertafel herbeyschaffen wollte. Einmal da grade Schmalhans Küchenmeister bey Ihro Majestät war, bat sich die sämmtliche Göttergesellschaft auch ganz unvermuthet bey ihn zu Gaste. In dieser Noth, wobey ihr die Wildheit der damaligen Zeiten nicht vergessen müsset, schlachtete er seinen Sohn Pelops und setzte ihn theils gebraten, theils fricassirt den Göttern vor, doch ohne ihnen etwas davon zu sagen. Demohnerachtet mochten die Götter den Braten riechen und rührten das Men-

schen-

schenwildpret nicht an, bis auf die einzige Ceres, welche einen Prinzenarm verzehrte. Tantalus wurde zur Strafe in die Gegend der Unterwelt verstoßen, wo die Verstorbnen gemartert werden. Seine Marter war, mitten im Flusse Eridanus umgeben von Bäumen, welche die schönsten Früchte trugen, zu sitzen. Sehen, aber nicht genießen, durfte er. So oft er voller Durstes nach dem Wasser schnappte, floß es schnell von ihm weg. So oft er hungrig nach den Früchten langte verschwanden sie. — Seinen Sohn machten die Götter wieder lebendig und Ceres gab ihm für den verzehrten Arm einen andern von Elfenbein.

Dorf Goldbach.

Es liegt eine Stunde hinter Gotha, wir hatten also wieder eine halbe Meile zurückgelegt. Grade um die Mittagszeit trafen wir hier ein, und wenn wir nun so den ersten Trieben unsers Cörpers hätten folgen wollen; so hätten wir uns hier zu Tische gesetzt. Da kam aber die Ueberlegung und meynte, wir hätten von hier noch drey

Stunden nach Langensalza, die bequemer zu gehen seyn würden, wenn wir jetzt, da wir noch gar nicht müde waren, noch eine Stunde giengen, dann während der Mahlzeit eine ruheten und nun mit gestärkten Kräften den übrigen Weg machten. Das fand allgemeinen Beyfall und so wanderten wir durch Goldbach durch, wo wir bemerkten

1) einen Nutzen der Hühnerfedern. Man macht davon Federlappen, die man auf den Gartenmauern aufstellt, um das Geflügel so von den Gartenfrüchten wegzuscheuchen. Ich denke wir werden auf unsrer Reise noch Regenwetter kriegen, da werde ich bessere Zeit haben, euch noch etwas von den Federlappen zu erzählen.

2) Linden- und Weidenalleen, die uns den Weg ins Dorf hinein zeigten. Wie schön das ist empfindet man am besten, wenn man an Dörfer kommt deren Einwohner niemals dran dachten, ihrem Dorfwege eine solche nützliche Zierde zu geben. Kinder! wenn ihr euch von der Sonnenhitze gebrennt, im Baumschatten labt — wenn ihr Baumfrüchte mit Vergnügen schmeckt — wenn ihr im Winter zum brennenden Baumholz im Ofen, wie zum besten Freunde eilt — wenn euch musikalische, aus Bäumen verfertigte Instrumente, Freude überFreude machen — wenn ihr froh seyd, euch durch

ein

ein Holzgebäude vor Wetter und Luft schützen zu können — wenn ihr Kegel spielt — wenn ihr tausend nützliche Geräthschaften von Holz um euch sehet; so denket doch mit Dank an die braven Menschen, die vor euch lebten und die Bäume zu allen diesem Gebrauch pflanzten, denket dann wie jener edle Schuldner, dessen Freund gestorben war. „Ihm kann ich die Schuld nicht wieder bezahlen, „er ist tod; so will ich sie seinen Kindern auszahlen, die leben noch und können es brauchen" — so sprach dieser Schuldner. Sprecht auch so edel: „Ich kann euch meinen verstorbnen Wohlthätern „von denen ich durch die von euch gepflanzten „Bäume, so unzählig viel Gutes genoß, das „nicht vergelten, ihr seyd nicht mehr; aber wie „ihr für mich sorgtet, ehe ich noch lebte, so will „ich für meine Nachkommen sorgen, die mich „nicht kennen — ich will ihnen Bäume pflanzen!"

3) Kamen wir vor einer Brandstätte vorbey. Weg waren die Häuser und nur die schwarzen verbrannten Erdflecken und Schutt noch da. Von einigen abgebrennten Häusern war das Holzgerippe wieder aufgerichtet. Noch andre standen völlig ausgebaut schon wieder neu da. Rochus bemerkte daß das schon das vierte Dorf mit dem unglücklichen Feuerzeichen sey, denn ausser Sunds-

hausen und Remstede liegt noch eine halbe Stunde von uns Waldwinkel, wo ebenfalls rothe neue Dächer die Hälfte der Häuser decken. Indem wir so allerhand muthmasten, woher das wohl kommen möge, machte uns Martin auf eine Ursache aufmerksam, die wenigstens in dem Augenblick die allerbegreiflichste war. Er zeigte uns mehrere Häuser mit Strohdächern und hölzernen Schornsteinen. Wir wunderten uns sehr, daß durch die unglücklichen Erfahrungen die armen Leute noch immer nicht vorsichtiger geworden wären. Vielleicht fehlte es ihnen auch wohl am Vermögen, sich feuerfestere Häuser zu bauen! Ausserdem aber waren viele hübsche Häuser und überhaupt fanden wir, daß Goldbach ein groſses, ansehnliches Dorf sey, welches besonders unsre Arolser versicherten, die im Waldeckschen nie ein ansehnliches Dorf gesehen hatten..

Die Reisenden sind jetzt auf dem Wege nach Hochheim, wo sie Mittag halten wollen.

Ach! hinter Goldbach verlieſs uns unsere bisherige, muntre Reisegefährtin, die uns so manchen

den Stoff zur Unterhaltung gegeben — die Lenna. Sie trennte sich völlig von uns, floß rechter Hand hin und wir haben sie auf der ganzen Reise nicht wieder gesehen. Wo wird sie hingegangen seyn, ihr Geographen? — Ein andrer Freund, den wir im großen Reiche der Natur haben, schrieb uns ebenfalls seinen Abschiedsbrief auf gelben, vertrockneten, abgefallnen Blättern. Wir sahen wie der segenbringende Herbst der Erde, und den Pflanzen darauf, einen Schmuck nach dem andern abnahm, um in andre Länder zu ziehen, trauerten zwar über die bevorstehende Trennung, faßten aber auch den Entschluß, seines Daseyns, so lange es noch währen möchte, nur desto besser zu genießen. So bemerkte Christian an einer Gartenhecke hinter dem Dorfe, ein rankenartiges Gewächs, das die Hecke durchschlang, und dem Hopfen ähnlich sahe. Es war wirklich Hopfen, aber wilder, der sich an den Hecken stützt und daher zum Unterschiede vom Stangenhopfen, Heckenhopfen genannt wird.

Severin zeigte uns auf einer Wiese Flachs auf der Stauche. Da ich euch etwas vom Nutzen des Wassers sagte, erwähnte ich der Flachsröste. Nun sollt ihr auch erfahren, ihr Städter! die ihr das Land nicht kennt, was die Flachsstauche

che ist. Etwa 8 bis 10 Tage lässet man den Flachs im Röstewasser. Die Zeit lässet sich nicht genau bestimmen; sondern jede sorgfältige Hausmutter, besucht fleißig ihren Flachs und untersucht, ob die fleischigten Theile vom Faden losgeweicht sind. Findet sie das; so wird nun der Flachs von allem Unrath abgewaschen und dann in lauter kleinen, piramidenförmigen Häuschen auf der Wiese oder auf dem Anger herumgestellt, damit er wieder trockne. Und das heißt der Flachs stehet auf der Stauche. — Weiterhin kamen wir eine Anhöhe hinauf, da gab's eine Erscheinung, die sich keiner aus der kleinen Gesellschaft zu erklären wuste. Mitten auf freyem Felde lagen einige lange, schmale Tröge und daneben kurze Stäbe. Wären es Eggen, oder Pflüge, oder eine Pferchhütte gewesen; so wusten unsere Kleinen Bescheid. Aber Futtertröge mitten auf freyem Felde? Und doch schienen sie auch dazu viel zu schmal und flach zu seyn! da wurde also untersucht, und hin und her gerathen und gemuthmasset — keiner traf's! Wieder ein Beweis, wie wir oft von den allernächsten Dingen um uns, so wenig unterrichtet sind. Die Wißbegierde forscht nach tiefverborgnen Dingen, in weit entlegnen Ländern, in längst vergangnen Zeiten und kümmert

mert sich nicht um die sichtbaren Gegenstände, die uns gegenwärtig sind und zu allernächst umgeben. Niemand kann wohl mehr vor diesem Fehler in Acht genommen werden, als unsere Zöglinge und doch wusten sie vom Steinsalz in den pohlnischen Salzgruben zu reden, wusten aber nicht, daß dies Salztröge waren. — Salz widerstehet der Fäulniß. Man legt daher Fleisch, das man länger als gewöhnlich verwahren will, in Salzwasser. Man salzt die Heringe ein; sonst würden sie sich nicht ein Jahr und drüber halten können, ohne in Fäulniß überzugehen. — Man mischt aus der nämlichen Ursache, unter schlechtem Futter Salz, damit dieses die nachtheiligen Folgen eines nassen oder modrigen Grases verhüte. Zu viele Nässe, Nebel, Mangel an reiner Luft verursachen leicht unter dem Vieh Krankheiten, deren Ursprung Fäulniß der innern Theile ist *). — Nun hat man besonders gefunden, daß es den Schafen sehr zuträglich sey, wenn man ihnen öfters Kochsalz gäbe. Es wirkt bey ihnen wie bey den Menschen englisches Salz und dient ihnen zugleich statt einer Würze, welche den Appetit

*) Auch entstehen solche Folgen, deren schon im ersten Bändchen dieser Reisen p. 175. erwähnet worden ist.

petit reitzt und das Futter nachher noch schmackhafter macht. Man klopft die Stäbe in der Erde ein, stellt die Tröge drauf, streut Salz hinein, welches dann die Schafe mit vieler Lust ausleken. — Als wir die Anhöhe erreicht hatten, erblickten wir zu unsrer Freude, beym Umsehen, den Inselsberg wieder, und vor uns, etwa noch eine halbe Stunde weit von uns, Hochheim.

Hochheim. — Der Hunger beflügelt die Füße und kocht die besten Gerichte. — Gothaische Schulverfassung. — Ein Rektor auf dem Dorfe.

Heemskerk und Warens *) diese kühnen Beschiffer des Eismeers, konnten keine lebhaftere Freude empfinden, da sie wieder den ersten Hasen

*) Kennt ihr diese merkwürdigen Männer noch nicht; so leset nur das erste Bändchen der Sammlung von Reisebeschreibungen, welche euer Freund Campe zu euerm Vergnügen veranstaltet hat.

sen des Vaterlandes sahen, als unsre Wandrer bey Erblickung des Dorfs, in welchem Mittag gehalten werden sollte. Neue Kräfte belebten ihre Muskeln und Gliedmassen. Jetzt wird der Magen Marschcommissarius, rief Stephan, lief voraus und die andern hinter drein; so daß wir Aelteren nur mit aller Anstrengung nachkommen konnten. — Wir gingen so tapfer drauf los; daß wir diese halbe Stunde in einem viertelstündigen Marsch zurücklegten. Wir zogen sehr frölich in Hochheim ein, besonders auch, weil wir in der Erwartung standen, hier recht köstlich bewirthet zu werden. Unsere Kleinen hatten sich unterwegens bey jedem Vorbeygehenden sehr angelegentlich nach der Beschaffenheit des hiesigen Wirthshauses erkundigt und immer zur Antwort erhalten: daß daselbst ein vortreflicher Gasthof befindlich sey. Wir sahen uns, so weit wir die Gassen übersehen konnten, nach dem ansehnlichsten Gebäude und nach einem prächtigen Schilde um. Endlich da wir nichts, und immer nichts sahen; frugen wir nach dem Gasthof und zu unserm Erstaunen wieß man uns in eine kleine Bauernhütte, auf die wir gar nicht geachtet hatten. Und doch war's noch unser groſses Glück, daß wir nicht 2 Minuten später kamen; denn die

Wirths

Wirthsleute waren eben im Begriff, in die Nachmittagskirche zu gehen, zu der es einläutete. Wir entsagten gern köstlicher Gasthofsspeise und freuten uns von Herzen auf Hausmannskost; da wir die Hungersgefahr, die uns so nahe war, etwas deutlicher uns vorstellten.

Indeß die Zurüstungen zum Male gemacht wurden wollten wir nicht müßig seyn. Wir besahen und erforschten was uns vorkam und erfuhren dann: daß dieß Dorf und **Wangenheim**, welches wir in der Ferne hatten liegen sehen, den Herren von Wangenheim, gleiches Namens, gehöre, welche eine der ansehnlichsten adlichen Familien im **Gothaischen** ausmachen. — Wir sahen über der Thüre eine Schiefertafel, auf welcher die Namen, Zeit der Ankunft und des Abgangs verschiedner Personen bemerkt standen. Wir frugen, was dies bedeute und hörten, daß allen Wirthen in den **gothaischen** Landen anbefohlen sey, den Namen eines jeden Fremden, der bey ihnen über Nacht bleibe, aufzunotiren und die Liste dieser Personen wöchentlich nach Gotha einzusenden. Diese Einrichtung schien uns sehr nützlich zur Beförderung einer guten Polizey; oder welches eben so viel sagen will, zur Beförderung der Ruhe, Ordnung, Sicherheit und Sittlichkeit

keit im Lande. Christian wieß uns ein Schreibbuch, das auf den Tisch gelegen hatte, mit groſſer Verwundrung. Denn des Wirths Sohn schrieb viel besser als er. Worüber wir uns aber alle wundern musten, das waren die vernünftigen und lehrreichen Sachen, welche in diesem Schreibbuche standen. Z. E. „bey dem Feldbau „kommt nun ferner sehr viel auf die Witterung „an. Die Witterung kann man zwar weder selbst „machen, noch sie mit Zuverlässigkeit aus dem „Kalender erfahren; allein man kann sich doch „sowohl bey Bearbeitung des Ackers, als „auch bey der Aussaat und Wartung „der Pflanzen nach der schon vorhandnen richten.“ Diese und mehrere schöne Stellen schienen aus einem Buche abgeschrieben zu seyn, denn sie standen ohne Vorschrift da. Auf weiteres Befragen brachte uns der Knabe das Buch. Sein Titel war: Erster Unterricht vom Menschen und den vornehmsten auf ihn sich beziehenden Dingen. Ein Lesebuch für die niedern Stadt- und Landschulen des Herzogthums Gotha auf höchstem Befehl abgefasset von Johann Heinrich Voigt, Professor an der Landesschule. Der Hr. Professor erzählt in 9 Abschnitten das Merkwürdigste: Vom menschlichen

lichen Leibe — von der menschlichen Seele — von der menschlichen Geschicklichkeit — von der menschlichen Gesellschaft — von den unvernünftigen Thieren (diesen Abschnitt laß Christian der übrigen Gesellschaft vor) von den Pflanzen — von den Mineralien — von der Meßkunst und endlich von den Naturerscheinungen. Aus diesem Innhaltsverzeichniß werdet ihr schon sehen können, ob das wohl so ein Buch für euch sey? Wenigstens das kann ich euch versichern, so klein es auch ist; so ist es doch so eingerichtet, daß ihr sehr viel daraus lernen könnet. Es reitzt euch überall zu wißbegierigen Fragen, um deren Beantwortung ihr eure lieben Aufseher bitten müsset. Das Beyfallswürdigste aber ist die besondre Vorsorge des guten Landesvaters für einen bessern Unterricht seiner armen Landleute. Er ließ ihnen zum Besten dieses nützliche Buch verfertigen und in allen Schulen einführen. Da solltet ihr in die Schulen so vieler andern Provinzen Deutschlands kommen, und in den Schulbüchern lesen! da würdet ihr bald einen großen Unterschied gewahr werden und finden, daß schon durch dies einzige Büchlein die gothaischen Schulen sehr viel, vor tausend andern voraus haben!

Wie

Wie wir uns so über diese wichtigen Unterschiede und Vortheile besprachen, trat ein Fremder herein, den wir nach seinem Aeussern für einen Geistlichen hielten. Das war er aber nicht; sondern Rektor der Schule zu Sonnenborn, einem Dorfe ebenfalls den Herrn von Wangenheim zugehörig. Es fiel uns ein wenig auf einen Dorfrektor zu sehen, da man dort die Lehrer der Jugend gewöhnlich nur Schulmeister oder Cantores nennt. Wir suchten uns aber zu belehren und fanden alles gegründet. In einer Dorfschule wird gewöhnlich weiter nichts gelehret, als Deutschlesen und Schreiben, etwas Rechnen und Christenthum. In einer Stadtschule wird ausser diesem noch Unterricht in verschiednen Wissenschaften und fremden Sprachen, besonders im Lateinischen ertheilt. Daher pflegt man solche Schulen überhaupt auch wohl lateinische zum Unterschiede der deutschen Landschulen, und den Vorsteher und ersten Lehrer derselben Rektor zu nennen. Die Vorfahren der jetzigen Herren von Wangenheim, welche mehrentheils in Sonnenborn wohnten, hatten eine zahlreiche Familie von Kindern, welche sie doch gern noch etwas mehr als Deutsch, Rechnen und Christenthum lehren lassen wollten. Sie beschlossen daher ausser der Dorfschule noch eine besondre lateinische Schule für ihre Junker anzu-

legen, ernannten einen Mann zum Rektor derselben und machten ihm eine Einnahme von 200 Rthlr. etwa, wenn man alles zusammen rechnet auch den einen Thaler, den der jedesmalige Rektor um Michaeli in Hochheim zu erheben hat. Die Erhebung dieser Einnahme war auch die Ursache seiner heutigen Herkunft. Jetzt sind keine Junker mehr vorhanden, da giebt er den fähigsten aus der Dorfschule seinen Unterricht. Wir freuten uns über diesen Mann, der uns allen sehr wohl gefiel, daß er nun Gelegenheit hätte, den armen Landkindern recht nützlich zu werden.

Indem ward aufgetragen. Unsere Gerichte bestanden in einer Biersuppe, etwas wenigen zu Mittag übrig gebliebnen und für uns aufgewärmten weissen Kraut mit noch wenigern Fleisch, Butter und Käse und einigen Tassen Kaffee für die Erwachsnen. Indessen schien uns in dem Augenblick nichts Vortreflicheres und Besserschmekkendes in der Welt zu seyn. Wir assen mit ausserordentlichem Appetit, machten die Schüsseln alle leer und wurden alle satt, wenn wir gleich von irrdenen Geschirr und hölzernen Tellern gespeiset hatten. Das vermochte Hunger und Gesundheit! die gutmüthige Willigkeit unsers Wirths mit der er alles anbot was er hatte, seine groſse Dienstfertigkeit, mit der er eilte einem Jeden

alles

alles beyzuholen und endlich seine Bescheidenheit, die ihm nicht einmal einen Thaler dafür fordern ließ, daß er 11 Personen; zusammt dem Fuhrmann und seinem Pferde satt und froh gemacht hatte, vermehrte unser Vergnügen und da wir ihm die Hand beym Weggehen drückten; gieng der Dank, den wir ihm dabey sagten, gewiß allen von Herzen.

Langensalza wird erreicht.

Mit gestärkten Kräften setzten wir unsern Marsch muthig weiter — sangen ein Lied nach dem andern — schöckerten und sprangen über Graben, Hügel und Garbenhaufen weg, bis wir eine Anhöhe erreichten, wo alles stehen blieb, zurückzublikken und zu überschauen die weite lebendige Aussicht von 15 Dörfern, der Stadt Gotha, dem Schloß Tenneberg und mitten im thüringer Walde unsern Inselsberg. Die Sonne überstralte die ganze Landschaft und machte Licht und Schatten in der schönsten Abwechselung über Ebne, Berg und Wald hin. Diese große, erhabne Scene hob unsern Muth noch mehr; wir erreichten gar bald Henschleben ein Dorf, eine Stunde weit von Hochheim und Langensalza entlegen. Wir

fanden an einem Gartenzaune im Dorfe Geißblatt Caprifolium, deswegen so genannt, weil sich die Ziegen sehr gern damit füttern. Hinter dem Dorfe trafen wir eine Flachsröste an, welches nach dem vorhergegangnen Unterrichte hierüber viele Freude machte. Das Grabenwasser war in ordentliche Reviere, durch eingeschlagne Stangen und dazwischen gestopfte Rasenstücke abgetheilt, um das Eigenthum eines Jeden abzusondern. Weiterhin sahen wir einen Acker mit einem der nützlichsten Futterkräuter bestellt — mit der Esparcette, saint foin, auch ewiges Futterkraut genannt, weil sie einmal gesäet, viele Jahre im Boden ausdauert. Sie bringt auf einem Morgen Landes so viel Futter ein, als 30:40 Morgen ordentlichen Wiesenlandes. Sie kömmt beynahe in jedem, auch dem schlechtesten Boden fort, den morastigen ausgenommen. — Auf einmal stiessen wir auf einen Gränzstein, in welchem das churſächsische Wappen eingehauen war. Nun also hörte das herzogl. sächsische Gebiet auf und wir traten in ein fremdes Gebiet, welches aber das Vaterland eines unsrer Zöglinge war. Wie rötheten sich seine Wangen! Nur noch eine halbe Stunde von der geliebten Vaterstadt, wo er in die Arme seiner theuern Mutter, Großältern und übrigen Verwandten eilen sollte!

O so

O so hatte er auf der ganzen Reise noch nicht geeilet! Er war jetzt immer voran und der Anführer der andern. Und da wir vollends Langensalza unten vor uns liegen sahen — da ward alles rege! Ungeduld und Sehnsucht beflügelten seine Schritte — der Abendstern war unsere Leuchte, mit der Dämmrung kamen wir in die Stadt. — Unser Zögling führte uns mit solcher Eilfertigkeit durch die Strassen, daß er sich kaum die Zeit nahm einige Fragen seiner Cammeraden, über diese und jene Gegenstände zu beantworten. Endlich kamen wir vor seiner lieben Großälten Hause. Seine Sehnsucht muste noch eine kleine Geduldsprobe ausstehen. Er muste sich nebst den andern etwas entfernt vom Hause ganz stille halten; nur 2 Erwachsene von uns klopften an die Fenster und begehrten ein Allmosen. Aber das Fenster aufmachen, uns sehen und sprechen: „Sie sind's!" das war alles eins. Die Thüre wurde geöfnet, wir alle gar herzlich empfangen und alles unsers Sträubens doch genöthigt, bey ihnen zu bleiben. So sehr wir uns auf der einen Seite schenten, diesen lieben Freunden, durch eine solche Menge Menschen beschwerlich zu fallen; so konnten wir doch auf der andern der Herzlichkeit nicht widerstehen, mit der sie uns einluden. Wir logierten also bey Willhelms (denn jetzt muß ich ihn bey

seis

seinem wahren Namen nennen) würdigen Grosvater, Hr. Magister **Krannichfeld**, Prediger an der Stephanskirche; und die meisten von uns lernten ihn und **Willhelms** liebe Mutter, die Frau Professorinn **Ausfeld** zum erstenmale kennen. Wie gut es uns bey diesen lieben Personen gegangen ist, und was wir weiter auf dieser Reise gesehen, gelernt und erfahren haben; das werdet ihr in einem **dritten Bändchen dieser Reisen** künftig lesen. Jetzt muß ich mich, meine lieben jungen Leser von euch trennen. Ich wünschte nichts, als daß bey euch, wen ihr bis hierher gekommen seyd, **das Verlangen entstünde**, nun das Büchlein, das ihr das erstemal sehr schnell und hauptsächlich der Neugierde wegen laset, noch einmal recht bedachtsam der mancherley nützlichen Sachen wegen die hie und da vorkommen, durchzulesen. Dann sollte ich glauben, ihr würdet für einen Gulden, welchen höchstens das Büchlein kosten wird, Nutzen und Vergnügen davon gehabt haben — und wir würden beyde mit einander zufrieden seyn. Ihr, weil ihr euer Geld nicht umsonst ausgegeben habt und ich, weil ich nicht vergebens schrieb. Lebet von Herzen wohl!

Register

über die merkwürdigſten Perſonen und Sachen, welche in den beyden erſten Bänden dieſer Reiſen vorkommen.

A.

Aas II. 83.
Aberglauben II. 137.
Abgötterey II. 201.
Abt II. 119.
Acciſe I. 95.
Ahorn II. 126.
Aken, preußiſches Städtchen I. 23.
Ackerbau I. 40. 86. II. 140.
Alleen I. 22, II. 154.
Anſtand, äuſſerlicher II. 103. 190.
Anzug II. 21. 22.
Apfelbaum I. 159.
Armenverſorgung zu Zerbſt II. 79.
Arzt II. 14.
Aſiatiſche Türkey II. 201.
Aſien, klein II. 201.
Augen 166. 192.
Auguſt I. König von Pohlen II. 198.
Ausdunſtung II. 2.
Ausfeld, Fr. Prof. II. 220.
Ausſchlag I. 194.
Ausſtopfen der Vögel I. 164.

Bands

B.

Bandwurm I. 170.
Bär II. 42.
Barby II. 13. 37.
Barometer II. 96.
Basrelief II. 170.
Bäume pflanzen I. 20. II. 205.
Baumannshöle I. 150.
Benediktiner I. 191.
Beckerbruch, Lustwald I. 22.
Berge, Spiegelschel. 117.
Bergen, von I. 212.
Bergmann I. 220.
Bergwerke I. 19. 216.
Bernstein II. 161.
Bescheidenheit II. 107.
Beschwerlichkeiten, stärken II. 70.
Betten I. 209.
Bettler II. 80.
Bewegung I. 1. II. 1.
Bier II. 130.
Bier, warmes II. 10.
Binse II. 128.
Bischof I. 121. II. 119.
Blankenburg I. 150.
Blitzableiter II. 161.
Boussard, Professor zu Barby II. 30. 37.
Brache I. 86.
Bramigk, Kaufmann in Dessau I. 15.
Brandenburg, Mark I. 11. II. 122.
Brandtewein I. 27. 156. 193.
Brasilianischer Kopfzeug II. 51.
Brasilien II. 47. 51.
Brinkmann, Herrnhuter aus Schweden II. 16.
Brocken oder Blocksberg II. 95. 149.
Brüdergemeinde II. 13. 16
Brücken I. 43. II. 12.
Brunnen zu Schnepfenthal II. 199.
Buchdruckerkunst I. 181.
Bude, ein Füßchen I. 72.
Buschnegern II. 35.

C.

Campe II. 210.
Caprifolium II. 218.
Carl V. Kaiſer II. 135.
Ceres II. 201. 203.
Colibri II. 48.
Communionbuch, v. Hermes I. 157.
Conſules II. 201.
Cramer, Paſtor I. 158.
Crocodill II. 41.

D.

Dachröden, von I. 204.
Deſſau I. 11. 49.
Deſſauiſches Philantropin II. 2. 4. 159.
Deſſauiſche Zöglinge II. 4.
Deutſchland II. 42.
Domkirche zu Halberſtadt I. 132.
Dreſchlein II. 103.
Dresden II. 172.

E.

Egeln, Eingeweidewürmer I. 173.
Egeln, Städtchen I. 11. 52. 53. 54.
Eichen I. 147. II. 132.
Eidexe II. 41.
Eingeweidewürmer I. 168.
Eisleben I. 198.
Elbe I. 22.
Elektricität I. 179. II. 161.
Elektriſirmaſchine I. 179.
Engelmann, Küſter I. 160.
Enten, türkiſche II. 190.
Erdäpfel II. 125.
Erde II. 44.
Erfurth II. 148.
Eridanus II. 203.
Erndte II. 101.
Erzbiſchof II. 119.
Erze I. 200.
Erziehungsanſtalt, weibliche I. 135.
Erziehungsanſtalt, deſſauiſche II. 2. 4.
Eſche II. 132.
Eſelsbohnen II. 105.
Esparcette II. 218.
Eſſig I. 178.

Eſſig-Aal I. 178.
Europäer II. 53.
Exerciren der Soldaten I. 152.

F.

Färe I. 45.
Fauſt, Doktor I. 181.
Fayence II. 181.
Federbetten I. 209.
Federn d. Hühner II. 204.
Federlappen II. 204.
Feſtigkeit II. 172.
Feuer II. 167. 175.
Feuersbrunſt II. 205.
Fiſcher, Rektor zu Halberſtadt I. 100.
Fiſchthran II. 39.
Flachs II. 102. 151.
Flachsröſte II. 151.
Fleiß II. 172.
Fliegen, ſpaniſche II. 128.
Fliegende Blätter, eine Schrift I. 101.
Flöhkraut I. 130.
Flößholz II. 153.
Flüſſe II. 109.
Formen-Porcellan II. 179.
Fourniren II. 128.
Fränklin II. 161.
Franken II. 101.
Franzoſen II. 142.
Franzöſiſche Sprache I. 206.
Friedrich, König von Preußen II. 10.
Friedrichsroda II. 108.
Friedrich Johann, Churfürſt II. 122. 135.
Friedrich Johann, Herzog v. Gotha II. 135.
Friedenſtein II. 155.
Funk, Rektor zu Magdeburg I. 54.
Fürſt von Deſſau I. 18.
Fuhrwerk, thüringiſches II. 139.
Fußmaaß II. 187.
Fußſäcke II. 7. 8. 69.

G.

Garten I. 59.
Garten, philantropiſcher I. 18.

Register

Gebet II. 61.
Gedult II. 93. 172.
Gefälligkeit I. 55. 323. II. 2. 5. 71.
Geheimniß I. 158.
Gehirn II. 159.
Geister I. 136. 137. 176.
Geißblatt II. 218.
Gemüse II. 148.
Georgium, Garten in Dessau I. 22.
Gerste II. 101.
Geschichte des Menschen, ein Buch I. 113.
Gesundheit I. 192. 209.
Geschmack, guter II. 169.
Gewitter II. 162. 164.
Gips II. 176. 178.
Glasur II. 174. 180.
Glauben II. 65.
Gleichenberge II. 138.
Gleim I. 103.
Goekingk I. 92. II. 110.
Götze, Pastor I. 158. 167.
Gold II. 167.
Goldbach II. 203.
Goldmalerey II. 167.
Gotha II. 135. 148. 156.
Gothaisches Maaß II. 187.
Gothischer Geschmack I. 97.
Gott II. 201.
Gottesverehrung zu Barby II. 57.
Grimmenstein II. 136.
Grönland II. 29. 38.
Grüningen I. 88.
Grumbach, Willhelm v. II. 135.
Guckelrübe II. 131.
Gymnastik I. 123.

H.

Hänschen von Sundhausen II. 134.
Hafer II. 101. 105.
Hagebutten II. 128.
Halberstadt I. 86. 95.
Halladat, ein Buch I. 104.
Handbuch der Religion, I. 157.

Hans

Hans Jürge, Prinz zu Deſſau I. 21.
Harke I. 77.
Hartlei, Herrenhuter aus Engelland II. 16. 18.
Haſelſtaude II. 127.
Haubenmeiſe I. 167.
Harry I. 50.
Heemskerk II. 210.
Heinrich V Kaiſer I. 233.
Heinrich Julius, Biſchof zu Halberſtadt I. 88. 120.
Heckenhopfen II. 207.
Heckſtedt I. 192.
Henſchleben, Dorf II. 217.
Herbſt II. 207.
Hermes, Conſiſtorialrath I. 156.
Herkules I. 171.
Herrnhuther II. 13. 16. 26. 62.
Heſſen II. 122.
Hochheim, ein Dorf II. 211.
Höflichkeit II. 142.
Holländer II. 39.
Hollunder II. 125.
Holz. II. 153.
Holzemme, Flüßchen I. 117.
Hopfen II. 129.
Hühner II. 204.
Huſtattich II. 132.
Hund, merkwürdiger I. 177.
Hund, Karre der Bergleute I. 224.
Hundejunge I. 224.
Huß, Johann II. 121.
Huſten II. 129.

J.

Jacobi, Generalſuperintendent in Halberſtadt I. 102.
Jeſu Lehre II. 35.
Indianiſche Waffen II. 52.
Indigo II. 146.
Indulgenzzettel II. 120.
Inſelsberg 94. 149. 186.
Inſtrumente, muſikaliſche II. 157.

Johannisbeeren II. 126.
Ismael II. 61.
Juden I. 31. 81.
Jupiter II. 202.

K.

Kalbe, preußiſches Städtchen I. 52.
Kapſeln, Porcellan II. 180.
Kartoffeln II. 125.
Kartenſpiel II. 66.
Kiefern I. 18.
Kinder Gottes II. 54. 55.
Kind, verſtändiges und unverſtändiges II. 55. 56. 58.
Kind, gutes II. 93.
Klanglein II. 103.
Kleidung II. 2. 66. 102.
Klöſter I. 78. 139. 191. II. 116. 118.
Kobold I. 176.
Kosmopolit II. 16.
Krannichfeld, M. und Prediger in Langenſalza II. 220.
Krankheit II. 2. 14. 61.
Kunſtkabinet II. 37. 49.

L.

Labrador II. 49.
Labradorſtein II. 32.
Landwirthſchaft I. 40.
Langenſalza II. 217. 219.
Laune I. 101.
Laux, Buchhändler zu Barby II. 31.
Lavendel II. 166.
Lehre Jeſu II. 35.
Leine, Fluß in Thüringen II. 107. 153. 198.
Leina, Dorf II. 106.
Leo X. Pabſt II. 119.
Leutſeligkeit der deſſauiſchen Zöglinge II. 45.
Linde II. 131.
Litaney II. 58.
Loos II. 63.
Lucernenklee II. 125. 192.
Luther I. 229. II. 120.

M.

Maaſſe, verſchiedne II. 187
Maclean, deſſauiſcher Philantropiſt II. 5.

Magdeburg I. 49.
Malerey des Porcellans II. 167. 182.
Mansfeld, Grafſchaft I. 196.
Marienſtuhl, Nonnenkloſter I. 77.
Mater, domina I. 139.
Matratzen I. 212.
Mathematik II. 195. 196.
Maximilian, Kaiſer II. 135.
Meilenſtein II. 147.
Meiſſen II. 171.
Meißner, Schriftſteller II. 198.
Menſchen, Kinder eines Vaters II. 55.
Menſch, unterſchieden v. Thiere II. 49. 50. 104.
Metalle I. 200. II. 162.
Mißgeburt I. 177.
Miſſionarius II. 34.
Mönche II. 116. 137.
Mohrrüben II. 129.
Morgenandacht I. 66.
Morgengruß I. 63.
Moritz, Prinz v. Sachſen. II. 135.
Motten I. 65.
Müller, Auguſt, deſſauiſcher Philantropiſt II. 8. 68.
Muhammed II. 61.
Mulde, Fluß im Deſſauiſchen I. 16. 162.
Mundarten, verſchiedne I. 50.
Müßiggang I. 121.
Muth I. 221.

N.

Natolien II. 201.
Natur II. 97. 98. 99. 100. 189. 193.
Naturalienkabinet I. 167. II. 37. 97.
Naturgeſchichte I. 130.
Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer thieriſcher Körper, ein Buch I. 169.
Negerſclaven II. 34.

Negerſprache II. 36.
Neuſeeland II. 52.
Nonne I. 82. 140.
Nonnenkloſter I. 77.
Nordamerika II. 125.

O.

Ofen-Porcellan II. 181.
Ohrdruff II. 108.
Olivier, Lehrer am Philantropin zu Deſſau I. 206.

P.

Pabſt II. 119. 137.
Parencheſe I. 129.
Pariſer Maaß II. 187.
Pelops II. 202.
Pelze II. 2.
Petit, Leibarzt II. 197.
Pfaffenhütchen II. 128.
Pfennigskraut II. 131.
Pflanzen I. 13. 17.
Philantropin, deſſauiſches II. 2. 4.
Plattdeutſch I. 50.
Pluto II. 201.
Polizey, gothaiſche II. 212.
Polizey, preußiſche I. 26.
Porcellan I. 146. II. 166. 173.
Portraits, ein Buch I. 114
Prälat II. 119.
Prediger I. 133.
Preſchell, deſſauiſcher Philantropiſt II. 4. 6.
Preuſſens König I. 38.
Preuſſiſche Lande I. 23. 26. 38.
Projekte II. 59.
Proportion II. 114.
Puttkammer, von, adliche Familie I. 54.
Putz II. 51.

Q.

Quarz II. 175.
Quedlinburg I. 157.
Queckſilber II. 167.

R.

Raben I. 147. II. 84. 192.
Rechen I. 77.
Reformation II. 124.
Regen II. 102.
Reichards Land- u. Gartenſchatz I. 86.

Reinhardsbrunn II. 123.
Rektor auf dem Lande II. 215.
Remstede II. 194.
Rhabarber I. 172. 195.
Riet I. 39.
Rindvieh I. 175.
Röste des Flachses II. 151.
Röste der Erze I. 202.
Röthe der Augen I. 192.
Rocken II. 101.
Rom II. 119.
Rothberg, von, geheimer Rath in Gotha II. 166. 176.
Rüben, gelbe II. 129.
Runkelrüben II. 132.

S.

Sachsen I. 49. 233. II. 122. 135. 147.
Saint-foin II. 218.
Saale I. 43.
Salz II. 130.
Salzlecken der Schaafe II. 209.
Sand I. 11.
Sandner, Lehrer am Philantropin zu Dessau I. 163. 206.
Saubohnen II. 105.
Schaaf I. 175. II. 38.
Schellen am Schlitten II. 11. 75.
Schein trügt II. 106.
Schiefer I. 224. II. 134.
Schießpulver, ein Nuzzen desselben I. 225.
Schißbeeren II. 129.
Schlacken I. 201. II. 134.
Schlaf I. 209.
Schlacht I. 233.
Schloß zu Gotha II. 114.
Schloß zu Arolsen II. 114.
Schlesien II. 125.
Schlehen II. 130.
Schnepfenthal II. 94. 99. 188.
Schmelzofen I. 201.
Schreiner II. 157.
Schröder, Sekretair zu Gotha I. 186.
Schröckhs Weltgeschichte,

ein Buch für Kinder II. 191.
Schulz, Inſpektor der gothaiſchen Porcellanfabrik II. 166.
Schuhmann, Mißionarius II. 33.
Schulverfaſſung, gothaiſche II. 210.
Schulbuch, gutes II. 213.
Schulen, beſſere I. 127. 130. II. 124. 213.
Schwein I. 154.
Schweiß I. 211.
Schwengeim, deſſauiſcher Philantropiſt II. 4. 6.
Schwaben II. 101.
Schwarzdorn II. 130.
Seekrähe I. 162.
Seehunde II. 38. 49.
Seeberg II. 154.
Seele, kranke II. 158.
Seigerhütte I. 197.
Silberfaſan I. 166.
Sintenis, Prediger in Zerbſt II. 76.
Skorconerwurzel II. 124.
Sonnenborn, Dorf II. 215
Soldaten I. 152.
Sömmern der Pflanzen II. 131.
Spik II. 166.
Spott II. 65.
Spinne II. 46.
Sprache II. 36.
Sparſamkeit II. 26.
Spangenberg, Biſchof der Brüdergemeinde II. 25.
Spazier, Lehrer am Philantropin zu Deſſau I. 206.
Spiritus familiaris I. 176.
Spiegelſche Berge I. 117.
Stauche des Flachſes II.
Steine I. 24. II. 31.
Steinſammlung II. 31.
Steinbrükel, Inſtrumentenmacher II. 157.
Sterblichkeit I. 189. 214.
Stollen I. 217.
Stiefeln, labradoriſche II. 49.

Südamerika II. 47. 48. 125.
Surinam II. 35.
Sundhausen II. 123. 134.
Symmetrie II. 114.
Syrup II. 126.

T.

Tabak I. 13. II. 126.
Tabaksfabrik I. 16.
Tantalus, König von Sypilus II. 201.
Tenneberg, Bergschloß II. 94.
Teufel I. 181.
Tezel, Ablaßkrämer II. 119.
Theophrastus II. 161.
Thon II. 101. 173. 175.
Thüringer Bauern II. 102. 139.
Thüringer Wald II. 42. 98. 102.
Thiere II. 50.
Toit, du, Professor I. 123.
Triesaugen I. 192.

U.

Ungefälligkeit I. 56.
Unmäßigkeit I. 121.
Unterricht zu Schnepfenthal II. 99.
Unterwelt II. 201.

V.

Vatteville, Baron von II. 27.
Vergrößerungsgläser I. 178. II. 127.
Verstand II. 60. 61. 118. 120.
Vesper I. 79.
Viehzucht I. 40.
Vielgötterey II. 201.
Villaume, Prediger zu Halberstadt I. 113. 124. 135.
Vögel, ihre Classifikation I. 164.
— ausgestopfte I. 161.
Voigt, Prof. II. 241.
Vorsehung I. 146.

W.

Wachsenburg II. 138.

Register.

Wärme I. 210. II. 2.
Waffen d. Indianer II 52.
Waid II. 143.
Waitzen II. 102.
Walbek I. 190.
Wald, thüringer II. 42.
Waldeck II. 134.
Waldwinkel, Dorf II. 206.
Walterſhauſen II. 94.
Wangenheim, von, eine adliche Familie II. 212.
Wangenheim, Dorf II. 211.
Warens II. 213.
Waſſer I. 171. 195.
Waſſerſucht I. 185.
Wein I. 105. 192.
Weinfaß, großes I. 116. 119.
Weſtphal, Prediger I. 114.
Welfsholz I. 233.
Windhafer I. 17. II. 192.
Wieſenklee II. 192.
Wirzburg II. 147.
Winterfeld, von, deſſauiſcher Zögling II. 8. 68.
Witz II. 143.
Wörlitz, Garten daſelbſt I. 8.
Wolf II. 42.
Wohlthätigkeit II. 4. 81.
Würmer I. 172. II. 129.
Wurmb, von I. 92.
Wurmſamen I. 172.

Z.

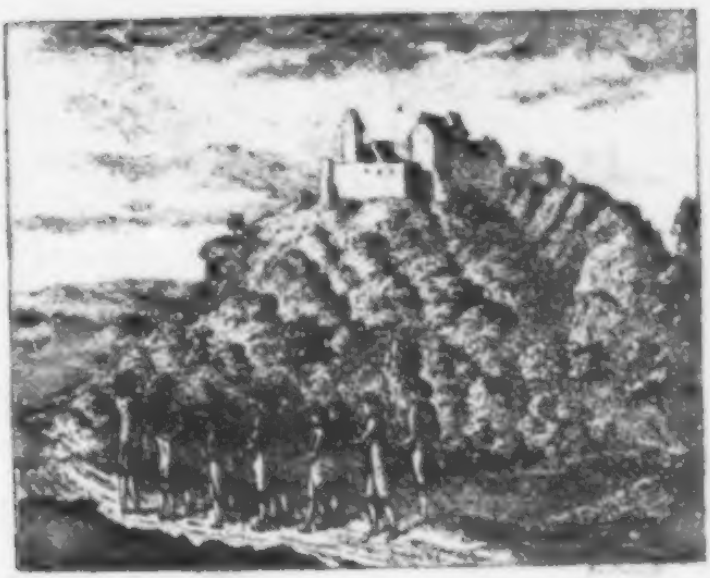
Zauberey I. 181.
Ziegelſteine I. 24. II. 101.
Ziegler, Doktor I. 188.
Zinzendorf, Graf von II. 17.
Zittwerſamen I. 172.
Zöglinge, deſſauiſche II. 4.
Zucker II. 126.
Zweybrücken II. 132.

Reiſen

der

Salzmanniſchen Zöglinge.

Dritter Band.



Leipzig, 1787.
bey Siegfried Lebrecht Crusius.

Fortsetzung der im zweyten Bändchen abgebrochnen Reisebeschreibung.

Langensalza.

Unser lieber, gefälliger Wirth, der Herr Magister **Kranichfeld**, gieng den andern Morgen sogleich mit uns aus, um uns mit der neuen Gegend ein wenig bekannter zu machen. Ich werde euch das Merkwürdigste aus unsern gemachten Bekanntschaften mit neuen Personen und Dingen mittheilen.

Rochus fand wieder ein Merkmal, daß wir nicht mehr im Herzogl. Sächsischen, sondern im Churfürstl. Sächsischen Gebiet wären, in der

weiſſen Hauptfarbe der hieſigen Soldatenmontur, welche ſie mit den öſterreichiſchen Truppen gemein hat; da hingegen die herzogl. ſächſiſchen Soldaten dieſe Aehnlichkeit mit den Preuſſen haben, daß ihre Hauptfarbe blau iſt, die Cavallerie ausgenommen, welche auch weiß zur Grundfarbe hat. Bey der Gelegenheit muß ich euch doch eine kleine Anekdote mittheilen, welche beweißt, daß auch künftige Soldaten, in der Jugend ihre Mutterſprache richtig erlernen müſſen, wenn ſie ſich nicht durch grobe Mißverſtändniſſe lächerlich machen wollen. — Ein berühmter General laß in der Zeitung: „die Oe„ſterreicher wären regimenterweis aufmarſchirt.“ — Sapperlot! rief er aus: das weiß ja jeder Fähndrich, daß die Oeſterreicher weiß haben, was braucht denn das in die Zeitung?

Bey der Geographie von Niederſachſen hatten wir gelernt, daß zu Hamburg vor einigen Jahren noch ein ſchiefer Thurm geſtanden habe, hier fanden wir eine gleiche Merkwürdigkeit.

Wir giengen zum Frauenthore hinaus längſt dem Flüßchen Salze (von dem die Stadt ihren Namen hat, lat. Longoſaliſſa) hin; wo ehedem noch an 300 Häuſer geſtanden hatten, welche aber die Einwohner im 30jährigen Kriege verlaſſen muſten.

ſten. Jetzt waren hier theils Bäume, theils Gemüſegärten. Der 30jährige Krieg war eine Folge der Reformation, deren ihr euch noch aus dem zweyten Bändchen entſinnen werdet. Er brach nach Luthers Tode aus. Doch war davon nicht ſowohl die Religion, als die Herrſchſucht und Hofnung der Catholiſchen Fürſten unter dem Vorwande derſelben die Länder der proteſtantiſchen bey der Gelegenheit wegzunehmen, Urſache. Wahrſcheinlich würden die letztern auch untergelegen haben; hätten ihnen nicht die nordiſchen Mächte, beſonders der große Guſtaph Adolph von Schweden Beyſtand geleiſtet. So dauerte der Krieg 30 Jahre, ohne daß man die Proteſtanten unterdrüken konnte. Im Jahr 1648 ward zu Münſter und Oßnabrück in Weſtphalen ein für ſie ſehr vortheilhafter Friede geſchloſſen, welcher nach dieſen Orten bald der Münſterſche, bald der Osnabrückiſche, bald der Weſtphäliſche genannt wird. Die Hauptſcene dieſes langwierigen Krieges war Sachſen, das auſſerordentlich viel an Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen leiden muſte. Daß dieſe ſehr fühlbar ſeyn muſten, könnt ihr daraus ſchließen, wenn an 300 Häuſer die vor der Stadt, unbeſchützt von Mauer und Graben lagen, geräumt wurden.

Von der Geschichte der Stadt selbst erfahren wir einiges. Sie gehörte zuerst dem Kloster Homburg von dem man noch Ueberbleibsel auf der Anhöhe vor der Stadt findet. Hierauf war sie im Besitz einer adlichen Familie der Herren von Salze unter denen sich Herrmann von Salza in der Geschichte berühmt gemacht hat. 1409 starb diese Familie aus und nun nahmen die Landgrafen von Thüringen Besitz von Langensalza und machten diesen Ort zur Stadt. — Wodurch Herrmann von Salza berühmt geworden ist, wollte ich erst übergehen, weil es mich zu weit von meiner Absicht entfernen würde; indessen eben durch das mancherley Neue, was ich bey dieser Gelegenheit euch zu sagen genöthiget werde, finde ich mich bewogen von ihm etwas Mehreres zu sagen, in der Hofnung, daß ihr euch dadurch reitzen lasset, recht eifrig Geschichte zu studiren.

Ritterorden.

Herrmann von Salza war ein deutscher Ritter. Die Ritterschaft entstand einige hundert Jahre nach Christi Geburt. In jenen Zeiten hat-

ten

ten die groſſen Herren keine Soldaten wie jetzt, die ſie im beſtändigen Sold behielten. Wenn aber ein Krieg aus war; ſo ertheilte der Fürſt denjenigen ſeiner Unterthanen, die ihm beygeſtanden und ſich am tapferſten gehalten hatten, Güter, Grundſtücke, wohl ganze Dörfer zum Geſchenk, doch mit der Bedingung, daß der Beſchenkte, wenn der Fürſt wieder Krieg haben würde, ſogleich zu ſeinem Beyſtande und zwar nach damaliger Art über und über geharniſcht und zu Pferde erſcheinen, auch ſeine Bauern als Fußvolk mitbringen ſollte. Das gemeine Volk war alſo zu Fuß, zu Pferde aber die Reuter oder Ritter, welche den Adelſtand ausmachten. Sie nennten ſich von den erhaltenen Gütern. Daher das Wörtchen von, wie hier Herrmann von Salza. Die Edelleute der damaligen Zeit wurden dadurch ſehr kriegeriſch und tapfer. Denn die Länder und Leute hatten, wollten theils dieſe vertheidigen, theils noch mehr dazu erobern; und die keine hatten, wollten ſich durch Tapferkeit welche verdienen. Bey allen Gelegenheiten, wo es auf Tapferkeit ankam, wurden die Ritter geſucht. Dieſe Ritter hielten beſonders zuſammen, hatten ihre eignen Geſetze, ihre eignen Ceremonien, und ihre ganze Geſellſchaft zuſammen, nannte man überhaupt den Ritterſtand. Aus dieſen

sem Ritterstande entstanden nachher wieder mehrere besondre Gesellschaften, die man Ritterorden nennte, deren jeder sich von dem andern durch andre Zwecke, Gesetze und Ceremonien unterschied. Die drey merkwürdigsten sind: 1) die Johanniter oder Maltheser. 2) die Tempelherrn, 3) die deutschen Ritter, von welchen der erste und letzte noch blühet, der zweyte aber durch einen Pabst und König von Frankreich, welche beyde den Reichthümern des Ordens nachstrebten, auf's schändlichste ist vertilget worden. Die Ritter des deutschen Ordens wurden auch Ritter der Jungfrau Maria oder Brüder des deutschen Hauses unsrer lieben Frauen zu Jerusalem genannt. Sie musten sich zur Vertheidigung der christlichen Religion und des gelobten Landes, gegen die Türken, zum Dienst der Armen und Kranken verpflichten, alte deutsche und von gutem alten Adel seyn. Ihr Oberhaupt namten sie den Hoch- oder Deutschmeister, den sie unter sich selbst wählten. Hermann von Salza war der vierte Deutschmeister. Ihm wiederfuhr die Ehre, daß ihm im dreyzehnten Jahrhundert der Herzog von Masau, welches noch jetzt eine der ansehnlichsten Woiwodschaften in Pohlen ist, eine Gesandschaft schickte und den unter ihm stehenden Orden, um Beystand gegen

gen die damals noch heidnischen Preussen hat. Der Ritterorden war hierzu willig, unter der Bedingung, daß ihm alle die Länder gehören sollten, welche er den Preussen abnehmen würde. So zogen die Ritter aus, vertrieben theils die Preussen, theils bekehrten sie dieselben zum Christenthum und erwarben sich nach und nach ganz Preussen, Semigallien, Curland und Liefland, welches sie aber in der Folge wieder verloren. Die Stadt Thorn bauten sie.

Salpetersiederey.

Der Herr Magister führte uns in eine, ausser der Stadt gelegne, Salpetersiederey. Der Salpeter ist eine Art Salz, der sich von andern Salzen dadurch unterscheidet, daß er eine gewisse, eigne Säure bey sich hat, und selbst ein feuerbeständiges Laugensalz ist. Was Feuerbeständigkeit für eine Eigenschaft sey, habt ihr schon im zweyten Bändchen beym Thone gelernt; aber das Laugensalz muß ich etwas näher erklären. Man theilt alle Salze ein in saure Salze, Laugensalze und Mittelsalze. Die sauern Salze, z. B. Vi-

triole und Alaun erkennt man an ihrem sauern Geschmack. Der saure Geschmack der Dinte rührt von diesen beyden Salzen her, aus denen sie bereitet wird. Die Laugensalze aber haben das Eigenthümliche, daß sie aus der Asche verbrannter Pflanzen ausgelaugt werden. Man entdeckte dieses Salz in den Pflanzen zuerst an der ursprünglich arabischen Pflanze Kali. Wenn man diese verbrennt; so verhärtet sich nach einiger Zeit die Asche und giebt Laugensalz, auch Sode, und von der Pflanze selbst auch Alkali genannt. Laugensalz, Alkali, alkalisches Salz bedeutet alles das Nämliche. Die Mittelsalze nun sind solche, welche die Eigenschaften der beyden ersten Arten so in sich vereinigen, daß sie nach dieser Vereinigung weder die eine noch die andre mehr behalten. Das Kochsalz ist ein Mittelsalz, hier unser Salpeter auch, denn er ist aus Säure und Alkali entstanden. Aber ob beyde gleich zu einer Art Salze gehören; so sind sie doch von einander wesentlich unterschieden. Man hat eine eigne Wissenschaft, die Chymie, welche auf's genauste diese Unterschiede zu entdecken und untrüglich anzugeben weiß. Es ist eine der angenehmsten Wissenschaften, die man aber nicht gebrauchen kann, wenn man nicht vorher fleißig Naturgeschichte, Physik und Mathematik studirt hat. Zuweilen

weisen kann man auch ohne weitere Wissenschaft, blos durch die Sinne schon Unterschiede zwischen den Dingen wahrnehmen, und der Fall ist hier. Ihr könnt durch den Geschmack gewiß gleich den kühlenden bittern Salpeter vom Küchensalz unterscheiden; aber auch durchs Gesicht. So wie das Eis im Winter sich im Wasser ansetzt oder anschiesset, und nach und nach sich zu durchsichtigen, krystallartigen Stücken bildet; so schiesset das Salz im Wasser an und bildet lauter Kristallen. Hier ist nun merkwürdig, daß jede Salzart ihre eigenthümliche, bestimmte Kristallfigur hat. Wenn ihr z. E. einen Tropfen der gemeinen Küchensalzbrühe auf ein Glas tröpfelt und dieses über das Feuer haltet, damit das Wasser abdampfe; so bleibt das Salz zurück und bildet die Figur eines Würfels, der aus mehreren Vierecken zusammengesetzt ist — unterscheidet sich also auch fürs Auge vom Salpeter, welcher in langen sechseckigten zugespitzten Kristallen anschiesset.

Der Salpeter ist der Menschheit ein sehr wichtiges Produkt. Er verwüstet und erhält, nachdem man ihn braucht. Er ist das vornehmste Bestandtheil des Schiespulvers, (die übrigen Bestandtheile sind Schwefel und Kohlenstaub) aber auch

auch eine der vortreflichsten Arzeneyen. Von seiner Wirkung auf's Blut könnt ihr selbst die Probe machen, wenn ihr an heißen Sommertagen nur eine Messerspitze voll recht gereinigten Salpeters in euer Wasserglas schüttet. Ist das Wasser getrunken; so werdet ihr euch bald erquickt und abgekühlt finden. Er dämpt alle heftigen Wallungen im Blute. — Man verfertigt aus ihm mit Hülfe des Vitriols auch das Scheidewasser.

Die Natur bringt ihn nie ganz rein hervor. Sie handelt hierin wie eine weise Mutter, die ihren Kindern, den Menschen, nicht alle ihre Bedürfnisse und Wünsche so leicht befriedigt: sondern sie durch Schwierigkeiten reizt, ihre Kräfte zu brauchen und zu üben und durch diese Uebung selbst vollkommner zu werden. Der Salpeter erhält also seine eigentliche Feinheit und Reinigung erst durch den Fleiß der Menschen. Weil er aus Laugensalz bestehet; so findet man ihn überall, wo viele verfaulte Ueberreste aus dem Thier- und Pflanzenreiche sich befinden. Daher trift man da, wo Vieh- besonders Schaafställe sind, in der Erde sehr häufig Salpeter an, und doch bey weitem nicht soviel als verbraucht wird. In der ganzen Natur ist alles darauf angelegt, die Geschöpfe zu erhalten und

dazu

dazu sind denn auch hinreichende Mittel vorhanden. Nie würde es an Salpeter fehlen, wenn ihn der Mensch blos zur Erhaltung seiner Gesundheit brauchte. Wenn man aber im 14ten Jahrhundert *) die Entdeckung macht, daß daraus ein Pulver zu verfertigen sey, welches Menschen und Thiere tödten könne — wenn seit der Zeit die Lust zu morden im Kriege und in der Jagd nicht aufgehört hat — wenn man an den ungeheuern Pulvervorrath denkt, der zu der entsetzlichen Menge von Flinten- und Kanonenschüssen erforderlich ist, die von jener Zeit an bis jetzt, zu Wasser und zu Lande gehört wurden; so wird es freylich begreiflich, daß der Vorrath der Natur nicht hinreicht. Man hat daher auf Mittel gedacht, ihr mehr abzuzwingen und sie zu nöthigen, mehr Salpeter zu bereiten, als sie zu ihren Absichten und Bestimmungen nöthig hat.

Die eigenthümliche Säure des Salpeters ist in der Luft befindlich. Es kam also drauf an, von dieser Säure recht viel herunter aus der Luft und grade dahin zu schaffen, wo recht viel Laugen- oder Pflanzensalztheile sich befinden, damit durch diese Verei-

*) Wo der Mönch **Schwarz**, dem man gemeiniglich die Erfindung desselben zuschreibt, die ausserordentliche Kraft desselben entdeckte.

Vereinigung dann Salpeter entstünde. Man machte daher Haufen von solcher Erde, welche mit vielen Ueberresten aus dem Pflanzen- und Thierreich angefüllt war, und begoß sie fleißig mit Urin oder Mistwasser. Weil nun die Säure aus der Luft sich blos aussen ansetzt; so machte man nicht sowol dicke, als lange und hohe Haufen, die recht viel Oberfläche haben. So entstanden die Salpeterwände, welche wir hier sahen. Sie glichen den Gartenmauern, welche an vielen Orten von Erde um die Gärten statt der Zäune aufgeführet werden. Wenn diese Wände nun hinlängliche Zeit gestanden und genug Luftsäure an sich gesaugt haben; so erzeugt sich überall aussen an der Erde Salpeter. Diese Salpetererde wird mit einer Hake so weit abgekratzt, als sie Salpeter enthält; welches der Salpetersieder leicht schmecken kann.

Nun aber haben wir erst Salpetererde, oder Salpetersalz, welches in der gewöhnlichen Erde vermischt, steckt. Beydes muß also von einander geschieden werden. Aus der Erfahrung ist bekannt, daß sich alle Salze sehr leicht im Wasser auflösen. Dieser Erfahrung zufolge sahen wir denn auch hier, große geflochtne Körbe oder Wannen mit dieser Erde, welche man noch mit einem Drittel Holzasche vermischt hatte, angefüllt. Oben drauf wurde so

viel

viel Wasser gegossen, als sich von selbst einzog. Das Wasser löset alle Salztheilchen dieser vermischten Erde auf, nimmt sie an sich und träufelt nun als Salpeterlauge durch die Wanne in ein darunter stehendes Faß, da hingegen die Erde zurückbleibt, wobey ihr noch merken könnt daß man, um den Salpeter aufzulösen, sechsmal so viel Wasser braucht, als er schwer ist. Will man diese Lauge recht salpeterreich, stark und geschickt zum Versieden machen; so wird sie noch auf andre solche Wannen, deren mehrere, mit Salpeterde und Asche angefüllt, herumstanden, gegossen. Die zurückgebliebne Erde ist nun ausgelaugt, oder das Laugensalz aus ihr herausgezogen; sie wird nicht weggeworfen, sondern von neuem zu einer Salpeterwand gehäuft, da sich denn nach einigen Jahren wieder Salpeter an derselben erzeugt.

Aber auch diese gewonnene Salpeterlauge, welche der Salpetersieder Sod oder Sude nennt, hat noch viel Unreinigkeiten und überflüßiges Wasser bey sich. Sie wird daher zweymal gesotten. Das erste 24stündige Sieden verursacht 1) daß viele Unreinigkeiten sich in einem Schaum oben ansetzen, der fleißig abgeschöpft werden muß, 2) daß das überflüßige Wasser in Dünsten wegdampft, welchen Abgang man durch frische hinzugegoßne

Lauge

Lauge ersetzt, 3) daß sich die gröbsten Unreinigkeiten unten auf dem Boden setzen, worauf man denn die Lauge abschöpft. Ist der Kessel vom Bodensatz gereinigt worden; so wird die Lauge zum zweytenmal hineingeschüttet und nochmals 24 Stunden, unter beständigem Abschäumen gekocht. Ist nun dadurch wieder so vieles Wasser abgedämpft, daß die Lauge hinlänglich verdickt worden; so füllet man sie in andre Gefäße, und stellet sie an einen kühlen Ort, da denn gar bald der Salpeter in Kristallen anschießet.

Auch diese Salpeterkristallen geben nicht den reinen Salpeter, der daher auch erst roher Salpeter genannt wird. Alles Schäumens ohnerachtet ist er noch sehr unrein und besonders mit Kochsalz und Erde vermischt. Man kocht daher diese Kristallen nochmals, damit sich auf diesem Wege die Unreinigkeiten wie bey der gekochten Lauge absondern. Dies Kochen wird so oft wiederholt, als sich noch Unreinigkeiten zeigen; bemerkt man keine mehr, so füllet man mit dieser von neuem gereinigten Lauge wieder Fässer an, wo dann der geläuterte Salpeter in einen großen Klumpen anschießet, und alles Kochsalz im Wasser zurückläßet. Nun wird er auf einem Tuche getrocknet und zu weiterm Gebrauch aufgehoben. Da der Salpeter

peter so häufig gebraucht wird; so könnt ihr leicht denken, daß eine sonst gut eingerichtete Salpeterſiederey wohl was einbringen muß. So wurde uns von einer der ansehnlichsten erzählt, die in Warschau sich befinden und nach Abzug aller Unkosten noch 6600 Thlr. Ueberschuß abwerfen soll.

Tuffstein.

Nicht weit von dieser Siederey führte uns der Herr Magister in einen Tuffsteinbruch. Um euch recht nützlich zu werden, ihr meine lieben Leſer; so muß ich hier wieder einen kleinen Umweg nehmen, wenn ich meinem Vorsatze getreu bleiben will, euch hauptsächlich durch die Beschreibung unſrer Reiſemerkwürdigkeiten Anleitung zu geben, nun auch selbst zu beobachten und darüber zu denken. Zum Letztern gehört hauptsächlich, daß man unter den vielerley Dingen, die man bemerkt und kennen lernt, immer die ähnlichen zusammenzufinden, und die unähnlichen, oder verschiednen gehörig zu unterscheiden weiß. Wer die Kunst verstehet, unter vielerley Dingen rechte wichtige, und merkwürdige Aehnlichkeiten zu entdecken, der bringt Ord-

nung und Festigkeit in seinen Verstand. Wer sich übt, recht schnell vielerley Dinge, durch wichtige und merkwürdige Kennzeichen zu unterscheiden, der lernt dadurch immer richtiger und deutlicher denken. Ein vortreffliches Hülfsmittel hierzu sind gute Eintheilungen oder Classifikationen der Dinge. Eine Classifikation müsset ihr euch so vorstellen, wie einen großen Schrank, in welchem viele Fächer und Schubladen sind; die alle numerirt und bezeichnet sind. In einem Kasten sind Steine, im andern Salze, im dritten Metalle, im vierten brennbare Mineralien. Finde ich nun einen neuen Stein, den ich in meinem Schrank noch nicht habe; so werde ich ihn nicht in den vierten, sondern in den ersten Kasten werfen, wo die Steine sind. Brauche ich Salpeter; so werde ich nicht zu dem ersten, sondern zum zweyten Kasten gehen, in welchem die Salze sind. Auch begreift ihr leicht, daß der Salzkasten, weil es vielerley Salze giebt, wieder seine besondern und zum allerwenigstens 3 Fächer hat, warum grade 3? müsset ihr nun schon wissen. So gut ich nun vielerley Dinge recht ordentlich und ohne, daß ich sie verwechsle, in einem Schranke aufbewahren kann; eben so gut und leicht kann ich ja die Vorstellungen von diesen Dingen recht ordentlich und ohne sie zu verwechseln in mei-

nem

nem Kopfe aufbewahren, welches um deswillen sehr gut ist, weil ich den Kopf überall, einen solchen Schrank aber nicht überall mit hinnehmen kann. — Habe ich nun gelernt auf Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Dinge acht zu geben; so werde ich immer wissen, wo ich ein neues Ding, das ich kennen lerne, hinzubringen habe, werde es nicht mit einem andern verwechseln. Hier den Tuffstein z. E. Ich werde mir darunter weder ein Salz, noch ein Metall, noch etwas Brennbares denken; sondern ihn für einen Stein, d. h. für eine verhärtete Erde ansehen. Durch Beobachtungen und Nachdenken habe ich 4 Haupterden unterscheiden lernen: 1) die Kieselerde, 2) Kalkerde, 3) Alaun (oder welches fast das nämliche ist Thon) Erde, 5) Bittersalzerde. Aus Kieselerde kann der Tuffstein nicht bestehen; denn er giebt keine Funken, wenn ich mit dem Stahle dran schlage und schneidet nicht in Glas. Aus Kalkerde wol, denn wir bemerkten viele Gehäuse und Deken von Schaalthieren darin, welche aus Kalk bestehen. Aus Thon = oder Alaunerde wieder nicht; dazu sind seine Bestandtheile viel zu grob und großkörnicht. Aus Bittersalzerde wieder, denn ein erfahrner Chimist hat gelehrt, im Tuffstein stäcken Bittersalztheile. Bey der Gelegenheit sehe ich,

daß man die 4 Haupterdarten also nicht immer rein und allein; sondern auch oft zusammengesetzt und vermischt antrift. Ich kann also alle Erden wieder in 2 Hauptklassen eintheilen, in a) reine und b) gemischte. Die 4 reinen kennet ihr, der gemischten sind 3 Arten, nämlich a) zweyartige wie unser Tuffstein, b) dreyartige z. E. der Wetzstein, welcher ausser der Kalk- und Bittersalzerde noch aus Alaunerde bestehet, c) vierartige, wo alle 4 reine Haupterdarten zusammen und untereinander gemischt sind, z. E. die gewöhnliche Feld- und Gartenerde.

Der Tophstein (Tufa, Tophstein, Tuffstein, Dukstein, Cementstein, tophus) ist also aus einer zweyartigen Erde zusammengesetzt, deren Bestandtheile, Kalk und Bittersalz sind. Woraus seine Bestandtheile bestehen, wisset ihr zwar nun; aber von seiner eigentlichen Gestalt habt ihr noch keinen Begriff, welchen euch zu geben mir deswegen schwer fallen wird, weil es 1) überhaupt nicht leicht ist Mineralien so zu beschreiben, daß sich ein andrer einen deutlichen Begriff davon machen könne, wenn er sie nicht in der Natur gesehen hat; und 2) sind der Arten des Tuffsteins so viele, daß meine Beschreibung nur auf einige Arten, auf andre aber nicht passen würde. Ich will euch also die Merk-

male

male wenigstens angeben, die man bey den allermeiſten findet und dann vom Langenſalzer beſonders reden. Sollte ich euch alſo den Stein ganz im Allgemeinen beſchreiben; ſo würde ich euch ſagen, daß es ein Körniger, mehrentheils lockrer Kalkſtein ſey, der ſich gewöhnlich in ganzen Brüchen findet. Meiſtentheils hat Tophſtein das lockere Weſen an ſich, welches ihr der wohl alle ſchon an den Bimſtein werdet bemerkt haben, iſt mürbe, röhricht, durchlöchert und hängt in ſeinen Theilen nicht dicht aneinander. Aber weil man auch, wiewohl ſeltner, Arten antrifft, deren Theile ſehr feſt und ſo dicht zuſammenhängen, daß man ſie beynahe poliren und kaum durch den Hammer zerſchlagen kann; ſo ſagte ich, daß er mehrentheils ein lockrer Kalkſtein ſey. So verſchieden der Zuſammenhang ſeiner Theile iſt, ſo verſchieden ſind auch ſeine Geſtalt und Farben. Man findet runden, kegelförmichten, röhrichten, weiſſen, gelben, grauen und braunen. — Der, welchen wir ſahen, gehörte nicht zu den feſten Arten. Er war mürbe und theils weiß, theils erdfarbig, ſehr durchlöchert oder porös, überall mit kleinen Röhrchen durchlaufen und mit Schalengehäuſen angefüllt. Auſſerdem ſah er wie ein gewöhnlicher Kalkſtein aus. Zuweilen ſoll man auch hier in demſelben Spuren von Blätterabdrücken finden;

so wie man auch häufig in andern Arten mit Steinrinde überzognes Moos, Stroh und Reisig gefunden hat. Aus diesen Dingen, welche man darin antrift, schliesset man, daß der Tuffstein durch's Wasser sich bilden müsse, und zwar auf die Art etwa:

Wo eine Quelle fließet, die viele Kalktheilchen bey sich hat; da bleiben diese während dem Fortlaufe nach und nach wegen ihrer Schwere zurück, setzen sich an und verhärten endlich in die Länge zu einer Steinrinde. So setzt eine Quelle in den Radstuben der Mühlen zu Oberweimar so vielen Tuffstein an, daß ihn die Müller oft in großen Stücken losbrechen können. An einer Radwelle, die erst vor zwey Jahren neu gelegt war, hatte sich die Tuffsteinrinde schon einen Zoll hoch angesetzt. Eben so senken sich auch in stehenden Wassern die Kalktheile zu Boden, setzen sich an die Inn- und Aussenseiten des Schilfs und der Schneckengehäuse an und verhärten in die Länge der Zeit. Die Pflanzentheile verfaulen zwar, wo woher das Löcherichte und Poröse im Tuffstein zu erklären ist, lassen aber in der Form und Figur, welche der Tuffstein, da er noch weich war, durch sie erhielt, Spuren genug ihres ehemaligen Daseyns zurück. Wenn ihr euch von der Möglichkeit dieser Verwandlung des Wassers in Stein, oder

um

um deutlicher zu reden, von der Verhärtung der im Waſſer befindlichen erdigten Theile überzeugen wollt; ſo unterſucht einmal Keſſel in denen gekocht wird. Ueberall wo viel Kalkwaſſer iſt, werdet ihr das Innere der Keſſel mit einer Rinde überzogen finden, welches wahre Tophe iſt. Man kann daher ziemlich ſicher muthmaßen, daß da, wo man jetzt Tophſteinbrüche antrifft, ehedem ſtehende Waſſer geweſen ſeyn müſſen, die nach und nach ausgetrocknet ſind. Aber man findet auch noch häufig Tuffſtein im Waſſer. Solche Waſſer, die viel Tuffſteintheile in ſich enthalten, bekommen dadurch die Eigenſchaft, daß ſie Körper über und über mit einer Steinrinde überziehen, welches man incruſtiren nennt, von cruſta die Rinde. Solch ein Waſſer findet ſich z. B. im Carlsbade bey Eger in Böhmen.

Als Kalkſtein kann ſchon an ſich der Tuffſtein gut zum Bauen gebraucht werden. Man braucht ihn aber noch lieber als jenen, weil er immer feſter wird und die Näſſe nicht durchläſſet. In Holland, das beynahe über die Hälfte von der Nordſee eingeſchloſſen und ganz mit Waſſerkanälen durchſchnitten iſt, wird er ein beſondres Bedürfniß. Man pulveriſirt den Tuffſtein, vermiſcht ihn mit lebendigem Kalk und mauert mit dieſer Maſſe und zweymal

mal gebrannten Ziegelsteinen die Keller aus, welches sie hinlänglich gegen das Eindringen des Wassers verwahrt.

Hier bey diesem Steinbruch sahen wir die Tuffsteine mit vieler Sorgfalt übereinandergelegt, weil sie ebenfalls zum Bauen bestimmt waren.

Nutzen der gymnastischen Uebungen — Oelmühle — Glättmaschine.

Gar nicht weit von diesem Steinbruch war für uns wieder ganz etwas Neues, wovon wir uns schlechterdings keine Vorstellung zu machen wusten — eine Glättmaschine, die in einer Oelmühle angebracht war. Aber ein Bach schnitt den graden Weg dahin ab. Das nöthigte unsern lieben Führer den Herrn Magister einen grosen Umweg zu nehmen, der an ein bequemes Brückchen führete. Wir waren im Begriff ihm nachzufolgen; aber da spähete Wenzel den Schleusenbalken aus, der kaum unter dem Wasser hervorragte, rief: „eine Gymnastik! eine Gymnastik!“ marschirte drüber hin ans jenseitige Ufer — die andern alle hinterdrein — und wir musten wohl die Gymnastik mitmachen,

machen, wenn wir bey unſern lieben Kleinen bleiben wollten. Nach einer ziemlichen Weile kam erſt der Herr Magiſter zu uns und — ſchalt gar nicht über unſre Kühnheit oder brodloſe Künſte, ſondern prieß uns vielmehr glücklich, daß wir unſre Kräfte übten, geſchickter brauchen lernten und dadurch es in weniger Zeit viel weiter gebracht hätten, als er in vielen Jahren. Er würde nie auf dieſe Art und in ſo kurzer Zeit über's Waſſer haben kommen können, weil man zu ſeiner Jugendzeit ſich gar nicht um den Körper und deſſen Kräfte, ſondern blos um die Seele und hauptſächlich um das Gedächtnißvermögen der Kinder bekümmert hätte. Er ſagte nun noch während wir fortgiengen, ſo viel Schönes über den rechten Gebrauch der körperlichen Kräfte, daß unſre Kinder recht erbaut wurden und wieder einmal das Vorzügliche ihrer Schnepfenthaler Erziehung fühlten, wohin denn auch die Uebungen gehörten, auf einen erhöheten, langen, ſchmalen, ſchwankenden Balken mit Sicherheit, Feſtigkeit und ohne Furcht gehen zu lernen.

Mitlerweile waren wir zur Oelmühle gekommen. Ob es eine unter- oder oberſchlächtige war kann ich mich doch wirklich nicht mehr genau entſinnen. Genug das Waſſer griff hier, wie bey

den gewöhnlichen Wassermühlen in die Schaufeln des Wasserrades und drehte es herum. Die durchs Wasserrad gehende große Welle, welche aussen nur sehr wenig, innerhalb der Mühle aber gröstentheils völlig sichtbar war, ward mit dem Wasserrade zugleich herum bewegt. Diese beständige Bewegung der Radwelle, welche durchs Wasser verursacht wurde, wäre nun schon zu der Absicht hinreichend gewesen, die man durch eine Oelmühle erreichen will. Denn diese ist keine andre, als den Flachssaamen oder Lein (S. B. II. dieser Reisebeschreib. p. 103. und 151.) so stark zu pressen, bis das darinn befindliche Oel herausfliesse. — Es gieng wol mit dieser Radwelle schon, aber langsam. Die an der Radwelle angebrachten Tangenten brauchten eine ziemliche Zeit ehe sie den Schlägel faßten, und in die Höhe hoben, damit er durch seine eigne Schwere wieder herabfiele und den Leim preßte. Daher ward das Vorgelege erfunden, wozu ein Stirnrad gehört, das vorn an der Radwelle befestigt ist, vermittelst eines eignen Getriebes in die Tangentenwelle eingreift und so bewirkt, daß sich diese Tangentenwelle noch einmal so geschwind, und nach Beschaffenheit der Einrichtung wohl noch geschwinder herum drehet, als die träge Radwelle. Diese Tangenten-

oder

oder Daumenwelle hebt nun mit ihren Daumen, Tangenten oder Hebarmen ebenfalls, aber nur weit geschwinder die Stampfer in die Höhe, die nun auch geschwinder, folglich mit doppelter Kraft in den Grubenstock zurückfallen, da den in den Vertiefungen befindlichen Leim zermalmen und so zur eigentlichen Pressung vorbereiten. Ist dies geschehen; so wird der Leim in einen Kessel oder auf einer eisernen Platte einige Augenblicke über's Feuer gebracht, damit ihn die Hitze, durch ihre ausdehnende Kraft, noch geschickter mache, das Oel fahren zu lassen. Hierauf schlägt man ihn, noch warm in ein härenes Tuch, legt ihn in einen blechernen Durschlag und steckt ihn so in ein neben der großen Radwelle befindliches, viereckigtes Loch, das unten mit Oefnungen versehen ist. Im Loche selbst oben ist nun noch ein kleiner Raum übrig, welcher durch die Spitze des Preßkeils ausgefüllt wird, den man hinein steckt. Sodann wird der Schläger losgehängt — die Radwelle hebt ihn mit den Tangenten — er fällt mit seiner ganzen Last auf den Preßkeil herab, treibt diesen tiefer — und nach einigen Stößen siehet man das Oel hers ausquillen, das nun herausgepreßt, oder eigentlicher, geschlagen worden ist.

Was sagt ihr meine lieben jungen Freunde, zu dieser Beschreibung? Sie ist euch unverständlich, sie ist grade da, wo ihr die deutlichste Erklärung erwartet, in Ausdrücken abgefaßt, die gewiß die meisten von euch noch nie gehört haben, und die euch also nothwendig eine dunkle Sache noch dunkler machen müssen. Aber es kostet euch nur einige Worte; so wird euch meine Beschreibung verständlich und von der Sache selbst nach allen ihren Eigenthümlichkeiten, die denn auch ihre besondern Namen haben, eure Vorstellung Licht und klar werden. Ich habe das Meinige gethan, thut nun auch das Eurige. Es wird kein einziger unter euch seyn, der nicht wenigstens einen Freund hätte, welcher ihn in eine Oelmühle führte, und die Sachen kennen lehrte, deren Namen ich hier nur angeführt habe. Diesen bittet nur, und euch wird geholfen werden! Meine Beschreibung ist euch nützlich genug gewesen, wenn sie euch veranlaßt hat, die Sache selbst kennen zu lernen, um nicht immer aus Büchern, sondern aus eigner Erfahrung von etwas Nützlichem reden zu können — wenn sie euch ein Bischen auf die Spur geholfen hat, wonach ihr wohl in einer Oelmühle fragen und euch umsehen müsset — wenn sie euch behülflich gewesen ist, die Ordnung der Theile, aus welchen

chen die Maschine zusammengesetzt ist, recht einsehen zu können, ohne eure Begriffe zu verwirren.

Wozu den Kindern ein Laufband, die selbst gehen können? Wozu euch, eine weitläuftige Beschreibung einer Oelmühle, die mir gewiß einige Bogen weggenommen haben würde, da ja in jeder deutschen Provinz, wo der Flachsbau nur etwas stark getrieben wird, eine Oelmühle gar nichts seltenes ist? wenigstens lange nicht so selten als eine Stättmaschine, deren Einrichtung eben deswegen hier sehr geheim gehalten wurde, weil sie nicht sehr gemein ist. Was wir davon zu sehen bekamen, will ich euch mittheilen.

Dicht neben der Radstube traten wir in eine Kammer, worinn sich ein einziger Mensch blos damit beschäftigte, einer eisernen Stange die perpendikular (ob euch der Perpendikul an der Uhr wohl nicht schon drauf bringe, was dieser Ausdruck heissen möge?) von der Decke in der Mitte des Gemachs herabhieng, einen Bogen nach dem andern unterzuschieben. Diese perpendikulare eiserne Stange war an einer andern horizontalen oben befestigt, die an der Decke weg, durch die Mauer in die Radstube fortlief. Diese Stange bewegte sich dem Anscheine nach von selbst regelmässig vorwärts und

wieder

wieder zurück und mit ihr zugleich die Perpendikularstange. Letztere streifte allemal über den untergelegten Bogen der Länge lang, mit solchem gewaltigen Druck hin, daß auf dem ganz rauhen Bogen eine glänzende völlig glatte Spur zurückblieb. Der Mann schob nun den Bogen weiter und so entstand dicht neben dem glatten Streif ein zweyter und so fort, bis der ganze Bogen geglättet war. Dann ward wieder ein neuer untergeschoben u. s. w. Der Vortheil einer jeden Maschine, in der nämlichen Zeit mit viel größerer Geschwindigkeit weit mehr zu leisten, als viele Menschen, welche doch am Ende ermüden würden, war auch hier begreiflich. Viele Menschen würden weit mehr Zeit gebraucht haben, um vermittelst des Glättsteins und ihrer Hände so viele Bogen zu glätten, oder (wie man eigentlich sagt) so viele Preßspäne zu bereiten, als hier ein einziger Mann vermittelst dieser Maschine in einem einzigen Tage lieferte. — Ob uns nun gleich der eigentliche Zusammenhang nicht gewiesen wurde, vermittelst welches dem Eisen die Kraft mitgetheilt wurde, die Preßspäne glatt zu reiben; so ließ sich doch aus der regelmäßigen Bewegung, aus der Verbindung des Eisens mit der Radstube und aus dem Umstande, daß der Besitzer dieser Glättmaschine blos deswegen

gen die Oelmühle gekauft habe, um diese Maschine anlegen zu können, so viel schließen, daß die Kraft der Bewegung den eisernen Stangen von der Radwelle mitgetheilt werden müsse, welche vom Druck des Wassers beständig herumgedrehet wird.

„Und der Nutzen, der Gebrauch dieser Preßspäne?“

Nur eine kleine Geduld! Wir werden bald mit der Verfertigung einer gewissen Sache bekannt gemacht werden, die von diesen Preßspänen größtentheils ihre Schönheit erhält. Indessen, bis wir zur Stadt kommen, denkt selbst nach! Wir stießen bey unserm diesmaligen Spatziergange wieder auf die Trümmer einer Waidmühle und lernten weiterhin etwas noch nicht Gesehenes, kennen — eine Schiebekarre mit 2 Rädern.

Aberglauben.

Einsame Ruinen verschaffen dem nachdenkenden Forscher ihrer Geschichte, oft mehr Unterhaltung, als die neuesten Palläste, in welchen der Reichthum alles in beständiger Bewegung erhält.

Alle

Alle Kunstliebhaber versichern uns das, wenn sie aus Italien wiederkommen, einem Lande, wo in den vorigen Jahrhunderten, die grösten Meisterstücke der Malerey Bildhauerey und Baukunst hervorgebracht wurden. Ein geschmackvoller Reisender verweilt dort weit lieber bey den alten Trümmern eingefallner Tempel, Thriumphbogen und Säulen, als in den unversehrten, geschmückten Palästen der römischen Fürsten; und das aus dem nämlichen Grunde, warum ein junger Mensch, der sich im Zeichnen üben wollte, lieber das Zeichenstück seines Meisters, wenn es auch halb beschädigt wäre, als ein buntfarbigtes Stück seines Mitschülers, wenn es auch noch ganz, und im schönsten vergoldeten Rahmen eingefaßt wäre, nachzeichnen würde. Ich weiß nicht, ob es Nachahmungssucht, oder Reisestolz, oder eine gewisse Hofnung war, durch Aufmerksamkeit vielleicht doch wohl da noch etwas Merkwürdiges zu entdecken, wo niemand dergleichen vermuthete; — genug wir waren auf alle Denkmäler und Ueberbleibsel der vorigen Zeiten sehr aufmerksam. Und wenn wir gleich eben kein vorzügliches Kunstwerk fanden, wobey unser Geschmack hätte gewinnen können; so gieng doch unser Herz und Verstand nicht leer aus.

Da sahen wir vor der Stadt einen grünen Platz mit einer Mauer umgeben, der uns eine merkwürdige Lektion über den Aberglauben gab. Die Mauer war noch das Ueberbleibsel einer ehemaligen, sogenannten, Lieben Frauenkirche, die hier gestanden hatte. Da nun alles hier nach Luthers Zeiten die päbstlichen Lehren verließ und sogar Höpfner der letzte Abt des bey der Stadt gelegnen Klosters Homburg Bürgermeister zu Langensalza ward; so mochte auch wohl diese Kirche (die dem Namen nachzuschließen der Jungfrau Maria geheiligt und vermuthlich den Mönchen zugehörig war) eingegangen seyn. Unter den gemeinen Leuten glauben nun hier noch manche, daß die Mönche, ehe sie die Kirche geräumt, ihre Schätze unter derselben vergraben, und bestätigen diese Meynung noch durch ein andres Mährchen, daß nämlich nach Verlauf einer gewissen Zeit, sich ein Mönch, aus Italien sehen lasse, welcher die Stellen besichtige und gewisse Zeichen untersuche, an denen er sehen könne, ob die Schätze noch unversehrt da lägen. Der gemeine Mann, der in den gewöhnlichen Schulen nicht unterscheiden, prüfen und das Wahre vom Falschen absondern lernt, glaubt solche Dinge leicht, und am allerleichtesten, wenn sie etwas andächtig klingen, wenn in den Erzäh-

lungen von Kirchen und Mönchen vorkömmt. — Dazu kommt noch ein gewisser Wahn, in welchem so manche unerfahrne und schlecht unterrichtete Leute stehen, daß nämlich viel Geld und große Reichthümer den glücklichen Mann in der Welt machten — und nun entstehen aus jenem Aberglauben und diesem Irrthum allerley thörichte Einfälle, eitle Wünsche und schädliche Begierden. — So hat man auf diesem Platze in der Nacht schon oft Leute bemerkt, und nachher Spuren von vorgehabter Schatzgräberey entdeckt. Die armen Leute, die noch nicht einmal wusten, daß Gesundheit viel was Köstlicheres als Reichthum sey, und daß der gesunde Mensch auch vermögend sey, sich so viel zu erwerben, als er braucht! Und ist der nicht reich genug, der das hat was er braucht! Lernt, meine Lieben, in eurer Jugend eure Kräfte brauchen, üben und bilden, dann habt ihr den gröſten Schatz in euch selbst, den euch kein Sterblicher weggraben kann, da hingegen ergrabne Schätze (die man ohnedem äußerst selten findet) durch tausend Zufälle in einem Augenblicke zerstört werden können.

Je häufiger man jetzt sogar von erwachsenen und sonst verständigen Leuten hört, daß sie sich vom Aberglauben bethören und durch zu große Leichtgläubigkeit an wunderbarscheinende Dinge betrügen

und

und blenden lassen; desto ernstlicher wünsche ich, daß man von euch, wenn ihr einst Männer seyn werdet, dergleichen nicht sagen möchte. Höret, aber glaubt nicht alles. Es gehet in der Welt alles hübsch natürlich zu, das heißt: alles hat seinen guten Grund, Ursache und Zusammenhang. Wenn man uns daher Dinge aufschwatzen will, in denen gar kein Zusammenhang, vielmehr Widerspruch und Ungereimtheit vorkommt; so ist zweifeln besser, als blind glauben. Jedem Knaben, jedem Jüngling, der sich anständig und bescheiden auszudrücken wüßte, würde ich in solchen Fällen noch rathen, seine Zweifel behutsam vorzutragen, und auf eine nicht beleidigende Weise Einwendungen zu machen. Das würde das Mittel seyn, der Wahrheit näher zu kommen und den Fehler der Leichtgläubigkeit zu vermeiden.

Hört hier eine Geschichte, die sich erst kürzlich in einem katholischen Fürstenthum zutrug, meines Wissens noch nirgends bekannt ward, und die schlimmen Folgen des Aberglaubens recht deutlich zeigt:

Vor kurzem kam ein Mann ins Land, gab sich für einen Heiligen aus und nannte sich Konrad. Er wußte die Leute durch allerhand Künste, Betrügereien, Versprechungen, durch Vorzeigung ei-

nes sogenannten Erdspiegels (in dem sie alle Schätze der Welt, und selbst den Himmel mit seiner ganzen Herrlichkeit sehen sollten,) so zu bethören, daß sie über der Begierde, die reichsten und glücklichsten Menschen der Erde zu werden, Ruhe, Zufriedenheit und Vermögen verloren. — Er errichtete ganz insgeheim eine Gesellschaft, mit welcher sich alle solche Leute verbanden und die er die heilige Konradsgesellschaft nannte. Er bekam so viel Zulauf, daß sich seine Gesellschaft den ganzen Rhein hinunter bis Mainz ausbreitete und im Hauptort des Landes wol allein auf 3—400 Mitglieder betief. Jeder Thor, der zu dieser Gesellschaft trat, mußte nach seinen Vermögensumständen eine gewisse Summe Geld geben. Der geringste Beytrag war 5, der höchste 30 Gulden. Dann ward ihm ein Buch vorgelegt, welches das Ordensbuch genannt wurde, in das er sich einschrieb und ewige Verschwiegenheit gelobte. Wenn's dem heiligen Konrad einfiel, mußten die Mitglieder mit ausgespannten Armen, betend, unter freyem Himmel knien, durften ganzer 14 Tage keinen warmen Bissen essen, und der Himmel weiß! was sonst noch thun. Um die Leute in ihrer Leichtgläubigkeit zu erhalten, gab er wirklich manchmal dem Betenden die Summe Geldes, um die er flehte, hatte aber

aber allemal vorher einen andern durch List darum gebracht. So schwatzte er dem einen vor, er hätte seine Aeltern im Fegefeuer gesehen, (nach der Lehre der Katholicken ein Ort der Strafe und Quaal, wohin die Verstorbenen kommen) zeigt ihm auch in seinem Spiegel, wirklich zwey menschliche Figuren, die die Arme nach ihm ausstrecken. Der Mann geräth über diesen Anblick in Angst, fragt was zu thun sey, um seine armen Aeltern zu erlösen. Konrad fordert ihm 25 Gulden ab, um dafür zum Besten der Verstorbenen, Messe zu lesen *), und erhält sie. — Einem andern, von dem er wußte, daß er 80 Thaler liegen hatte, sagt er, er wollte machen, daß er auf dem Abend noch 80 Thaler dazu erhielte, wenn er mit ihm betete. Der Bauer, der wol nie dran gedacht hatte, was beten eigentlich heiße, wie und warum man beten müsse, fängt von Herzen an zu beten und findet wirklich gegen Abend, da ihm Konrad erlaubt, nach seinem Gelde zu sehen, die Summe doppelt. Nun glaubt er

*) Messe lesen ist eine gottesdienstliche Handlung der Katholicken, von der sich aber durch eine kurze Beschreibung kein deutlicher Begriff machen läßt. Denkt euch einstweilen dabey dies: Konrad habe für die Erlösung der Seelen im Fegefeuer beten wollen.

steif und fest an die Wunderkraft des heiligen Konrads. Diesen Aberglauben macht sich der Betrüger zu Nutze, und versichert ihn, wenn er sein Gebet die ganze Nacht fortsetzte; so würde er sein Geld am Morgen vierfach vermehrt finden. Voller Freuden fängt der Bauer wieder an zu beten. Da ihn aber Fasten und eifriges Beten am Tage schon abgemattet hatten; so schläft er über dem Beten ein. Hierauf wartete nur Konrad, nahm die 160 Thaler und machte sich fort.

Dergleichen Streiche übte er unzählige aus, und doch blieben sie lange verschwiegen. Endlich ward das Gerede davon zu laut und kam einem Geistlichen zu Ohren. Dieser läßt seine Beichtkinder, die zur Gesellschaft gehörten, zu sich kommen, fragt sie aus, und verspricht zu ihrem Orden zu treten, wenn sie ihm das Buch zum Einschreiben verschafften. Das Buch wurde gebracht und überzeugte den rechtschaffnen Geistlichen vollends von den Betrügereien des Konrads und dem Aberglauben der Betrognen. Er überreichte es der Landesregierung. Diese ließ alle, deren Namen im Buche standen, vorfordern und ihnen eine große Tafel anhängen, worauf stand: Strafe des Aberglaubens! Mit dieser Tafel behangen und in den Händen zwey schwarze, brennende Kerzen haltend, mußten

mußten sie in der Kirche zum Beyspiel und Warnung andrer öffentlich hintreten. — Weil man fand, daß nicht nur gemeine Leute, sondern viele Vornehme und Geistliche zu diesem Orden getreten waren, verfuhr man mit der ganzen Gesellschaft gelinde, schonend und suchte die Sache zu unterdrükken. Nur ein gewisser Advokat, der mit Konrad den Briefwechsel für die ganze Gesellschaft führte, ward auf die Hauptwache, und auf Konrads Auslieferung ein ansehnlicher Preiß gesetzt.

Denkt fleißig an den heiligen Konrad und glaubt nicht alles, was die Leute sagen. Viele Leute erzählen Mährchen, ohne daß sie damit betrügen wollen, wie Konrad; aber sie sind betrogen worden und erzählen leichtgläubig genug nach, was man ihnen vorschwatzt. Indessen muß doch wol ein junger Mensch, der schon solche Bücher, wie diese Reisebeschreibungen lieset, ohngefähr merken können, ob man ihm Wahrheit oder Mährchen vorsagt.

Ein Kapitel zu einer Kindergeographie.

Zur Abwechselung meine lieben jungen Leser, wollen wir uns einmal vorstellen, ihr wäret meine Schüler und ich euer geographischer Lehrer, die Stadt Langensalza wäre der Gegenstand unsrer heutigen Lektion; so würde ich euch etwa so unterhalten:

Langensalza ist eine thüringische Stadt, die so etwa zwischen Mühlhausen, Eisenach, Gotha und Erfurt mitten inne liegt. Ihr wisset daß sich mehrere Herren in Thüringen theilen, und dessen Städte also auch verschiedne Besitzer haben. Eisenach z. B. gehört dem Herzog von Weimar, Gotha dem Herzog von Gotha, Erfurt dem Churfürsten von Maynz und Langensalza dem Churfürsten von Sachsen. — Ein großer bekannter Fluß zeichnet die Lage der Stadt nicht aus, nur ein kleines Wässerchen, die Salze, fließet dran weg. — Einen merkwürdigen Berg in der Nähe wüßte ich nicht; aber eine Anhöhe vor der Stadt ward 1761 mit Menschenblut gedüngt. Die Preußen, Hannoveraner und Hessen schlugen sich hier mit den Sachsen und siegten. Auf einer andern Anhöhe stand ehedem

das

das Kloſter Homburg, welches Kaiſer Karl der Groſſe im Jahre 772 ſtiftete. Daß die Mönche wol ſo einſam und heilig nicht lebten, als ſie der Welt immer glauben machen wollten — daß ſie wohl etwas mehr thaten, als beten und ſingen, beweiſen die Spuren eines unterirrdiſchen Ganges, der von dieſem Kloſter zur Stadt führen ſoll. — Wenn nun gleich hier weder Bergwerke noch Schiffahrt ſind; ſo bauen dafür die Einwohner ihre Aekker und Wieſen und können ſich hinreichend nähren. Der Boden iſt fruchtbar und liefert ihnen reichlich Gemüſe und weit mehr Getraide als ſie brauchen; die guten Wieſen geben hinlängliches Viehfutter, ſo iſt denn auch für Milch, Butter, Käſe und Fleiſch geſorgt. — Außer den gewöhnlichen Ständen und Profeſſioniſten, die ſich durch ihre überall bekannten Geſchäfte das Nöthige erwerben, findet man hier einen großen Theil der Einwohner damit beſchäftigt, Tücher und alle Arten von Zeuge zu verfertigen, wovon aber im Orte ſelbſt beynahe gar nichts abgeſetzt, ſondern das Meiſte auswärts, beſonders auf den Handelsmeſſen zu Leipzig, Frankfurt und Braunſchweig verkauft und zu Gelde gemacht wird. Auf die Weiſe könnt ihr ſchon ſelbſt begreifen, daß es um den Nahrungsſtand dieſes Orts gut ſtehen müſſe, da ſie die er-

sten und nöthigsten Lebensbedürfnisse sich selbst auf eignem Boden bauen und noch obendrein durch den Fleiß ihrer Hände Geld zu verdienen wissen. — Indessen gehet für zwey Artickel wieder Geld auswärts, nach Bamberg und Artern. — Aus dem Bambergschen, das wegen seiner vorzüglichen Viehzucht bekannt genug ist, lassen sich die hiesigen Seifensieder ihr Talg kommen, und aus der Gräflich-Mannsfeldischen Stadt Artern, die auch dem Churfürsten von Sachsen gehört und besonders wegen des dortigen, großen Salzwerks bekannt ist, müssen die Langensalzer auf Churfürstlichen Befehl eine gewisse Portion Salz nehmen, wenn sie gleich anderswo z. B. in Kreutzburg, Salzungen oder Schmalkalden besseres und wohlfeileres Salz bekommen könnten, damit es dem dortigen Salzwerk nicht an Absatz und folglich der churfürstlichen Kasse nicht an nöthiger Einnahme fehle.

Das Aeussere der Stadt selbst ist eben nicht vortheilhaft und kann es schwerlich seyn, weil der Ort zu alt ist. Der gewöhnliche Graben und eine Mauer mit kleinen Thürmen laufen um die Stadt, die sich weder durch einen großen Umfang, noch durch breite, gut gepflasterte Straßen, vorzügliche

liche Gebäude oder dergleichen auszeichnet. Das Rathhaus ist unter den öffentlichen Gebäuden noch am besten gebauet. Wenn das auch dem Fremden beym ersten Eintritt in die Stadt nicht behagen sollte; so befinden sich doch gewiß die Einwohner sehr wohl dabey. Sie haben durch Kriege viel gelitten und sich in Schulden gesteckt. Wie kluge und treue Haushälter haben sie sich erst bemühet durch Sparsamkeit und häusliche Lebensart diese abzutragen, und jetzt ist man auch darauf bedacht, die Stadt zu verbessern, und fängt mit dem Strassenpflaster, als dem Nöthigsten an.

Eine große Stadt, die doch wenigstens eine Meile in Umfange haben muß, dürft ihr euch eben unter **Langensalza** nicht denken, indem man sie füglich in 3/4 Stunden umgehen kann, und nicht viel über 7000 Menschen hier wohnen. Vor 10 Jahren waren hier wohl 200 Menschen weniger, weil ansteckende Krankheiten, faule Fieber, Blattern, Masern, Keuchhusten, Theurung und allzuschlechte Kost die Sterblichkeit sehr befördert und folglich die Menschenzahl sehr vermindert hatten.

Wundern würdet ihr euch, wenn ihr einmal hinkämet, eine Judenstraße und doch keinen einzigen Juden da zu finden. Ehedem wurden sie hier

geduld

geduldet, aber, wie aus mehreren Orten, deswegen vertrieben, weil man ihnen eine Brunnenvergiftung Schuld gab. Nicht wahr, Hinz, wenn dich der Stolz übernimmt, daß du grade und dein bucklichter Nachbar Kunz krumm gewachsen ist; so machst du dich über ihn lustig und spottest seiner. Da weicht denn die Güte von deinem Herzen, du fängst gar an ihn zu hassen und möchtest ihn auch wohl verfolgen, wenn du nur einen Vorwand hättest. O der findet sich dann leicht, darfst auch nur sagen: er hätte die Brunnen vergiftet.

Juden sind denn also hier nicht, aber dafür etwas, was ihr nirgends weiter in Deutschland, als in den beyden Reichsstädten Nürnberg und Hamburg findet. Auf so etwas dächte ich, müßtet ihr schon aufmerksam werden, und wärt ihr's etwa noch nicht; so bitte ich euch sogleich, alle eure Achtsamkeit zusammen zu nehmen, denn es kömmt ein neuer Begriff dabey vor, und da giebt's wie ihr wisset, immer viel zu erklären. Diese Merkwürdigkeit ist — eine privilegirte Seidenwirkerzunft. Den Seidenwirker kennt ihr aus der Technologie, aber von einer Zunft habt ihr keine Vorstellung. So hört:

Eine Zunft, Innung, auch Gilde genannt, ist eine Verbindung, welche Kaufleute oder gewis-

gewisse Handwerker unter sich schließen, daß sie allein und niemand anders gewisse Produkte verarbeiten, gewisse Dinge verfertigen — daß sie allein und niemand anders gewisse Waaren und Arbeiten an Fremde verkaufen soll. Wenn also in Langensalza jemand noch so geschickt seidene Zeuge zu weben wüste, und er gehörte nicht zur verbundnen Gesellschaft der dortigen Seidenwirkerzunft; so dürfte er nicht das Mindeste aus Seide verarbeiten. Dieses Vorrecht, welches die Zunftgesellschaft vor andern voraus hat, heißt ein Privilegium, welches ihr der Landesherr ertheilt. Solche Zünfte geben sich ihre eigne Einrichtung und Gesetze, die bey den meisten Zünften sehr alt, und noch bis jetzt gültig sind. Die ganze Zunft z E. hat einen Kasten, in welchem die Papiere, Briefe, Meisterstücke und Gelder der Gesellschaft verwahret werden. Dieser Kasten heisset die Zunftlade. Diese hat gewöhnlich der jedesmalige Zunftmeister im Hause. Den Zunftmeister wählen die Meister allemal unter sich. Er hat auf die Erhaltung, Ordnung und Rechte der Gesellschaft zu sehen. Was ein Meister ist, wisset ihr wol alle, die ihr von Meister Schuster, Meister Schneider u. s. w. habt reden hören. Das Wort Meister ist ein Ehrentitel, der anzeigt, daß ein Mann nun sein Handwerk

werk hinlänglich erlernt hat, um sich mit seinen Arbeiten selbst ernähren zu können, indem er die Freyheit hat, jetzt seine Arbeit zu verkaufen, da er hingegen als Geselle, nicht für sich selbst, sondern für einen Meister arbeiten mußte, wo er auch nicht die Freyheit hatte, zu machen, was er wollte, sondern was ihm sein Meister aufgab. Will der Geselle Meister werden; so muß er unter andern, der Zunft Attestate seines Fleißes und Wohlverhaltens, von den Meistern, bey denen er gelernt und bisher gearbeitet hat, beybringen, — hat ein Meisterstück zu verfertigen, wobey er Fleiß und Geschicklichkeit anwendet, daß es recht gut ausfalle, denn nachher beschauen es die Meister und wenn grobe Fehler dran sind, läßt man ihn nicht zu — muß auch für das Meisterrecht, welches ihm ertheilt wird, ein Gewisses an Geld in die Zunftlade erlegen. Der Gesellenstand selbst folgt, wenn man Lehrjunge gewesen. Lehrjunge kann jeder werden, der, gewöhnlich im 14ten Jahre, aus der Schule entlassen wird und nun Lust zu irgend einem Handwerk hat. Er kömmt zu irgend einem Meister, bey dem er arbeitet und allen nöthigen Unterricht im Handwerk empfängt. Diese Lehrzeit dauert einige Jahre, während welchen, der Lehrbursche nichts verdienet, sondern dem Meister alles umsonst

sonst arbeiten, auch wol noch Lehrgeld dazu geben muß. Ist aber seine Lehrzeit aus, die bey jeder Zunft bestimmt ist; so erhält er einen sogenannten Lehrbrief, worinn ihm über sein Verhalten ein Zeugniß und Empfelung zu weitern Fortkommen gegeben wird. Hiermit versehen, macht er sich auf die Wanderschaft, und sucht anderwärts, in fremden Orten als Geselle unterzukommen. Der Hauptzweck dieser Wanderschaft, die auch wieder ihre bestimmte Zeit hat, ist, daß der junge Bursche sich auswärts mehrere Kenntnisse und Geschicklichkeiten in seinem Handwerke erwerben soll, dadurch, daß er vielerley Neues siehet und nachzulernen und zu verfertigen sucht, wozu er zu Hause keine Gelegenheit hatte. Als Geselle bekömmt er nun von seinem neuen Meister, einen gewissen Wochenlohn, hat auch Vorzüge vor den Lehrjungen, die etwa bey dem nämlichen Meister sich auch befinden. —

Das wäre so etwa die Hauptsache bey der Zunfteinrichtung. Ausserdem sind nun bey allen diesen Vorfällen noch mancherley Gebräuche üblich, die aber zum Theil albern, zum Theil schädlich, zum Theil aber auch in mehrern Ländern abgeschaft sind, von denen ich ohnedem, der Weitläuftigkeit wegen, nichts weiter sagen darf. Nur das merke noch,

noch, daß eine solche Zunft, diejenigen, die sich nicht zu ihr bekennen oder ihrer Einrichtung unterworfen haben, aber doch Arbeiten zum Verkauf verfertigen, Pfuscher nennen, strafen und nicht dulden.

Von allen häufigen und nöthigen Handthierungen trefft ihr in jeder Stadt Zünfte oder Innungen an; das Seidenweben aber muß, wie ihr hieraus schließen könnet, weder in Deutschland gemein, noch zu den unentbehrlichsten Geschäften gehören, da in ganz Deutschland nicht mehr als 3 Seidenwirkerzünfte existiren, wie mir der Eigenthümer der Laugensalzer Manufaktur selbst versichert hat. In der That bekommen wir unsere Seidenzeuge fast alle aus Italien und Frankreich, wo gegen der vielen Maulbeerbäume, der Seidenbau im größten Flor ist. Nur seit einigen Jahren hat man auch in Deutschland ernstlich angefangen, sich auf den Seidenbau zu legen. Vorzüglich sind hierzu in den preußischen Landen die wirksamsten Anstalten getroffen worden.

Mit den hiesigen Seiden- und Wollenmanufakturen sind zwey andre Beschäftigungen verbunden, die viele Personen hier in Arbeit und Nahrung setzen, spinnen und färben.

Wer

Wer den Tag über gearbeitet hat, wünscht des Abends eine Zerstreuung, eine Erholung; dazu ist denn nichts dienlicher, als eine schickliche Gesellschaft. Aber soll man sich eine einladen; so würde, nach den, bey uns eingeführten Gebräuchen, die Bewirthung weit mehr kosten, als den ganzen Tag verdient worden; und soll man andre besuchen, so verursacht man diesen die nämlichen Unkosten. Dazu kommen noch andre Umstände: oft finde ich andere nicht zu Hause, oft in sehr wichtigen, unaufschieblichen Geschäften, wo ich eine unangenehme Störung veranlasse, — oft wird gebauet, hat man Kranke im Hause u. s. w. Um nun diesen Uebeln, die sehr oft das Vergnügen der gesellschaftlichen Unterhaltung aufhalten, und unangenehm stören, abzuhelfen, hat man in vielen Städten sogenannte öffentliche Häuser. In diesen stehen möblirte Zimmer, nebst Feuer, Licht und Bedienung zu allen Zeiten, jeder gesitteten Person offen. Man kömmt und gehet, wenn's einem gefällt, braucht keine Complimente, keine Cerimonien zu machen, findet beständig Unterhaltung, spielet, lieset, spricht, erzählet selbst, hört zu, und vertreibt sich die Zeit so gut man kann und will. Will man essen oder trinken; so fordert man so viel, als man glaubt bezahlen zu können.

— Von diesen öffentlichen Häusern sind die sogenannten Klubbs unterschieden. Diese haben den nämlichen Zweck der gesellschaftlichen Unterhaltung, nur mit dem Unterschiede, daß hier eine geschloßne Gesellschaft zusammentritt, und solche Zimmer hält, zu denen Niemand Zutritt hat, der nicht zur Gesellschaft gehört. Für die Unkosten zur Miethung der Zimmer und Unterhaltung des Feuers und Lichts, auch Anschaffung nützlicher und angenehmer Lesesschriften, werden von den Mitgliedern der Gesellschaft jährlich oder monatlich, gewisse bestimmte Beyträge an Geld gegeben. Da kann dann oft ein solches Mitglied für das nämliche Geld, welches ihm vielleicht die Bewirthung einer Gesellschaft an einem einzigen Abend gekostet hätte, das ganze Jahr hindurch, alle Tage Gesellschaft und Unterhaltung haben. — Solche Anstalten sind immer ein Beweis von der Klugheit der Einwohner und ihrer Liebe zur Geselligkeit. — Eine gleiche ist in Langensalza für beyde Geschlechter errichtet. Eine dazu gehörige ledige Mannsperson zahlt dazu monatlich 8 Gr, eine verheirathete 12 Gr. wofür seine weibliche Familie freyen Zutritt hat. Besonders muß dadurch diese Gesellschaft an Unterhaltung gewinnen, daß der berühmte Buchhändler, Herr Commissionsrath Ettinger zu Gotha,

tha, hier einen Buchladen angelegt hat, wo alle neuen Schriften zu haben sind.

Die Stadt, hat wie alle Städte, ihren Rath, oder eine Gesellschaft erfahrner und verständiger Personen, welche die Bürger unter sich wählen, um sie zu regieren, Ordnung unter ihnen zu erhalten, Streitigkeiten zu schlichten, und solche Einkünfte und Gelder, welche der Stadt, oder den Bürgern gemeinschaftlich gehören, gut zu verwalten und anzulegen, überhaupt auf das Beste und die Wohlfahrt der Stadt mit aller Treue zu sehen. Aber dieser Stadtrath oder Magistrat, wie man ihn auch nennt, hat einen Vorzug, den nicht viele Magistrate, in andern königlichen oder fürstlichen Städten haben (denn daß die freyen Reichsstädte davon eine Ausnahme machen, versiehet sich von selbst) — er hat die hohe Gerichtsbarkeit. Wer eine Gerichtsbarkeit hat, wie z. B. ein Stadtrath, und manche Edelleute, der hat das Recht, Streitigkeiten seiner Unterthanen zu entscheiden und ihre Vergehungen zu bestrafen. Man hat schwere und geringere Vergehungen. Gewöhnlich haben Städte, welche einem Landesherrn gehören, nur das Recht, geringere Vergehungen zu bestrafen, und die Bestrafung der schwereren bleibt dem Landesherrn überlassen — und das heißt: die Stadt

hat die niedre Gerichtsbarkeit. — Langensalza aber hat mit der hohen Gerichtsbarkeit auch das Recht schwere Verbrechen z. B. Mord, Brand und groſse Diebstähle zu bestrafen. Ein trauriges Recht, das aber doch ausgeübt werden muß, wenn die guten Menschen vor den Bösen gesichert werden sollen!

Ihr entsinnt euch doch noch einiger merkwürdigen Erfinder, welche den Städten Nürnberg, Braunschweig, Magdeburg, Maynz u. s. w. so viele Ehre machten? Auch in Langensalza lebte zu Ende des 16ten Jahrhunderts ein Arzt, der die nützliche Erfindung machte den Salzquellen, oder, wie man auch spricht, der Salzsole, ihr Salz in kürzerer Zeit und mit geringeren Unkosten, abzugewinnen, als zeither geschehen war. Die Salzwasser quellen wie die süßen Wasser aus der Erde. Das darinn befindliche Salz siehet man nicht, aber man schmeckt es. Soll es sichtbar werden, in der gewöhnlichen Gestalt, unter der wir es kennen; so müssen die blos wässerichten Theile so weggeschaft werden, daß die Salztheile allein trocken zurück bleiben. Man hatte dies vermittelst der Feuerhitze bisher bewirkt. Man kochte das Salzwasser und die Wärme verjagte die leichten Wassertheilchen in die Luft, die schwereren Salztheile,

theile, aber blieben auf dem Boden liegen. Daß dieß dieß die Wärme könne, davon könnet ihr euch jeden Mittag überzeugen. Betrachtet den Deckel der Suppenschüssel und sehet, ob ihr nicht eine Menge Wasserbläschen findet, welche durch die Wärme fortgetrieben, oben am Deckel sich angehängt haben? — Je länger die Suppe und jede andre Feuchtigkeit dem Feuer ausgesetzt ist; desto mehr Wassertheile dunsten ab, so daß man durch fortgesetztes, heftiges Feuer eine Feuchtigkeit ganz austrocknen kann. Dies geschiehet beym Salze. Aber sehr oft trift man Quellen, welche wenig Salz und wohl zehnmal soviel Wasser enthalten; da geht zur Austrocknung eine lange, lange Zeit und eine ungeheure Menge Holz auf. Die Verständigeren unter euch, wissen schon, wie vortreflich es ist, wenn man in weniger Zeit recht viel zu Stande zu bringen weiß, und wie schätzbar jedes Mittel hierzu ist, z. B. nur das geringe Mittel beym Schreiben sich der Abkürzungen zu bedienen, wie viel Zeit kann man damit nicht ersparen! Wie theuer das Holz allenthalben sey, davon könnt ihr euch durch den Augenschein selbst überzeugen, wenn ihr euch nur ein klein wenig erkundiget. — Gewiß also eine schätzbare Erfindung des Doctor Matthäus Meth, der ein Mittel ausdachte ohne Holzfeuer

feuer viel eher und geschwinder, der Salzsole einen groſsen Theil ihres Wässerichten zu benehmen. Er hätte aber das Mittel nicht entdeckt, wenn er nicht ein fleiſsiger Beobachter der Naturbegebenheiten gewesen wäre. Da bemerkte er, daſs anhaltende Sonnenhitze in sehr heiſsen Sommern Gewässer völlig austrocknete, und daſs nach langem Regenwetter, die Erde weit eher trocken würde, wenn recht heftige Winde weheten. Er schloſs daraus ganz richtig, daſs die Sonnenhitze so gut als die Feuerhitze, das Wasser in leichte Dünste auflösen könnte, und daſs der Wind wohl die leichten Wassertheilchen mit fortwehen müſste. Von dieser Bemerkung machte er Gebrauch, und lieſs zu Kötschau im Merseburgischen bey der dortigen Salzquelle hohe Wände von Reisig, an einem rechten lüftigen, dem Winde stark ausgesetzten Platze aufführen, über diese Wände oben eine Rinne mit Hähnen hingehen, in welchen das Salzwasser durch eine Pumpe hinaufgebracht wurde. Aus den Hähnen floſs es auf's Reisig und tröpfelte langsam durch's Reisig herab, in ein Behältniſs, aus dem es wieder, in eine drunter stehende Reisigwand träufelte und sich endlich unten in einem andern Behälter sammelte. Hier kam zwar weit weniger Wasser wieder zusammen, als man auf's Reisig gepumpt

gepumpt hatte, aber dafür enthielt es auch noch einmal so viel Salz. Ehe das Salzwasser tropfenweise den langsamen Weg durch's Reisig hinab machen konnte, hatte die Sonnenhitze eine Menge Wasser davon abgedünstet und der Wind eben so viel weggewehet; die schwereren Salztheile aber fielen unten im Sammelkasten nur noch mit wenigem Wasser herab. Diese an Salz viel reicher, an Wasser viel ärmer gewordne Sole war jetzt leicht durch die gewöhnliche Feuerhitze zu sichtbarem Salz auszutrocknen. — Dieses Mittel das Salz zum Auskochen vorzubereiten, nennt man gradiren und die Gebäude, in welchen die Zurichtungen, Pumpen, Rinnen und Reisigwände angebracht sind, Gradirhäuser. — Matthäus Merk aus Langensalza ward also der Erfinder der Gradirwerke, und hat sich dadurch bey der Nachwelt in einem rühmlichen Andenken erhalten.

Auch jetzt leben in Langensalza mehrere gelehrte Männer, die durch ihre Schriften in ganz Deutschland bekannt und geachtet sind. Ich nenne euch nur Herrn Apotheker Wiegleb, Doktor Schlegel, Doktor Stöller, Rektor Meiner, Doktor Keller, Knoll und unsern lieben Hrn. Magister Kranichfeld. Ihr werdet mit der Zeit,

wenn ihr euch durch Fleiß und Lernbegierde gehörig vorbereitet habt, ihre Schriften näher kennen lernen. — Und soviel von Langensalza.

Stephanskirche zu Langensalza.

Da wir uns nicht im Lehrsaal zu Schnepfenthal; sondern an Ort und Stelle selbst befanden; so könnt ihr leicht denken, daß unsere kleinen Reisenden nicht mit einer solchen allgemeinen Beschreibung von Langensalza, als ihr eben gelesen habt, zufrieden waren. Sie wollten noch vielerley von diesem Orte sehen und kennen lernen, woran in einer geographischen Lehrstunde gar nicht zu denken ist, wo man nur die Landkarte vor sich hat. Ihr Verlangen war ganz billig, wozu wären wir denn gereiset, wenn wir nicht mit eignen Augen sehen, und mehr sehen wollten, als wir zu Hause gehört hatten? Der gute Herr Magister Krasnichfeld, den ihr euch nun schon nicht anders, als den gefälligsten Kinderfreund denken müsset, war auf alle Weise behülflich, unsern Zöglingen Unterhaltung zu verschaffen. Er führte uns unter andern

dern in die Kirche, bey welcher er als Prediger ste-
het. Sie ist alt und noch im Gothischen Ge-
schmack *) gebauet, doch geräumig und ziemlich
helle. Der Herr Magister machte uns auf zwey
Kunstwerke aufmerksam, welche Gelegenheit gaben,
auch unsern Geschmack ein wenig zu beschäftigen.
Ueber dem Altar befand sich ein Gemälde von nicht
gemeinem Werthe. Der Gegenstand, welchen sich
der Maler zu schildern bestrebt hatte, war die An-
kunft der Hirten zu Bethlehem, welche durch ei-
ne Erscheinung Nachricht von der Geburt Jesu er-
halten hatten. Der Stall war ohne Decke, unter
freyem Himmel und über demselben Engel, nach
der gewöhnlichen Weise, im Lichtglanze schwebend,
vorgestellt. Diese Darstellung schien nicht ohne
Ursach angeordnet zu seyn. Durch die Erscheinung
ward der Stall von oben erleuchtet und zugleich die
unten nun sichtbar gewordne Handlung erklärt.
Vorn im hellsten Licht sahen wir 3 Figuren. In
der Mitte Jesus als ein ungemein schönes Kind
ruhig daliegend — zur Rechten Maria, welche
behutsam das Gewand vom Kinde wegnahm, um
es den Hirten zu zeigen — zur Linken ein Hirte,
ehrfurchtsvoll, mit gefaltnen Händen vor dem

*) S. das erste Bändchen, S. 97.

Kinde liegend. — Hinter diesen, 4 andre Figuren schon weniger erleuchtet. Zur Linken ein Hirte, grade da stehend, einen Ochsen, dessen Kopf nur zu sehen ist, haltend. In der Mitte, ein Hirte, knieend vor Jesu, mit zusammengelegten, aber nicht gefalteten Händen, voller Bewundrung und einem gewissen heiligen Ernst, sich über das Gewand, welches Maria vom Kinde weggenommen, hinbeugend, und im Anschauen vertieft — zur Rechten hinter der Maria, eine Hirtinn in einer edlen Stellung, den Blick aufwärts nach der Erscheinung, Arme und Hände dahin gehoben, stilles Erstaunen im ganzen Ausdruck — dicht neben ihr zur Rechten ein kleines Mädchen, das, an ihr geschmiegt, den Kopf mit lächelnder Neugier hervorsteckt, um auch das neugebohrne Kind zu sehen. — Im Hintergrunde endlich, im dunkelsten Schatten, der kaum noch Kopf und die aufgehabnen Hände sichtbar werden läßt, ein Hirte, in der Mitte, hinter dem Knieenden, da stehend, aber im Ausdruck des etwas verwilderten Gesichts, mehr Schrecken als Bewunderung. Diese Figuren stellten zusammen verbunden (gruppirt) die Haupthandlung dar.

Diese 8 Figuren waren auf diesem Gemälde (das mir 9 Fuß hoch und 5' breit zu seyn schien) so

so zusammengestellt, daß man keine wegwünschte, daß keine die andre merklich hinderte, daß jede eine eigne Stellung hatte, wodurch das Ganze sehr mannigfaltig wurde, daß der Ausdruck in jeder anders, aber doch nicht widersprechend mit der Haupthandlung war, die ihn veranlaßte. Die Stellungen selbst waren nicht gradlinicht, steif und einförmig. Eine jede Figur gab ihrem Körper eine ungezwungne, eigne Richtung. Jesus als Kind lag auf den Rücken, ruhte aber mehr auf der linken Seite, den Kopf rechts nach der Maria, die Füße links nach dem vordern Hirten gewendet. Ueberaus natürlich war der linke Fuß, einwärts nach dem rechten gebogen und über die Hälfte im Gewande versteckt. Der ganze kleine Körper lag in einer angenehmen bogenförmigen Linie — Maria bog sich mit dem Kopfe und Oberleib über das Kind, halb sitzend, auf der rechten Seite ruhend und nur ihre linke Seite ganz dem Auge zeigend. — Der vordeste Hirte lag so zu den Füßen des Kindes daß man nur die ganze Hinterseite seines Körpers, vom Kopfe nur einen Theil der rechten Wange, aber beyde Fußsohlen, die unten auseinander, oben beym Knöchel aber zusammengekehrt waren, völlig übersehen konnte. Die Stellung der andern Figuren habe ich schon kurz angedeutet. Der hinterste

erſte Hirte bog ſich, der Natur ſeiner Lage nach, am weiteſten mit dem Oberleibe vor, über den vor ihm knieenden weg, hob die ausgebreiteten Arme, beſonders, an den Ellenbogen ſtark, ſtärker die erſten Finger der beyden Hände. Im Wurf und der Faltenlegung der Gewande zeigte ſich ebenfalls die Kunſt des Meiſters, beſonders im vordern Theile des Gemäldes, auf welches das ſtärkſte Licht fiel. Maria war größtentheils, bis auf die Hälfte des Oberleibes mit einem himmelblauen großen Gewande bekleidet, das über die Füße reichte, den ganzen Körper zwar bedeckte, aber doch die ganze Lage deſſelben durchſchimmern ließ. Man konnte beſonders von der Hüfte an bis auf's Knie herab und von da gebogen nach der rechten Seite hin, bis wieder zum heruntergehenden Fuß, das linke Bein in ſeiner Lage verfolgen. Die Falten krümmten ſich von oben an bis unten herab, in beſtändigen gleichförmigen nur immer kleiner werdenden Ründungen, und wechſelten in allmäligen Erhöhungen und Vertiefungen ſanft ab. — Am Gewande des vorderſten Hirten hingegen waren äuſſerſt wenige Falten zu ſehen. Es lag der Natur ſeiner Stellung nach, dicht an und machte ſo die erhöheten Theile des Körpers viel merklicher. Bey den hintern Figuren waren die Falten ſchon häufiger

ger doch nur in groſsen Lagen welches den Eindruck im Ganzen mit heben half.

Bey den Gewanden selbst hatte gewiß der Maler die Natur vor Augen und das Ueblische der damaligen Zeiten (Costume.) Maria auſser dem Unterkleide noch ein groſses, weites, schönes, hellfarbigtes Gewand, die Hirten graue, unansehnliche, ärmliche, hie und da beschädigte, sogar geflikte, lange, aber mehr anliegende und über den Hüften zusammengeschürzte Kleidung. Man siehet daß sie eben vom Felde gekommen. Die Hirtinn hat noch am Gürtel eine Flasche hängen und einen Hut auf, der sie vor der Sonne geschützt hat.

Schön waren überhaupt die Abstufungen des Lichts, vorn die hellste Erleuchtung, hinten der dunkelste Schatten, der kaum noch den hintersten Hirten erkennen läſst; schön, daß die Hauptgegenstände des ganzen Gemäldes, Jesus, Maria, der liegende und knieende Hirte vorn hin im Hauptlichte gestellt waren.

Das Kolorit (die Farbengebung) ist eine Hauptkunst in der Malerey. Das Kolorit dieses Gemäldes war nicht hervorstechend, blendend, aber sehr natürlich, woraus ich schloß, daß es ein italiäniſcher Meister verfertigt habe, welche immer hierin der Natur folgten und mehr auf eine richtige

Zeich-

Zeichnung ihrer Figuren, als auf Farbenpracht bey ihrer Bekleidung sahen. Graue, dunkle Farben, wie sich's für den Ort, die Zeit und Personen schickte, waren das Hauptwerk. Dabey herrschte doch ein sehr lieblicher Kontrast (Kontrast zeigt sich wenn entgegengesetzte Dinge zusammengestellt werden) welchen die Himmelblaue Gewandfarbe der Maria und die Abstufungen der dunklen Farben selbst an den übrigen Gewändern verursachten. Am angenehmsten aber kontrastirten die Fleischfarben. Unter den rothbraunen, von der Sonne halb verbrannten Köpfen, Hälsen, Händen und Füßen der Hirten, hob sich das weisse, bläßere Gesicht der Maria, noch mehr das muntre, durch's herabfallende Licht rothgelb gefärbte Antliz des kleinen Mädchens neben der Hirtinn, vor allen aber stach die reitzende Fleischfarbe des nackten Jesuskindes, im natürlichen Lichte hervor. Hie und da floß an den Erhöhungen des Körpers, die weisse Farbe, so unmerklich in das feinste Roth zusammen, daß ich das Reitzende dieser Mischung nicht beschreiben kann. Eben so lebhafte Wirkung hatte das klug vertheilte Licht auf dem Gesichte der Hirtinn. Sie hatte den Kopf nach der rechten Achsel und den Blick nach der Erscheinung gewendet. Das Licht fiel von der linken Seite des Gemäldes her, schräg

auf

auf sie herab, und schnitt den Schatten, den ihr Hut über's Gesicht warf, zur Hälfte rein ab; so daß die obre Hälfte des Gesichts im völligen Schatten, die untere im völligen Lichte erschien. Die Zeichnung war, so viel ich bey schneller Vergleichung mit der Natur abnehmen konnte durchaus richtig und anatomisch (wird bald erklärt werden) Ich bemerkte dies im Ganzen so sehr, als bey Untersuchung einzelner Theile, besonders der Hände, Füße, Ohren und Armmuskeln. Auf Kleinigkeiten hatte der Meister bey diesem Stücke keinen besondern Fleiß verwendet, vielmehr hier sich geschont, mit wenig Aufwand von Kunst alles schlicht und natürlich hingezeichnet z. B. nur wenige, kurze, krause Haare; mit desto mehrerer Sorgfalt aber die Figuren im Ganzen gebildet und so zusammengeordnet, daß sie vereint eine gute Wirkung thun mußten. Seine Zeichnung gieng mehr ins Große, wenige aber kräftige Züge blickten vor. Die Figuren hatten alle ein gutes Verhältniß ihrer einzelnen Theile, und nach diesem Verhältniß richtete sich die Dicke und Größe der Arme, Beine ꝛc. welches besonders zwischen den vordern und hintern Figuren sehr deutlich zu erkennen war. Die Muskeln waren bey den Hirten stark und kräftig, bey der Maria und dem Kinde zart und weich, überall

aber

aber am rechten Ort ausgedrückt. Die Umrisse (Konture) der Figuren waren nirgends scharf, überall leicht, natürlich, in einander laufend, doch im vordern Lichte deutlich unterschieden, im hintern mehr zusammenfließend.

Nächst der richtigen Zeichnung bestehet die größte Kunst des Malers darinne, seinem Gemälde die wahre Haltung zu geben. Die Leinewand hängt vor dem Mahler wie eine Wand. Er kann seine Figuren weder vor noch hinter diese Wand bringen. Er muß sie auf der ebnen Leinewand neben einander malen, aber doch durch seine Kunst so zu täuschen wissen, daß man glaubt einige Figuren näher bey sich, einige entfernter, noch andre ganz im Hintergrunde zu erblicken. Je mehr man sich so getäuscht findet, desto geschickter hat der Maler die Haltung beobachtet. Er muß aber nicht bloß den Figuren, sondern auch den einzelnen Theilen seiner Figur die richtige Haltung zu geben wissen. So schienen auf diesem Gemälde die Füße des vordersten liegenden Hirten, der das Gesicht nach dem Kinde zugewendet hatte, dem Zuschauer viel näher als dessen Kopf. Ueberhaupt schien mir die vortrefliche Haltung einer der Hauptvorzüge dieses Gemäldes zu seyn. Die Figuren waren so natürlich

hinter

hinter einander gestellt, daß man sie auf einer horizontalen Fläche zu sehen glaubte.

Mit der Haltung bewunderte ich zugleich die vortrefliche Wirkung, welche die Abstufung des hellsten Lichts im Vordergrunde mit dem dunkelsten Schatten im Hintergrunde machte. Das Licht fällt von oben schräg herab und erleuchtet die ganze Rückseite, des vorn liegenden Hirten aufs stärkste, die folgenden Figuren, deren eine immer der andern durch die aufrechte Stellung das Licht wegnimmt, schwächer und hinten verschwindet es völlig im schwarzen Nachtschatten der Wände.

So leicht man sich den Sinn des ganzen Gemäldes vorstellen konnte; so wenig Fehler der Kunst mißfielen, weil sie glücklich vermieden waren; so lebhaft man den Ausdruck des Bewunderns und Erstaunens, welcher die Hirten über die Erscheinung am Himmel und über das holde Kind im Stalle zugleich beseelte, mitempfindet; so sehr wird doch das Ganze durch etwas gestört, was da gar nicht hinzugehören scheint, oder doch von einer spätern Hand hingekleckst worden. Es ist dies ein mit den Füßen zusammen gebundnes Lamm, welches ganz vorn zwischen dem Hirten und der Maria vor dem Jesuskinde da liegt. Die Zeichnung daran ist unrichtig, aber besonders sticht das unnatürliche, neue

Kolorit gegen die edle Einfalt und das alte ehrwürdige Ansehen des Ganzen, widrig ab. Ein Soldat hatte dies Gemälde in Böhmen geraubt und dieser Kirche geschenkt. Vermuthlich war es beschädigt worden und ein neuerer Maler hatte die beschädigte Stelle durch's Lamm wieder auszubessern gesucht.

Ich habe euch dies Gemälde etwas genauer beschrieben und ich rathe euch allen, ähnliche Beschreibungen zu versuchen, wenn ihr euern Geschmack zu üben wünscht. Unsere Zöglinge gewannen gewiß für den ihrigen und deswegen allein war uns dies Gemälde schon merkwürdig.

Eben so merkwürdig war uns ein Crucifix von Silber, nicht des Werths, sondern der Kunst wegen. Der Künstler im edleren, nicht im gemeinen Sinn, ist der Nachahmer der Natur. Er wählt sich einen Gegenstand aus dem weiten Gebiete der Natur, den er nachzubilden, nachzuschaffen sucht. Je ähnlicher das Werk seinem Gegenstand wird; desto geschickter ist unstreitig der Künstler. Ihr werdet schon öfters Crucifixe und an denselben Aehnlichkeit mit einer Menschengestalt bemerkt haben. Diese wird euch hinreichend geschienen haben, wenn das Bild nur einen Kopf, Arme, Beine und Rumpf hatte; aber ob diese Gliedmaßen genau

ihre

ihre gehörige Länge, Breite und Dicke hatten, wußtet ihr nicht zu unterscheiden, wenn ihr keine anatomischen Kenntnisse hattet — Kenntnisse von den äussern und innern Theilen des menschlichen Körpers, und von der jedesmaligen Stellung und Lage, die sie haben müssen. Mit jeder Bewegung verändern sich die innern Theile des Menschen und werden die Ursache, daß er auch äusserlich in einer andern Lage erscheinet, bey der die Gliedmaßen bald länger, bald kürzer erscheinen. Unter den innern Theilen des Menschen verändern keine die äussere Gestalt mehr, als die Knochen und Muskeln. — Davon könnt ihr euch auf der Stelle überzeugen. Streckt den Arm grade aus und messet seine Länge vom Schultergelenke an, bis an die äusserste Spitze des kleinen Fingers. — Bieget ihn beym Ellenbogen einwärts nach dem Körper zu, und messet wieder, und ihr werdet euren Arm gebogen, einen guten Zoll länger finden, als er gestreckt ist. — Haltet ihr euern Arm ausgestreckt, und streicht mit der flachen Hand längst desselben hin; so werdet ihr keine sehr merkliche Ungleichheit spüren; biegt ihr aber den Arm so, daß die Hand vor dem Gesichte kommt; so schwillt das Fleisch oder der Muskel zwischen der Schulter und dem Ellenbogen am Oberarm, sehr merklich

auf — der Oberarm wird dicker. Wenn ihr nun erwäget, daß solcher Knochen an dritthalbhundert — solcher Muskeln an fünfthalbhundert im menschlichen Körper sind, daß der Mensch Millionen Arten von Bewegungen macht und daß bey jeder Bewegung diese Knochen und Muskeln seine Gestalt und Lage äusserlich verändern; so werdet ihr über die Schwierigkeiten erstaunen, die der geschickte Künstler überwinden muß, um ein Meisterwerk zu liefern. Deswegen bewunderten wir auch dieses Kunstwerk, an welchem der Verfertiger — Röhler hieß der geschickte Mann — eine sehr richtige anatomische Kenntniß bewiesen und dadurch eine weit vollkommnere Aehnlichkeit hervorzubringen gewußt hatte. Nicht blos menschliche Gliedmaßen sahe man, sondern diese auch richtig, in der rechten Lage, im gehörigen Verhältniß der Größe abgebildet. Dabey sahen denn unsere Zöglinge den Nutzen des Unterrichts von der Einrichtung des menschlichen Körpers, den ich ihnen seit einiger Zeit ertheilt hatte, recht deutlich ein und freuten sich daß sie aus eigner Kenntniß schon die Geschicklichkeit dieses Künstlers hatten beurtheilen können.

Ehe wir die Sakristey, in welcher dies Crucifix aufbewahrt wurde, verliessen, erzählte uns der Herr Magister noch eine lehrreiche Geschichte, welche

welche uns recht überzeugte, wie schädlich die thörichte Furcht sey. Vor ohngefähr 50 Jahren befand sich in dieser Sakristey ein ansehnlicher Vorrath goldner und silberner Kirchengeräthschaften, deren Werth einige arme Menschen reitzte, sie heimlich zu rauben. Sie brachen des Nachts ein, öfneten die Kasten und machten sich mit ihrem gestohlnen Gut davon. Das alles gieng nun nicht so schnell und stille zu. Vielmehr wurden die in der Nachbarschaft der Kirche wohnenden Leute, vom Geräusch wach, ermunterten sich und hörten ganz deutlich die Bewegungen, welche in der Kirche vorgiengen. Anstatt nun zu untersuchen und auf eine Vermuthung zu kommen, die ihnen bey geringem Nachdenken, sogleich einfallen mußte, überließen sie sich der schwächsten aller Empfindungen, der Furcht. Das schlimmste ist, daß die Furcht gleich den Verstand verwirrt; so daß er sich alles Mögliche und oft die ungereimtesten Dinge vorstellt, nur das nicht, was wirklich da ist. So bildeten sich auch diese Leute, sobald sie nur Lerm hörten, steif und fest ein, in der Kirche wären Gespenster und Geister und Kobolde und spükten. Wäre das nun auch gewesen; so hätten sie grade deswegen hineilen sollen, um nur einmal ein solches Unding eigentlich kennen zu lernen, da bis diese Stunde noch

kein vernünftiger Mensch weiß, was er sich eigentlich unter einem Gespenst vorstellen soll. Aber schönen Dank! Sie krochen unter ihre Betten, und liessen die Diebe ihren Schelmstreich in guter Ruhe ausführen. Hinterher, da der Schade geschehen war, sahen sie ein, wo sie gefehlt hatten.

Besuch bey Herrn Wiegleb.

Der Montagsnachmittag des 3ten Oktobers war unstreitig einer der lehrreichsten und angenehmsten auf der ganzen Reise. Unser guter Wirth führte uns zu einem der geschicktesten Chemiker und Naturforscher Deutschlandes, zum Herrn Apotheker Wiegleb, der seiner Schriften wegen allgemein — und vielleicht auch einigen von euch durch seine natürliche Magie bekannt ist. — Von einem gelehrten und berühmten Schriftsteller darf man niemals eine solche Aufnahme erwarten, als von einem solchen Manne, der weniger beschäftigt ist, und mehr Zeit hat, seine Gäste zu unterhalten. Jener muß sich das Vergnügen, eine Gesellschaft, die zu ihm kommt, zu unterhalten und zu belehren, oft deswegen versagen, weil er schon vorher

das

das Nämliche einer weit gröſsern und ansehnlichern Gesellschaft, nämlich dem Publiko versprochen hat. Er kann also, wenn er nicht gegen seine Pflicht handeln will, unmöglich die Zeit, die er zur Verfertigung eines Buches fürs groſse Publikum bestimmt hat, mit der Unterhaltung einer kleinen Gesellschaft hinbringen. Wir überlegten das wohl vorher und waren auch gar nicht gewillt, diesem Gelehrten lange beschwerlich zu fallen; unsre Jugend sollte ihn nur kennen lehren, weil wir überzeugt sind, daſs die Aufstellung lebendiger Beyspiele nachahmungswürdiger Menschen, einer der schönsten Vortheile unsrer Reisen ist. — Wie liebenswürdig muſste uns ein Mann nicht werden, den wir schon vorher hochgeschätzt hatten, da er sich zu uns allen und besonders den Kleinen mit der freundlichsten Gefälligkeit herabliess! Er, seine liebe Familie und fremden Zöglinge (denn auch er hatte deren) bewirtheten uns nicht nur mit Erfrischungen, wie man geladene Gäste zu bewirthen pflegt; sondern seine erste Frage war auch nach den gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen: „Womit mache ich den Kleinen nur gleich ein Vergnügen?“ Mit diesen Worten nahm er von einem schwarzbraunen Pulver einige Messerspitzen voll und schüttete sie in ein Glas reines Wassers. Sogleich

zeigte sich unser aller Augen das angenehmste Schauspiel. Das Wasser färbte sich grün! ein Paar Sekunden drauf gieng dies Grün in das Violette über und dieses wieder in eine schöne rothe Farbe, welche die Mischung nun behielt. Herr Wiegleb ergötzte nicht nur unser Auge, er befriedigte auch unsere Wißbegierde; denn ihr könnt euch leicht vorstellen, daß unsere Kleinen die Ursache dieser schnellen angenehmen Wirkungen zu erfahren wünschten. Verlangen dürft ihr aber nicht, meine lieben jungen Leser, daß ich euch schriftlich mit der nämlichen Deutlichkeit und Umständlichkeit unterhalte, welche nach dem Bedürfniß der kleinen Zuhörer den mündlichen Vortrag des Hrn. Wiegleb über dieses und alles folgende so lehrreich machte; aber einen kurzen Auszug gebe ich. —

Obige Verwandlung ward durch ein Mittelsalz, das ihr in diesem Bändchen schon näher habt kennen lernen, und durch ein Halbmetall bewirkt worden. Zu den Halbmetallen rechnet man alle Metalle, die nicht feuerbeständig und so spröde sind, daß sie sich nicht, wie Gold, Silber, Zinn, Kupfer durch den Hammer und andre Werkzeuge zu Gefäßen ausdehnen lassen; — sondern brechen, wie z. B. Wismuth, Spießglas und hier unser Braunstein, welcher zerstoßen und geschmolzen mit

dreymal so viel Salpeter vermischt, im Wasser jene Farbenverändrungen vorbringt, die man das mineralische Chamelaon nennt, wegen der Aehnlichkeit, welche diese Verändrungen mit dem Farbenwechsel des thierischen Chamäleons, einer indianischen Eidexe haben.

Einige unter den jungen Lesern dieser Reisen sollen die nützliche Gewohnheit haben, ihre Bücher mit Papier durschießen, oder hinter dem Werke einige Bogen davon anheften zu lassen; um alles, was sie noch nachher zu dem hinzulernen, wos von im Buche geredet worden, dabey zu schreiben. Diesen verständigen Bücherlesern will ich hierbey zu S. 167. des zweyten Bändchen, eine Anmerkung bey der Gelegenheit mittheilen. Auch den Braunstein braucht man zur Porzellanmalerey. Das Feuer verwandelt seine bräunliche Schwärze in ein schönes Roth.

Wir kamen auf den Granit zu sprechen. Ihr, die ihr den Granit kennt, dürft euch darüber nicht wundern, wie wir so ganz gegen die gewöhnliche Sitte, beym ersten Besuch, mit einem Manne, den wir noch nie gesehen hatten, Dingen reden konnten. Aber wir hatten doch von gleich von solchen ihm gehört, daß er ein gelehrter Naturkundiger sey; wir konnten also gewiß Beleh-

rung von ihm über ein Naturprodukt hoffen, das uns deswegen vorzüglich interessirte, weil beynahe das ganze thüringer Waldgebürge, an dessen Fuß wir wohnen, daraus bestehet. Euch aber, die ihr den Granit nicht kennt, glaube ich durch eine kurze Beschreibung davon theils, um des Folgenden willen, deutlicher zu werden, theils eine Aufmunterung zu geben, ihn selbst kennen zu lernen.

Der Granit ist ein Stein, der wie drey untereinander gesprengte Farben aussiehet. Wenn ihr weisse, röthliche und schwarze Steinkörner nähmet, diese unter einander mischen und zu einem festen Körper vereinigen könntet; so würdet ihr eine Steinmasse erhalten, die dem Granit gliche. Dieses Gemisch von verschiednen Körnern (granis) hat ihm eben den Namen gegeben. Diejenigen dieser Körner, welche weiß aussehen, sind Quarz *) — die glänzenden feinblättrigen Körner, welche meistens schwärzlich ins Auge fallen und sich daher sehr deutlich vom Quarze unterscheiden lassen, nennt man Glimmer, die röthlichen, starkblättrichten Theile Feldspat. Diese Beschreibung trift bey unserm thüringer Granit zwar meistens zu, reicht aber bey weitem nicht hin, euch einen vollständigen Begriff von dieser Steinart zu geben,

*) S. B. II. S. 175.

geben, indem es davon gar vielerley Arten, rothen, grauen, schwarzen, grünen ꝛc. giebt. So verschieden diese Arten sind; so verschieden zeigen sich auch die Farben ihrer Hauptbestandtheile. Bald ist der Quarz braun, bald der Feldspat weiß und der Glimmer roth; bald fehlt der Quarz, bald der Feldspat ganz; bald ist außer diesen Theilen noch eine andre Steinart z. B. schwarzer Schörl oder Hornblende beygemischt; doch bleiben die drey erstgenannten Steine immer seine Hauptheile. — Das möchte nun wohl manchen von euch abschrekken; ihr möchtet wohl verzweifeln, ob ihr je Granit, geschweige noch so viele andre Mineralien würdet kennen lernen können, und ihr habt nicht Unrecht, wenn ihr hinzusetzt: „aus Büchern." Die Natur, meine Lieben, lernt man nie hinlänglich aus Büchern kennen. Diese können uns wohl auf die Spur helfen, aufmerksam machen, gute Winke geben und uns besonders dann sehr nützlich werden, wenn wir die Dinge vorher selbst schon kennen gelernt haben. Daher rathe ich euch; gehet in's Freye, thut eure Augen auf, sehet, was um euch ist, sammlet die unbekannten Dinge ein, und lernt die Namen derselben von Sachverständigen, untersuchet nun ihre Eigenschaften und Merkwürdigkeiten, hinterher denn leset Schriften, worin Beschrei-

schreibungen davon vorkommen. Das ist durchaus nöthig, bey allen Gegenständen des Naturreichs, nirgends aber nöthiger, als wenn man sich eine deutliche Kenntniß von den Mineralien verschaffen will. — Suchet z. B. Granitsteine zu bekommen, welches allen denen, die in der Nähe von Gebirgen wohnen, nicht schwer fallen wird, indem in der That die meisten unsrer Gebirge vorzüglich aus Granit bestehen. Studiret die Merkmale desselben, wozu auch diese gehören, daß er am Stahle Feuer giebt und sich sehr schön poliren läßt, und ihr werdet ihn sehr bald vom Sandstein, Schiefer, Gips und andern ihm durchaus unähnlichen Steinen unterscheiden lernen. Dies reicht aber zur sichern Kenntniß noch nicht hin. Ihr müsset nun auch den Granit mit solchen Steinen nicht verwechseln, die mit demselben viele Aehnlichkeit haben. Dahin gehört z. B. der Porphyr, welcher eben wie der Granit, aus Feldspat, Quarz und bisweilen Glimmer ꝛc. versteht sich wieder, mit den gehörigen Ausnahmen, bestehet; doch mit dem Unterschiede, daß diese Theile auf eine ganz andre Art, wie im Granit, mit einander verbunden sind. Die drey Granittheile sind blos unter einander gemischt und zum Steine zusammen gebacken. Die Porphyrtheile sind mehr neben einander gemischt

mischt und auf eine gewisse mörtelartige Grundmasse eingestreuet. — Auch der Gneuß bestehet aus den nämlichen Theilen, nur daß man sie nicht mehr so grobkörnicht, sondern mehr zertrümmert und mit Thon vermischt, verbunden findet; daher der Gneuß von aussen mehr blätterichter als körnicht aussieht.

Hr. Wiegleb zeigte uns, zu unserm innigen Vergnügen nicht nur alle diese, sondern auch andre Steine, nebst ihren verschiednen Abarten vor; bey welchen wir bald leichter, bald etwas mühsamer, sogleich die angegebnen Kennzeichen richtig herausfanden. Dabey ward uns jeder Stein durch neue Belehrungen immer merkwürdiger, immer angenehmer, denn wir lernten immer mehr dabey denken. Vom Gneuß z. E. machte es uns Hr. Wiegleb sehr wahrscheinlich, daß er nichts anders, als ein verwitterter, d. i. durch die Gewalt der Wetterverändrungen zerstörter Granit sey. — Des Feldspats, so wie aller Spate Kennzeichen ist das blättrichte Ansehen. Er verwittert unter den drey Bestandtheilen des Granits gewöhnlich am ersten, und ist daher oft schwer zu entdecken.

Wichtiger als alles dies war mir eine Belehrung des Hrn. W. die mich von einem Irrthume,

in welchem ich bisher gestanden hatte, befreyte. Um euch meinen Irrthum und die dafür gewonnene Wahrheit verständlich zu machen, muß ich euch vorher ein Paar Worte über unsere Erde und ihre Gebürge sagen. Die Oberfläche der Erde verändert sich täglich. So klein oft diese Veränderungen sind; so wird doch jeder von euch in seinem Bezirk, wenn er genau aufmerkt und nachforscht, deren wahrnehmen können. Wasserfluthen bilden Klüfte, wo vorher keine waren — neuer Sand wird dort beygeschlemmt — da neues Land angesetzt, dort alles weggerissen — große Felsstücke reissen sich los und füllen tiefe Klüfte wieder aus. Aus den Zeitungen werdet ihr von großen, schrecklichen Veränderungen der Erde gehört haben. Erdbeben, feuerspeiende Berge verwüsteten Städte und Länder, verbrannten und schmolzen, was ihnen im Wege kam. Schon hieraus könnt ihr die Möglichkeit begreifen, daß die Erde, nicht gleich so in der Gestalt da gewesen sey, wie wir sie jetzt bewundern; besonders haben sich ihre Gebirge nicht auf einmal so gebildet, wie sie jetzt vor uns da stehen. Einige Gebirge waren die allerältesten, gleichsam die Grundsteine, zwischen und auf denen sich alle weicheren, oberflächigen Erdarten nachher ansetzten, sie heissen Grundgebirge. Späterhin spülte das Meer von diesem

Grund-

Grundsteine nach und nach Theile los, welche sich mit den Schalen und Knochen der Seethiere vermengten, das Meer spülte immer Jahrhunderte durch, ab und zu, thürmte immer neue Schichten auf, überschwemmte neue Gegenden und floß von alten weg, wo denn diese aufgethürmten Schichten als neue Gebirge sich zeigten, die weil sie die Gewalt des Meers gleichsam zusammengelöst hatte, **Flözgebirge** genannt werden. Die jüngsten Gebürge sind endlich durch ein inneres Erdfeuer entstanden, dessen ausdehnende Kraft und Gewalt erst die Erde hob und dann selbst oben durch trichterförmige Oefnungen herausströmte und in der Runde umher, Basalt, geschmolzene Lava, Bimstein und Asche aufthürmte. Aus der Geographie **Italiens und Islands** werdet ihr euch der dortigen, noch brennenden Berge, errinnern. Auch in Deutschland hat es deren ehedem gegeben, die aber itzt ausgelöscht sind. Man nennt alle Berge dieser Art, **Vulkane**. Ihre eigenthümliche Gestalt ist kegelförmig. —

Nun hoff' ich, verstehet ihr meinen Irrthum. Ich stand bisher nämlich in der Meynung: unsere Granitgebürge seyen durch's Feuer gebildet worden, und gehörten aus dieser Ursache, wenn sie auch, wegen des untersten Platzes, den sie in der Erde einnehmen

men, zu den älteſten zu rechnen ſind, doch gewiſſermaßen zu den Vulkanen. Aber Herr Wiegleb widerlegte meinen Irrthum, durch Gründe, die ihr wohl einſehen werdet. Das Feuer kann zwar für ſich allein den Quarz nicht ſchmelzen (S. B. II. S. 175.) aber es benimmt ihm ſeine Durchſichtigkeit, brennt ihn weiß und macht ihn riſſig. Das Feuer krümmt den Glimmer, ſo wie es ein Blatt Papier, über dem Lichte gehalten, krümmt, und färbt ihn eiſenroſtig oder gelb. Das Feuer beraubt endlich den Feldſpat ſeines Glanzes und ſchmelzt ihn flüßig. Wenn nun das Feuer die Granitgebürge ausgebrannt hätte, wie könnte man denn jetzt braunen, ſchönen, halbdurchſichtigen, völlig unbeſchädigten Quarz, feſte, grade, ſchwarze Glimmerblättchen und glänzenden, blätterichten, alſo ungeſchmolznen Feldſpat darinn antreffen? — Aus dieſer Ueberzeugung pflichtete ich Hrn Wieglebs und aller neuern Naturforſcher Meynung bey, daß der Granit zu einer eignen Gebirgsart zu rechnen iſt, von der ich euch unter dem Namen Grundgebirge einen Begriff zu geben geſucht habe.

Laſſet euch bey dieſer Gelegenheit, meine lieben jungen Freunde vor ein ſchädliches Vorurtheil warnen, das vielen unter euch gemein iſt. Ihr

ſetzet

seßet gewöhnlich sehr bald fest, was ihr einmal in der Welt vorstellen wollet. Der will ein Doktor, jener ein Kaufmann, dieser ein Apotheker, jener wieder ein Professor der Naturgeschichte werden. Jeder denkt, er hätte nur gewisse Dinge zu lernen und brauchte sich um die Kenntnisse welche die andern am nöthigsten haben, nicht zu bekümmern. Das ist aber nur halb richtig gedacht. Es ist wahr, man muß den vornehmsten Theil seines Fleisses und seiner Zeit auf sein Hauptstudium richten; aber demohnerachtet auch keine Gelegenheit verächtlich wegwerfen, wo man auch in andern Kenntnissen weiter kommen könnte. Stellt euch die Wissenschaften vor, wie die Himmelskörper. Der Mond borgt von der Sonne sein Licht und theilt es der Erde wieder mit. So wie wir uns in einer stockfinstern Nacht nirgends finden können, überall ungewiß herumirren, bis der Mond aufgehet, uns die Dinge erkennen und richtig unterscheiden lehrt; so irren wir in einer Wissenschaft lange umher, bis eine andre diese mit ihrem Lichte erleuchtet und uns die Wahrheit finden läßt. Ihr habt hier den Fall! Nie könnte ein bloßer Naturforscher, der nur die Naturprodukte nach äußerlichen Merkmalen und Kennzeichen kennt, ordnet und unterscheidet, solche Gründe angeben, daß der Granit kein vulkanisches

sches Produkt sey. Sobald aber die Chemie oder Scheidekunst der Naturgeschichte zu Hülfe kommt, geht das Licht auf. Die Chymie beschäftigt sich nicht blos mit dem Aeußern der Körper, sondern bringt in ihre Natur und Eigenschaften ein, zerlegt sie in ihre einfachen Theile, woraus diese zusammengesetzt und verbunden sind, und lehret, was die Elemente und die Zeit in ihnen für Veränderungen hervorbringen können. Mit dieser ehrwürdigen Wissenschaft beschäftigt sich Hr. Wiegleb. Er ist unermüdet gewesen, Erfahrungen zu sammeln und Versuche anzustellen, wodurch er und unsere andern berühmten Scheidekünstler viel Licht über die Naturgegenstände, besonders über das Mineralreich verbreitet haben.

Ich kann mich nicht enthalten, euch hiervon, noch ein merkwürdiges Beyspiel anzuführen, das ich deswegen vor andern auswähle, weil ihr gewissermaßen schon darauf vorbereitet worden seyd. Im Kapitel vom Tuffstein machte ich euch 4 Haupterdarten bekannt, deren jede sich durch eigenthümliche Eigenschaften von der andern unterscheidet. He. Wiegleb, durch einige andre Chemiker aufmerksam gemacht, fand gar bald nach vielen Nachforschungen und Untersuchungen, daß es noch eine fünfte Erdart gebe, welche um ihrer eigenthümlichen

chen Eigenschaften willen, zu keiner von jenen vier Erdarten, gerechnet werden könne. Es ist dies die Schwererde, die man zwar rein und ungemischt antrift, aber äusserst selten. Ihre innern Kennzeichen, die man durch die Chimie deutlich erkennt, unterscheiden sie offenbar, von der reinen Kalk- Kiesel- Alaun- und Bittersalzerde. Ihre äussern Kennzeichen sind, wie bey allen Mineralien, trüglich; doch deutet ihr Name schon eine Eigenschaft an, die sie in der That von allen Erdarten merklich auszeichnet, und die sich äusserlich erkennen läßt — dieß ist ihre ausserordentliche Schwere. Diese Schwere wird besonders an den Schwerspäten, welche nebst dem Leberstein zu dieser Erdart gerechnet werden, sehr auffallend. — Habt ihr vielleicht vom Bologneserstein gehört, oder wohl gar Gelegenheit ihn in einem guten Naturalienkabinet zu sehen, wo er wegen seiner merkwürdigen Eigenschaft im Finstern zu leuchten, (nachdem er vorher zwischen Kohlen gebrannt worden) nicht leicht fehlen wird; so werdet ihr euch gleich an die fünfte Erdart erinnern, denn er gehört zu den Schwerspaten. Kein Naturforscher hatte es bisher dieser Stein- oder Erdart von aussen angesehen, daß sie so viel eigenthümliche Eigenschaften hätte, um derentwillen, man aus ihr eine ganz

eigne Classe machen müßte. Sobald aber die Chymisten im Feuer ihre innern Bestandtheile untersuchten, ward eine neue Erdart entdeckt und ihre Eigenheit bewiesen.

Hierauf wieß uns auch Hr. Wiegleb einen steinernen Hahnenkamm. „Einen steinernen Hahnenkamm! Ei wer sollte das denken?“ Der Nämliche, meine Lieben, kann sich das denken, und als sehr möglich denken, welcher aus der Naturgeschichte schon weiß, daß man den Dingen aus dem Pflanzen- oder Mineralreich, welche Aehnlichkeiten mit gewissen Theilen der Thiere haben, auch die Namen zu geben pflegt, welche diese Thiertheile führen. So giebt es unter den Pflanzen eine Art Amarant, welche man Hahnenkamm nennt, weil die Blume in der Gestalt eine Aehnlichkeit mit dem Kamme dieses Thieres hat. — Um der nämlichen Ursache willen, nennt man eine Art Schwerspat, Hahnenkamm, an welchem man deutlich Büschel in die Höhe stehender kristallartiger Blätter *), die zusammengebundnen Hahnenkämmen gleichen, wahrnimmt. Dieser Hahnenkamm war uns doppelt merkwürdig: erstlich, weil

*) Alle Steine, welche aus dünnen, viereckigten, übereinanderliegenden Blättchen zusammengesetzt sind, werden Spate genannt.

weil wir wieder ein zur neuen Erdart gehöriges Produkt, das sich in der That schwer genug fühlen ließ, kennen und zweytens, bey der Gelegenheit eine Erfahrung machen lernten, die uns Hrn. Wieglebs folgende Belehrung recht deutlich machte.

Denkt, Hr. Wiegleb lehrte uns, nachdem er uns mit dem mineralischen Chamäleon bekannt gemacht hatte, nun auch den mineralischen Färber kennen, welcher nicht nur allen Erden, sondern sogar auch den prächtigen Edelsteinen ihre herrlichen, glänzenden Farben giebt. Ihr kennt ihn alle, denn er ist so gemein, als unentbehrlich, so verachtet, als nützlich. Wer kennt nicht Eisen? Jene fünf Haupt- oder Grunderden, aus deren Vermischung nachher alle übrigen so zahlreichen Erdarten, und aus deren Verhärtung, alle so mannichfaltigen Steinarten entstehen, haben ursprünglich, wenn sie noch rein und ungemischt sind, alle eine weisse Farbe. Sobald sich Eisentheilchen zu ihnen mischen, verändern sie ihre Farbe. Uns dies recht begreiflich zu machen, zeigte uns Hr. Wiegleb am Hahnenkamm hie und da schwärzliche Flecke, welche von angeflognen Eisentheilchen entstanden waren. Er stieß sie hierauf ab, und sogleich zeigte sich wieder die weisse Farbe. Wer hätte doch das

in diesem geringen Metall gesucht? Gewiß niemand, der nur beym Aeußern stehen zu bleiben und den Werth der Dinge nach dem Scheine zu bestimmen pflegt, mit welchem sie in die Augen fallen. Dieser schwarze, durch Rostflecken verunstaltete Körper soll die schönen Farberden mischen, welche nachher die Kunst braucht, uns auf tausendfache Art so mannichfaltig zu ergötzen? — soll dem Hyacinth, dem Saphir und Smaragd ihren Farbenglanz mittheilen, mit welchem sich nachher Reiche und Vornehme schmücken? — Ja das fanden gelehrte Forscher, die nicht beym Aeussern, nicht bey der unansehnlichen Gestalt stehen blieben, sondern die innern Kräfte und Eigenschaften dieses bewundernswürdigen Metalls aufsuchten und durch ihre Entdeckungen die wichtige Wahrheit bestätigtigten, daß immer das, was in der Natur am häufigsten vorhanden und am unansehnlichsten gestaltet ist, das Nützlichste zu seyn pfleget. Denkt nur ein wenig nach und ihr werdet dies bey unzähligen Dingen finden. Aber eben so viele unzählige Dinge, wachsen noch um uns, liegen noch unter uns im Schoße der Erde, von denen man entweder noch gar keine, oder wenige, oder nicht wichtige Eigenschaften anzugeben weiß; nicht, weil es ihnen an

ran fehlte, das läßt sich nach dem, was wir schon von der Allmacht Gottes und seinem Reichthum in der Natur kennen, nicht vermuthen, — sondern, weil man noch nicht genaue, anhaltende und gelehrte Nachforschungen darüber angestellt hat. Welche Ermunterung für euch, ihr Jünglinge, unermüdet eure Wißbegierde zu befriedigen, beharrlich zu seyn im Fleiße, nicht nachzulassen, wenn auch Schwierigkeiten euch aufhalten wollen. — Oft wird es euch sauer werden, oft Ueberwindung kosten, eure jungen Kräfte anzustrengen; aber wenn sie erschlaffen wollen, wenn Geduld euch verläßt und der Muth zu-sinken anfängt, dann blickt auf das weite unabsehliche Feld der Wissenschaften und der Natur, wo noch so viele Schätze verborgen liegen, die nur auf einen unermüdeten Forscher warten, den sie durch die wichtigsten Entdeckungen auf's angenehmste belohnen wollen. Denkt! Nur eine neue Wahrheit erfunden, nur eine neue wichtige Eigenschaft an einem Naturprodukt entdeckt, oder eine schon bekannte, aber unbegreiflich richtig erklärt zu haben, welch ein Verdienst für euch und um die ganze Menschheit! Dieß Bewußtseyn wird euch den süßesten Lohn für viele Mühe und Beschwerden gewähren. Edle Fürsten werden euch unterstützen und

zu sich berufen — die Nation wird eure Namen uennen und Kinder werden dann ihre Aeltern fragen: „Wie fieng es dann der Mann, da er noch klein war, an, daß er so ein großer Mann wurde?“

Wenn ihr in diesem Kapitel viel Neues erfahren und gelernt und mit Vergnügen bis hierher gelesen habt; so werdet ihr euch noch vielmehr vorstellen können, ob ich wohl Recht hatte, wenn ich diesen Nachmittag einen der lehrreichsten und angenehmsten unsrer ganzen Reise nannte? denn wir hörten und erfuhren nicht nur alles das selbst, wovon ihr hier nur eine unvollkommne Nachricht leset; sondern wir sahen und lernten auch noch vielmehr, wovon ich aber aus vielen Ursachen schweigen muß. Meinen Hauptzweck habe ich ja wohl durch das Wenige schon erreicht, auch euch etwas von dem vielen Nützlichen, das wir auf unsrer Reise einerndteten zu Gute kommen zu lassen. Ich habe das herausgehoben, was euch wahrscheinlich bisher noch unbekannt und am ehesten verständlich zu machen war. Ich müßte zu unverständlich werden und euch erst durch manche Seite vorbereiten, ehe ihr meine Nachrichten z. E. vom Tropfstein aus der Baumannshöhle, von der ausserordentlichen auflösenden Kraft der Flußspatsäure, vom Muschelmar-

mor

mor, vom Blankenburger Marmor, von der Scheidekunst überhaupt, die ich Hrn. Wieglebs Unterricht zu danken hatte, mit Nutzen lesen könntet. Dafür will ich euch lieber noch zum Schlusse bitten, Hr. Wiegleb, den ihr nun als Gelehrten kennt, und hochschätzt, auch als Menschen zu lieben. Er machte nicht eine verdrießliche Miene, da wir 11 Menschen zu ihm kamen, sondern unterhielt und belehrte uns mit aller Geduld, Freundlichkeit und Deutlichkeit so lange ununterbrochen fort, daß uns der Nachmittag wie ein Augenblick hingieng. Die einbrechende Nacht erinnerte uns erst an die Zeit, die uns der gefällige Mann in einer Lage aufgeopfert hatte, wo dies keine Kleinigkeit war. Er ist der Innhaber einer Apotheke, die keinen Augenblick von Menschen leer ist, in der er zwar Gehülfen und Arbeiter hat; aber grade ein Paar Tage vorher hatte er seinen Lehrburschen entlassen. Er ist ein fleißiger Schriftsteller, der an mehreren Schriften arbeitet; folglich ist ihm jede Stunde kostbar und brauchbar. Er ist, wie ihr schon wisset, kein gemeiner Apotheker, sondern ein gelehrter Naturforscher, der jede Gelegenheit wahrnimmt, durch Hülfe der Scheidekunst, neue Entdeckungen zu machen, Er ist ein Mitglied des Stadtrathes. Was der Rath einer Stadt sey, ha-

be ich euch schon erklärt, und daraus möget ihr auch von dieser Seite auf die vielen und wichtigen Geschäfte Hrn. Wieglebs einen Schluß machen. Er ist ferner der Lehrer einiger Jünglinge, die bey ihm im Hause Chymie studiren. Aus der Ferne waren ihrer sechse zu ihm gekommen, um durch seinen Unterricht mehr Einsichten in diese Wissenschaft zu erhalten. — Was denkt ihr von einem so thätigen, nützlichen Manne, der die nämliche Zeit, die wir alle hinbringen, doch für so vielerley Menschen, auf so vielerley Weise und doch immer so vorzüglich nützlich zu verwenden weiß? — Gewiß ihr begreift's, wenn ein solcher Mann einen Nachmittag schenkt, daß dieß ein sehr wichtiges Geschenk sey, welches nur ein guter Mann machen könne! — Alles was wir ihn frugen, beantwortete er, gleich, gern und willig — das macht, er war ein geduldiger, freundlicher, gefälliger Mann! — Auch that er sich gar nichts darauf zu gute, daß er vielmehr wußte, als wir, wunderte sich auch nicht, daß wir so vieles noch nicht wüßten, das macht, er war wohl ein Gelehrter, aber kein stolzer! — Unsern Dank für seine vielen Belehrungen, wollte er gar nicht annehmen, er meynte: diesen hätte er gar nicht verdient, und es schien

ihm

ihm nicht recht zu seyn, daß wir aus seiner Gefälligkeit so viel machen wollten — das macht, er war ein bescheidner Mann. Eben deswegen enthalte ich mich auch alles weitern Lobens und Rühmens und denke, ich brauche zu den wahren Thatsachen, die ich von ihm erzählt habe, nichts weiter hinzuzusetzen. Gute Kinder lieben ihn gewiß.

Durch Fleiß, Verstand und Kunst regiert der Mensch die Natur.

Große Dinge wirkt der kleine Mensch! Unmöglichscheinende Dinge macht er wirklich! Seine Wohnstätte, die Erde, verändert, verschönert, vervollkommt er! dem unfruchtbaren Felsen gebietet er zu grünen, der dürren Sandwüste, fruchtbare Wiesen, mit tausend Bächen zu wässern! das kann der Mensch, und mehr kann er; aber nur, wenn er nachdenkt, geduldig überlegt, unermüdet im Fleiß ist und unaufhörlich seine Kräfte übt. —

Ihr sehet, meine jungen Freunde, tausend Menschen um euch, die nichts Großes wirken, nichts

nichts Schweres unternehmen, nichts Unmöglichscheinendes zu Stande bringen. Daß sie es nicht **könnten**, ei daran ist kein Zweifel! Wer nur aufmerksam ist, auf das was in der Welt vorgehet, wer z. E. nur die deutsche Jugendzeitung fleissig lieset, der erfährt mit jeder Woche, Beyspiele aus allen Ständen, aus den niedrigsten, wie aus den vornehmsten, von schweren, großen, schönen, edlen Thaten. Am Können muß es also wohl nie liegen; aber oft fehlt der Muth, dieses lebhafte, glückliche Gefühl, von großen Dingen, die man trotz allen Hindernissen ausführen will, weil man Kraft und Willen dazu in sich fühlt. Unsern kleinsten und jüngsten Zöglingen fehlt es auch gar oft an Muth, über einen Graben zu springen; sobald aber die größeren voranspringen, geschwind faßt sich bald dieser, bald jener ein Herz, nimmt seinen Anlauf und kömmt glücklich hinüber. Soviel wirken Beyspiele! Sollte es euch etwa nur daran fehlen, um recht viel Fleiß, Muth und Geschicklichkeit zu zeigen; so leset nur weiter!

„Und nun sollen die Kleinen sehen, was Menschenfleiß, Kopf und Hände vermögen!" sprach der Hr. Magister, und führte uns zur Stadt hinaus,

aus, um den Graben herum, in einen Garten, dessen jezziger Besitzer Hr. Doktor Stöller ist. Der Eingang dahin führte durch ein Gartenhaus, welches so groß und vollständig gebaut ist; daß eine ziemliche Familie sehr bequem darinn wohnen könnte. Im Garten selbst grünte und blühte uns alles entgegen. Besonders freuten wir uns über die mancherley fremden Gewächse, welche hierher zusammengebracht waren, und nun durch menschliche Kunst auf einem Boden gediehen, wo sie, der bloßen Natur überlassen, nie hingekommen seyn würden. Da sahen wir die spanische Weide — den Baum, der ein unansehnliches Insekt ernährt, welches unsern Leib wieder mit köstlicher Kleidung schmückt *). — Den Taxus, dessen Schatten zwar nicht tödtet, wie man sonst wohl glaubte, vor dessen Beeren und Blätter aber ich K[illegible]er immer warnen möchte, weil es gewiß ist, daß sie Vögel und Thiere vergiften — den

*) Besonders zur Zucht dieses Baumes benutzt Hr. D. Stöller diesen Garten, der zuerst in Langensalza angefangen hat, unmittelbar von selbst gezognen Würmern inländische Seide zu gewinnen. Er hat für diese rühmliche Bemühung, einen neuen Nahrungszweig empor zu heben, vom Churfürsten eine Preißmedaille erhalten.

den Feigenbaum, deſſen eine Art oft nur weibliche Blüthen allein hat, welche nie Frucht tragen würden, wenn nicht ein Inſekt den befruchtenden Blumenſtaub aus den Staubfäden, der blos männlichen Blüten hinüber trüge — mehrere Malven- und Aſierarten, die wir in unſrer Gegend nicht hatten — ſchwarzen Kümmel (Coriander) — ſpaniſche Wicken, mit ihren ſchönen Blumen — die krauſe Endivie — indianiſches Korn (Mais, türkiſchen Waitzen) wovon wir uns ohne den Entdecker Amerika's, den Columbus keinen Begriff machen könnten — und mehrere Pflanzen, die bey uns nicht wild wachſen. Je angenehmer es für den Naturforſcher iſt, die oft ſehr weit von einander entfernt wachſenden Arten des nämlichen Gewächſes beyſammen zu haben, um angenehme und lehrreiche Vergleichungen anzuſtellen und die wichtigen Unterſchiede des Boden, Klima, der natürlichen und künſtlichen Wartung zu entdecken: — jemehr es ihn freuen muß, ſeine Kenntniſſe, ohne weite Reiſen, viele Mühe und Aufwand erweitern zu können; deſto dankbarer ſollte allemal unſre Rückerinnerung an die wohlthätigen Menſchen ſeyn, durch deren Bemühungen ſolche Pflanzenſammlungen zu Stande kamen, beſonders, wenn damit ſo

viel

viel Schwierigkeiten verbunden waren, als hier. — Denn wisset, dieser durch tausend grünende, blühende und fruchttragende Gewächse, jetzt belebte Garten, war ehedem gröstentheils ein unfruchtbarer, oder steinichter Platz, auf dem kein Gräschen keimte, nicht einmal eine dornichte Distel wuchs. Eine verwittwete Herzogin von Sachsen-Weissenfels zog hierher und beschloß diese Trauerstätte in ein fruchtbares, mildes Gartenland umzuschaffen. Sie nahm fleißige und muthvolle Leute in Sold, schaffte Werkzeuge herbey und wies ihnen Plätze an, wo gute Gartenerde ungebraucht sich sammelte. Viele tausend Wagen und Karren voll Erde, Dünger und fruchtbarem Boden wurden herbey auf den unfruchtbaren Platz geführt, und nach einem Aufwand von 90000 Thlr. sah sie da, wo sich der Wandrer sonst an einem Stein stieß, hohe Fruchtbäume zu Schatten und Genuß einladen; sah sie da, ihre Augen durch frisches Naturgrün gestärkt, wo sonst grauer Kies den Blick ermüdete. Mannichfaltige Gerüche dufteten unzählige Farben, wechselten da, wo beydes vorher unmöglich schien. Gewiß die glücklichsten Jagden, die herrlichsten Opern und prunkvollsten Zimmer mer geben das Vergnügen nicht, was diese Fürstin

stin empfinden mußte, wenn sie in den Gängen dieses Gartens wanderte, zurückdachte, was er war, mit allen Sinnen empfand, was er geworden, und dabey sich bewußt wurde, zugleich die Kräfte vieler Menschen in Thätigkeit gesetzt und dieselben belohnt zu haben.

Was wir aber jetzt dabey empfanden, was sich uns für herrliche Aussichten in die Zukunft eröfneten, wie unser Muth wuchs und die Sehnsucht nach Hause ungemein lebhaft wurde, das kann ich euch eben so wenig beschreiben; als ihr sogleich diese lebhaften Regungen begreifen werdet. Ich muß euch nur sagen, daß unsre Zöglinge ein ähnliches Werk unternommen haben. Gleich hinter ihrem Wohnhause liegt ein steinigter Platz, den noch nie das Eisen fruchtbar gemacht hat. Diesen zum Garten umzuschaffen ist ihr Ziel, dessen Hälfte schon erreicht worden ist. Da sie aber keine fürstlichen Einkünfte, obwohl gesunde Körperkräfte haben; so halten sie keine Arbeiter, sondern legen in der Morgenstunde von 5—6 selbst Hand an, hauen mit Picken und Hacken den Fels loß, schaufeln den Schutt in Schiebekarren, fahren ihn weg, füllen Tiefen damit aus, und holen bessere Erde herbey, auch Sand, den die Wasserfluthen absetzen und

schaf-

schaften so neuen Boden, auf dem besseres Kräuter gedeihen. Die eine Hälfte des Platzes haben sie schon fruchtbar gemacht, haben schon das unaussprechliche Vergnügen gehabt, davon zu erndten, und noch den Tag vor unsrer Ausreise war ihre letzte Beschäftigung, eine Menge wohlgerathner Kartoffeln davon einzusammlen. — Aber die schwerere Hälfte des Werks haben sie noch vor sich. Sie haben eine höhere Seite zu ebnen, deren Umwandlung noch mehr Geduld, Zeit, Mühe und Kräfte erfordert. — Erfordernisse, welche die wirksamsten Mittel werden und ungemein viel ausrichten können wenn nur Muth da ist. Und dieser wuchs, beym Anblick dieses Gartens, der vorher noch weniger gewesen war, als die Anhöhe hinter dem Schnepfenthaler Erziehungshause. „So soll's da auch noch mit der Zeit aussehen!" war der allgemeine Vorsatz, wobey aber auch gegen den französischen Geschmack, nach welchem dieser Garten angelegt war, und der nur schnitzelt, zur Unzeit regelmäßige Figuren anbringt, durch Einförmigkeit ermüdet und die schöne, wilde, mannichfaltige Ordnung der Natur ganz verläßt, allgemein protestirt ward.

Soviel vom dritten Tage unsrer Reise!

Seidenmanufaktur zu Langensalza.

Nach einigen Besuchen bey werthen Freunden, welche uns durch ihre liebreiche gefällige Aufnahme zum herzlichsten Dank verpflichteten und zu ähnlichen Gesinnungen durch ihr Beyspiel aufs lebhafteste ermunterten, eilten wir in die hiesige Seidenmanufaktur. Diese Manufaktur war hier schon seit hundert Jahren im Gange; aber nur erst durch die Bemühungen der Hrn. Gebrüder Gräser, als der jetzigen Innhaber, kam sie erst recht in Aufnahme.

Zu einer Manufaktur gehören viele Menschen, so vielerley Arbeiten und Werkzeuge, so vielerley Geschäfte, von denen immer ein jedes mit dem vorhergehenden zusammenhängt und zum folgenden wieder vorbereitet; daß es unmöglich ist, in weniger Zeit alles zu überschauen, einzusehen und einem Dritten, der dies alles nicht gesehen, wieder einen so vollständigen Begriff davon zu geben, daß ihm keine Frage mehr übrig bliebe. Ihr werdet also hier keine umständliche Beschreibung erwarten, die allein ein kleines Buch wegnehmen würde; sondern euch mit dem Merkwürdigsten begnügen. Ich übergehe

gehe daher die Naturgeschichte der Seidenraupe, ihre Verwandlung, ihre Hülle aus welcher die Seide in Fäden abgesponnen wird. Ihr kennt gewiß alle den Seidenwurm und sein Gehäuse (Cocon), oder könnt doch sehr leicht davon Begriffe bekommen. Ihr könnt euch nicht vorstellen, mit welcher ausserordentlichen Sorgfalt und Mühe man, besonders in unsern Gegenden, den zärtlichen Seidenwurm, der in dem milden morgenländischen Klima zu Hause ist, vom Ey an bis zum Einspinnen in dies seidene Grab, das ihn uns eben so schätzbar macht, warten und pflegen muß. Sind viele tausend Seidenwürmer glücklich so weit durchgebracht, daß ein kleiner Vorrath von Cocons vorhanden ist; so erfordert die Zubereitung derselben zu weiterem Gebrauch, gewiß noch eben so viele Sorgfalt, Zeit und Mühe.

Die Cocons werden im Ofen gebacken um die Larve zu tödten, welche außerdem, von der Wärme gereizt, ihr Gehäuse durchbohren und es so zum Gebrauch untüchtig machen würde; weil vom zerrißnen Gespinnst nicht mehr ein einiger langer Faden abgewunden werden kann, sondern höchstens lauter kurze Fasern, allenfalls zu Floretseide brauchbar. Die gebacknen Cocons werden in heißes Was-

ser geworfen, damit der Seidenfaden losweiche. Dieser Faden ist äußerst zart und würde deswegen zu keiner Arbeit zu brauchen seyn. Daher werden die Fäden von mehreren Cocons durch einen Ring in einen einzigen geleitet, welcher sich auf eine Winde herumwickelt. — Ehe sich am Cocon der Seidenfaden zeigt, machen sich kurze Fasern, rund herum los, welche die äußerste Hülle des Gehäuses ausmachten, und die sogenannte Floretseide geben.

Außer dieser gröbern Floret- oder Flockseide, welche besonders zu Strümpfen gebraucht wird, theilt man die feinere, aufgewundne Seide in Organsin- und Tramseide ein. Die erstere ist die beste. Ihre Vorzüge sind Feinheit und Dichtigkeit. Sie erfordert auch eine weit sorgfältigere und vielfachere Behandlung als die Tramseide.

Wenn die Coconfäden alle auf der Haspel abgewunden sind; so nimmt man sie herab und nennt sie nun rohe Seide, aus welcher nachher theils Organsin- theils Tramseide verfertigt wird. Nachdem man sie mehr oder weniger dauerhaft und gut haben haben will, werden aus 2, 3, auch wohl 4 dieser rohen Fäden, wieder einzelne Fäden gedrehet, und mehrere dieser gedrehter Fäden wieder

der

der zu einem einzigen gezwirnt. Aus diesen gezwirnten Seidenfaden werden Strähnen gemacht und dann den Färbern und Seidenwirken übergeben. Hr. Gräser zeigte uns solche Strähnen roher, gezwirnter Seide. Sie war daher noch ungefärbt, aber ihre natürliche Farbe glänzte mit dem schönsten Goldgelb. Jeder Faden war aus 16 einzelnen Fäden zusammengezwirnt und doch so zart wie ein Haar. — Diese rohe Seide kommt nun, nachdem sie vorher gekoche worden, in die Hände des Färbers, welcher mehr darauf siehet, ihr Glanz und Farbenschönheit zu geben, als die Ordnung der Fäden zu erhalten. Daher ist das wieder ein neues mühsames Geschäft, die gefärbte Seide wieder in Ordnung zu bringen. Die wieder zu Strähnen geordneten Faden, werden sodann über Haspel gehängt und von da auf Bovinen *) ab-

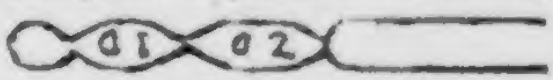
 gewik-

*) Bey jedem Leineweber könnt ihr euch durch den Augenschein vom Unterschiede der Bovinen und kleinen Spulen überzeugen. Ich muß euch überhaupt sagen, daß ich bey jedem meiner kleinen Leser die vollkommne Kenntniß des allbekannten Leinwebersthls voraussetze. Wer also etwa noch nicht daran gedacht haben sollte, sich von dieser so nöthigen und wichtigen

gewickelt. Man hat dazu eigne kleine, vortheilhaft eingerichtete Maschinen, deren uns auch Hr. Gräfer eine zeigte. Sie hatte vier kleine Räder oder Winden über deren jedes eine Strähne gefärbter Seidenfaden hieng. Eine Frauensperson konnte durch eine einzige Bewegung mit der Hand zu gleicher Zeit diese vier Räder herumdrehen. So wie sie drehte, lief von jedem Rade ein Faden (also zusammen vier Fäden) auf eine drunter liegende Bovine, und wickelte sich auf derselben zu einem einzigen Faden. Dabey war diese Maschine so artig eingerichtet, daß sich kein Faden über den andern, sondern alle, der Breite nach, in schönster Ordnung, neben einander aufwanden, und daß sie sehr schnell mit ungemeiner Leichtigkeit in Bewegung gesetzt werden konnte, ohne daß ein Faden ist.

Von den Bovinen kommt die Seide auf die Schermühle, welche in der Hauptsache die nämliche Einrichtung und Absicht hat, welche die Scherlatte, beym

gen Maschine einen deutlichen Begriff zu machen; der versäume nicht es noch zu thun, weil ihm sonst das, was ich noch davon anführen werde, eben so unverständlich bleiben möchte, als die Nachricht von der Porzellanfabrik dem, der noch nie begriffen hat, was ein Töpfer handhabe.

beym Leineweber zeigt. Die Fäden der Bovinen sind nämlich bestimmt, die Grundlage des Zeuges auszumachen, das gewebt werden soll. Sie werden daher der Länge nach über den Stuhl ausgespannt, nachdem vorher, die übrige Fadenlänge, welche noch weit über den Stuhl hinausreicht, auf die Rolle (Baum) des Stuhls aufgewickelt worden. In der Art und Weise diese Fäden auszuspannen, liegt das Mittel, sie durch Querfäden fest in einander zu gittern und zu dichten Zeugen zu vereinigen. Sie werden nämlich, wie ihr beym Leineweber sehet, nicht einzeln am Stock, der im Baume liegt, angeknüpft, sondern gedopdelt übergehängt, so daß eine doppelte Reihe Fäden, über einander hinläuft. Jetzt könnte ich zwar einen Querfaden durchziehen, aber wie ihn befestigen, wie verhindern, daß er nicht vorrückt? Auch könnte ich den Faden nur einmal durchstecken, da würde also die Weberey bald ein Ende haben. Wie aber, wenn ich die Fäden, von denen jeder so doppelt über einander liegt, (═══ kreuzweise mehrmals durcheinander steckte, etwa so? 

Nun könnte ich durch die Oefnung *a* 1 den Querfaden hinein, und auf der andern Seite durch *a* 2

wieder durchziehen, und wenn er durchgezogen wäre, dürfte ich nur die Oefnungen verengen und die Fäden recht dicht zusammenziehen; so würden die Längenfaden, der Breite nach schon zweymal durch den Querfaden verknüpft worden seyn. — Aber was wollen zweymal gegen so viele tausendmalige Verbindungen sagen, welche in einem langen Stück Zeuge nöthig sind? der Faden muß noch unzähligemal, der Breite nach durchgezogen, oder eingeschlagen werden; folglich ist die kreutzweise Lage der Fäden durch das ganze Stück, welches gewebt werden soll, bis zu Ende nöthig. Diese kreutzweise Lage der Fäden wird schon durch die eigne Art, wie man sie von den Bovinen auf die Scherlatte anhängt, vorbereitet, und durch die Kämme, Fußtritte und dazwischen gesteckte Stäbe erhalten. Dies alles macht euch ein gefälliger und verständiger Leineweber gern und leicht begreiflich; wenn ihr nur erst die Hauptsache gefaßt habt, worauf es bey jeder Weberey ankömmt, nämlich: auf Kreutzöfnungen, der in die Länge doppelt laufenden Faden, die, um dem Schützen zum Durchlauf mit dem Querfaden Raum zu schaffen, oben und unten weit genug aus einander gespannt, und um den Faden fest in die Oefnung einzuschließen, wieder stark zusammengezogen werden müssen. Nochmals

mals erinnere ich freundschaftlichst an einen Besuch beym Leineweber und dann bitte ich euch uns in die Seidenmanufaktur selbst zu begleiten, wohin uns, Hr. Gräser die Güte hatte, zu führen.

Ehe wir hinkommen, werde ich noch so viele Zeit haben, euch mit einigen eigenthümlichen Ausdrücken, welche immer Künstler besonders bey ihrer Kunst nur zu brauchen pflegen und die man daher Kunstwörter nennt, des Webers bekannt zu machen.

Die Fäden, welche der Länge nach über den Weberstuhl ausgespannt werden, heißt man alle zusammen den Aufzug, weil sie so aufgespannt oder aufgezogen sind, wie etwa die Saiten auf einem Klaviere — auch wohl die Kette, weil die Fadengebinde vom Weber auf eine solche eigne Art von der Scherlatte abgenommen werden, daß sie das Ansehn einer Kette bekommen — auch Zettel, Wurft ꝛc. Die Querfäden, welche man vermittelst der kleinen, im Schützen beweglichen Spule durch die Kreuzöfnungen der Kettenfäden wirft, nennt man den Einschlag. Unter dem Weberstuhl habt ihr einen Fußtritt bemerkt. Von demselben geht ein starker Bindfaden hinaufwärts nach der Kette und ist an einem Stab befestigt, der frey,

in der Quere unter der Kette hängt. Eine gute Spannehoch über der Kette schwebt auf gleiche Art ein Querstab. Beyde Querstäbe sind durch angeknüpfte Fäden verbunden und werden, weil sie dadurch die Gestalt eines Kammes bekommen, zusammen auch der Kamm genannt. Die Fäden beyder Kammhölzer sind aber nicht unmittelbar mit einander verbunden; sondern zwischen jedem derselben ist ein kleines rundes zusammengeknüpftes Fädchen in Gestalt einer o. Dieses Fädchen nennt man das Auge. Am obern und untern Theile des Auges, sind die Enden eines jeden Faden vom obern und untern Kammholz angeknüpft. So viele Enden der Kamm hat, an so vielen Augen ist er auch geknüpft.

Dieser Kämme sind zwey, auch mehrere, nachdem die Zeuge, welche gewebt werden sollen, verschieden sind. Zwischen diesen perpendikularen Kammfäden laufen die horizontalen Kettenfäden durch, doch nicht auf gleiche Art. Die Kettenfäden, welche durch die Augen des ersten Kammes laufen, laufen durch kein Auge weiter und wenn auch noch so viele Kämme hinter einander folgten, sondern gehen zwischen und neben den Augen aller übrigen Kämme vorbey. Eben so gehen die Kettenfä-

tenfä-

tenfäden, welche durch die Augen des zweyten Kammes laufen sollen, durch kein einziges Auge des ersten Kammes, sondern neben dessen so wie aller übrigen Kämme Augen vorbey. — So wie an den untern Kammstab vom Fußtritt an ein Bindfaden hinaufgieng; so ist auch am obern Kammstab ein Bindfaden befestigt, der in die Höhe über eine Rolle geleitet wieder herabläuft und da am obern Stab eines andern Kammes befestigt ist. Tritt der Weber auf den Fußtritt, so ziehet er mittelst des Bindfadens einen Kamm herunter, und zugleich die durch dessen Augen laufenden Kettenfäden mit. Indem dieser Kamm heruntergehet, so ziehet er den andern, mit dem er, vermittelst der Rolle verbunden ist, in die Höhe und zugleich die Kettenfäden mit, welche durch dessen Augen laufen, und so kann der Weber vermittelst des Fußtritts die Kette öfnen, den **Schützen** durchwerfen, und, wenn er den Tritt fahren läßt, den Einschlag mit der Kette wieder schließen und mit der **Lade** fest einpressen. — Der **Brustbaum** ist die Walze, an welcher die Kette gleich anfänglich befestigt wird, und vor welcher der Weber zunächst sitzt. Die **Lade** ist der große, viereckigte, bewegliche Rahm, der zunächst nach dem Brustbaume folgt, und welchen

chen der Weber nach jedem Einschuß des Einschlages auf sich zuschiebt. In diesen Rahm ist unten der ganzen Breite nach wieder ein andrer Rahm eingesetzt, der aber nur ein Paar Zoll hoch ist. In diesem stehen dicht nebeneinander kleine Rohrstifte, zwischen welchen auf die nämliche Weise, wie zwischen den Kämmen, die Kettenfäden durchlaufen. Dieser kleine Rahm heißt das **Blatt**, welches den eingeschoßnen Faden allemal recht fest anzwängt. — Solcher Theile und ihrer Benennungen giebt es noch weit mehrere; aber meine Zeit ist um, wir treten in das Manufakturgebäude.

Ein erquickender Anblick, in einem großen Saale und einigen dran stoßenden Stuben, eine Menge Menschen thätig beschäftigt und 30 Webestühle im Gange zu sehen! Wir konnten uns nicht enthalten, die Zahl der fleißigen Arbeiter etwas näher zu untersuchen, und wurden mit einer wahrhaften Hochachtung gegen die Herren Gebrüder Gräser erfüllt, da wir erfuhren, daß sie durch ihre Anstalten, Einrichtungen, durch ihre thätige Betriebsamkeit und Unterstützung, in diesem Hause täglich 60 Personen, alt und jung, erhalten, und im Ganzen blos durch ihre Manufaktur wohl tausend Menschen in Nahrung setzen. Der geringste

Wochen-

Wochenlohn, den sich hier ein zwölfjähriger Junge verdienen konnte, belief sich doch auf 12 gl. Ein bloßer Lehrjunge konnte es schon auf 20 gl. und ein Geselle auf 1 Thl. 12 gl. bringen.

Der Weberstuhl des Seidenwirkers hat, im Ganzen eine gleiche Einrichtung mit dem Stuhle des Leinewebers. Da aber der Seidenweber 1) ein viel zärteres Produkt und dasselbe 2) auf eine viel mannichfaltigere Weise verarbeitet; so folgt ganz natürlich, daß der Seidenweberstuhl 1) etwas andere und 2) mehrere Theile hat. Ich will euch von beyden einen kleinen Begriff zu geben suchen. Vor allen Dingen muß ich erinnern, daß in der hiesigen Manufaktur keine ganz- sondern nur halbseidne Zeuge verfertigt werden, außer welchen beyden Arten, es noch eine dritte, die Gaze- oder Florweberey giebt. Bey den halbseidnen Zeugen vermischt man die seidnen, mit den wohlfeileren, leinenen, schaaf- oder baumwollenen Faden.

Die ältesten halbseidnen Zeuge sind die sogenannten Paplins. Hier ist die Kette Organsinseide und der Einschlag von feinster Schaafwolle. Wir sahen von diesen Zeugen vortrefliche Muster. Ausser diesen sahen wir halbseidnen Gros-de-Tour, dessen Kette durchaus Seide, der Einschlag aber

einen

einen seidnen und zwey baumwollne Fäden hat. Noch ein Zeug ward von schwarzer Baumwolle und weisser Seide gewebt, welches hier häufig gearbeitet und uns besonders deswegen merkwürdig war, weil es beynahe ganz allein nur in einer einzigen Provinz Thüringens, im Altenburgschen getragen wird. Die Altenburger haben überhaupt eine eigne Nationaltracht, die ihr vielleicht bey einer andern Gelegenheit kennen lernen sollet. — Camelote sind auch bekannte halbseidne Zeuge, die sonst besonders sehr stark getragen wurden.

Der Seidenweber weicht hauptsächlich darin vom Leinweber ab, daß er ein weit zarteres Product verarbeitet. Dieß erfordert weit mehr Genauigkeit in der Behandlung und weit mehr Vorsicht, um es zum haltbaren Zeuge zu machen. Daher kommen nun einige Abweichungen in den Stükken beyder Handwerker. Die Lade des Seidenwebersthuls ist z. B. weit leichter, als beym Leinweber, die Stifte des Ladenblattes sind von spanischem Rohr oder von fein polirtem Stahl. Die Kettenfaden werden, um sie besser zu schonen, in mehrere Kämme vertheilt; wenn auch ebey keine besondre Zeugart auf dem Stuhle ist, die dies an sich nothwendig erforderte. Und so sind noch viel mehr Eigenheiten, welche die besondern, verschiedenen

nen Zeugarten erfordern. So verlangen die Sammtzeuge eine andre Einrichtung des Stuhles, als die Stoffe; die Stoffe eine andre, als die Atlasse u. s. w. Da wir aber hier blos halbseidne Zeuge verfertigen sahen; so kann ich euch nichts von der besondern Verfertigungsart dieser Zeuge sagen. Dafür will ich euch lieber einen Begriff von einem Hauptstück des Seidenweberstuhls zu machen suchen, das bey allen Seidenarbeiten gebraucht wird. Ich meyne das Ziehwerk.

Nicht alle Seidenzeuge sind glatt und einfärbig. Ihr werdet mehrfarbige auch solche Seidenstücke gesehen haben, in denen Blumen oder andre erhabene Figuren regelmäßig eingewebt waren. Wie soll das bewirkt werden? Ihr begreift leicht, daß die schon vorhandne Maschine nicht zureicht, auch noch Blumen einzuweben, wenn sie gleich hinlänglich ist, den Grundzeug in einander zu ketten, auf welchem die Blumen hervorragen sollen. Sollen die Blumen eingewebt werden; so gehet das auf keine andre Weise an, als daß außer dem gewöhnlichen Einschlag, noch besondre Seidenfäden von andern Farbnn eingeschossen werden, welche dann die bunten Blumen bilden. Aber da ist die Schwierigkeit, daß der Einschlag durch die ganze Breite des Stücks durchläuft und nur immer grade Linien

nien zeigt; da doch die Blume nicht überall, sondern nur hie und da, aber regelmäßig, und nicht als grade Linie, sondern unter einer gewissen bestimmten Figur, das einemal wie das andremal gesehen werden soll.

Ehe ich euch zu erklären suche, wie diese Schwierigkeiten gehoben werden, muß ich euch sagen, daß meist alle Seidenzeuge, so auf dem Stuhle ausgespannt und gewebt werden, daß die linke Seite des Zeuges oben, vor den Augen des Webers, die rechte aber unten zu liegen kommt. Wenn ihr geblümte Seidenzeuge untersucht; so findet ihr, daß nur auf der rechten Seite die Blumen schön und kenntlich, auf der linken aber undeutlich und halb verdeckt sind.

Ihr habt oben gelesen, daß die Kettenfäden, um dem Einschlag eine Oefnung zu machen, zur Hälfte in die Höhe gezogen werden. Denkt euch einmal 400 weisse seidene Kettenfäden, die auf dem Stuhle aufgespannt, durch's Blatt und die Kämme laufen. Denkt euch im Blatte hundert Rohrstifte; so begreift ihr leicht, daß allemal zwischem jedem Stifte 4 weisse Fäden auf einmal laufen müssen, wenn alle 400 Fäden durchs Blatt gehen sollen. Nähme ich auch zum Einschlage weisse Fäden; so würde dies ein weisses Zeug werden. Gesetzt aber,

jemand

jemand verlangte ein schwarzgetippeltes Zeug, so daß wenn ein Zoll in die Länge weisses Zeug gewebt worden wäre, nun allemal in die Breite etwa 20 schwarze Punkte noch mit eingewebt werden sollten, wie da? Vor allen Dingen versiehet sich der Seidenweber, außer den Spulröllchen zu den weissen Einschlagfäden, noch mit andern, welche mit schwarzen Fäden bewickelt sind. Von den letztern nimmt er allemal eins zur Hand, wenn er einen Zoll lang durchaus weiß gewebt hat. — Wollte er nun die Kette wieder Faden um Faden öfnen; so daß die eine Hälfte oberwärts, die andre herunterwärts auseinander gespannt wurde; so würde der schwarze Faden so gut auf die rechte, als auf die linke Seite hinkommen und überdem 10 besondre schwarze Punkte nicht einmal sichtbar machen. Deswegen hebt der Weber, weder die ganze Hälfte der obern Fäden noch die andre ganze Hälfte der untern Fäden allein sondern an 10 Orten der Kette (versteht sich in der Breite) die obern und unten liegenden Fäden zugleich, in die Höhe; so daß, wenn man unter den Stuhl die Kette ansähe, 10 Lücken durch die ganze Breite gehen würden. Von der ganzen Kette sind also an 10 Stellen die Fäden in die Höhe genommen; nun schießet der Weber unter diesen, an 10

Orten in die Höhe gezognen Fäden, das Spulröllchen mit dem schwarzen Faden durch, welcher jetzt, unten, auf der rechten Seite des Zeuges, auch blos an den 10 Orten sichtbar seyn wird, wo durch die, in die Höhe gezognen Faden, Lücken entstanden waren. Diese in die Höhe gezognen Kettenfäden fallen hierauf wieder auf den schwarzen Einschlagfaden herab, welchen das Ladenblatt durch seine Schwere fest eindrückt. Damit nun aber auch die Punkte recht regelmäßig, gleichweit von einander erscheinen; so darf er nur am Blatte, welches, wie ich oben sagte, 100 Stifte bey diesem Zeuge haben sollte, von 10 Stiften zu 10 Stiften allesmal die 4 Kettenfäden, die neben jedem Stift vorbeylaufen, in die Höhe heben. — Habt ihr dieß völlig begriffen, so sehet ihr leicht ein, daß außer dem gewöhnlichen Einschlag, noch mehrere schwarze Fäden hinter einander auf die Art eingeschossen werden müssen, weil einer allein noch keinen merklichen Tippel bilden würde. Habt ihr dieß recht begriffen; so könnt ihr euch, bey einigem Nachdenken auch nun schon vorstellen, wie auf gleiche Art Figuren und Blumen eingewebt werden können. Es kömmt nur immer darauf an, daß die Kettenfäden an den Stellen, wo ein Theil der Figur, bey

jedem

jedem Einschlage hinkommen soll, alle in die Höhe gezogen werden. Freylich gehört hierzu eine ausserordentliche Aufmerksamkeit und Genauigkeit, weil eine Blume nicht gleich breit und lang und eine gradlinigte Figur ist, sondern am Stil schmal, an der Blüte breit ist und sich in gebognen Linien schlängelt. Um solche Figuren richtig herauszubringen, müssen daher beynahe nach jedem Einschlage, wieder andre und bald mehr, bald weniger Kettenfäden in die Höhe gezogen werden. Auch sind die Blumen vielfarbigt. Soll diese Verschiedenheit der Farben ausgedrückt werden; so muß für jede Farbe, ein besondres Spulröllchen, mit einem ähnlich gefärbten Faden da seyn und der Seidenweber hat alle seine Achtsamkeit nöthig, ja kein unrechtes Röllchen zu ergreifen und etwa da einen rothen Faden einzuschießen, wo ein grüner hingehört.

Damit es euch aber immer begreiflicher werde, wie der Seidenweber nur allemal die rechten Kettenfäden treffen könne, um sie in die Höhe zu spannen und unter ihnen durch, immer am rechten Orte die farbigten Fäden einzuschießen, welche die Blume bilden sollen; so erinnert euch zuförderst an eure ersten Versuche in der Schreibkunst. Worauf kam es hauptsächlich an, nicht wahr, auf eine gute

Vorschrift? — Grade so ist es auch beym Seidenweber, er muß ein Muster, ein Gemälde auf dem Papiere vor sich haben. — Gesetzt, er hätte eine gemalte Blume vor sich, die er nachweben sollte; könnte er sie nicht auf einem andern Papier abzeichnen, die Zeichnung ausschneiden, so, daß sich auf der ausgeschnittnen Stelle der Umriß der Blume zeigte? — Wenn er nun diesen ausgeschnittnen Bogen auf seine Kette legte, würden da dem Weber nicht durch die ausgeschnittne Stelle, alle Gegenden seiner Kette bemerklich werden, wo die Blume hingehört? Würde er nicht genau sehen, wie weit sie gehet, und welche Fäden in die Höhe genommen werden müßten? denn er sieht ja nur blos, in der Gegend die Fäden durchlaufen, wo die ausgeschnittne Blume ein Bogeneine Oefnung gemacht hat; da hingegen die übrigen Theile der Kette durchs Papier bedeckt werden.

Das wäre also so ein Mittel, genau auf der Kette die Stellen ausfindig zu machen, wo jedesmal ein Theil der Fäden völlig in die Höhe gehoben werden müßte, um auf der rechten Seite des Zeuges Oefnungen zu machen, durch welche der Farbenfaden sich zeigen, und nach mehreren Ein-

schlä-

ſchlägen die Blumenfigur bilden kann. — Aber nun gehet einmal zum Leineweber, und gebt ſcharf acht, wie es hergehet. Da werdet ihr, bey genauer Aufmerkſamkeit euch überzeugen: 1) daß wegen der Kämme gar kein Platz auf der Kette iſt, wo ſo ein ausgeſchnittner Muſterbogen liegen könnte, 2) wäre auch Platz; ſo könnte der Weber, die durchgeſchnittnen Blumenſtellen ausgenommen, doch an allen übrigen Orten nicht ſehen, was er webte, 3) würde durch die beſtändige Bewegung der Kämme und Lade, der Bogen auf der Kette immer hin und her geſchoben und folglich auch, die Fadenſtellen der Blumen alle Augenblicke verrückt werden, aber 4) und hauptſächlich käme es doch noch auf eine Erfindung an, zum jedesmaligen Einſchlage, grade die Anzahl von Kettenfäden, nicht mehr und nicht weniger, als zur jedesmaligen Blumenbreite erfordert wird, recht ſchnell in die Höhe zu ſpannen, ſchnell wieder fallen zu laſſen (damit die Lade den eingeſchlagnen Blumenfaden befeſtigen könnte) und zum folgenden Einſchlage wieder ſchnell die folgenden, gehörigen Kettenfäden auf gleiche Weiſe zu heben und fallen zu laſſen.

Der Leineweber hilft ſich durch Kämme, die er mit dem Fuße tritt, ohne viele Schwierigkeiten;

eben so hilft sich der Seidenweber, bey dem gewöhnlichen Einschlagfaden, ohne weitere Verwirrung. Er will nur vermittelst des Kammes die ganze Kette in zwey gleiche Hälften, in Gestalt einer Schere theilen, um zwischen durch den Einschlagfaden einzuschießen. Aber beym Einschlag der Blumen ist dies ganz anders. 1) Wird die Kette nicht durch die ganze Breite aufgehoben, sondern nur an den Stellen, wo Blumen erscheinen sollen 2) an diesen Stellen nicht zur Hälfte, wie beym andern Einschlagsfaden, sondern völlig, so daß unter der Kette eine völlige Lücke entstehet, 3) verringert oder vermehrt sich, beynahe nach jedem Einschlage die Anzahl der Kettenfäden, welche an der Blumenstelle, in die Höhe gehoben werden müssen, weil die Figur der Blume selbst sich alle Augenblicke ändert und bald eine größere, bald eine schmälere Breite einnimmt. Sollte nun der Aufzug durch Kämme geschehen; so müßte vom Anfang der Blume an nach jedem Einschlage ein andrer Kamm ausgespannt seyn, und daß so fort bis zum letzten Blumenpunkt. — Nun stellt euch nur einmal die Blume ein wenig groß vor; so könnt ihr immer auf ein Paar hundert Einschläge und folglich auch auf ein Paar hundert Kämme rechnen.

Und

Und die zweyhundert Kämme brauchten wieder zweyhundert Fußtritte. Denkt, wo sollte dazu Platz auf der Kette, und unter dem Stuhl herkommen, und wie sollte es der arme Weber anfangen, sich nicht zu verwirren, und immer den rechten Fußtritt zu treten!

Alle diese Schwierigkeiten zu vermeiden, dachte man nun hin und her auf Mittel. Der Erfindungsgeist eines Menschen, welcher früh sich beflissen hat, über alles nachzudenken und fleißige Vergleichungen anzustellen, weiß dergleichen in den schwierigsten Fällen auszumachen, und auch hier entdeckte man eins. Man erfand das Zugwerk. Ehe ich euch dies zu erklären versuche, müsset ihr euch, den Zweck dieser Maschine recht deutlich, noch einmal vor Augen stellen. Dieser soll seyn: Nach jedem Einschlag allemal diejenigen Kettenfäden in die Höhe zu ziehen, welche nach und nach gehoben werden müssen, um die ganze Blumenfigur an den aufgehobnen Stellen einweben zu können.

Zu dem Ende wird zu der Musterblume ein großer Bogen, welcher der Deutlichkeit wegen viel größer und besonders breiter ist, als das, auf dem Stocke ausgespannte Zeug, genommen. Auf diesem Bogen werden der Länge nach so viele Linien gezogen,

zogen, als die Kette zum Zeuge, auf dem Stuhle Fäden hat. Diese Längenlinien, werden von andern in die Breite durchschnitten, welche den Einschlag vorstellen; so daß ihr auf dem ganzen Bogen nichts als kleine Quadrate gewahr werdet. Dieser Bogen stellt also die gezeichnete Zeugkette vor. Auf diesen Quadraten wird nun die Blume gezeichnet und ausgemalt. Etwas Aehnliches findet ihr in den Strickbüchern der Damen; wo der Musterzwickel auch auf lauter kleinen Quadraten verzeichnet ist, um es der Strickerinn leicht zu machen, genau die Figur nachzustricken. Sie darf nur Reihe vor Reihe die Quadrate der Figur zählen. So viel Quadrate sich in jeder Reihe finden; so viel Maschen strickt sie auf jeder Nadel bunt, und am Ende wird auf dem Strumpfe die nämliche Figur erscheinen, die im Strickbuch gezeichnet war.

Denkt euch jetzt ein Bret, das so viele Löcher hat, als der Bogen Quadrate. Zählet alle Längenlinien auf dem Bogen mit den vielen Quadraten. Es sollen einmal, um sie besser übersehen zu können, nur 20 seyn. Vergesset nicht, daß diese 20 Längenlinien, welche auf dem Bogen gezeichnet sind, die Kettenfäden auf dem Stuhle vorstellen sollen, welche wir gern nach der Blumenfigur

in die Höhe zu ziehen wünschten. Zu dem Ende knüpft eben so viel, nämlich 20 Bindfäden, dicht neben einander auf einen Stab. Wenn ich diesen Stab jetzt quer über die Kette hielte, und die 20 Bindfaden, die mit ihrem einem Ende am Stabe festgeknüpft sind, am andern Ende an die Kettenfäden befestigte, so könnte ich mittelst dieses Stabes schon die ganze Kette in die Höhe heben. Aber damit ist mir noch lange nicht gedient, ich will ja eine Blume einweben, also darf ich nicht immer alle 20 Faden der ganzen Kette heben, sondern bald 4, bald 6, bald 8, bald 12, nachdem die Blume mehr Breite braucht. Also knüpfe ich am andern Ende der 20 Bindfäden, die am Stabe festgeschlungen sind, nicht die Kettenfäden des Stuhles, sondern — glücklicher Einfall! — an jeden Bindfaden wieder andre Schnüre. Es ist aber nicht einerley, ob ich viel oder wenig Schnüre an jeden Bindfaden knüpfe; ich muß mich mit der Anzahl genau nach den Quadraten meines Bogens richten.

Stellt euch diesen Bogen mit den Quadraten wieder recht lebhaft vor. Könnet ihr ein bischen mit Bleystift, Lintal und Pinsel umgehen; so wollte ich euch wohl rathen, einen Bogen vor euch zu nehmen, 20 Linien der Länge nach, und gleich

weit von einander, darauf hinzuziehen, durch dieſe Linien wieder andre zu ziehen, ſo daß gleichſeitige Quadrate auf dem ganzen Bogen entſtänden. Nun nehmt euern Pinſel und mahlt euch eine Blume auf euern Bogen hin, ſo groß, daß ſie bis an den rechten und linken Rand des Bogens reicht. Eure Längenlinien numerirt unten am Rande des Bogens mit 1, 2, 3, bis 20. Ihr werdet finden, alle Längenlinien gehen durch eure gemalte Blume; doch mit dem Unterſchiede, einige durch viele bemalte und wenige weiſſe Quadrate des Bogens, andre Längenlinien hingegen, und zwar die meiſten gehen durch weit mehr weiſſe, als bemalte Quadrate. — So iſt es auch mit dem Bogen, auf welchem die Muſterblume gemalt iſt beſchaffen. Der Weber hat ſeinen Muſterbogen vor ſich und den Stab mit den 20 Bindfaden in Händen. Er faſſet den erſten Bindfaden und ſiehet dabey nach der erſten Längenlinie, durch wieviel bemalte Quadrate ſie läuft. Es ſollen deren 2 ſeyn; ſo knüpft er am erſten Bindfaden 2 Schnüre, läßt ſich das Bret welches eben ſo viel Löcher, als der Bogen Quadrate hat, ſo über den Bogen halten, daß er durch jedes Loch auf das darunter befindliche Quadrat ſehen kann. Nun ſucht er die 2 Löcher, welche gra-

de

de über den 2 bemalten Quadraten der ersten Längenlinie stehen müssen, und durch diese steckt er nun die 2 sehr langen Schnüre des ersten Bindfadens.

Hierauf fasset er den zweyten Bindfaden, siehet zu, durch wieviel bemalte Quadrate seine zweyte Längenlinie auf dem Bogen läuft, (es sollen 5 seyn) und knüpft dem gemäß, an seinem zweyten Bindfaden 5 Schnüre, die er wieder durchs Bret, genau in die Löcher steckt, welche über den 5 Quadraten des Bogens liegen. Und so knüpft er seine Schnüre durch, bis für jedes bemalte Quadrat der Blume, eine Schnur durch das ähnlich liegende Loch läuft. Da seht ihr jetzt die Lage der Blumenquadrate durch die, in den ähnlich liegenden Oefnungen des durchlöcherten Brettes, herunterlaufenden Schnüre völlig nachgeahmt. Da aber die Quadrate des Bogens, eben so ähnlich das Netz der Ketten- und Einschlagsfäden auf dem Stuhle nachahmen; so werden die Schnüre, wenn ich das durchlöcherte Brett grade über der Kette halte, auch grade unten die Stellen der Fäden berühren, welche in die Höhe gezogen werden müssen, um die Blumenfigur einzuweben. Sie können also, zum Aufzuge an den Kettenfäden an den gehörigen Stellen

len, auf die Weise angehängt werden, wie der Leineweber seine Kämme einhängt. Dies geschiehet in der That.

Das durchlöcherte Brett, zwischen welchem die Schnüre nun durchlaufen und die Blumenfigur nachahmen wird an der Seite des Stuhles, etwa 5 Schuh hoch, horizontal befestigt. Ganz oben an der Seite des Stuhls befindet sich ein ähnliches durchlöchertes Brett. Durch dieses werden die Schnüre, in gleicher Ordnung in die Höhe gezogen, über den Stuhl auf Rollen, und hinab durch ein drittes durchlöchertes Brett bis auf die Kettenfäden geleitet. Sie laufen durch die Kette beynahe bis zur Erde hinab. Damit sie gespannt hängen, wird unten an jeder Schnur ein Stück Bley befestigt, welches durch seine Schwere die Schnur in Spannung erhält. Diese Schnüre, welche man alle zusammen den Harnisch nennt, haben da, wo sie durch die Kette, gehen eben solche Augen wie die Kämme, durch welche Augen die Kettenfäden auf eben die Weise wie durch die Kammaugen laufen. Folget nun mit euern Augen in Gedanken, den Schnüren von der Kette an, wieder in die Höhe nach; so sehen wir sie durchs dritte Brett, von da über die Rollen in's zweyte Brett und endlich wieder in's erste Brett laufen.

Unter demſelben ragen ſie nur noch eben ſo weit vor, daß man ſie mit Händen faſſen kann. Hier iſt wieder etwas Neues vorgegangen. Da man beym erſten Durchziehen der Schnüre durch die Löcher des Brettes blos die Längenlinien zählte, und acht gab, durch wie viele bemalte Quadrate, und folglich durch wie viele Löcher in der Länge hin auf dem Brette die Schnüre durchgelaſſen werden mußten; ſo hat man jetzt auf den Querlinien die Löcher bemerkt, durch welche Schnüre laufen, und allemal zwiſchen dem erſten und zweyten Brette, alle Schnüre, welche auf der nämlichen Linie in die Breite durchgehen, in der Mitte, in einem Packt zuſammengebunden. Von dieſem Packt aller Schnüre, die in einer einzigen Linie, der Breite nach, durch die durchlöcherten Bretter gehen, laufen 2 ſtarke Leinen, ebenfalls durch das erſte durchlöcherte Brett herab, und in der nämlichen Breite, welche unten an ein längliches Stückchen Holz, das man den Ziehkegel heißt, feſtgeknüpft ſind. Auf gleiche Weiſe wird die zweyte Reihe Schnüre, der Breite nach, zuſammengebunden, und dieß Packt, durch die Leinen, mit einem zweyten Ziehkegel unterhalb des Brettes verbunden. So erhält das erſte durchlöcherte Brett ſo viel Ziehkegel als Reihen

Schnü

Schnüre in der Breite durchs Brett gehen, oder als Linien der Breite nach, durch die Längenlinien auf dem Musterbogen giengen.

Bey diesen Kegeln wird ein Junge gestellt, welcher diese Kegel der Reihe nach so ziehet, wie sie in den Löchern folgen. Nach jedem Einschlage ziehet der Junge einen Kegel. Mit diesem einzigen Zuge, werden alle Schnüre, die in einer Linie der Breite nach liegen, auf der einen Seite, herunter, folglich auf der andern Seite, hinauf, und mit ihnen alle die Kettenfäden, welche über die Augen gehängt worden, in die Höhe gezogen. Da nun die Schnure genau nach den Blumenquadraten, durch die Oefnungen der Bretter gezogen und folglich immer in gleicher Ordnung bis zur Kette geleitet und da an den gehörigen Stellen angeknüpft worden; so müssen nothwendig auf diese Art, nach jedem Einschlage, genau nur immer die Kettenfäden an denjenigen Stellen gehoben werden, wo die Blume hinkommen soll.

Versucht hätte ichs hiermit, euch das Ziehwerk und das Blumenweben, vermittelst desselben zu erklären; aber ob ihr nun meine Erklärung auch verstanden habt? — Ich muß gestehen, daß es mir einige Mühe gekostet, euch diese sinnreiche Einrich-

richtung so vorzustellen, daß ihr ohne Verwierung alles deutlich übersehen könntet. Ich habe hierauf die Probe gemacht, diese Beschreibung einigen Kindern langsam vorgelesen, und diese haben vermittelst einiges Nachdenkens alles verstanden. Daher habe ich die Hofnung, es wird euch ebens falls alles begreiflich werden, wenn ihr nur dabey so viel Nachdenken, als ich Mühe, anwenden und allenfals, Papier, Bleystift, ein Paar Bretter und Bindfaden zu Hülfe nehmen wollet.

So sehr aber unsre Zöglinge diese kunstreiche Zusammensetzung bewunderten; eben so sehr regten sich in ihrem Herzen auch Gefühle des Mitleydens, beym Anblick der Hände, dieser Knaben, welche die Ziehkegel bey jedem Stuhle zogen. Bey einigen waren die Hände wie geschunden, man sah die abgeschälte Haut kaum noch hie und da, an dem Fleische hängen; andre hatten schwarze Knoten und rothe Beulen und bey einem Anfänger, der dieser Arbeit noch nicht gewohnt war, hieng das Fleisch von den Händen herab. — So sehr schneiden die um die Kegel gewundnen Linien ein, welche schnell nach jedem Einschlage, und weil sie mehrmals aufgespannt sind, mit allen Leibeskräften gezogen werden müssen. Es ist traurig, sehr traurig, daß fast durchgehends, die Erwerbungs und Verfertigung

gung der Dinge, welche nur der Mensch, im Ueberflusse, zum Prunk und Putz braucht, einer zahlreichen Klasse von andern Menschen, außer der mühseligen Arbeit, noch Plagen und Schmerzen verursacht, oft ihre Gesundheit untergräbt und das Leben raubt. Je mehr ihr den Künstler und Handwerker in seinen mannichfaltigen Geschäften, werdet kennen lernen; desto mehr wird euch die Erfahrung von dieser traurigen Wahrheit überführen. Denket nur an Amerika, an die Negersclaven itzt, die unter den beschwerlichsten Arbeiten für uns ihr Leben aufopfern, und an die armen Indianer vormals deren traurige Schicksale euch Freund Campe in drey Büchern bekannt gemacht hat. Wieviele tausend dieser schuldlosen Wilden tödtete nicht der Golddurst der Europäer! Wie gerührt waren unsere Zöglinge, da sie besonders ihr Schicksal mit dem traurigen Loos dieser Knaben verglichen! Gewiß ihre Gesinnungen wurden in dem Augenblick besser, und der guten Vorsätze, mehrere lebhaft rege; so gewiß — als die verständigen unter meinen Lesern, hier einen verständigen Gedanken denken, vielleicht niederschreiben werden.

Weil die Schnure beym Ziehen mit den Händen so viel Ungemach anrichten, schwer zu ziehen

sind

sind und demohnerachtet oft reissen; so hat man dem erstern Uebel, durch Tritte, wo also der Fuß die Schnüre herunter spannt, und beyden Uebeln durch eine Ziehmaschine abzuhelfen gesucht. Da diese Maschine aber, wegen der künstlichen Zusammensetzung etwas kostbar ist; so sahen wir hier nur eine einzige, auf welcher die besten und schwersten Zeuge gemacht werden, weil sie niemals fehlt. — Die Stühle, auf welchen Blumenzeuge gewebt wurden, hatten auch einen doppelten Aufzug, oder eine doppelte Reihe Kettenfäden übereinander, wovon die obere Reihe zum Grundgewebe des Zeuges bestimmt war. Die untern Kettenfäden aber dienten den Blumen als Grund. Die Kettenfäden, welche zum ersten Grund bestimmt waren, bestanden aus roher, harter, wenig bearbeiteter Seide, beynahe, wie sie vom Cocon kömmt. Hingegen zu den Kettenfäden des zweyten, oder Blumengrundes, war sehr feine und gereinigte Seide genommen. — Je mehr Faden durch ein Harnisch oder Kammauge gezogen sind, desto dichter, feiner und stärker werden die seidnen Zeuge.

Hier beschließe ich den Auszug dessen, was wir durch die Belehrung und Gefälligkeit Herrn

Gräsers des Jüngern, während unsers Aufenthalts in der Seidenmanufaktur lernten.

Färberey.

Wahrscheinlich darf ich bey den meisten meiner jungen Leser voraussetzen, daß sie die drey vortreflichen Bücher, von der Entdeckung Amerika's, deren ich oben erwähnte, gelesen haben. Entsinnet ihr euch noch aus dem zweyten Theile, des Hermandez, welchen Velasquez auf neue Entdeckungen ausschickte? Entsinnt ihr euch auch noch der Kampeschenbay, in die er, längst der Küste von Yukatan, hinsteuerte? denkt, aus dieser Gegend sahen wir in Langensalza ein rohes Produkt, welches daselbst verarbeitet ward.

Hr. Gräser führte uns aus der Seidenmanufaktur in die Raspelkammer, wo wir mehrere große Klötze Kampeschenholz und auch gleich dabey das schwere Raspeleisen sahen, womit die kleinen Späne vom großen Klotze sehr mühsam heruntergeraspelt werden. Wir hatten öfters gehört, daß diese Raspelart sehr beschwerlich, und daher eine Beschäftigung sey, mit welcher man Züchtlinge, unter andern in Amsterdam strafe.

Das

Das wollte uns auf den ersten Anblick gar nicht zu Sinn; wir trauten daher unsern Augen nicht allein, und nahmen das Gefühl zu Hülfe, um hinter die Wahrheit zu kommen. Kaum konnten die stärksten unsrer Zöglinge das Eisen heben, und uns Erwachsnen kostete es viele Anstrengung nur einige Späne damit herunterzubringen. Dies Eisen ist etwa so lang und eben so gezähnt, wie eine Säge, ist aber dabey viel dicker und ohne hölzernen Handgriff. Die Dicke macht die Zähne stumpf, welches deswegen nöthig ist, damit das Eisen den Klotz nicht durchschneide, sondern, welches der eigentliche Zweck ist, von dessen Oberfläche nach und nach kleine Theile wegnehme, bis der ganze Klotz in Späne zerraspelt ist. — Ein rechter starker fleissiger Arbeiter kann indessen doch des Tages 50 Pf. Späne abraspeln, womit er sich 7 gl. verdient. Der Centner dieser Späne wird mit 14 gl. bezahlt.

Die Klötze, die wir hier sahen, mochten ohngefähr 1 1/2 Schuh im Durchschnitt haben; doch wächst der Baum bis zu 6 Schuh im Umfange. Aus dem mühsamen Raspeln begriffen wir leicht, daß seine Holztheile sehr dicht zusammenhängen, und das Kampeschenholz folglich zu den festen Holzarten gehöre, welche sich eben deswegen auch durch

besondre Schwere auszeichnen. Und diese Klötze waren außerordentlich schwer! die abgeraspelten Späne hatten eine gelbrothe Farbe. Diese Späne sind wegen ihrer färbenden Theile, und zusammenziehenden Eigenschaft, wodurch eben die Farben die Kraft bekommen, alles recht zu durchdringen, allen Färbern, besonders zum Färben der wollnen Zeuge und Tücher sehr brauchbar. Sie haben im Grunde mit den Galläpfeln die nämlichen Eigenschaften. Sie geben, wie diese, eine durchdringende Farbe, wenn man sie mit Vitriol vermischt; daher sind eben die Galläpfel ein nothwendiges Ingredienz zur Bereitung einer guten Dinte. Da aber die Galläpfel nur theilweise auf den Blättern der Eichen gefunden werden, das Kampeschenholz hingegen, in ganzen, starken Stämmen, wohl 24 Schuh hoch wächst, folglich häufiger vorhanden, und deswegen auch viel wohlfeiler ist, wenn es gleich in Neuspanien wächst; so bedienen sich die Färber doch lieber des Kampeschenholzes als der Galläpfel. Der Verbrauch dieses Farbholzes ist so groß, daß dadurch der Handel damit sehr wichtig wird. In der That macht der Kampeschenbaum allein den eigentlichen Werth der großen Provinzen Yukatan und Honduras in Neuspanien aus, die sich ausserdem weder durch fruchtbaren Boden,

noch

noch durch ergiebige Bergwerke auszeichnen. Aber nirgends wächst in Amerika dieser Baum so häufig als hier. Die Spanier zogen blos durch diesen Handel einen so beträchtlichen Gewinn, daß der Engelländer erstes Geschäft, nach der Eroberung von Jamaika, war, sogleich Schiffe nach Yukatan zu senden und Kampeschenholz zu holen, durch dessen Verkauf nach Europa, sie sich in kurzer Zeit ebenfalls außerordentlich bereicherten. Sie legten in der Folge dort Besitzungen zu besserm Betrieb ihres Handels an, die ihnen aber im letzten, für sie so unglücklichen Kriege, von den Spaniern alle wieder genommen wurden. — Dies Holz wird zu den Schattierungen der grünen und schwarzen Farben gebraucht. Außerdem färbt man damit violett, grün und blau, wovon es auch noch den Namen Blauholz bekömmt. Außer der beschwerlichen Handarbeit hat man auch noch eigne Mühlen, welche das Kampeschenholz klein raspeln. Allein Hr. Gräser ließ doch lieber durch Leute diese Arbeit verrichten, weil man auf Mühlen nicht vor Betrug gesichert ist, indem sehr leicht, ohne daß es merklich wird, Späne von anderm Holz drunter gemischt werden können.

Aus der Raspelkammer begleiteten wir Hr. Gräser, in dessen Färberey, wo indessen nichts

weiter gefärbt werden darf, als seine und seiner Brüder eigne Manufakturwaaren, die außer den seidnen, auch noch in leinenen und wollnen Zeugen bestehen. Das Färbereygebäude war lang, aber nur einen Stock hoch. Gleich beym Eintritt in dasselbe bemerkten wir, viele hölzerne, weite Gefäße in der Erde stehen. Diese Gefäße werden die **Farbenküpen** genannt. Ehe ich euch aber den Gebrauch derselben näher beschreibe, will ich euch zuvor sagen, worauf es überhaupt, beym Färben aller Zeuge ankommt. Der Färber muß nicht nur die Farbebrühe aus den verschiednen Materialien richtig zu bereiten wissen; sondern er muß auch die Zubereitung verstehen, welche vorher den Zeugen gegeben werden muß, wenn sie die Farben gehörig annehmen sollen. — So müssen z. B. die Wollenzeuge, in deren vielen Fäserchen sich so leicht Unreinigkeiten anhängen, von diesen vor allen Dingen erst gereinigt werden. Hiezu ist nichts tauglicher, als das Abwaschen im Salzwasser. Die Schärfe aller Salze überhaupt dringt nicht nur in alle Theile des Zeuges ein und säubert es vom Schmutze; sondern manche Salze machen auch ein Zeug besonders zum Einsaugen einer gewissen Farbe geschickt. So sind z. B. der Weinstein und

Alaun

Alaun zwey Salze, welche die Tücher besonders zum Rothfärben geschickt machen, wenn man sie vorher mit diesen beyden Salzen einige Stunden durchkochen lässet. Wir sahen grade ein solches Stück wollnes Zeug, welches mit diesen Salzen in einem großen Kessel gekocht worden war, auf der Lummer (Winde), die quer über den Kessel gestellt war, wieder herauswinden und es sah so rein aus, wie weisser Flanell, den man im Laden kauft.

Seide sahen wir grade nicht färben, aber lins nene, baumwollne und schaafwollne Zeuge. Die beyden ersteren wurden in kaltem, die letztern in warmem Farbenwasser gefärbt. Die Farbenküpe zu den beyden erstern nannte man die kalte Indigküpe; die Küpe zu den letztern, die warme Waidküpe.

In der kalten Indigküpe geschah die Farbenbereitung ohne Feuer und Waid. Die Hauptbestandtheile waren Indigo (B. II. S. 146.) Pot..sche, grüner Vitriol und Kalk. Ich will euch doch einen Begriff von der Behandlung des Indigo in Ost- und Westindien geben, denn in beyden Indien wird die Anilpflanze gefunden, die man aber nicht so als Pflanze nach Europa schicken kann. Sie würde unterwegs verfaulen. Man sucht sie also erst, von den zur Fäulniß geneigten

ten Theilen zu reinigen, und dann die Farbentheilchen herauszuziehen. Dies geschiehet auf diese Weise. Man schneidet vor der Blüthe, die reifen Blätter und den Stengel einige Zoll hoch von der Erde ab, thut die Blätter sogleich in ein Faß, gießet Wasser drauf, und deckt das Faß mit Querhölzern fest zu. Kurz darauf entstehet ein Geräusch, Blasen steigen in die Höhe, Schaum setzt sich an und das Aufbrausen wird oft so heftig, daß die Luft die übergedeckten Querhölzer absprengt. Es geschiehet also hier das Nämliche, was ihr, wenn ihr fleißig auf das, was um euch ist, Acht gebt, beym Wein und Bier auf den Fässern bemerkt, wo sich ebenfalls beym Spundloch, eine Menge Schaum sammlet, in welchem eben die Theilchen stecken, welche die Fäulniß verursachen. Man nennt dies Aufsteigen solcher Blasen, eines solchen Schaums ꝛc. die Gährung. Nach dieser Gährung verwandelt sich das zuerst aufgegossene Wasser in eine grüne Feuchtigkeit. Diese Feuchtigkeit wird in ein andres Gefäß gegossen, dort so heftig bewegt und so stark umgerührt, daß wieder vieler Schaum, folglich eine zweyte Gährung entstehet. Diese starke Bewegung hat hauptsächlich zur Absicht, die eigentlichen, Farbentheilchen aus der grünen Feuchtigkeit, so herauszuscheiden,

scheiden, wie man etwa aus der Buttermilch durch häufiges Stoßen, die fetten Buttertheile, absondert. — Man rührt daher so lange bis die grüne Farbe blau wird und sich die Farbentheilchen in kleinen Klümpchen von der Feuchtigkeit absondern. Hierauf lässet man alles ruhig stehen und siehet ein wachsgelbes Wasser sich oben ansetzen. Dies hat eben die grüne Farbe verursacht. Es wird durch Hähne, die im Gefäß sind, abgelassen, und nun zeigt sich, die nur noch halbflüßige, breyartige Feuchtigkeit rein blau. Diese wird in leinene Säckchen gesammelt, um noch alles zurückgebliebene Wasser dadurch völlig auszupressen. Das zurückgebliebene Teichartige, wird dann an Luft und Sonne, bis zur Festigkeit getrocknet, und nun in Würfel geformt, oder zu Staub zerstoßen nach Europa an die Kaufleute und Färber geschickt.

Aus diesem so zubereiteten Indigo verfertigen nun die Färber durch mancherley Auflösungsmittel und Zusammensetzungen, nachdem die Zeuge beschaffen sind, ihre Farbenbrühen; wie ihr gleich ein Paar Beyspiele davon lesen sollt.

Also erst wieder zur kalten Indigküpe. Der trockne Indigo wird mit der flüßigen, scharfen Potasche vermischt. Diese Vermischung löset ihn wieder zu einem flüßigen, dicken blauen Syrup

auf. Indessen ist in einem andern Gefäß grüner Vitriol in Wasser aufgelöset worden. In dieß Gefäß wird der blaue Indigosaft gegossen und umgerührt. Das Vitriolwasser und die Potasche bewirken nicht nur die feinste Auflösung der Farbentheilchen des Indigo, sondern widerstehen auch seiner fernern Fäulniß. Um diese noch mehr zu verhindern wird noch Kalk zu der Masse gethan, welcher ein vortreffliches Mittel gegen die Fäulniß ist. Bey dieser Auflösung gehet wieder eine Art von Gährung vor. Die Indigküpe bekömmt einen widrigen Geruch, Bläschen steigen auf, es ziehet sich über die grüngewordne Brühe eine kupferfarbige Haut, ein blauer Schaum, welchen die Färber die Blume nennen, häuft sich an. Dies ist das Kennzeichen, daß die Farbe gut sey. Zwar siehet sie in der Küpe grün aus, auch werden die Zeuge damit grün gefärbt. So wie man aber die Farbe, oder die damit gefärbten Zeuge an die freye Luft bringt, vergrünen beyde, d. h. sie verwandeln ihre grüne Farbe in eine blaue. Man färbt, wie ich schon gesagt habe, mit dieser kalten Farbe nur linnene und baumwollne Zeuge. Schaafwollne Zeuge, also besonders Tücher, werden aus der warmen Waidküpe gefärbt.

Vom

Vom Waid wisset ihr schon aus dem 2ten Bändchen, daß er ein eigenthümliches Produkt Thüringens sey. Er giebt eine ähnliche blaue Farbe, nach gehöriger Vorbereitung, wie der Indigo. Man sammlet die Blätter der Waidpflanze bey trocknem Wetter, wäscht sie mit Wasser rein ab, breitet sie auf Rasen aus, und lässet sie so lange, unter fleißigem Umwenden, an freyer Luft, bis sie etwas zu welken anfangen. Dann zerquetscht man sie auf großen Mühlsteinen, deren ihr euch aus dem 2ten Bändchen noch erinnern werdet, formt aus der zerquetschten Masse ballähnliche Klumpen, die an Sonne und Luft so lange getrocknet werden, bis sie hart geworden sind. Hierauf zerschlägt man sie wieder mit hölzernen Hämmern, befeuchtet die Theile mit Wasser, häuft dann alles wieder auf einen Klumpen, wodurch eine Art von Gährung und zugleich ein widriger Geruch entstehet. Sobald beydes nachlässet, wird die Zertheilung und Befeuchtung der Klumpen von neuem vorgenommen und dadurch wieder Geruch und Gährung erregt. Dies wird so oftmals wiederholet, bis endlich keines von beyden mehr wahrzunehmen ist. Sodann wird er in Fässer gepackt und den Färbern verkauft.

Ehe nun der Indigo nach Deutschland kam, war der Waid zum Blaufärben allgemein im Gebrauch. Man behandelte ihn auf eine ähnliche Art, wie nachher den Indigo. Er ward in ein halb mit warmem Wasser angefülltes, weites, hölzernes Küpegefäß gethan. In demselben ward er fleisig zerstoßen und umgerührt, dann so lange Kalk zugesetzt, bis die Zeichen der Gährung, Gebrause und blaue Blasen zum Vorschein kamen. Nun war die Brühe grün und eben so zum Blaufärben geschickt, wie die grüne Indigobrühe. Diese grüne Brühe bekam nachher von dem Gefäße, in dem sie bereitet worden, selbst den Namen der Küpe, so wie die daraus bereitete, blaue Farbe, den Namen Küpenblau. Da der Indigo aufkam, nannte man die grüne Brühe des Waids, zum Unterschiede von jener, die Waidküpe. Wenn jetzt dieser Name noch gebraucht wird; so verstehet man nicht mehr darunter eine Brühe von bloßem Waid, sondern von Indig und Waid. Gemeiniglich aber wird das Wort Waid weggelassen und die Brühe aus Indig und Waid, die Küpe und alle daraus bereitete Farben, Küpenblau genannt.

Man hat verschiedene Arten dies Küpenblau zu verfertigen, bald in hölzernen, bald in

halb

halb hölzernen, halb kupfernen, (die untere hölzerne Hälfte steht in der Erde, die obere kupferne über der Erde) bald in ganz kupfernen Gefäßen. Ich will euch hier die Behandlungsart in der hölzernen Wanne und dem kupfernen Kessel zugleich beschreiben. In die hölzerne Küpe wird soviel Waid gethan, als man zur Farbe zu gebrauchen denkt. Etwa den zwölften Theil davon, kocht man in einem kupfernen Kessel einige Stunden, worauf Färberröthe und etwas Kleie hinzugethan und dies zusammen noch eine kleine Stunde gekocht wird. Das aus dem Kessel abgelaugte Wasser, wird in die Küpe gegossen, in welcher der Waid mit der Laute oder Kricke (hölzerne Schaufel) fleißig zerstoßen und umgerühret werden muß. Ist die Küpe zur Hälfte mit Lauge gefüllt, so wird sie zugedeckt und bleibt einige Stunden ruhig stehen. Dann wird sie wieder aufgedeckt, einigemal umgerührt und wieder in Ruhe gelassen. Und so wird hiermit abwechselnd fortgefahren, bis die Gährung erfolgt, oder, wie der Färber spricht, bis die Küpe treibt. Dies erkennt man an einem durchdringenden Geruch; nach welchem noch von Zeit zu Zeit das Umrühren fortdauert, bis die grüne Farbe und auf derselben hie und da blaue Adern

sich

sich zeigen. Hiermit ist die Gährung zu Ende, worauf ein wenig Kalk und der Indigo in die Küpe kommt, welcher vorher in einem andern Gefäße, mit Wasser, durch eiserne Kugeln zu einem Brey zermalmt worden. Die Küpe bleibt nun, außer einigem Umrühren ruhig stehen, bis man die Proben macht, ob sich der Waid und Indigo hinlänglich zu einer recht dunkelblauen Farbe vermischt habe. Es wird ein Stück weisses Tuch hineingetaucht und dessen Farbe bemerkt, nach ein halben Stunde wieder ein andres, welches schon dunkler gefärbt, als das vorige herauskömmt und so fährt man alle halbe Stunden fort, bis das zuletzt herausgenommene, dem vorhergehenden durchaus an dunkler Farbe gleicht, woraus man schließt, daß nun die Küpe ihren höchsten Grad erreicht habe.

Mehr lernten wir diesmal von der Färbekunst nicht; doch war es hinreichend uns einen viel deutlichern Begriff zu geben, als wir vorher von diesem Geschäfte hatten.

Woher

Woher bekommen die Wollenzeuge und Tücher ihren Glanz?

Die meisten unsrer Zöglinge sind in der That gern gefällig, und freuen sich auf jede Gelegenheit, wo sie es zeigen können. Aber bis jetzt sind die wenigsten unter ihnen noch fähig, auch dann nicht in der Gefälligkeit zu ermüden, wann sie ihnen viele Zeit, Mühe und Geduld kostet. Daher bewunderten sie mit Recht, das Beyspiel unsers so freundschaftlichen Führers, des Herrn Gräser, der mit größter Bereitwilligkeit uns seine Zeit aufopferte, immer fortfuhr uns neue Merkwürdigkeiten zu zeigen und mit größter Geduld die mannicherley Fragen der kleinen Wißbegierde beantwortete.

Aus der Färberey führte er uns in seine Presse und bereitete uns unterwegens durch eine kurze Geschichte der Wollenbearbeitung vor, ihren Zweck richtiger einzusehen. Nachdem wir gehört hatten, wie die Wolle vom Schaafe an behandelt, gereinigt, gesponnen, auf dem Rahm geschoren, gewebt, genoppt, gewalkt, gekratzt, mit der Schere geschoren, gefärbt und durch so manche Hände und Werkzeuge gehen muß, bis sie nun in tragbares

Zeug

Zeug verwandelt worden; so sahen wir beym Eintritt in die Presse, doch noch Anstalten, wodurch den wollnen Zeugen auch äußere Schönheit, dieser Glanz, diese Glätte, diese Steifigkeit gegeben wird, welche bey allen neuen Zeugen so gut in's Auge fällt, oft allein einen Käufer herbeylockt und der schlechtesten Waare, das vortreflichste Ansehen giebt. Das Angenehmste war uns hier den Gebrauch der Preßspäne, deren ihr euch noch oben von der Glättmaschine her erinnern werdet, zu sehen.

Das Tuch ward am Ende in die Breite gefaltet, aber nicht weiter, als die Breite des Preßspans (geglätteter Pappbogen) betrug; dieser zwischen die Tuchfalte gelegt, über diese wieder ein Preßspan, auf diesen wieder Tuch übergeschlagen, über dasselbe wieder ein Preßspan und so fortgefahren bis das ganze Stück Tuch zu einem hohen Pack aufgeschüttet war, in welchem eine Tuchbreite und ein Pappbogen abwechselten. Ueber und unter diese Schicht legte der Presser ein sehr dünnes, viereckigtes Holzblatt, etwa von der Dicke eines Schachteldeckels, auf das obere ein Eisenblech und über dasselbe eine eiserne, glühende Platte. Diese ganze Schichte kömmt so unter die Presse. Der untere Theil der Presse war unbeweglich, aber der obere

beweg-

bewegliche konnte vermittelst eines hölzernen Armes (Querstange) so weit heruntergedrehet werden, daß das dazwischen liegende Zeug auf's festeste zusammengedrückt wurde. Dieser Arm ward befestigt, damit er nicht wieder zurückwiche und den Preßdeckel (oberen Theil der Presse) in die Höhe stieße. So fest eingepreßt bleibt das Tuch 12 bis 24 Stunden zwischen der Presse.

Ihr sehet hieraus leicht, daß diese warme Presse das Nämliche im Großen verrichtet, was das Bügeleisen der Wäscherin im Kleinen; nur daß dort die glatten Preßspäne, die rauche unebne Oberfläche des Zeuges noch mehr ausgleichen und ihm dadurch den schönen Glanz geben, welchen aber im Grunde die Wäscherinnen den Zizen und Cattunen ebenfalls im Kleinen durch den sogenannten Glättstein zu geben wissen. Indessen ist bey beyden die Hitze, wenn auch nicht das nöthigste, doch das wirksamste Mittel, die rauhen Flöckchen auf den Zeugen, so sehr auszudehnen und in eine flache Lage zu ebnen, daß dadurch nothwendig die Zeuge noch eine pralendere Politur (wenn ich so sagen darf) erhalten als durch die bloße kalte Presse. Indessen so viel Mühe auch auf diese äußere Zubereitung

verwendet wird; so verschwindet doch der Glanz dieser Zeuge im ersten Regen.

Es war einmal ein junger Mensch, dessen Rock glänzte nicht, aber das Herz unter seinem Rocke, glühte in herrlicher Pracht für alles Gute und in seinem Kopfe stak viel, was manche Alte nicht wissen. Da kam ein Regen und alles blieb an ihm wie es war.

Wieder war ein junger Mensch, dessen Rock glänzte fast sehr, es pauschte so viel Glanz um ihn herum, daß man vom Herzen nichts gewahren konnte und im Kopfe dachte jeder, müßte mächtig viel stecken, weil's nicht alle Platz hätte, denn es war über dem Kopf noch ein groß Toupee von Pomade und Eisen gebauet und von außen fleißig mit Puder beworfen. Da kam auch ein Regen, das grosse Toupee fiel zusammen und siehe da! drunter war nichts, der Glanz vom Rock floß hinweg und wie der Wind den einen Flügel aufhob, sieh da! war hierunter auch nichts.

Und wieder kam ein schöner, glänzender Jüngling, von außen zierlich angethan, zwar auch einen weissen Kopfschmuck, aber viel kleiner wie der andre. Da riefen viele, die den zweyten gesehen hatten: außen viel und drunter nichts! Lächelnd

sah

ſah der ſchöne Jüngling den Regenguß über ſich kommen. Der Kopfſchmuck trieſte herab und der Glanz des Bruſtkleides erblich. Aber da that der Jüngling ſeinen Mund auf und redete eine Weisheit, daß alle des Regens nicht achteten, ſondern ſtehen blieben und hörten. Und wie er ſo ſprach vom äußern Roſte, vom verborgnen Golde, vom Meſſing, das oft wie Gold glänzte, vom doppelten Werth des polirten Goldes, von der Hinfälligkeit äußrer Pracht und von der unvergänglichen Dauer des innern Werths, ſo legte er auch Hand an, hörte auf zu ſprechen und that, lehrte die Leute den Regen und ſein Waſſer benutzen, zog den erſten Graben zur Wieſenwäſſerung, und da ein Kind vom Steg des aufgeſchwollnen Bachs hinab fiel, ſprang er nach und haſchte es, wie die andern noch ſannen, was zu thun ſey.

Nun riefen alle: außen viel, aber innen noch mehr!

Noch ein frölicher Nachmittag und dann weiter.

Es war ſchon Mittag und doch erbot ſich unſer gefälliger Führer, uns noch die Baumwollen

spinnerey zu zeigen. Aber wir dankten für seine Güte, die wir ohne unhöflich zu seyn, nicht weiter annehmen konnten, suchten ihm zu zeigen, wie sehr wir seine Freundschaft erkannten und schieden dann von diesem lieben Manne in vielen Stücken klüger geworden. Es war das Schicksal unsrer ganzen Reise, von einem guten Menschen zum andern zu eilen, aufs freundschaftlichste von ihnen behandelt zu werden und viel Gutes von ihnen zu empfangen. Wir verließen Hr. Gräser um Hrn. Bürgermeister Schmalkalden kennen zu lernen, der uns alle groß und klein eingeladen hatte. Wir fanden an ihm einen lieben, freundlichen, gastfreyen Mann, der auch mit unsern Kindern so umgieng, als wären es seine eigne. Mit ihm vereinigten sich seine liebe Frau und Schwägerinn uns und unsern Kindern, auf alle nur ersinnliche Weise, ihre Liebe zu zeigen. Für Seele und Körper wurde gesorgt. Unterhaltende Gespräche wechselten mit sinnlichem Genuß. Es ward dabey erzählt, geschwauft, gelacht, und ein lustig Leben geführt. Dabey gab uns allen noch die Bemerkung einer ausnehmenden Ordnung und Reinlichkeit überall ein Wohlbehagen, das wir eher fühlten als zu erklären wußten.

Da nur einmal die kleine Gesellschaft Mine machen wollte, die Zunge ruhen zu lassen, nahm sogleich Mamsell Pfaff (die gute Schwägerinn des Hrn. Bürgermeisters) ein Paar Zöglinge bey den Händen und fort. Wir andern nach, in den Garten und da wars eine Hauptlust viele uns schon bekannte Gewächse anzutreffen und wieder neue für unser Pflanzenverzeichniß auszuspähen. Unter den letztern waren besonders der Wunderbaum mit seinen großen Blättern, aus dessen Saamen Oel gepreßt wird — russische Rüben — Spargelerbsen mit ihren hochrothen Blumen und dreyeckigten Schoten und — horcht auf! — Jesuiterkohl, da mußte dieser Name erklärt werden und das führte auf die Jesuiter, einen gefährlichen, katholischen, geistlichen Orden, der zwar kein Mönchsorden seyn will, den aber alles das ganz besonders trift, was ich euch im 2ten Bändchen (S. 116.) von der Schädlichkeit der Mönchsorden gesagt habe. — Die Jesuiter hatten sich mehr Macht und Ansehen zu verschaffen gewußt als alle andre Orden. Sie hatten sich zu Herren der grossen Provinz Paraguay in Südamerika gemacht, die ihnen aber der König von Spanien wieder nahm. Dieser Kohl stammte aus Paraguay.

Die Jesuiten gaben uns Stoff zu neuer Unterhaltung. Wir plauderten uns zum Garten hinaus, wieder ins Haus. Da brachte Mamsell Pfaff ein Paar wunderschöne Eisvögel, ausgestopft herbey Wieder neues Leben, neue Freude für die kleinen Naturforscher. Ei, rief Severin, der schon in Cassel ausländische Vögel gesehen hatte, der hat ja eben so schöne Federn wie der Papagoi! — Nun wurden alle Farben durchgegangen. Oben so schön dunkelgrün wie ein Smaragd! — besser unten dunkelroth — die Brust wieder hellroth — mitten auf dem Rücken und am Schwanze spielt das Himmelblau und Seegrün in einander — und die Deckfedern wieder dunkelblau — mit lichtblauen Flecken drauf — und der lange Schnabel — das siehet man gleich, daß der zu den Spechtsartigen gehört — ich weiß auch, wovon er lebt, von Fischen? — die holt er unter dem Eise hervor — sieben Eyer legt er an das Ufer — — So gieng das durcheinander fort, jeder wußte was vom Eisvogel und muste es sagen. Das machte ihnen nun schon viel Vergnügen, aber wie groß wurden nicht die Augen, da sich Mamsell Pfaff erklärte: „weil den kleinen Naturforschern doch diese „Vögel so viel Freude gemacht hätten, so wollte sie

„dies

„dieſelben zu einem kleinen Beytrage in unſer Na„turalienkabinet beſtimmen!“ Nun gieng das Geſjauchze erſt an. Sie holten ihren Vater Salzmann herbey und verkündigten die frohe Nachricht.

Das Freudengeſchrey ward durch die Ankunft Hrn. Gräſers unterbrochen, welcher von ſelbſt kam, denkt! um uns abzuhohlen und die Spinnmaſchine noch zu zeigen. Mit Vergnügen begleiteten wir ihn, um doch eine Erfindung näher zu beſichtigen, die ſinnreich genug ausgedacht ſeyn muſte, nach dem was uns davon geſagt worden.

Einen Begriff davon will ich euch geben, aber keinen deutlichen 1) Weil es die Innhaber ſolcher Maſchinen nicht gern haben, wenn ihre Einrichtung bekannt wird. Dann machen andre das Ding nach und erndten da, wo ſie nicht geſäet haben; ſo nach Art der Herren Nachdrucker. 2) Weil ich fürchte, ihr habt zu wenig Vorkenntniſſe von der Mechanik, als daß ihr auch nach Leſung der mühſamſten Beſchreibung euch nicht den Zuſammenhang ganz anders vorſtellen ſolltet.

Denkt euch ein ablanges, viereckigtes Tiſchgeſtell und auf demſelben, ſtatt des Tiſchblattes ein Wachstuch, das aber nicht geſpannt, ſondern im Bogen, alſo in der Mitte vertieft, drüber hängt.

Auf der einen ſchmalen Kante dieſes Geſtells ſtehen in einer Linie ſenkrecht 36 Spindeln, um welche ungeſponnene Baumwolle gewickelt iſt. Dieſen gegen über ſtehen auf der andern ſchmalen Kante 36 Spulen auf beweglichen Axen. Eine einzige Weibsperſon handhabt die ganze Maſchine, dieſe ſpinnt mit der Hand von jeder Spindel einen Faden auf die gegenüberſtehende Spule hin, befeſtigt ihn dran und ſetzt nun die 36 Spulen in Bewegung um ihre Axen, welche, ſo wie ſie ſich drehen, den Faden von der Spindel ab, immer länger nachſpinnen. Das Sinnreiche bey dieſer Maſchine war nun eben dies, wie eine einzige Weibsperſon zu gleicher Zeit 36 Spulen in Bewegung ſetzen konnte? Sie drehte nur ein unter dem Wachstuche horizontalliegendes Rad herum. Dieſes war mit 18 Fäden verbunden, deren jeder allemal um 2 Spulen lief. So wie das Rad gedrehet wurde, liefen die 36 Spulen auf ihren Axen herum und ſpannen die Baumwolle von den Spindeln in Faden ab. Oft riß ein Faden ab, denn die Bewegung gieng ſehr ſchnell; dann drehete die Perſon den Faden nur allemal wieder an.

So wohlau'geſonnen dieſe Einrichtung war, vermittelſt welcher eine einzige Perſon in gleicher

Zeit

Zeit ſo viel ausrichten kann, als 36 Menſchen ohne dieſelbe, ſo beträchtlich die Erſparniß des Arbeitslohns und folglich der Gewinn dabey ſeyn muß; ſo konnte ich mich doch des Gedankens nicht enthalten: „ob nicht dieſe Erfindungen im Ganzen mehr „Nachtheil als Vortheil brächten?“ Baumwolle ſpinnen iſt ein leichtes Geſchäft, wodurch ſich viele Arme bequem ernähren können. Eine ſolche Maſchine nimmt 35 Menſchen die Arbeit und folglich ihren Unterhalt. Ja wenn wir keine Bettler mehr hätten, keine Armen mehr zu verſorgen und aller Hände ſchon hinreichend beſchäftigt wären, wenn es an Arbeitern gebräche, dann wollte ich ſolche Erfindungen doppelt preiſen!

Indeſſen waren wir vergnügt dieſe geſehen zu haben. Hier trennte ſich der Beſchreiber dieſer Reiſe von den Zöglingen, die wieder zum Herrn Bürgermeiſter zurückkehrten, um einige Privatbeſuche zu machen. Als er nach Endigung derſelben, wieder zurückkam, tönte ihm ſchon von weitem Geſang und Klang und Saitenſpiel entgegen. Bey ſeinem Eintritt ins Zimmer war alles in froher Bewegung. Mamſell **Pfaff** ſaß vor dem Klaviere, auf beyden Seiten neben ihr ſtanden **Martin, Andreas, Chriſtian** und **Severin**. Alle viere ſangen:

gen: „Jung, frölich und heiter hüpf' ich ins Feld ꝛc. welchen Gesang Mamsell Pfaff mit dem Klaviere, Martin mit der Violine und Christian mit der Cyther begleiteten; dazu schlugen die andern Zöglinge den Takt und tanzten mehr, als daß sie giengen. — Und in der That die Empfindungen, welche dies Lied erwecket, herrschten den ganzen Abend in unserm muntern Cirkel, den wir alle mit zu den vergnügtesten unsers Lebens zählten.

Abreise von Langensalza.

Wir hatten alle wohl Lust länger in dieser Stadt zu verweilen; denn es war uns darinn sehr wohl gegangen, und wir hatten hier vielerley Neues gelernt. Auch drangen unsre alten und neuen Freunde sehr ernstlich in uns, noch einige Tage unter ihnen zuzubringen. Aber unser Ziel war gesteckt und die Zeit bestimmt, in der wir es erreichen wollten. Die Hälfte dieser Zeit war schon verflossen, aber noch nicht die Hälfte unsers Ziels erreicht. Es war daher nöthig unsere jetzigen Wünsche aufzugeben, wenn wir unserem früheren Vorsatz treu bleiben wollt-

wollten. Wir würden sonst mit sehr wenig Festigkeit gehandelt haben. Und doch beurtheilt man so sehr nach der Festigkeit des Charakters die Beständigkeit eines Menschen. An einem Jünglinge Festigkeit im Handeln bemerken, ist so viel, als einen Lobspruch von der Stärke seines Verstandes zu hören. Denn in der That bestehet Festigkeit in der Kraft des Geistes, sich durch keine Hindernisse, besonders durch keine schmeichelnden Lockungen abhalten zu lassen, dem, was man einmal für wahr erkannt hat, immer treu zu bleiben, und den guten Vorsatz, den man einmal nach reiflicher Ueberlegung gefaßt hat, unabänderlich auszuführen.

Also machten wir uns stark, ergriffen unsere Stäbe und reichten die Hand zum Abschiede dar. Wir konnten nicht viel sprechen, weil wir zuviel dachten und fühlten. Unsere Empfindungen über das Niederschlagende dieser Trennung wurden doch wieder durch den Entschluß einiger unsrer Freunde, uns zu begleiten, aufgeheitert. Denkt, sogar unser ehrwürdiger Wirth, der acht und sechzigjährige Herr Magister Kranichfeld hüllte sich in seinen Reisemantel und gab uns nebst seinen beyden Töchtern und Enkeln, der Demoiſell Pfaff und dem

Hrn.

Hrn. Doktor Keller, welcher uns die Bereitung des Salpeters gezeigt hatte, zu Fuße das Geleit.

In dieser Gesellschaft verließen wir dann den 5ten Oktober Langensalza und eilten auf die freye Reichsstadt Mühlhausen zu. Es war ein frisches Herbstmorgen. Wir fühlten sehr merklich, daß die Erde jetzt immer mehr und mehr von der wärmenden Sonne, in ihrer Bahn abwich. Die Luft wehete uns jetzt um die nämliche Tageszeit kalt und frisch an, in der wir einige Monate früher Kühle und Schatten gegen den heißen Sonnenstich gesucht hatten. Die Dünste, die zu allen Jahreszeiten und die meiste Zeit unbemerkt aus der Erde empor steigen, verdichteten sich jetzt vor unsern Augen, in der kalten Luft, zu einem dicken Nebel, der sich um uns wie ein Schleyer hüllte, die ganze Landschaft neben uns mit einem Flor deckte; so daß wir Langensalza sehr bald aus dem Gesichte verloren. Es war uns freylich nicht lieb, daß wir die neuen Gegenden nicht beschauen und die mannichfaltigen Abwechselungen dieser Landschaften, die wir durchwanderten, nicht wieder bewundern konnten; aber doch wars auch eine ganz eigne angenehme Empfindung, in einer fremden, nächtlichen Gegend am Morgen des Tages, so ruhig, als

wären

wären wir auf der vaterländischen Flur und doch zugleich voller Erwartung, was sich doch hinter diesem Vorhang zeigen möchte, hinzuwandern. Da von außen nichts unsre Aufmerksamkeit an sich zog, so schloß sich jedes an das andre näher an. Je dämmriger es um uns war, desto lichter und wärmer ward es in uns. Je näher der Augenblick der gänzlichen Trennung kam, desto inniger kettete Vertraulichkeit die Herzen an einander. Das düstre Gewand, in das sich die Natur diesen Morgen geworfen hatte, harmonirte so ganz zu dem feyerlichen Ton, auf den unsre Seelen gestimmt waren. Jetzt hielt unser würdiger Magister — alles hielt und schwieg — er entließ uns mit seinem frommen Segen und einer väterlichen Umarmung, nahm seine Enkel bey der Hand und schied von uns. Friede gieng mit ihm und Liebe folgte ihm, von uns und allen guten Kindern.

Noch immer Nebel — und noch immer Ungewißheit, ob uns günstiges Reisewetter heute Freude machen würde? Jeder von uns strengte seine Augen an, die Richtung der Dünste zu beobachten und zuerst ihren Weg, den sie heute nehmen würden, zu entdecken. Auf ihr Steigen oder Fallen kam alles an. „Sie fallen! sie fallen!“ rief

Severin, „dort blickt der blaue Himmel vor, die Sonnenstralen brechen durch und drücken sie nieder.“ — Das machte uns frolocken und jubeln. Denn fielen die Dünste wieder auf die Oberfläche der Erde herab; so blieb der Dunstkreis rein, keine Wolken konnten sich oben sammeln, in Regen auf uns herab tröpfeln und uns die Aussicht verdunkeln. Wir hofften mit Recht schön Wetter und diese Hoffnung macht immer dem Wandrer Muth.

„Sie steigen!“ rief Wenzel.

So soll auch unser Muth mit steigen! war die allgemeine Losung. In der That zog sich der Nebel überall in die Höhe, und die Decke die vorher um uns gehüllt war, breitete sich jetzt über uns aus und weissagte uns Regen. Denn viele Dünste kann die untere Luft nicht tragen. So wie sich in der Höhe ihrer mehrere sammlen, presset sie die obere Luft, welche kälter als die untere ist, mehr zusammen. Da werden dann in dem nämlichen Raume mehr zusammengedrängt, als die untere Luft tragen kann und sie fallen durch ihre eigne Schwere in großen Tropfen wieder herab. Wir nennen das Herunterfallen dieser Tropfen, welche vorher als feiner Dunst in die Höhe gestiegen waren, Regen. Beregnen wollten wir uns doch

nicht

nicht gern lassen. Wir marschirten also frisch drauf los, um wo möglich, noch trocken nach Mühlhausen zu kommen.

Unstrut und Großengottern.

Wir giengen jetzt nordwärts durch eine ziemlich ebne Gegend, die rechter Hand von der Unstrut und linker Hand von einer mit diesem Flusse parallellaufenden Bergreihe begränzt ward. Diese Berge waren mit Holzwuchs besetzt und liefen von Süden nach Norden. Man nannte sie das Hainicht. Von fern sahen wir das ausgetretne Wasser der Unstrut und auf demselben wilde Enten, Fischreiher und Kibitze die Menge. Die Unstrut kam uns entgegen, denn sie entspringt auf dem nördlich gelegnen Eichsfelde, dessen hohe Lage mehreren Flüssen Quellen giebt, fließt durch Thüringen nach Sachsen und ergiesset sich bey Naumburg in die Saale. Ihre größte Breite beträgt in den hiesigen Gegenden nur 40 Schuh, demohnerachtet richtet sie durch ihre Ueberschwemmungen in Gärten und Feldern, an Wegen und Brücken großen Schaden

den an. Sie fließet sehr flach, ist nicht von hohen Ufern eingeschlossen, hat aber ein hohes Bette und breite Ebnen neben sich.

Rechter Hand erblickten wir jetzt Thomasbrück, welches eine Stunde von Langensalza entfernt ist und für die älteste Stadt in Thüringen gehalten wird. Eine Stunde darauf näherten wir uns Großengottern, das von weiten schon zeigte, es führe mit Recht den Beynamen groß. Denn es hatte nicht nur einen großen Umfang, sondern auch etwas, bey einem Dorfe gar nicht gewöhnliches — zwey Kirchthürme. Je mehr wir uns diesem Dorfe näherten, desto mehr Spuren von Fleiß und Betriebsamkeit erblickten wir und schlossen daraus, daß es ein sehr nahrhafter Ort sey. Unter andern ward hier auf freyem Felde Safflor, Hanf und Meerrettig gebaut.

Da der Safflor ein Produkt ist, das nicht überall in Deutschland, außer Böhmen, den Rheingegenden und dem Elsaß, in Thüringen aber vorzüglich gebaut wird; so wird euch eine kleine Beschreibung davon willkommen seyn. Weil er zu den Disteln oder Bürstenpflanzen gehört, nennt man ihn noch Bürstenkraut, auch wilden Saffran, weil die armen Leute seine getrockneten Blumen, statt des wahren indischen Saffrans, an

ihren

ihren Speisen brauchen. Wir sahen ihn hier ohngefähr zwey Schuh hoch wachsen. Seine eyförmigen harten Blätter, hatten keine besondern Stiele, sondern saßen dicht am Stengel und waren am Rande stachlicht. Die Blumen kommen oben an der Spitze des Stengels mit der rothgelben Farbe des Saffrans hervor. Ihr Kelch bestehet aus Schuppen, die sich in kleinen Blättern endigen. Die mehresten dieser Blüten fiengen an zu welken, worauf die hiesigen Landleute warten, um sie dann einzusammlen und im Schatten zu trocknen. Diese Blüten werden eigentlich Safflor genannt und von den Färbern, Verfertigern der Schmuckfedern und der rothen Schminke gebraucht. Außer einer schönen hochgelben Farbe, bereitet man mit Essig oder Holzapfelsaft eine treffliche rosenrothe Farbe daraus, die besonders zum Färben der linnenen und Seidenzeuge gebraucht wird. Dies ist der vornehmste Nutzen des Safflors, der in Aegypten und Asien wild wächst. Außerdem presset man aus den Samenkörnern ein Oel, das die Aerzte zu brauchen wissen. Die Samenkörner selbst sind den Papagoien ein sehr angenehmes Futter, so wie das gedörrte Laub den Schaafen und Ziegen zur Win-

terfütterung gereicht und die Stengel zur Feuerung genutzt werden.

Der Hanf übertrifft den Safflor noch an Nutzbarkeit. Es ist unstreitig das nützlichste Gewächs, mit welchem uns Ostindien bekannt gemacht hat. Er wuchs hier in einer Höhe, daß sich unsre zehnjährigen Zöglinge nicht mit ihm messen konnten. Sein starker widriger Geruch kam uns schon von weitem entgegen. Der Hemp (weiblicher Hanf) stand allein noch; denn der Fimmel (männlicher Hanf) war kurz vorher ausgezogen worden. Letzterer wird nicht gesäet, sondern wächst von selbst unter dem weiblichen Hanf, wird aber viel höher, als dieser, aus weiser Vorsorge der Natur. Der Fimmel trägt Blüten und unterscheidet sich dadurch vom Hemp, welcher nur Saamenkapseln hat. Diese Saamenkapseln fangen den Blumenstaub vom höherstehenden Fimmel auf, wodurch allein der Saame erst fruchtbar gemacht wird. Daher raufen die Landleute keine männlichen Stiele aus, ehe sie nicht geblühet haben; denn sonst erhält man vom weiblichen Hanfe keinen fruchtbaren Saamen. Auch wird dieserwegen der Fimmel 14 Tage eher zeitig, als der Hemp, oder eigentliche Hanf den man auf eine ähnliche Weise wie der Flachs behandelt

handelt und nutzt. Nur ist der Nutzen des Hanfs noch ausgebreiteter. Außer der Aussaat zu neuem Hanf füttern die Liebhaber der Vögel mit dem Saamen die Vögel — der gemeine Mann kocht sich mit Milch Suppen davon — die Aerzte brauchen ihn — Oel wird daraus gepreßt, und besonders zur grünen und schwarzen Seife mit genutzt. Am unentbehrlichsten aber sind die zu Flachs verarbeiteten Hanfstängel beym Schiffsbau. Segel und Schiffstaue werden aus dem Hanfe verfertigt, und die Ritzen und Fugen der Schiffe mit dem Hanfwerge ausgestopft. Ein Kriegsschiff vom ersten Range, das 100 Kanonen führt, hat an seinem größten Segel 363 Ellen Tuch, und an allen Segeln zusammengenommen 1404 Ellen — sein größtes armdickes Ankertau ist 300 Ellen lang. Schließet von diesem einzigen Artickel auf den Verbrauch des Hanfs in einem Jahre, in ganz Europa! Und nun wird der Hanf noch zu so vielen andern und meist eben den Bedürfnissen, wie der Flachs, gebraucht, zu Bindfaden, Leinen, Schnuren, Strängen, Stricken, Schuhdraht, Jagd- Vögel- und Fischnetzen, Pack- Segeltuch und Leinewand. Die von dieser Leinewand verfertigten Hemden sollen noch den besondern Vorzug vor der Flachsleinewand haben, daß

sie den Schweiß den Körpers, eben so leicht, wie die baumwollnen Hemden einsaugen und also das unangenehme Gefühl vertreiben, welches ein nasses Hemde der Haut bey warmen Wetter verursacht. Aus den stärkern, holzigten Hanfstängeln verfertigt man auch Schwefelhölzchen. Sehet da wieder durch eine einzige Pflanze tausend Bedürfnisse befriedigt, tausend Menschen beschäftigt, und tausend Geschäfte erleichtert!

Nicht leicht wußte ich mich zu entsinnen je durch ein größeres, aber auch zugleich schmutzigeres Dorf gekommen zu seyn. Das auf unsrer Straße befindliche Wirthshaus lag ganz am Ende des Dorfes und der Weg dahin, wollte gar kein Ende nehmen. Er gieng aber auch durch ein Dorf, das seine 400 Häuser, 2 Kirchen, 2 Pfarrer und 5 Schulmeister hat! Wir hielten Mittag und begnügten uns für diesmal mit kalter Küche, welche auch unsere tapfren Frauenzimmer nicht verschmäheten, die sich hier von uns trennten, um wieder nach Langensalza zurückzufahren, nachdem sie den ganzen Marsch zu Fuße mitgemacht hatten, welches für uns keine geringe Aufmunterung war.

Gleich hinter Großengottern stießen wir auf eine Windmühle — eine große Seltenheit für Thü-

Thüringer aus dem Gebirge! Sie wurde von allen Seiten beschauet und einiges von ihrer äußern Einrichtung begriffen. Bey Gelegenheit des langen Arms, womit der Windmüller seine Maschine so leicht nach der Windseite hindrehen kann, konnte eine artige Anwendung einiger Lektionen, die über den Hebel gegeben worden, gemacht werden. — Die Segeltücher, womit die Flügel bedeckt waren, führten wieder auf den Nutzen des Hanfs zurück. Sie konnten wie ein Vorhang zurückgeschoben werden, damit der heftige Sturm, die Flügel der Mühle, wenn sie stehet, nicht fasse und Schaden anrichte, sondern durchwehe. Wir begriffen, daß die Flügel gegen die Axe schief gerichtet seyn müßten, wenn sie der Wind alle nach einer Richtung drehen sollte. — Unsere Kleinen hatten eine Versuchung hinaufzusteigen und auch die innere Einrichtung einsehen zu lernen, aber die Thürme von Mühlhausen, die wir jetzt erblickten, erinnerten uns, zu eilen, um noch bey gutem Wetter und guter Zeit dorthin zu kommen.

Je mehr wir uns der Stadt, die von Grossengottern eine, von Langensalza zwey Meilen entfernt ist, näherten, desto fetter, aber auch bey der nassen Witterung zum Gehen unbequemer

ward der Boden. Hünnigen war das erste mühlhäuser Dorf, in welchem ein preußischer Werber lag. Die Mundart der Leute wich hier merklich ab. Z. B. Statt Stunde sagten sie Stoine, den Garten nannten sie Hof und den Hof die Miste. Noch eine halbe Stunde vor der Stadt führte uns der Weg vor einem Hospital vorbey. Der ganze Himmel war jetzt umzogen — einzelne Tropfen fielen schon herab.

Wir eilten was wir konnten und erreichten auch bald die letzte Anhöhe, von welcher wir die große Stadt mit ihren hohen Thürmen, wie sie mitten in Gärten liegt, übersehen konnten. Indessen regnete es stärker und wir kamen ziemlich durchnäßt, doch gutes Muths, in unserm Gasthof an.

Mühlhausen.

Indessen sich unsre müden und nassen Freunde umkleiden, erquicken und ausruhen, finde ich wohl etwas Muße, euch einiges von den vorigen Merkwürdigkeiten dieser in der Geschichte Thüringens, berühmten Stadt zu erzählen. Nicht immer gab

Oester-

Oesterreich dem deutschen Reiche Kaiser. Auch Sachsens Fürsten hatten einst eine Zeitlang die Kaiserwürde. Diese hatten in Thüringen viele Güter und Besitzungen und unter denselben manche, wo sie sich besonders aufzuhalten pflegten. Dies waren die sogenannten kaiserlichen Höfe und Dörfer, woraus nachher unsere meisten Städte entstanden sind. Auch Mühlhausen war ein solcher kaiserlicher Hof. Es sah vor 800 Jahren noch sehr wild in Deutschland aus. Keine in Sold stehende Soldaten, wie ich schon oben bey Gelegenheit der Ritterorden sagte, hielten Zucht und Ordnung. Wer Macht hatte unterdrückte den Schwächern. Man raubte, wo man konnte, mit List und Gewalt. Natürlich dachte ein jeder auf Schutz- und Vertheidigungsmittel. Eines der sichersten war eine aufgeführte Mauer, die ein jeder um sein Gebiet zog. Auf diese Weise schützten die Kaiser ihre Güter am ersten. Und so bekam auch Mühlhausen im 11ten Jahrhundert eine Mauer und ward eine Stadt. Eine solche Stadt, deren Bürger Waffen führten und die Stelle unsrer heutigen Soldaten vertraten, wurde von den Fürsten Deutschlandes, die sich in damaligen Zeiten viel häufiger untereinander bekriegten wie itzt, allemal für sehr

wichtig gehalten, aber meistens zu ihrem größten Schaden. So flüchtete sich ein thüringischer Landgraf im zwölften Jahrhundert, der von einem andern Fürsten bey Mühlhausen in einen Treffen geschlagen worden, in die Stadt. Die feindlichen Truppen verfolgten ihn, zündeten die Stadt an und verheerten ihr ganzes, umliegendes Gebiet. Mühlhausen, Erfurt und Nordhausen sind überhaupt in Thüringen die 3 ältesten Städte von Bedeutung, um deren Freundschaft sich immer die Fürsten der umliegenden Gegenden eifrig bewarben. Waren sie in Streitigkeiten, Fehden und Kriegen verwickelt; so bemüheten sie sich vor allem, eine dieser Städte inne zu haben, um hier Ammunition und Waffen zu bewahren. Mühlhausen und Nordhausen wurden dadurch besonders wichtig, daß sie kaiserliche oder Reichsstädte waren, d. h. sie standen unter keinem andern Herrn, als dem Kaiser selbst. — Im dreyzehnten Jahrhundert zeigten sich die Mühlhäuser besonders als Helden. König Adolph wollte sich mit Gewalt der ganzen Landgrafschaft Thüringen, welches doch schon seine rechtmäßigen Herren hatte, bemächtigen. Er quartierte sich mit seinem Heere in Mühlhausen ein. Seine Krieger betrugen sich

aber

aber so wild und zügellos, daß sie die Mühlhäuser nicht länger dulden wollten. Die Bürger faßten den muthigen Entschluß, den König mit seinem ganzen Heere zur Stadt hinauszujagen. Sie verabredeten ein gemeinschaftliches Zeichen des Angriffs. Dies wurde durchs Läuten der Sturmglocken gegeben. Die Bürger eilten von allen Seiten schnell bewaffnet herbey, und griffen sogleich überall Adolphs Truppen muthig an. Diese vertheidigten sich, das kostete vielen auf beyden Seiten das Leben. Indessen ließen die Mühlhäuser nicht nach, bis sie Adolphen, der beynahe selbst ums Leben gekommen wäre, und seine Truppen zur Stadt hinausgejagt hatten. Was denkt ihr von einer Stadt, die es mit einem Könige aufnahm, von dem es obendrein nicht unwahrscheinlich wahr, daß er ihr Oberherr werden würde?

Daher wird es euch nicht wundern, wenn Mühlhausen oft gegen die Landgrafen von Thüringen Krieg führte. Unter andern vereinigten sich im 14ten Jahrhundert die drey schon genannten Städte gegen den damaligen Landgrafen Friedrich. Sie thaten ihm überaus großen Schaden. Endlich aber ward Friedrich Herr, gieng dann auf Mühlhausen los, steckte zur Strafe die Stadt

in Brand und plünderte sie aus. Damals hatte diese Stadt von den Kaisern schon ansehnliche Vorrechte vor andern Städten erhalten. Z. B. wer gegen andre Städte, oder deren Einwohner Beschwerde zu führen hatte verklagte sie vor dem Landgerichte, welches zu gewissen Zeiten der Landgraf über ganz **Thüringen** hielt; wohin denn die Einwohner der Städte gefordert wurden und erscheinen mußten. Aber ein **mühlhäuser** Bürger brauchte hier nicht zu erscheinen. Wer etwas gegen ihn hatte, konnte ihn nur bey seinem eignen Stadtrathe — und die ganze Stadt selbst, nicht etwa beym Landgrafen, sondern nur beym Kaiser verklagen. — Sie durften Geld münzen, welches sonst nur blos ein hohes Vorrecht der Fürsten ist, und keiner, außer einer Reichsstadt, erlaubt ist.

Durch solche und mehrere Vorzüge erwarb sich **Mühlhausen** immer mehr Einwohner und Achtung von andern. Fürsten ersuchten diese Stadt im 14ten Jahrhundert oft, ihnen beyzustehen und sich mit ihnen freundschaftlichst zu verbinden. Sie hielt aber auch äußerst auf ihre Rechte und Vorzüge und widersetzte sich selbst dem Kaiser, wenn man ihr einmal eingeräumte Freyheiten wiedernehmen wollte. Der Kaiser war immer der bisherige Oberherr

herr Mühlhausens gewesen, da er nicht überall selbst zugegen seyn konnte; so setzte er Personen, die seine Stelle vertraten. Auch Mühlhausen hatte einen solchen kaiserlichen Stellvertreter, der im Namen des Kaisers wieder die Aufsicht über die Regierung des Stadtrathes führte. Man nannte ihn den Reichsschultheißen. Kaiser Ludewig brauchte im 14ten Jahrhundert viel Geld. Die Stadt Mühlhausen borgte ihm eine ansehnliche Summe. Anstatt der Zinsen und zum Unterpfande der richtigen Wiederbezahlung, erlaubte der Kaiser den Mühlhäusern nicht nur alle seine bisherigen Einkünfte, die er aus dieser Stadt gezogen, zurückzubehalten, sondern er überließ ihnen auch alle seine bisher hergehabten Rechte. Seit der Zeit erhielten sie das Reichsschultheissenamt selbst, welches sie durch einen ihrer Bürger besetzten. Das war ein wichtiger Vorzug, wodurch die Macht dieser Stadt sehr erweitert wurde! denn nachdem die Stadt das Reichsschultheissenamt erhalten und dem Rathe alle damit verbundene Rechte und Nutzungen, welche sonst der Kaiser und Reich erhalten, anheim gefallen, so ist von der Zeit an unter allerhöchster kaiserl. Autorität alles dasjenige, was von einer Regierung gesagt werden kann, von dem Rathe

the ausgeübet worden. Der Stadtrath bestand zu Ende dieses Jahrhunderts aus vier Abtheilungen. Nur eine dieser Abtheilungen regierte auf einmal. Jedes Jahr kam eine andre an die Regierung. Eine solche Abtheilung bestand theils aus Patriciern (Abkömmlingen von Edelleuten) theils aus Zunftgenossen (Mitgliedern der Zünfte). Was Zünfte und Stadtrath sind, habt ihr bey Langensalza kennen lernen. Dieser Stadtrath verwaltete auch hier das Beste der ganzen Stadt. Und wo Ausgaben oder Kosten nöthig waren, nahm man das Geld aus der gemeinen öffentlichen Kasse. In diese gab jeder Bürger jährlich ein Gewisses, bald mehr, bald weniger, nachdem er viele, große Häuser, Grundstücke, Aecker und sonstiges Vermögen hatte.

Schon damals war Mühlhausen wegen seiner Tuchwebereyen sehr berühmt und trieb besonders einen starken Handel mit Tüchern nach den nördlichen Ländern. Viele Juden befanden sich, wie in Langensalza, so auch hier, die aber auf ähnliche Weise wie dort verfolgt und ausgerottet wurden. Ihre Güter mochten mit ein Hauptbewegungsgrund dieser Verfolgung seyn. Denn der Stadtrath nahm sie sogleich in Besitz, wobey wie-

der

der ein merkwürdiger Beweis vorkommt, wie groß schon die Vorrechte dieser Stadt waren. Eigentlich gehören Güter, die keinen Herren mehr haben, weil der ehemalige Besitzer selbst nicht mehr da ist, keine Erben auch kein Testament hinterlassen hat, worin er sie jemanden schenkte, dem Landesherrn, folglich hier, die Güter der ausgerotteten Juden, dem Kaiser als einzigen Oberherrn der Stadt. Dieser verlangte sie, allein der Stadtrath, gab sie nicht zurück und berief sich, auf die Versetzung der kaiserlichen Rechte an die Stadt, von der ich euch erzählt habe.

Gehört habt ihr ebenfalls schon, daß diese einzige Stadt in den Kriegen der damaligen Zeit eine ansehnliche Rolle spielte. Sonst waren die Bürger selbst, die einzigen Krieger der Stadt gewesen. In diesem Jahrhunderte nahm die Stadt (wieder ein wichtiger Vorzug vor andern Städten, welche nie Ausländer als Soldaten halten und besolden durften, ein Recht, das dem Landesherrn allein zukommt) auswärtige Krieger zu Pferde und zu Fuß in ihrem Sold.

Im 16ten Jahrhundert gieng mit dieser Stadt eine große Veränderung vor. Die Obrigkeit erlaubte einem ehemaligen Prediger Thomas Münzer

zern *), hier zu predigen. Dieser wollte gern ein großer, mächtiger Herr werden und dazu gehörten Land und Leute, die ihn auch dafür erkannten. Um beydes zu erhalten, bediente er sich erst hier der Predigten, die Bürger gegen ihren Stadtrath und dann das ganze gemeine Volk der umliegenden Gegenden, gegen ihre Fürsten zu empören. Er sagte: Es gienge ihnen unter ihrer jetzigen Obrigkeit viel zu schlimm, sie sollten ihr nicht mehr gehorchen, und ihn nur machen lassen, er wolle alles viel besser und für sie vortheilhafter einrichten. Das leichtgläubige Volk ließ sich dazu von diesem Manne, der sich auf göttliche Gebote und Offenbarungen berief, zum Ungehorsam bereden. Die Folge war, daß zunächst in Mühlhausen Rath und Regierung der Stadt ganz anders eingerichtet, und in den angränzenden Ländern alle Bauern und Unterthanen Empörer gegen ihre Fürsten und Herren wurden. Diese vereis

*) Die ausführlichere Geschichte dieses unruhigen Kopfes könnt ihr in einem kleinen Büchelchen lesen, das kürzlich für euch geschrieben wurde. Es heißt: Geschichte aus Obersachsen für einen deutschen Knaben. Geschichte des schwärmerischen Pfarrers und Bauernfeldmarschalls Thomas Münzer in Thüringen, im Jahr 1525. Es ist zu Göttingen herausgekommen und kostet 6 gl.

vereinigten sich und ließen ihre Soldaten gegen die unruhigen Unterthanen marschiren und brachten sie sehr bald wieder zum Gehorsam. Hierauf rückten sie vor Mühlhausen um es zu bestrafen, weil es einen Aufwiegler des Volks aufgenommen, geschützt und dessen Rathschläge befolgt hatte. Die Einwohner wendeten alles an die erzürnten Fürsten Sachsens, Hessens und Braunschweigs zu besänftigen und zum Abzug zu bewegen. Aber vergebens. Die Stadt wurde zwar mit Brand und Verwüstung verschont; aber dafür mußten die Bürger mit einem Fußfalle vor den Fürsten erscheinen, die Schlüssel der Stadt ihnen nebst einer großen Summe Geldes übergeben, jedem noch eine jährliche Abgabe versprechen, alle ihre Dörfer ihnen versetzen und ihre Herrschaft anerkennen. Von der Zeit an wechselten jährlich diese drey Fürsten in der Regierung über diese Stadt ab. Ihre Freyheit war verscherzt! Der Churfürst zu Sachsen Johann, der Herzog zu Sachsen George, der Herzog zu Braunschweig Heinrich, und der Landgraf Philip zu Hessen, besetzten mit ihren Völkern die Stadt, der von Münzern gesetzte sogenannte ewige Rath wurde abgesetzt, und die Stadt wurde zu 80000 Gulden Kriegskosten und zu 40000 Gulden zur Abwendung der Plünderung, auch wie Langensalz

zur

zur Schadloshaltung der geplünderten Edelleute und Klöster, verurtheilet, und an ihren Rechten so sehr eingeschränket, daß sie einer Reichsstadt nicht mehr ähnlich blieb. Aber in dem unglücklichen Kriege, den die Fürsten dieser Länder nachher gegen den Kaiser führten und in welchem, wie ihr im 2ten Bändchen gehört habt, Sachsens Fürst gefangen wurde, machten sich auch die Mühlhäuser von ihrer Herrschaft wieder los; nachdem sie die bestimmte Strafe an Gelde, und die jetzt genannte Schadloshaltung berichtiget hatten. Sie erhielten vom Kaiser wieder die Bestätigung ihrer alten Rechte und Vorzüge, vermöge deren ihre Stadt eine sogenannte kaiserliche freye Reichsstadt blieb, d. h. eine solche Stadt, welche keinem deutschen Fürsten unterworfen, doch die Rechte eines solchen hatte, sich selbst durch ihren Rath regierte und vom Kaiser gegen jeden beschützt wurde, der ihr etwas von ihren Freyheiten oder Vorrechten rauben wollte. Worinn diese letztern ohngefähr bestanden haben, könnt ihr euch schon nach dem, was ich von ihrer Geschichte erzählt, vorstellen, wobey ihr auch die hohe Gerichtsbarkeit nicht vergessen dürft, die ich schon oben erklärt habe. Mehrere ihrer Rechte euch zu erklären, würde zu viel Raum wegnehmen. Indessen will ich euch doch noch einige nen-

nen,

nen, die euch gewiß ein einsichtsvoller, erwachsner Freund erklärt. Zu den Rechten der Bürgerschaft gehört unter andern, daß zwey bürgerliche Deputirte der Justification der öffentlichen Kassenrechnung beywohnen, das Ius appellandi ad summa imperii tribunalia, daß kein Bürger außer Criminalfällen in gefängliche Haft zu legen, sondern nur in Bürgergehorsam zu setzen, die niedere Jagd u. s. w.

Wenn ihr euch alle diese Vorrechte nun zusammendenkt, welche Mühlhausen nach und nach erhalten; so könnt ihr euch doch wohl schon einen kleinen Begriff von den Vorzügen einer Reichsstadt vor einer andern Stadt, machen.

Gleich bey unserm Eintritt in die Stadt fanden wir das Zeichen des kaiserlichen Schutzes. Wir sahen am Thore den Adler, das Sinnbild im deutschen Reichswappen, welches der jedesmalige Kaiser führt. Das hohe Alter der Stadt bewieß die altgothische Bauart der hiesigen Kirchen, unter denen sich besonders die sogenannte Lieben-Frauen-kirche auszeichnete. Viel Kunst, Zeit und Geld war gewiß an ihrem Bau verschwendet, aber alles — ohne Geschmack. Sie ist noch außerdem dadurch merkwürdig, daß der jedesmal neu gewählte Rath vor dieser Kirche schwören muß, nach und

mit Gerechtigkeit zu handeln und zu regieren. Mühlhausen ist um vieles gröſser aber nur um ein wenig bevölkerter als Langensalza. Man zählt etwa 8000 Einwohner, welche von ihrem Stadtrathe regiert werden. Seit des im Jahr 1757 vom Kaiser bestätigten neuern Vertrages, besteht die Zahl der Rathsglieder aus 26 Gliedern, die den Namen des innern Raths führen. Dieser innre Rath besteht aus zweyen Collegiis, welche im Regimente mit einander abwechseln. Jedes Collegium besteht aus 1 Bürgermeister und 7 Senatoren von Gelehrten, und 1 Bürgermeister 7 Senatoren aus denen Handwerkern. Der gröſste Theil der hiesigen Einwohner beschäftigt sich mit dem Feldbau. Sie gewinnen nicht nur so viel Getraide als sie brauchen, sondern treiben mit ihrem Ueberfluß noch einen sehr ansehnlichen Handel damit nach den Nordländern, wozu die Lage ungemein günstig ist. Denn 4 Stunden davon liegt Wanfried an der Werre, wo alles zu Schiffe gebracht und sehr bequem auf der Weser weiter nach der Nordsee hingeschaft werden kann.

Hier will ich gleich alles Bemerkenswerthe dieser Stadt zusammen fassen, was wir bey unsern verschiednen Ausgängen einzeln uns bekannt mach-

ten.

ten. Die Stadt begreift in ihrem Umfange 3346 geometrische Schritte und hat sieben Thore und fünf Vorstädte. Neunzehn bewohnte Dörfer gehören unter ihre Gerichtsbarkeit, und die sämtliche Geistlichkeit in der Stadt und auf dem Lande besteht aus 21 Personen, über welche ein Superintendent gesetzt ist. Nur in fünf Kirchen wird Gottesdienst gehalten. Die **Unstrut**, welche vom **Eichsfelde** herunterkommt, theilt sich vor der Stadt in 2 Arme, welche um dieselbe auf beyden Seiten herumgehen und sich hinter derselben wieder vereinigen. Ihr Trinkwasser bekommen sie nur aus einer einzigen Quelle, die eine Stunde von der Stadt entspringt, und der **Popperoderbrunnen** genannt wird. Alle Jahre ziehet die hiesige Geistlichkeit und Schule zu diesem Brunnen um hier Gott zu danken und um fernere Erhaltung dieser Quelle zu bitten. Aus eben diesem Brunnen entspringt die **Schwemmorte**, ein kleines Flüßchen, das mitten durch die Stadt geht, größtentheils die obere und untere Stadt scheidet und sich in die **Unstrut** ergiest. — Die Kirchhöfe sind hier noch, wie in mehreren alten Städten in der Stadt. Bey ihrer Anlage mochte man damals noch nicht dran gedacht haben, daß die Ausdünstun-

gen so vieler Leichname die Luft verderben, welche die drum herumwohnenden Leute doch nachher wieder einathmen müssen. — So wie in Langensalza der Klubb, so ist hier ein öffentliches Haus, die Brodlaibe genannt, welches zu allen den Zweken eingerichtet ist, welche solche öffentliche Häuser zu haben pflegen. Es ist noch außerdem ein grosser Concertsaal darinn und vornehme Reisende finden hier gute Bewirthung. Auch sind hier 4 Lesegesellschaften im Gange, obgleich nicht ein einziger Buchhändler hier vorhanden ist. Ich zweifle gar nicht dran, daß sich diese Stadt nicht durch mehrere Merkwürdigkeiten auszeichnen sollte. Wir hatten aber keine Gelegenheit mehrere zu erfahren, weil unser Aufenthalt hier nur sehr kurz war, wie ihr gleich hören werdet. Wer aber von euch Bekkers deutsche Zeitung bekommen kann, wird darinn viel Rühmliches von dieser Stadt finden.

Unsern ersten Besuch machten wir gleich demselbigen Nachmittag, da wir angekommen waren, bey einigen Freunden unsers Instituts Hrn. Kaufmann Hagenbruch und Hrn. Archidiaconus Stüler. Wir wurden von beyden sehr freundschaftlich und mit einer Güte aufgenommen, die nur guten Menschen eigen zu seyn pflegt. Bey ersterem lernten

ten wir die Herrn Gebrüder Lytteroth kennen, die mit Hrn. Hagenbruch in kaufmännischen Verbindungen stehen, und sehr ansehnliche Handelsgeschäfte, besonders mit gedruckten wollenen Zeugen, treiben. Da sie eine eigne Druckerey haben, worinnen Sergé (grobe wollene Zeuge) gedruckt werden, so baten wir um die Erlaubniß diese sehen zu dürfen. Sie waren so gütig uns selbst dahin zu führen. Wir traten in ein sehr langes, aber nur aus einem Geschoß bestehendes Gebäude, und sahen die ganze Länge durch viele Druckerpressen und noch mehr geschäftige Arbeiter.

Die Serge kommen vom Wollenweberstuhl schon so vorbereitet, daß sie getragen werden könnten. Aber dem gemeinen Mann zu Gefallen, der diese Zeuge besonders trägt, alles Bunte liebt und gern besser bezahlt, werden auf dem Grund dieser Zeuge, noch farbigte Figuren eingedruckt. Die Figuren, welche man dem Zeuge geben will, sind auf einer kupfernen Platte, von der Größe eines mäßigen Tischblattes, eingegraben. Diese Platte wird mit der Farbe völlig überzogen, dann mit einem Span drüber hergefahren! Dieser Span nimmt von den Erhöhungen der Platte alle Farbe wieder weg, die also nur in den Vertiefungen der

Figur zurückbleibt, welche sie alle völlig ausfüllt. Dann wird soviel vom langen wollenen Zeugstück auf diese Platte gelegt, als Raum hat. Ueber das Zeug legt der Drucker einige Decken und schiebt nun die Platte auf eine Art Heerd oder Ofen unter die Presse. Dieser Ofen ist stark geheitzt und wärmt die Platte von unten. Von oben druckt die Presse so stark auf das Zeug, daß sich die auf der Platte eingegrabene Figuren, nebst der darinn befindlichen Farbe, durchaus auf dasselbe eindrücken. Drey Minuten unter der Presse sind dazu hinreichend. Dann nimmt der Drucker die Platte aus der Presse wieder vor, schlägt das Zeug davon wieder herab, kühlt sie schnell in ein dabeystehendes Wassergefäß ab, und fängt dieselbe Behandlung von vorn an. Das alles geschah äußerst schnell. Hr. Hagenbruch versicherte uns, daß ein fleißiger Drucker des Tages wohl 150 Ellen auf diese Weise drucken könnte. Zwey und dreyßig Ellen und drüber werden auf ein Stück gerechnet, und nun macht euch einen Begriff von den Geschäften der Herren Hagenbruch und Lutteroth, da sie des Monats über 1000 solcher Stücke drukken lassen, und auswärts zum Verkauf senden. Diese Anstalt noch bey Tage gesehen zu haben, war doch

doch ein Gewinn unsrer heutigen Anstrengung auf dem Marsche. Kaum hatten wir das Wichtigste davon eingesehen, so überfiel uns die Nacht und verhinderte nähere Belehrungen. Wir brachten den übrigen Theil des Tages sehr vergnügt bey dem gastfreyen Hrn. Hagenbruch in der angenehmsten Gesellschaft zu und hatten die Freude, grade das Geburtsfest seiner lieben Tochter mit feyern zu helfen.

Ein kleiner Unstern in der Nacht.

Wir waren von Herrn Hagenbruch, bey dem es uns sehr wohl gegangen war, sehr spät nach unserm Gasthofe zurückgekehrt. Aeußerst ermüdet suchte nun jeder die Ruhe. Gegen Morgen wurden wir auf einmal durch ein Geräusch aufgeweckt. Einer unsrer Zöglinge — er mag Hildebrand heißen — befand sich nicht wohl. Er klagte über Kopfwehe und Uebelichkeit und indem befreyte ihn die wohlthätige Natur durch ein Erbrechen von der Quelle seines Uebels. Wir standen ihm, so gut wir konnten, bey, hüllten ihn warm ein, worauf

er zu unsrer Freude ruhig einschlummerte und nicht eher, als mit uns allen zugleich, wieder erwachte. Da aber wären wir doch bald erschrocken, denn der arme Scheim sah ganz blaß aus und war so matt, daß er kaum gehen konnte. Zum Glück fielen wir sogleich auf die Ursache seines Uebels, welches durch das Erbrechen schon größtentheils gehoben war und uns daher keine erhebliche Besorgniß weiter machte.

„Was war denn aber die Ursache seiner Unpäßlichkeit?“

Genuß der Nahrungsmittel! Unsere Nahrung in Schnepfenthal ist einfach und natürlich, denn wir lieben alle körperliches Wohlseyn und Gesundheit. Wir begnügen uns nicht nur mit einem Gerichte, sondern dieß ist auch, zwar schmackhaft, aber einfach, ohne viele starke Gewürze und künstliche Zusätze aus fernen Ländern zubereitet. In der Stadt ist das anders, und es ist besonders einmal da Sitte und üblich, bey gewissen Feyerlichkeiten und Ehrenbezeugungen, die man andern erweiset, nicht nur vielerley Gerichte, sondern auch diese sehr künstlich zubereitet, zu geben. — In Schnepfenthal ist unser gewöhnlichster Trank die frische Quelle, zuweilen zur Belohnung und Erquik-

quickung ein — schreibe ein — Glas Wein. In der Stadt trinkt man gewöhnlich Bier und Wein, und bey besondern Gelegenheiten sehr vielerley Weine und warme Getränke durch einander. Wer sich nun an eine solche Lebensart bey beständigem Wohlseyn gewöhnen kann, der ist immer glücklicher, als viele tausende, die das nie können, ohne vielerley körperliches Ungemach deshalb zu leiden. Wer aber, so wie wir, aus Liebe zur Natur und Vorsorge für die Gesundheit, sich gar nicht an die Lebensart der Stadt gewöhnt hat und nun doch so auf Reisen etwa, in den Fall kommt, diese Weise mitzumachen, dem wird das, weil er durch die vorige natürliche Lebensart schon seinen Körper stark gemacht hat, gar nichts schaden, wenn er nur im Genuß — mäßig ist. Aber Hildebrand mochte wohl diesen kleinen Umstand aus der Acht gelassen haben, besonders da alle Speisen äußerst reitzend für den Gaumen zugerichtet und unsere Freunde aus allzugroßer Liebe, dieselben den Kleinen nicht oft genug anbieten zu können glaubten. Wir alle hatten an der nämlichen Tafel gespeiset, aber uns wohl gehütet, von allem, und von dem was wir zu uns nahmen, so viel zu genießen, als im Ueberfluß da, und uns gewiß von Herzen gegönnt war. Daher

befanden wir uns nicht nur dießmal, sondern auch die ganze Zeit unsrer Reise sehr wohl. Auch unser Hildebrand war den folgenden Mittag schon wieder hergestellt, und hatte das hauptsächlich sich selbst zu danken. Wir hatten ihm den folgenden Morgen, bey der Abreise, frey gestellt, in der zur Vorsorge mitgenommenen Chaise zu faren, aber auch zugleich ihm gerathen, wenn er könnte, lieber zu gehen. Er war nicht weichlich, folgte unserm Rath, und die frische Luft färbte bald seine Wangen wieder roth, so wie die Bewegung ihn wieder stark und munter machte.

Abreise von Mühlhausen.

Ehe wir den 6ten Oktober von Mühlhausen abreiseten, brachten wir noch ein Paar vergnügte Morgenstunden in dem Garten der Herren Lutteroth auf ihre freundschaftliche Einladung zu. Ein in demselben befindliches Monument zog besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein Denkstein auf dem Grabe eines Anverwandten der jetzigen

gen Hrn. Beſitzer, welcher dieſen Garten angelegt hatte, mit der kurzen und eben deswegen ſchönen Innſchrift: Hier liegt Lutteroth ein Chriſt! Es war eine beſondere Empfindung vor der Grabſtätte des Mannes zu ſtehen, der dem Bezirk umher Leben und Schönheit gegeben hatte. Alles ſtand noch, blühte, wuchs und gedeihte, aber der dieß alles geſchaffen, war nicht mehr. Ihn ſah man nicht mehr, aber die Früchte ſeines Fleiſſes, die Wirkungen ſeiner Thaten. Verweſet war ſein Körper, aber in ſeinen Werken lebte noch ſein Geiſt. „So können wir auch noch lange leben, wenn unſere Körper längſt die Erde deckt!“ war die ſtarke Aufforderung dieſes Monuments an uns, zu rühmlichen, gemeinnützigen Thaten. — Um das Monument ſtanden einige Bildſäulen, welche die bekannte Geſchichte des ſterbenden Vaters ausdruckten, der auf dem Sterbebette ſeine Söhne mittelſt eines Bündels Stäbe zur Eintracht ermahnte, mit der ſie alles ausrichten würden. Wer hätte, ſo lebhaft erweckt und gerührt, nicht mit den Geſinnungen der Verträglichkeit und Liebe von hier ſcheiden wollen! Wir lernten dieſen Morgen noch einige würdige Männer kennen, von denen ich nur den Hrn. König, Rek-

tor am hiesigen Gymnasium, nennen will. Er stehet mit vielem Ruhme einer sehr ansehnlichen Schule, die in ihren 8 Classen an 600 Schüler zählt, vor, und hat sich um dieselbe schon durch mehrere allgemein bekannte Verbesserungen verdient gemacht.

Gegen 10 Uhr machten wir uns, bey vortreflichem Wetter, auf den Weg nach Eisenach, von 10 Freunden aus Mühlhausen begleitet, welches natürlich unsre ohnehin starke Gesellschaft, doppelt mit geselliger Freude belebte.

Auf der ersten Anhöhe die wir erreichten, konnten wir besonders gegen Mitternacht sehr deutlich einen ziemlichen Theil des Mühlhäuser Gebietes übersehen. Wie weit ihr reichsstädtisches Gebiete mit den dazu gehörigen Dörfern und Fluren gehe, läßt sich von weitem an der Mitternachtsseite bemerken, weil dort dasselbe mit einen lebendigen Zaun begränzt ist, in welchem von Weite zu Weite Thürme stehen. Ehe wir diese niedersächsische Reichsstadt aus dem Gesichte verliehren, will ich euch noch vor einem Irrthume warnen, den ihr Name leicht veranlassen kann. Noch mehrere Oerter führen ihn. Außer vielen Dörfern gleiches Namens, giebt es noch ein Mühlhausen in der Schweiz,

in

in Böhmen und in Schwäbisch-Oesterreich. Mit allen diesen Orten dürft ihr unsre Reichsstadt, an der thüringischen Gränze nicht verwechseln.

Im Dorfe Langula, eine Stunde von Mühlhausen gelegen, wo sich unsre lieben Freunde und Begleiter von uns trennten, sahen wir einen sonderbaren Auftritt. Wir glaubten auf einmal in Kriegszeiten versetzt und in Feindes Landes zu seyn. Churfürstlich sächsische Soldaten waren hier einquartirt, hielten an verschiednen Orten Wache, und lösten sich ab. Erscheinungen, die auf einem Dorfe so ungewöhnlich sind, daß sie uns nothwendig auffallen mußten. Dazu kam noch ein gewisses schüchternes Betragen der Einwohner, die sich nicht einmal getrauten, uns auf unsre Fragen Auskunft zu geben. Wir hatten aber gar bald Gelegenheit den Zusammenhang dieser sonderbarscheinenden Dinge zu erfahren. Langula und noch zwey in der Nähe liegende Dörfer Ober- und Niederdorla, die man alle drey zusammen auch die Voigtey nennt, haben itzt, da Hessen seine meisten Gerechtigkeiten an Churſachsen abgetreten, zwey Herren, die gemeinschaftlich über sie regieren, die Churfürsten von Sachsen und Maynz. Diese sonst sehr wohlhabenden Dörfer hatten von uralten Zeiten her

her manche Vorrechte und Freyheiten, in deren Besitz sie bisher geblieben waren. Vor einigen Jahren aber verlangte die Herrschaft (so erzählte man uns die Sache) eine Aufsicht über ihre Holzungen, welche einen der vornehmsten Nahrungszweige dieser drey Dörfer ausmachet; weil sie beschuldiget wurden, als hätten sie ihre Waldungen nicht forstmäßig gehalten: zugleich wurden auch Ansprüche mehrere Geldabgaben gemacht. Zu beyden wollten sie sich nicht verstehen, weil sie glaubten nicht darzu verbunden zu seyn, auch wirklich bewiesen, daß die Beschuldigung von übler Verwaltung ihrer Wälder ungegründet sey. Ueberhaupt beriefen sie sich auf ihre alten Rechte und Gesetze.

Da sie sich auf diese Weise dem Willen der Landesherrschaft nicht gutwillig fügen wollten; beschloß diese, sie durch Gewalt zu zwingen und schickten ihnen Execution zu, d. h. sie schickte diesen Dörfern Soldaten zu, welchen die Einwohner täglich Essen, Trinken, Quartier und ein Gewisses an Geld so lange geben müssen, bis sie der Herrschaft gehorcht haben. Daß dieß eine harte Züchtigung sey, könnt ihr leicht denken, da oft der Landmann alle Hände voll zu thun hat, mit seiner sauern Arbeit nur sich und seine Familie, geschweige noch

fremde

fremde Kostgänger zu erhalten. Indessen litten sie diese Strafe und beharrten dewohneracht auf ihrem Entschluß. Das zog ihnen noch schärfere Ahndung zu. Die Zahl der hingeschickten Soldaten wurde vermehrt; so daß bey unsrer Durchreise auf diesen drey Dörfern 250 Mann lagen, welche die Einwohner derselben zu unterhalten haben. Das muß diese Leute außerordentlich bedrücken. Man rechnet, daß 1000 Mann in Friedenszeiten, im Durchschnitt etwa 50000 Thlr. jährlich zu unterhalten kosten. Nun macht nach dieser Angabe selbst den Ueberschlag! dazu kommen noch andere Kosten. Sie suchten überall Hülfe auch mußten sie gelehrte, und rechtsverständige Männer zu ihrem Beystande haben, Advokaten, Sachwalter genannt, welche die Gesetze des Landes kennen, ihre Beschwerden vortragen und ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen suchen. Auch solche Männer thun ihre Arbeit nicht umsonst und müssen dafür theuer bezahlt werden. Was für Geld mag da den Leuten nicht aufgehen! Mit jedem Jahre vermehren sich die Ausgaben, welche dieser Prozeß (Streit) den unglücklichen Leuten verursacht. Schon lange hat ihr eignes Vermögen nicht mehr hingereicht, die Kosten zu bestreiten. Sie wurden deshalb genöthiget zu borgen und schon

jetzt

jetzt drückt sie eine Schuldenlast von mehr als 2000 Thlr. So kommen diese Landleute von ihrem ehemaligen Wohlstande sehr weit herab. Sollten sie recht haben, wie sie sich einbilden; so wären sie äußerst zu bedauern, daß sie unter solchen harten Bedruckungen ihr Recht erkämpfen müssen. Haben sie unrecht; welches ebenfalls bey dieser Verfahrungsart ihrer gerechtigkeitsliebenden Landesherrschaft, sehr wahrscheinlich wird; so sind sie wieder äußerst zu bemitleiden, daß sie vermuthlich schlecht unterrichtet von ihren Pflichten, solche falsche Gesinnungen äußern, durch die sie sich geradezu in's Verderben stürzen. Allem Ansehen nach werden diese Leute, was sie ja noch besitzen, völlig verlieren und am Ende wird nichts mehr übrig seyn, wovon sie der Herrschaft eine Abgabe entrichten könnten, wenn sie auch wollten. —

So eben da ich euch dies erzähle, schreibt mir ein Freund (im October 1786) zu meiner großen Freude: „Man hat keine öffentliche authentische „Nachricht, welches eigentlich die Punkte sind, „worüber gestritten worden, man kann auch so gewiß nicht sagen, wer Recht hat, oder wie weit er „Recht hat. Die Bauern haben mit einer bewundernswürdigen Verschwiegenheit gegen Fremde,

„und

„und mit einer noch weit gröſsern Geduld ihre Sa„che getrieben. Aber eben dadurch haben ſie auch ih„ren Prozeſs ſo ziemlich glücklich gewonnen. Die „Executionstruppen ſind in dieſer Woche abgegangen. „Wie man ſagt, ſo iſt ihnen ihr Holz frey gelaſ„ſen worden, da man ihnen keine üble Verwaltung „hat beweiſen können. Sie haben ſich aber auch „noch zu etlichen hundert Thalern Abgaben verbind„lich gemacht. Die aufgelaufenen ſchweren Commiſ„ſionsgebühren tragen die Herrſchaften.“

Naza und Mühla.

Wir verlieſsen Langula in ziemlicher Verlegenheit. Beſonders blieb es uns räthſelhaft, woher es doch komme, daſs eine ſo geſittete, aufgeklärte, durch mehr als ein Band der Liebe unter ſich verbundne Nation, wie die Deutſche, noch nicht einmal ſo weit gekommen ſey, entweder Zwiſtigkeiten ganz zu vermeiden, oder entſtandne, auf's kürzeſte zu ſchlichten, damit nie ſolche Scenen eines langen Elendes ſich darbieten, nach deren Aufhören

die eine Parthey alles verloren und die andre nichts gewonnen hat? Und gewänne auch ein Theil, was für ein Gewinn! Ist das auch ein Gewinn, der mit hundertfachem Verlust erkauft wird? Kinder! lernt in der Jugend eure Begierden beschränken, auf daß euch im Alter Genügsamkeit und Zufriedenheit mit wenigem glücklich mache. Da habt ihr schon eine große Quelle unseliger Zwiste verstopft. Lernt aber auch nachgeben und euch in die Ordnung der Welt und der Dinge fügen. Leidet lieber freywillig einen kleinen Verlust, als daß ihr durch fortgesetzten Unfrieden euch einen größern erzwingt!

Unser Weg führte uns jetzt an die kleine Bergkette, das Hainigt genannt, die uns bisher linker Hand liegen geblieben war. Wir erstiegen die Anhöhe und unser Weg durchschnitt das Gehölz, womit die ganze Bergreihe bedeckt ist, und welches hier aus Buchen, Aspen, Eschen und Ahorn bestand. Dies ganze Gehölz, welches sich immer ein 8 : 11 Stunden in die Länge erstrecken mag, und dessen Breite, da wo wir durchwanderten, eine gute Stunde betrug, gehört zum Theil jenen 3 Dörfern und gab auch Anlaß zu Beschwerden. Man gab ihnen Schuld, sie hätten nicht klüglich und spärlich mit ihrem Holze gewirthschaftet, es zur unrech-

unrechten Zeit geschlagen, dabey nur auf ihren und nicht auf den Nutzen ihrer Nachkommen gesehen. Daher wollte ihnen die Landesherrschaft, einen forstverständigen Jäger zur Aufsicht setzen; aber auch dagegen haben sie sich gesträubt.

Da wir die Anhöhe erreicht hatten, machten wir abermals die Erfahrung, von der wir uns auf den thüringischen Waldbergen schon oft überzeugt hatten, daß das Luftmeer, welches unsre Erde umgiebt, unten dicht an der Erde am wärmsten sey, aber nimmer kälter werde, je weiter es von der Erde entfernt ist. Unten auf der Ebne war uns die Mittagshitze beynahe beschwerlich gefallen. oben auf diesen Bergen war die Luft so merklich frisch, daß wir schneller gehen mußten, um unsern Körper in einem gleichen Grade der Wärme zu erhalten. Vielen Kellerhals bemerkten wir in diesem Gehölze, der sich durch rothe Blüthen und Beeren kenntlich macht. Vor dem Genuß der letztern hütet euch ja. Sie wirken äußerst heftig auf den Körper und richten entsetzliche Zerrüttungen an. Sehr oft kostet ihr Genuß das Leben. Ein Thier kann man mit 6 solcher Beeren töten. Das mag für die kleinen Näscher eine ernstliche Warnung seyn, welche von allem was lieblich aussiehet, auch

lieblichen Geschmack und gesunden Genuß vermuthen. Ich wenigstens möchte nichts genießen, dessen Eigenschaften und Wirkungen auf die Gesundheit meines Körpers ich mich nicht vorher bemühet hätte, kennen zu lernen. Wozu hätte ich denn das ädlere Geschenk der Vernunft? statt dessen die Thiere nur mit einem gewissen blinden Triebe zufrieden seyn mußten, der sie zwar bey allen ihren Geschäften, auch bey der Aufsuchung ihrer Nahrung sicher leitet und nur, was ihnen nütze ist, zuführt; aber mit welchem sie auch dem großen Vergnügen entsagen müssen, durch Unterricht viele Dinge kennen zu lernen, von denen ich außerdem nie würde einen Begriff bekommen haben, — durch eignes Nachdenken vieles von den Eigenschaften, Ursachen und Wirkungen der Dinge einzusehen — aus eigner Ueberlegung das Nützlichere immer dem Schädlicheren vorzuziehen — und dem Körper ganz freywillig und ruhig das zu versagen, was ihm schädlich ist, wenn er auch mit noch so heftiger Begierde darnach strebte. So kann ich euch versichern, daß die körperlichen Augen unsrer sehr hungrigen Zöglinge, jetzt um die Mittagsstunde, diese lachenden Beeren gar nicht gleichgültig ansahen; aber das Auge ihres Verstandes erblickte alle die nachtheiligen

ligen Folgen, welche der Genuß dieser Früchte haben würde, und sie begehrten nicht davon zu essen.

Auf einmal erhob Andreas ein Freudengeschrey. Er hatte eine Amphibie entdeckt. Wir eilten alle hinzu und sahen die Schlange zerstückt vor ihm liegen, an der er schon seinen Heldensinn gezeigt hatte. Sie mochte etwa anderthalb Fuß lang gewesen seyn, hatte keine Schilde, sondern zeichnete sich durch kleine Schuppen aus, woraus wir sogleich schlossen, daß sie zu den Aalschlangen gehören müsse. Es war in der That, die sehr bekannte und nichts weniger, als giftige Blindschleiche, deswegen so genannt, weil sie ungemein kleine Augen hat, die kaum zu erkennen sind. Sie hat auch den Namen Bruchschlange, weil sie sehr leicht in Stücken bricht, wenn man sie nur mit einem dünnen Stabe schlägt. Doch that sich Andreas sehr viel auf seine Heldenthat zu gute. Dies glücklich bestandne Abenteuer war das erste und letzte in diesem Gehölze.

Wie die Aussicht wieder freyer wurde, fielen uns linker Hand die Ueberbleibsel des alten Schlosses Haynek in die Augen. Eine hohe Steinmasse ohne Dach ragte mitten aus dem Walde hervor — erinnerte uns alle an längstvergangne Zeiten, weis-

sagte aber auch, besonders zweyen aus der Gesellschaft, eine sehr nahe, erwünschte Zukunft. Landgraf Balthasar von Thüringen, der eine halbe Stunde von Schnepfenthal im Kloster Reinhardsbrunn begraben liegt, ließ zu Anfange des 15ten Jahrhunderts dies Schloß, auf diese Anhöhe bauen. Solche Schlösser (auch Burgen genannt) gehörten zu den Sicherheitsanstalten der damaligen Zeiten. Zu Kriegszeiten fand man hier ziemlich sichre Zuflucht vor den Verfolgungen der Feinde. Im Bauernkriege, den Thomas Münzer veranlaßte und im 30jährigen Kriege, flüchteten sich die Bewohner der hiesigen Gegenden häufig nach diesem Schloß und fanden da Sicherheit, Schutz und bequemen Aufenthalt, besonders, da sie einen heimlichen, verdeckten Weg vom Schlosse bis zum adlichen Wohnhause in Naza, das eine Viertelstunde davon liegt, angelegt und auf diesem alle nöthige Bedürfnisse von dort hinauf geschafft hatten.

Ein Zögling und einer der ältern Freunde aus unsrer Gesellschaft, die schon ehedem in dieser Gegend gewesen waren, empfanden eine ungemeine Freude, bey Erblickung der Hainikburg, die sie zwar von dieser Seite nie, aber wohl von der andern, aus einem gewissen Garten, und an der

Seite,

Seite, gewisser lieber Freunde oft gesehen hatten. Beyder Füße schienen jetzt beflügelt zu werden. Sie eilten in der Gesellschaft zweyer andern Zöglinge voraus und kamen eine gute Viertelstunde eher, als die übrige Gesellschaft in Naza an. Sie giengen sogleich auf die Wohnung des Gutsbesitzers zu, dem das ganze Dorf Naza gehört. Sie erfuhren, daß alles eben zu Tisch säße, und das war ihnen gerade zur Ausführung eines kleinen Plänchens recht. Sie traten in's Haus, stellten sich vor das wohlbekannte Eßzimmer und stimmten ein Lied, nach Art herumziehender Bänkelsänger, an. Kaum war die erste Strophe halb geendigt; so kam Frau von Hopfgarten, die nahe Verwandte des Zöglings, heraus, und erkannte sogleich, nach einer kleinen Bestürzung über die zwey andern fremden Gesichter, ihre beyden Freunde. So wie sich August (nun will ich ihn bey seinem wahren Namen nennen) erkannt sahe, fiel er seiner geliebten Tante um den Hals und die Freude des Wiedersehens glühete in seinem Gesicht. Wir eilten ins Zimmer, wo dem Herrn von Hopfgarten und seiner Fräulein Tochter unsere Erscheinung eben so unerwartet war. Wir lösten sogleich das Räthsel, erzählten die Veranlassung und weitere Absicht unserer Reise, noch nach Eisenach

zu gehen. Die übrige Gesellschaft war so gefällig gewesen, sich einen kleinen Umweg dahin gefallen zu lassen, damit wir nur das Vergnügen hätten, einige würdige Freunde in Naza und weiterhin in Mühla zu besuchen.

So wie sie hörten, daß unsrer noch mehrere wären, und der größte Theil unsrer Gesellschaft noch zurück sey, luden sie sogleich die Zurückgebliebnen, mit denen wir verabredet hatten, im Wirthshause wieder zusammen zu treffen, auf das freundschaftlichste ein. Alles ward im Hause thätig und geschäftig uns Gutes zu thun. Uns däuchte gar nicht im Hause eines Adlichen zu seyn. Es war, als wären wir dem Stande nach bey unsers Gleichen; so liebreich, so herzlich, so freundschaftlich giengen sie mit uns um. Die vornehme Ruhe, die man wohl sonst in manchen Familien der Adlichen, besonders unter dem Frauenzimmer antrift, war hier gar nicht sichtbar. Fräulein von Hopfgarten eilte in die Küche und bereitete uns sehr geschwind eine erquickende Mahlzeit; indessen ihre würdigen Aeltern im Zimmer beschäftigt waren, für unsre und der kleinen Zöglinge Bequemlichkeit so zu sorgen, als wenn wir zu ihrer Familie gehört hätten. O wie bekam uns das so wohl, nach dem etwas

beschwer-

beschwerlichen Marsche! Doppeltes Vergnügen hatten noch unsere Zöglinge, sich in dem artigen, wohlgezognen, achtjährigen Sohne, des Hr. v. H. einen kleinen Freund zu machen; der sich mit seinen guten Aeltern um die Wette bemühete, ihnen den kurzen Aufenthalt doch recht angenehm zu machen. Nachdem wir die Gärten durchwandert, auch eine halbe Stunde bey der Kegelbahn zugebracht hatten, gedachten wir unsers Ziels, dankten für das Gute das wir bey dieser guten Familie genossen und machten uns auf den Weg nach Mühla. Hr. v. Hopfgarten hatte die Güte uns mit seinem Sohn auf einen Theil des schönsten Weges zu begleiten, den wir noch gemacht hatten. — Ein schmales Thal, frischgrün an seinen lichten Stellen durch heitern Sonnenschein erhellt, an seinen dunkeln Seiten durch Bergschatten, Buschwerk und die dicht dran stoßende Holzung tief schattirt. Der Weg krümmte sich durch dasselbe unter beständiger Abwechslung. Bald bückten wir uns unter überhängenden Aesten hoher Laubbäume bald arbeiteten wir uns durch Weidengebüsch — bald strichen dunkle Erlenzweige dicht an uns weg. Jetzt führte der Fußsteig dicht am Hohlweg hin — dann wieder abwärts näher dem Bach, der das ganze Thal durchfloß. Oft verengte es sich und mit ihm unser Weg so sehr, daß

wir nur einzeln hinter einander gehen konnten; auf einmal erweiterte sich der Raum wieder so sehr, daß wir sehr bequem neben einander wandelten. — Durch diese ganze schöne, enge Bergtiefe hin, begleitete uns Hr. v. H. bis wir wieder das Freye erreichten, wo er uns zurecht wieß und dann sich von uns trennte.

Kaum hatten wir die nächste Anhöhe erreicht; so stellte sich uns eine überraschende Scene dar. Die Werre (welche in Franken entspringt,) kam uns hier entgegen geflossen, das gab ein Jauchzen unter Jung und Alt. Es ward allgemein Halt gemacht, um so recht den erquickenden Anblick einer so großen lebendigen Wassermasse, die uns Bergbewohnern so was seltnes ist, zu genießen. Obgleich die Werre überhaupt nicht zu den beträchtlich grossen Flüssen Deutschlands gehört, und hier noch nicht einmal in ihrer größten Breite floß; so hatten wir, blos an die kleine thüringische Leine gewöhnt, doch schon allen Respekt vor ihr. Ihr Bette war schon weit genug um Raum zu einem mannichfaltigen Lauf und abwechselnden Erscheinungen zu geben; wobey sich manche geographische Begriffe recht gut im Kleinen aus der Natur selbst erläutern ließen. Wir sahen Inseln, Halbinseln,

Unter-

Untiefen, Buchten, Landzungen und — mit einer kleinen Anstrengung unsrer Einbildungskraft — auch Meerbusen.

Solche Schönheiten der Natur haben gewiß ungemein viel Anziehendes; doch noch mehr, Freundschaft und Liebe guter Menschen. Daher trennten sich abermals **August** und sein Freund, von der übrigen Reisegesellschaft und eilten voraus zu ihren Lieben in **Mühla**. Sie wurden hier vom Hrn. von **Harstall** und dessen liebenswürdigen Gattinn, eben so liebreich aufgenommen, wie in Naza! Da sie Gäste im Hause antrafen; so wollten sie sich, nachdem sie die Freude des Wiedersehens geschmeckt, wieder zu ihren Reisegefährten verfügen. Aber ihre Freunde ließen sie nicht nur nicht von sich, sondern suchten auch noch zu einem angenehmern Aufenthalt, der übrigen Reisegesellschaft beyzutragen, welche ihren Abend in der Gesellschaft des würdigen Pfarrers dieses Dorfs, Hrn. **Hofmanns** und seiner beyden erwachsnen Söhne zubrachten. Dieser, einer der wackersten Männer, war unsern Zöglingen ein recht lebendiges Beyspiel, mit welchen Freuden, eine wohlangewendete Jugend im Alter lohne. Er war in seinen jungen Jahren äußerst arm, aber rechtschaffen und fleißig gewesen. So

halte

hatte er sich durch seinen guten Charakter Gönner und Freunde erworben, und seine Kenntnisse und Geschicklichkeit, verschafften ihm bald Einkommen und Aemter. Ehe er nach Mühla kam, war er Pfarrer in einem andern Dorfe, in Stätefelde gewesen. Immer darauf bedacht in seinem Kreise Gutes zu wirken, stiftete er ein Denkmal, das ihm ein dankbares Andenken aller seiner dortigen Nachfolger erhalten wird. Durch Liebe wußte er kleine Beyträge an Geld zu erhalten, die er nach einem gewissen Plan auf eine kluge Art verwendete; so daß er bald in einem Schranke der dortigen Kirche mit Aufstellung einer kleinen Bibliothek den Anfang machen konnte, die doch bey seinen Abgang schon auf 363 Stück angewachsen war, und mehrere theuere Werke in sich enthielt. Bücher sind einem jeden Gelehrten und besonders einem Geistlichen auf dem Lande unentbehrlich und schätzbar. In der Stadt hat man gelehrte Freunde und mehrere Bibliotheken, bey denen man sich Raths erholen kann. An dem allen aber fehlts gewöhnlich auf dem Lande. Wie angenehm muß es nicht einen neuen Pfarrer überraschen, in dieser Dorfkirche, einen kleinen, aber auserlesenen Vorrath der nützlichsten Bücher aus seinem Fache und zugleich eine Einrichtung vorzufinden.

finden, vermöge deren dieser Vorrath jährlich vermehrt werden kann! Eine solche gewiß nicht geringe Freude bereitete Hr. Hofmann allen seinen dortigen Nachfolgern, und war mit dem Bewußtseyn zufrieden, andern dies Vergnügen verschafft zu haben, ohne selbst diese Büchersammlung nutzen zu können. Nicht wahr, das heißt uneigennützig gehandelt?

Wie froh und in welcher freudigen Gemüthsstimmung wir auch jetzt diesen lieben Mann fanden, kann ich euch gar nicht beschreiben. Es scheint überhaupt ein Hauptzug seines sanften Charakters zu seyn, immer heitern Gemüths, sich der Güte Gottes zu freun, wie dies einer unsrer Freunde, der ihn länger kannte, allen versicherte; aber jetzt war er auch so ganz besonders vergnügt über ein Glück, das Niemand — euer Herz poche! — Niemand als ein gutes Kind geben kann. Seine beyden ältesten Söhne waren geschickt, brav und gesittet von der Akademie zurückgekehrt. Das war die Freude, die den guten, bejahrten Mann so innigst belebte! Er hatte so treu seine Vaterpflichten an ihnen erfüllt, keine Mühe, keinen Fleis gescheuet, und sie, da ihm sein mäßiges Einkommen keinen Aufwand zu einer kostbareren Erziehung derselben, auswärts,

erhal-

erlaubte, von ihrer Kindheit bis zum Universitätsjahr im Hause selbst erzogen, und in den mancherley Fächern der Sprachen und Wissenschaften selbst unterrichtet. Aus diesem einzigen Zuge könnt ihr euch schon einen Begriff von der Zärtlichkeit dieses Vaters gegen seine Kinder und von seinen Kenntnissen machen, die in der That nicht gemein sind. Besonders ist er in der Geschichte und Mathematik sehr zu Hause, „welches ihm, wie er uns versicherte, „beym Unterricht seiner Kinder wohl zu Statten „gekommen sey. Schon deshalb habe er oft, alle „die Stunden gesegnet, die er in seiner Jugend „auf diese beyde Wissenschaften verwendet. Hätte „er sich nach dem Beyspiele einiger seiner thörichten „Mitschüler gerichtet, die keinen Fleiß auf diese „vortreflichen Wissenschaften verwendeten, weil sie „meynten, man könne auch ohne dieselben ein guter Pfarrer werden; so würde er nie mit unaussprechlicher Freude sagen können: ich habe meine „Kinder in allem selbst unterrichtet — würde vielleicht deswegen einen Informator haben halten „und mit Sorgen und Kummer Geld aufbringen „müssen, seine Kinder nöthige Kenntnisse erlernen „zu lassen, die er sie nun selbst gelehrt hatte."

Wie sehr bestätigt dies Beyspiel den Nutzen meines Raths, den ich euch oben nach unserm Besuch bey Hrn. Wiegleb gab, doch ja alles, alles zu erlernen, wozu ihr nur im Felde der Künste und Wissenschaften Gelegenheit findet. Ihr belohnt euch damit selbst und süß.

Abreise von Mühla nach Eisenach.

Freytag Morgens den 7ten Oktober waren die Reiseaspekten sehr traurig der ganze Himmel umzogen und einzelne Regentropfen fielen schan herab. Indessen gedachten wir unsers Ziels, auch der lieben Zurückgelaßnen in Schnepfenthal, die nunmehr unsrer Zurückkunft schon wieder entgegen sahen und versagten uns selbst den längern Genuß aller der Freude, die wir alle, und unsere zwey hier schon bekannteren Reisegefährten besonders, in diesem Dorfe, bey wenigen, aber vortreflichen Menschen empfunden hatten. Wir schieden mit warmen Herzen und giengen gegen 9 Uhr muthig dem unfreundlichen Wetter entgegen. Wir wollten Mittags in Eisenach seyn, das noch 3 Stun-

den

den entfernt war. Weil wir es wollten; so kamp-ten wir es auch, trotz den Schwierigkeiten, die uns aufhielten. Unser fester Vorsatz, Geduld und Muth überwanden sie alle. Es regnete unaufhörlich! demohnerachtet scherzten wir, lachten dieser kleinen Beschwerde, erzählten einander, bemerkten manches und notirten es, wenn auch die Schreibtafel etwas naß wurde, mit dem Rücken gegen den Wind gekehrt, doch auf — auf den nassen, durch den Regen sehr schlüpfrig gewordnen Fußsteigen kamen wir beynahe mehr rücks als vorwärts, glitschten auch wohl einmal aus und verließen wir den Fußsteig; so wurden nach einigen Schritten unsre Füße so schwer belastet, daß noch weniger Fortkommens war. Dazu war der Weg nicht eben, sondern gieng ansehnliche Strecken durch, bergauf und ab. Plötzlich hatten wir uns auch wohl um eine gute Viertelstunde verirrt und grade nach einer Gegend hin, wo der rauhe Wind, unter beständigen Regengüssen, trotz den Oberröcken auf allen Seiten uns kalt durchwehete und Gesicht und Hände, wie mit Nadeln, durchstach. Der schlimmste Gast, ein immer zunehmender Hunger, vermehrte endlich dies unausstehliche Gemach. Ja, ja, das war nicht mehr auszuhalten! Nichts gewisseres war vorauszusehen, als daß hier das junge Leben dieser armen

erbar-

erbarmenswürdigen Kinder drauf gienge! — Ach! da sank der Muth allgemein! Es war ganz unmöglich noch einen Schritt weiter zu thun! Unter Heulen und Wehklagen setzte sich die ganze Gesellschaft mitten auf freyem Felde hin, zitterte vor Frost und troff vom Regen, jammerte und flehte: „ach! wenn sich doch nur eine Menschenseele unsrer „erbarmte — wenn nur ein Wagen käme — wenn's „nur aufhörte zu regnen — wären wir doch nimmermehr in solchem Wetter ausgereiset, da müssen wir nun auf freyem Felde elendiglich umkommen!"

In dieser Schilderung werden viele von euch, ihr kleinen dichtvermummten Weichlinge, ihr Bild, wie in einem Spiegel zu erblicken glauben, und eben deswegen sie gar nicht für übertrieben oder unnatürlich halten. So wahr das erste seyn könnte; so sehr würdet ihr euch im letztern irren. Meine Schilderung soll euch vielmehr sagen, wie sich unsre Zöglinge nicht betrugen. Grade umgekehrt! Je mehr sich das Ungemach häufte; desto mehr wuchs auch ihr Muth. Jemehr das schlimme Wetter ihre Zufriedenheit bestürmte; desto mehr spotteten sie desselben durch Lustigkeit und muntre Laune. Sie bedienten sich dabey unter andern, eines

Mittels, das ich allen Kindern bey unangenehmen Ereignissen empfehlen möchte. Sie stellten sich nämlich recht lebhaft vor, wie gut es sey, daß es ihnen nur nicht noch tausendmal schlimmer gienge! Statt aller der obigen Wenn's, dachten sie an ganz andre Dinge: „Wie wenn wir jetzt in Spitzbergen an Barens und Heemskerks Stelle wären?" — „Wie, wenn jeder allein, von den andern getrennt, diesem Ungemach ausgesetzt wäre?" — „Wie wenn uns jetzt Bären, oder hungrige Wölfe anfielen?" — „Wie, wenn uns jetzt plötzlich die Nacht überfiele?" — „Wie, wenn wir jetzt mit Gonzalez über die Kordilleras *) marschierten?"

Durch diese Vergleichung eines viel schlimmern Zustandes mit ihrem jetzigen sahen sie nicht nur ein, wie sehr erträglich dieser in der That noch sey; sondern hatten auch noch den Vortheil sich an merkwürdige Personen zu erinnern, deren Schicksale jetzt vortreflichen Stoff zur Unterhaltung gaben. Wir konnten uns jetzt alle ihre Beschwerden und Mühseligkeiten, da wir selbst deren einige, wiewohl sehr geringe, empfanden, viel lebhafter vorstellen, als da wir gesättigt, in warmer Stube, auf gemächlichen Stühlen ihre Geschichte zum ersten Male hör-

*) S. Pizarro in der 5oten Erzählung.

hörten. So rückten wir immer muthig vorwärts, bis wir auf der letzten Anhöhe Eisenach und die Wartburg, oben drüber vor uns liegen sahen. Es schien nur noch eine Viertelstunde entfernt zu seyn. Da wollen wir bald seyn!" hieß es und nun giengs aus vollen Kräften bergunter. Diesmal währte aber diese Viertelstunde ziemlich lange! denn erst nach Verlauf einer guten Stunde kamen wir sehr hungrig und ermüdet, vor das Thor von Eisenach an, wo das etwas lange und unfreundliche Examen der Wache doch erst unsre Geduld noch auf eine kleine Probe stellte.

Ich kann es ja wohl sagen, daß wir Erwachsene alle eine Freude hatten, auf diesem Marsche, an allen unsern Kindern ohne Ausnahme ein gutes verständiges Betragen beobachtet zu haben. Auch dies war einer der vielen Zwecke dieser Fußreise, unsere Kinder in Ertragung mancherley Beschwerlichkeiten, ohne die wir nun einmal in diesem Leben nicht durchkommen, zu üben. Diese, eine der stärksten Proben auf unsrer Reise, war glücklich abgelaufen! das machte uns allerdings viele Freude und gab uns die stärkste Hofnung, daß unsere Zöglinge, nun auch bey wichtigeren Hindernissen,

gleicher Muth, gleiche Geduld, gute Laune und Festigkeit zeigen würden!

Schloß Wartburg.

Aber nun konnten wir doch den gerechtesten Anspruch drauf machen, den übrigen Theil des Tages in gemächlicher Ruhe nach so viel beschwerlicher Ermüdung hinzubringen? — Wohl! — Wenn wir nur nicht den folgenden Tag wieder in Schnepfenthal hätten seyn wollen? Und wenn nur nicht so mancherley, vor allem aber die Wartburg noch zu sehen gewesen wäre, deren Höhe einmal zu besteigen, wir uns schon so oft in Schnepfenthal gewünscht hatten, deren Anblick von weitem uns auch auf unserm heutigen Marsch zu doppelter Anstrengung unsrer Kräfte gespornt hatte! — Zudem klärte sich das Wetter auf, der reinste Himmel blickte von allen Seiten durch — wären wir da nicht Thoren gewesen, bey schlechtem Wetter die Luft nicht gescheuet zu haben und nun bey gutem in der Stube zu sitzen? — Wie wir das so bey Tische,

wo es uns allen vortreflich schmeckte, überlegten wir uns einmüthig entschlossen, sogleich nach dem Essen die Wartburg zu ersteigen — siehe da! eine ganz unerwartete Freude! Einer unsrer, in Schnepfenthal zurückgebliebnen, erwachsnen Freunde gieng über die Straße. Eben so unerwartet war ihm unser Zuruf! Er eilte in unsre Arme, erklärte sein Hierseyn und gab uns die besten Nachrichten vom Wohlseyn unsrer übrigen zurückgelassenen Freunde. Das war für uns eine wahre Herzstärkung! da er aber denselben Nachmittag wieder nach Hause wollte, trennte er sich sehr bald von uns und wir — bestiegen die Wartenburg.

Schon in der Stadt merkt man die allmählige Erhöhung des Weges, die immer steiler wird je weiter man hinaufkommt. Doch nur einen kleinen Halt, und einen Blick rückwärts auf die herrliche Landschaft bedurfte es, um nur immer nach einer weitern Aussicht begieriger zu werden. Der Weg krümmte sich um die Burg durch die ungeheuern Felsmassen, die auf der einen Seite steil über uns ragten, auf der andern unter uns, jähe Klüfte abschnitten. Weiter hinauf war er durch's Gestein ausgehauen. Wir giengen auf Granit und durch Mauern, welche die Natur aus Quarz und

Glimmer aufgeführt hatte. Endlich erreichten wir nach einer guten Viertelſtunde die Spitze des Felſen, auf welchem dieſe ehrwürdige Burg ſeit ſieben Jahrhunderten ſtand. Ihr Anblick iſt nicht ſchön, aber erhaben. Die hohe Lage dieſes alten Gemäuers in einer äußerſt romantiſchen Gegend, macht auf die Empfindung einen weit ſtärkern Eindruck, als alle Symmetrie eines reitzenden Baues der neuern Künſtler. — Die Erinnerung an die groſſen Männer, welche hier lebten und handelten, erfüllt die Seele mit Hochachtung und weckt die Einbildungskraft zu kühnen Bildern. Man glaubt in einen Tempel des Adels zu treten, wo man alle dieſe Edlen neben einander im Glanze ihrer Thaten erblicken wird. Das Dunkle des Eingangsgewölbes, durch 3 Thore verwahrt, Kanonen zur Linken und Wache zur Rechten, das alles vermehrt dieſe hohe Erwartungen. Selbſt der über dem einen Thore in Stein gehauene Bote, den der Drache frißt, verſetzt in die Denkart der vorigen Zeiten. Mit wenigem viel! Groſſe Geſinnungen, das bey wenig ums Aeußere bekümmert! doch groſſer Aberglauben und wenig Geſchmack! Wenn gleich die Brieftaſche des Boten gröſſer als der ganze Mann, gegen die Regeln der Kunſt verſtieß; ſo war

doch

doch der Sinn kräftig ausgedrückt:" Pförtner sey wachsam, sonst frißt dich der Drache!"

Wir ließen uns herumführen, um durch das nähere Anschauen dieser alten Denkmäler, die Erinnerung an die Vorzeit lebendiger zu machen. Man öffnete uns zuerst das sogenante Landgrafenzimmer. Das Wichtigste in demselben waren uns die Bildnisse einiger thüringischen Fürsten in Lebensgröße. Vor allen fiel uns Landgraf Ludwig der Eiserne auf. Dieser Beyname machte uns neugierig auf seine Geschichte. Wenn uns die Geschichte nicht mit einem Mährchen täuscht; so wollte das Volk durch diesen Beynamen die Härte andeuten, mit der er den Uebermuth des thüringischen Adels bestrafte. Er kam um die Mitte des 12ten Jahrhunderts sehr jung an die Regierung. Seine Jugend versuchte ihn, nur das Angenehme seines Standes zu genießen! für die Ausübung der schweren und wichtigen Pflichten desselben schien er noch nicht Einsicht genug zu haben. Er dachte nur drauf selbst froh zu leben und andern frohe Tage zu machen. Er gieng daher mit seinem Adel mehr auf den vertraulichen Fuß eines wohlwollenden Freundes um; ohne für die Achtung seiner Fürstenwürde sonderlich zu sorgen. Der Adel war unedlich genug, die

Schwäche und Güte des jungen, sorglosen Fürsten zu mißbrauchen — maßte sich größere Rechte an, als ihm gebührten — bereicherte sich durch unerlaubte Wege und drückte besonders die Unterthanen außerordentlich. Zufälligerweise, da sich Ludewig einst auf einer Jagd verirrte, wurden ihm durch einen Unterthanen über alle diese Dinge die Augen geöffnet. Von dem Augenblick fieng Ludewig an, als Mann zu handeln — untersuchte — fand die Beschwerden des Volks gegründet und strafte, wie die Chronik sagt, die Bedrücker der Unterthanen damit, daß er sie an einem Pfluge spannen und ein Stück Land umackern ließ. Die Strafe war hart, aber nicht grausam, denn sie war gerecht und nach dem rohen Sinn der damaligen Zeiten am wirksamsten. Ludewig ließ ja im Grunde nur die Großen, die Mühseligkeiten des wichtigen, niedern Standes, auf eine kurze Zeit recht eindringlich fühlen. Dies Gefühl und die Empfindung eigner Demüthigung muste gewiß lebhaft wirken; so wie das Erniedrigende des thierischen Geschäfts, das sie verrichten musten, gewiß eine bittre Reue erweckte, in ihren Unterthanen den Mitmenschen ganz verkannt, und sie härter, wie Thiere behandelt zu haben.

Oder

Oder erwarb er sich den Beynamen des Eisernen, weil er meistens gewaffnet gieng? Wie viele Helden jener Zeiten könnten dann auf diesen, auch dann eben nicht mehr sonderlich bedeutenden, Zunamen Anspruch machen? Geneigter bin ich ihn für das doppelte Sinnbild, von Ludewigs festen Geist und persönlicher Tapferkeit gelten zu lassen. Von jenem habe ich euch eben den Beweis erzählt. Alle seine vorherigen freundschaftlichen Verbindungen mit seinen Großen hinderten ihn nicht, den graden, festen Gang der Gerechtigkeit zu gehen. Durch diese hat er sich einen Namen in der Geschichte des deutschen Reichs gemacht, mit dessen Oberhaupte er verschwägert war. Er focht für den Kaiser mit Glück in Italien; vertrat ihn bey den unruhigen Polen, denen er Gesetze vorschrieb, züchtigte in dessen Namen den damaligen Erzbischoff von Maynz, setzte ihn ab und einen seiner Freunde an dessen Stelle. Er war unter mehreren Fürsten die eine gleiche Absicht im Sinn hatten, der erste, welcher den mächtigsten deutschen Fürsten damaliger Zeit, Heinrich den Löwen, Herzog von Sachsen und Bayern, muthig angriff. Einst besuchte ihn sein Schwager Friedrich Rothbart auf einem seiner Schlösser, das dem Kaiser überaus wohl

gefiel und ihm nichts zu wünschen übrig ließ, als daß es besser möchte befestigt seyn. Ludewig versprach ihm, in drey Tagen eine Mauer um dasselbe zu zeigen, ließ sogleich seine Lehnleute in völliger Rüstung zusammenkommen, stellte sie am Morgen des dritten Tages, rings um sein Schloß und zeigte sie dem Kaiser, der diesen Kern tapfrer Krieger für die sicherste Mauer erkannte.

Schließet aus diesen wenigen Zügen, die ich hier nicht weiter ausmalen kann, auf Ludewigs Geist. Seine Gebeine liegen in unserm Reinhardsbrunn; deshalb nahmen wir doppelten Antheil an den Thaten dieses großen Fürsten. Mit Hochachtung erfüllt, giengen wir von seinem Bilde weg in die kleine Kirche, die an sich zwar unansehnlich, uns aber doch äußerst merkwürdig war, weil sie uns fast eben so lebhaft das Bild eines in seiner Art eben so großen Manns, vor Augen stellte. Hier hatte Luther gepredigt, (S. das II. Bändchen S. 216.) und unter Umständen, in einer Lage, nach Einsichten und mit einem Geiste, wie vor ihm und nach ihm wohl nie ein Geistlicher geredet haben mag. Das alles muß seinen Gedanken und Worten eine Kraft, ein Feuer und ein Leben gegeben haben

haben, daß gewiß kein Zuhörer diese Stätte unerschüttert verließ. Rührte uns doch schon die bloße Erinnerung so sehr, was muß Empfindung selbst gewirkt haben? Es wurde in dieser Kirche zugleich das Denkmal eines fürstlichen Kunstfleißes aufbewahrt — das Modell vom zerstörten Grimmenstein (S. B. II. S. 136.) welches Herzog Johann Ernst selbst verfertigt hatte. Es war uns sehr werth; doch schwächte es größere Eindrücke, daher wünschte ich's aus dieser Kirche weg.

Voll von großen Bildern vorigar Zeiten betraten wir das Zeughaus, das die feyerliche Täuschung unterhielt. Hier die Rüstungen der fürstlichen Helden, deren Bildnisse wir eben geschaut hatten — sie zu tragen, dazu gehörten außerordentliche Kräfte; sie dem Feinde unnütz zu machen, verlangte persönliche Tapferkeit. — Dort die Kleidung eines sächsischen Prinzen, von gemeinem Landtuche unsrer Bürger, geschmacklos, ohne Modeschnitt, aber dauerhaft und verwahrend gegen die Witterung. — Man sah in jenen Zeiten mehr aufs Nöthige, als Schöne, hielt das Geld, das man hatte, zusammen, da man jetzt für das, was man nicht hat, fremde Waaren borgt. — Dort Waffen aller Art, meistens unbequem und

unge-

ungeschickt zum Gebrauch, für uns, die wir durch den verfeinernden Erfindungsgeist verwöhnt worden sind, nicht eben für die damaligen Krieger. Da waren zwey mächtiggroße, geflammte Turnierschwerdte *), Harnische, von uns kaum zu heben, geschweige zu tragen, Helme, die uns allein schon niederdrückten, da wir sie aufsetzten, türkische Gewehre, welche uns an die Zeiten der Kreuzzüge erinnerten, wo blinde Religion, von der Vernunft nicht erleuchtet, die edelsten Menschen irre führte und sie ihre schönsten Kräfte zum Dienste der uns begränztesten Habsucht und arglistigsten Mönchesrey verschwenden ließ. Der Mord eines Türken führte nach damaligem Glauben näher zum Himmel, als eine Reihe der edelsten Handlungen im Vaterlande. Eine angenehme Ueberraschung war uns in einer Ecke dieses Zeughauses, der Anblick einiger Schanzkarren, Grabscheite und Hacken, Werkzeuge, die uns allzuwohl bekannt waren, da wir sie alle Morgen zur Anlage des neuen Gartens brauchten. Eine schätzbare Aufmunterung für uns war es, daß die hier befindlichen, zu einem ähnlichen Zweck, von fürstlichen Händen gebraucht worden.

*) Die Klinge war nicht gradlinicht, sondern schlängelte sich im Zickzack bis zur Spitze.

den. Außer manchen andern zur Vertheidigung nöthigen Dingen in diesem Zeughause, war daneben auch ein Pulverthurm, der uns aber nicht so sehr interessirte, als die Aufschrift, nicht weit davon: **Weisheit geht über Stärke.**

Sie bezog sich sehr schicklich auf einige Handmühlen, welche Herzog Ernst hier erfunden hatte, um in Ermangelung der Wassermühlen, Getraide mahlen zu können, denn bey Belagerungen konnte man vor dem Feinde, das Getraide nicht hinab in die Mühlen schicken; und so war diese Erfindung allerdings ein weises Mittel, einer Hungersnoth vorzubeugen, deren Wirkungen alle Macht der Stärke entkräftet haben würde.

Wir bestiegen jetzt einige Eingangsstufen des Seitengemäuers, and kamen durch finstre, winklichte Plätze zu — **Luthers** Wohnzimmer, während seiner Gefangenschaft auf der **Wartburg.** Luther gefangen? Im II. B. S. 122. erwähnte ich einer Gelegenheit, die uns unsre Reise weiterhin geben würde, euch noch mehr von Luthern zu erzählen. Hier finde ich eine sehr nahe Veranlassung euch mit einer sehr merkwürdigen Begebenheit, aus der Lebensgeschichte des großen Mannes bekannt zu machen.

Kaiser

Kaiſer Carl V. hatte zu Worms die deutſchen Fürſten verſammlet, um ſich mit ihnen über die wichtigſten Angelegenheiten des Reichs zu berathſchlagen. Unter andern wurde auch beſchloſſen, Luthern vorzufordern, damit er ſich wegen der unerhörten Kühnheit, mit der er bisher gehandelt hatte, verantworten möchte. Es geſchah — und Luther folgte der Aufforderung ſeiner Obrigkeit mit eben dem Gehorſam, welchen er den päbſtlichen Anmaßungen über ſeine Vernunft, vorher verweigert hatte — mit eben dem Muth, welcher hundert Jahre früher den Selbſtdenker Huß nach Koſtnitz in eine ähnliche Verſammlung führte, der, wie Luthern ſehr wohl bekannt war, dort verbrannt wurde. Doch fand er ſich im Vertrauen auf Gottes Vorſehung, die Gerechtigkeit der Fürſten und ſeiner Sache zu Worms ein. Dem Oberhaupte des Reichs, war bey ſeinem Einzuge nicht eine ſolche, doch blos von Neugierde gereizte Volksmenge entgegen geſtrömt, als Luthern mit allen Merkmalen der Ehrerbietung und Bewunderung, vor den Thoren der Stadt empfieng. Alles war voller Erwartung, wie ſich Luther vor der Verſammlung der Fürſten nehmen würde. Er trat mit einem Anſtande auf, den man bey der Heftigkeit, zu der er ſich in der That oft durch ſeinen allzu

allzulebhaften Eifer für's Gute, verleiten ließ, so wenig als von der derben Sprache, die er nicht minder häufig, in der Entrüstung über alle das päbstliche Unwesen zu führen pflegte, erwartete. Noch weniger aber erwartete man von einem armen Mönche, ohne Macht und Gewalt, diese Standhaftigkeit, mit der er dem Eindringen der ganzen Reichsversammlung „seine neuen Meynungen zu widerrufen und der alten Lehre zu folgen" widerstand. Seine Antwort war:

„So lange ich nicht durch Zeugnisse der „heiligen Schrift oder durch klare und „helle Gründe und Ursachen überwiesen „werde, daß ich Irrthümer habe, so „kann und will ich nichts widerrufen, „weil es mir nicht erlaubt ist, wider „mein Gewissen zu handeln. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott „helfe mir! Amen.

Man versuchte ihn durch Vorstellungen zu überreden, dann wieder durch Drohungen zu erschrecken. Vergebens! Luther blieb unabänderlich bey seinen Gesinnungen! Man entließ ihn also und hinderte ihn nicht, wieder abzureisen. So sehr auch einige eigennützige Anhänger des Pabsts es dahin zu bringen

gen gesucht hatten: „Luthern fest zu halten, ab„zustrafen und so mit einem Male allen Ketzereien„gen ein Ende zu machen;“ So hielten es doch die meisten Fürsten und der Kaiser für unanständig gegen das gegebne, feyerliche Versprechen zu handeln. Denn es war ihm, bey der Einladung nach Worms, die Zusicherung gegeben worden, daß er **während einer bestimmten Zeit**, weder in Worms noch irgend einem andern Orte, die mindeste Gewaltthätigkeit zu besorgen haben sollte. Konnte man nun, während dieser Zeit Luthern unmittelbar nicht schaden; so waren doch die Feinde der gesunden Vernunft und folglich ihres Vertheidigers, äußerst geschäftig, alles zu seinem Verderben vorzubereiten. Der Pabst, äußerst aufgebracht, ließ durch seine Abgeordneten, die dringendsten Vorstellungen bey dem Kaiser und dem versammelten Fürsten thun. Der Kaiser gab dem Verlangen des Pabstes nicht sowohl aus Ueberzeugung von Luthers Unrecht, sondern aus Gefälligkeit, nach, um sich den Pabst zum Freunde zu erhalten, durch dessen Macht und Ansehn bey einigen großen Unternehmungen, die er vorhatte, unterstützt zu werden, ihm wichtiger war, als alle Rechte der Menschheit und Vernunft, als das

Glück

Glück oder Unglück eines armseligen Mönchs. Carl V. ließ also den 26. April 1521, mit Genehmigung der allermeisten versammelten Fürsten ein hartes Edickt gegen Luthern bekannt machen. In demselben ward er zu einem hartnäckigen Verbrecher gemacht und in den Bann gethan. D h. er ward aller Rechte, die er als Unterthan des deutschen Reichs hatte, verlustig erklärt. Allen Fürsten wurde untersagt, ihn aufzunehmen, oder zu beschützen; jedermann aber aufgeboten, sich seiner Person zu bemächtigen, sobald die Zeit der Sicherheit, die man Luthern zugesagt hatte, verflossen seyn würde.

Luther war noch auf der Rückreise, da dies schreckliche Urtheil ihn wehrlos, gegen die Gewaltthätigkeiten des ersten elendesten Bubens, der ihn mißhandeln wollte, blos stellte. Als er vor dem Bergschloß Altenstein (2 Stunden von dem unglücklichen Salzungen, das den November 1786 größtentheils abbrannte) vorbeykam, sprengte plötzlich ein Haufen verlarvter Reuter aus dem dicken Wald, verjagte seine Begleiter, nahm ihn gefangen und brachte ihn auf die, etwa auch eine Meile davon liegende, Wartburg, wo ihm dasselbe Stübchen, in dem wir uns itzt befanden, zur Wohnung angewiesen wurde.

Vielleicht war Luther bey diesem Ueberfall eben so erschrocken, als ihr jetzt um sein Schicksal besorgt seyn werdet; aber denkt euch seine Freude, da er erfuhr, daß er in keines andern, als seines edeln Beschützers, des Churfürsten von Sachsen Gewalt sey. Dieser hatte diese scheinbare Gewaltsthätigkeit, aus weiser Vorsorge selbst veranstaltet. Voller Besorgniß, Luther möchte in die Hände seiner Feinde fallen, beschloß er ihn so lange zu verbergen, bis er wieder ohne Gefahr sich zeigen dürfte. Um sich aber selbst keiner Verdrießlichkeiten auszusetzen, weil er Luthern gegen das kaiserliche Verbot, in Schutz nahm, ließ er Luthern durch Leute, deren Treue, Ergebenheit und Verschwiegenheit ihm bekannt war, die sich aber aus Vorsicht verlarven mußten, damit man auch von seinen Begleitern auf keine Weise erführe, wer sich seiner bemächtigt hätte, aufheben.

Diese Geschichte war uns weit interessanter als alle die Mahrchen vom Teufel und dem Dintenfasse, das ihm Luther an den Kopf geworfen haben soll, welche die Unverständigen glauben und erzählen. Eben so merkwürdig waren uns die Beschäftigungen, mit welchen Luther hier seine Zeit zubrachte, und unter denen ich euch nur die allerwich

wichtigſte, begreiflich zu machen ſuchen will — ich meyne, den Anfang ſeiner Bibelüberſetzung.

Sonſt hatten nur die geſunde Vernunft und die Bibel, die Chriſten belehrt, wie ſie gut und glücklich werden ſollten und auf welche Weiſe Gott zu verehren ſey. Aber die geſunde Vernunft (wie ihr euch aus dem II. B. erinnern werdet) war dem Pabſt gar nicht gelegen und die Bibel noch weniger, weil dieſe Lehren vorträgt, deren Befolgung die Menſchen noch vernünftiger macht, als ſie ſchon ohne dieſen Unterricht ſind. Er verbot daher den Leuten in der Bibel zu leſen (welches ohnedem ſchon ſeine Schwierigkeiten hatte) verlangte aber, ſie ſollten nur ihm und ſeinen Ausſprüchen, blindlings folgen, die eben ſo heilig, wahr und geltend, als die Ausſprüche der Bibel wären.

Auf dieſe Weiſe konnten nun die Päbſte ihre eigennützigen und herrſchſüchtigen Abſichten durch die unerlaubteſten Mittel ausführen. Sie beriefen ſich bey allem, was ſie thaten, auf die Bibel, die doch niemand leſen durfte, oder auf Wunder, die nie geſchehen waren. Für jeden abergläubiſchen Gebrauch, womit ſie den Verſtand der Leute verfinſterten und in der Dummheit erhielten — für jede neue Lehre, womit ſie die Religionswahrhei-

ten verunstalteten, wußten sie einen Grund in der Bibel zu finden, und die Leute mußten das so auf's Wort glauben, ohne untersuchen zu dürfen, welches auch die allerwenigsten konnten. Denn die hebräische und griechische Sprache, in welcher doch die verschiednen Schriften der Bibel zuerst niedergeschrieben waren, verstanden damals sehr wenige Menschen. Zwar hatte man auch, schon vor Luthers Zeit, eine lateinische und mehrere deutsche Uebersetzungen. Aber war die erstere schon sehr fehlerhaft gerathen; so mußten es natürlich, die aus dieser, wieder gemachten, deutschen Uebersezzungen noch weit mehr seyn; wozu noch außerdem eine grose Unwissenheit der Uebersetzer in der lateinischen sowohl, als der Muttersprache und eine Ungeschicklichkeit zum Uebersetzen überhaupt, hinzukam. Wer konnte also aus so verworrenen, unrichtigen Uebersetzungen den Pabst seiner Betrügereyen und Irrthümer, die er vorsetzlich ausbreitete, überweisen? — Aber das war der Schaden nicht allein! Grade das, worauf sich Luther am meisten stützte, wußte der Pabst durch diese Verkehrung, gegen ihn zu gebrauchen. Der Pabst behauptete, Luthers Neuerungen hätten gar keinen Grund in der Bibel. Seine Lehren rührten von ihm ganz allein

allein her, ſtänden nirgends in der Schrift, ja wären den Vorſchriften derſelben ganz entgegen. Denkt, welch' eine Liſt, die um ſo wirkſamer war, da niemand auf den wahren Grund kommen konnte, als wer Hebräiſch oder Griechiſch verſtand.

Da entſchloß ſich Luther kurz, theils zu ſeiner eignen Rechtfertigung, theils um die ſchändlichen Betrügereyen der Päbſte beurkunden, überhaupt zur Belehrung und Erleuchtung der ganzen Chriſtenheit, die Bibel zu überſetzen. Was ihn hierzu überaus geſchickt machte, war 1) ſeine tiefe Einſicht in die morgenländiſchen Sprachen, 2) die auſſerordentliche Stärke, mit der er ſeine Mutterſprache in ſeiner Gewalt hatte. 3) Die Redlichkeit ſeines Charakters, die dafür Bürge war, daß er nicht vorſätzlich dem Sinn verdrehen und 4) endlich ſeine Verhältniſſe gegen den Pabſt, nach denen man ſchon vermuthen konnte, daß er nicht deſſen Wünſchen gemäß, ſondern der Wahrheit treu überſetzen würde!

Hier in dieſem Zimmer, worinn wir uns jetzt befinden, fieng er dieſes ſo mühſame, als ſchwere und wichtige Unternehmen mit der Ueberſetzung des neuen Teſtaments, als des für Chriſten wichtigſten Bibeltheils an. Das Jahr drauf konnte dieſe Ue-

bersetzung schon gedruckt und nun von vielen Tausenden gebraucht werden, die mit eignen Augen sehen, ihre Religion vernünftig prüfen und untersuchen wollten. Welch ein Erstaunen, welches Aufsehen verbreitete dieses Buch in ganz Deutschland und bald in ganz Europa! denn schnell folgten dieser reinen, treuen, fließenden, sprachrichtigen Uebersetzung, mehrere in andern Sprachen nach. Die Wahrheit, die Religion und Luther waren jetzt mit einem Male gerechtfertigt. Wer nur Gefühl für Wahrheit hatte, konnte sich selbst überzeugen, daß Luther die Wahrheit verfocht und der Pabst unterdrückte. Der Erfolg einer solchen Ueberzeugung konnte nicht zweifelhaft seyn. Die Wahrheitsliebenden rissen mit Gewalt die Binde der Dummheit von ihren Augen, zerbrachen das päbstliche Joch des Aberglaubens, das bisher so schwer gedrückt hatte, und noch jetzt fühlen wir Protestanten uns so glücklich bey dem hellern Licht, das unsere Vernunft leitet, und hauptsächlich durch die so verdienstliche Bibelübersetzung Luthers so schnell verbreitet ward.

Wenn ihr euch diese überaus wichtigen Begebenheiten mit dem Orte unsers Aufenthalts in Verbindung denkt; so werdet ihr begreifen, wie wir

in

in einem kleinen, finstern, sonst unansehnlichen Gemach, doch eine ziemliche Weile, auf's lebhafteste unterhalten, zubringen konnten. Unsere Einbildungskraft war sehr geschäftig, mancherley Bilder des großen Mannes zu entwerfen, zu deren Ausmalung uns seine Geschichte hinlängliche Farben gab.

Aber auch für unsre Empfindung war es ein herrliches Fest, aus den Fenstern dieser Burg, die umliegende Gegend anzuschauen, und uns an den romantischen Aussichten, besonders nach der thüringer Waldseite hin zu vergnügen. Der schnelle Wechsel von hellem Sonnenlicht und dunkeln Wolkenschatten, erweiterte und verengte bald den Gesichtskreis, gab erst dem langen unfruchtbaren Bergrücken vor uns, ein milderes Ansehn und hüllte ihn plötzlich in ein noch rauheres Gewand — warf erst ganze, lange Lichtstreifen über das Dunkelgrün der Nadelwälder zur Rechten und malte plötzlich wieder eine schwarzblaue Decke über sie hin. Bey günstigem Sonnenblick konnten wir durch ein Thal hin, das Schloß **Wachsenburg** bey Erfurt sehen; aber **Schnepfenthal** blieb hinter Bergen versteckt. Zur Linken konnten wir das ganze Hainich, über das wir hergekommen waren, überse-

hen. Hinter uns ein groſses Thal lebhaft durch Dörfer und Gewässer!

Wir konnten uns nicht losreiſsen von diesen Wundern der Natur, die ich euch nicht beschreiben kann, da ich sie nicht mehr empfinde, nur noch blos dunkel, durch eine jährige Erinnerung mir vorstellen kann. Und damals genoſs ich zu sehr, als daſs ich an's Beschreiben hätte denken können. Die Nacht überfiel uns weit früher, als wir wünschten! Wir muſsten eilen, um wieder nach Eisenach zu kommen. Wir wurden dahin, vom jetzigen Archivarius der Wartenburg, Hr. Landkammerrath Thon, den wir in der Gaststube anzutreffen, das Vergnügen hatten, begleitet. In unserm Gasthofe suchten wir, ziemlich ermüdet, sehr bald die Ruhe, doch nicht eher, bis ein Jedes, die merkwürdigsten seiner heutigen Erfahrungen aufgezeichnet hatte. Sonst wären wir ja nur blos neugierige Reisende gewesen, die nur für den gegenwärtigen Augenblick Unterhaltung, nicht aber merkwürdige Belehrungen zur Befriedigung der Wiſsbegierde, in künftigen Fällen, wo die bloſse Erinnerung allein, oft betrügen würde, zu sammeln gesucht hätten.

Auch

Auch etwas für Mädchen.

Wißbegierige Mädchen lesen diese Beschreibungen unsrer kleinen Reisen wohl auch; aber manche werden doch nicht damit zufrieden seyn, daß nur immer von Knaben und von allerley Gegenständen, nur nicht von weiblichen, die Rede ist? das konnte aber nicht wohl anders seyn, da nur lauter Mannspersonen und Knaben die Reise machten. Wenn ich aber wüste, daß ihr ähnliche Nachrichten gern läset, in welchen besonders recht viel von weiblichen Dingen vorkäme; so entschlösse ich mich wohl euch auch eine Beschreibung von den kleinen Reisen, die ich mit meinen weiblichen Zöglingen von Zeit zu Zeit anstelle, aufzusetzen. Wenn ihr dies wünschet; so dürft ihr euch nur an den Verleger dieses Büchleins wenden, der euch schon so manche Freude durch die vielen nützlichen Schriften, die er für euch drucken läßt, gemacht hat. Für jetzt nur 2 Worte für euch von unsrer diesmaligen Reise!

Den andern Morgen (den 8ten Oktober) besuchten wir unsern braven Freund Thon und dessen Gattinn. Kleidung und Putz ist euch Frauenzimmern immer das Wichtigste, also muß ich euch

sagen, daß wir sie in einem sehr simpeln Anzug antrafen. Ob er nach der Mode war, weiß ich nicht; aber sehr natürlich fanden wir ihn alle, denn er verunstaltete nirgends ihre Bildung. Eine eben so merkwürdige Erscheinung an einem Frauenzimmer in der Stadt, war uns die Tracht ihrer Haare. Keine angeklebten Figuren, die auf einer Drechselbank gedrehet, und in der Radstube einer Mühle, wieder bestaubt zu seyn schienen — kein unreinliches Gewirre, in dem sich so oft Kopfweh und Unmuth erzeugt — keine Stacheln, die da eine Ordnung erhalten sollen, wo wahrhaftig die Natur eine solche nicht verlangte. — Nicht wahr, nun habe ich's schon bey euch verdorben, daß ich so spreche? — Aber ist es denn nicht so? — Ich sage ja drum nichts auf euch. Ein jeder hat seine eigne Liebhabereyen; und die muß man einem jeden lassen. Wir in Schnepfenthal haben nun diese, daß wir so viel wie möglich, bey allem gern auf Natur, Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Zeitersparniß sehen, folglich auch bey unsern Haaren. Daher gefiel uns der Haarputz der Madam Thon überaus, weil sie auf die nämlichen Gesetze dabey Rücksicht genommen zu haben schien. Ihr Haar war schwarzbraun, das sahen wir wirklich. Bey hundert

dert andern Köpfen hätten wir drauf rathen müssen. Auch Haare haben ihre Schönheiten, und es würde für einen Beobachter in einer groſsen Gesellschaft ein Vergnügen mehr seyn, die verschiednen Abstufungen der Haarfarben zu bemerken, wenn der Puder nicht alles gleich machte. Die Natur läſst die Haare vom Scheitelpunkt aus überall gleichförmig hinlaufen, und sich flach an der schönen, ovalen Figur des Kopfs anschmiegen — die Schläfen bekränzt sie mit wallenden Locken, die auf den Schultern ruhen — den Nacken zu schmücken, läſst sie längeres Haar in Wellenlinien herabflieſsen! Grade so hatte auch Madam Thon ihr Haar geordnet, und nicht mehr Beyhülfen der Kunst gegeben, als zur Erhaltung dieser Ordnung nothwendig war. Aber ich komme in's Plauderhafte — ich halte mich bey Kleinigkeiten auf — ich vergesse ganz, daſs ich zu Mädchen rede.

Ihr Mädchen scheint das so vor den Knaben voraus zu haben, daſs ihr den Putz liebt, und zwar nicht deswegen, weil ihr euch etwa einbildet, daſs euch der Putz schöner mache; sondern weil ihr so viel auf Geschmack, Reinlichkeit und Ordnung haltet, welche die Grundlagen alles Putzes sind, — oder doch seyn sollten! In diesem Verstande waren die Wohnzimmer der Madam Th. überaus artig

auf-

aufgeputzt. „Das war ja sehr natürlich zu erwarten!“ Werdet ihr sagen? — Aber hätte ich damals vorausgesehen, daß ich euch ein eignes Kapitel in diesen Reisen widmen würde; so hätte ich sie gewiß gefragt, woher es demohnerachtet komme, daß diese so natürliche Erwartung durch so viele Frauenzimmer getäuscht werde? — So würde ich sie auch, um eine Erklärung einiger kleinen Maschinen, zur Erleichterung weiblicher Arbeiten, die wir bey ihr sahen, gebeten haben, um sie euch wieder zu beschreiben. — Aber das alles muß ich übergehen, und euch für eine andre Gelegenheit aufheben. Nur eine Zierde dieser Zimmer führe ich an, die uns vor allen wohlgefiel. Zeichnungen von Mad. Th. selbst verfertigt. —

Zu diesen hatte eine sehr beyfallswürdige Anstalt, die Veranlassung gegeben. Es ist in Eisenach durch die Vorsorge des vortreflichen Herzogs von Weimar, eine öffentliche Zeichenakademie, für die dasigen Frauenzimmer errichtet worden. Der Unterricht wird von einem dasigen angestellten Lehrer zu gewissen, bestimmten Stunden, in der Woche, in einigen Zimmern des so genannten Fürstenhauses, eines herrschaftlichen Schlosses, ertheilt. Wir bedauerten, daß wir grade an einem Tage uns

hier

hier befanden, wo keine Lektionen gegeben wurden. Indessen reitzte uns doch diese Nachricht, wenigstens die Zimmer, in welchen sich die Damen versammlen und bey der Gelegenheit, das Innre dieses Schlosses überhaupt zu sehen. Wir begaben uns also dahin, und fanden, außer den gewöhnlichen Vorzügen der fürstlichen Palläste, die für die Zeichenakademie bestimmten Zimmer sehr zweckmäßig eingerichtet. Die Menge der bequemen Sitze und Zeichenpulte und mehrere aufgehängte Zeichnungen bewiesen, daß die Damen in Eisenach, diese bequeme Gelegenheit, in einer der adelsten und besonders auch für Frauenzimmer nützlichsten Künste, weiter zu kommen, sehr gut zu benutzen wußten.

Wir wurden hiervon noch mehr überzeugt, da wir den Mittag bey Hr. Kaufmann Bohr zubrachten, der uns sehr freundschaftlich eingeladen hatte. Madam B. hatte ebenfalls die Zeichenakademie fleißig besucht und es schon sehr weit gebracht. Sie zeigte uns unter andern, ein überaus schönes Gemälde, ein reitzendes Frauenzimmer mit der Leyer in der Hand und die Musik vorstellend, welches sie selbst mit bewundernswürdiger Kunst auf Elfenbein gemalt hatte. Dieses Meisterwerk und mehrere

Gegen-

Gegenstände der Kunst zeugten auch hier vom feinen Geschmack der Besitzerinn.

Und soviel für euch ihr Mädchen. Ich versprach euch nur zwey Worte und habe euch mehr als zwey Seiten gegeben, aus denen ihr wenigstens soviel ersehen könnt, daß auf kleinen Reisen und besonders solchen, wo blos Frauenzimmer reisen, auch Gegenstände vorkommen, worüber sich, wenn man mehrere Zeit, gröſsern Raum und auch die besondre Absicht hat, recht viel sagen lieſse, was auch Mädchen und besonders Mädchen, recht angenehm und nützlich seyn würde.

Rückkehr nach Schnepfenthal.

Glaubet nicht, daß Eisenach ein so unbeträchtlicher Ort sey, von dem sich gar nichts Merkwürdiges sagen lasse. Grade das Gegentheil! Hätten wir nur noch Zeit übrig gehabt! Aber der Tag unsers Dortseyns, war der letzte unsrer Reise. Den gröſsten Theil desselben brachten wir in Gesellschaft lieber Freunde, besonders Hrn. Bohrs und seiner lieben

lieben Kinder zu. Ungern trennten wir uns von diesen, aber wir mußten; es war schon um 4 Uhr Nachmittags, und doch hatten wir uns fest vorgenommen, Schnepfenthal heute noch zu erreichen, welches doch an 5 gute Stunden von Eisenach entfernt ist. Wir sahen voraus, daß wir eine ziemliche Strecke in die Nacht hinein würden marschieren müssen, und versahen uns deshalb insgesammt mit Pechfackeln, da der Mond nicht schien und überdem die Witterung trübe war. Die Fackeln wurden in die Chaise gelegt, alles, auch die, für unsre Schnepfenthaler Freunde bestimmten, Geschenke, eingepackt und so verließen wir Eisenach, halb froh, halb traurig.

Traurig, weil nun die ganze Reiselust ihre Endschaft erreichen sollte, — weil nun wieder viele Tage hingiengen, ohne daß wir Gelegenheit hatten, so viele und gute Menschen, so mancherley Künste und Kunstwerke, so verschiedne nützliche Anstalten und Einrichtungen, so abwechselnde Gegenden, Dörfer und Städte, aus eigner Erfahrung kennen zu lernen!

Froh — weil wir alle gesund und munter diese Reise beendigt hatten, auf derselben um gar vieles klüger und durch viele Beyspiele für's Gute

noch

noch mehr eingenommen worden waren — weil wir bey alle dem doch eine große Sehnsucht nach unsern, in Sch. zurückgelassenen Lieben, empfanden — weil wir uns schon ihre Freude vorstellten, wenn sie uns wiedersehen, unsre Erzählungen anhören, unsre kleinen Gaben annehmen und daraus erkennen würden, daß wir auch, wenn sie nicht da waren, doch an sie dachten und ihnen Vergnügen zu machen suchten.

Ueber die immer mehr zunehmende Dunkelheit klagte kein Mensch, bezeigte auch niemand Furcht, vielmehr war der allgemeine Wunsch, daß es doch nur recht stockfinster werden möchte, damit wir nur recht bald die Fürstenlust haben, und unsere Fackeln anzünden könnten. Doch bemerkten wir bey dem Dorfe Schönau, wohin uns gar bald die Chaussee von Eisenach führete, das Eigne, daß kein Haus neben dem andern stand und jeder Besitzer desselben, gleich dicht daran seinen Hof, Garten und Feld hatte

Hinter Schönau gieng's an's Erzählen, so daß uns die Zeit im mindesten nicht lang wurde. Ehe wir's uns versahen waren wir in Seerelstädt. Hier machten wir Halt, um ein wenig zu ruhen und uns zu erquicken. An allerley Unterhaltung

fehlte

fehlte es nicht. — Da waren z. B. Fuhrleute aus Holland, die von der Leipziger Messe kamen — lustige Ueberschriften über der Thüre der Wirthsstube und außerdem gab's noch manchen Spaß unter uns. Und das war sehr gut, daß wir recht lustig wurden; denn nun vereinigte sich mancherley unsern Marsch beschwerlich zu machen. Beschwerden aber ertragen und zu überwinden, sind die einzigen Mittel, Geduld, Klugheit und froher Muth. Bis nach Setzelstädt war doch noch Dämmerung, jetzt aber, da wir aufbrachen, völlige Finsterniß. Vorhergebahnte, breite Straße, auf ebnem Boden; jetzt aber hörte die Chaussee auf. Die Fahrstraße traf unser Fuhrmann zwar, der vorausfuhr, aber da sie äußerst kothig war; so durchkreuzten wir sie immer bald rechts, bald links, um bessern Weg zu finden, welches uns nicht nur an sich sehr aufhielt, sondern oft neue Beschwerden verursachte. Daher entschlossen wir uns nicht von der Fahrstraße zu weichen. Die Zöglinge wurden, um desto besser auf sie acht geben zu können, unter die Erwachsnen vertheilt, welche sie denn dicht neben sich gehen ließen. Von unsern Fackeln konnten wir gar keinen Gebrauch mehr machen, weil sie der Sturm und Regen auslöschten. — Was war zu thun? —

Die Vorstellung von dem Vergnügen, heute noch in Schnepfenthal zu seyn, und unsern Plan mit Festigkeit ausgeführt zu haben, war weit stärker, als die Empfindung unsers gegenwärtigen Ungemachs. — Wir wadeten durch Morast und Sumpf, stolperten über manchen Stein und lachten dazu, sangen schöne Lieder und plauderten über die verlebten acht Tage.

Endlich langten wir in Waltershausen an, von welcher Stadt Schnepfenthal nur noch eine halbe Stunde entfernt ist. Da war auf einmal alles Ungemach vergessen! Alle Müdigkeit schien verschwunden zu seyn, der Muth verdoppelte sich und neues Leben beseelte die ganze Reisegesellschaft. Auch hatte sich der Wind gelegt und einige Sterne blinkten durch die Wolken. Wir hofften daher jetzt noch unsre Fackeln brauchen zu können, zündeten sie in Waltershausen an, und es glückte uns, wenn auch einmal ein Windstoß einige auslöschte, doch immer mit den andern sie wieder anzuzünden. So zogen wir fort und — plötzlich! — ein allgemeines Freudengeschrey! — Wir sahen unser Wohnhaus, dessen sämtliche Fenster durch die Vorsorge unsrer zurückgebliebnen Freunde mit vielen Lichtern erleuchtet waren. Wir jauchzten, sangen und

sprang

ſprangen und zogen unter Abſingung des Liedes:

Jung frölich und heiter
Hüpf' ich in's Feld.
Und was dann nun weiter?
Ich hüpf' in die Welt!
Mit Kümmern und Sorgen
Iſt wenig gethan;
Der iſt mir geborgen,
Der hüpfen nur kann.

über die Wieſe, die vor unſerm Hauſe liegt unter Schwingung der Fackeln hin, in die Arme unſrer Freunde. Wohl der Reiſeluſt — aber des Herzens und Küſſens, und Fragens, und Erzähliens war dieſen Abend kein Ende.

Moraliſcher Denkſtein.

Mit der Beſchreibung unſrer Reiſe wäre ich nun zu Ende; aber ich habe noch etwas ſehr wichtiges auf dem Herzen. Daß ihr durch Leſung dieſes Büchelchens mit mancherley nützlichen Kenntniſſen bereichert worden ſeyd, werdet ihr wohl jetzt finden.

So viel dieser Reichthum werth ist; so giebt es doch einen weit größern Schatz — edle Gesinnungen! Auch von diesen werdet ihr in in diesem Büchelchen mancherley Beyspiele gefunden haben. Doch sind sie so einzeln zerstreut und wechseln so bald wieder mit andern Merkwürdigkeiten ab, daß ich besorge, sie möchten zwar rechte gute, aber nur keine rechte dauerhafte Eindrücke auf euch gemacht haben. Wenn ich euch nun am Ende das Bild eines Mannes vom edelsten Charakter, der euch ohnedem schon als eine Hauptperson, in dieser Reise bekannt geworden ist, aufstellte; so sollte ich denken: 1) da es das Letzte und vielleicht Beste ist, was euch diese Beschreibung mittheilt; so wird auch die Vorstellung davon am längsten und tiefsten in eurer Seele haften bleiben.

2) Da dies Bild nichts als edle Züge enthält; so wird es euch besonders reitzen, dem Original durch edle Gesinnungen recht ähnlich zu werden.

Aus dieser Absicht habe ich in der Beschreibung unsrer Reise, von einem gewissen Manne, von dem sich so viel Gutes sagen ließe, gar wenig gesagt, um hier an diesem Orte und auf eine solche Art von ihm zu reden, die seiner am würdigsten und für euch die nützlichste wäre. Dieser Mann

ist

ist niemand anders, als der würdige Magister Kranichfeld.

Denkt euch einen 68jährigen Mann, von ansehnlicher Größe, völlig gesunden und muntern Körperbau, frey von allen gewöhnlichen körperlichen Schwachheiten eines solchen Alters — seine Gesichtsfarbe frisch, seine Züge noch voll und rund. Seine Amtsgeschäfte, die ihm als Prediger oblie gen, verrichtet er alle ununterbrochen selbst, scheut außerdem weder Bewegung noch Luft. Ihr wisset daß er uns an einem kalten, neblichten Herbstmorgen, (wie viele rüstige, aber verzärtelte Jünglinge hätten da das Freye gescheuet!) eine gute Stunde weit begleitete. Einen so starken und gesunden Körper hatte er sich, bis in sein hohes Alter, durch Mäßigkeit, körperliche Uebungen und Unterlassung alles dessen, was ihn hätte schwächen können, erhalten!

So ist ein gesundes Alter der Lohn einer mäßigen Jugend!

So ungewöhnlich wirksam für ein solches Alter, seine körperlichen Kräfte sind; eben so außerordentlich

lich ist die Thätigkeit seines Geistes. Er ist unermüdet als Denker, mit Lesen, Schreiben oder Studieren beschäftigt. Er nimmt an allem Merkwürdigen, was nah und fern außer ihm vorgehet, lebhaften Antheil. Nichts ist ihm wichtiger, als neu entdeckte Wahrheiten zu prüfen, und schon bekannte, durch neue Belehrungen und Aufklärungen sich immer deutlicher zu machen. So mancher Jüngling voll Dünkel glaubt schon gelehrt genug zu seyn: und dieser Alte macht noch den eifrigen Schüler, in Jahren, wo ein jeder sich berechtigt halten würde, auszuruhen, — er, der durch seine ausgebreiteten Kenntnisse und langen Erfahrungen sich würdig gemacht hat, einer der ersten Lehrer zu seyn. In der That hat er sich durch Lehre und Rath nicht nur um so viele seiner Freunde, sondern auch um die Wissenschaften selbst, durch manche Aufklärungen, zwar ganz im Stillen, aber nichts desto minder, sehr verdient gemacht. Sein ungemeiner Scharfsinn, mit dem er sogleich nicht nur Mängel entdeckte, sondern eben so schnell auch die besten Mittel erfand, ihnen abzuhelfen, machte ihn seinen gelehrten Freunden besonders sehr werth; und er hat auch durch beträchtlichen Antheil an mancher merkwürdigen Druckschrift und nützlichen gelehrten

Anstalt,

Anstalt, für das gröſsere, ihn nicht kennende Publikum, wichtige Verdienste. Dies gilt besonders von seinen früheren Jahren, aber auch grosentheils noch itzt, da er unabläſsig durch eigenhändige Führung seiner Correspondenz, auf die Belehrung vieler noch fortwirkt. — Dabey entgeht ihm keine, für den Denker, und besonders für den denkenden Religionsforscher wichtige Schrift. Er hat keine blinde Anhänglichkeit an's Alte (wie das sonst wohl bejahrten Leuten eigen ist) vielmehr lieset er grade deshalb, mit ungeschwächten Gesicht und ohne irgend ein Glas, merkwürdige, neue Schriften und die besten gelehrten Zeitschriften, um sich eines bessern Neuen überzeugen zu lassen, wenn seine bisherige alte Meynung irrig war. — Auf jede Predigt (ungern und höchst selten läſst er für sich predigen) bereitet er sich durch sorgfältiges Nachdenken über das, was er lehren will, vor, schreibt das Wichtigste vorher nieder, ohne deshalb seine Predigt abzulesen. Wie viele, die so lange im Amte standen und so viele Jahre über die nämlichen Materien geredet hatten, würden dies für unnöthig, oder zu beschwerlich halten, würden ihre alten Predigten wieder halten und damit genug gethan zu haben glauben. — Ihm aber ist dies vielmehr

mehr eine sehr erwünschte Gelegenheit, über Wahrheiten, die ihm längst bekannt sind, doch immer wieder von neuem nachzudenken, und so immer in diesen alten Wahrheiten, noch eine neue Lehre zu finden, die er seinen Zuhörern an's Herz legen kann. Daher ist aber auch alles ganz Ohr und Herz, wenn er auf der Kanzel steht. Eben so belehrend und unterhaltend ist sein thätiger Geist im Privatumgange. Nicht einen Augenblick hat man in seiner Gesellschaft Langeweile. Seine vertraute Bekanntschaft mit den Wissenschaften, mit den denkwürdigsten, oft gar nicht bekannten Vorfällen in der Geschichte aller Zeiten und dem Leben großer Männer, besonders gelehrter Männer, und sein eignes langes, lehr- und erfahrungsreiches Leben machen ihn unerschöpflich in Mittheilung der angenehmsten, belehrendsten und oft sonderbarsten Nachrichten, die er für alt und jung so lebhaft und mit so vortreflichpassenden, eingestreuten Bemerkungen zu erzählen weiß, daß man ihm mit größtem Vergnügen zuhört; wozu dann noch kömmt, daß sein ehrwürdiges Alter, allem was er sagt, einen gewissen Eindruck verschafft, daß er nie schweigt, ohne in allen Hochachtung und den Wunsch erweckt zu haben,

doch auch so ein glückliches und andre so beglückendes Alter erreichen zu können!

Wenn ihr das, meine Lieben, auch wünschet; so folget nur diesem würdigen Vorgänger, auf seinem Wege nach und ihr werdet ein ähnliches Ziel erreichen!

Seyd so thätig wie er, euern Geist zu üben und zu bilden! Liebt so eifrig die Wahrheit und forscht so gewissenhaft nach ihrer Erkenntniß! Bleibt aber nicht nach einigen kleinen Schritten schon stehen, sondern seyd unermüdet im Fortschreiten! dann werdet ihr eben so nahe dem Ziele kommen, eben so herrliche Früchte eurer Bemühungen, zu eurem und andrer Besten bis in's späteste Alter erndten.

Die edelsten Züge in dem Charakter unsers verehrungswürdigsten Magisters sind unstreitig die vortreflichen Gesinnungen und Grundsätze, nach welchen er unabänderlich handelt. Ihr werdet schon einige seiner nachahmungswerthen Tugenden bemerkt

merkt haben — seine Mäßigkeit in der Jugend — der er dieses gesunde, frölliche Alter verdankt — seine Bescheidenheit, mit der er sich nicht das Mindeste auf seine Verdienste zu gute that, nie damit pralte, wohl oft sie so verbarg, daß sie seine Bekannte, auf's angenehmste getäuscht, erst spät entdeckten — mit der er sie immer für kleiner hielt, als sie waren und daher unabläßig zu vermehren suchte — mit der er den Werth andrer zu erhöhen bemühet war, ohne jemals den seinigen geltend machen zu wollen — seine ungemeine Gefälligkeit, mit der er dient, wo er kann, es gelte seinen Kopf, sein Herz oder seinen Beutel — die er ohne Ansehen der Person zeigt, gegen den Reichen so gut wie gegen den Armen, gegen den Angesehenen so gut, wie gegen den gemeinen Mann, gegen den Unwissenden so gut, wie gegen den Gelehrten. Noch jetzt ist ihm keine Untersuchung, keine Nachforschung zu mühsam, wenn er dadurch die Arbeit eines seiner gelehrten Freunde, erleichtern oder berichtigen kann. Auch ich muß bey der Ausarbeitung dieser Reisebeschreibung sehr dankbar seinen Beystand rühmen — seine Arbeitsamkeit, die in der That für ein solches Alter bewundernswerth ist, gewiß viel dazu beyträgt, daß man nichts

vom

vom gewöhnlichen mürrischen Charakter alter Leute, die sich nicht mehr beschäftigen können, an ihm bemerkt und die schätzbaren, gesegneten Folgen an ihm recht sichtbar zeigt, wenn man in der Jugend den Müßiggang gehaßt und beständige zweckmäßige Geschäftigkeit zu seinem Bedürfniß gemacht hat — seine Gewissenhaftigkeit in der Amtsführung, mit der er sich nicht begnügt, nur so mechanisch zu thun, was sein Beruf fordert; sondern mit Nachdenken und Ernst auch in seinem hohen Alter noch darauf sinnt, was er thut, auf's zweckmäßigste und beste zu thun. So erfand er vor kurzem noch zur Zeit der Hundstage, wo die große Hitze es oft den Leuten schwer macht, onhaltend in der Kirche aufmerksam zu seyn, ein Mittel, ihre Achtsamkeit zu fesseln — seine Geselligkeit, mit der er so ganz für die Freuden der Gesellschaft gestimmt ist, nur alles um sich froh zu sehen wünscht, jedem eine Unterhaltung zu verschaffen sucht und an allen unschuldigen Vergnügungen lebhaften Antheil nimmt. So sah ich ihn noch vor kurzem in einem Privatconcert die Violine ergreifen, und Musik, die er noch nie gesehen, so fertig, so richtig, mit so vielem Geschmacke vom Blatte wegspielen, daß die Empfindung der ganzen Gesellschaft nur eine einzige — angenehme Verwunderung war — seine Gastfreyheit, mit der er eine so starke Gesellschaft, wie

die

die unsrige war, aufnahm, und ohnerachtet unsrer Weigerung mit so herzlichem Wohlmeynen in uns drang, daß wir nicht widerstehen konnten. — Alle diese vorstechenden Züge seines Charakters habt ihr schon aus dem, was ich vorher von ihm sagte, mit Bewunderung bemerken können, ehe ich sie selbst noch nannte? Noch sollt ihr ein Paar seiner größten Tugenden kennen lernen, die gewiß eure Hochachtung für diesen würdigen Mann ungemein vergrößern werden. Vor allem nenne ich euch seine ungemeine Liebe nicht nur zu seinen eignen Kindern und Kindeskindern, sondern überhaupt zu aller wohlgearteten Jugend — Solltet ihr unsre Zöglinge sprechen können, die würden euch davon sehr viel zu erzählen wissen; ich führe euch nur zum Beweise an, daß er aus großer Kinderliebe, alle die Unbequemlichkeiten, welche 7 muntre Knaben einem alten, der Stille gewohnten Manne, verursachen musten, nicht nur duldete, sondern auch die großmüthigste Nachsicht damit hatte; 2) daß er, da sein Schwiegersohn, der selige Prof. Ausfeld zu Jena starb, sogleich seine verwittwete, verlaßne Tochter mit ihren vier unmündigen Kindern, zu sich nahm, ob er gleich selbst nichts weniger als reich ist, sondern nur selbst ein spärliches Auskommen hat. „Ich würde mir

viels

„vielleicht, sagt er, ausserdem noch manches gute „Buch haben anschaffen können, wozu ich jetzt „nichts mehr übrig habe; aber was ist doch alle „Freude, die ein todtes Buch giebt, gegen die Freu„de, sein Kind ohne Sorgen und sich in seinen Ens„keln noch einmal wieder aufblühen zu sehen!“ — seine außerordentliche Dankbarkeit, die in ihren Aeußerungen keine Grenzen kennt. Nur einen Zug! Wir durften nicht einmal unsre Beschämung und Verlegenheit äußern, wenn der biedre Mann sich es allzusehr angelegen seyn ließ, für unser und unsrer Zöglinge Wohlseyn bey ihm, zu sorgen. Wollten wir davon etwas erwähnen, so rief er gleich: „Schweigen sie, schweigen sie, rechnen sie „doch nur für jede Lektion, die sie unserm Wilhelm (sein 5ter Enkel, und unser Zögling, wie „ihr euch aus dem II. B. entsinnen werdet) geben „1 gl.; so bin ich noch lange, lange ihr Schuldner!“ Was konnten wir thun, als bewundern und schweigen? Was aber nun allen seinen Verdiensten die Krone aufsetzt, das ist: die unwandelbare Redlichkeit, mit der er nie von dem was gut und recht ist, abwich. Nur zwey merkwürdige Geschichten aus seinem Leben, die euch davon überzeugen mögen: die Freundinn einer in Langensalza wohnenden Bürgersfrau, die

schons

schon viele Jahre abwesend, an einem fernen Orte gelebt hatte, schrieb derselben: „sie möchte doch ei„nige Bücherkisten, die sie ihr zur Aufbewahrung „hinterlassen, öffnen, und die darinn befindlichen „Bücher, ehe sie verdürben, dem ersten besten, der „sie haben wollte, für jeden Preis, überlassen.“ Die Bürgersfrau wendete sich dieserhalb an den Mag K. und bot ihm die Bücher an. Er gieng zu ihr um die Bücher zu sehen. Das erste was er zur Hand nahm war von Werth. Er versprach's zu behalten und bot einen mäßigen Preis, mit dem die Bürgersfrau herzlich wohl zufrieden war. Das zweyte Buch war ein eben so schätzbares Werk; auch dies dachte er zu behalten. Nicht nur das dritte, sondern alle folgenden waren von gleicher Art. Kurz er sah am Ende, daß dies eine auserlesene Sammlung der kostbarsten, seltensten und theuersten Werke sey. — Was würden viele nach einer solchen Entdeckung gethan haben? Nicht wahr, sie hätten eine unbeschreibliche Freude empfunden, einen solchen herrlichen Fund um einen so leichten Preis gethan zu haben? — Nicht so unser M. — Seine Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, von der Unwissenheit andrer einen Vortheil zu ziehen, den gewiß auch manche Rechtschafne, dem ersten Anscheine nach, wohl für erlaubt gehalten haben

würden. — Er entdeckte der Bürgerfrau alles, gab alle Bücher, die er behalten wollte, wieder zurück und war ihr obendrein behülflich, sie um eine anſehnliche Summe zu verkaufen, die ſie nun ihrer Freundinn zuſchicken konnte. — Erſt war unſer M. Prediger auf dem Lande. Da er nun in die Stadt berufen wurde, verkaufte er ſein Vieh und landwirthſchaftliches Geräthe. Die daraus gelöſete Summe vertraute er einem Kaufmanne an, als Darlehn, womit dieſem ein wichtiger Dienſt geſchah. Nach einigen Jahren wurde die Obrigkeit aus verſchiednen Gründen veranlaſst, den Werth des Geldes im Lande um ein Drittheil herabzuſezzen, und dabey zu verordnen, daß Schuldner ihren Gläubigern auch nur 2 Drittel der Schuld wieder zu bezahlen brauchten. Wer alſo 300 Thl. verborgt hatte, bekam nur 200 Thl. wieder. Wie dieſe Verordnung bekannt wurde, kam ſogleich der Kaufmann zu dem Hrn. M. und ſagte ihm: „er „ſey noch viel zu dankbar für das Vertrauen, das „der M. damals in ihm geſetzt, indem er ihm ſein „Geld anvertraute — unmöglich könne er es zuge„ben, daß der Hr. M. nun in Schaden kommen „ſollte, er erbiete ſich hiermit, ihm die volle Sum„me wiederzugeben.“ — Nein! ſagte der Magiſter

ſter

ſter, man muß der Obrigkeit gehorchen, dieſe hat dies ſo verordnet und dabey muß es auch bleiben!

Nach einiger Zeit fingen die Umſtände des Kaufmanns an ſchlecht zu werden. Einige Unglücksfälle machten, daß er viele nicht bezahlen und manchen noch Geld abborgen mußte. Da wurde doch der M. beſorgt, gieng alſo zu ihm, da er eben einen Garten zu kaufen vorhatte, und bat ihn um die Zurückgabe des geliehenen Geldes. Der Kaufmann ward verlegen, „doch" ſagte er: „in acht „Tagen ſollen Sie Ihr Geld haben, Sie haben „zu redlich und uneigennützig an an mir gehandelt, „als daß ich Sie um das Ihrige bringen könnte." Der Kaufmann bezahlte ihn richtig nach acht Tagen, wurde aber ſelbſt nach vier Wochen bankrutt.

Wäre es nicht zu bedenklich und aus mancher andern Rückſicht gar zu wenig thunlich; ſo könnte ich noch viele ſolcher merkwürdigen Thatſachen erzählen, wo euch immer eine mehr, als die andre mit Liebe, Hochachtung und und Bewundrung für dieſen vortreflichen Mann einnehmen würde. — Auch denke ich durch das, was ich geſagt, ſchon meine Abſicht erreicht zu haben. In wem dies nicht ſchon Nacheiferung zu allem Guten erweckt, für den würde weit mehr — doch immervergebens geſchrieben ſeyn!

Werdet nur ſo, daß man von euch einſt eben das ſagen könne, was ich hier von dieſem Manne, ohne einen Gedanken von Schmeicheley und nach ſtrengſter Wahrheit ſagen konnte!

Reiſen

der

Salzmanniſchen Zöglinge.

Vierter Band.

Leipzig, 1787.

bey Siegfried Lebrecht Crusius.

Etwas zum Anfange.

Der Schnee schmolz von den Gebirgen herab, lauer wehte die Luft, im Walde keimte das Moos, das Gräschen im Garten, der Himmel ward hell, warm die Luft, lustig ihre Bewohner die Vögel und mit ihnen alle unsere lieben Kleinen.

Wir alle, Große und Kleine, freuten uns herzlich. Das sah unser guter Vater Salzmann, freute sich auch und beschloß, unsere Freude noch zu vermehren. Das gelang ihm denn auch, wie ihr meine liebe jungen Leser es gleich hören sollt.

Erst: stille Ueberlegung, dann geheime Berathschlagungen mit Erwachsenen und dann Bekanntmachung. Wir standen nämlich eines Mittags

vom Tiſche auf, da winkte er den Kindern, alles ward ſtill und da hieß es:

Meine Lieben, wir haben den ganzen Winter hier in unſerm Schnepfenthal verlebt, ihr ſeyd fleißig und thätig geweſen. Für die Freude, die ihr mir dadurch machtet, will ich euch denn wieder eine machen, ihr ſollt euch erholen durch — — durch eine Reiſe! — — von — vierzehn Tagen!

Freude und Bangigkeit blickte aus jedem Geſichte. Freude, woher die kam, das wißt ihr wohl, aber Bangigkeit, woher die? — Ich brauche nichts weiter zu ſagen als daß jeder fragte: ſoll ich denn auch mit? — ich auch — ich auch? — Ja, ihr Lieben! ja ihr ſollt alle mit, nur die Mädchen ausgenommen.

Da erhob jeder ein Freudengelächter, die guten Mädchen nicht ausgenommen, auch ſie freuten ſich über dieſe angenehme Ankündigung, und in allen Ecken des Speiſeſaals und der Nebenzimmer erſcholl ein allgemeines Geſchrey: wir reiſen! wir reiſen! — Jedoch ſolche allgemeine Freude läßt ſich nicht wohl beſchreiben.

Nun kams zur großen Frage: wohin denn? Nach Frankfurt am Mayn! war laut und deutlich die Antwort, und ein abermaliges Freudenge-

dengetümmel erfüllte den ganzen Saal; Frankfurt wurde in dem Augenblicke jedem so lieb und werth, als wenn's seine Vaterstadt wäre.

Diese Bekanntmachung geschah etwa acht Tage vor der wirklichen Abreise. Sie wurden unter beständigem Kampfe mit Furcht vor unfreundlichem Wetter, und Hofnung, mit Zurüstungen zur Reise und manchen schmeichelhaften Aussichten unter den gewöhnlichen täglichen Arbeiten hingebracht.

Frankfurt meynten einige, ist ja nicht weit von Maynz. — Jawohl! und der Mayn fließt bis dahin! und trägt täglich sein Marktschiff hinab! — O Himmel! o wenn wir da so hinüberschwimmen könnten! Ein bedeutendes Vielleicht — aus dem Munde ihres lieben Pflegevaters riß dann alle fort, und sie hiengen freudevoll und bittend ihm am Halse. Andere hofften irgend jemand von ihren lieben Angehörigen zu sprechen; andre entdeckten, daß wir just zur Messe eintreffen würden u. s. w. So versetzte jede ähnliche Entdeckung unsere Lieben in neue Freude.

Wenn du nun mein lieber junger Leser das Bisherige mit Theilnehmung hast lesen können, das heißt, wenn dein Herz an Freuden eines gesellschaftlichen Kreises Gefallen findet; so bist du ganz mein Leser, die Beschreibung dieser

Reise, die durch Natur und Gesellschaft so angenehm wurde, ist ganz für dich; denn du wirst es dann nicht unangenehm finden, wenn du die Erzählungen von gesehenen Dingen oft mit Darstellungen der Natur und gesellschaftlichen Freuden verwebt findest; du wirst gern mit meiner lieben Gesellschaft die glücklichsten Gefilde Deutschlands betreten, gern mit uns in einem — — ah bald hätt ichs geplaudert — gern mit uns meyn ich entzückt seyn, staunen, lachen, singen.

Alles macht sich fertig; ein Wörtchen ins Ohr.

Ich weiß nicht genau wie es die alten Bienen machen, wenn sie den jungen Schwarm entlassen. Ich glaube sie betragen sich recht väterlich gegen sie; denn es ist ein allgemeines Gesetz der Natur, daß die Eltern zärtlich gegen ihre Jungen sind. So machten wir Erwachsenen es auch, um unsern Kleinen, denen wir alle so gut sind, die bevorstehende Reise recht angenehm zu machen.

Ange-

Angenehm sag ich, nicht just so bequem als möglich; denn das wäre unnöthig gewesen, weil sie mit Bequemlichkeiten nur sehr wenig Bekanntschaft gemacht haben.

Kleidung und Wäsche, von der Schuhschnalle bis zum Hutbande, wurde durchgesehen, in gehörigen Stand gesetzt, und das Verzeichniß davon schrieb jeder in seine Schreibtafel, so wie auch von allen andern Sachen, Messern, Nadeln und d. gl. die man aus Vorsicht auf Reisen gern bey sich führt. Unter der Zeit wurde ein Wagen dazu eingerichtet, um die ganze Gesellschaft nebst Gepäck aufnehmen zu können; denn zu Fuß ließ sich dießmal die Reise nicht machen, weil die drey Kleinsten von uns zwischen sechs und neun Jahren sehr viel Zeit dazu würden nöthig gehabt haben; weil es unsern lieben Pflegevater dann viel Geld gekostet haben würde, und weil es zugleich sehr nöthig ist, daß man sich nicht blos im Gehen, sondern auch im Fahren übt.

Das werden diejenigen am besten einsehen, welche zum erstenmale die weiche Chaise mit dem harten offnen Postwagen vertauschen müssen; oder diejenigen, welche auf jedem Fahrzeuge mit Rä-

dern, auf festem Grunde und Boden, eine Art von Seekrankheit auszustehen haben.

Ausser den bisherigen waren nun noch zwey wichtige Vorbereitungen nöthig, nämlich eine zum Besten allgemeiner Ordnung in unserer Gesellschaft, die andere betraf die geographische genauere Kenntniß der Provinzen in welche unsere Reise gehen sollte, und der angrenzenden Länder.

Diese Kenntniß muß man haben, man muß auf der Reise wissen, was links und rechts liegt, wem das Land gehört, was es hervorbringt, wie volkreich es ist; Städte, Flüsse, Seen, merkwürdige Berge, Waldungen, alles das muß man vorher auf der Karte kennen lernen, welche Freude hat man dann, wenn man alle diese alten Bekannten in Natura wiederfindet. Wers nicht so macht, der tappt immer im Finstern, es geht ihm just so, als wenn ich dir, lieber junger Leser, die Augen verbände und dich in den englischen Garten nach Gotha versetzte. Da stündest du vor dem schönen antiken Tempel, sähest die schöne Aussicht, den spiegelhellen Teich, die niedliche Insel. Schnell wänd' ich das Tuch wieder um deine Augen, führte dich zu deinen Eltern zurück. Du erzähltest dann mit vieler Freude von dem Gesehenen, bis man

dich

dich fragte: wo? wo hast du denn das gesehen? — Wär es nicht schön, wenn du dann sagen könntest: bey der Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Gotha, in einem Garten, der an der schönen Alle liegt u. s. w. — —

Die größern Kinder versammelten sich, und ließen sich also erst Unterricht geben von den Ländern durch die wir reisen wollten, trugen alles in ihre Schreibtafeln, um unter Wegs dieß und jenes nachsehen zu können, studirten fleißig die Karte des oberrheinischen Kreises, und legten sie, so wie auch eine Karte vom Fuldaischen Lande, zu unsern Reisegepäck.

Das war geschehen, aber nun noch etwas von jener Vorbereitung zum Besten allgemeiner Ordnung, die uns allen so wichtig seyn mußte, wenn wir anders wünschten, eine angenehme Reise zu haben.

Wenn man keine bestimmten Beschäftigungen hat, aus Langerweile bald dieß bald jenes vornimt; so ists um alle Ordnung geschehen. Thätigkeit ist also das erste, und gehörig abgemessene Anwendung derselben das zweyte Stück, das zur Ordnung nöthig ist. Hast du ein Bienenhäuschen, so gehe jetzt hin mein lieber Kleiner, sieh auf-

aufmerksam hinein und sag obs wahr ist, was ich eben sagte.

Unsere Gesellschaft durfte also nicht blos fahren, absteigen, essen, trinken, schlafen, sondern jeder mußte thätig seyn, und zwar jeder nach gewissen Regeln, sowol der Große als der Kleine. Just so wies die Bienen machen, alle thun was sie thun sollen, sie bringen nicht Honig, wenn erst Wachs zu den Zellen herbeygebracht werden soll, sondern zur rechten Zeit Wachs, Brod, Wasser, Honig.

Jede Biene hat ihr Amt; darin ahmten wir ihnen wie immer, so auch auf der Reise nach, und jeder führte aus Scherz auch seinen ordentlichen Amtstitel. Der Postcommissarius bestellte die frischen Pferde, der Casseninspektor bezahlte alles, der Reisedirekteur nahm die ganze Kindergesellschaft unter allgemeinere Aufsicht, besorgte das Ein- und Auspacken. Von den Kleinen selbst war einer Unterinspektor über die drey Kleinsten, ein anderer Courier zum Behuf dieser oder jener kleinen Bestellung, noch einer Quartiermeister, ein vierter Kundschafter. Dieser mußte von allen merkwürdigen Gegenständen Kundschaft einziehen, und Dörfer, Berge, Gebäude von Wichtigkeit und

dergleichen namentlich in seinem Reisejournale notiren. Endlich gabs noch zwey wichtige Personen, die zur allgemeinen Ordnung gewiß nicht wenig beygetragen haben. Sie hatten den Titel **Kustos** und mit ihm die Aufsicht über alles Reisegepäck. Sie hielten Wache beym Ab- und Aufpacken, sahen darauf, daß im Logis Mäntel, Hüte, Röcke, Ueberröcke u. d. gl. einen schicklichen Ort erhielten, trugen beym Einpacken alles zusammen, durchsuchten bey der Abreise jedesmal die verlaßnen Zimmer u. s. w. Diese beyden Kustos und der Unterinspektor der Kleinen haben ihr Amt vorzüglich gut gethan und uns dadurch manchen Verluß verhütet, manche Bequemlichkeit, manches Vergnügen gemacht.

Auser diesen Aemtern hatten unsere Kinder noch eine Beschäftigung, nämlich sie hielten sich wie gewöhnlich ihr Reisejournal für die Bemerkungen, welche sie auf dem Wege sammelten. So oft als es die Umstände zuließen, wurden diese Bemerkungen von einem Erwachsenen durchgesehen und die besten mit kleinen Prämien belohnt. Eben so giengs auch in Absicht der Amtsverwaltungen.

Den Beschluß dieser Einrichtung machten eine kleine Anzahl Gesetze, die der ganzen Kindergesell-

sellschaft öffentlich vorgelesen, erklärt und zur Abschrift mitgetheilt wurden.

Alles freute sich, versprach Ordnungsliebe und Thätigkeit, hielt dieß Versprechen und trug dadurch nicht wenig zum Besten der Gesellschaft bey. Der beste Beweiß des guten Erfolges ist, daß auf der ganzen Reise von 14 Tagen, auf der unzählige Mal aus- und eingepackt werden mußte, nicht das mindeste verloren gegangen ist.

Das sey genug von dem oben stehenden **alles macht sich fertig.** Möchtest du denn aber auch gern die Personen näher wissen aus denen die Gesellschaft bestand, und die du in Gedanken auf ihrer Reise begleiten willst? — Gut! hier sind sie.

Erwachsener Personen vier, und Kinder neun.

Himmel das sind ja baare dreyzehn! davon muß ja einer sterben, wenn wir so täglich zusammen essen und leben! So rief alles mit großen Gelächter, als sich einmal unsere Gesellschaft zum Essen um den Tisch versammelte und überzählt wurde; denn alle erinnerten sich sogleich an den bekannten Aberglauben, daß der dreyzehnte von 13 zusammen Speisenden sterben müsse.

Einer von den Kleinen meynte es wäre die **klare Wahrheit**, und wir Erwachsenen gaben

ihm

ihm unsern Beyfall, denn es ist im Ernste wahr, aber doch lachten wir darüber. Erklären mag ich das nicht.

Es möchte in der Folge oft zu umständlich werden, wenn ich gelegentlich die Amtsnamen der Kinder nennen wollte: ich will daher jedem einen Namen geben und ihr Amt dabeysetzen.

Adolph — Quartiermeister.
Theodor — Courier.
Ferdinand — Kundschafter.
Joseph — Unterinspektor der drey Kleinen.
Alexander — Custos.
Julius — Kustos.
Louis, Anton, Franz — die drey Kleinsten, welche noch keine Aemter erhalten konnten.

Zum Fortfahren bleibt mir nun nichts übrig, als noch ein einziges Wörtchen, und zwar an dich mein Lieber oder meine Liebe, die du dieß Büchelchen lesen willst; nämlich — Landkarte. Hast du sie wohl schon zur Hand genommen? denke ja an den englischen Garten und an die zugebundenen Augen.

Wenn du eine Karte vom oberrheinischen Kreise hast, so bist du schon gut genug versehen,

und kannſt dich getroſt an Leſung deſſen machen, was nun folgt.

Abreiſe; ein lautes Freudengeſchrey, ein Wetterprophet, der den hundertjährigen Kalender nicht kennt; die drey Schwarzen.

Die Schelle, das Inſtrument einer Generalverſammlung in unſerer kleinen Republik, klingelte; alles ſtand in Reiſekleidern zum Abmarſche fertig; einige traurige Minuten lang hielten uns noch gegenſeitige Umarmungen unſer theuren Zurückbleibenden; ſchmerzhafte Empfindungen des Vaters, der Gattin, Kinder, Freunde, Lieblinge gebaren noch manches Thränchen, und dann giengs fort.

Die traurigen Empfindungen der Trennung begleiteten uns noch eine ganze Strecke, und eines jeden Seele war ſo trübe, als der traurige Himmel, der immer ein Schneeflöckchen nach dem andern herabſinken ließ.

Also auch Freundschaft und Bruder und Schwester und Elternliebe tragen Früchte der Trauer und des Kummers? — ja allerdings mein Lieber. Welche selige Freude ist für dich der Besitz deiner geliebten Eltern oder Geschwister? Du hängst mit ganzer Seele an ihnen; aber auch sie werden einst für diese Welt auf ewig Abschied von dir nehmen, und du wirst in Trauer versinken. Dieß ist auch einst eine Frucht der Liebe die du gegen sie hast. Aber halte alle diesen Kummer gegen die unübersehbare Wohlthat, die ihre Freundschaft und Liebe, dir täglich zufließen läßt, und es wird gar kein Vergleich mehr Statt finden. So wohlthätig ist **gute Freundschaft und gute Liebe** überall; handeln wir also nicht thöricht, wenn wir nicht Freundschaft und Liebe haben gegen jeden unserer Nebenmenschen; oder wäre es wohl weise, wenn wir Freundschaft und Liebe aus unsern Herzen verbannten, wie Einsiedler mitten unter unsern guten Mitmenschen lebten, darum, weil wir wissen, daß auch Freundschaft und Liebe uns oft in Betrübniß und Kummer versetzen?

Unser Weg gieng nach dem benachbarten Städtchen Waltershausen, durch eine Gegend die im vollen Sommer und Frühlinge sehr schön ist. Aber

die

die Freundlichkeit des guten Frühlings, die vor wenig Tagen unsere kleine Gesellschaft auf die Insektenjagd lockte, war verschwunden, es war trüb und kalt. Diese Bemerkung machte die Empfindungen der Trennung bald schwächer und schwächer, und mit diesem Schritte zur Zerstreuung faßten wir auch bald getrosten Muth in Rücksicht des künftigen Reisewetters, und guter Muth kann, wenn er will, auch Schwarz Weiß machen.

So kamen wir an die ersten Häuser der Stadt und machten da schon die scherzhafte Bemerkung, daß nun der 168. Theil unserer Reise zurückgelegt sey. 26 Meilen betrug etwa die ganze Hinreise, hieraus kannst du finden lieber Leser, wie weit Waltershausen von Schnepfenthal entfernt ist.

Bis hierher giengs zu Fuße. Ein guter Freund nahm uns hier einige Minuten auf, nahm von seinen lieben Sohne Abschied und indeß kam der Wagen vor das Haus.

Nun lebe wohl, liebe Nachbarin Waltershausen! damit giengs den Wagen hinauf und fort, just Nachmittags halb sechs Uhr am 12ten April 1786.

Unsre Hofnung betrog uns nicht; die Wolken begannen sich zu brechen, und nun schien die abendliche

liche Sonne so freundlich durch die wolkenleeren Stellen, daß wir bald in die munterste Laune versetzt wurden. Eine kleine Anhöhe hinauf, da lag das gothaische Dörfchen Lauche gerade vor uns. Einer von uns wandte sich um, und erhob mit einemmale ein lautes Freudengeschrey, schwenkte den Hut hoch über den Kopf und rief: Ach Schnepfenthal! Schnepfenthal! lebe wohl Schnepfenthal! lebe wohl! — Blitzschnell wandten sich aller Köpfe zurück, und sahen dann mit inniger Freude unsern lieben Wohnsitz, von der Abendsonne feurig gelb gefärbt am schwarzen Thüringerwalde, von einer Anhöhe herüber winken. Ein allgemein wiederholtes Lebewohl erfüllte noch einmal die Luft; schnell rollte der Wagen die Anhöhe hinunter, und verschwunden war nun die ganze angenehme Scene. Groß und Klein empfand diesen schnellen Wechsel, denn bey jedem regten sich wieder die Empfindungen der Sehnsucht, und hier und da hörte man ein leises: ach lange werden wir dich nun nicht wiedersehn!

In Lauche wurde alles wieder heiter; wir freuten uns, daß wir nun schon einen zweyten fremden menschlichen Wohnplatz erreicht, und wieder einen kleinen Theil der Reise zurückgelegt hatten.

Oben

Oben auf eine Hauſe reſidirte hier zu unſerer Freude ein — Storch, und zwar ſchon wie ich hernach von Julius hörte ſeit 14 Tagen. Das war uns allen ſehr angenehm zu hören. — Warum? — Wir ſchloſſen daraus, wenn der Storch ſich hier ſchon ſo feſt niedergelaſſen hat, ſo muß ers wiſſen, daß es angenehmes warmes Wetter werden wird, und weil wir das wünſchten, ſo glaubten wirs auch ſteif und feſt. — Wie der Storch das wiſſen könne fragſt du mein Lieber? O ja das weiß er ohne den hundertjährigen Kalender zu haben. Hätte er den: ſo würden wir ihm juſt nichts geglaubt haben; denn es kann kein Menſch nur eine etwas beträchtliche Zeit geſchweige viele Jahre vorher wiſſen, was es künftig für Wetter werden wird, alſo auch der Mann konnte es nicht, der jenen berühmten Kalender gemacht hat. Aber der Storch der kann es; denn der liebe Gott hat ihm dieſe Wiſſenſchaft, dieſen Inſtinkt anerſchaffen, ſo wie er überhaupt jedem Thiere ſo viel Kraft, Klugheit, Liſt und Vorſicht gab als zu ſeiner Erhaltung nöthig iſt. Eben dieß iſt der Grund warum du bey der Biene, der Ameiſe bey andern unzähligen Inſekten, Amphibien und Säugethieren ſo viel wunderbares findeſt, ſo vieles was menſchliche Weißheit

heit nicht fassen kann, und wo jeder ausrufen muß: das hat der liebe Gott gethan! Willst du auch die Freude haben empfindungsvoll dieß nachzusprechen; so geh in die freye Natur, belausche die Ameise, die Biene, den Frosch, den Käfer, die Schwalbe; laß dich belehren von allem was Leben hat, und du wirst dann sehn wie gut es der weise Gott mit allen seinen lieben Geschöpfen meynt.

Der Storch kömmt nicht eher als bis ers in sich fühlt, daß nun kein Eis die Flüße, Teiche und Sümpfe mehr überdecken wird, wüßte er die Zeit nicht genau, käme er zu früh, wo sollte er denn seine Froschmahlzeit halten? Daraus machten wir nun unsern Schluß auf gutes Wetter, und betrogen uns nicht.

Hinter Lauche eröfnete sich uns die vortreflichste Abendlandschaft in die Gebirge nach Eisenach hinüber. Der hohe Inselsberg links und gerade vor uns die Wartenburg fast wie von der Abendsonne durchglüht. Ueber sie herauf am Himmel schoß ein feuriger Strahl, der unsern lieben Joseph ausrufen machte: Ah! wie ein feuerspeyender Berg! — und alles staunte und rief: Ah wie ein feuerspeyender Berg!

Die Wartenburg erinnerte jeden an den biedern deutſchen Luther, deſſen Standhaftigkeit in ſchweren Unternehmungen dein Muſter ſey. Erinnere dich, daß er 1522 hier lebte und mit beynah unglaublichem Fleiße die Bibel ins Deutſche überſetzte. Unter Erzählungen über ihn und die Wartburg, die ich hier nicht erzählen mag, weil ſie in der letzten Reiſe nach Mühlhauſen ſtehn, gelangten wir endlich nach Mächterſtädt, einem Dorfe, das an der eiſenacher Chauſſee liegt. Kaum erblickten wir dieſelbe, ſo entſtand ein allgemeines Freudengeſchrey, Chauſſee! Chauſſee! denn wir empfanden das, was der Schiffer empfindet, wenn er ruft Land! Land! Statt der ſtürmiſchen See hatten wir bis hierher ſchlechten Feldweg gehabt, und unſere langſam gewöhnten Ackerpferde, die wir bis Eiſenach gedungen hatten, ſchlichen nach ihrer gewöhnlichen Gemächlichkeit. Nun gienge aber etwas raſcher durch ein langes Thal und manches Dörfchen, bis wir endlich um halb eilf an das Thor von Eiſenach gelangten.

Hier hatten wir noch das Vergnügen einen ſehr billigen guten Mann an dem Thorwärter zu finden. Es hatte ſich nämlich ein Theil unſerer Geſellſchaft von dem Wagen begeben und war früher

her an das Thor gekommen als die übrigen. Sie hätten also jeder einen Groschen Thorschlußgeld bezahlen sollen, und für den nachkommenden Wagen hätten wir überdem noch für jedes Pferd bezahlen müssen. Allein da der billige Mann hörte, daß diese Personen noch zu dem nachfolgenden Wagen gehörten; so ließ er sie sogleich frey passiren, und berechnete das Thorgeld bloß nach den Pferden. Dadurch ersparten wir einige Groschen und freuten uns nicht wenig über die vernünftige Billigkeit des Mannes. Alle Kinder sagten: wir sind dem Manne recht gut, und alle bemerkten es in ihren Tagebüchern. Wie beliebt man sich durch eine einzige gute Eigenschaft machen kann; und wie sehr man den wohl lieben muß, der täglich sich bemüht eine gute Eigenschaft nach der andern zu erlangen und sich dadurch zum Engel zu bilden.

Im Gasthofe zum halben Monde genossen wir nach diesem tumultuarischen Tage der Ruhe. Hätte unsere Gesellschaft den heutigen Tag hindurch auf einem Kanapee verträumt und verjähnt; so hätte gewiß jeder derselben die klagende Bemerkung gemacht: ach nur bloße Streue! — denn weiter konnten wir für unsere 13 Personen starke Gesellschaft nichts verlangen; — aber niemand von uns

hatte Zeit diese Bemerkung zu machen; denn der Schlaf drückt ihm zu schnell die Augen zu.

Die Reisebemerkungen der Kleinen wurden vorher noch angehört. Ferdinand gab uns eine zum Besten, die uns am 12. Aprill 1786 zum Lachen brachte, da sie uns 1586 vielleicht in Furcht und Zittern versetzt, oder wohl gar nach Schnepfenthal zurückgetrieben haben würde. Nämlich er las: „als wir in Waltershausen über den Markt fahren wollten, so gieng vor uns ein Fleischer mit einem Kalbe und seinem Hunde." — Nun das ist ja sehr alltäglich. — Ja aber das war sonderbar, Fleischer, Kalb und Hund waren alle schwarz, pechraben schwarz! — Alle Kleinen fiengen an zu lachen, über diese zufällige gleiche Kleidung, und wir Erwachsenen leisteten ihnen Gesellschaft.

Vor 200 Jahren, in den finstern Zeiten des Aberglaubens, da man noch arme alte Frauen für Hexen hielt und sie elendiglich verbrannte, da man vom Teufel fast mehr sprach, als vom lieben Gotte, da allerley böse Geister in Gestalt schwarzer Hunde, Katzen, Kaninchen am hellen Tage herumliefen, damals, sag ich, hätten gewiß viele an unserer Stelle, den guten ehrlichen Metzger für den leibhaften Leidigen, den Hund für seinen höllischen

Gehül-

Gehülfen, und das unſchuldige Kalb, für eine arme Seele gehalten. Das wäre dann ein böſes Zeichen geweſen, und alles wäre nach Schnepfenthal zurückgeflohn. Du lachſt lieber Leſer? aber das ſind doch wirklich Dinge, die ehedem im täglichen Leben vorkamen; ein Haſe, eine Katze, die über den Weg lief, machte daß man ſich kreutzte und ſegnete und in voller Angſt wieder nach Hauſe trabte. Gottlob, Gottlob! daß dieß 1786 nicht mehr ſo iſt, und daß ihr lieben Kleinen, wenn ihr ja von dummen abergläubiſchen Leuten dergleichen Geſpenſter- Hexen- und Teufelsgeſchichten erzählen hört, ſtatt euch zu fürchten, im Stillen lachen und ſagen könnt: **das iſt albernes Zeug!**

Ein ſchmaler Tauſch; eine Gewiſſensfrage; der Poſtillion lavirt; was iſt Chauſſee? Bienenſtöcke mit Strohmützen.

Man kann nicht immer, was man wohl gerne will, darum muß man lernen auch das wollen, was man wohl nicht gerne will, aber doch ſoll.

Wir alle wollten gerne noch schlafen, aber wir sollten nicht und durften nicht, wäre es nicht thöricht gewesen, wenn dieser oder jener gesagt hätte; ich habe noch keine Lust aufzustehn, ich will noch schlafen, und wars nicht besser, daß er sagte: ich möchte wohl noch schlafen aber ich kann's wegen der Umstände nicht, und daher will ichs auch nicht.

Der Postillion klirrte an dem Wagengeschirr, eine Stimme: auf! auf! erscholl in jedes Ohren, da sprang jeder von seinem Lager schnell auf, vielleicht mancher nicht gerne, aber das hinderte nichts; denn jeder verstand schon etwas die grose Kunst, dennoch das zu thun was man soll, ob man es gleich nicht gerne thun mögte. Daher stand um halb vier Uhr schon alles in Kleidung, und verzehrte mit vielen Vergnügen sein Frühstück, indeß der Schwager Postillion ein Rad nach dem andern vom Wagen abzog — versteht sich, um ihn zu schmieren. Warum man dieß auf jeder Station das heißt, an jedem Orte thut, wo wieder frische Pferde vor den Wagen gegeben werden — das brauch ich wohl nicht zu sagen, am wenigsten den kleinen Lesern in Niedersachsen, die das Sprüchwort

wort kennen: Wer gut schmärt, bei gut fährt. Dafür bekommt der Wagenmeister allemal 4 gl.

Ein paarmaliges Händeklatschen versammelte unsere Gesellschaft auf den Wagen. Für dreyzehn Personen herzlich enge, gegen das gemächlichere Nachtlager ein schmaler Tausch; aber alles war doch vergnügt; denn jedem lächelte die Zukunft. Wie gut wäre es, wenn es jeder, auch du mein lieber Leser nicht ausgeschlossen, so machte.

Wenn ich reise, und mein Weg führt mich durch einen morastigen Ort, so seh ich weiter hinaus auf den künftigen Weg, ist der besser, so bin ich noch einmal so muthig, alle Hindernisse zu durchwaden, alles geht noch einmal so frisch. Als ich Französisch lernte machte ichs eben so; in einer Woche lernte ich die unangenehmen Declinationen, Conjugationen und so ferner, und dachte mir dabey mit Freude, daß ich dann desto eher im Stande seyn würde, ein gutes französisches Buch zu lesen, etwas zu sprechen, oder wenigstens das zu verstehn, was andre sprechen würden. Und siehe da! in kurzer Zeit konnte ich was ich wünschte.

In aller Frühe fuhren wir also in Eisenach über den Schloßplatz. Von dem schönen Schloßgebäude, wirst du in der Reise nach Mühlhausen etwas lesen können. Für mich war nichts

überraschender, als der herrliche Anblick der Wartenburg, die uns allen mit einem Male in die Augen fiel, als wir am Schlosse um eine Ecke bogen. Ehrwürdig stehet sie hoch über die Häuser herüber, die unten am Fuße des Berges liegen.

Der Morgen war ausserordentlich heiter, — die Spitzen der hohen Waldbäume vergoldete die Morgensonne, unser Schwager blies ein bekanntes Morgenlied. Denkst du nicht auch an den, lieber junger Leser, der uns, und allen guten und bösen Menschen diesen schönen Morgen schenkte, und genießest du wohl oft die reine unschuldige Freude, die dir ein schöner Morgen schenkt? oder — doch du verstehst mich schon. Das Eis lag noch in den Fahrgleisen, und es war so kalt, daß wir uns einhüllten. Indem wir nun einen steilen Berg hinauf fuhren, lernten wir etwas von dem Schwager. Wenn die Schiffer den Wind entgegen haben so lavíren sie, d. h. fahren beständig im Zikzak um etwas weiter zu kommen, obgleich auf eine langsame Art. Denn dadurch bekommen sie den Wind immer seitwärts her, und mit solchen Winde kann das Schiff weiter vorwärts, wenn man das Segel auf eine gewisse Art schräg stellt und das Steuerruder gehörig drehet. Auf ähnliche Art machte es unser Postillion, oder vielmehr

mehr seine Pferde von selbst, die er es gelehrt hatte; sie zogen den Wagen immer in solchem Zikzak den Berg hinan, denn dadurch wurde der Weg weniger steil. Um sich dieß recht deutlich vorzustellen, darf man nur selbst einmal den Versuch machen, und auf diese Art einen Berg hinansteigen.

Oben auf diesen ungemein hohen Berge, hatten wir eine Aussicht auf Berg an Berg, auf Hügel an Hügel, auf Wald an Wald, auf Thal an Thal, auf Wiesen, auf Aecker bis in die blaueste Ferne. Buchen, Eichen, Kiefern und einzelne ziemlich starke Maaßholderbäume standen rings um uns her, da sangen wir das schöne Naturlied von Claudius: „Wenn hier nur kahler Boden wär, wo jetzt die Bäume stehn, das wäre doch bey meiner Ehr, ihr Herrn nicht halb so schön.“ u. s. w.

Rechts auf einem entfernten Waldberge stand dem Ansehn nach, eine alte Burg. Unser Postillion, der wohl täglich diesen Weg fahren mag, konnte uns nicht das Mindeste, selbst nicht den Namen sagen. Manche Leute haben die nachtheilige Eigenschaft, daß sie auf nichts Acht geben, nichts bemerken können und unwissend bleiben; so machts kein muntrer Kopf.

Etwas Eigenthümliches dieſer Gegend ſind eine Menge wilder Birn- und Aepfelbäume auf den Ländereyen umher, die ihr ein ſehr gefälliges Anſehn geben. Die Bewohner müſſen fleißige Leute ſeyn; denn wir fanden Stellen angebaut, die ſehr ſteil und unbequem lagen. Unter allen Bäumen zog eine Weide die Aufmerkſamkeit der Kinder an ſich. Sie war nämlich nie abgeköpft, welches die Weiden ſonſt überall alle drey Jahr auszuhalten haben, und dadurch war ihr Wuchs vollkommen ſchön und groß, ſo wie die Natur immer alles ſchön und edel bildet.

Daß man die Weiden köpft und dadurch ihre Schönheit verunſtaltet, läßt ſich verzeihen, weil man dieſen Baum ſonſt nicht gehörig nutzen könnte; aber daß man die Hecken zu Mauern, den Taxus zu Trauhänen, zu Canapees, Bäume zu Piramiden verſchnitzt, das alles denk ich iſt nicht ſo verzeihlich.

Auf dem Gipfel jenes hohen Berges von dem ich eben ſprach, nimmt die eiſenacher Chauſſee ein Ende, und man muß bis Berka, und von da bis Vach eine Strecke von vier Meilen ohne Chauſſee fahren. Solche Stellen fanden wir noch ein Paarsmal unter Wegs. Unangenehm war uns dies doppelt

velt, weil man uns gesagt hatte von Eisenach bis Frankfurt sey der Weg immer Chaussee.

Ich habe schon öfters das Wort Chaussee, — man spricht es aus Schossee — genannt, und mancher von meinen Lesern möchte wohl begierig seyn zu wissen, was denn eine Chaussee sey. Nichts weiter als ein Fahrweg, den man durch Kunst vollkommen, eben und fest gemacht hat, so daß kein Rad mehr einschneiden, und kein Regen oder Sumpfwasser ihn verderben kann. Wie man das macht will ich gleich sagen. Man fährt eine große Menge Steine herbey, Kalksteine oder kieselartige feste Steine. — Sandsteine kann man nicht gebrauchen, denn diese gehen durch das Fahren entzwey, und ehe man sichs versiehet, so wird die Chaussee zu einem schlechten Sandwege. — Mit diesen Steinen, die man in Stücken zerschlägt überschüttet man eine ganze Strecke Wegs, in einer Breite, das zwey Wagen sich recht gut ausweichen können. Die Mitte dieses überschütteten Wegs muß höher seyn, damit das Regenwasser auf beyden Seiten ablaufen kann, so wie auch überhaupt jede Chaussee höher liegen muß als die Ländereyen, die auf beyden Seiten dran gränzen. Deßwegen hat man auch den Chausseen den deutschen

schen Namen Straßendämme, oder Hochwege gegeben. Tiefe Stellen müssen daher erst ausgefüllt, Sümpfe erst verschüttet werden, ehe man die zerschlagenen Steine darauf bringen kann. Wenn das geschehen ist, so werden meistentheils auf beyden Seiten Graben aufgeworfen, in denen sich das Regenwasser sammelt und abfließt. An diesem Graben gehen Wege für die Fußgänger, und beyde Seiten der ganzen Chaussee werden sehr oft mit Frucht oder andern Bäumen besetzt. Von jenen Steinstücken fährt sich bald soviel ab, daß die Zwischenräume ausgefüllt sind, und so wird in kurzer Zeit selbst durchs Fahren ein solcher Weg so fest, so eben, wie gegossen, und die Räder rollen darüber weg wie über Estrich. Da läßt sichs denn mit wahrer Lust fahren, das zeigte sich als wir bey Mächterstädt auf die Chaussee kamen; da rief alles: O herrlich! o wie schön läßt sichs hier fahren! das ist wahr, wär ich ein großer Herr, ich ließe Chaussee machen! u. s. w.

Aber das kostet viel, viel Geld, zumal an solchen Orten, wo man die Steine weit herholen muß, oder wenn man die beyden Seiten der Chaussee mit Mauern einfaßt. — Mit Mauern? Ich meyne das so: Man errichtet zwey, immer neben einander fort-

fortlaufende ein Paar Fuß hohe Mauern, den Raum zwiſchen beyden füllt man mit Steinen aus und macht ihn zum Wege. Das kömmt ſehr hoch zu ſtehen. So iſt aber wirklich die Chauſſee im Eiſenachiſchen gemacht, wo nicht überall, doch meiſtentheils. Dieß iſt aber noch nicht alles, ſondern ſie müſſen auch beſtändig unterhalten und ausgebeſſert werden. Dieß geſchiehet dadurch, daß man an den Seiten derſelben immer Steine bereit liegen hat. Die zerklopft man und legt ſie in die Stellen wo die Räder eingeſchnitten haben. Dazu werden ordentlich Leute gehalten, die ſich alltäglich damit beſchäftigen.

Wer ſoll denn das nun alles bezahlen? — Man kann dieß weder ganz von dem Landesherrn, noch von den Bewohnern des Landes verlangen, ſondern es iſt natürlich, daß jeder Reiſende, der die Bequemlichkeit dieſer Wege genießt, auch dazu beytrage, und der Landesherr thut ſchon alles Mögliche, wenn er das Geld zur Anlage dieſer Straſſendämme hergiebt. Das geſchiehet denn auch. Es ſind Perſonen beſtellt, welche das Geld von den Reiſenden annehmen, und dieſes Geld heißt Chauſſeegeld, und wird nach der Anzahl der Pferde bezahlt, die man vor dem Wagen hat. Das koſtet

manchen hübschen Groschen, aber man bezahlt ihn gerne, weil sichs so gut auf den Chausseen fahren läßt. Da braucht man vor schlechtem Wege, vor Verirren, vor Umwerfen nicht bange zu seyn, immer geht es wie in der Stube. Wenn man das Chausseegeld bezahlt, so bekömmt man einen Chausseezettel, das ist ein Versicherungsschreiben, daß man für so oder soviel Pferde richtig bezahlt habe.

Jetzt will ich weiter erzählen.

Berka sahen wir schon vor uns liegen hinten in einem Thale links. Rechts liegt das Städtchen Gerstungen, welches einigen der Kinder schon bekannt war, weil von da oft ein Mann mit zwey Eseln zu uns nach Schnepfenthal kömmt, um ihr Gepäck, das in Töpferwaaren bestehet, zu verkaufen; denn in Gerstungen wird viel grobes Steingut gemacht.

In einem Dorfe vor Berka fanden wir an der Bauart etwas Besonderes; nämlich die Wände der Häuser waren mit hölzernen Bretchen oder Schindeln überzogen, um sie gegen Regenwetter zu schützen. Vom weiten sahs aus als wenns Schuppen wären, denn sie hatten alle die Gestalt fast wie das Herz auf den Spielkarten.

Mit den Bienen machte man hier wenig Umstände. Die Stöcke standen in den Gärten unter freyem Himmel, und waren gegen den Regen, nur mit einer Art Strohmützen versehen.

Man muß oft nicht wollen was man wohl könnte; Eintritt in den oberrheinischen Kreis; die besondern Sperlingsnester; Gespräch mit einer alten Frau.

In Berka erblickte man uns kaum, so lief alles zu Thüren und Fenstern, wie das so in kleinen Oertern ist.

Unterdessen daß man im Posthaus, welches zugleich Gasthof ist, die Pferde wechselte und den Wagen schmierte, frühstückten wir und wärmten uns.

Oben sagt ich einmal: man kann oft nicht was man wohl gerne will, und hier setz ich noch hinzu: man muß auch öfters nicht wollen, was man wohl könnte.

Schon

Schon unter Wegs waren wir sehr hungrig, aber wir wollten doch nicht essen, ob wirs gleich konnten, und Essen genug bey uns hatten.

Allen Kindern wurde die Erlaubniß gegeben zu essen, alle waren hungrig, aber keines wollte doch essen. Und warum denn? — — bloß um zu zeigen, daß es auch Herr über sich selbst, über seine Begierde seyn könnte.

Eine große, große Kunst ist es, wenn man **immer Herr über sich selbst** seyn kann, und eine große, große Ehre, wenn man diese Kunst erlernt hat; denn das ist ein offenbares **Zeichen**, daß man sehr **verständig** seyn müsse.

Unverständige Leute thun auch nur immer was sie wollen, oder wozu sie Lust haben, ohne erst zu überlegen, obs auch gut sey. Sie essen übermäßig, weil sie unverständig sind, überhaupt sie thun allerley Böses, weil sie unverständig sind, und die Kunst nicht verstehen, Herr über sich selbst zu seyn, das heißt, nicht immer das zu thun, was sie wohl thun mögten, sondern nur immer das, was gut und recht ist.

Wenn man aber eine Kunst lernen will, so muß man sich üben, und frühzeitig anfangen. Das war auch die Ursach, warum unsere kleinen Reisegefähr-

gefährten nicht essen wollten. Dafür schmeckte es ihnen hier desto besser.

Berka verließen wir, fuhren, indem wir ein Morgenlied anstimmten einen Berg hinan, und verließen so das schöne thüringische Thal in welchen Berka und Gerstungen nebst einigen Dörfern liegen.

Berg liegt hier herum noch immer an Berg und Wald an Wald, und dieß dauert fort bis auf zwey Meilen vor dem Mayne, die wieder meist ebenes Land sind.

Bey dem Dorfe Helsingerode fanden wir die Grenze von Hessen, und traten nun ein in den oberrheinischen Kreis.

In einigen Dörfern dieser Gegend bemerkte unsere junge Gesellschaft eine besondere Art künstlicher Sperlingsnester. Sie bestanden aus einem Birken- oder Buchenklotze etwa so groß als ein dikker Oktavband. Dieser Klotz war ausgehöhlt, und in die Holung desselben nur eine einzige kleine runde Oefnung gebohrt, durch welche der Sperling hinein konnte. Auch war das Hineinschlüpfen dem Herrn Sperlinge bequem gemacht, denn neben dem Loche steckte ein Stöckchen auf das er sich setzen konnte.

Diese Nester hiengen vor den Fenstern der Bauern. —

Ei, die Leute hier herum müssen große Freunde von Sperlingen seyn, rief Franz: aber Alexander meynte, aus Freundschaft baue man ihnen diese Nester wohl nicht, sondern bloß deswegen, um sie besser fangen zu können.

Du hast Recht Alexander, sprach einer der Erwachsenen; wißt ihr denn noch nicht Kinder, daß in manchen Ländern jeder Bauer den Befehl hat, jährlich eine gewisse Zahl Sperlinge an die Obrigkeit zu liefern? — Aber wer weiß wohl, warum?

Ferdinand gab die Ursach hiervon richtig an, und du mein lieber junger Leser wirst sie auch leicht finden, wenn du dich an die Hauptnahrung der Sperlinge erinnerst.

Ein Theil von uns war bey dem obengenannten Dorfe abgestiegen. Weil der Weg über einen beschwerlichen Sandweg gieng, so wollten wirs den Pferden gern erleichtern.

Der Fußweg führte uns über eine Wiese. Hier erhob Joseph, der etwas hinter uns geblieben war, auf einmal ein so lebhaftes Geschrey, daß ich geglaubt haben würde, ihn müsse etwas sehr widriges geschehen seyn, wenn nicht der Ton, mit dem er rief, so freudig gewesen wäre.

Es war kein Wolf, kein Bär denn, die hats schon seit 100 Jahren in hiesiger Gegend nicht mehr gegeben, sondern eine — — Schwalbe.

Aber wer wird denn einer Schwalbe wegen ein solches Geschrey erheben? —

Ei laß du nur den guten Joseph; denn es war die **Erste** Schwalbe, die er in diesem Jahre erblickte, und seine Freude untadelhaft, denn sie entstand aus guter Empfindung.

O wer sich nicht mehr freuen kann, wenn die ersten Schneeflocken in der Luft wirbeln, wenn die Sonne zum ersten Male wieder in's Zimmer scheint, wo sie den Winter hindurch nicht hinschien, wenn der Storch zum ersten Male über der Wohnung klappert, der erste Frosch im Sumpfe quakst, ach der muß eine kummervolle, oder unempfindliche Seele haben. —

Wir alle stimmten ein in sein Freudengeschrey, und die kleinen beneideten sein Glück, als er näher zu uns kam, sich ein recht stolzes Ansehen gab und sprach: — — Seht, ich habe doch die erste Schwalbe gesehen!

Gemächlich giengs den sandigten Berg hinab, allerley Steine, vorzüglich Quarze, beschäftigten

die Kleinen, welche begierig zusammen suchten um ihre Naturalienkabinette zu bereichern, und ehe wir uns versahen, erreichten wir das Dörfchen Zell.

Als wir durch dasselbe gegangen waren, eröfnete sich uns ein weites vortrefliches Theil, das aus den herrlichsten Aeckern und Wiesen besteht. Drey Gebirge schließen es ein, und bilden ein Dreyeck daraus. In den Winkeln des Dreyecks, öffnet sichs dreymal, und in jeder Oefnung liegt ein Wohnplatz. Zell in der einem, Vach in der andern und noch ein Dörfchen links in der dritten Oefnung.

Von Zell bis Vach führt eine Allee von Obstbäumen, die man hier zwischen diesen kleinen Oertern nicht suchen sollte. Die Bäume waren noch nicht ganz grün, aber wie angenehm muß sichs da gehen, wenn sie den Weg überschatten, oder wenn der Wandrer einen abgefallnen Apfel, eine Pflaume oder Kirsche verzehren kann.

Gewiß der dachte recht menschenfreundlich der diesen Baumweg anlegte, menschenfreundlicher doch gewiß, als — — der Baron, der ohne Rührung durch eine Allee — — armer Menschen fährt, und da es vorzüglich fühlt, daß er Baron sey.

So

So dacht ich und gieng mit meiner Gesellschaft immer weiter.

Indem begegneten uns zwey schon ziemlich bejahrte Frauen. Die ältere sah uns so freundlich an, und man konnt es ihr am Munde auf zehn Schritte weit ansehen, daß sie uns anreden würde, darauf freute ich mich, denn ich mag gar gerne mit dergleichen Leuten reden.

Sie freute sich eine so junge Gesellschaft zusammen zu finden, und meynte, das könnten doch unmöglich Brüder seyn.

Freilich nicht erwiederte ich, aber sie leben doch zusammen als Brüder, und gehen um mit einander als Brüder, das ist wohl besser, als wenn sie wirkliche Brüder wären, die aber nicht brüderlich gegen einander dächten.

Jawohl! Jawohl! erwiederte die Alte und erzählte folgendes:

Neulich kamen zwey vornehme Herrn gefahren, sie waren auch hier ausgestiegen, wie sie.

Der Kutscher fährt voran. Da werden ihm auf dem Markte in Bach die Pferde wild, er stürzt vom Bocke herab, und wird geschleift.

Da nahm man den armen Unglücklichen halbtod auf, holte Hülfe und pflegt ihn.

Ja die fremden Herrn hatten gemeynt, weil der Mensch katholisch wäre und wir reformirt wären, so würde man ihn in Bach nicht aufnehmen, und hatten ihn wollen wegbringen lassen.

O nein, wenn wir auch nicht katholisch, sondern reformirt sind, das thut nichts, wir beten alle Vater unser, und sind alle den lieben Gott seine Kinder. — Das wäre schlecht! — —

Ich kann euch nicht sagen, meine Lieben, die ihr dieß leset, was ich bey diesen Worten, — die ich beynahe ganz beybehalten habe, und welche die freundliche Alte so unbefangen sagte — empfand. Aber mein Herz hob sich, und meine lieben Kleinen standen und sahen die Frau so groß an, daß mir darüber die Thränen in die Augen traten.

Das war eine gute Frau, riefen sie alle, da sie uns verlassen hatte; aber euch frag ich nun ob das im Gegentheile gute Menschen sind, die den armen Juden schlecht behandeln, über den Katholicken lachen, wenn er seinen Rosenkranz betet, ihnen verächtliche Namen beylegen u. s. w.

Ich mag diese Abscheulichkeiten nicht alle nennen!

Urthei-

Urtheile nicht zu schnell: Schrift an der Wand: Eintritt ins Hochstift Fulda; Häuserchen mit Rädern.

Noch einige wenige Schritte, da betraten wir eine ziemlich ansehnliche Brücke, die uns über die Werre nach Vach hineintrug.

Die Werre hatten wir uns gröſſer vorgestellt, als sie wirklich ist. Wer die Saale bey Halle oder Calbe, die Elbe bey Magdeburg den Mayn bey Frankfurt gesehen hat, dem ist die Werre ein kleines Flüßchen. Sie entspringt wie meinen Lesern bekannt seyn wird, im thüringer Walde, gehet in fränkischem Kreise durch die Grafschaft Henneberg, durch einen Theil des obersächsischen und oberrheinischen Kreises, vereinigt sich bey Münden mit der Fulda, und erhält nun den berühmteren Namen Weser.

Vach gehört dem Landgrafen von Hessenkassel. Der Ort ist klein und unansehnlich, aber ziemlich lebhaft.

Wir traten im Hause des Posthalters, eines sehr höflichen und bescheidenen Mannes ab. Eigentlich war dieß kein Gasthaus, aber man erlaubt es doch den Fremden sich hier aufzuhalten.

Wir fanden hier zwey Kaufleute; der Eine ein Franzoſe, der Andere ein Deutſcher.

Der Eine aß in einem fort ſein gerührtes Ey, und ſprach faſt gar nicht; der Andere ſprach mehr als er aß; immer giengs in einem fort, von ſeinen Reiſen nach Portugall, Frankreich, England, auch von ſeinen — Zähnen. Er verſicherte uns, daß er ſich achte auf einmal habe ausziehen, und acht andre dafür einſetzen laſſen.

Welcher war nun wohl der Franzoſe, der Erſte oder der Zweyte? — Wer kanns errathen?

Ganz gewiß der Zweyte!

Ich bitte um Vergebung und ſage — nein! ſondern der ſtille Eſſende war aus Paris, und der immer Erzählende aus Deutſchland.

Hieraus könnt ihr ſehen, meine Lieben, wie trüglich es iſt, wenn man den allgemeinen Charakter, d. i. die Geſinnungs- und Handlungsart einer ganzen Nation, in einer einzelnen Perſon wiederfinden will. Dabey trügt man ſich außerordentlich.

Ob alles wahr ſeyn mochte, was der Zweyte erzählte, weiß ich nicht. Einer der obigen Zähne, ſagt er uns, wäre mit einer goldenen Schraube eingeſchroben, in die noch ſitzende Wurzel eines abgebrochenen Zahns.

Ich verstehe mich auf dergleichen chirurgische Sachen nicht, und kanns also nicht beurtheilen; aber jedem meiner Freunde geb ich den Rath, Morgens und Abends den Mund mit frischen Wasser auszuspielen, und dann und wann, wenn's nicht alle Tage geschehen kann, die Zähne vermittelst der Finger mit etwas Tabakasche abzureiben um sie gesund zu erhalten. — — Ach Pfui Tabaksasche? — —

Scheue dich nicht liebe Leserin, Asche von guten Tabak, hat weiter gar keinen, als einen etwas salzigen Geschmack. Wäre es nicht gut, wenn man dieß unnütze Kraut auch noch zu einem so wichtigen Nutzen verwendete?

Bey unserm Mittagessen, das bloß in kalter Küche bestand, hatten wir ein ganz eigenes Vergnügen. Wir lasen nämlich die schönen Inschriften, durch die sich die Hände mancher Reisenden hier an den Stubenwänden verewigt hatten. Diese Ewigkeit, an deren Denkmälern und Inschriften das O Eselsohren erhält, mein lieber Leser, vermeide ja; denn sie ist immer das Zeichen einer kleinen geschäftslosen Seele, die das Lächerliche nicht fühlt, was nur etwas ernsthafte Leute darin finden.

Ich nehme das erſte beſte Beyſpiel von der hieſigen Stubenwand, es hieß:

Excellente hotellerie pour tous ceux, qui ont une indigeſtion. On ſ'en guerit ici en deux fois 24 heures à jour de jeune.

Dazu hatte noch ein anderer ſeine Zuſätze gemacht und ein Dritter: — — dieſe beyden obigen ſind — — Narren.

Ich könnte auch Beyſpiele von Eſ* und Ochſ* anführen, aber genug zur Warnung

Zweyerley wollte mir in Bach gar nicht gefallen, nämlich die Betteley der Kinder und Alten und dann die abſcheulich Häßlichen — — Doch davon will ich ſprechen, wenn ich dich auf der Rückreiſe wieder durch Bach führe.

Die Pferde ſind wieder angeſpannt, unſere Geſellſchaft verläßt die Stube, ſetzt ſich in Gegenwart manches Zuſchauers wieder auf den Wagen, und machts ihm begreiflich, daß durch Einigkeit und Aufopferung dieſer und jener Bequemlichkeit vieles möglich gemacht werden kann, und daß alle dreyzehn Perſonen daher richtig auf den Wagen gehn.

Gleich vor dem Städtchen fanden wir wieder Chauſſee. Sie war nicht von zerſchlagenen Stei-

nen

nen sondern von Bachkieseln gemacht. Wegen der rundabgeschliffenen Gestalt, fahren sich diese nicht recht gut zusammen, viele Steine bleiben oben auf liegen und verursachen ein unangenehmes Stoßen. Nach und nach wurde sie besser, und in einer Stunde erreichten wir die Gränze vom Hochstift Fulda.

Wir fuhren einen Berg hinauf, und erhielten hier auf einmal eine entzückende Aussicht in die Waldgebirge dieses angenehmen Landes.

Laßt uns hier, meine lieben Leser, etwas verweilen, die Landkarte zur Hand nehmen, und einige vorläufige Kenntnisse über dieses Land sammeln.

Es gränzt, wie die Karte zeigt, an Hessen, an Franken und die Grafschaft Hanau. Ist durchsgehends bergigt, waldigt, und theils sehr sandigt. Der Anbau ist sehr gut, und an manchen Orten ist der Fleiß in denselben ganz unverkennbar.

Wir fanden Plätze mit Kartoffeln bebaut, die so abhängig waren, daß man kaum graben konnte, und Berge zu Getraidelande umgeschaffen, die man in allen Gegenden von Ober- und Niedersachsen, selbst am getraidearmen Harze wüste liegen läßt.

Der

Der Fürst dieses Landes ist Abt und Bischof und hat Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Das ganze Land wird in zwanzig Aemter eingetheilt, und soll etwa 700000 Einwohner katholischer Religion haben.

Ehedem war das ganze Land ein rauhes Waldgebirge. Da kam im Jahr 742 ein Geistlicher Namens **Sturm** hierher und legte am Flusse **Fulda** ein Kloster an, das war der Anfang zur nachherigen Cultur des Landes.

Jetzt sind die Thäler, die Ebenen und viele Berge zu Ackerlande umgeschaffen und der Wald ist dadurch ziemlich ausgerottet. Das ist zwar gut, aber wir alle fanden die Waldungen, welche in Buchen, Eichen und Kiefern bestehen, so licht, daß man den Schluß daraus machen mußte: man muß sonst sehr unwirthschaftlich mit diesem Reichthume umgegangen seyn.

Auf dem Harze sind Eichen von 8, 10, 12 Ellen im Umfange nichts seltenes, aber hier fanden wir die nicht.

Ausser dem Holze und Getraide sind die vorzüglichsten Produkte dieses Landes Salz, mineralische Wasser und Cider, den man durch den starken Obstbau erhält.

Das

Das Land bestehet fast durchgehends aus Berg und Thal; von dem obigen Berge, auf dem ich mit meinem Leser Halte machte, zählten wir nicht mehr als zwanzig sehr ansehnliche Berge, die alle mit Wald überdeckt, und vermöge der verschiedenen Entfernungen und Holzarten grün, dunkel, hellblau und lichtgrau ins Augen fielen. Hin' und wieder verschönerte eine Kapelle hoch auf einem Bergkopfe die schöne Aussicht.

Ungeachtet das Land bergigt ist, so mag doch wohl nicht leicht ein Land bequemer zum Reisen seyn als das Fuldaische. Vom ersten Eintritte bis in die letzte südliche Spitze nach Hanau hinab, länft eine so vortrefliche Chaussee als ich sie — — ich nehme die Chaussee zwischen Eisenach und Gotha aus — — nirgends gefunden habe.

Im Jahr 1766 hat der jetzige Fürst die erste Anlage dazu gemacht. Er selbst und alle Bewohner des Landes gaben Geld dazu her. Die Steine dazu sehen schwarz aus, und sind wahrscheinlich ein Ueberbleibsel feuerspeyender Berge.

Zur Erhaltung dieser Chaussee sind hier theils die Landleute bestimmt. Jeder Bauer hat sein besonderes Stück wozu er jährlich einige Fuder Steine heranfahren muß. Ueberdem aber hat jede Vier-

telſtunde ihren Chauſſeeknecht, der die Steine zerklopft und gehörig vertheilt, dafür erhält er täglich 15 Kreuzer Lohn.

Sie iſt für zwey Wagen überflüßig breit. An dieſem breiten Fahrwege liegen auf beyden Seiten allemal 2 bis 3 Schritte von einander entfernt, Steinhaufen oder ſchon zerſchlagene Steine, bey denen man eine Art hölzerner, beweglicher Hütten findet, welche roth angeſtrichen und mit dem Landeswappen bezeichnet ſind.

Eben ſo fanden wirs auch im Heſſiſchen. Beweglich waren ſie, denn ſie hatten zwey kleine Rollräder, auf denen man ſie fortrollen konnte. Dieſe kleinen Häuſer brauchen die Chauſſeeknechte, welche die Steine entzwey ſchlagen, um ſich bey dieſem mühſeligen Geſchäfte gegen Sonnenhitze und Regen zu ſchützen.

Vor das Häuschen ſetzen ſie einen viereckigten ſtarken Kaſten ohne Boden, dieſen füllen ſie mit Steinen an und zerſchlagen ſie mit einem Hammer, der an einem langen Stiele befeſtigt iſt. Sind ſie mit dem Zerſchlagen fertig, ſo ziehen ſie den Kaſten in die Höhe, die zerſchlagenen Stücken bleiben als ein Haufen liegen, und nun rücken ſie ihr Häuschen zu den nächſten unzerſchlagenen Steinen.

Hins

Hinter diesen Steinhaufen laufen hier auf beyden Seiten der Chaussee die Fußpfade, und zu äusserst auf beyden Seiten eine Reihe Obstbäume verschiedener Art. Die Blüten waren schon nahe am Aufbrechen.

Welch Vergnügen für einen Reisenden sicher fahren zu können, und immer auf einem Wege, der durch einen Obstgarten zu gehen scheint.

Ueberdem ist die Anlage der Chaussee, wo es nur möglich war, so gemacht, daß wenigstens die beschwerlichsten Berge vermieden sind.

So gangbar auch diese Straße ist, denn alle Frachten von Frankfurt nach Leipzig passiren sie; so ist sie doch in dem besten Stande, weil man unabläßig bemühet ist, jede Spur von Rädern auszuebenen. Auf ein Pferd zahlt man für die Meile einen Kreutzer.

Ein auf die Nase fallender Apfel, und dadurch eine groſse Entdeckung; hölzerne Knarren statt der Glocken; Freude über einen alten Bekannten; Ankunft in Fulda.

Nun wohlan ich lasse den Wagen weiter fahren.

Das erste, für uns Fremde, was wir hier bemerkten, betraf den Ackerbau. Wir sahen hier, so wie auch im Hessischen und hernach im angränzenden Maynzischen, mit Ochsen pflügen. Das ist nun eben nichts ungewöhnliches, und eben dieß thut man auch in Thüringen; aber das war uns fremd, daß wir die Weibspersonen so tapfer mit helfen sahen.

Meistentheils führten und trieben sie die Ochsen, aber einmal fanden wir auch die Frau hinter dem Pfluge, und der Mann übernahm das leichtere Geschäft des Treibens.

Auch den Furchen giebt man hier eine ganz andere Gestalt; man pflügt nämlich mehrere Furchen in eine zusammen, so daß sie nebst den dadurch entstehenden Erhöhungen viel breiter werden.

Vielleicht geschiehet dieß um das Wasser besser zum Abfluß zu bringen.

Alexander machte hier die Bemerkung, daß man alle Pfähle, an welche die Obstbäume der Chaussee angebunden waren, oben zugespitzt hatte.

Er meynte man hätte es gethan um den Raben einen bequemen Sitz zu verderben, und sie abzuhalten die Bäume nicht zu beschädigen.

Eben wollt ich einwenden, daß sie ja eben so gut auf den Baumzweigen selbst sitzen und die Bäume beschädigen könnten, wenn sie das ja thäten, und daß daher durch das Zuspitzen nichts gewonnen wäre, daß mans vielmehr gethan hätte, damit daß Regenwasser sich nicht oben in die Pfähle einsöge und sie faulen mache; allein er ist ein gefährlich starker Oekonom, und ich wagte es nicht meine Einwendungen hervor zu bringen, auch wollte ich ihm seine Freude über diese Bemerkung nicht gerne verderben; denn es ist sehr lobenswerth, wenn man auf dergleichen, dem Anscheine nach, geringe Dinge des menschlichen Lebens Achtung giebt, und sich ihre Ursachen durch Nachdenken zu entwickeln sucht.

Aus dieser Aufmerksamkeit und aus diesem Nachdenken entspringt für uns ein, ich möchte fast sagen immerwährendes Vergnügen. —

Wie so? — fragt ihr meine lieben Leser? Ich will mich darüber erklären.

Freuet ihr euch denn nicht, wenn ihr immer Gegenstände findet, die euch beschäftigen, die eurer natürlichen Thätigkeit etwas zu wirken geben? oder seht ihrs lieber, wenn ihr Langeweile empfindet?

Doch gewiß wohl nicht.

Solche Gegenstände aber verschafft euch eine solche Aufmerksamkeit überall, an allen Orten der Natur und Kunst.

Wenn ihr dann über die Ursachen nachdenkt, forscht; endlich sie findet, welche Freude ist das nicht, und wer sollte sich nicht freuen, wenn man findet, daß unser Verstand, den uns Gott vor allen Geschöpfen gab, gesund ist und zuwächst.

Newton lag im Garten unter einem Baume; ein herabfallender Apfel traf die Nase dieses großen unsterblichen Mannes. Der Träge hatte den Apfel verwünscht; aber Newton that das nicht, sondern er dachte nach, und gerieth in entzückende Freude als er fertig war. —

Nun? — — wie so? — —

Wer von euch aufmerksam genug seyn kann, dem will ichs erzählen.

Er

Er dachte so: warum mag der Apfel herunter gefallen seyn? — — ganz gewiß, weil er schwer ist. — — Gut! — aber wäre er denn auch herunter gefallen, wenn der Baum noch tausendmal so hoch gewesen wäre? — — allerdings wär er das, denn was sollte ihn denn aufhalten? — —

Er fuhr weiter fort: — Ich will einmal annehmen, der Baum hätte gereicht bis — — bis dort oben an den Mond, wäre auch dann der Apfel herunter gefallen? — — Hier hielt er inne; denn die Sache war schwer zu entscheiden, jedoch endlich gieng er weiter.

Es finden hier nur zwey Fälle Statt; entweder er fällt, oder er fällt nicht.

Gut, er soll einmal nicht fallen; so müßte es ja in diesem hohen Baume einen Punkt geben, wo das Fallen aufhörte? — — Das begreif ich nicht, einem solchen Punkt kann ich mir nicht gedenken: also muß er durchaus fallen. — —

Das ist aber doch sonderbar, wenn der Apfel dort oben von dem mondhohen Baume herabfiele, warum fällt denn der Mond nicht selbst herab, der doch viel schwerer ist als der Apfel? — —

Weiter meine lieben Leser könnt ihr hier diesen großen Manne nicht folgen, denn er gieng nun

in die entlegensten Gegenden der Meßkunst, wo es für euch noch dunkel ist, und fand dann endlich, daß die Schwere des Mondes die einzige Ursach ist, warum er sich um unsere Erde bewegt, überhaupt, daß aus eben der Ursach alle Himmelskörper sich kreisförmig um einander bewegen.

Welche Entdeckung!

Freilich könnt ihr so weit im Nachdenken nicht gehen, und kein Mensch wird dies verlangen, aber solche Sachen als die spitzen Pfähle, von denen ich eben sprach, giebts überall, also überall Gegenstände für euer Nachdenken.

In Butler oder Botlar, einem sehr artigen Dorfe hielten wir einige Minuten, und sahen hier an 30 weißüberzogene Meßkarren, theils stehen, theils an unserm Wagen vorbey fahren. Alle giengen nach Frankfurt am Mayn mit Meßfrachten. Auf dem ganzen Wege bis Frankfurt sahen wir von Zeit zu Zeit dergleichen Karren und ich glaube, daß wir wohl 2:300 hätten zählen können. Daraus meine Lieben könnt ihr sehen, was eine Handelsstadt wie Frankfurt, für Einfluß auf Geschäftigkeit eines ganzen Landes hat, wie viele tausend Menschen durch sie in Thätigkeit und Verbindungen unter einander gesetzt werden.

In dieſem Orte waren die Wände vieler Häuſer auf eine zierliche Art mit Schindeln bedeckt und bläulich angeſtrichen. Auffallend war uns hier noch die gute Bildung einer Geſellſchaft kleiner Mädchen, die unter einer Bildſäule des heiligen Nepomuk ſpielten.

Die Sonne ſank nun immer tiefer auf den Horizont herab, und mit ihrem Verſchwinden verloren wir auch die Hofnung heute noch Fulda zu erreichen.

Hünfeld, oder eigentlich Haunfeld lag nahe vor uns, und ſchien uns zum Nachtquartiere zu winken.

Allein man muß ſeine Vorſätze nicht ſogleich fahren laſſen, wenn mancherley Beſchwerlichkeiten ihre Ausführung hindern wollen.

Das hab ich freilich nur ſo ganz ſimpel hierher geſchrieben, aber es iſt von außerordentlicher Wichtigkeit, und ich überlaſſe es euch lieben jungen Leſern zum eigenen Nachdenken, was wohl für Folgen daraus entſtehen, wenn man ſich leicht von ſeinen Vorſätzen abbringen läßt.

Die Wahrheit dieſes Satzes ermunterte die Erwachſenen ein Vorhaben noch durchzuſetzen, das

manche Schwierigkeiten hatte. Kurz wir entſchloſſen uns in Hünfeld ſo ſchnell als möglich etwas Abendeſſen zu genießen, und noch nach Fulda zu fahren.

Während daß wir dieß thaten, entſtand auf der Gaſſe auf einmal ein ſtarkes Geknarre und Geruſe. Wir wußten anfangs nicht was dies bedeuten ſolle, indem wir eine Menge Kinder durch die Gaſſe ziehen ſahen, von denen einige ſolche Knarren mit den Händen ſchwenkten, wie an manchen Orten die Nachtwächter führen; wir erfuhren aber bald, daß dieſe Knarren heute die Stellen der Glokken vertreten, und die Einwohner zum Gottesdienſte einladen ſollten.

Glocken durfte man jetzt in der Marterwoche nicht gebrauchen.

Nun nahmen wir von dem hieſigen Hrn. Poſthalter einem ſehr guten gefälligen Manne Abſchied, beſtiegen den Wagen und fuhren kurz vor 8 Uhr ziemlich ſteil bergab die Stadt hinaus.

Kaum waren wir um einige Zäune herum ins Freye gekommen, ſo freuten wir uns ganz außerordentlich, und alles rief: ah! ah! —

Wars ein Goldklumpen? — —

Nein, ſondern ein alter treuer Bekannter, der uns das Vergnügen machte, uns und vielen

tau-

tausend andern Menschen den Weg mit sanftem Lichte zu übergießen; es war — — der liebe volle Mond, der dort links über dem Horizonte so treu und mild heraufkam.

Da stimmte alles, Klein und Groß an, das Lied: Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen ꝛc., und alles empfand tief gerührt das allgütige Daseyn dessen, der jetzt in stiller Nacht den Mond heraufrief.

Indeß rollte der Wagen schnell auf der schönen Chaussee fort, die Kühle der Nacht wurde empfindlich, wir hüllten uns ein, und blickten oft sehnlich vor uns hinaus, ob Fulda noch nicht sichtbar werden wollte.

Um 10 Uhr erreichten wir endlich das Thor der Stadt, und bezahlten dafür, daß man es uns eröfnete, 54 Kreutzer Sperrgeld. Der Anblick hübscher Gebäude und Straßen machte uns Freude aber wahre Wollust die Befriedigung unserer Müdigkeit im Gasthofe zum Storch: wo man uns gleich sehr gütig aufnahm.

Ein Vorschlag. Domkirche. Beschreibung des heiligen Grabes. Beten und Betteln auf der Straße. Das Schloß.

Nun meine lieben Leser hätt ich euch bis an den ersten Ort geführt, von dem sich dieses und jenes merkwürdige erzählen läßt, zumal da wir just am stillen Freytage hier waren, den die katholische Kirche als den Todestag unsers Erlösers vorzüglich feyerlich begeht. So leſt denn weiter, ich will alles treulich erzählen.

Erſt um 9 Uhr giengen wir aus um die Stadt zu beſehen.

Ei, ziemlich lange geſchlafen! —

Nein das nicht, sondern allerley Beſchäftigungen, die unſere Geſellſchaft betrafen, hatten uns von 6 Uhr bis dahin unterhalten. Die Kleinen ſchrieben an ihren Journalen, und ihre erwachſenen Freunde unterſuchten ihr geſtriges Verhalten.

Louis war am Unglücklichſten, denn er verlor eine Marke *), weil er unordentlich mit ſeinen Sachen

*) Marken ſind bey uns knöcherne Pfennige, deren jeder Zögling 6 beſitzt. Wenn er ſie des

Sachen umgegangen war. Eben der Louis war aber auch so glücklich für sein gutes muntres Verhalten eine Belohnung zu erhalten.

Aber was hilft's uns, daß Sie uns damit aufhalten?

Meine Absicht dabey ist gut meine Lieben. Ich wollte euch dadurch bloß auf etwas aufmerksam machen, und dadurch gern zu eurem Wohlbefinden beytragen. Nämlich darauf, daß es sehr gut sey, sein Betragen am verflossenen Tage einmal aufmerksam durchzugehen. Wenn ihr auch keinen Lehrer habt, so habt ihr doch gewiß Eltern, die dieß gerne thun, oder auch ihr ganz allein könnt es.

Wenn ihr dabey aufrichtig seyd, so kann's nicht fehlen, ihr werdet dadurch täglich besser, und mithin auch vergnügter werden.

Anleitung, wie ihr dieß machen sollt, kann ich euch hier, wo mir der Raum fehlt, nicht geben, aber ich will euch sagen, wo ihr diese Anleitung findet.

Wohlan also, wer von euch munter, thätig und aufgelegt zum Guten ist, der sehe zu, wo er

des Abends noch alle hat, so ist es ein Zeichen seiner guten Aufführung; denn für jedes Versehen gegen Sittlichkeit, das sein Aufseher an ihm bemerkt, muß er eine Marke bezahlen, die ihm alsdann des Abends fehlt.

Kampens kleine Kinderbibliothek erhält, wenn er sie nicht, wie ich doch wünsche, selbst besitzt, und lese im 12ten Bändchen, Seite 72 das leichte und sichere Mittel mit jedem Tage besser und glücklicher zu werden; schreibe sichs ab, studire es, und benutze es.

Nun, ihr lieben Ungeduldigen, will ich eure Neugierde befriedigen.

Fulda, die Hauptstadt und Residenz des Landes, liegt am Flusse Fulda, ist nicht groß, aber recht artig gebauet, sehr gut gepflastert und sehr reinlich. Neben ihr liegt auf einem Berge das Kloster der lieben Jungfrau Maria, zu welchem heute eine große Menge Menschen heraufströmte.

Wir giengen zuerst zur Domkirche, die schönste von allen, deren Anblick mir nicht wenig Vergnügen machte. Die Wölbung derselben erregt Ehrfurcht, wenn man zu ihr hinaufblickt, und die Verzierungen entfernen sich von aller Tändeley, die man in katholischen und lutherischen Kirchen sonst so häufig zur Schande der Christen antrift. — — Zur Schande? — — Ja meine Lieben, ist es nicht wirklich Schande, wenn man den unermeßlichen Gott durch ein elendes Bild darstellt?

Das heilige Grab, das wir heute nicht bloß hier, sondern in allen andern Kirchen vorgestellt fanden, muß ich euch doch beschreiben.

Wir giengen durch eine Reihe knieender und betender Personen, bis an das Gegitter, welches man vor demselben durchgezogen hatte. Das Ganze stellte im Perspektive einen gewölbten Felsengang vor. Der Boden war mit gelben Sande und Blumen bestreuet, und zwey Reihen in Töpfen hingestellter Blumen liefen an den Seiten fort bis hinten hin. Die Seitenwände so wie auch die gewölbte Decke waren überall mit gläsernen Kugeln behangen; just mit solchen Kugeln, als manche Handwerker Abends vor das Licht stellen um mehr Helligkeit zu erhalten. Hinter diesen Kugeln, welche theils mit grünem, gelben, rothen, blauen, theils mit klaren Wasser angefüllt waren, befanden sich brennende Lampen, welche die gefärbten Kugeln erleuchteten, und das ganze Gewölbe mit einem besondern halbhellen Lichte erfüllten. Hinten im Grunde lag jedesmal das Bild des entschlafenen Erlösers. Vor dem Eingange in die Felsenhöhle waren ein Paar hölzerne Bilder, welche die Wächter des Grabes vorstellten.

Zu diesem Grabe kamen immer eine Menge Leute niedern Standes, welche hier ihr Gebet knieend oder stehend verrichteten.

Von hier begaben wir uns auf den Frauenberg in das oben genannte Kloster der Maria.

Wenn ich euch aber die Gebräuche und Einrichtungen bey dem Gottesdienste beschreiben, und so durch alle Kirchen fortführen sollte; so würde ich sobald wohl nicht fertig werden. Ich lasse also alles das weg, und erzähle euch nur dieses und jenes, was euch neu seyn möchte.

Beym Hinauf- und Herabgehen wurden wir von allen Seiten von Bettlern angefallen, die uns eine ganze Strecke verfolgten, darunter waren auch viele Kinder von 12 bis 14 Jahren.

Denen etwas zu geben halte ich wirklich für Sünde, denn dadurch macht man sie eben zu ordentlichen Bettlern, denen ihr faules Leben besser gefällt als Arbeit.

So viel ist gewiß, gäbe man wenigern Bettlern etwas, so würde es auch weniger Betteley geben. — — Versteht mich ja recht meine Lieben,

Wohlthätigkeit ist eine Eigenschaft, ohne welche man auf Menschenhuld keinen Anspruch machen kann; aber es ist nicht genug wohlthätig zu seyn,

sondern

ſondern man muß es auch auf eine rechte Art ſeyn. Kaum hatten wir einigen von dieſen Leuten etwas mitgetheilt, ſo umgab uns, dadurch gereizt, auch ſogleich ein ganzer Schwarm ungeſtümer Bettler, und wir wurden beynah durch das Geſchrey und Gemurmel betäubt, das ſich ſogleich um uns erhob.

Arme alte Leute Leute ſaßen am Wege und beteten unabläßig ihren Roſenkranz. An einigen Orten waren Crucifixe und Marienbilder errichtet, auch hier knieeten Betende. —

Perſonen, die im andächtigen Gebet begriffen ſind, o welch ein ſchöner Anblick; aber auch welch ein trauriger Anblick wenn ſie bloß mit den Lippen beten. Freilich ſahn wir manche die es ſo machten; mit Gott redeten, und nicht an ihn, ſondern an die Sachen und Perſonen dachten, die ſich umher befanden.

Sey gegrüßt heilige Mutter Gottes — ach theilen ſie doch einen armen Mann etwas mit! — ſo brummte ein alter Mann, der neben einem Marienbilde knieete. Er betete ohne es ſelbſt zu wiſſen.

Woher mag das wohl kommen? bloß von der üblen Gewohnheit auswendig gelernte Gebete herzuſagen. Warnen will ich dich nicht mein lieber

Leſer

Leſer, bloß dir folgende Frage vorlegen: Wenn du deinen Vater warum bitten, oder für etwas danken willſt, wirſt du dieſe Bitte, dieſen Dank wohl erſt auswendig lernen, und dann vor deinen Vater hintreten und herſagen? —

Das iſt dir lächerlich? aber wenn du den lieben Gott bitteſt, dankeſt, warum willſt du denn das mit Worten thun, die du auswendig kannſt?

Eine beſondere Tracht haben hier herum die Bauermädchen; oben in ihrer Mütze iſt ein mit Bande eingefaßtes Loch, durch welches ſie ihr Haar in zwey Flechten herabhängen laſſen.

Als wir vom Berge herabgiengen kam ein ſtarker Junge, von etwa 15 Jahren, zu mir und bettelte. Ich ſah ihn ernſthaft an und ſchlugs ihm ab. Er ſuchte alles hervor um mich zu überreden. Arbeite du nur fleißig ſagt ich zu ihm; denn ſieh ich muß auch alle Tage arbeiten. Als nichts mehr helfen wollte, ſo verſprach er mir, recht fleißig für mich zu beten, aber auch dadurch erreichte er ſeinen Zweck nicht. Hab ich da wohl lieblos gehandelt?

Unſer Weg führte uns vor dem Schloſſe vorbey. Dieß iſt ein ſchönes großes Gebäude, deſſen beyde Seitenflügel einen geräumigen Hof einſchlieſſen. Es liegt der Hauptwache und der Domkirche

gegens

gegenüber, und dicht neben ihm liegt der Schloßgarten. Wir hörten, daß der Fürst so eben ausfahren würde. Wir warteten also und sahen dann den Fürsten Heinrich VIII. von Bibra, einen schon ziemlich bejahrten Herrn, der für Schulen und Wissenschaften vieles gethan hat.

Eine sehr nothwendige Vorrede an meinen jungen Leser, ohne die er das folgende nicht verstehen kann. Sonderbare Gemälde. Handel mit geweihten Sachen an den Kirchthüren, mit wächsernen Armen und Beinen. Ein geistlicher Glückstopf.

Erinnerst du dich noch, mein lieber Kleiner, an die drey Schwarzen, von denen ich im Anfange dieser Reisebeschreibung sprach? und hast du das wohl behalten, was ich daselbst vom Aberglauben sagte, nämlich daß man sonst sehr abergläubisch gewesen sey, und daß es jetzt in den Köpfen der Leute viel heller würde?

Das ist zwar gewiß, aber du mußt deswegen nicht glauben, daß alle Köpfe heller sind, und daß es nicht noch unendlich viele Leute gebe, die noch eben so finster im Verstande sind als ihre Vorfahren vor 2, 300 Jahren.

Wer sich nicht unterrichten läßt, oder wohl gar sich nicht unterrichten lassen will, der bleibt wie er ist, und wird nicht klüger.

Als du noch ganz klein warst, da sagte vielleicht deine Wärterinn zu dir, wenn ein Donnerwetter am Himmel war: „horch Kind es donnert, der liebe Gott ist böse, ist zornig, er straft.

Gut. — Gesetzt du wärest seit der Zeit nicht besser unterrichtet, ich käme jetzt zu dir und sagte, indem ein Gewitter am Himmel stünde: sieh mein Lieber wie gütig der liebe Gott ist, welche Wohlthat für das ganze Land ist dieß Gewitter! wie sehr wird alles dadurch erquickt! u. s. w. so würde dir das sonderbar vorkommen, daß ich so spräche, da deine Amme ganz anders gesprochen hatte. Vielleicht bliebest du wohl gar bey der Meynung deiner lieben Amme, denn diese wäre dir dadurch so lieb geworden, weil du sie schon so lange gehabt und dich daran gewöhnt hättest.

Würdest du aber nun verständiger durch meinen Unterricht werden? — — nein! denn du wolltest ihn ja nicht annehmen.

Eben so mein Lieber machen es viele tausend, tausend Menschen in allen Ständen, in allen Religionen, in allen Ländern. Sie wollen lieber ihre unklugen Meynungen behalten, eben deswegen weil sie alt sind, und weil sie sich daran gewöhnt haben, als sich besser unterrichten lassen. Ja sie werden wohl gar böse darüber wenn man ihnen sagt: hört Leute, da habt ihr Unrecht, die Sache ist so.

So findet man z. E in manchen Kirchen den lieben Gott abgemalt, oder das jüngste Gericht, wo der Teufel die armen Menschen auf Schiebekarren in die Hölle fähret.

Das ist albern! sagst du. Jawohl! aber man kann doch diese Gemälde oft deswegen nicht aus den Kirchen wegbringen, weil sich immer noch finstre Leute genug finden, die nichts albernes oder anstößiges darinn finden, sondern sich vielmehr von Jugend an daran gewöhnt haben.

Hast du mich verstanden? — — Nun gut, so kann ich dir nun auch manche dergleichen sonderbare Dinge erzählen, die wir in den Kirchen zu Fuld da hin und wieder fanden; denn wenns überall

noch dergleichen finstere Leute giebt, die an so et was Gefallen finden; so giebts auch gewiß in Fuld da dergleichen.

Auf einem Gemälde fanden wir eine ganze Versammlung von Heiligen in den Wolken und Maria mitten unter ihnen. Unten auf der Erde befanden sich zwey Märtyrer, d. h. Personen, die auch selbst durch Marter und Tod von ihrer Religion nicht abwendig gemacht werden konnten, sondern lieber alles ertrugen, als untreu wurden. Beyde befanden sich hier auf dem Vordergrunde vor der heiligen Versammlung, und ihr Anliegen schien darin zu bestehen, daß man sie doch auch in die Zahl der Heiligen aufnehmen möchte, weil sie durch ihre Standhaftigkeit in der Religion gleichsam ein Recht dazu hätten. Um dieses Recht so ganz augenscheinlich zu beweisen, hielt der eine in seinen beyden Händen — — seinen abgeschlagen Kopf, und der andere reichte hoch in die Höhe — — seine Hand, welche ihm abgehauen war.

Hin und wieder fanden wir andre kleine Gemälde, die einem Heiligen zu Ehren aufgehängt waren, und zwar von kranken Personen, die Hülfe von ihm wünschten, oder sie von ihm erhalten zu haben glaubten.

Auf diesen Bildern lag dann die kranke Person in ihrem ganzen fuldaischen Anzuge — — meistentheils waren es Frauenzimmer von gemeinem Stande — — auf den Knieen, und der Heilige erschien in den Wolken; oder die Vorstellung war auf ähnliche Art eingerichtet. Unten waren immer einige Verse geschrieben, z. E. unter einem stand ungefähr so:

Heiliger Antonius Wundermann,
Hör meine Bitt und Flehen an,
Von aller Schwachheit mich befrey,
Daß ich dir diene allzeit treu.

Auf einem andern der heiligen Maria gewelhetem stand geschrieben: „Maria eine Helferin in allerley Anliegen, besonders in allerley bösen Krankheiten, wovon ich bin befreyet worden."

Ein anderes von diesen wunderlichen Gemälden war von ganz eigenem Schlage. Die bittende Person lag auf den Knieen, in den Wolken erschien Maria. Aber die Bitte wurde nicht mündlich vorgetragen, sondern sie war ordentlich aufgeschrieben, und dieses Memorial, oder diese Bittschrift wurde der Maria von einem Pater überreicht.

Bey dem Gemälde dieses und jenes Heiligen waren auch Kricken hingestellt, von Personen, welche sich durch Hülfe desselben geheilt glaubten.

An einem andern Orte — im ehemaligen Jesuiterkollegio — fanden wir die ganze Geschichte eines Heiligen des Jesuiterordens abgemalt. Vorzüglich betrafen die Gemälde den Ignatius Lojola, der den Jesuiterorden gestiftet hat, und den H. Xaver, der sich mit Bekehrung der Heiden beschäftigte. Unter andern bemerkten wir auch einen jungen spanischen Heiligen auf einem Bilde, der etwas verrichtete, wobey einem aller Appetit vergieng. Er gieng in seiner Frömmigkeit und in seinem Eifer weiter, als es unsere Religion erlaubt.

Sie will, daß wir unsern Nebenmenschen dienen, und Liebe ist ihr größtes Gesetz; aber nie verlangt sie es, daß wir für ihn unsre Gesundheit aufopfern, wenn Mittel da sind ihn zu helfen ohne uns selbst und unsrer kostbaren Gesundheit zu schaden. — — Was that er denn? — — Er sog einem Kranken den Eiter aus den Wunden.

Nichts war sonderbarer als folgendes.

Auf einem Gemälde war eine Felsenkluft abgebildet. In die Tiefe derselben hatte man einen Heiligen versenkt, um ihn hier verhungern zu lassen. Seine Freunde erbarmten sich seiner, erschie-

nen

nen so oft als es nöthig war, oben am Rande des Abgrundes um ihm in einem Körbchen Nahrungsmittel herabzulassen.

Aber seine Seele hatte sich von allem irrdischen abgezogen, immer lag er im inbrünstigen Gebete, oder in heiligen Betrachtungen, und bemerkte das Körbchen nie, das zu seiner Erhaltung herabgelassen wurde.

Um also den Heiligen jedesmal aus seinem Eifer aufzuwecken war an das Körbchen eine Schelle gebunden.

Unmöglich konnte dies der Böse, der ebenfalls oben auf den Felsenrand in gewöhnlichem Teufelsornate mit Hörnern und einem Schwanze hingemalt war, mit ansehen; denn durch diese Erhaltung, die den Leuten unbekannt und daher unerklärlich wunderbar war, würden gewiß viele schlechte Leute zum Nachdenken gebracht, bekehrt und den Klauen des Satans entrissen seyn; er suchte sie also durch allerley Ränke zu verhindern. Er nahm einen Stein, warf nach der Schelle und schmiß ein — — großes Stück heraus.

Dies herausfliegende Stück ist ganz deutlich in die Luft hingemalt. Auf diese Art konnte es

der Heilige nicht mehr gewahr werden, wenn ihm Nahrung herabgelassen wurde.

Dergleichen Gemälde fanden wir noch mehrere, aber ich möchte zu weitläufig werden wenn ich sie alle beschreiben wollte.

Du fragst wie diese Gemälde entstanden sind? ob das wohl wirklich wahr ist, ob das wohl wirklich geschehen sey, was sie vorstellen?

Ich überlasse dir dies letzte zu eigener Beantwortung.

Entstanden sind sie bloß aus Liebe zu den Heiligen, um ihr Ansehen recht groß zu machen, und dadurch die gemeinen Leute zu ihrer Verehrung aufzumuntern.

Kluge verständige Leute wünschen sie weg, aber andere, die sich daran gewöhnt und sie lieb gewonnen haben, lassen sie sich nicht nehmen, sie machens eben so wie du mit der Meinung — — deiner Amme.

Beynah vor allen Kirchthüren saßen Weibsleute die mit geweiheten oder eingesegneten Sachen handelten, nämlich mit Füßen und Armen von Wachs, und mit geweiheten Kerzen.

Jene geweiheten wächsernen Glieder kaufen sich die armen Abergläubischen, schenken sie unter

Gebet

Gebet diesem oder jenem Heiligen, und glauben, daß sie dafür an eben dem beschädigten Gliede ihres Körpers geheilt werden.

Kluge aufgeklärte Leute geben sich mit dergleichen Dingen gar nicht ab, sondern das thun bloß die übel unterrichteten Kinder des Aberglaubens.

Vorzüglich auffallend war uns eine ganz eigene Anstalt die armen Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen. — — Was das Fegefeuer sey, meine Lieben, das wird euch jeder eurer Bekannten sagen können — — Wir fanden nämlich im Eingange einer Kirche an der Wand ein Kästchen, und über demselben eine Tafel mit der Aufschrift: Geistlicher Glückshafen, das ist Glückstopf; denn Hafen und Topf ist einerley.

Wir wußten nicht, was dies bedeuten solle, bis wir näher hinzutraten. In dem Kästchen befanden sich eine Menge Zettel, die mit 1, 2, 3, 4, u. s. w. bezeichnet und zusammen gerollt waren, so daß man sie als Loose herausziehen konnte. Eben diese Zahlen waren auch der Reihe nach auf die Tafel geschrieben, und bey jeder Zahl stand: Für eine Seele, die sich wegen Geiz im Fegefeuer befindet, so und so viel Paternoster; für eine Seele, die sich wegen Wollust im Fegefeuer befindet, so und

so viel u. s. w. So etwas stand nun bey jeder Zahl.

Um diesen Glückshafen zu gebrauchen muß man unten aus dem Kästchen eine Zahl herausziehen, dann diese Zahl auf der Tafel suchen, und sehen was dabey steht. Stünde z. E. für eine Seele, die sich wegen Wollust im Fegefeuer befindet, zehn Paternoster; so betet man zehnmal das Paternoster, und glaubt, daß dadurch die arme Seele aus dem Fegefeuer erlöset werde.

Erzählung vom Aufzuge am stillen Freytage. Metallne Wunden. Ein Gemälde und doch nicht gemalt. Man kann in jedem Stande nützlich seyn. Fasten der Katholicken. Asche auf den Häuptern am Aschermittewochen. Ein Fisch der in die grünen Erbsen spaziert, und Fang desselben.

Gegen Mittag sollte die feyerliche Procession (Aufzug) der Bürgerschaft gehalten werden, wir

begas

begaben uns also in eine Gegend der Stadt, wo wir zusehen konnten.

Diese Procession halten die Katholicken am stillen Freytage zum Andenken des Leidens und Sterbens Jesu Christi, und die verschiedenen Auftritte desselben, z. E. Geisselung, Kreutzigung u. s. f. werden bildlich vorgestellt, damit der gemeine Mann etwas sinnliches, anschauliches habe, das ihn recht stark an diese wichtige Begebenheiten erinnere. Noch vor einigen Jahren war die Procession eine Art von Trauerspiel; Es gaben sich Leute dazu her, welche die Personen vorstellten, die bey der Leydensgeschichte vorkommen, z. E. Gott, Jesus, Judas, der Teufel u. s. w. Andere schleppten bey dieser Gelegenheit große Kreutze umher, peitschten sich den entblößten Rücken blutig, und glaubten dadurch von Gott Vergebung ihrer Sünden zu bekommen. Allein dabey fielen oft die schändlichsten Misbräuche vor, so wie überall durch dumme oder schlechtdenkende Menschen die feyerlichsten Handlungen verunedelt und zum Aergerniß gemacht werden können. Z. B. ein gemeiner Mensch, der bey dieser Procession einmal den lieben Gott vorstellte, verlief sich gelegentlich in ein Bierhaus, benebelte sich hier und vergaß, daß er bey der Procession eine Rolle übernommen hatte. Was war zu

thun? die übrigen Theilnehmer dieſer geiſtlichen Tragödie konnten wegen ſeiner Abweſenheit nichts beginnen, ſie mußten alſo einen unter ſich fortſchikken, der ihn aufſuchen ſollte. Dazu ward nun zufälligerweiſe derjenige gewählt, der die Rolle des Teufels übernommen hatte, und ſo holte denn der Herr Teufel den lieben Gott aus dem Bierhauſe. Die Sache ward zum allgemeinem Gelächter, und das Feyerliche der Handlung mußte nothwendig verſchwinden.

Mißbräuche dieſer Art veranlaßten eine Veränderung der Feyerlichkeit, und ſie bekam durch den Herrn von Bibra, — einem Beförderer alles Edlen und Guten, mit dem ich meinem jungen Leſer bald bekannt zu machen gedenke, — — folgende Einrichtung, die ich meinem Leſer ſo beſchreiben will, wie wir ſie ſahen.

Wir erblickten keinen Teufel, keinen Judas u. ſ. w. von wirklichen Perſonen vorgeſtellt, ſondern die Leydensſcenen wurden durch hölzerne Bilder angedeutet, die man auf Tragbaren mit den Schultern trug.

Der ganze Aufzug war etwa ſo.

Voran giengen eine Anzahl Kinder in gewöhnlichen Kleidern, die mit überlauter Stimme das Paternoſter beteten. Auf dieſe folgten einige

andere

andere mit besondern Kleidern angethan, welche die fünf Wunden trugen. Wunden? — Ja. Christus empfieng bey seiner Kreuzigung fünf Wunden an beyden Händen, beyden Füßen und auf der linken Seite. Diese Theile des Körpers sind sammt ihrer Verwundung in getriebenen Metall nachgemacht, und wurden von den verkleideten Kindern voran getragen. Auf sie folgte dann die Bürgerschaft nach ihren Handwerken und Zünften von Mönchen begleitet. Zwischen ihnen wurden in gehörigen Zwischenräumen die obengenannte hölzernen Bilder getragen. Die ganze Procession sang und betete.

Der Zweck dieses Aufzuges ist wirklich gut. Man feyert in Frankfurt an der Oder den Tod des theuren verewigten Herzog Leopold, dieß macht der Menschheit Ehre, die dadurch einen Beweiß giebt, daß sie gegen gute, edle, erhabene Handlungen nicht kalt, nicht gleichgültig sey.

Auf ähnliche Art feyern die Katholiken den Tod Jesu auf eine sinnliche Art, um dadurch die gemeinen Leute an den Tod unsers Erlösers zu erinnern und zum Danke, zur Besserung zu ermuntern. Ist dieser Zweck nicht gut? Aber leider sah ich unzählige Menschen bloß mit den Lippen beten,

umher-

umhergaffen, nichts empfinden, ungefähr so, als wenn man herauszöge zu einem Scheibenschießen.

Jetzt möchten wir dem Hrn. Regierungspräsidenten von Bibra unsre Aufwartung einem Herrn der sichs täglich angelegen seyn läßt, seine Mitmenschen und seine Mitbürger klüger und glücklicher zu machen.

Ich sage nicht bloß seine Mitbürger, für deren Bestes er stets arbeitet, sondern auch seine Mitmenschen in ganz Deutschland. Kennt Niemand von meinen Lesern das Journal von und für Deutschland? — Schon dieser einzigen Schrift wegen, — — die so augenscheinlich alles Böse bekämpft und alles Gute und Edle befördert; Aberglauben, Bosheiten, Betrügereyen, Irrthümer, üble Gewohnheiten, Unsinn öffentlich bekannt macht und ahndet, und auf der andern Seite jedes gute Bestreben, jede gute Handlung, mag sie ein Bettler oder ein König gethan haben, jeden Schritt zur Besserung hervorziehet und zur Nachahmung bekannt macht — — schon dieser einzigen Schrift wegen sag ich, müßt ihr meine Lieben diesen vortreflichen Herrn kennen lernen.

Mancher

Mancher von euch mag vielleicht das Gute, was ich von ihr sagte, nicht recht einsehen können, diesem muß ich in zwey Worten ein Beyspiel sagen.

Vor nicht langer Zeit macht der Hr. von Bibra in diesem Journal bekannt, daß ein armer Mann eine schöne edle That verrichtet habe, und schloß diese Nachricht mit dem Wunsche, daß doch der Landesherr den braven Mann belohnen möchte. Der Fürst las es im Journale und ganz Deutschland hatte die Freude den armen Edlen belohnt zu sehen und den Herrn von Bibra zu segnen. Ist dirs nun anschaulicher mein lieber Leser?

Aber auch von seinen Mitbürgern wird er geliebt, und sie verehren ihn gewiß als einen Patrioten, der in seinem Amte unabläßig für sie arbeitet.

Es ist Zeit meine lieben Leser euch gerade hin herzuschreiben, warum ich dieß alles sage. Es betrift die Berichtigung eines einzigen Urtheils, das aber einen Stand angehet in welchen viele Millionen Menschen lebten und noch leben, ich meyne den Geistlichen und ganz vorzüglich den Mönchsstand. Die Vorstellungen, welche ihr von diesem Stande habt, setzen ihn ganz herab, und das verdient er doch nicht. Der Mönch ist in euern Augen immer nur ein träges unthätiges Ge-

schöpf,

schöpf, und ihr vergeßt die vortrefliche Regel: Man kann in jedem Stande nützlich seyn, und diese: beurtheile nicht einen ganzen Stand nach dem Betragen einzelner Personen desselben

Es ist mir unerträglich gegen diese Regel der Menschenliebe sündigen zu sehen, und der Herr von Bibra, der selbst gerne jeden Irrthum ausrottet, verzeihet es mir gewiß, daß ich just hier Gelegenheit nehme eine höchstnöthige Warnung einzuschieben, wozu ich nirgends besser einen Platz finden konnte.

Durch wen ward denn das Fuldaische Land das was es ist? Waren es nicht Ordensgeistliche oder Benediktinermönche die 744 an der Fulda ein Kloster anlegten, deren Nachkommen nach und nach die Regierung des ganzen Landes führten, und wird nicht noch jetzt das ganze Land durch Ordensgeistliche regiert?

Wir wurden von dem Herrn Regierungspräsidenten von Bibra, der, wie meine Leser aus dem Namen schon schließen werden, ein Verwandter des regierenden Fürsten ist, sehr gnädig aufgenommen und durch mancherley Unterredungen unterhalten, die ich hier nicht erzählen kann: Indeß

hatten

hatten unsere Kleinen hier eine Landschaft gefunden, von welcher sie fast so lange als unser Besuch dauerte die Augen nicht wegwenden konnten.

Sie war nicht in Kupfer gestochen, nicht gemalt, weder mit Wasser- noch mit Oelfarbe, nicht gestickt, nicht geschnitzt, weder von Holz noch von Stein. Sie war nicht von musiv oder mosaischer Arbeit *), weder von Wachs noch von Elfenbein, und dennoch sah man Berge, Bäume, Gebäude u. s. w.

Nun

*) Musiv oder mosaische Arbeit bestehet in zusammengesetzten kleinen Stein- oder Glasstiften von verschiedenen Farben, die auf eine mit Kitt überzogene Tafel so neben einander gesetzt werden, daß alle Farben und alle Schattirungen dadurch entstehen. Eigentlich ist es also gar keine Malerey. Schon die alten Griechen konnten diese Kunst, zu welcher unendlich viel Geduld gehört. Zu Florenz und Rom macht man jetzt die besten Stücke dieser Art. Man nimmt dazu Marmor, Agath, Granaten, Korallen, Sardonixe, Perlmutter, Jaspis, Smaragd, Topas und dergleichen, auch gefärbtes Glas. An einem Stücke, welches 5 Fuß lang ist arbeiteten zu Florenz 40 Personen anderthalb Jahre. Auch von Glasstiften ist diese Arbeit noch sehr kostbar. In Rom kostet ein Portrait dieser Art 1200 Livres.

Kleine

Nun wer wirds errathen? — —

Du meynst es wäre die Landschaft in einer Camera obscura gewesen? — Nein, nein! sie war ordentlich in ihrem Rahmen unter Glas gefaßt. Die Farben bestanden in kleinen für das bloße Auge unsichtbaren Federn, die auf den Flügeln eines Thieres wachsen, das ihr alle sehr lieb habt, nämlich auf — Schmetterlingsflügeln. Davon war die ganze Landschaft zusammengesetzt, und nur der Himmel war gemalt.

Ich weiß es zwar nicht genau, wie man eine solche Landschaft verfertiget, allein ich will doch sehen, ob ich meinem jungen Freunde einen kleinen Begriff davon machen kann.

Man malt ohne Zweifel erst den Himmel fertig nachdem man vorher den Abriß der ganzen Landschaft gezeichnet hat. Alsdann nimmt man eine Menge Schmetterlingsflügel von verschiedenen Farben zur Hand. Blaue, graue, braune, gelbe u. s. w. Alles was nun von den Gegenständen braun werden soll, beklebt man mit braunen, was weiß werden soll mit weissen Stückchen von diesen zerschnit-

Kleine Probestücke schon 5 à 600 Livres. Das Vorzüglichste dieser Gemälde ist die ausserordentliche Dauerhaftigkeit.

schnittenen Flügeln u. s. w. Hast du Lust kleiner Maler es zu versuchen? Schade daß die Farben so unersetzlich kostbar sind, daß jede vielen unschuldigen Thieren das Leben kostet.

Jetzt wurde es Zeit uns dem Herrn Regierungspräsidenten zu empfehlen, und unser Logis aufzusuchen. Wir thaten es, mußten aber versprechen nach Tische unsern Besuch zu wiederholen, und dazu war nur wenig Zunöthigung erforderlich, denn jeder freute sich schon im Voraus auf die angenehme Unterhaltung die wir hier genießen würden.

Wir speißten also zu Mittag in unserm Logis, und weil es just Fastenzeit war, so wünschten wir weiter nichts zu essen als Fastenspeisen.

An vielen Orten sind die katholischen Christen so strenge, daß sie zu dieser Zeit selbst den Lutheraner nichts anders geben als Fastenspeisen; allein hier in Fulda findet man dieß nicht für billig. Unser Hr. Wirth fragte uns daher, ob wir gewöhnliche Fleischspeisen oder Fasteneſſen haben wollten, aber alle stimmten überein mitzufasten.

Es kömmt mir vor als wenn mancher meiner jungen Leser mich fragte, was ist denn Fastenzeit und Fasteneſſen? ich denke wenn man fastet, so genießt man gar nichts?

Nein, so muß man das nicht verstehen, sondern man entziehet sich nur gewisse Speisen. Die Sache ist so.

Unter der Fastenzeit verstehet man die Zeit vom Aschermittewochen bis Ostern, in welcher man bloß Fastenspeisen genießen darf. Darunter begreift man alle Arten von Fischen, Krebse, Austern, Schildkröten, Schnecken, nebst allen Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche; in Frankreich und Italien auch Milch, Butter, Käse, Eyer, und in Spanien noch Kopf, Füße und Eingeweide von Kälbern. Die Zeit dauert 40 Tage, und man richtet sich hierin nach Moses, Elias und Christus, die ebenfalls 40 Tage fasteten. Der Anfang ist am Aschermittewochen, für die Katholiken ein feyerlicher Tag.

Asche war schon zu den Zeiten des alten Testaments ein Zeichen der Sterblichkeit, der Reue und Buße, und von ihr hat dieser Tag den Namen, weil man an demselben den Gottesdienst so einrichtet, daß er vorzüglich von Sterblichkeit und Buße und Fasten handelt, und in der Absicht mit geweiheter Asche eine feyerliche Handlung vornimmt. Man liest nämlich — wenn ich mich nicht irre — das zweyte Kapitel des Propheten Joels einen Abschnitt

schnitt aus dem neuen Testamente, der vom Fasten handelt, und besprengt die Zuhörer mit geweiheter Asche.

Schon zu den Zeiten des alten Testaments war es gewöhnlich, daß man vorzüglich reuige Personen mit Asche besprengte, daß man zum Zeichen der Reue Asche auf sein Haupt streute u. d. gl.

Nach dem Besprengen nimmt der Priester die geweihete Asche, und hält sie über die Scheitel jedes Anwesenden, mit den Worten:

Memento homo, quia pulvis es, et in pulverem reverteris.

oder auch:

Memento homo, quia cinis es, et in cinerem reverteris, in nomine patris et filii et Spiritus Sancti, Amen.

Mit diesem Tage hebt also das Fasten an.

Den Zweck dieses Gebrauchs kann ich nicht besser angeben als mit den eignen Worten eines alten christlichen Schriftstellers. Er spricht so: — — „Du willst wissen, wie man fasten soll? — gut, ich will dir es sagen: enthalte dich aller Vergehungen, aller Bosheit, aller Wollust, aller Schwelgerey, aller bösen Handlungen und Reden, selbst aller bösen Gedanken u. s. w."

Dieß ist, mein junger Freund die eigentliche Absicht des Fastens, oder sollte sie doch seyn, und das körperliche Fasten ist blos Hülfsmittel und sinnliche Andeutung jener vortreflichen Vorschriften. Aber auch dieß Hülfsmittel an sich kann als Uebung in der Enthaltsamkeit die vortreflichsten Folgen haben. Wenn sich hier mein lieber Leser an das erinnert, was ich schon oben bey der Ueberschrift **man muß oft nicht wollen, was man wohl könnte**, gesagt habe, so wird er die Folgen einer solchen körperlichen Uebung ziemlich deutlich einsehen, und noch augenscheinlicher die Folgen davon gewahr werden, wenn er bisweilen durch gänzliche Entziehung des Essens mit sich die Probe macht, wie weit die Kraft der Selbstüberwindung schon bey ihm angewachsen sey. Nun genug.

Wir fasteten mit, oder wir aßen kein Fleisch, und bewunderten die Geschicklichkeit, mit der man die Fastenspeisen in katholischen Ländern zuzubereiten weiß. Wir aßen unter andern geräucherten Aal und Sauerkraut, wobey man den besten Schinken vergessen konnte.

In der Fulda werden viele Aale gefangen. Ich muß doch meinen lieben Leser die Kunst lehren, wie man dieses schlangenartige Thier fängt.

Es geschiehet auf verschiedene Art. In Sommerabenden, wenn die Luft recht schwül ist, geht er bekanntlich aus dem Wasser heraus und spatziert auf den benachbarten Wiesen und vorzüglich Erbsenäckern umher, frißt Erbsen, grüne Kräuter u. d. gl. wenn er keinen Appetit mehr zum Aase und zu kleinen Fischchen hat.

Wenn man dieß merkt, so begiebt man sich ans Ufer und ziehet mit dem Pfluge ein Paar Furchen quer vor, oder bestreuet einen Strich des Bodens mit Asche. Alsdann macht man Jagd auf ihn, er flieht nach dem Wasser zurück, wird aber durch die Furchen oder durch den Aschenstreif aufgehalten, worüber er nur mit vieler Schwierigkeit kommen kann, man holt ihn ein, und schlägt ihn mit Knütteln tod.

Zum Vergnügen kann man ihn auch mit Angeln fangen. Am einem Ende der Angelschnur ist der Angelhacken, an welchen man ein Fischchen oder eine Froschlende steckt, ans andre Ende bindet man eine abgeschälte Haselruthe, welche auf dem Wasser schwimmt, indem der Hacken unten auf den Grund herabhängt. Der Aal verschluckt Froschlende und Hacken, ziehet also auch die schwimmende Ruthe mit sich fort, und daran merkt man

den Fang des Aals, den man sogleich aus dem Grunde heraufziehet.

Die gewöhnlichste Art des Aalfanges geschiehet in Aalkasten, in Reusen u. s. w.

Jedoch laßt uns jetzt die Ufer des Flusses verlassen, und sehen wie es in unserm Logis zum Storche geht.

Die ganze Gesellschaft hat sich an drey sehr guten Fischgerichten gesättigt, und die Fasten mit vielem Vergnügen überstanden. — — „Ueberstanden? — — Ja das glaub ich wohl, dazu gehört sehr wenig Ueberwindung." — Gar keine mein lieber Leser, darinn stimmte auch die ganze Gesellschaft überein; aber einige kleine Personen glaubten deswegen, es koste den Katholicken eben so wenig Ueberwindung als uns, ob das wohl wahr ist?

Seminarschule. Mittel zu einem frohen Alter. Besuch der Bibliothek. Werth einer schönen Hand. Buchstaben in Löwen, Bären und Pferdegestalt. Ein zwölfhundert Jahr altes Buch. Ankauf eines Buchs durch Schaafe. Koster, Guttenberg, Faust.

In die hiesige Seminarschule, in welcher junge Leute vom Adel und bürgerlichem Stande unterrichtet werden, führte uns der Hr. Caplan Weidenhörner, unter dessen gütiger Führung wir heute schon die schöne Pfarrkirche sahen.

Die Gebäude sind äußerlich recht ansehnlich, aber die Zimmer fanden wir freylich nicht so heiter, als man jetzt die Schulstuben wünscht. Da jetzt in den Ferien, die Schüler nicht zugegen waren, und also kein Unterricht gegeben wurde: so kann ich nicht viel von dieser Anstalt sagen. Wir verließen sie um die Einladung des Hrn. von Bibra zu benutzen. Wir wurden so gütig aufgenommen als sichs von diesem menschenfreundlichen Herrn erwarten läßt. Der Herr Dechant Freyherr von Breitenbach, der hier mit zugegen war, war gegen die kleine Gesellschaft

schaft so herablassend, daß wir den ganzen übrigen Tag nicht aufhören konnten davon zu reden. Mit recht innigen Vergnügen sahen wir diesen schon bejahrten Herrn, der nach dem Fürsten die erste Person im Lande ist, in dem Kreise unserer Kleinen Confect austheilen und sie zur Frölichkeit aufmuntern.

Ach Kinder welch ein Glück ist das Alter, wenn wir dann noch heiter und vergnügt seyn können, wie dieser würdige Herr. Das Mittel dazu ist in unsern Händen, ihr kennt es alle, es heißt — frühe Tugend.

Es giebt auch in Fulda eine Bibliothek, die für die Studenten und jeden andern an gewissen Tagen offen ist. Der Aufseher oder Bibliothekar ist Hr. Professor Böhm, ein rechter vortreflicher gelehrter Mann.

Wir traten in Begleitung des Herrn Regierungspräsidenten und Hrn. Professor Böhms in einen Saal von etwa 50 bis 60 Schuh Länge. der mit einer Gallerie versehen war. Alles stand voll Schränke, die voll von Büchern und mit Drahtgittern versehen waren. Es sollen an 32000 Bände seyn. Zwey Schränke waren voll Manuscripte oder Handschriften, das heißt geschriebener Bücher aus den Zeiten, wo man noch keine Druckereyen hatte.

Das

Das Verzeichniß dieser Bücher war so schön geschrieben, daß wir, alle getäucht, glaubten, es sey Kupferstich. Dabey fiel mir Gellerts Ausspruch ein: lerne lieber eine Sprache weniger und nur eine gute schöne Hand schreiben.

Für unsre kleine Gesellschaft war hier freylich wenig zu thun.

Sollten wir sie im schönen großen Saale herumführen, und zu ihnen sagen: sieh Kind, das ist ein altes seltenes Buch, es ist nur noch auf der und der Bibliothek befindlich, es enthält das und das, es giebt noch die und die Ausgaben u. s. w. das wäre doch wohl sehr unnütz gewesen.

Wir sagen immer: junge Leute müssen erst kennen lernen die Natur um sich her, den Planeten auf dem sie wohnen, und mit wem sie drauf wohnen, ehe sie sich in gelehrten Büchern verliezen; wenn sie auch viele hundert Bücher kännten, läsen und theils — was beynah unmöglich ist — verstünden, wüßten aber nicht wie man Brod, Tuch, Leinewand u. s. w. machte, wozu man Metalle, Steine, Pflanzen u. s. w gebrauche, so wären es sehr gelehrte und zugleich — sehr unwissende Kinder, sie wären wie die Schaafe, die

ihre Nahrung genießen, und ihre Wolle tragen, ohne etwas dabey zu denken.

Indeß fand sich doch hier manches, was unsern Kleinen Vergnügen machte, denn der Herr Bibliothekar Böhm dachte eben so als wir, und suchte also gleich etwas hervor, was sich für sie schickte, nämlich einen großen Band mit schönen geschlungenen Buchstabenzügen, die in Kupfer gestochen waren.

Hier hatte sich ein A in die Gestalt eines Löwen, dort ein B wie ein Bär verkleidet, hier sprang ein andrer Buchstab in der Gestalt eines wilden Pferdes u. s. w. Die Grundzüge des Buchstabens blieben aber immer kenntlich, und nur die Züge waren so künstlich durcheinander geschlungen, daß ordentliche Figuren daraus entstanden.

Indeß standen wir Erwachsenen und belustigten uns auf eine andere Art. Der Herr Bibliothekar zeigte uns aus dem obigen zwey Schränken allerley alte Manuscripte, unter andern eine lateinische Bibel auf Pergament geschrieben, die etwa vor zwölfhundert Jahren geschrieben seyn mochte, zwey Briefe von Luther und Melanchthon, nebst noch manchen andern Manuscripten.

Da versetzten wir uns ganz in die alten Zeiten, sahen in Gedanken die alten Mönche in ihren Zellen sitzen, Bücher abschreiben und theuer verkaufen, und dankten den Himmel recht herzlich für die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Unsre kleine Gesellschaft merkte es, daß wir etwas besonderes und seltenes besichtigten, da kamen sie lauschten zwischen unsern Armen durch, sahen das alte Buch und man hörte ein allgemeines Ah! — Wie ist das so besonders gedruckt? — —

Nicht gedruckt meine Lieben, sondern geschrieben, vermuthlich von einem fleißigen Mönche der vor vielen Jahrhunderten lebte, und damit vielleicht einen hübschen Thaler Geld verdiente, denn das Abschreiben kostete viel Mühe und ward daher theuer bezahlt. — —

Wie theuer denn wohl? — —

Theuer, bis zum Erstaunen. Beynahe reiche Landesherren nur waren im Stande Bibliotheken anzulegen, die diesen Namen verdienten, und zwar immer nur langsam, nach und nach. Wenn ein reicher gelehrter Mann etwa 20 Bücher besaß, so war dieß schon sehr viel.

O ihr Lieben, die ihr dieses leset, fühlt das Glück der jetzigen Zeit, wie mancher von euch hat

wohl

wohl mehr als 20 Bücher, und könnte einen Gelehrten aus der damaligen Zeit, wenn er einmal wieder käme in Erstaunen setzen.

Die Sache wird dir mein Lieber vollkommen klar werden, wenn ich dir sage, daß einmal eine Gräfin in jenen Zeiten für ein einziges Buch, das man jetzt für wenige Groschen kaufen kann, 200, schreibe zweyhundert, Schaafe, 5 Malter Waizen, 5 Malter Reis und 5 Malter Hirse bezahlte.

Wer konnte denn nun da wohl viele Bücher anschaffen, wenn schon ein einziges oft so viel kostete. — Es lebe also das Andenken Kosters und Guttenbergs und Fausts oder eines jeden wer an der Erfindung der Buchdruckerkunst gearbeitet hat, und der liebe Gott belohne ihn in der Ewigkeit für den unaussprechlichen Segen, den diese Erfindung über alle Nachkommen und Jahrhunderte verbreitete und verbreiten wird.

Du aber mein lieber junger Freund, schreibe dir diese Namen, und den Zeitraum von 1430 bis 1457, in welcher Zeit die Buchdruckerkunst erfunden wurde, mit großen Buchstaben in deine Schreibtafel. Ach wenn diese Männer nicht gelebt hätten, wenn diese Erfindung nicht gemacht wäre,

könnt

könnt ich wohl das Vergnügen haben mich jetzt mit dir zu unterhalten? — —

Es war schon ziemlich spät und begann dunkel zu werden, da nahmen wir Abschied von dem Hrn. Professor Böhm, den unsre ganze Gesellschaft noch in der Entfernung recht herzlich liebt. Auch den Herrn Regierungspräsidenten, den mit uns jeder Deutsche schätzt und verehrt, empfahlen wir uns.

Befriedigung für Hunger und Müdigkeit schenkte uns unser lieber Herr Wirth und seine freundschaftliche gefällige Familie. Wir genossen, warfen mit unsern lieben Kleinen einen Blick auf die verflossne Tageszeit, und erwarteten in den Armen der Ruhe den Anbruch des Tages.

Eine Wagenburg und Prüfung der Geduld. Der Storch hält sein Wort. Die Fulda dampft. Eine schöne Brücke. Aufgabe aus der Geometrie. Backöfen dicht an der Landstraße unter freyem Himmel. Bettelgesang. Eine Sorgestuhlskarriol.

Am folgenden Morgen standen wir in aller Frühe reisefertig. Für eine so gute Bewirthung als wir im Gasthause des Herrn Bürgermeister Hinkebein genossen hatten, bezahlten wir eine sehr billige Rechnung von 16 Gulden.

Unser Weg gieng, vor dem schönen massiven Waisen- und Zuchthause vorbey, in die Vorstadt. Hier fanden wir eine wahre Wagenburg von Holzfuhren, die meist mit Ochsen bespannt waren. Geduld half uns und den Schwager hindurch. Das Wetter war so schön als uns unser lieber Storch versprochen hatte. Vor der Stadt hatten wir die schönste Morgenscene im Gesicht, und hinter uns den herrlichsten Rückblick nach der Stadt, die etwas hoch liegt und wegen ihrer schönen Thürme sehr gut ins Auge fälle. Das Wasser der Fulda,

die rechts an unserm Wege floß, dampfte wie kochend, denn es war wärmer, als die kühlere Morgenluft, die Dämpfe stiegen davon in die Höhe und wurden sichtbar, weil sie durch die kältere Luft verdickt wurden. Mit unsern Odem, den wir im Sommer nicht sehen, ist es im Winter eben der Fall.

Nach kurzer Zeit fuhren wir über die Brücke der Fulda, die zehn Bogen hat und mit Heiligenstatüen und Vasen verziert ist. Sie ist ansehnlich lang, denn unser Vorderrad mußte sich 45 Mal herumbewegen, ehe wir das Ende erreichten.

Dieß Rad hatte im Durchmesser 5 rheinische Schuhe 3 Zoll; und der Durchmesser dreymal genommen ist beynah so lang als sein Umkreis, hieraus kannst du berechnen wie lang die Brücke war. Wer aber von euch lieben Lesern noch genauer rechnen gelernt hat, den erinnere ich daran, daß sich der Durchmesser verhält zum Umkreise wie 100 zu 314.

Rechts neben dieser Brücke liegt die Probstey Johannesberg. Wir fuhren einen Berg hinan und waren nun wieder im Eichengehölz, welches wieder sehr dünne stand, und daher zeigte, daß man ehemals

mals nicht wirthschaftlich genug damit umgegangen sey. Ueberhaupt solche Anpflanzungen, wie man auf dem Unterharze findet, wo es junge Baumschulen von Viertelstunden im Umfange giebt, die fanden wir im ganzen Fuldaischen nicht. Oben auf der Höhe sahen wir links in ziemlicher Entfernung sehr hohe Gebirge, vermuthlich die höchsten in dieser Gegend. Man sagte uns, dieses Gebirge hieße der Röhn.

Neben der vortreflichen Chaussee fanden wir nach kürzem Wege einen Quellbrunnen angelegt und mit steinernen Bänken versehen. Darüber freuten wir uns, denn wen erfreuet wohl nicht schon die kleinste Spur von wohlthätiger Menschlichkeit?

In Neuenhofen wurden die Pferde gewechselt. Die Backofen der Bauern lagen von den Häusern abgesondert, theils dicht an der Heerstraße, ganz frey, so daß man ganz bequem zusehen konnte, was jede Familie buck. Die Gewohnheit eigene Backofen zu haben findet man auch in den thüringischen Dörfern, doch machen sich hier die Bauern die Anlage bequemer; der Ofen liegt zwar auch meist ausser dem Hause, aber so, daß sie die Oefnung zum Einschieben selbst im Hause haben.

Im

Im Posthause trafen wir hier sehr gute behülfliche Landleute. In der Stube hieng neben der Thür ein kleiner messingener Kessel mit Weihwasser, und an der Wand eine Art Glasschränkchen mit einem zierlich geschnitzten Marienbilde und dem Jesuskinde. Sie hatte eine gelbe Krone, ein ganz artiges Gesicht, blaues Gewand mit Golde, und um dem Kopfe samt dem Kinde Kränze von Silberflinkern. In die Arme waren ihr Blumen gelegt. Das Kind hatte einen Spieß in der Hand, mit dem es eine sich sträubende Schlange durchbohrte. Die Erwachsnern von meinen Lesern werden dieß Sinnbild verstehen. Uebrigens waren die Wände, wie dieß bey den Katholiken gebräuchlich ist, voll papierner Heiligenbilder.

Für unsre junge Gesellschaft hat sonst die Vorstellung eines Thieres oder einer schönen Landschaft, oder eines gut gezeichneten Kopfes natürlicher Weise mehr Reitz, aber dießmal zogen diese schlecht gemalten Bilderchen ihre Aufmerksamkeit an sich, weil sie wußten, daß sie in religiöser Absicht da hiengen. Statt daß sie sonst über elende Bilder wohl lachen und sie tadeln, so standen sie hier im Gegentheil ganz ernsthaft um die ehrlichen Besitzer derselben nicht zu kränken. Diese Bemerkung mach-

te uns Erwachsenen Freude, weil sie das vernünftige Betragen unserer Kinder betraf. Ein albernes Kind hätte gewiß über diese Bilder gelacht und gespottet.

Um halb 9 saßen wir wieder auf dem Wagen. Lachendes Wetter munterte uns zum Gesange auf, und wir fühlten ganz die schöne Natur und den wohlthätigen Frühling.

Der ganze Horizont ist hier ein großes, schönes, fruchtbares Thal, das durch die unzähligen, einzelnen Bäume, durch Aecker und Wiesen und Dörfer ausnehmend mannichfaltig ist. Wer nicht ganz gleichgültig ist, auf den wirken solche Naturscenen mehr als die kostbarsten Gastmale. Gottlob unsere ganze Gesellschaft war entzückt und nicht — gleichgültig. Selbst die Kleinsten äusserten ihr Wohlseyn durch lautes: ah sieh dort! ah sieh dort! ach das ist schön! aber ausgelassen wurden sie fast alle, als über das Thal herüber, über uns her ein großes Thier schwebte, und alles schrie: ah! ein Storch! ein Storch.

Langsam und voll Zutrauen auf Menschentreue schwebte er über uns weg. Ein Rabe würde das nicht gethan haben. Die Ursach kann jeder leicht finden.

Bey dem Dorfe Flieden, das noch im Fuldaischen liegt, kamen kleine Jungen und Mädchen an den Wagen heran nnd bettelten mit einem ganz eigenem Gesange, wovon sie die Silben so kurz aussprachen, daß man nichts davon verstehen konnte. Julius hatte sich's von dem Postillion sagen lassen. Hier ist es: „Vivant ihr Herrn, sollt tausend Jahr lebn, sollt mir etwß in mein alt Köpple gebn."

In kurzer Zeit kamen wir nun in die Grafschaft Hanau. Ein Schwengel zerbrach. Da wird der Postillion geflucht, oder geklagt haben. — Nein gar nicht. Er sprang stillschweigend vom Pferde, schlug das Eisen vom abgebrochenem Stücke mit einem Steine ab, um es einzustecken, band die Strenge an den hintern größern Schwengel, und fuhr weiter, ohne ein Wort zu sagen. Darüber wurde ich dem Menschen wirklich recht gut; denn ich mag die Leute gar nicht gerne anhören, die bey der kleinsten Widerwärtigkeit gleich in laute Klagen oder Unwillen ausbrechen und darüber alles Handeln vergessen; oder andere eben so wenig handeln sehen, die sich auch nicht aus der kleinsten Verlegenheit zu helfen wissen.

Nach zwey Stunden kamen wir nach Schlichtern, dem ersten hanauischen Städtchen. Der

Ort schien armselig, dem Aeußern nach zu urtheilen. In der ersten Straße standen 39 Meßkarren, die nach Frankfurt wollten. Während die Pferde gewechselt wurden, machte ein Theil unserer Gesellschaft einen kleinen Spaziergang. Wir fanden nichts als die nothwendigsten Werkstätte nebst einer unbeträchtlichen Färberey, aber die Gegend ist fruchtbar, hat gute Rindviehheerden, und ich glaube doch, daß mancher Wirth in seinem kleinen Hause, das wohl sechs bis zehnmal in einen leipziger oder frankfurter Pallast gienge; eben so vergnügt lebt, als der Bewohner dieser Paläste.

Indem wir wieder auf den Wagen stiegen kam ein Postillion mit einem ganz besondern Fuhrwerke an. Es hatte die Einrichtung wie ein Kabriolet, aber der ganze Kasten war just wie ein Großvaterstuhl gemacht. Dieses Fuhrwerk gebraucht man hier um das Felleisen darauf fortzuschaffen. Das Felleisen, welches bloß für Briefe und kleinere Paquete bestimmt ist, welche schnell verschickt werden sollen, wird jenst wie ein Mantelsack hinten aufs Pferd geschnallt, und der Postillion reitet damit fort. Dieß ist die reitende Post. Aber hier wo der Transport, von den rheinischen Handelsstädten nach Obersachsen hin, so stark ist,

muß

muß man das Felleisen fahren, weil es zum Tragen für ein Pferd zu schwer seyn würde.

Schlichtern liegt am Flusse Kinzing oder Kinz, der von hier bis Hanau herab in den Mayn gehet. Da unsere Fahrt immer längst demselben fortgieng, so haben meine jungen Leser daran einen sichern Wegweiser auf der Karte.

Tragen auf dem Kopfe. Chaussee von Sandstein. Die ersten Weinberge. Der Mann mit dem Spieße. Ankunft in Gellenhausen.

Von Schlichtern bis Saalmünster sind zwey Stunden. Die Gegend ist immer noch waldicht, und meist ist es Eichenwald. Man baut daher in dieser ganzen Gegend, so wie auch im Fuldaischen, fast bloß von Eichenholze. Wir fanden hier zuerst die Gewohnheit, daß man auf dem Kopfe trägt. Man glaubt zwar, daß dadurch Köpfe entstünden, aber ich habe von diesem Uebel, das in bergichten Gegenden, in der Schweiz, Wallis, Savoyen.

in Tyrol u. s. w. sehr häufig ist, nichts gefunden. Wir sahen hier wieder eine Frau, die ganz allein mit drey Ochsen pflügte.

Die verschiedenen Herrschaften durchkreuzen sich hier so, daß mein lieber Leser recht wohl auf der Karte zusehen muß, um einen deutlichen Begriff von der Gegend zu erhalten. Wir kamen im kurzen aus dem Hanauischen wieder in einen kleinen Theil vom fuldaischen Lande, und da standen denn wieder Crucifixe und Heiligenbilder am Wege. Nach weniger Zeit erreichten wir das Gebiet von Maynz — wo auf der Karte Saalmünster stehet — und traten mithin aus den oberrheinischen in den niederrheinischen Kreis.

Ei nun wären sie ja bald in Maynz! — So geschwind nicht mein Lieber, denn der Theil vom Erzstift Maynz, wo diese Stadt liegt, den findest du erst jenseits des Rheins.

Saalmünster ist auch ein kleines unansehnliches Städtchen, das sich für uns durch nichts auszeichnete, als durch seine schlechten Postpferde, deren man uns hier mit aller möglichen Ueberredung und Warnung vor bösem Wege sechs aufdrang. Für das Auge ist der Weg von hier bis Gellenhausen ganz vortreflich; fast von Schlichtern an

bis

bis dahin ziehet sich ein langes schönes Thal. Die höhere Bergreihe von der es nach Abend hin begrenzt wird, ist ganz mit Walde besetzt. Der Kinzing schlängelt sich durch dasselbe fort, und der wasserrechte Boden ist beynahe lauter Wiesengrund. Uebrigens ist das Land umher bis Hanau herab mehr sandigt als fett. Das Thal nebst dem Kinzing hatten wir immer zur rechten Hand. Da marschierte mancher Storch gravitättisch in den sumpfigten Stellen herum um seine Herrschaft über die Frösche auszuüben. Störche und Staare giebts in dieser Gegend sehr viel. Für das Auge, sagt ich so eben, ist der Weg hier sehr schön, auch für Prüfung in Geduld ein gutes Mittel; denn der Weg ist sandigt. Indeß das gienge noch an, denn bey den angenehmen Naturgegenständen umher vergißt man, daß es langsam gehet, und verlangt so sehr nicht nach Chaussee, die von hier bis Langenselbold fehlt. Aber zum Unglück ist ein Theil dieses Weges mit Sandsteinpflaster belegt und führt den Namen Chaussee. Hier leidet man nicht bloß von Sandsteinstaube, sondern auch von den heftigsten Stößen, die unabläßig verursacht werden, weil immer ein Schlagloch neben dem andern ist.

Eine Stunde vor Gellenhausen fangen nun endlich die ersten Weinberge an, die einen guten trinkbaren Wein geben. — Von der Ostsee herauf durch Nieder- und Obersachsen sucht man dergleichen vergebens; man keltert zwar in manchen Gegenden Wein, aber er — — doch ich will ihn nicht verachten, denn ich kenn ihn nicht genau. — Merkt euch daher meine Lieben diesen Ort auf der Karte.

Wenn ich meine jungen Leser frage, warum giebt es denn in den nördlichen Gegenden von Deutschland keinen so guten Wein, überhaupt warum bauet man denn keine Weinberge an; so würde ich gewiß die Antwort erhalten: weil das Clima zu kalt ist. Allein ich sage, nein! sondern weil man keinen Fleiß darauf verwendet. Dieß that man ehedem, und da sahe man Berge zu Weinbergen angebauet, die jetzt wüste liegen. Ich kenne selbst in der Nachbarschaft des Harzes solche Berge, die jetzt noch Weinberge heißen, Spuren von alten Gemäuer, und in Felsen gehauene Keller haben. Schade daß dieser Fleiß verschwunden ist. Ist es die Schuld des Kaffees oder des Brandteweins? Ich kanns nicht entscheiden. Das Clima würde den Anbau nicht hindern, denn nahe bey Schweriu, also ganz im nördlichen Deutschlande ist ein

Wein-

Weinberg der durch den Fleiß des Besitzers einen Wein giebt, der für Rheinwein oder Champagner soll gelten können.

Nicht weit von Gellenhausen stand ein Mann am Eingange eines Weges mit einem grosen Spieße. Das war der Hr. Flurschütze. Unsere Postillions fuhren den Weg hinein, dabey war er ganz stille und sah zu. Als wir aber den Weg völlig befahren hatten, wollte er uns pfänden. Dafür, daß wir den Weg führen, müsse er ein Trinkgeld haben, meinte der nicht allzuehrliche Mann. Wenn der Weg für den Landbesitzer wirklich Schaden verursachte, so hätte er uns gleich im Anfange warnen sollen; aber so ließ er den etwannigen Schaden darum geschehen, damit er nur ein Trinkgeld erhielte. Da dacht ich an den ehrlichen Krums, den ihr vermuthlich aus der Aehrenleserin im Kinderfreunde kennt. Gewiß hätte der das nicht gethan. Es verdroß mich hier just sein Gegentheil zu finden, ich schlugs ihm also ab, und sagte ihm gerade heraus meine Ursach. Er ward dringender, aber alles half nichts. Dann kehrte er um und schlich sich stille weg. Ob das wohl ein Beweiß war, daß ungerechte Sache den Muth benimmt?

Vor Gellenhausen blüheten die Schwarzdornen schon, und die Mägde holten Gras von dem Felde. Daraus schlossen wir, daß Thüringen weit kälter ist als die Gegend in der wir jetzt waren. Davon werde ich anderwärts mehr sprechen. Jetzt gienge hinein nach Gellenhausen.

Ein schiefer Thurm. Geschichte des Herrn von *. Erinnerung an einen Edlen Mann. Etwas vom Gellenhäuser Weine.

Gellenhausen, wohin wir gegen Abend gelangten, liegt am Abhange eines Berges, der ebenfalls Wein trägt. Die Straßen sind daher sehr abhängig, aber auch sehr enge, die Häuser in elendem Zustande, theils verfallen, und verwettert. Ziemlich volkreich schien doch aber der Ort zu seyn, wenigstens urtheilten wir so nach der Lebhaftigkeit auf den Gassen.

Dieser kleine Ort will, wenigstens nach den Berichten der Bürger zu urtheilen, immer noch Reichsfreyheit behaupten, das heißt, will gerne

freye

freye Reichsſtadt heißen ſo wie ehedem, aber ein Corps hanauiſcher Jäger, die hier als Beſatzung liegen, ſind immer ein ſtarker Beweis gegen dieſe Freyheit, welche die Bürger der Reichsſtädte immer ſo gerne im Munde führen.

Merkwürdiges kann ich von dem Oertchen wenig ſagen, es müßte denn von einem ſchiefen Thurme ſeyn, der ein ganz gefährliches Anſehn hat. Er iſt ordentlich in einer ſanft ausgedehnten Schneckenlinie gewunden, und dieß hat die Wirkung, daß wenn man ſich nahe unter ihm befindet, er immer den Einſturz zu drohen ſcheint, ob er gleich ſehr feſt ſtehen ſoll. Manchen unter uns wurde beym erſten Anblicke wirklich bange, bis wir erfuhren, daß er mit Fleiß ſo wunderlich gebauet ſey.

Ferdinand erinnerte uns gleich an den ſchiefen Thurm in Piſa; ein anderer meinte der Baumeiſter müſſe ein ſehr wunderlicher Kopf geweſen ſeyn, daß er ein ſo ſchiefes Ding gebauet habe.

So ſehr wunderlich nun eben nicht, erwiederte ein Dritter der gröſſre Theil der Menſchen ſucht ja immer gern das Sonderbare, um ſich wenigſtens hierdurch auszuzeichnen, wenns auf eine andere Art nicht gehen will. Aus dieſer Neigung zum Sonderbaren entſtehen die meiſten Kleidungsmo-

den,

den, und überhaupt eine unendliche Menge Handlungen der Menschen.

Herr von * kam nach Paris. Viel Geld aber wenig wahren Adel der Seele, ich meyne wenig Talente und Herzensgüte besaß er. Seine reiche Kutsche rollte wochenlang durch die Gassen der Stadt, aber keiner als etwa Savoiarde und Friseur fragten wer ist das?

Da saß er oft bis in die Nacht und dachte wodurch willst du dich wohl bekannt machen? Er durchsuchte seinen ganzen Vorrath von natürlichen und zufälligen Besitzungen, aber nichts fand er, was ihn hätte auszeichnen oder beliebt machen können. Ach welch ein elender Zustand!

Sein Johann bemerkte es und kam ihm zu Hülfe.

Man lief sogleich zu diesen und jenen Handwerker, in wenig Tagen war alles fertig und Hr. von * fuhr in einem Wagen mit — — drey Rädern, bespannt mit einen — Rappen — Fuchs — Schimmel — und Isabellfarbenen. Ganz Paris zeigte mit Fingern, und man glaubte der Hr. von * müsse ein ganz eigener origineller Kopf seyn; alles lief um seine Bekanntschaft zu erhalten.

Da

Da war sein Wunsch erreicht — meynst du? nein, denn in wenigen Tagen fand jeder an ihm einen seichten unwissenden Kopf ohne Verdienst, und alle verließen ihn. —

Gellert, der biedre Mann, adelte seine Seele durch Kenntnisse und Herzensgüte, arbeitete an dem Wohl seiner Mitmenschen und wurde bekannt, geschätzt in ganz Europa und wird noch lange bekannt und geschätzt bleiben.

Umsonst erzählt ich das nicht. Wähle mein lieber Leser, veredle dich wie Gellert, oder mache dich durch Sonderbarkeiten auffallend wie der Hr.* aber bedenk die Folge. Jetzt wieder nach Geislenhausen.

Die Klosterkirche ist ein festes Gebäude, aber sie liegt wüste, seitdem die Franzosen ihr Magazin in derselben hatten. Die zerschmissenen Fenster und morschen Thüren, und das Gras an den Mauern erinnern den Zuschauer an die Vergänglichkeit alles Irrdischen und wären es egyptische Pyramiden. Adolph stellte sich hin und schrieb eine Inschrift ab, die ich meinen jungen Freunden, die das Latein lieben hierhersetze. Sie lautete so:

Quod stipiti rami, qnod capiti membra, quod soli radii, quod fonti rivuli, hoc christo

christo *debent* omnes ecclesiae, quas ubique terrarum religio christiana fundavit.

Der hiesige neuangelegte Gasthof war recht gut und hat die Bequemlichkeit, daß er der Post gerade gegenüber liegt. Ich fragte den Wirth, obs denn wahr sey, daß sich der hiesige Wein nicht verschicken ließe. Er antwortete nein, sondern die Einwohner wären große Liebhaber dieses angenehmen Produkts und verbrauchten es selbst.

In guten Jahren soll man 9000 Tonnen oder Ohmen erhalten. Eine Ohme hält in hiesiger Gegend 80 Eichmaaß oder 90 Zapfmaaß; das Zapfmaaß ist eben so viel als zwey gewöhnliche Bouteillen. Der Wein hatte einen recht guten angenehmen Geschmack und helle Farbe wie die Rheinweine.

Wir hätten heute noch Hanau erreichen können, wenn man uns nicht den Weg, der nicht Chaussee ist, so gefährlich gemacht hätte.

Der Herr Posthalter drang uns mit aller Gewalt sechs Pferde auf. Auf unserer Rückreise machten wir eben dieß Stück Weg mit drey Pferden in eben der Zeit. Er machte also unsere Reise dadurch unnöthig kostbarer, und ich frage, ob es wohl billig,

lig, ja wohl recht iſt, daß man von ſeinem Nebenmenſchen einen Pfennig mehr nimmt, als man nehmen ſollte?

Frühe Abreiſe am erſten Oſtermorgen. Die Grafſchaft Yſenburg wird erreicht. Langenſelbold. Ein Kaninchenbau. Hanau wird erblickt. Julius ſieht ſtarr auf das Wagenrad u. ſ. w.

Wir legten uns etwas früher nieder, und um halb zwey Uhr Morgens ſtand ſchon alles reiſefertig. Wir eilten auf unſern Wagen, und genoſſen nun bald das reinſte Vergnügen in der überausſchönen Natur, in einer ſanften Mondnacht, in der alle Gegenſtände in halbhellen blaſſem Lichte gleichſam wie in einem finſtern Meere ſchwammen.

Kein Lüftchen rührte ſich, kein Blättchen rauſchte, kein Thier wachte, alles ſtill, kein Laut.

Das Ungewöhnliche dieſer Naturſcene hatte ſo viel hinreißendes, daß wir alle ganz ſtill und tief gerührt waren. Haſt du mein lieber Leſer ſchon oftſam ſtillen heitern Abend ſagen können:

In dieſer Stille merk ich ihn,
In dieſer Stille ſink ich hin,
Und bet ihn an, auf deſſen Wink
Die Still einſt Lebenskraft empfieng; —

O dann wirſt du gewiß das rührende dieſer Naturſcene mit empfinden können.

Zugleich erinnerten wir uns, daß dieß der erſte Oſtermorgen ſey. Nun verbanden ſich religiöſe Ideen mit dieſen Empfindungen, und unſere Rührung ſtieg dadurch bis zur Vollendung.

O meine Lieben die reinſten Freuden, und die größten Entzückungen finden wir im Schoße der Natur und Religion.

Die jetzt noch ſchlummernde Natur wird bald erwachen, und alle Geſchöpfe werden ſich ihres Lebens wieder freuen, dieß ſagte uns der gelblich blaſſe Schimmer der angehenden Morgendämmerung; und die Religion? — ach, was ſagte uns die? — — Auch wir und alle Million tauſende, die ſchon in den Gräbern ſchlummern, werden einſt erwachen, werden ſich ihres Lebens wieder freuen. O meine Geliebten, welch ein entzückender Gedanke, der durch das Hervordämmern des Tags, des erſten Oſterfeyertags, und durch das Wiederaufleben des Frühlings eine Lebhaftigkeit erhielt, die

ich

ich nicht beſchreiben kann. Gewiß empfinden dieß auch die Herrenhuter; denn ſie feyern dieſen Morgen an den Gräbern ihrer verſtorbenen geliebten Brüder und Schweſtern, zur lebhaften Erinnerungsfeyer der künftigen Auferſtehung.

Dergleichen Gedanken wachten in dieſem und jenem auf und wurden mitgetheilt. Indeß feyerten die Droſſeln im nahen Walde durch ihren lieblichen Geſang den Morgen. Der Horizont fieng an zu glühen, unſere Herzen klopften ſchneller, wir erhoben ſie zu den Vater der Natur, und ſangen das vortrefliche Lied aus Sophiens Reiſen nach Ehrenbergs Melodie:

Wie lieblich winkt ſie mir ꝛc. welches wir alle auswendig wußten, weil wir es öfters des Morgens ſingen. Die Wirkungen dieſes herrlichen Liedes, das ganz für den jetzigen Augenblick gemacht zu ſeyn ſchien, empfanden wir, aber ich kann ſie nicht beſchreiben, lies und empfinde ſelbſt.

Wie lieblich winkt ſie mir,
Die ſanfte Morgenröthe!
Der Schatten weicht von ihr zurück.
Wie ſchön iſt die Natur!
O Herr! vor dem ich bete,
Sie überſtrömet mich mit Glück!

Du haſt mir mehr geſchenkt,
Als in den Abendſtunden,
Mein Glaube geſtern von dir bat;
Vielmehr als ich verſtand,
Haſt du im Flehn gefunden,
Mit dem dein Geiſt ſelbſt mich vertrat.

Du ſchenkteſt mir den Schlaf
Zur Sammlung neuer Stärke,
Auch für den ſchwerſten Lebenstag;
Jetzt ruft dein Wohlthun mich
Zum Schaffen guter Werke,
Aus meinem ſtillen Schlafgemach.

Wie prächtig kommt der Tag!
Ich athme friſche Lüfte!
Der Wald ſingt mir ein Loblied vor;
Ich ſtimme jauchzend ein,
Und rein, wie Blumendüfte,
Steig, Herr, mein Lob zu dir empor!

Und ſanft ergieſſe ſich
Dein Licht in meine Seele,
Und zeige mir den Weg zu dir!
Stärk mich durch deine Kraft!
Und wenn ich Schwacher fehle,
Dann, Vater! hab Geduld mit mir.

Verweile hier einige Augenblicke mein geliebter junger Freund und empfinde alle diese herrlichen Gedanken.

Unser Gesang verstummte, und Niemand sprach ein Wort, denn wer kann wohl in den Minuten recht lebhafter Empfindungen, die nahe an Entzücken grenzen, sprechen? fast jedem glänzten die Augen von stillen Freudenthränen, denn die Natur und das Bewußtsein den allgütigen Schöpfer derselben zum Vater zu haben überströmte ihn mit Glück.

Wir hielten am Wäldchen, behorchten lauschend den Gesang der Drosseln, das Feuermeer der Morgenröthe ward immer glühender — — sie kam! — sie kam! von ein und ebendemselben Gefühl durchdrungen, entstand auf dem Wagen ein lautes Freudengeschrey, das sich in den herrlichen Gesang verlor:

Sey mir gegrüßt, zu meines Gottes Ehre
Du, seiner Schöpfung Königin!
Steig auf, und geuß aus deinem Feuermeere
Erstaunen vor dich hin!

Das alle Welt anbetend niederfalle,
Vor dem, der dich so schön gemacht;
Der Menschen schuf, und väterlich für alle
Mit seiner Allmacht wacht u. s. w.

Uns allen wird dieser Morgen unvergeßlich seyn. O könnte mein Wunsch etwas wirken, wie glücklich solltest du mein geliebter Leser an jedem Morgen seyn.

Indeß hatten wir die Chaussee erreicht und traten in die Grafschaft Ysenburg Birstein. Sie heißt **Oberysenburg**, weil es im churrheinischen Kreise ebenfalls eine Grafschaft Niederysenburg giebt. Die Chaussee war erst neu angelegt, und zwar so schön als möglich. Vor uns lag der ansehnliche Ort **Langenselbold**, der aus vier Dörfern bestehet und ein fürstliches Schloß hat. Es ist ein ansehnliches Hauptgebäude mit zwey hervortretenden Seitenflügeln. Vor demselben liegt ein Garten, an welchem die Chaussee mit Linden besetzt wegläuft. In diesem Schlosse residirte jetzt der Fürst.

Ordnung, Reinlichkeit und Wohlhabenheit blickte aus allen Gegenständen hervor. Die Gartenäcker waren vortreflich bestellt, auf der ganzen Reise fanden wir sie nicht so gut bearbeitet; die Bauernhöfe waren rein, ordentlich aufgeräumt, mit einem Worte, alles zeigte von der Ordnungsliebe der Bewohner.

Hinter

Hinter Langenſelbold wird das Land ſehr ſandigt, eine ganze Strecke bis nach Hanau zu iſt ſtückweiſe beraßt, und mit allerley einzelnen Bäumen beſetzt. Die Kiefer oder Föhre, die man an ihren langen Nadeln leicht kennt, wächſt vorzüglich gern im Sandlande. Wir fanden hier ein ganzes Wäldchen von dieſer Baumart dicht am Wege.

Beſonders iſt es, daß ein Kiefernwald immer das Anſehen hat als wenn ein Nebel vor ihm wäre. Woher mag dieß kommen? dacht ich jedesmal, wenn ich dieß bemerkte; es iſt doch ſonderbar! — nie ließ ich mich aber auf Unterſuchung ein. Da begieng ich offenbar einen Fehler; denn wenn man in der Natur etwas beſonderes bemerkt, ſo muß man auch die Urſach zu finden ſuchen Ein anderes Mal gieng ich zu einer Kiefer hin, unterſuchte und fand, daß alle Nadeln mit einem Staube überzogen ſind, ſo wie etwa bey Weintrauben, Pflaumen u. ſ. w. Da wußt ich alſo auf einmal die Urſach.

Als wir herankamen, huſch! huſch! ſprangen mehrere Thiere quer über den Weg zum Wäldchen hinein. Alles rief: ah! über die Haſen! aber einer von der Geſellſchaft, der ein ſtarker Liebhaber aller möglichen Jagden iſt, ſagte es ſind keine Haſen, ſondern Kaninchen, und der Wald muß ein

Kaninchenbau seyn. So wars auch wirklich. Der Boden des Waldes war von unzähligen Hölen und Gängen untermint, und da lebte eine große Menge Kaninchen. Sie kamen Schaarenweise beym Aufgange der Sonne vom Saatfeldern heim, und hüpften gesättigt in ihre Wohnungen. Dieser ganze Bau war mit Fleiß angelegt. In manchen Gegenden von Deutschland, namentlich in der Abtey Quedlinburg, im Halberstädtischen ꝛc. ist das Kaninchen ganz einheimisch geworden, in andern wird es geheget wie hier. Man ißt das Kaninchen und gebraucht sein Fell zu Pelzkleidungen, und seine Haare zu feinen Hüten.

Vor Hanau fanden wir noch ein Paar Wachthäuser mitten auf dem Felde; und in jedem etwa 2 — 4 Männer, welche Wache halten mußten. Dieß geschiehet nur immer zur Zeit der frankfurter Messe, zum Besten der Kaufleute, welche dieselbe besuchen.

Hanau und die schöne ebene Gegend, die durch Aecker, Wald, Gebüsch und Gärten mannigfaltig wird, lag nun deutlich vor uns. Wir kamen dicht an einer Maulbeerpflanzung vorüber, die ziemlich groß war. Meine lieben Leser werden sogleich den Schluß auf etwas machen; denn sie werden

den es wohl wissen, daß man sie nicht wegen der Maulbeeren anpflanzte.

Die wilden Kastanien oder Roßkastanien blüheten hier schon, und vor drey Tagen hatten wir noch Eis gesehen; der völlige Frühling lachte schon in dem herrlichen Grün der Wiesen und Saaten, in den Blüten der Obstbäume und manchem Feldblümchen am Wege, und vor drey Tagen fuhren wir noch unter blattlosen Bäumen. O welche Freude! welche Verwunderung!

Die Ursach dieser schnellen Abwechselung war beym ersten Anblicke unerklärbar für unsre junge Gesellschaft; aber einer von ihnen, ich glaube Julius wars, blickte starr auf die Räder des Wagens, zog die Stirn in gehörige Falten, und rief auf einmal: ah ich weiß es! ich weiß es!

„Nun?"

Julius. Ah ich weiß warum hier schon alles viel weiter ist als bey uns in Thüringen. Wir sind ja in einem weg gerade nach Mittag gefahren, haben schon mehr als einen Grad zurückgelegt, da muß es freilich hier wärmer seyn; denn alle Länder, die mehr nach Mittag liegen, sind ja wärmer.

„Getroffen! aber lange nicht ganz. Etwas trägt diese kleine Entfernung von Norden wohl bey,

aber lange nicht alles. Ich wette Julius, wenn Thüringen hier läge, es würde eben so kalt seyn, als es wirklich ist, wenigstens ohne merklichen Unterschied."

Julius. Hm! — das begreif ich nicht.

„Die Schweiz liegt noch viel weiter nach Mittag als die Gegend von Hanau und dennoch wollt ich dich jetzt, wenn wir dort wären, in Gegenden führen, wo du vor Kälte zittern würdest."

Joseph. Ah ich weiß es! das machen die Gebirge! — Julius, die Gebirge!

„Getroffen! — Julius du kannst in Thüringen jetzt noch weiter nördlich, nur in ebene Gegenden reisen, so findest du das Clima auch milder. Waldgebirge machen wegen des vielen Schattens, und der weniger starken Wirkung der Sonnenstrahlen das Clima rauher. Auf dem thüringer Walde und auf dem Harze erndtet man, wenn in dem ebenen selbst weiter nördlich liegenden benachbarten Gegenden die Erndte schon ganz vorüber ist. Gemeiniglich helfen die Waldbewohner erst den Landleuten in jenen ebenen Gegenden in der Erndte, und eilen nach vollbrachter Arbeit erst zur ihrigen. Auf dem Harze und Thüringerwalde ist es wenigstens so."

Nun erhob sich ein kleines Examen über die Geographie der Grafschaft Hanau, über den Handel,

del, Landesregierung u. s. w. womit ich meine Leser nicht unterhalten will; denn der Wißbegierige wird von selbst diese Gelegenheit benutzen und in seiner Geographie von diesem Lande des Landgrafen von Hessenkassel nachlesen. Jetzt nur die Stadt Hanau. Wohlan also, wer Lust hat höre. —

Ankunft in Hanau. Gerades Gehen. Die Stadt wird besehen. Alte Waffen, Helme, Panzer, Schilde, Schwerdt, Lanze. Sind wir denn so ganz unter unsre Vorfahren herabgesunken?

Mit ansehnlichen Thürmen und schönen Gebäuden lag die hübsche Stadt da vor uns im frühen Sonnenstrahle. Die Herzen pochten schneller, die Blicke rollten muntrer umher, jedem liefen die Räder zu langsam, bis sie endlich früh um halb 7 Uhr über die Zugbrücke rollten, und uns so in die Stadt brachten, wo wir im doppelten Löwen abtraten.

Man gab uns sogleich die Nachricht, daß uns seit gestern hier ein Fremder erwartet habe. Er kam bald, und wir fanden an ihm einen unbekannten Freund, dessen Gefälligkeit und Theilnehmung unsere ganze

ze Gesellschaft in Verwunderung sehte, und in den ersten Augenblicken jedem Freundschaft und Liebe einflößte.

Wir kleideten uns beym Frühstück an, um in die Stadt gehen zu können, denn die Kleinen, die schon manches von derselben gehört hatten, waren sehr begierig sie nun selbst zu sehen. Sie standen mit ihrem Frühstück am Fenster, und bemerkten gleich etwas, das ihnen neu war: nämlich vor dem Hause befand sich ein Brunnen, wo alles Wasser holte, und wieder alles auf den Köpfen. Die Mägde gebrauchen dazu keine Butten, wie in Thüringen, sondern Gelten von drey bis vier Eimern, und diese wissen sie mit solcher Leichtigkeit auf den Kopf zu heben, daß man sich wundern muß. Oft aber hilft eine Magd der andern. Ist die Gelte einmal aufgehoben, so gehn sie, so gerade wie die Tannen, damit fort und gewöhnlich ohne ein Tröpfchen zu verschütten. Diesen hübschen geraden Gang, der jedem Menschen ein so gutes Ansehn giebt, und den man bey Leuten, die nachlässig sind, oder die viel auf den Rücken tragen, nicht findet, bemerkt ich hier bey allen Mägden, auch wenn sie nichts auf dem Kopfe trugen.

Keiner war schneller mit dem Anziehen fertig als Theodor. Er hat die Kunst, sich in drey, höchstens

höchstens fünf Minuten vollkommen anzukleiden, überdem schon völlig inne, — und daher, wenn er diese Fertigkeit nie vernachläßigt, völlige Gewißheit in 60 Jahren 152 Tage 2 Stunden mehr zu ernsthaften Geschäften anwenden zu können, als ein anderer, der 15 Minuten zum Anzuge gebraucht, — — aber heute giengs vorzüglich schnell, denn hier in Hanau lebten einige Personen, zu denen ihn die heißeste Begierde trieb sie einmal wieder zu sehn, und zu umarmen.

Indeß machten wir übrigen uns auf die Stadt zu besehen. Wir giengen und freuten uns über die schönen theils schnurgeraden Straßen, über das gute Pflaster und über die theils sehr hübschen Häuser, welche mehr im neuern Geschmack gebaut sind. Einige sind recht ansehnlich z. B. das Comödienhaus und Zeughaus, nebst manchen andern Privatgebäuden. Im ganzen genommen machten wir die Bemerkung, daß man das Aeußere der Häuser nicht genug aufputzt, und theils Farben dazu wählt, die zu grell sind, ferner, daß die schönsten geraden Straßen, die ganz nach der Schnur gebaut und ansehnlich lang sind, aus Häusern bestehn, die in Absicht ihrer Höhe und Größe zu sehr verschieden sind. Freylich alles Mängel die man eher tadeln als abhelfen kann.

Der

Der schönste Theil der Stadt ist die Neustadt und die besten Plätze der Exercierplatz und der Markt. Diese Neustadt ist 1397 von Leuten erbauet, die aus den Niederlanden wegen ihrer Religion vertrieben wurden.

Der Exercierplatz ist ein länglichtes Viereck, das in zwey besondre Plätze abgetheilt, den eigentlichen Platz zum exerciren der Soldaten und einen Platz zum Spatzieren in sich faßt. Beyde sind durch eine breite Durchfahrt getrennt mit starken Ketten statt der Brustwehre umgeben, und der Spatzierplatz ganz mit schönen Lindenalleen besetzt. An dem ersten stehet das Zeughaus, dessen eine Fronte zugleich die Hauptwache in sich faßt.

Hier stieß Theodor mit seinem Pflegevater wieder zu uns, beyde sahen so freundlich aus, daß alle Kleinen gleich zusprangen, und ein allgemeines „nun was ists denn?“ ausstießen. — O Kinder, wenn ihr bey uns gewesen wärt, erwiederte Theodor, das war eine Freude! — „Nun?“ — Sehet als wir hinkamen zu meinen Großeltern, da stellte ich mich draußen vor die Stubenthür, kein Mensch hatte mich gesehen. — — Und ich, — fiel ihr Pflegevater ins Wort: — — gieng hinein, wurde recht freundlich aufgenommen und gefragt,

wer

wer ich denn wäre? — — Ich bin ein Lehrer aus Schnepfenthal, und weil ich eben hier durchreise, so wollt ich Ihnen doch meine Aufwartung machen, wenn — — — O das ist ja schön! — — wenn sie etwa was an Ihren lieben Enkel Theodor zu bestellen hätten. — — O geschwind geschwind, sagen sie doch, was macht denn Theodor, er ist doch fleißig? — — O ja! — — und gesund — — O ja so gesund und stark wie — — hier macht ich die Thür auf, — wie sie ihn hier sehen. — — Da trat Theodor herein, Empfindung, Freudenthränen und Küsse traten an die Stelle der Worte und wir standen lange wie betäubt, bis ich mich denn endlich zu erkennen gab, und unsre allgemeine Freude zu ruhigern Gesprächen übergieng. O meine Lieben, wenn ihr einmal nach langer Trennung als tugendhafte geschickte Jünglinge in den Schooß eurer Familien zurückkommt, ah dann könnt ihr ähnliche und noch weit größere Freuden erwarten. Da sahen alle ihren lieben Vater so traulich an, und in der ganzen Gesellschaft verbreitete sich sichtbare Aufheiterung.

Hier hatten wir uns unter die Linden hingestellt, um das Exerciren der hiesigen hessischen Truppen mit anzusehen, und wo möglich Jemanden zu finden,

finden, der uns das Innere des Zeughauses zeigen könnte. Da kam ein alter Unterofficier, der sich von selbst zu diesem Dienste anbot; ob man ihm in seiner Jugend die hübsche Regel gegeben hatte: sey vorzüglich höflich und dienstfertig gegen Fremde, oder ob ihm sein eigenes Gefühl diese Regel lehrte, weiß ich nicht, genug er kam sich unserer anzunehmen und uns das Innere des Gebäudes zu zeigen.

Nebst einer Menge Waffen, die man in den traurigen amerikanischen Kriege gebraucht und jetzt hier niedergelegt hatte, fanden wir noch andre Waffen, die unsre Aufmerksamkeit mehr an sich zogen, als jene. Ehe ich noch davon etwas spreche, muß ich manchem meiner jungen Leser die Frage beantworten, wie kommen Waffen des amerikanischen Krieges hier her? und ihn erinnern, daß manche deutsche Fürsten — namentlich auch der verstorbene Landgraf von Hessenkassel — eine große Zahl ihrer Unterthanen für Geld den Engländern zu Hülfsvölkern in diesem Kriege überließen. Als der Krieg sich endigte wurden diese fremden Truppen ihren Landesherren wieder zurückgeschickt, und die Waffen der hessischen Soldaten hier niedergelegt.

Nun

Nun zu jenen Waffen. Wer Liebe für seine alten ehrlichen Vorfahren empfindet mag sich freuen, denn die Waffen, die wir hier fanden, waren alte deutsche Waffen. Wohlan also, ich will etwas davon erzählen.

Alle nur möglichen Waffen sind von zweyerley Art, entweder zum Schutz oder zum Angriff. Alle Arbeiter, die sich mit Verfertigung beyder Arten abgeben, hießen ehedem und zuweilen auch noch jetzt Waffenschmiede.

Harnischmacher oder Plattner aber verfertigen bloß die erstere Art Waffen zum Schutze wider feindlichen Angriff, also alle Theile die zur Bedeckung dienen. Diese Bedeckung hieß ehedem Harnisch und bestand aus dem Helme, dem Bruststücke oder der Platte, und aus den Arm- und Beinschinen.

Alle diese Stücke wurden oft sehr künstlich, schön und kostbar gemacht, daher waren ehedem die Harnischmacher recht angesehne Handwerker, da man sie jetzt kaum bemerkt.

Die Vertheidigungswaffen entstanden in den Händen mehrerer Handwerker, hauptsächlich des Rüstmeisters oder Bogners, Klingenschmides und Schwerdfegers; nämlich Bogen, Armbrü-

ste

ſie in den Händen des Rüſtmeiſters und Seitenge-wehr in den Werkſtätten der beyden letzten. Dieß ſey genug mein Lieber zur vorläufigen Nachricht, jetzt will ich von den verſchiedenen Waffen, die wir hier in Hanau ſahen, und von manchen andern beſonders ſprechen, ſo daß du dadurch eine ziemlich deutliche Vorſtellung von den ehemaligen Rüſtungen der Ritter und Bewaffneten erhalten ſollſt; Wohlan alſo!

Ich hob von ſeinem Orte ein von ſtarken Eiſenblech gemachtes Ding herab, da riefen alle, ah das iſt ein — Helm! — — „Was machte man denn ſonſt damit? fragte Franz:“ — — Ich will dirs ſagen mein Lieber.

Helme trug man zur Beſchützung des Kopfes. Bey Königen waren ſie vergoldet, beym hohen Adel verſilbert, bey Edelleuten von Stahl, bey andern von Eiſen, aber immer ſo ſtark, daß der Schlag der Keule und Streitaxt dadurch abgehalten wurde. Sie waren theils ganz geſchloſſen und bedeckten Kopf, Nacken und Geſicht. Alsdann befand ſich vorne ein kleines eiſernes Gitter, das man nach Gefallen unter die Stirn des Helmes hinaufſchie-

ben

ben konnte, und dieſes Gitter hieß Viſir. Wenn man es niederließ, ſo paßte es genau an das Kinnblech, und an dem Kinnbleche lief der Halskragen bis auf die Bruſt. Oben auf dem Helme befand ſich der Helmſchmuck. Bey Königen und Prinzen beſtand er in einer Krone, bey andern aus willkührlichen aber immer ungeheuern Figuren, bald waren es Flügel bald Hörner, um ſich dadurch ein fürchterliches Anſehen zu geben. Dieſes Schmucks wurde man aber wegen ſeiner Schwere bald überdrüßig, man wählte leichtere Figuren, und ſchmückte die Helme mit Bänderbüſchen und Federn. Uebrigens gab es nun noch offne Helme, Sturmhauben, eiſerne Hüte, denn nicht jeder durfte den eigentlichen Helm tragen, der etwa dieſe Geſtalt hatte.

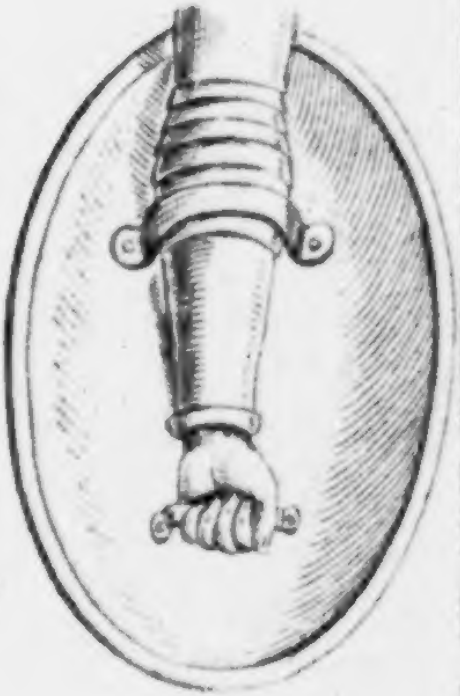
Jetzt giengen wir weiter und fanden einzelne zum Panzer gehörige Stücke.

Der Panzer bedeckte den ganzen übrigen Körper. Er bestand entweder aus einem dichtanschließenden Rocke von unzähligen Ringen, der den Namen Panzerhemde führte, oder auch aus einer dicht anschließenden Bekleidung von starken Eisenbleche, die mit Gelenken versehen war, um sich bewegen zu können.

Der Schild endlich war das letzte Stück der Vertheidigungswaffen, und wurde von jedem Krieger vom Könige bis auf den Fußknecht geführt. Man verfertigte ihn von Holze, überzog ihn mit gesottenem Leder, und faßte meistentheils den Rand mit einem eisernen Reife ein. So war etwa der beschaffen den wir hier im Zeughause fanden. Ihre Gestalt war verschieden. Hier in Hanau fanden wir einen Ovalrunden. Seltener waren die ganz runden. Das Fußvolk trug sie gemeiniglich oval und so lang, daß der ganze Mann hinter ihnen verdeckt stand. Diese nannte man Tartschen. Könige und andre vornehme Krieger trugen wieder eine andere

Art,

Art, ſie war halb oval und oben abgeſchnitten. Darin kamen alle dieſe Arten überein, daß ſie außen erhaben und inwendig hohl gewölbt waren. An der innern Seite befanden ſich Riemen durch die man den linken Arm ſteckte und ſo den Schild feſt hielt, wie in dieſem Bilde zu ſehen iſt — —



Alle die bisherigen Stücke waren Vertheidigungswaffen. Waffen des Angriffs waren nun folgende:

Das Schwerdt, ein Hauptstück der alten Ritter und Krieger. Größe und Gestalt war verschieden, oft eine, oft beyde Seiten schneidend und die Länge von drey Schuhen und drüber. Hier in Hanau fanden wir eines das etwa 6 1/2 Fuß lang, und so schwer war, daß man Mühe hatte es mit steifen Armen zu heben.

Man erstaunt über die Größe und Schwere, und denkt sich unsre lieben Vorfahren, auf die ich wahrlich nicht gerne etwas kommen lasse, als Riesen, sowohl in Absicht ihrer Stärke als ihrer Größe. Indeß die Sache ist gewiß übertrieben; den Maasstab ihrer Größe finden wir noch in ihren Panzern, die ich so übermäßig groß noch nirgends gefunden habe, und wenn ihre ganze Rüstung eine Schwere hatte, die jetzt diesen und jenen verzärtelten schwelgerischen Städter niederdrücken würde, so finden sich doch auch noch jetzt starke männliche Schultern genug, die sie tragen und bey gehöriger Uebung gebrauchen könnten. Ich weiß das Gewicht der sämtlichen Rüstung unseres Soldaten, wenn er im Felde ist, nicht genau, nur so viel weiß ich, daß

es

es sehr ansehnlich ist, und daß seine Manövres mit einer Schnelligkeit geschehen, worüber unsre Ur Urgroßväter in ihrer schweren Rüstung erstaunen würden. Das Schwerdt eines berühmten Ritters, Namens Ogier, der unter dem deutschen Kaiser Carl dem Großen so berühmt war, ist mit dem Hefte drey Fuß acht Zoll lang, und hat in der größten Breite drey Zoll. Sein ganzes Gewicht ist 5 1/4 Pfund. Wenn du mein lieber junger Freund Gelegenheit hast, so vergleich damit einmal den Pallasch eines jetzigen preußischen oder irgend eines andern Cavalleristen, oder den großen 27 bis 32 Pfund schweren Hammer des Schmiedegesellen; geh in die Eisenhütten, in die Waarenniederlagen, wo sich die Schiffsknechte und Auflader herumtummeln, in die Hütte des Bauers auf Bauplätze u. s. w. und lerne hier deine Zeitgenossen nicht zu sehr herabsehen. Freilich wer in der Stadt auf dem Kanapee bey Kaffee und Milch und Büchern sitzt, und meist nur mit Kaffee- und Milchmännern umgehet, den jetzigen Menschen in seiner Thätigkeit nie sieht und kennen lernt, und dann in Büchern — die

wohl zu merken von den zärtlichen Weichlingen unſerer Vorfahren kein Wörtchen ſagen — von ehemaligen Helden und Rittern lieſt, dem vergeht aller Muth, die Vergangenheit malt ihm Rieſen, und ſeine Brüder um ihm werden zu ſchwachen Zwergen. Die Liebe zum Wunderbaren, der man bey Blicken in die Vergangenheit nur zu gerne freyen Lauf läßt, miſcht ſich ein, daher Uebertreibung und Predigten von Muthloſigkeit des jetzigen Menſchen, die man unter der gänzlichen ehemaligen Verpanzerung wahrlich eher argwöhnen könnte, als unter dem ſchutzloſen Anzuge des jetzigen Kriegers.

„Aber Himmel ein Schwerdt von 6 1/2 Fuße, das man kaum mit ſteifem Arme heben konnte, das will doch viel ſagen?“

Gieb dich zufrieden mein Lieber! Man war damals nicht ſo rieſenmäßig groß, daß man ſie wie die Degen an der Hüfte trug, ohne daß ſie die Erde berührten, nein ſie hiengen an der Schwerdkuppel über der Schulter, und wenn man dieſe großen Schwerdter, die den Namen Schlachtſchwerdte führten, gebrauchte, ſo faßte man ſie mit beyden Hän-

den

den an. Der vornehmere Krieger hatte sogar seinen Waffenträger oder Schildknappen, der ihm die Last der Waffen erleichterte.

„Aber" — — Nun? — — Nur immer heraus mit deinen Einwendungen mein lieber Leser.

„Aber ich glaube, wenn man jetzt einem Soldaten die alte Rüstung anlegte, so würde er sich kaum in derselben bewegen können, so schwer würde sie ihm seyn."

Das geb ich zu, aber er wird es eben so wenig können, wenn du ihm eine Schnürbrust anlegst, die Ursach liegt also nicht sowohl in der mindern Stärke, sondern in der Ungewohnheit.

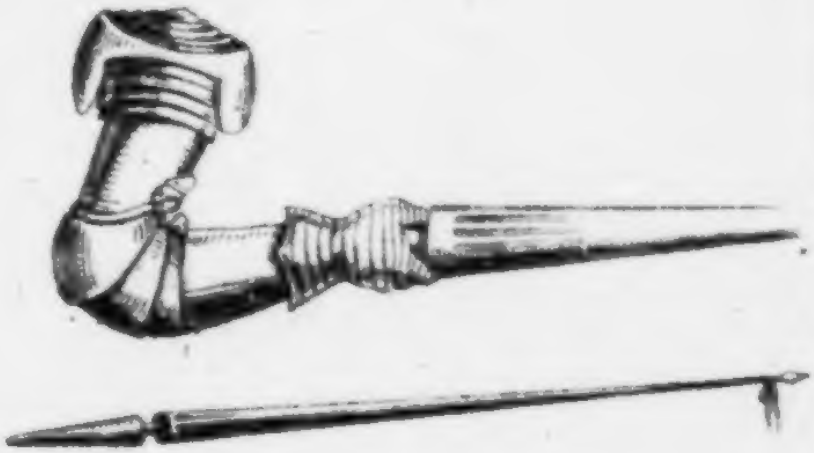
O mein Lieber, die goldenen Zeiten sind noch nicht vorbey, der Mensch ist Gottlob im Ganzen noch was er war, und wenn der vornehmere Theil ja etwas an Körperkraft verloren hat, so gewannen auf der andern Seite die Kräfte seiner Seele ganz ungleich mehr, und das, was er dadurch wirken kann, ist ungleich größer als die Wirkungen der bloß körperlichen Kräfte. Der Muth des jetzigen Menschen, ist zwar nicht mehr die alte wilde Raserey, aber er hat mehr Werth durch Zuwachs an Menschlichkeit, und mehr Erfolg, weil seine Seelenkräfte mehr Theil daran nehmen als ehemals. Er zittert

noch nicht vor dem Anblicke des Oceans, vor den unzählbaren Arbeiten des bürgerlichen Lebens; wenn er keine Obelisken von ungeheurer Höhe errichtet, oder gar aus Egypten bringt, so bringt er doch aus dem finnischen Meerbusen Felsen von mehr als 3000000 Pfund nach Petersburg, umsegelt die ganze Erde, und steigt bis in die Wolken hinauf*). Fasse Muth mein theurer Lieber, der du dieß lieſeſt, lebe züchtig und ehrlich, deine gröſte Feindin sey Weichlichkeit jeder Art, übe deine Körperkraft von früher Dämmrung, unter abwechselnden Beschäftigungen deines Geistes bis an den Abend — noch einmal lebe züchtig und ehrlich; so wirst du ein deutscher Mann werden, dessen sich deine Voreltern, wenn sie unter ihren längst vergeſnen Grabhügeln hervorträten, nicht zu schämen brauchten.

Die

*) Obelisken sind hohe steinerne Säulen, die man vor langen Zeiten in Egypten errichtete, und von denen die Römer einige nach Rom brachten; jener Felsen dient der Statüe Peters des Groſen zum Fuſgestell; das Cook Forster und andre die ganze Erde umsegelten, wissen meine Leser, und von Luftballons, eine Erfindung, die gewiß einst mehr Vollkommenheit erhalten wird, brauch ich gar nichts zu sagen.

Die Lanze gehörte unter die Waffen der alten Ritter, der gemeine Krieger durfte sie nicht führen. Sie wurde aus dem geradesten, leichtesten und zugleich härtesten Holze gemacht, z. E. aus Fichten, Aspen, vorzüglich Eschenholze und hatte diese Gestalt.



Am äußersten Ende hatte sie eine Spitze von Stahl. Der Schaft lief von dieser Spitze an immer dicker fort bis zum Handgriffe, und das hinterste Ende lief wie die Zeichnung lehrt wieder spitz aus. Eine gute Lanze mußte weder zu leicht noch zu schwer, weder zu

dick noch zu dünne seyn, von der Spitze bis zum Handgriff mußte sie neun, im Handgrif se einen halben, und hinten hinaus anderthalb Fuß haben. An die stählerne Spitze hefstete man eine lange flatternde Binde. Sie wurde immer zu Pferde gebraucht. Der Ritter faßte mit der rechten Hand in die Vertiefung des Handgriffes, nahm das kürzere Ende zwischen und gegen den Arm, gab dann dem Pferde die Sporn, und rannte so auf seinen Gegner los, hatte er dann eine feste Hand, und blieb das Pferd in seiner Bahn; so konnte er seinen Gegner durch und durch stoßen, wenn er eine günstige Stelle oder eine Fuge des Panzers traf, oder ihn wenigstens aus den Sattel heben, das heißt vom Pferde herabwerfen.

Bogen, Pfeile und Armbrüste sind zu bekannte Waffen, als daß ich nöthig hätte, davon zu reden. Weniger bekannt aber sind

Sturmsensen, Streitflegel, Morgensterne, Doppelhacken. — Eine ganz besondre Art Kanonen zu machen, auch eine lederne Kanone. Streitaxt. Eine ganz kleine Betrachtung wird angestellt, und der lederne Kahn eines Wilden besichtiget.

In den Kirchen findet man die Grabmäler der alten Heiden und Ritter oft mit einem Schilde von zusammengesteckten Waffen bezeichnet, und mancher von meinen jungen Lesern mag öfters sich dann hingestellt und gefragt haben, was soll doch das bedeuten? oder wenn er dieß auch wußte; so fiel's ihm doch wohl schwer zu errathen, warum sich zu den Waffen die Sense und der Dreschflegel gesellten. Allein auch unter den alten Waffen in Hanau fanden wir einige, denn die Sense war ehedem auch ein Kriegsgewehr und führte den Namen:

Sturmsense. — Die Gestalt dieses Gewehrs kömmt ganz mit der Mähesense überein, nur daß sie nicht schreg sondern grade an dem Stiele befestiget ist. Man gebrauchte sie, wie ich vermuthe, vorzüglich bey Belagerun-

geringen. Auch Dreschflegel sahen wir unter den Waffen, denn unsre Vorfahren gebrauchten sie ebenfalls im Kriege. Sie hatten mit den gewöhnlichen Dreschflegeln die vollkommenste Aehnlichkeit, nur der vordere Theil, der mit einem Riemen an den Stiele befestigt ist, ist an dem Streitflegel mit vier Zoll langen starken eisernen Stacheln versehen.

Aber was ist denn dieß hier, rief Theodor: zupfte unsern alten Führer beym Ermel, und zeigte auf ein Ding hin, das just so aussahe wie diese Zeichnung.

Es

Es ist ein Morgenstern war die Antwort. Das Ding war ganz von Holze, der Schaft oder Stiel war etwa 14 Fuß lang, und an seinem Ende befand sich der eigentliche Stern, d. h. ein runder hölzerner Kolben mit starken eisernen Stacheln. Man gebrauchte diesen bösen Morgenstern vorzüglich bey Belagerungen, an gefährlichen Orten, wo man einen Anfall besorgen mußte, zur Gegenwehr.

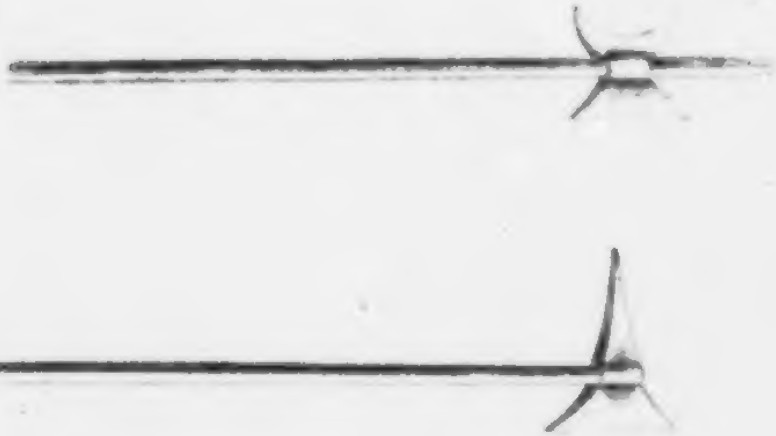
Hm! aber das ist doch ein kuriöses Ding! es siehet nicht aus wie eine Kanone, und nicht wie eine Flinte, und ist doch beyden ähnlich, so sprach Adolph, der sich vor einen Doppelhacken hingestellt hatte.

Ich kann mir das Ding nicht mehr deutlich genug vorstellen mein lieber Leser, sonst hätte ich dir gerne eine Zeichnung davon gegeben, aber beschreiben will ich dirs mit zwey Worten. Der Doppelhacken bestehet nämlich aus einem starken eisernen Rohre oder Lause, der just die Gestalt wie bey einer Flinte hat, aber viel stärker und weiter ist. Dieser Lauf ruhet auf einem besonders dazu gemachten Gestelle, auf dem er herauf und herabwärts gerichtet werden kann. Man lud in dieses Gewehr Kugeln, die bis acht Loth schwer waren. Dieß Instrument muß dir mein lieber Leser schon deswegen

gen wichtig seyn, weil es die erste Gattung von Kanone war, wenn man sie aber neben die jetzigen Kanonen stellt, so ist der Doppelhacke in Vergleich etwa das, was die Schlüsselbüchse verglichen mit der Flinte seyn mag. So geht es aber mit allen menschlichen Erfindungen, Anfangs sind sie äußerst unvollkommen! und nur die Zeit und das Nachdenken einer ganzen Menschenreihe giebt ihnen endlich Vollkommenheit. Das große Seeschiff war Anfangs, bey seiner ersten Erfindung, nichts mehr und nichts weniger als ein ausgehölter Baumstamm. Der Doppelhacke wurde mit der Zeit vermuthlich immer größer gemacht, und endlich trieb man die Erfindung bis zur ordentlichen Kanone. Die jetzige bequeme Art sie zu machen fand man aber noch nicht, sondern man nahm eine Menge Eisenstäbe und gieng zu Werke, als wenn man ein Faß machen wollte. Die Stäbe wurden wie beym Fasse in einem engen Kreise zusammengesetzt, so gut als möglich zusammengeschweißt mit eisernen Reifen umgeben, und siehe da die erste Kanonengestalt. Aber welche Arbeit erforderte dieß gegen die jetzige leichtere Art die Kanonen zu gießen? Eine solche alte Kanone findet man jetzt noch im Zeughause des Towers zu London. Die Schwere der jetzt gewöhnlichen

lichen Kanonen, die zur Fortschaffung sehr viel Pferde erfordern, veranlaßte wieder eine neue Erfindung. Man machte den Versuch ganz lederne Kanonen zu verfertigen, aber die wenige Sicherheit und Dauer mag wohl Schuld seyn, daß es bloß bey einzelnen Versuchen geblieben ist.

Noch ein Gewehr befand sich unter den andern. Unsre Kleinen kannten es nicht, fragten also, und da wurde ihnen gesagt daß dieß Instrument, welches just so aussah — —



Streitaxt hieße.

Es saß wie eine gewöhnliche Axt an einem Stiele, der aber viel dünner und sehr lang war.

Die

Die Art selbst war auf der einen Seite schneidend wie gewöhnlich, die andre Seite hatte die Gestalt eines halben Mondes, mithin zwey Spitzen mit denen man versuchen konnte, ob die Helme und Köpfe der Feinde stark genug waren um Widerstand zu thun.

Nun zurück, mein bester Leser, von diesen schrecklichen Gewehren des Zorns und der Wuth unserer Voreltern. Sie ruhen in den Gräbern, ihre Grausamkeiten leben nur noch in schwacher Zurückerinnerung, Staub ruhet auf ihren Waffen, und ihr Gebrauch ist vergessen. Ach wäre doch mit ihnen die Wuth und der Zorn des Kriegs entschlafen! Doch Gerechtigkeit für unser milderes Zeitalter! — Waffen anderer Art blinken zwar noch hier und da auf den Schlachtfeldern, aber die Herzen sind menschlicher geworden, wie mancher Gute sitzt auf dem Throne seines Landes, der nicht das Herz des Tyrannen, nein des Vaters in seinem Busen trägt. Blicke mit mir — du guter Frommer Jüngling, den ich mir zum Leser wünsche — blicke mit mir bittend zu unserm und ihrem Vater, daß er sie so mitleidig, so liebevoll gegen ihre Unterthanen mache, als er es gegen jedes Geschöpf ist.

Meine

Meine Erzählung vom Zeughause naht sich ihrem Ende, nur noch ein einziger Gegenstand zieht Aufmerksamkeit an sich; es ist der Kahn eines wilden Amerikaners, so wie er hier hingemalt ist.

Unsre Freude war außerordentlich. Unter dem Anblicke der Waffen hatte sich der Geist eines jeden unserer Gesellschaft, auf den Schlachtfeldern der alten Welt verloren, der Kahn rief ihn zurück zu den Geschäften des friedlichen amerikanischen Fischers, ein Kontrast der die angenehmsten Empfindungen bewirkte. Der ganze Kahn war von Thier-

häuten, die über das hölzerne Gerippe gezogen waren. Die haarichte Seite befand sich inwendig, und die einzige Oeffnung oben. Hier in diese Oeffnung setzt sich der Fahrende bis über den Unterleib, schnürt den Rand derselben mit einer starken Schnur über den Hüften zusammen, so daß am ganzen Kahne gar keine Oeffnung für das Eintreten des Wassers übrig ist, und überläßt sich so mit seinen einfachen Fischergeräthen der wilden Meeresfluth mit mehr Sicherheit als ihm das größte Schiff gewähren würde. Die ganze Länge des Kahnes betrug 18 Fuß.

Zwey Kirchen unter einem Dache. Ein Mohr. Reise nach dem Wilhelmsbade. Eine künstliche Insel, mit einem Thurme von Katzengolde. Ein Carroussel. Fixe Luft im Gesundbrunnenwasser. Anblick des Maynes. — Nun wenn das so fortgeht — so. Einfahrt in Frankfurt.

Wir besuchten in Hanau noch die französische und holländische Kirche, die in der Nähe des schö-

nen

nen Marktes liegt. Beyde befinden sich in ein und ebendemselben Gebäude. Wenn ich mich nicht irre, so ist es eine Kirche von ziemlicher Größe, die man inwendig durch eine Scheidewand in zwey ungleiche Theile getheilt hat. Der kleinere Theil gehört der holländischen, und der Größere der französischen Gemeine. Die Kanzeln befinden sich auf beyden Seiten an der Scheidewand, so daß beyde Prediger mit den Rücken gegen einander stehen. Bilderschmuck findet man gar nicht, davon sind die reformirten Christen keine Freunde.

Auch mir war es angenehm, einmal eine Kirche zu sehen, die nicht mit Bildern angefüllt war; denn ich weiß es aus Erfahrung, daß sie vielen Schaden veranlassen. Ein dicker ungestalter Engel mit einer Posaune und einem Kasten der ihm, Gott weiß warum, an den einen Fuß gebunden war, blieb mir als einem Knaben ein Räthsel, das ich nicht auflösen konnte; die Apostel mit ihren Attributen, der liebe Gott selbst mit einem langen Barte als ein alter Mann, das jüngste Gericht mit vielen sonderbaren Gestalten, und eine unzählige Menge anderer Gemälde zogen mich vom eigentlichen Zwecke ab, warum man die Kirche besucht, ich gebrauchte meine Ohren nicht mehr, sons-

dern meine Augen. So denk ich gehts auch vielen, vielen Erwachsenen. Ist der Schade nicht offenbar und unersetzlich? Nutze dieses offenherzige Geständniß mein Lieber und hüte dich vor ähnlicher Zerstreuung, zu der dich dergleichen Bilder verleiten können.

Beyde Kirchen waren reinlich und nett, obgleich nicht prächtig, beyde Kanzeln mit braunem Holze getäfelt und weit gröſſer und geräumiger als gewöhnlich. Noch etwas bemerkten wir, das allen gefiel, nämlich es kam kein Klingbeutel und störte die Zuhörer, sondern an den Thüren standen Becken.

Der holländische Prediger, ein starker schöner Mann sprach zu seinen Zuhörern recht vertraulich und würdig. Selbst die holländische Sprache hat viel Nachdruck und gefällige Einfalt, vorzüglich für jemand, dem das Plattdeutsche eigentliche Mutterspracbe ist, so wie einigen unserer Gesellschaft. Er redete zu ihnen wie in einem gesellschaftlichen Kreise, und als ein Paar Knaben auf der Emporkirche etwas unruhig waren, sagte er: De Jongens moeten uit gedrawen worden zi brengen my byna in de war, d. h. die Jungen müssen herausgetrieben werden, sie machen mich fast irre. Der Kirchner gieng auch sogleich hin und brachte sie weg.

Mit

Mit recht innigen Vergnügen verließen wir diese beyden zusammengebauten Kirchen, ein schönes Bild von Einigkeit, die jedem so lieb, so werth seyn muß, und von der David mit Entzückung sang: Siehe wie fein und lieblich ists, daß Brüder einträchtig bey einander wohnen! — Denn daselbst verheisset Gott Segen und Leben immer und ewiglich.

Auf unserm Rückwege über den Paradeplatz fanden wir einen Mohr, der aus der Havanna war. Diese Stadt liegt, weißt du mein Lieber wohl wo? — — Such nur in Westindien, da liegt sie auf einer großen schönen Insel — — „Wie? ein Neger aus der Havanna, das Vaterland der Negern ist ja Afrika?"

Ganz recht lieber Leser, aber es giebt in Amerika ganze Negerfamilien, die man aus ihrem Vaterlande herausgeschleppt hat, und welche dann hier in der Fremde heirathen und Kinder bekommen. Von solcher Abkunft mochte auch der Neger wohl seyn, mit dem wir hier sprachen; gern hätt ich von seinen Umständen etwas Ausführlicheres gehört, aber die Zeit fehlte uns. Indeß erfuhr ich doch von seiner Geschichte, die er in gebrochenem Deutsch und französisch erzählte, daß er den amerikanischen

Krieg

Krieg mitgemacht habe, und mit den zurückkommenden heſſiſchen Truppen nach Deutſchland gekommen ſey. Er verſtand ſeine Negerſprache noch und dazu ſprach er fertig engliſch. Wäre er auch nicht ſchwarz geweſen, man hätte dennoch ſeine Abkunft an ſeinem ächten Mohrengeſichte, an ſeiner breiten Naſe, weitem dicken Munde und Wollhaare erkannt. Er ſchien hier ganz vergnügt zu leben, nur das kalte Clima war ihm ſehr unbequem. Haſt du Luſt etwas von den Negern zu leſen, ſo ſuche in Campens kleiner Kinderbibliothek auf: Nachrichten von den Negerſklaven in Guinea. In der zweyten Auflage ſtehn ſie im 4ten Theile p. 224.

Wir begaben uns jetzt nach unſerm Logis wo wir ſehr gut bewirthet wurden. In unſerm Kreiſe befand ſich zu unſerer Freude der Freund, der uns von Frankfurt aus entgegen gekommen war. Heute noch länger in Hanau zu bleiben gieng nicht an, denn wir hatten noch den Haupttheil unſerer Reiſe vor uns. Ueberdem hoften wir auf unſerer Rückreiſe hier wieder etwas verweilen zu können, und konnten uns daher deſto leichter entſchließen, Hanau jetzt zu verlaſſen, und unſern Weg über das **Wilhelmsbad** nach Frankfurt fortzuſetzen.

Nach-

Nachmittags um zwey Uhr giengen wir also nach dem **Wilhelmsbade**, welches etwa eine Viertelstunde von Hanau liegt. Der Weg dahin ist Chaussee mit Linden besetzt. Rechts am Wege liegt die Fasanerie. Hier bemerkten wir im Vorbeigehen zwey sehr schöne Alleen, welche die Fasanerie durchschnitten, und links neben der Chaussee weiter fortliefen. Eine davon war fast unabsehbar lang.

Der jetzige Landgraf von Hessenkassel Wilhelm IX. der vor dem Anfange seiner Regierung in Hanau residirte, liebte diesen Aufenthalt vorzüglich, und hat sehr viel auf die Verschönerung desselben verwendet.

Die Gebäude für die Badegäste liegen in einer Reihe und sind alle im neuern Geschmacke gebauet. Das Mittlere ist mit einer Arkade versehen, unter welcher verschiedene Fremde saßen und sich vergnügten. Ich will nur einzelne von den vielen Gegenständen nehmen die uns vorkamen.

Eine kleine Insel zog vorzüglich unsre Aufmerksamkeit an sich. Sie wurde von einem ziemlich breiten Graben eingeschlossen, der in mancherley Windungen herumgezogen ist. Sechs kleine zierliche Gondeln, theils mit theils ohne Verdeck, inwendig mit Bänken und Tischen versehn, lagen

am Ufer. Wir passirten eine kleine niedlich gebaute Brücke, und traten nun auf die Insel selbst. Eine uralte Eiche stand gleich am Wege. Ein Soldat hielt hier Wache und als wir genauer hinsahen, so fanden wir, daß diese ausgehölte Eiche zugleich sein Schilderhaus war.

Vor uns erblickten wir nun einen ziemlich hohen Thurm, dessen verfallenes morsches Ansehn uns an die längstvergangenen Fehdezeiten zu erinnern schien; aber

Sapientia sub palliolo sordido latet Sapientia.

Dieser Satz des ehrwürdigen Römers Cicero fiel mir ein, als man uns die Thür öffnete und uns sagte, daß der Thurm erst vor wenigen Jahren erbaut sey.

Wir traten in die niedlichsten Zimmer von der Welt, Fußboden, Tapeten, Tische, überhaupt alle Mobilien waren ausgesucht schön, meist vom besten Mahagoniholze. Oben hatte der Thurm, den man die Burg nennt ein plattes Dach, von welchem die Aussicht ganz vortreflich ist. Statt der Ballustrade oder des Geländers um diesen offnem Platze gieng das Gemäuer des Thurmes etwa 3 bis 4 Schuhe hoch über den Fußboden in die Höhe.

Ah Glimmer! Glimmer! o sehn sie doch lauter lauter Glimmer! schrieen auf einmal die drey

drey Kleinsten, Franz, Louis und Anton, und brachten jeder ein Stück Glimmer, das sie von der Mauer abgebrochen hatten. Da sahen wir zu und fanden, daß der ganze Thurm von bloßem Glimmer aufgebauet war. Welche Freude für die Kleinen, hier einen alten Bekannten zu finden, der sie vor einiger Zeit in einer Lehrstunde unterhalten hatte.

Diese Steinart heißt lateinisch Mica und führt auch noch den deutschen Namen Blende. Die besondre Art, welche wir hier fanden, heißt man auch Katzenmetall. Es ist ein sehr gemeiner Stein und deswegen muß er meinen Lesern wohl um desto merkwürdiger seyn. Seine Farbe fällt meistens ins Graue oder Graugelbe, wenn man ihn aber entzwey schlägt, so glaubt man nichts als Silber oder Gold zu sehen; eine kleine Gold- oder Silberschuppe liegt über und neben der andern, und man kann sie mit geringer Mühe ablösen, so daß man sie wie gediegenes Gold oder Silber in der Hand hat; aber was ich so eben den Cicero sagen ließ könnte man hier just umwenden. Ein einfältiger Mann trug einmal eine ganze Schürze voll zum Goldschmide, und glaubte Wunder was er dafür lösen würde: aber man lachte ihn aus. Mit eine Heller! antwortete der Goldschmidt, der von

Geburt ein Franzoſe war, und entließ ihn mit dem Sprüchworte:

Tout ce qui reluit n'eſt pas or.

Neben dieſem Thurme fanden wir ein hohen Baum errichtet, die oberſte Spitze deſſelben war mit Metall beſchlagen und von dieſem herab hieng eine metalline Kette bis in das Waſſer des Grabens, der die Inſel umſchloß. Unſre kleinſten meynten was denn der Maſtbaum da ſolle? aber die größern alle ſchrieen: ah! es iſt ein G.....!

Doch ich will meinen lieben Leſern, die ſchon etwas von Elektricität wiſſen nicht vorgreifen, ſie mögen ſich dieß nicht ausgeſchriebene Wort ſelbſt ergänzen.

Wir verließen dieſe niedliche Inſel, denn ein Gebäude, das in einiger Entfernung vor uns auf einer kleinen Anhöhe lag, zog unſre Aufmerkſamkeit an ſich. Ei was werden wir da ſehn? ſprach einer zum andern. Einen Tempel, eine Moſchee, eine Pagode, ein Mauſoleum? Indem öfnete man die Thür und ſiehe da es war ein — — Carrouſſel.

Worin heutiges Tages dieſes Spiel beſtehe, werden viele meiner jungen Leſer wiſſen. Ein groſſes horizontal ſtehendes Rad, oder vielmehr eine groſſe Scheibe wird mit ziemlicher Schnelligkeit herumbewegt. Auf dem äußerſten Rande ſind ein

Paar

Paar hölzerne Pferde, auch wohl ein Paar kleine Wagen befestiget, welche der Spielende besteigt und sich so in einem ziemlich großen Kreise herumdrehen läßt. Neben der Bahn der Pferde und Wagen sind kleine Ringe aufgehängt und diese sucht der Spielende mit einer Lanze, oder mit einem Degen zu durchstechen; oder statt der Ringe ist neben der Bahn ein Pfeiler, auf welchen ein hölzerner Mohrenkopf stehet. Indem nun der Spielende mit seinem Pferde vorbeytummelt, bemühet er sich mit einem hölzernen Säbel den Kopf zu treffen. So wird dies Spiel noch jetzt gespielt, und auf den Reitbahnen hält man dieselbe Uebung auf wirklichen Pferden; aber der Ursprung derselben fällt in die ältesten Zeiten zurück, denn sie gehört zu den Ritterspielen unserer alten braven Vorfahren. Ihre Neigung zum Kriege und zu Gefechten ruhete auch nicht in Friedenszeiten; man erfand verschiedene kriegerische Spiele, nannte sie Tournierre, und ein solches Ritterspiel war auch das Carroussel oder Ringrennen. Man bestieg unter großen Feyerlichkeiten einen Wagen oder ein Pferd und rannte nach Ringen oder andern Kleinodien.

Jetzt ist das nicht mehr so, die Scheibe wird unterhalb durch einige Männer in Bewegung gesetzt,

setzt, und die Person bezahlt hier für die Stunde eine gewisse Taxe. — Gern hätte unser lieber Pflegevater den Kindern das Vergnügen gemacht und sie auch reiten lassen, allein da es für eine so starke Gesellschaft etwas viel Geld betrug, und wir noch viele Ausgaben vor uns hatten, so wurde dieß eine bequeme Gelegenheit zur — — Selbstüberwindung heißer Begierden.

Indem wir da standen, die artig nachgeahmten Pferde und schönen mit Plüsch beschlagenen kleinen Wagen besahen, hörten wir Blasen des Postillions. Wir erinnerten uns, daß wir unsern Wagen hierher bestellt hatten um unsre Reise nach Frankfurt weiter fortzusetzen, und vermutheten also, daß der Wagen angekommen sey. Er war es wirklich, wir mußten also eilen diesen angenehmen Ort zu verlassen. Im Vorbeygehen bemerkten wir noch einige andere Spiele, die zur Belustigung der Fremden angeschaft sind, und tranken jeder ein Glas von dem Gesundbrunnenwasser. Wir fanden es etwas säuerlich und zusammenziehend; jenes kömmt von der fixen Luft und dieß von den Eisentheilen die damit verbunden sind.

Wenn ich die Mühe unsre Reise zu beschreiben darum übernahm, um meinem lieben Leser

nütz-

nützlich zu seyn, und ihn mit Sachen aller Art bekannt zu machen, so muß ich ihm auch wohl sagen, was fixe Luft sey.

Luft ist ein Element, das sich in allen Körpern befindet, und innig mit ihnen vermischt ist. Sie mag aber so fest darin sitzen als sie will, sie muß doch heraus, wenn der Mensch es will, entweder durch Scheidewasser oder Vitriolöl, oder Feuer u. s. w. Diese herausgebrachte Luft nennt man künstliche Luft. Ich habe gesagt in allen Körpern, aber nicht in gleicher Menge, z. E. in einem Cubikzoll Erbsen sind 396 Cubikzoll, und in eben so viel Weinsteine 504 Cubikzoll Luft. Um noch deutlicher zu seyn, will ich ein anders Maaß nehmen, also in einem einzigen Scheffel Erbsen sind 396 Scheffel Luft.

„Hm!" sagte einer meiner jungen Freunde zu mir, als ich ihm dieß auch einst erzählte: „Hm, sie sagen zwar sonst keine Lügen, aber — — der tausend, das wäre ja eben so, als wenn ich in meine Tasche hier 396 eben so große Taschen voll Aepfel oder Birnen stecken sollte, das ist mir ja ganz unglaublich!

Freilich wohl, erwiederte ich: aber bedenk auch mein Lieber, daß sich die Luft in einen sehr

engen

engen Raum zusammendrängen läßt; — — — denke nur an die Windbüchse — — — daß sie in den Erbsen 396 Mal dichter zusammengedrängt seyn kann, und es gewiß ist; daß sie sich erst in einen weitern Raum ausbreitet, wenn sie herausgeschaft ist. — — Durch die Vermischung mit den Körpern erhält die Luft manche ganz besondre Eigenschaften, z. E. die Luft aus dem Eisen riecht übel, ist leichter als die gewöhnliche, wird daher zu Luftballons gebraucht, und entzündet sich, wenn man sie ans Licht bringt, daher hat sie den Namen brennbare Luft; eine andre ist vorzüglich rein und gesund u. s. w. und endlich giebt es eine andre Art in allen Kalkarten in Kreide, Gips, Marmor, die nennt man Luftsäure, weil sie säuerlich schmeckt. Sie ist auch schwerer als die gemeine Luft, und für jedes Geschöpf, das sie einathmet tödlich; aber eben diese Luftart ist es, die in dem Wasser vieler Gesundbrunnen steckt, und die sich auch in dem Wilhelmsbade befindet. Man nennt sie nicht immer Luftsäure, sondern gewöhnlicher führt sie den Namen fixe Luft, weil sie mit allen kalkartigen Körpern fest in Verbindung stehet. Dieß Wörtchen fest oder festverbunden heißt auf lateinisch fixus, daher der Name, der aber auch

eben

eben sowohl allen übrigen künstlichen Luftarten zukäme, weil sie ebenfalls fest mit ihren Körpern verbunden sind.

Ich habe gesagt, daß die Luftsäure oder die fixe Luft in kalkartigen Körpern stecke, allein man findet sie auch in Bergwerken, in manchen Hölen und andern Orten, wo die Luf nicht durchstreichen kann. Viele meiner Leser haben gewiß selbst von einer solchen Höle gehört, ich meine von der Hundsgrotte nicht weit von Neapel. Die fixe Luft steigt hier aus den Ritzen der Erde hervor, und wenn sich irgend ein Thier dem Boden nähert, so muß es sterben. Ferner ist sie sehr häufig in Brauhäusern, und überall wo Getränke in Gährung stehen.

Genug von der fixen Luft. Unser Schwager bläßt heftiger, und alles läuft nach dem Wagen, denn wer will denn wohl den armen Menschen, der doch auch nur ein natürliches Maaß von Geduld hat, stundenlang auf sich warten lassen, und ihn dadurch verdrüßlich machen?

Unsern Wagen bestiegen wir dießmal nicht alle. Die Gesellschaft hatte sich, wie gesagt, durch einen Freund vermehrt, und der Bruder desselben, ein liebenswürdiger Jüngling, war auch von Frankfurt

furt herüber gekommen, und hatte sich im Wilhelmsbade zu unserer Gesellschaft gefunden. Sollten wir beyde zu Fuße zurückkehren lassen? daran war nicht zu gedenken. Theodor, Ferdinand unser lieber Pflegevater und noch ein Erwachsener unserer Gesellschaft, räumten ihnen also ihre Plätze ein und giengen zu Fuße. Es war sehr heisses Wetter, die Chaussee bis Frankfurt war voll Staub, und enthielt wegen ihrer Härte wenig schmeichelhaftes für die Füße unserer lieben Wanderer; sie selbst waren schon ermüdet und der Weg ansehnlich lang: allein alles dieß hielt sie nicht ab die Tour zu übernehmen, denn die beyden Erwachsenen waren schon in der Kunst der Aufopferung geübt, und die Kleinen hatten festen Sinn genug, sich darin üben zu wollen; denn sie mochten just an das denken, was wir ihnen immer einschärfen, nämlich daß hier in diesem Leben für ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft nichts nöthiger sey als — Aufopferung und Selbstüberwindung.

Wir übrigen rollten durch eine Waldallee nach der Chaussee zu, welche von Hanau nach Frankfurt führet.

Ah da erblickten wir endlich den schönen Mayn, der aus den, hinter Hanau hervorblickenden, blauen

Gebirs

Gebirgen aus Franken herüberſtrömt und ſich mäſſig geſchwind durch die flachen graſichten Ufer nach Frankfurt herabwindet. Ah wie ſtaunte die ganze Geſellſchaft bey dieſem Anblicke, der das Herz erhob! — — welche Freude! — — welch lautes Geſchrey!

Der Boden, der um Hanau mehr ſandig iſt, wird immer fruchtbarer je weiter man nach Frankfurt kömmt, und die Gegend immer mehr und mehr mit Hügeln und Bergen beſetzt, die mit Reben bepflanzt ſind. An beyden Ufern des Maynes liegen Dörfer, die in Rückſicht ihrer Bauart und ihres Wohlſtandes im nördlichen Deutſchlande für Städte gelten würden. Einmal gehet der Mayn, der immer 20:100 Schritt von der Chauſſee entfernt bleibt ganz an dieſelbe heran.

Frankfurt lag nun ganz deutlich vor uns, ehe wir es noch erreichten, kamen wir an die Einfahrt eines Dorfes — — Hier ſprang auf einmal eine Perſon heraus, die wir in unſerm Leben noch nicht geſehen hatten, und die doch mit wahrer enthuſiaſtiſcher Freude auf unſern Wagen zu rennte. — Ah unſer Vater! — guten Abend lieber Vater! riefen aus unſerer Mitte heraus unſere beyden frankfurter Freunde. Da erklärte ſichs wer der Fremde

war; es war Herr Buchhändler Fleiſcher. Wir hatten nicht mehr Zeit als ein Paar Worte zu wechſeln, denn unſer Schwager eilte mit aller Gewalt.

Kaum war das Dorf paſſirt, da trabte wieder eine Perſon zu Pferde auf uns los, und das war wieder — ein unbekannter Freund aus Frankfurt. — Nun wenn das ſo fortgeht, ſagten alle: lieber Himmel, ſo ſind wir ja in Frankfurt wie zu Hauſe, und klatſchten in die Hände und freuten ſich, und fuhren mit innig vergnügten Gebärden über die Zugbrücke hinein zum Thore aller Heiligen nach Frankfurt.

Einige lange Straßen, die durch ſchöne große Gebäude und was noch beſſer iſt, durch eine unzählige Menge Menſchen verſchönert waren, brachten uns bis zum Wirthshauſe zum alten Schwaben. Einige Aengſtlichkeit über die Zögerung unſerer lieben Fußgänger beunruhigte uns noch, und unſre guten frankfurter Freunde, von denen ſich einige ſogleich bey uns eingefunden hatten, bis endlich ihre Ankunft und eine Müdigkeit, die nach einem thätigen Wachen von 20 Stunden nicht wenig wirkte, uns in eine Ruhe wiegte, deren Annehmlichkeit mein lieber Leſer täglich haben kann, wenn er uns nachahmt; dann wird er

Schlafen eine ſüße Nacht,
Nach mühevollem Lauf;
Und früh erwachen ſtark und froh,
Zu neuer Arbeit auf.

Franz weint. Kutſchengeraſſel. Es wird was wichtiges entſchieden. Die kleine reiſende Repnblik geräth in die gröſßte Unruhe und dann in die Geſellſchaft von Deutſchen, Franzoſen und Italiänern. Man wünſcht Chodowiecki zu ſeyn.

Die Bande der Natur ſind unzertrennlich feſt. Ihre Jungen vertheidigt die Löwin mit ihrem Blute, mit ihrem Leben; der kleine Zeiſig, die Nachtigall jammert, wenn der gefühlloſe Bube ihre Lieblinge mit böſem Gelächter fortträgt; ein Vater ſprang einſt vor meinen Augen in die kalte Eisfluth, um den Sohn zu retten, und der Sohn weint noch nach langen Jahren über der Aſche der

theuren Personen, die ihm das Leben gaben. Welch ein edles herrliches Band!

Franz fand hier seine kleine Schwester, die sogleich bey der ersten Nachricht, daß wir mit ihrem Bruder angekommen wären, in unser Logis kam. Er hatte sie fast seit einem Jahre nicht gesehen, und hieng an ihr, und war stumm, unzertrennlich von ihr, und weinte vor Freude.

Wenn wir uns mit diesem Bande an alle Menschen, das heißt an alle unsre Brüder fesseln, mit denen wir alle von einem Urvater abstammen, dann sind wir das, was Gott will, liebevolle, edelmüthige Seelen, und zu seiner Zeit, bey vorkommender Gelegenheit Engelseelen, wie der selige Leopold von Braunschweig. O vergiß ihn nie mein Lieber, den großen Mann, der sich durch das Band der Natur an alles fesselte, was lebte.

Ein immerwährendes Gerassel von Kutschen, die zum Gottesdienste des zweyten Osterfeyertags fuhren, und das beständige Hin- und Hergehen der Leute auf der Straße, belustigte unsere Lieben nicht wenig, die am Fenster mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit ihr Frühstück verzehrten. Anton meinte es wäre irgendwo eine große Hochzeit, und da man ihn anders berichtete, so warf er die naive

Frage

Frage auf: J, das Pflaster ist ja trocken, warum gehn denn die Leute nicht? — oder sind sie etwa krank?

Unser Zimmer ward bald von lieben freundschaftlichen Leuten angefüllt, denn ein unbekannter Freund trat nach dem andern herein, sobald als er unsre Ankunft erfahren hatte. Man sprach, lernte sich kennen, freute sich darüber und genoß das Vergnügen einer uneigennützigen Freundschaft. Hier und dort setzte sich einer und schrieb Briefe, um seinen lieben Angehörigen in Schnepfenthal und anderswärts seinen Aufenthalt und Befinden bekannt zu machen, aber im Stillen hielten die Erwachsenen Rath, und entschieden es, daß wir Frankfurt — — verlassen wollten. Noch diesen Morgen sollte es geschehen, man packte also sogleich ein, und damit fuhr ein Geist der Unruh unter die ganze junge Gesellschaft; die Gesichtszüge veränderten sich, die Mine des ruhigen Vergnügens war weg, hier erblickte man in einem Gesichte den lebhaftesten Ausdruck von Freude, dort die Züge des betrübten Erstaunens. — — Ah! — — Ah! — — was? — — ist es möglich? — — so stand alles um die Koffer her, — — weg? — — von Frankfurt weg? — — So sprachen alle, aber bey diesem

waren es Ausdrücke der Freude und bey jenem der Traurigkeit und des Erstaunens, je nachdem der eine den Plan, den ihr Pflegevater und ihre Freunde so eben gemacht hatten, einsah oder nicht einsah. — — Ja war die Antwort, wir müssen fort. Stöcke und Hüte wurden ergriffen, der Koffer weggetragen, man wanderte unter den Linden weg — ein schöner Platz vor dem Comödienhause — und kam — — Auf einmal gieng auch den Kleinsten der Gesellschaft ein Licht auf, ihre Betrübniß verschwand, sie sahen was wir vorhatten, denn auf einmal lag da vor uns — — die Befriedigung ihres sehnlichsten Wunsches, dessen Erfüllung sie sich vor unserer Abreise oft in den Umarmungen ihres lieben Pflegevaters zu erbitten suchten, ich meine — — das Marktschiff.

Ich lasse das übrige dieser Scene unberührt und beantworte meinem Leser die Frage: aber warum reisten sie so schnell von Frankfurt weg?

Wenn mein Leser sich erinnert, daß heute der zweyte Osterfeyertag war, und daß Frankfurt eine Handelsstadt ist, wo nach zwey Tagen die Ostermesse gehalten werden sollte; so wird er sich über unsre Eilfertigkeit nicht wundern, sondern die Ursach leicht finden. Wenn man einen berühmten

Mann

Mann besuchen will, wählt man da wohl just eine Zeit, wo man ihn schlafend findet?

Zurück ans Ufer des Mayns.

Ah! — ein Gewühl von Menschen, Lastträgern, Handlungsdienern, Schiffern, Abschiednehmenden; eine Menge Packen, und Tonnen, und Ballen, und Mastbäume, und Kähne, und Schiffe.

Mitten unter ihnen lag das Marktschiff, auf dem wir den Mayn hinab nach Maynz schiffen wollten. Wir nahmen Abschied von unsern lieben Begleitern, giengen an Bord und mit dem Schlage 10 gieng das Schiff ab. Personen, die wegen Geschäfte auf dem Schiffe sind, und nicht selbst mitfahren wollen, müssen sich alsdenn augenblicklich ans Land begeben, sonst werden sie mitgenommen sie mögen wollen oder nicht; denn das Schiff darf nicht einen Augenblick länger liegen bleiben. Es geschiehet aber oft, daß Personen die Zeit versäumen, und für sie ist dann weiter kein Mittel, als sich in ein Boot zu begeben und sich wieder ans Land bringen zu lassen.

Wir standen noch auf dem vordersten kleinen Verdeck, welches die Pflicht heißt, als aber das Schiff abgestoßen werden sollte, so mußten wir

ganz hinab unter das ordentliche Verdeck gehen, um von den Schiffsknechten nicht gestoßen zu werden.

Wir giengen also eine Art von kleiner Treppe hinab, kamen unter das Verdeck und fanden hier die übrigen Passagier, deren ganze Zahl sich wohl auf 120 bis 50 belaufen mochte. Alte und junge, männliche und weibliche, vornehme, geringe, geistliche und weltliche Personen; Deutsche, Italiäner, Franzosen, Engländer, alle waren hier unter einer Decke, ein Anblick, der jedem Menschenfreunde ein unsägliches Vergnügen verursacht. An beyden Seiten des Schiffes bis hinten in die Cajütte befanden sich Bänke und in der Mitte lagen eine ganze Reihe Packen, Koffer und Fässer und Ballen; alles dieß war mit Menschen besetzt, die zusammengenommen in ihren mancherley Anzügen, Lagen, Stellungen, Gesichtszügen und Beschäftigungen eine so sonderbare zwanglose Gruppe bildeten, daß ich nie so sehr gewünscht habe Chodowiecki zu seyn als hier.

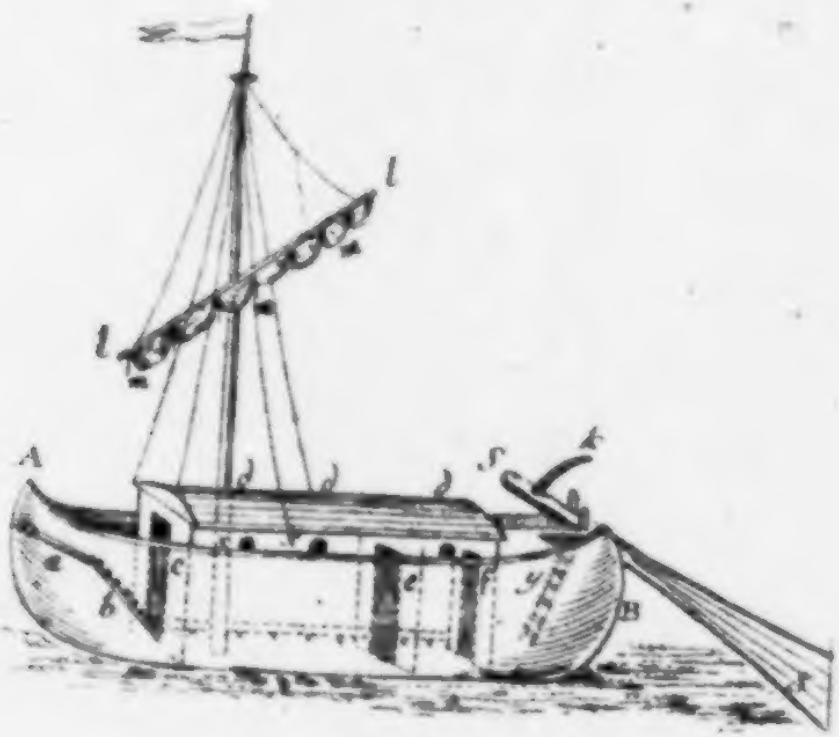
Wir arbeiteten uns hindurch bis zur Kajütte, welche solchen Personen angewiesen wird, die sich durch guten Anzug auszeichnen.

Jedoch indeß das Schiff sich unter den andern hervorarbeitet und die Mitte des Flusses gewinnt, muß ich meinem jungen Leser noch sagen, daß zwischen

schen Maynz und Frankfurt täglich zwey Markt schiffe unter Wegs sind. Das eine gehet und das andere kömmt. Die ganze Fahrt ist eine Gerechtigkeit der Stadt Maynz und wie mir deucht an zwey Schiffer in Maynz verpachtet. Der Pacht mag etwa jährlich 12000 Gulden betragen, doch kann ich für die genaue Angabe dieser Summe nicht stehen. Die Marktschiffe gehen Sommer und Winter, die Zeit ausgenommen, wo der Mayn und Rhein zugefroren ist; allein dieß dauert nur wenige Wochen. Jetzt will ich mich vor allen Dingen bemühen, von der innern Einrichtung eines solchen Marktschiffes einen Begriff zu geben. Dazu ist nun freilich eine Zeichnung das einzige und beste Mittel, jedoch wir wollen sie bis zum nächsten Kapittel versparen.

Beſchreibung des Maynzer Marktſchiffes Ein Irrthum. Freude über die ſchönen Waſſerausſichten. Man landet um zu Mittage zu ſpeiſen. Unterhaltungen der Tiſchgeſellſchaft. Eine Glocke lautet und alles ſtrömt wieder ins Marktſchiff.

Alſo ein Paar Blicke auf dieſe Figur.



Die

Sie stellt eine durchsichtige Zeichnung eines solchen Schiffes vor.

A) ist der vordere und

B) der hintere Theil;

a) das vordere kleine Verdeck oder die Pflicht, unter welcher allerley Sachen, Packen und Vieh u.d. gl. aufbewahrt werden. Dießmal wanderten einige Kälber unter demselben herum.

b) Ist eine Art kleiner Treppe, auf welcher man bis auf den Boden des Schiffs herabsteigt.

c) Ist die Scheidewand und Thür, die zu dem Raume unter dem eigentlichen Verdecke d) führt.

d) Das ebengenannte Verdeck. Der Raum unter demselben von der Thür c) bis zur Thür e), nimmt den größten Theil des Schiffes weg, hat auf beyden Seiten Bänke für die Passagier und in der Mitte Platz genug für Ballen und Packen.

e) Ist die Scheidewand und Thür durch welche man hinten in die kleine Cajütte kömmt, die Leuten von Condition zum Aufenthalte dient. Sie hat ebenfalls Bänke, und wird so wie der vorige Raum durch die

kleinen

kleinen Fenster x x erhellet. Aus dieser Cajütte tritt man durch die Thür.

f) in die hinterste Cajütte des Schiffers, die immer verschlossen ist. Sie macht das ordentliche Wohnzimmer desselben aus, und ist mit einem Bette, Tische und Bänken versehen. Oben in der Decke befindet sich hier eine Fallthür durch die er vermittelst einer kleinen Leiter y auf das hinterste Verdeck steigen kann. Hier hält er sich gemeiniglich auf um das Ruder ss zu regieren. Dieses Ruder wird nicht wie gewöhnlich rechts und links bewegt, sondern blos gedrehet. Um dies zu können ist an dem obersten Theile des Ruders ein starker Hebebaum k durch ein Zapfloch befestiget, so wie er denselben auf und nieder drückt, wendet sich auch das Ruder und durchschneidet das Wasser in verschiedenen Richtungen, und dadurch wird auch die Richtung des Schiffes abgeändert.

Wenn der Wind nicht günstig ist, so werden Pferde an ein sehr langes Tau gespannt, das oben am Mastbaume festgeknüpft wird. Die Pferde laufen immer am Ufer herab und man sollte daher glauben, daß auch das Schiff dadurch ans Ufer

gezo-

gezogen werden müsse, allein dies wird durch die Richtung des Steuerruders, und dadurch verhindert, daß das Tau sehr lang vor dem Schiffe hinaus gehet und nicht in kürzester Linie von dem Schiffe nach dem Ufer gezogen wird.

Da saßen wir nun mit einem Male unter einem Gewühle von Menschen, von denen wir nicht einen einzigen kannten. Unsre liebe junge Gesellschaft war vor Freude außer sich. — — Ah da sind wir ja endlich! — — O wie schön ist es hier! — Viel besser als auf dem Wagen! — O wenns doch erst fort gienge! So sprachen die Kleinsten, lagerten sich auf die Ballen und Koffer und spielten mit ihrer gewöhnlichen Unbefangenheit unter einander, ohne sich um die Menge Menschen zu kümmern, die um ihnen her war.

O wenns doch erst fortgienge! —

Fortgienge? — da öffnete man das kleine Kajutenfenster, Ufer und Bäume und Sträuche schienen sanft vorbeyzuschwimmen. — — Fort giengе Louis? — — „Ah was ist das? — unser Schiff geht ja schon fort, ist das möglich?“ — ja wohl kleiner Mann, aber du hast dich betrogen, es gieng schon fort als du noch auf deinem Ballen spieltest. — — Alles drängte sich nun ans kleine

Fenster

Fenster um sich zu überzeugen, daß das Schiff wirklich gienge, und überall hörte man: ei das ist doch sonderbar!

O nein gar nicht, das ist etwas alltägliches, fiel Ferdinand ins Wort, ja diesen Betrug leiden wir unaufhörlich; Kinder denkt doch nur, die Erde bewegt sich ja in einem weg, und wir denken immer sie stehe still.

Ferdinand hatte Recht. Die Bewegung der Erde um die Sonne ist bis zum Erstaunen schnell; sie durchläuft in einer Stunde 14,700, oder in jeder Sekunde 4 Meilen, und dennoch empfinden wir nichts davon.

Die unausstehliche Hitze in der Cajütte, die sich durch Oeffnung eines Fensterchen, durch das man nur mit Noth den Kopf bringen konnte, nicht mäßigen ließ, und das für uns ganz neue Vergnügen einer Wasserfahrt, welches wir erst draussen auf dem Verdecke zu genießen hofften, trieben uns heraus.

Ah! wir hatten uns nicht geirrt, entzückt standen wir alle da über den Anblick des Neuen, der Fahrt und des Schönen der Natur und Kunst. Unser Schiff hatte die Mitte des Stromes gewonnen, fünf hintereinander gespannte Pferde liefen

am linken Ufer und zogen am Zugtau im vollen Trabe, und Frankfurt lag in einer kleinen Entfernung mit seinen Palläſten und Thürmen hinter uns. O welch ein herrlicher Anblick! Im Hintergrunde ſah man einen Theil der langen ſteinernen Brücke von vierzehn Bogen, die nach Sachſenhauſen hinüber führt.

Ich war ſo glücklich von einem lieben Freunde in Frankfurt dieſe Ausſicht im Kupferſtiche zu erhalten, ſtatt aller Beſchreibung derſelben hab ich ſie verkleinert nachſtechen laſſen und ſie dieſem Büchelchen beygefügt.

Nun wandten wir uns um nach der Gegend, wohin unſre Fahrt gieng. Die reitzenden herrlichen Ausſichten auf Gewäſſer, Ufer, Felder, Wieſen, Berge und Dörfer, feſſelten uns, alles ſchien mit einer unnachahmlichen Mannichfaltigkeit neben und hinter einander wegzuſchwimmen, ſich zu nähern, zu begegnen und zu entfernen, wir fanden die Urſach dieſes bezaubernden Anblicks in der unmerklichen doch trabſchnellen Bewegung des Schiffs, aber wir vergaßen ſie und ſtanden da unermüdet bis wir herabgeſchwommen waren nach Höchſt.

Die Ufer des Mayns, der hier bis zu ſeinem Ausfluſſe ſehr viele Krümmungen macht, ſind durchgehends

gehends beraſet und hin und wieder mit Fruchtbäumen beſonders mit Apfelbäumen beſetzt. Die fruchtbarſten Ländereyen liegen auf der rechten Seite deſſelben, und der Ziehpfad für die Pferde des Marktſchiffes iſt am linken Ufer. Die Dörfer ſind dem Anſcheine nach ſehr wohlhabend und manche ſind mehr Landſtädten als Dörfern ähnlich. Sie liegen theils vom abhängigen Ufer herab bis dicht an das Waſſer, dergleichen ſind auf der linken Seite Golſtein, Schwanheim, Kelſterbach, Nunichshof, Rüſſelsheim; auf der rechten Guldenhof oder Gutleuthof, Griesheim, Singlingen, Okriftel, Flörsheim, Ettersheim, Hochheim, Roſtheim.

Bey Singlingen begegnete uns ein Schiff und ein niedliches grün angemaltes Jagdſchiff aus Bonn, welches nach Frankfurt gieng um S. K. K. H. H. dem Erzherzog Ferdinand, Generalſtatthalter der öſterreichiſchen Lombardey in Empfang zu nehmen. Kurz nachher trafen wir noch zwey andre Frachtſchiffe. Alle wurden von Pferden gezogen, denn die Luft war ſo ſtill, daß ſich kein Blättchen rührte.

Wir waren ſehr begierig zu ſehen, wie ſich Pferde und Seile und Schiffe einander ausweichen

würden. Dieß schien uns um desto schwerer, da beyderley Pferde auf einem Wege gegen einander kamen. Aber sieh da, es gieng ohne die geringste Schwierigkeit. Unsere Pferde blieben mit dem Schiffe im gewöhnlichen Gange, aber auf jenem Schiffe ließ man das Zugtau, das oben am Mastbaume durch eine Rolle gehet, ganz ins Wasser niedersinken, und so passirten wir samt unsern fünf Pferden drüber hin.

Bey dieser Gelegenheit lernten wir ein Paar Schifferausdrücke, nämlich zu Thal und zu Berge gehn, das heißt so viel als Strom ab, und Strom an gehen. Alle Schiffe, die zu Berge gehen, müssen das Zugtau streichen, das heißt, niederlassen, wenn ihnen ein anderes Schiff begegnet.

Manche Windung des Maynes war nun zurückgelegt, mancher schöne Naturanblick bewundert, und genossen, da fühlten wir endlich die Annäherung des Mittags, das heißt, wir empfanden Hunger, und erblickten in dem Augenblicke zu unserer Freude das Städtchen Höchst, welches uns, allen willkommen, vom rechten Ufer des Maynes herüber blinkte. Da kam der Schiffer mit einem messingern Kästchen oder Zählbrette, um sich von jedem Reisenden für die Ueberfahrt bezahlen zu las-

sen. Kleine Kinder bis ins siebende Jahr bezahlen nichts, alle andere aber eine gewisse Taxe, die auf die Person bis Maynz etwa 20 Kreutzer beträgt.

Um halb zwölf Uhr, hielt unser Schiff am Ufer, alles was Leben hatte strömte über ein schmales Brett hinüber, um hier Mittag zu halten.

Das Schiff von Frankfurt trifft jedesmal um diese Zeit ein, dann sind in den Wirthshäusern alle Tische gedeckt, keine Kleinigkeit fehlt, sogar die Stühle stehn schon um den Tisch her. Diese Einrichtung ist ganz vortreflich.

Wir befanden uns in Gesellschaft ein Paar freundschaftlicher lieber Männer, die wir auf dem Schiffe kennen gelernt hatten, mit diesen und einer ziemlich starken Anzahl anderer Fremden traten wir in die Stube und konnten uns kaum setzen, als schon die Suppe herumgegeben wurde. Dieß Geschäft übernahm der erste der beste von der Gesellschaft. Die Pünktlichkeit und schnelle Bedienung war nicht das einzige, was jeden Fremden hier in ein gewisses Wohlbehagen versetzt, sondern vorzüglich begünstiget dasselbe der gute freundschaftliche Ton, der in der Tischgesellschaft herrscht. Jeder spricht, wenn er eine Pause für sich findet, aber

nicht

nicht von der Frau Nachbarin, von Hochzeiten, Kindtaufen, Kleidern, nein, sondern vom Lande, von Regierung, Handel, hier erzählet ein Reisens der seine bisherige Tour, dort entdecken zwey Personen, daß sie eine dritte Person kennen, oder daß sie sich selbst einmal da oder dort gesehen haben u. s. w.

Auch das Essen, das aus Suppe, Fleisch, Gemüse, Braten und Butter besteht, ist sehr reinslich und gut. Dafür bezahlt die Person etwa 30 Kreutzer oder einen halben Reichsgulden.

Eine Stunde hatten wir etwa zugebracht, als durch eine kleine Glocke den in den Gasthöfen umher zerstreuten Passagieren das Zeichen zur Abfahrt des Schiffes gegeben wurde, und sogleich strömte aus allen Thüren der Gasthäuser eine Menge Menschen. Wir mischten uns unter sie, und so gienge wieder in das Schiff.

Das Segel wird gespannt. Ein Boot mit Proviant kömmt ans Schiff. Mehrere Rheinschiffe fahren vorüber. Ueberschwemmungen. Es wird etwas sichtbar. Reiche Bauern. Man schwimmt näher und näher. Einfahrt in den Rhein. Entzückende Gegend. Landung bey Maynz.

Das erste, was uns wieder aufstieß, waren zwey große Rheinschiffe, die nach Frankfurt giengen und in kurzer Zeit begegnete uns das dritte und vierte. Die nähere Beschreibung eines solchen Schiffes verspare ich bis auf einen andern Ort.

Das Dorf Ettersheim erblickten wir nachmittags eine halbe Stunde weit gerade vor uns, mit einer Wasseraussicht dahin, die auf der Fahrt bis hier her die schönste ist.

Der Wind hatte sich etwas weniges aufgemacht, und der Mayn machte hier eine kleine Wendung nach Mitternacht, wodurch wir den Wind mehr in den Rücken bekamen. Da kamen einige Schiffersknechte aufs Verdeck, alle Personen die hier oben standen, mußten herunter gehen, die

Pferde

Pferde wurden abgespannt, man zog das Zugtau herein, und spannte das Segel.

Das war denn eine Freude für unsere jungen Leutchen, die so etwas noch nicht gesehen hatten! Alle standen und drängten sich, durch um alles recht genau zu betrachten.

Mit der größten Geschwindigkeit wurde die Segelstange oder Rahe — die ich Seite 170 auf der Zeichnung mit l. l. bezeichnet habe — herabgesenkt, die Bänder, womit das Segel in den Stellen m m m an dieselbe festgebunden war, losgebunden, und nun — husch! gieng die Segelstange mit dem Segel wieder in die Höhe, der Wind schwellte es auf, alle Kleinen standen mit einem lang gedehnten — Ah! — — und so segelten wir weit schneller fort, als wir bisher gezogen waren. — Die Schiffer sagten: — sehen sie, nun gehts besser, denn nun haben wir den Grauschimmel vorgespannt. Damit meynten sie das Segel.

Kaum waren wir um ein Rheinschiff, das uns begegnete, herumgefahren, als wir an das Dorf Ettersheim kamen. So oft wir bisher vor einem solchen menschlichen Wohnplätzchen vorüber fuhren, freuten wir uns über Anbau, Weinberge, Woh-

nungen, über Menschen, die da herumwallten, oder über Kinder, die im Rasen friedlich mit einander spielten. O wie herrlich ist es auf Gottes lieber Erde, wenn man aus diesem Triebe der Geselligkeit und Menschenliebe Vergnügen ziehen, und sich über den Anblick menschlicher Spuren freuen kann. Aber der arme Menschenfeind mit seiner trüben Stirne, der arme Geitzige vor seinem Kasten mit Gelde, mit einem Worte die Leute mit bösen Herzen, sie empfinden diese Freude nicht recht.

Hier kam ein Boot an unser Schiff, das war beladen mit Lämmern und Proviant. Die ersten, welche nach Maynz zum Verkauf bestimmt waren, musten unter das kleine Verdeck spatzieren, aber mit dem Mundvorrathe, der in Wein, Wasser, Brod und Wurst bestand, begaben sich beyde Weibsleute mitten ins Schiff, um hier feil zu haben. Da labte sich dann der Durstige mit Wasser und Wein, ein Getränk das hier so wie in allen weinreichen Gegenden sehr gewöhnlich ist.

Wir standen alle vorn auf dem Schnabel des Schiffes und sahen zwey große Rheinschiffe um uns herum fahren. Die Schiffsknechte begrüßten sich gegenseitig durch den Zuruf Lorenz! Lorenz! was dieß aber eigentlich bedeuten solle, erfuhren wir nicht.

Da

Da setzte ich mich zu einem Schiffer auf den Bord oder Rand des Schiffes und unterhielt mich mit ihm. Von ihm erfuhr ich, daß unser Schiff an 80 Schuh lang war, schon 10 Jahr gedient und ohngefähr 1000 Thaler gekostet hatte.

Ah schon wieder Schiffe! rief Anton: Wir sahn uns um, da kamen wieder fünf Schiffe und einige Bote. Dieß waren die letzten denen wir begegneten. Die Anzahl der sämtlichen Schiffe, die uns bisher entgegen gekommen waren, belief sich überhaupt auf 18. Die meisten waren mit Kaufmannsgütern beladen, welche aus den ober- und niederrheinischen Provinzen kamen und auf die frankfurter Messe sollten.

Der Mayn ist keiner der größten Flüße, denn die frankfurter Brücke ist nicht länger als etwa 400 Schritt, aber für Frankfurt in Rücksicht des Handels ist er ein unentbehrlicher Wohlthäter. Die größten Rheinschiffe tragen etwa 4000 Centner. Ich will im ganzen auf ein Schiff nicht mehr laden als etwa 2000 Centner, so wird diese Last von etwa 6 Pferden fortgeschaft; vertheile ich sie aber zu 24 Centnern auf Frachtwagen, die mit vier Pferden bespannt sind, so sind dazu ohngefähr nöthig 83 Wagen, 166 Menschen, und 332 Pferde.

Man vergleiche die Unkosten eines solchen Transportes, die durch Futter, Nahrungsmittel, Nachtlager, Zerbrechen des Wagenzeuges u. s. w. verursacht werden, mit den Unkosten des Transports auf einem Schiffe, und man wird über die Kostbarkeit des ersten erstaunen müssen.

Das Messer, für uns ein so nützliches Instrument, verwundet uns oft; das Eisen, das unentbehrlichste Metall unter allen, ohne dessen Beyhülfe wir fast gar, gar nichts besitzen, das uns noch im Quell des mineralischen Wassers wohlthätig wird, und in der Farbe des Okers und Rothsteins so lieb ist, mordet unsre Brüder im Kriege und Frieden.

Sollen wir wohl den Gebrauch des Messers abschaffen, und Gott um Entziehung des Eisens bitten, weil sie uns oft schaden?

Oder sollen wir mit Unzufriedenheit zu unserm lieben Vater hinaufblicken, der uns dies köstliche Geschenk gab?

Entscheide mein lieber junger Leser!

Du bist verständig genug diese Bitte für Kindische Thorheit für alberne Kurzsichtigkeit zu erklären: so gehe denn auch hin zu den kurzsichtigen Leuten, die mit Unzufriedenheit zu ihrem Vater

hinauf-

hinaublicken, wenn die Elbe, die Donau, der Rhein, die Wohlthäter von ganzem Deutschland aus ihren Ufern treten, und Hütten und sterbliche Menschenfamilien einige Jahre früher in ihrer Fluth begraben; die dann alle das unermeßliche Gute und Angenehme vergessen, was diese und andre Ströme durch Beförderung des Handels, durch Drehung einer halben Million Mühlräder, durch Wässernng und Befruchtung des Landes, durch Verschönerung unseres Vaterlandes stiften, — — zu dieten geh, mein Lieber, und mache sie durch das, was du eben gelesen hast, aufmerksamer auf göttliche Güte.

Die Herren Zeitungsschreiber scheinen an der Biene oft weiter nichts als den Stachel zu kennen, und sich zu bemühen die Schärfe desselben recht deutlich zu beschreiben. Wird eine Landschaft überströmt, so wissen sie den Schaden auf den Fingern herzurechnen. Wenn sie das thun um gutmüthige deutsche Seelen zum Mitleiden zu bewegen, so ist es Lobes werth, aber Tadels werth, daß sie nicht auch zu eben der Zeit einmal das viele Millionen werthe Gute eines Stroms zu berechnen suchen.

Etwas trübsinnig über die bisherigen Gedanken gieng ich herab mit einigen Kleinen in das

Schiff, um mich zu zerſtreuen Da ſaßen, von einer ganzen Menge umringt, die beyden Proviantweiber und ließen würfeln und andre Hazardſpiele ſpielen. Der Spielende gewann Anfangs allemal, war er kurzſichtig genug, ſich dadurch reizen zu laſſen, ſo verlor er hernach deſto mehr. Wer kennt wohl nicht dieſen gewöhnlichen Kunſtgriff betrügeriſcher Spieler, und doch wie wenige ſind klug genug, ſich dadurch nicht anlocken zu laſſen?

Die Sprache der gemeinen Leute hier herum iſt ſehr übelklingend, ich hörte alle Augenblick ahns, zwah, ſtatt eins, zwey und mehr dergleichen übelausgeſprochene Wörter. Das g iſt hier ganz zum K geworden, und alles wird ſehr lang gedehnt.

Als wir da ſtanden und dieſe Bemerkung machte, kam einer von der Geſellſchaft draußen und verkündigte mir, daß Maynz ſichtbar würde. Da liefen wir pfeilſchnell auf das Vordertheil des Schiffes, und ſahen denn in weiter Entfernung die höchſten Spitzen von Maynz, juſt war es halb drey, und wir ſegelten an Hochheim weg.

Dieſer Ort liegt ſehr hoch auf einem Berge, der bis ans Ufer herangehet und den bekannten herrlichen Hochheimer Wein giebt. Der Weinbau iſt der vorzüglichſte Nahrungszweig der hieſigen Bau-

ern

ren, deren mancher 30000 Gulden und drüber im Vermögen hat. Der Boden muß vorzüglich günstig und die Bauern sehr fleißig bey dieser Beschäftigung seyn; damit ja der Mayn kein Erdstückchen abreiße; so haben sie das Ufer durch Mauern fest gemacht, und es gegen die Gewalt des Wassers geschützt. Der Ort gehört dem Domkapitel zu Maynz, und der Dombechant genießt dies an Einkünften vom Weine 12 bis 15000 Gulden jährlich. Das Jahr 1766 war vorzüglich günstig für den Wein, daher kostet hier auch die Bouteille Hochheimer sechs und sechziger einen baaren Thaler.

Endlich und endlich schwammen wir näher und näher. Das jenseitige Ufer des Rheines besteht in einer merklichen Anhöhe, vorzüglich auf der südlichen Seite von Maynz. Ein Gegenstand hob sich nach dem andern hervor. die Karthause, die churfürstliche Favorite und die Thürme von Maynz winkten ganz deutlich herüber, gleichsam um uns zu dem nähern prächtigen Anblicke vorzubereiten, der uns noch von den nächsten Gegenständen am Ufer des Maynes versteckt wurde.

Wir erwarteten viel, und dann mein Lieber ist man immer in Gefahr keine Befriedigung zu finden, aber dießmal wars anders.

Wir

Wir erwarteten viel; der Anblick des Rheines, des alten ehrwürdigen Rheines, den die Römer schon kannten *) entzückte uns in Gedanken schon, und so stellten wir uns an den Schnabel des Schiffes, und knieeten theils in der äußersten Spitze desselben.

Man wußte nicht, sollte man diese herzerhebende Wunderscene der Kunst und Natur nach und nach, oder mit schnell auf einmal dahingewandtem Blicke eröffnet sehn.

Links und rechts eilten die Ufer des Maynes zurück. die spiegelhelle sanft gekräuselte Fläche des Rheines lagin weiter Ausdehnung offen, Palläste und felsenmäßige Thürme von Maynz schienen aus ihr empor zu steigen, links eine unabsehbare Wasserebne von den blauen Gebürgen der darmstädtischen Bergstraße begrenzt, rechts die Schiffbrücke, unter ihr die hohen blauen Waldberge am Rheingau; alles dieß, ein Ganzes, dessen Anblick dem Naturfreunde einige selige Minuten schafft, — alles dies lag vor uns unter einem Himmel, dessen Heiterkeit jeden schon im Wohlbehagen versetzte. — — Was man empfand läßt sich nicht sagen, aber es war wirklicher Taumel der reinsten Naturfreude

Der

*) Cäsar in verschiedenen Stellen des vierten Buchs de bello gallico,

Der Himmel erhalte dir, mein lieber junger Freund und Leser, ein reines unbefangenes Herz, kömmst du dann einst in diese Gegend, — die gewiß unter den Deutschen eine der schönsten ist — so magst du selbst empfinden und urtheilen.

Die sanften Wellen murmelten immer unter uns am Schnabel des Schiffes und so schwammen wir quer über den Rhein hinüber. Am jenseitigen Ufer erblickten wir eine lange Reihe Kähne, Boote und Schiffe, aber was uns noch auffallender war, eine starke Anzahl Menschen, welche die Landung des Schiffes erwarteten.

Um halb 5 Uhr stiegen wir ans Land, giengen nördlich zwischen dem Rheine und der Stadtmauer herab, und erreichten mit wenigen Schritten die **hohe Burg**, ein Gasthaus, wo unser Logis schon vorher ausgemacht war, und welches seiner überausschönen einzigen Lage wegen unter die vorzüglichsten in ganz Deutschland gehört.

Man führete uns in eine Stube des dritten Stocks. Sie war gut meublirt, aber danach sah nicht ein einziger von uns, alle drängten sich an die Fenster.

Das Gebäude ruhet auf der Stadtmauer von Maynz. In einer Entfernung von 40 Schritten

fließt

fließt der Rhein; man sieht die Schiffbrücke, die Mündung des Maynes — doch ich enthalte mich der näheren Beschreibung für jetzt und mache hier — einen Ruhepunkt.

Erste Auswanderung; der große Dom und die schöne Domprobstey. Künstlicher Marmor. Besuch der Citadelle. Ein anderthalb tausend Jahr altes Monument der Römer. Aussicht von hier. Etwas über das Gewässer des Mayns und Rheins.

Da sind wir denn also in Mayn; in einer der ältesten und ansehnlichsten Städte Deutschlandes, unter einem kleinen Kreise freundschaftlicher liebenswürdiger Menschen, welche die uneigennützigste Freundschaft um uns her versammelt, die uns theils schon auf einem Boote entgegen kamen, als wir noch im Marktschiffe waren; und die gern alle Beschwerden übernehmen, um uns Vergnügen und Freude zu verschaffen.

Wir

Wir sammelten uns und wanderten mit ihnen in die Stadt; geselle dich also zu uns lieber Leser, nimm Theil an unsern Vergnügungen und an den Kenntnissen, die wir dabey einsammelten; vielleicht findest du hin und wieder manche Kleinigkeit, was durch deine Kenntnisse vermehret werden.

Wir wanderten also fort, einige Straßen, enge und breite, verbauete und offne, wie man sie in solchen alten Städten findet, waren zurückgelegt, da stand auf einmal die große ungeheure Steinmasse des Doms vor uns. Wir erstaunten nicht wenig über den mächtigen Gegenstand, der sich wie eine Gruppe von röthlichen Porphyrfelsen über alle andern Gegenstände hervorhebt; nur bedauerten wir, daß dieß so ehrwürdige Gebäude auf einem zu kleinem Platze stehet. Es war schon zu spät, das Innere zu besehen, ich muß also auch die weitere Erzählung bis auf einen andern Ort versparen.

Von hier kamen wir zur Domprobstey, ein ganz neues noch unvollendetes Gebäude, das, wenn ich mich nicht irre, der Herr Domprobst Graf von der Leye, mit vieler Pracht, zwar nicht groß, aber sehr geschmackvoll angelegt hat. Man tritt zuerst durch eine eiserne Ballustrade in den Hof, alsdann hat man das Hauptgebäude gerade vor sich und auf beyden Seiten die hervorstehenden Nebenflügel.

Im Hauptgebäude führen zwey symmetrisch zusammengestellte Treppen in einen kleinen Vorsaal, dessen Decke gewölbt und mit 16 Säulen gestützt ist. Das schönste Zimmer ist der Tanz oder Speisesaal, der etwa 33 Schritt lang seyn mag. Die Decke desselben ist vortreflich verziert, und mit einem Fenster versehen, durch welches man den freyen Himmel sehen kann; Abends bey Sternenlicht und frohem heitern Gemüth ein schöner reitzender Anblick. Dieß Plasond oder Deckenfenster ist mit Drat vergittert, damit es nicht durch Hagel oder durch sonst darauf geschleuderte Sachen beschädigt werden kann. Eine sehr schöne geschmackvoll verzierte Gallerie zieht sich oben da herum, wo das Gewölbe der Decke angehet. Sie ist durch 38 Säulen von gemachten röthlichbraunen Marmor gestützt, der so gut nachgeahmt ist, daß der Unkundige leicht hintergangen wird; aber man darf nur mit dem Finger dagegen klopfen, so kann man diese Nachahmung von der Wirklichkeit leicht unterscheiden.

Um diesen Marmor zu machen, nimmt man klar gesiebtes, gefärbtes und mit Leimwasser benetztes Gipsmehl, und überzieht mit dieser Masse Wände, Säulen, oder was man sonst marmorartig haben will. Wenn dieser Ueberzug trocken ist, so reibt man ihn mit einem Sandsteine, dann mit

Bims

Bimsteine und endlich mit Blutsteine ab, und poliret ihn dann wie Marmor mit Zinnasche.

Die eine Seite dieses schönen Saals hat Fenster, aber die andre nicht, weil sie an das Innere des Gebäudes gränzt; um nun wenigstens wahrscheinliche Symmetrie zu erhalten, so ist die fensterlose Wand mit Spiegeltafeln versehen, die den Fenstern gegenüberstehen und eine augenblickliche angenehme Täuschung verursachen, weil sich die wirklichen Fenster darin abbilden, und so eine künstliche Symmetrie bewirken. Statt der Wandleuchter befanden sich auf beyden Seiten einige mit Glanzvergoldung überzogene Statüen, deren Stellung zum Emporhalten der Lichter eingerichtet ist.

Das Orchester — das heißt überhaupt der Ort oder die Stelle, welche zur Aufführung der Musik bestimmt ist — fanden wir oben, neben diesem Saale in einem Zimmer, dessen Fußboden mit einer großen runden Oeffnung versehen ist. Um diese läuft ein Geländer, und sie kann verdeckt werden. Wenn dieß geschiehet, so scheint die Musik entfernter zu seyn.

Verzierungen, Vergoldungen und Gemälde sind durchgehends sehr geschmackvoll. In einem Nebenzimmer fanden wir Gemälde im etrurischen

Geſchmacke, in einem der Seitenflügel eine ganze Anzahl Gipsſtatüen und allerley Sachen, die zur Verſchönerung des Ganzen angewendet werden ſollten.

Unſtreitig iſt dieß Gebäude — eines der geſchmackvollſten in Maynz — nach den beſten Regeln erbauet, die man nicht von den Engländern, Franzoſen, Italiänern lernt, am wenigſten in den alten gothiſchen Gebäuden findet, ſondern die man an den Gebäuden der Griechen und Römer bewundert und nachahmt. Schade daß es nicht im churfürſtlichen Garten, oder andern Stelle der Karthauſe ſtehet, ſondern mitten unter den andern alten Gebäuden.

Da es für heute zu ſpät wurde, noch andere Gebäude der Stadt zu beſehen, ſo wurde der Vorſchlag, die Citadelle zu beſuchen, allgemein angenommen. — Um hier die Möglichkeit der Einnahme der Stadt zu berechnen? Nein, darum war es uns friedfertigen Seelen nicht zu thun, wir wollten hier bloß die Stadt überſehen, um einen Begriff von dem Ganzen zu erhalten, und zugleich die ſchöne Ausſicht zu genießen. Wir wanderten fort und kamen endlich an die Anhöhe, auf welcher die Citadelle angelegt iſt. Sie iſt wie gewöhnlich mit Wällen und Graben umgeben und das Thor ſtark befeſtiget; übrigens

wird

wird es meinen jungen Lesern bekannt seyn daß Citadellen Festungen im Kleinen sind, die in oder neben einer Stadt und zwar auf einer Anhöhe angelegt seyn müssen, von wo man die Stadt beschiessen kann. Einen merkwürdigen Gegenstand kann ich hier nicht unberührt lassen, der den Zuschauer durch sein großes Alterthum Ehrfurcht einflößt, und seinen Geist in die Zeiten versetzt, wo unsre deutschen Voreltern fast ganz ohne Ackerbau und Handel, ohne alle Kultur, von der Jagd und vom Kriege lebten, in einem Lande, das noch mit ungeheuern Wäldern und Morästen angefüllt, Schwedens oder Rußlands Klima hatte, das den herumstreifenden mit Thierhäuten bekleideten Bewohner noch keine Traube, keine Kirsche, keine Pflaume, keine Nüsse und Kastanien schenkte.

Dieses Denkmal der alten Römer ist der jetzt sogenannte Eichelstein, ein mächtiger Thurm, der wie eine Felsenmasse hier auf der Citadelle stehet, einem mehr als anderthalb tausendjährigen Zeitraume Trotz bot und alle die unzähligen, unbegreiflich großen Veränderungen durchlebt hat, die seit der Legung seines Grundsteines mit dem Lande und seinen Bewohnern vorgegangen sind. Man thut einen Blick in jene grauen Zeiten, sieht dann um

sich her in das deutsche Paradies und geräth in dankbare Entzückung gegen Gott, unter dessen gütiger Leitung das alles so mächtig verändert da liegt.

Es ist bis zur größten Wahrscheinlichkeit bewiesen, daß dieser Thurm unter Drusus gleich nach Christi Geburt erbauet ist. Der gemeine Mann in Maynz glaubte sonst, ein alter heidnischer König habe ihn aufgeführt, und sich darunter begraben lassen, um nicht am letzten Gerichte, das er nicht glaubte, aufstehen zu dürfen. Da der untere Theil dieses Thurmes etwas schadhaft wurde, so hat die Obrigkeit diese Stelle ausbessern lassen, um dieß schätzbare Stück des Alterthums so lange zu erhalten als möglich.

Ich übergehe jetzt alles übrige, und theile einige Bemerkungen mit, die wir bis jetzt über Maynz gemacht hatten und hier auf der Citadelle zu machen Gelegenheit fanden.

Die Stadt Maynz liegt an dem erhabenen Ufer des Rheines herab. Die stärkste Anhöhe ist auf der mittäglichen Seite, und hier befindet sich die Citadelle. Die übrigen merkwürdigen und sehr starken Festungswerke der Stadt liegen nach Abend zu, und erstrecken sich Stunden weit.

Die

Die Stadt hat einen sehr weiten Umfang, der leicht um die Hälfte gröſſer seyn kann, als der von Frankfurt. So finster und unangenehm als man sie gemeiniglich beschreibt, ist sie wirklich nicht, unser Auge müßte sich denn an Potsdam, Berlin und Mannheim sehr verwöhnt haben. Die Häuser sind durchgängig mit Schiefer gedeckt, die Straßen zum Theil enge und gekrümmt, theils durch bloße Mauern begränzt, die Gebäude theils finster, aber dagegen giebt es auch helle, offne Straßen und lichte Gebäude. Frankfurt am Mayn, soviel als wir es kennen lernten, ist wohl nicht viel schöner, es giebt kleine Gassen, aber man beschuldigt es nie des finstern öden Ansehens, die Ursach ist wohl die ungleich stärkere Bevölkerung und Lebhaftigkeit der sich herumtummelnden Menge Menschen, die dem Ganzen einen stärkern Anstrich von Leben mittheilen.

Das mehreste Vergnügen genossen wir hier durch die vortrefliche Aussicht. Wendet man sich nach Abend, so erblickt man grade vor sich und seitwärts Maynz, fruchtbare Gefilde hinter demselben, und dann eine lange blaue Bergkette, die den Horizont schließt. Nach Morgen hinüber ist der nächste und wichtigste Gegenstand der Rhein, von dem man links und rechts eine unabsehbare Länge

überſiehet, die endlich theils in den bewachſenen Ufern, theils in den Gebirgen verſchwindet. Der Ausfluß des Mayns liegt dem Auge ganz offen, und ſein Gewäſſer fließt nach dem Zuſammenſtrömen wie ein gelblichgrüner Streifen neben den bläulichgrünen Rheinwaſſer her, ohne ſich im mindeſten zu vermiſchen. Dieß dauert ſo fort, ſagt man, bis **Bingen**, ſechs Stunden unter Maynz. Die Urſach dieſer Verſchiedenheit des Waſſers liegt wie natürlich in der Verſchiedenheit der Quellen, aus denen beyde Flüſſe ihr Waſſer erhalten, und des Bodens durch den ſie fließen. Auch verſichert man, daß das Waſſer des Mayns ſchwerer trage als der Rhein, und daß ein Schiff, welches aus der Mündung des Rheines kömmt, immer ein Paar Zoll tiefer niederſinke ſobald als es auf das Rheingewäſſer kommt; eine Behauptung die gar nicht unwahrſcheinlich iſt. Man weiß ja, daß ein Schiff im Meerwaſſer nie ſo tief unterſinkt, als im ſüßen Flußwaſſer; die Urſach liegt bekanntlich in den häufig fremden hauptſächlich Salztheilen, die ſich im Meerwaſſer befinden. Nimm eine **Bierwage** mein Lieber — kennſt du wohl ſchon ein ſolches Ding? — ſenke ſie ins Waſſer, und merke genau wie tief ſie einſinkt; wirf dann eine Quantität Salz ins Waſſer, und wenn es ſich aufgelößt hat: ſo ſenke die

Bier-

Bierwage wieder hinein, und du wirst finden, daß sie um ein merkliches mehr aus dem Wasser heraussiehet.

Die Bierwage — so wie jeder schwimmender Körper — verdrängt just so viel Wasser als sie schwer ist. Wenn ich nun das Wasser durch Salz schwerer mache, so muß schon weniger Wasser so schwer seyn als die Bierwage. Dieß ist die Ursach zu deinem weitern Nachdenken kurz angedeutet. Zurück zur Citadelle.

Durch die Abendsonne verschönert lag die unbeschreibliche Aussicht da, wir überschauten sie unabläßig, empfanden und wanderten dann langsam nach Haus, denn ein Kanonenschuß gab das Zeichen zum Thorschlusse und Sehnsucht nach Ruhe, Eilfertigkeit unsern Füßen.

So ward der schöne Tag beschlossen, den wir alle zu den vergnügtesten unseres Lebens rechnen können. Wer über Frankfurt nach Maynz will, ein Freund harmloser Naturfreuden ist, unter dem Federhute, oder im besetzten Kleide die Nase nicht rümpft, wenn er sich von einer gemischten Gesellschaft des mittlern und niedrigsten Standes umgeben sieht, sondern gern mit seinen Brüdern umgeht, wenn ihre Kleidung auch grob und wohlfeil ist, dem

rathe ich, wenn seine Geschäfte ihn nicht treiben, mit dem Marktschiffe zu reisen.

Die große Schiffbrücke über den Rhein; Länge und Einrichtung derselben. Aussicht. Schiffmühlen.

Nichts ist fähiger unsere Körperkräfte mehr zu stärken, als ein mäßiger Genuß sanfter Freuden bey ruhigem Herzen; alles war daher am folgenden Morgen frühzeitig munter, ob wir gleich bisher vielen Schlaf aufgeopfert und manche Beschwerde ertragen hatten. Alles lief durcheinander und scherzte, Junge und Alte waren die Freundlichkeit selbst, so wie das Wetter und der heitre Sonnenblick, der so freundlich über den Rhein herüberlächelte.

Wir eilten hinaus, und kamen zur Schiffbrücke. Eine der größten Brücken ist sie unstreitig und daher einer umständlichen Nachricht gewiß werth. Die Mündung des Mayns befindet sich in einer nur geringen Entfernung oberhalb derselben, sein Gewässer fließt, wie ich vorhin sagte, noch

noch ganz von Rheinwasser abgesondert, und man kann auf der Brücke den Punkt angeben, wo man über den Mayn kommt, im Grund ist sie also eine Brücke über zwey Flüsse. Sie läuft von der Mitte der Stadt Maynz nach Kassel herüber, einem kleinen Städtchen auf der Landspitze zwischen beyden Flüssen.

Die Richtung, in der sie hinübergehet, ist nicht gerade, sondern etwas gegen den Strom ausgebogen. An den Ufern ruhet sie auf den Eisbrechern, — das heißt, auf den starken Pfählen, die in den Boden des Stroms gesenkt sinkt, damit sich das Eis an ihnen zerbricht, — gehet deswegen an beyden Ufern etwas Berg an, und senkt sich zwischen ihnen mehr in den Fluß herab.

Sie ruhet auf keinen Pfählen, auf keinem Mauerwerkr, sondern wie der Name schon anzeigt, auf 47 ansehnlichen dazu verfertigten Schiffen oder Kähnen, welche vor starken Ankern und Ketten liegen. Ueber die Kähne sind Balken und Dielen gelegt, an einander befestigt und mit zwey hölzernen Geländern versehen. Sie ist so breit, daß zwey Wagen neben einander fahren können, ohne die Fußänger von den Seiten zu verdrängen. Damit aber nicht immer auf einer Seite gefahren werde,

so liegen in der Mitte auf den Boden der Brücke in einer Linie fort Balken, durch diese wird die Brücke in zwey Seiten getheilt, deren eine zum Hinüber- die andre zum Herüberfahren bestimmt ist.

Wir zählten im Herübergehen 700 bis 740 starke Schritte, und gebrauchten bey gewöhnlicher Geschwindigkeit 7 bis 8 Minuten, ehe wir herüber kamen. Dieß wäre schon hinreichend sich eine Vorstellung von ihrer Länge zu machen; aber einem Freunde in Frankfurt, ebendemselben, dessen freundschaftliches Zuvorkommen uns in Hanau ein Muster war, hab ich, nebst manchen Bemerkungen über die hiesige Gegend, auch eine Messung dieser Brücke zu verdanken, die ihr nach dem genauesten Verfahren eine Länge von 1535 rheinländischen Fußen und 6 Zollen giebt.

Ohngeachtet dieser großen Länge, der unsäglichen Menge Balken und Dielen, wird sie alle Jahre, sobald als sich Eis blicken läßt, mit einer unglaublichen Geschwindigkeit abgeführt, oder abgebrochen.

Alle Schiffe, die von Bonn, Köln, aus Westphalen, überhaupt aus den Provinzen am Niederrhein in den Mayn oder nach den Gegenden des Oberrheins und von hier nach den niederrheinischen Ländern

Ländern wollen, müssen diese Brücke passiren. Drunter weg fahren können sie natürlicher Weise nicht, dieß können höchstens nur kleine Kähne ohne Segel, man mußte also auf ein Mittel denken, diese Durchfahrt zu veranstalten. Das ist nun wirklich da. Nämlich zunächst am Ufer von Mayn; ist ein Theil der Brücke, der sich durch seinen rothen Anstrich unterscheidet, so eingerichtet, daß er schnell vermittelst gewisser Räderwerke von der übrigen Brücke zurück genommen werden kann, so daß eine Oeffnung zur Durchfahrt entstehet. Diesen Theil der Brücke nennt man die fliegende Brücke.

Oefters kommen Flöße, die wegen ihres zu großen Umfangs diese Oeffnung nicht passiren können, so daß man von der übrigen Brücke noch Schiffe ankerlos machen und wegführen muß. Dieß kostet viel Umstände und ist daher theuer, denn für die Wegführung jedes Jochs oder Paar Kähne muß ein Dukaten bezahlt werden.

Wer auf die Brücke gehet, um sich blos ums zusehen, bezahlt dafür nichts; unsre ganze Gesellschaft gieng bis fast ans Zollhaus in Kassel ohne etwas zu geben; sobald man aber das Zollhaus passirt, ist man verbunden, für seine Per-

son

ſen zwey Kreutzer, d. i. etwa 6 Pfennige, und für ein Pferd 6 Kreutzer zu bezahlen.

Gleich unterhalb der Brücke liegen verſchiedene Schiffmühlen, das heißt Mühlen, die auf dem Waſſer ſchwimmen. Alles an ſolchen Mühlen iſt von Holze und die Grundlage ſtatt der feſten Erde eine Art von viereckten Kahn, der das Mühlhaus trägt. Auswendig ſiehet man wie gewöhnlich das Waſſerrad, und die Welle deſſelben liegt auf einem beſonders dazu verfertigten Kahne.

Die Ausſicht von dieſer Brücke iſt es werth, daß man ſie genießt. Strom aufwärts ſcheint der Rhein aus einer Landtiefe heraufzukommen, und man erblickt die entfernten blauen Gebirge der Waldſtraße; unterhalb der Brücke ſteigen zwey Inſeln aus dem Gewäſſer empor, mit Gebüſchen und Bäumen natürlich verſchönert, ein Anblick der unſre drey Kleinſten an ihren alten Freund Robinſon erinnerte.

Man wandert weiter, ſiehet Marmor ſchneiden; kömt in die Favorite und macht hier einen kleinen Sprung in die Mythologie. Dann wird die Karthauſe, dieſchönſte in ganz Deutſchland, beſucht und von der ganz beſondern Lebensart der Karthäuſer erzählt.

Wir verließen dieſen angenehmen Ort, der durch eine Menge Menſchen ganz vorzüglich belebt wird, die ſich auf der Brücke, an beyden Ufern, in Schiffen und Kähnen herumtummeln, und wanderten an der Stadtmauer längſt dem Rheine hinauf, um den Churfürſtlichen Garten zu beſehen.

Unterwegs fanden wir in einem Schuppen am Thore ein Paar Leute, welche Marmor in Tafeln ſchnitten, eine äußerſt langwierige Arbeit, die man auch ſonſt durch Mühlen verrichten läßt. Sechs Tage mußten dieſe Leute arbeiten, ehe ſie eine Tafel von etwa drey Schuh Länge und zwey Schuh Breite abſchneiden könnten. Der Block wird aufrecht hingeſtellt. Oben gerade über der Stelle, wo der Schnitt geſchiehet, iſt ein niedriger Kaſten, der mit einer Quantität ſcharfen Sande verſehen und

an der einen Seite offen ist. Ueber diesem abhängig stehenden Kasten stellt man ein Gefäß mit Wasser. Soll die Arbeit angehn, so läßt man das Wasser durch eine Federspule in den Sandkasten laufen, dadurch wird immer etwas Sand herabgeschwemmt, es fließt in den Sägenschnitt, wird hier durch die Bewegung der zahnlosen Säge hin und hergerissen, und schleift mithin den Marmor allmählig durch. Die Säge ist zwey bis drey Zoll breit, und hält etwa nur zwey dergleichen Schnitte aus.

Die Favorite — so heißt der churfürstliche Garten — liegt am abhängigen Rheinufer herab, gerade gegen der Mündung des Mayns über. Diese vortrefliche Lage ist es, die jeden Fremden hinzieht, und über der man es vergißt, daß er in gekünstelten französischem Geschmacke, der in Deutschland Gottlob nicht mehr fort will, angelegt ist. Er besteht aus verschiedenen hohen Terrassen, die mit kleinen Springbrunnen, Kaskaden — das heißt kleinen Wasserfällen — mit Hecken, Gängen, Beeten u. s. w. versehn, und mit Statüen und Gebäuden verschönert sind.

Nicht weit vom Eingange fanden wir einen Speisesaal, der sich durch sein lichtes geschmackvols Ansehn von den übrigen Gebäuden auszeichnete.

Er

Er hatte Glasthüren und war ganz mit Porcellan getäfelt. Die mehreste Unterhaltung erhielten unsere jungen Leute durch die sandsteinernen Bildsäulen, denn sie hatten vor einiger Zeit einiges aus der Mythologie oder Götterlehre der alten Griechen und Römer gehört, und hatten sichs gemerkt, daß man bey dergleichen Götter- und Heldenvorstellungen vorzüglich auf gewisse Kennzeichen, die man Attribute nennt, acht haben müsse. Alles lief um die Bildsäulen her. Hier rief einer: Ah! ein Neptun mit seinem Dreyzak! dort: ein Herkules mit der Keule! ein Apoll mit dem Lorbeerkranze und der Leier u. s. w.; vorzüglich aber machte ihnen eine Thetis zu schaffen, aus deren Vorstellung sie sich nicht finden konnten.

Man arbeitete jetzt stark an dem Garten, und schien verschiedene neue Anlagen zu machen. Neben der Favorite, etwas weiter am Rheine herauf, liegt die Karthause, die wegen ihrer herrlichen Lage eine der schönsten in ganz Deutschland ist.

Karthause? — Nun wohlan ich wills versuchen etwas darüber zu erzählen. — Was Mönche sind, weiß mein junger Freund, für den ich dieß schreibe, gewiß, eben so ist es ihm auch gewiß bekannt, daß es mehr als einerley Mönche,

daß

daß es Franziskaner — Augustiner — Benedictiner — Dominikaner — Carmelitermönche u. s. w. giebt. Jede dieser genannten Mönchsgattung macht eine eigne Gesellschaft oder einen eigenen Orden aus, der sich in unzählige in der Welt umher zerstreute Klöster vertheilt hat, und nach gewissen Vorschriften und Gesetzen lebt, die ihnen ihre Stifter vorgeschrieben haben. Diese Vorschriften oder Regeln müssen sie genau befolgen. Die Franciskaner leben also nach der Regel ihres Stifters Franziskus, die Dominikaner nach den Regeln des Dominikus u. s. w.

Die meisten dieser Mönchsgesellschaften oder Orden, haben drey Hauptgelübte, oder um deutlicher zu seyn, jeder der Mönch werden will, muß dreyerley versprechen oder angeloben, nämlich Armuth, Gehorsam und Keuschheit, das heißt: sie müssen versprechen nicht von selbstverdientem, sondern geschenktem Gelde zu leben, gehorsam gegen ihre Obern zu seyn, und nicht zu heirathen. Manche andre Orden haben das erste Gelübde der Armuth nicht, so wie die Benedictiner und — Kartheuser,

Diese letztern nennen ihre Klöster Karthausen. Nun weißt du, mein Lieber, was eine Karthause ist, so höre denn auch noch einiges von den

Mön-

Mönchen, die von des lieben Gottes Welt abgesondert in dergleichen Gebäuden leben.

Ihr Orden ist einer der allerstrengsten, und versagt ihnen Bedürfnisse, die der liebe Gott nur zu deutlich für seine Kinder die Menschen bestimmt hat. Sie müssen in ganz kahl geschornem Kopfe gehen und Kleidung von Wolle auf bloßem Leibe tragen; also weder Hemden noch Beinkleider, sondern einen bis auf die Füße herabgehenden Talar. Fleisch dürfen sie gar nicht essen, Fische ausgenommen. Keiner muß daher wohl besser die Kunst verstehen, Fische auf verschiedene Art zuzubereiten, als die Köche der Kartheuser, die aus Fischen Würste, Braten, Schinken und dergleichen zu formen und zuzubereiten wissen.

Sonderbar ist diese vorsetzliche Nachahmung der Fleischspeisen, die sie in andern Fällen wieder zu vermeiden suchen. Zum Beyspiel ein Gemälde, auf dem Christus mit seinen Jüngern das Osterlamm speißt, findet man in einem ihrer Klöster darin abgeändert, daß statt des Lammes Fische in die Schüssel gemalt sind.

Menschliche Begierden sind immer die mächtigsten Redner, die aus schwarz weiß zu machen und dazu die spitzfindigsten Gründe hervor zu suchen

wiſſen, um uns davon zu überzeugen. Aus einer ſolchen Ueberzeugung vielleicht, erlauben ſich doch die Karthäuſer das Fleiſch ſolcher Thiere, die meiſt von Fiſchen leben, z. E. Taucher, Fiſchottern ꝛc. Eben ſo ſehr wie Kleidung und Nahrung iſt ihr übriges Verhalten eingeſchränkt. Sie dürfen nie einen Fuß aus den Mauern des Kloſters ſetzen, nie ohne Erlaubniß ihrer Obern mit irgend einem Fremden ſprechen; ja, was ſich kaum ohne eine gewiſſe Beängſtigung denken läßt — es iſt ihnen ſo gar verboten unter einander zu reden, außer in gewiſſen Stunden. Ihre Hauptbeſchäftigungen ſind ſtille Betrachtungen über Tod und Ewigkeit, Singen, Beten und Geiſſelung ihres Leibes. Ihr gewöhnlicher Gruß memento mori! Der Kirchhof liegt im Mittelpunkte ihres Kloſters, ſo wie der Tod den Mittelpunkt ihrer Ideen ausmacht. Ihre Spatziergänge ſind öde gewölbte Gänge, und die Wände erzählen hier in ihren Bildern nichts, als fürchterliche Auftritte ſterbender Perſonen. Selbſt im Mittelpunkte ihres gemeinſchaftlichen größern Gartens iſt ein ſterbender Chriſtus am Kreutze errichtet. Nachts um 12 Uhr halten ſie Gottesdienſt und am Charfreytage muß die ganze Leydensgeſchichte Chriſti von dieſen Mönchen abgeſungen

werden,

werden, und zwar ſtehend mit bloßen Füßen auf kalten Steinen. —

Wie gefällt dir mein junger Freund dieß Bild menſchlicher Selbſtverläugnung? — du zitterſt? — gut! — deinem zarten Gefühle iſt dieß natürlich, indem du hier ein Beyſpiel von zu weit getriebener Bekämpfung menſchlicher Begierden ſieheſt. Sey aber weiſe, halte die goldne Mittelſtraße, und ſey ſtets über deine Begierden ein ſtrenger, aber vernünftiger Herr.

Du fragſt mich woher? warum? wozu das alles? Warum thun dieß die Leute? — Die Vorſtellungen von Gott, und der Art ihn zu verehren, ſind von je her ſehr — ſehr verſchieden geweſen. Daher Leute die Jahre lang auf einer hohen Säule auf einem Beine ſtanden, ſtets in ſtiller Betrachtung und Gebet, daher Einſiedler, die ſich der menſchlichen Geſellſchaft entzogen, daher Mönche in ihren Kloſtermauren, daher bey wilden indiſchen Nationen Verehrung des Feuers, der Sonne, des Monds und Menſchenopfer; daher Verehrung Gottes in Wäldern, auf Bergen, in Tempeln, in tiefen Gängen unter der Erde; daher Verehrung Gottes durch Verfolgung und Kriege, und Morden und Verbrennen; und endlich dahero Verehrung Got-

tes durch kindliche Liebe und Vertrauen gegen ihn, und Thätigkeit und Liebe für den Nebenmenschen.

Das hiesige Karthäuserkloster hat das öde melancholische Ansehn nicht, daß man sich sonst immer bey dergleichem Aufenthalte denkt; denn es hat die schönste freyeste Lage, die man sich vorstellen kann am Rheinufer, und die massiven weiß übertünchten Gebäude sind licht, heiter und theils prächtig.

Ueber dem Eingange stehen drey Statüen mit den drey simpeln Unterschriften *Fundavit* — *Rigavit* — *Protexit*. Aus dem Sinne dieser Wörter wird man leicht schließen, daß die Bildsäulen Personen vorstellen, die sich um dieses Kloster verdient machten. Da jetzt das Kloster aufgehoben und alle Kartheuser aus demselben entlassen sind, so fehlt nichts mehr als noch eine vierte Bildsäule mit der Ueberschrift *Destruxit*.

Man tritt durch das Thor in den innern Hofraum, der von den massiven Hauptgebäude und beyden Nebenflügeln eingeschlossen wird. In der Mitte desselben ist ein schöner Springbrunnen, mit dem steinernen Bilde der Maria.

Der Speisesaal ist ein hübsches großes Zimmer. Der Ofen stehet mitten im Fußboden in einer tiefen Oeffnung, die mit einem Eisengitter überdeckt

deckt ist. Die Küche ist dicht neben an, und das Essen wurde hier ehedem den Mönchen, die sich von aller Menschengesellschaft trennen müssen, durch die Wand gereicht. Davon ist jetzt noch in der Wand eine Art hölzerner Trommel, die sich unten und oben im Mittelpunkte um Angeln in der Wand herumdrehen läßt. Sie hat eine Oeffnung, durch diese setzte man in der Küche das Essen in die platte Trommel, und drehete sie dann herum, daß die Oeffnung in das Speisezimmer kam, wo es die Mönche in Empfang nahmen.

Die Kirche ist in zwey Theile abgetheilt, in die gemeine und Chorkirche. Sie ist nicht sonderlich groß, aber mit einer ganz übertriebenen Pracht ausstaffirt. Man erblickt fast nichts als schöne Gemälde, Marmor und ausgelegte Arbeit von Nußbaum und Elfenbein. Damit sind die Mauren bis über die Sitze hinaus getäfelt, und alle Sitze und Bänke, sogar die Fußtritte in den Sitzen überdeckt.

Durch jedes Seitengebäude führt der Länge nach eine lange prächtige Gallerie, mit hohen lichten Fenstern, roth und weiß getäfeltem Fußboden und gewölbter Decke, die durchgehends mit Stukkaturarbeit verschönert ist. An den innern Seiten dieser sehr langen Gänge befanden sich Thüren.

Wir öfneten eine und traten in die Wohnung eines Kartheuſermönchs. Eine ganz kleine Kammer und Stube, ein Paar trübe kleine Fenſter, ein kleiner dumpfer Garten von wenigen Schritten im Umfange, und dann eine hohe Mauer, an der einige traurige Gewächſe herabhiengen — das ſahen wir, und empfanden eine Aengſtlichkeit, einen gewiſſen Schauer, der uns — einer Familie, deren jedes einzelne Glied ſich in Schnepfenthal ſeiner Freyheit freuet, mit dem Vogel im Walde, mit dem Reh das unſre Fenſter vorüber über die Wieſen ſpringt, — wir empfanden, ſag ich, einen gewiſſen Schauer, der uns ganz fremd war, und traten ſchnell in die Gallerie zurück.

Hier zogen im Herausgehen einige Gemälde unſre Aufmerkſamkeit auf ſich. Es ſchienen bibliſche Stücke zu ſeyn, und doch ſah man Brillen und Theekannen und Arzneygläſer mit Zettelchen, wie in unſern Apotheken; ein Inkoſtum, das bey dieſem und jenem ein Lächeln hervorbrachte. Wenn ich den wilden Amerikaner halb mit Thierhaut bedeckt, mit Bogen und Pfeil und einem ſchönen Treſſenhute auf dem Kopfe malte, und ihn bis zur Täuſchung ſchön und blendend wie wirkliches Gold machte, ſo wäre doch eben dieſer Treſſenhut

ein

ein Fehler wider das Uebliche oder Coſtume, und jeder würde über mein Gemälde lachen.

Domkirche, Ignatius- und Auguſtinerkirche. Leſegeſellſchaft in Maynz. Das vortrefliche Gymnaſium. — Beſuch beym Hr. v. D. viele ſonderbare Sachen und viel Freude darüber. — Der ſchönſte Theil von Maynz; das Churfürſtliche Concert. Gaſſenerleuchtung.

Von hier wanderten wir wieder durch die Favorite nach der Stadt, wo wir vor Tiſche noch einige Kirchen beſahen.

Die Domkirche ein groſſes ehrwürdiges Gebäude, deſſen Aeuſſerliches ich ſchon oben beſchrieben habe, iſt allerdings werth beſucht zu werden. Ihr ganzes inneres ſehr hohes Gewölbe ruht auf 20 bis 22 Pilaſtern oder Pfeilern, wodurch das Schiff, oder Innere der Kirche von den beyden

Seitengängen abgesondert wird. Hin und wieder sah man Monumente von schwarzem Marmor.

Ganz besondre Wirkung thut es, wenn man sich aus diesem Tempel im gothischen Geschmacke, auf dem die Würde des Alterthums ruhet, in die Ignatius = oder Jesuiterkirche begiebt. Alles ist hier im neuern Geschmacke, denn die Kirche ist erst vor wenigen Jahren erbauet. Der Hochaltar hat sieben Säulen von schönem Marmor, und vor ihm hängen zwey große silberne Lampen von der Decke herab. Alles ist nett, zierlich, alle Sitze und Fußbänke von gebohnten Eichenholze, die Gemälde von Enterle schmücken das Ganze ohne es zu überladen.

Man befindet sich wohl, wenn man das alles siehet, aber die Rührung, die der Anblick des Doms auf den Andächtigen macht, findet man nicht.

Die Augustinerkirche, ist auch noch ganz neu, der vorigen ganz ähnlich, aber lange nicht so schön. Sie ist ganz in den Privatgebäuden vergraben.

Jetzt schlugs ein Uhr, und wir suchten unser Logis, wo wir in Gesellschaft einiger guter Freunde, namentlich des Hrn. Prorector Reisers aus Hanau und seiner beyden Pensionairs eines Engländers und Spaniers, zu Mittag speisten.

Denn

Dann beſuchten wir die Zimmer der hieſigen ſehr wohl eingerichteten Leſegeſellſchaft, die jetzt aus 757 Mitgliedern beſtand. Hier ſah man alle mögliche Journale, nebſt der Anlage zu einer Bibliothek der beſten neuern Schriften.

Das **Gymnaſium** iſt ein ſchönes Gebäude, das die meiſten deutſchen Schulgebäude beſchämt. Es iſt maſſiv und dabey hell, reinlich und ſchön. So fanden wirs in allen Lehrzimmern. Der große Hörſaal zum öffentlichem Examen und der Betſaal oder die Capelle ſind vorzüglich hübſch. Die ganze Einrichtung dieſer Schule iſt neu, und ſo viel als man aus den Fortſchritten der Schüler beurtheilen kann, vortreflich. Zwey von unſerer Geſellſchaft beſuchten den Unterricht in der zweyten und erſten Claſſe, und erzählten uns bey ihrer Zurückkunft mit vieler Freude, daß ihre Erwartung ganz ungemein übertroffen wäre. Die Schüler laſen hier den Cäſar und Livius vollkommen fertig ohne alle Präparation, und ſprachen über Sache und Worterklärung mit einer Fertigkeit und Geſchicklichkeit Latein, die unſre beyden Freunde in Verwundrung ſetzte. Die Profeſſoren dieſer Schule ſind meines Wiſſens faſt ſämtlich Ordensgeiſtliche des

Auguſtinerkloſters. Wir lernten mehrere Männer kennen, die ſich durch Thätigkeit, aufgeklärte Gelehrſamkeit vorzüglich auszeichnen, und der hieſigen Schule ganz vorzüglichen Werth geben. Gern möcht ich ſie alle nennen, wenn mein eingeſchränkter Raum es erlaubte, aber zwey Männer kann ich unmöglich ungenannt laſſen, dieſe ſind Herr Direktor Hornung und Herr Präfektus Haus, an die ſich unſere ganze Geſellſchaft noch mit dem lebhafteſten Vergnügen erinnert, und ſie ganz vorzüglich noch in der Entfernung ſchätzt, weil durch ihre Bemühung, die ich hier nicht weiter auseinander ſetzen kann, dieſe Schule ſehr gewonnen hat. Herrn Pat. Hornung fanden wir im Auguſtinerkloſter, er iſt Direktor der Schule, ein lebhafter gründlicher Mann und für uns gleich im erſten Augenblicke unſeres Empfanges ein Muſter von freundſchaftlicher Gütigkeit. Unſre Kleinen bewirthete er mit mineraliſchem Waſſer und Wein; das führ ich darum an, damit ſichs mein junger Leſer merke, daß in Maynz das Waſſer ſchlecht iſt. Man vermiſcht es deswegen mit Wein, und der Vornehmere Maynzer trinkt mineraliſches oder Geſundbrunnenwaſſer mit etwas Wein vermiſcht.

Den

Den Herrn Präfektus Haus, ein Mann, der die einnehmenste Sanftheit und Güte im Umgange mit gründlicher Gelehrsamkeit verbindet, lernten wir schon auf dem Marktschiffe kennen, und genossen seiner uns so schätzbaren Freundschaft während unseres ganzen Aufenthalts in Maynz, denn er war beständig in unserm Kreise, und unsre Kleinen fiengen an liebevoll an ihm zu hängen. O Schade, daß wir uns so bald trennen mußten!

Vorzüglich diese beyden schätzbaren Männer haben sehr vieles unter dem Schutze ihres Landesvaters zur Verbesserung der Schule beygetragen, in der auch unsre gute deutsche Sprache unter andern einen vorzüglichen Platz behauptet. Wir verliessen jetzt das Augustinerkloster, wo wir den Herrn Director besucht hatten, und begaben uns in Begleitung des Hrn. Pr. Haus zu einen Hrn. v. D. der sich durch die Erfindung eines musikalischen Instruments von ganz eigener Art bekannt gemacht hat, und da fanden denn unsre lieben Kinder eine Menge Sachen, die ihnen nicht wenig Vergnügen machten.

Dicht am Hause traten wir in einen kleinen Garten, der diese Sachen enthielt. — Soll ich erzählen? — — nun wohlan!

In

In einer Ecke des Gartens ſtand ein Haus, das wir ſeinem äußern Anſehn nach, ſogleich für eine Capelle, oder für eine Einſiedeley hielten. Die äußern Wände waren mit Baumrinde überzogen, um ihnen ein altes Anſehn zu geben, und oben auf dem Dache war ein Thürmchen mit einer Glocke. Die Kinder drängten ſich hinzu, und ſahen denn inwendig in der Siedeley einen Einſiedler oder Eremiten in völliger Lebensgröße, mit einem langen Talar, einem Buche in der Hand, im ſelbſtgemachten Großvaterſtuhle, neben dem Ofen, der aber kein Ofen war, ſondern bloß ſo ausſah; mich deucht er war bloß gemalt. Dieß wurde den Kindern gleich bekannt gemacht, aber zu gleicher Zeit auch geſagt, es wär ein wirklicher Ofen in dieſer Hütte, ſie möchten nur ſuchen. — Alles ſuchte — und ſuchte, fand aber nichts, was einem Ofen ähnlich war, bis es endlich herauskam, daß der von Töpferarbeit gemachte Einſiedler zugleich die Stelle des Ofens vertrate. Da entſtand denn ein Gelächter von allen Seiten. Täuſchungen von dieſer Art waren nun noch allerwärts angebracht: auf dem Herde der Küche glimmten Kohlen, Schinken und Würſte hiengen im Schornſteine, Bücher waren in ein Repoſitorium gemalt, Spinnen krochen

chen in den Ecken u. ſ. w. alles aber war bloß nachgemacht; unter die wirklichen Kohlen war rothe Folie gemiſcht, der Schinken von Töpferarbeit, die Bücher waren nicht blos gemalt, ſondern es ſtanden auch wirkliche Bücher unter den gemalten, alles war Täuſchung. Man öffnete die Thür eines Gewölbes, und den Deckel eines Sarges, der in demſelben ſtand; da lag ein völlig angekleideter Leichnam — von Wachs bis zur vollkommenſten Täuſchung nachgemacht, dann wurde eine Spinne berührt, die in der Ecke ſaß, und die Glocke ſchlug zwölf.

An einer andern Seite des Gartens befand ſich ein Häuschen mit einer völlig nachgeahmten Bauernwirthſchaft. Für unſre jungen Leute war das ein Feſt, aber das Beſte war noch übrig.

Wir fanden in einem Saale ein muſikaliſches Inſtrument, das einzig in ſeiner Art iſt. Die äuſſere Geſtalt war, wie bey einem Flügel mit drey Claviaturen, d. h. mit drey Reihen Taſten übereinander, und es hatte 24 Züge, oder Regiſter Das Eigenthümliche deſſelben iſt Nachahmung einer ganzen Menge Inſtrumente, ſo daß man ein ganzes Conzert mit Violinen, Flöten, Waldhörnern, Baßgeigen, Trompeten, mit einer Harfe,

Glok-

Glockenſpiel und Orgel u. ſ. w. zu hören glaubt. Die Täuſchung iſt bey manchen Inſtrumenten ſehr vollkommen, und die Wirkung des Ganzen äußerſt ſtark und angenehm. Dann beſahen wir noch eine Sammlung vortreflich gemalter Muſcheln, von den beyden Gebrüdern Hoch in Maynz, deren Zahl ſich auf 3500 belief.

Der Abend kam indeß, da eilten wir, um heute noch den ſchönſten Theil von Maynz zu ſehn, und das Churfürſtliche Conzert zu beſuchen.

Die Bleiche iſt unſtreitig die ſchönſte Straße, die theils mit vortreflichen Gebäuden und Palläſten beſetzt, breit und gut gepflaſtert iſt. Wir bemerkten vorzüglich die Reitbahn, ein Gebäude, das an einem großen kupfernen und vergoldeten Pferde über dem Erker gleich kenntlich iſt. In der Mitte des Hofs iſt ein großer Platz zum Bereiten, und auf beyden Seiten der Marſtall. Hu! wie funkelten manchem von unſerer kleinen Geſellſchaft die Augen bey dem Anblicke der ſchönen Pferde, vorzüglich eines iſabellfarbnen Zuges des Churfürſten.

Am Ende dieſer langen Straße, die in einen ziemlich großen Platz ausläuft, befindet ſich in einer Ecke das Churfürſtliche Schloß. Es hat zwey Flügel die rechtwinklich zuſammengebaut ſind, von drey

Stock-

Stockwerken mit 80 bis 85 Fenstern. Der Anstrich ist — nach dem hiesigen herrschenden Geschmacke — roth, und zwar dunkelroth, und eben deßwegen düster.

Wir traten in das Schloß, erstiegen einige Treppen und kamen endlich in den Concertsaal, mit der gewissen Hoffnung, hier den edlen Landesvater zu erblicken, der ganz für das Beste seines Staats und für Gelehrsamkeit lebt. Aber es schien Anfangs, als wenn diese Hofnung vereitelt werden sollte, und unsre Augen späheten in der glänzenden Versammlung des Hofes vergebens herum. Doch endlich sahen wir den erhabenen Freund der Aufklärung und Toleranz **Friedrich Joseph** hereintreten, und ich bemerkte mit innigem Vergnügen, daß einer Person unsrer Gesellschaft die Augen lebhafter wurden, das Herz stärker klopfte, weil sie ehemals das Glück hatte, unter dem Schutze **Josephs des Gütigen** zu leben.

Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich meinen lieben Lesern von der Güte, Vollständigkeit u. s. w. des Konzerts erzählen wollte. Der Saal, wo es gehalten wird, ist groß, und der Boden mit einer rothen Tuchtapete belegt, um den Schall der Fußtritte zu verhindern. Wir entfernten uns, und da es nun schon ganz dunkel geworden

den war, so hatten wir Gelegenheit die Gassenbeleuchtung zu sehen, die wirklich vorzüglich gut ist. Die ganz gläsernen Laternen hängen mitten über der Gasse an langen Linien, die von einem bis zum andern Hause gezogen sind. In der Mitte jeder Laterne stehen zwey Blenden mit ihrer Rükkenseite gegeneinander, und vor jeder Blende eine Lampe. Der Schein wird durch diese Einrichtung viel blendender als bey den gewöhnlichen Pfahllaternen, die mit Bley oder Blech gefaßt sind, und überdem die Hälfte ihres Lichts an die Hauswände werfen, wo es nichts fruchtet.

Unsere vielen heutigen Wandrungen, deren verschiedene Richtungen sich aus dem Gelesenen gar nicht schließen lassen, hatten uns ungemein ermüdet; jeder suchte die Ruhe, und fand sie gewiß besser als der Reiche, dessen Füße, bloß an getäfelten Fußboden gewöhnt, durch sechzehn andre ersetzt werden.

Rheingegend ein Gemälde für junge Naturfreunde. Ein Kranich, aber kein Vogel.

Gestern, mein lieber junger Freund, führte ich dich hiechin und dorthin in Mainz, wir verließen auf einige Zeit den Anblick der schönen Natur umher; aber heute gieb mir deine Hand, mein Lieber, denn ein großer Theil des Tages ist den Naturfreuden gewidmet; du steigst mit uns in einen Nachen und begleitest uns auf einer — Rheinfahrt.

Jedoch es ist noch früh, die Kleinen beschäftigen sich mit Anzuge und Frühstück, und stehn an den Fenstern, wo sie an einer Menge Menschen am Ufer und auf Schiffen Unterhaltung finden.

Du wirst dich erinnern, daß unser Logis dicht am Ufer des Rheines ist, versetz dich einmal in Gedanken zu mir hier an dieß Fenster, wo du das Gewässer übersehen kannst; gebrauch einmal die schöne Kraft deiner Seele, sich abwesende Dinge vorzustellen, aber lies aufmerksam.

„Mein Standpunkt ist in der dritten Etage der hohen Burg, etwa 40 Schritt vom Rheine. Gerade unter mir seh ich auf eine lange Straße

links und rechts der Stadtmauer hin, und auf das diesseitige Ufer. Eine Menge Menschen läuft hier durch einander, und beschäftigt sich mit Karren und Packen und Winden aus den Schiffen. Tonnen, Kisten und Ballen liegen am Ufer herab und in einer langen Reihe 35 bis 40 theils größere theils kleinere Schiffe.

Dieß sind die nächsten Gegenstände des Handels und der Schiffahrt, die jeden Zuschauer, der an Menschenthätigkeit Vergnügen findet, Stunden lang unterhalten können.

Aber die Gegend, die Wassergegend umher, ist mehr als entzückend; wer bloß an bergichte oder ebene Getraidegegenden gewöhnt ist, den reißt sie so ganz hin, daß er betäubt da steht.

Etwa 740 Schritte ist hier der Rhein breit, etwas links erblick ich die lange Schiffbrücke, die unabläßig eine Anzahl Menschen herüber nach dem Städtchen Kassel führt, das am jenseitigen Ufer liegt, und meine ganze Aussicht links und rechts in zwey gleiche Theile abtheilt.

Blicke in Gedanken mit mir in den Theil zur Linken.

Von Kassel an, so weit als ich links sehen kann, ziehn sich an den jenseitigen Ufern herab

Aecker

Aecker und Weinberge; mit ländlichen Wohnungen und den Gebüschen, die hin und wieder das Ufer bekränzen, sind sie angenehm untermischt. Um sie her schließt ein entferntes blaues hohes Gebirge den Horizont. Es kömmt vom Rheingau herüber, den es in seinem Schoße trägt, und bildet ein großes Amphitheater. Auf einem der höchsten Berggipfel liegt eine Burg. Man nennt sie hier die Platte, und sie ist ein Lustschloß des Fürsten von Nassau Usingen-Carl Wilhelm. Durch mein Fernrohr erblick ich ansehnliche Gebäude, aber die Gegend, von dort aus den Rhein hinauf, ist gewiß eine der ersten in ganz Deutschland.

Jetzt wende ich mein Auge ab von diesen gebirgigten Theile und erblicke zur rechten Hand eine ganz neue Welt. Die hohen Gebirge endigen sich hinter Kassel, ohne das man es sieht, und scheinen daher auf der rechten Seite von Kassel wie abgeschnitten, das Rheinufer mit Grase und Weiden besetzt, hat sich erniedrigt, aber ist reitzend schön durch Mannichfaltigkeit in Aeckern, Gärten, Wiesen, Bäumen, Dörfern.

Dort, weiter zur Rechten, am meergrünen Rheine hinauf scheint hinter dem bekränzten

Ufer das Land herabzusinken, und der Strom aus einer Tiefe heraufzukommen.

Nur noch einen Blick den Rhein gerade hinauf über die fast unabsehbare sanft gekräuselte Wasserfläche. Ihr jenseitiges Ufer erscheint wie ein schmaler von Gebüsch und Bäumen durchflochtner Kranz, hinter welchem das Dorf Keinsheim aus der Fluth empor steigt. Alles übrige Land liegt hinter ihm vertieft und unsichtbar, bis sich endlich in hellblauer Ferne der Malchenberg, ein langes hohes Gebirge im Darmstädtischen hervor hebt und den Horizont schließt.

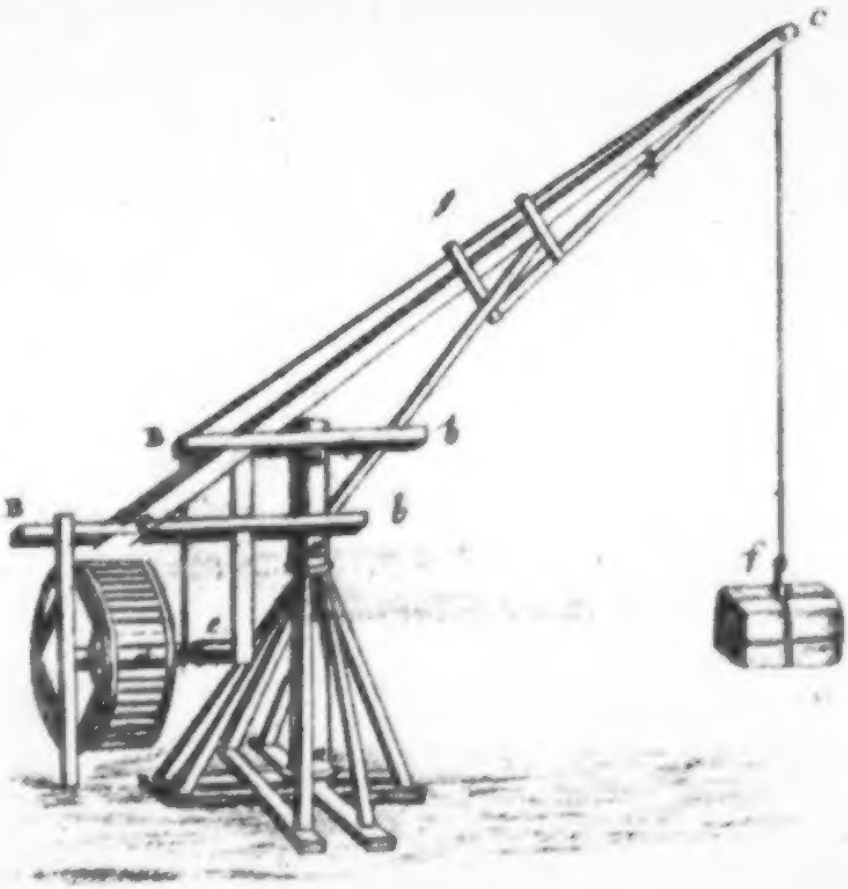
Dieß sind einige schwache Züge einer Gegend, die ich nicht genug ansehn und bewundern kann. Der Sonnenstrahl liegt wie eine Feuersäule über den Rhein herüber, und blendet mein Auge, das erst spät gesättigt aber bald ermüdet werden kann.

Das bisherige schrieb ich wirklich am Fenster in Maynz, und dann eilten wir mit unsrer ganzen Kindergesellschaft an das Ufer, um hier zweyerley Dinge zu besehen, nämlich einen Kranich, und — — — doch das wird sich finden, jetzt vom Kraniche.

Von einem Kraniche?

Ja,

Ja, aber nicht von dem bekannten Zugvogel, sondern von einer Maschine, mit welcher man schwere Lasten aus den Schiffen hebt, und ans Ufer niederlegt. Folgende Zeichnung wird dir einen Begriff davon geben.



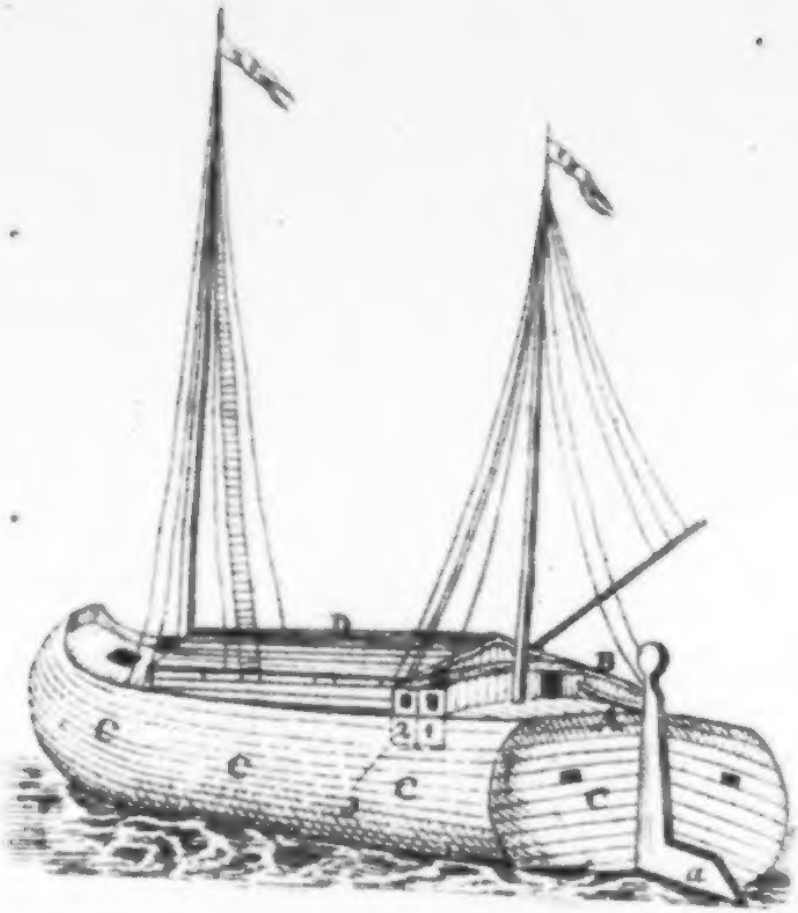
Die Hauptstücke an dem Kraniche sind erstlich ein starker an der Erde befestigter Ständer

oder ſtarker Pfeiler a a a. Er läuft bey b b b durch die beyden ſtarken Balken Bb. Cc iſt ein ſchreg in die Höhe liegender Balken, der ebenfalls durch Bb gehet; d iſt ein großes Trittrad, e die Welle deſſelben. An dieſer iſt ein ſtarkes Seil befeſtiget, welches in B, und ganz oben in c über meſſingene Rollen läuft, und bey f mit einen ſtarken Hacken endigt, an welchem die Laſt gehangen wird.

Dieß ſind die Hauptſachen der ganzen Maſchine, alles übrige iſt blos da um ihr Feſtigkeit zu geben. Das Rad wird inwendig von Leuten getreten, dann drehet ſich die Welle, das Seil wikkelt ſich auf, und ziehet die Laſt nach dem oberſten Schnabel c hinauf. Iſt dieß geſchehen, ſo kann man vermittelſt eines Hebebaumes, den man durch das Rad ſteckt, die ganze Maſchine mit der Laſt um den Ständer a a a herumdrehen, und ſo die Laſt über dem Schiffe weg rechts oder links ans Ufer bringen. Um die Maſchine gegen die Witterung zu ſichern, überbauet man ſie auch wohl. So wars hier am Rheine.

Ein ſchmaler gefährlicher Weg wird paſſirt. Ob Leibesübungen Kleinigkeiten ſind? Beſchreibung eines Frankenthaler Frachtſchiffes.

Das zweyte, was wir hier beſahen, war ein Frachtſchiff, das größte von allen, die jetzt vor Maynz lagen. Es war mit zwey Maſten, und wie ich hörte mit drey Segeln verſehen, die aber jetzt herabgenommen waren, weil das Schiff hier vor Anker lag, und Ladung von Maynz einnehmen wollte. Wir hatten zwar ſchon das Marktſchiff kennen gelernt, das ich oben ſchon umſtändlich beſchrieben habe, indeß vermutheten wir die Einrichtung hier ganz anders zu finden, und weil dieß wirklich ſo war, ſo wird dirs, mein lieber Leſer, nicht unangenehm ſeyn, hier eine genaue Zeichnung und eine Beſchreibung davon zu finden. Du darfſt nur aufmerkſam leſen, und etwa die angegebne Länge des Schiffes wirklich mit Füßen abmeſſen, ſo wirſt du dadurch einen ziemlich deutlichen Begriff von einem Gegenſtande erhalten, den viele gar nicht haben.



Das Schiff war von Frankenthal, einer bekannten Manufakturstadt am Rheine in der Pfalz, und es lag hinter zwey andern Schiffen, so daß es vom Ufer ganz abgeschnitten war.

Eine 12 bis 16 Schuh lange schmale Diele war von dem Ufer bis zum ersten Schiffe gelegt, und eine zweyte Diele führte dann bis zum unsrigem hinü-

hinüber. Das Gewässer schwelgte unten an die Planken der Schiffe und man sah von einer Höhe auf die Wellen herab, die wenigstens ein Stockwerk betrug.

Die Kleinen mußten Halt machen, ich selbst sprang über die erste Diele hinüber und stellte mich aufs Verdeck des ersten Schiffes. Da stand ich und maaß mit Bangigkeit die Breite des Brettes, die Geschicklichkeit unserer Lieben, die alle mit funkelnden Augen da standen und auf Erlaubniß hofften. Sie ward gegeben, denn was ist erlernte Geschicklichkeit, wenn man sie nicht gebrauchen will?

Muthig kamen alle ohne Anstoß herüber, der sechsjährige Kleinste Louis nicht ausgenommen. Auch das zweyte Brett wurde passirt, da standen wir im Schnabel des Schiffes; aber nun war noch die gröſste Schwierigkeit übrig. Von a bis b lief ein sehr schmales Brett, über welches man gehen muß um hinten in die Cajütte zu kommen. An der Seite lief zwar zum Anhalten eine Stange als Geländer der längst daran hin, aber die war viel zu hoch für die kleine Herde. Fast wollt ich umkehren, aber alle baten zu dringend. Wohlan also — und siehe es gieng ohne Anstoß.

Meine Freude war außerordentlich, denn ich ſah hier die Frucht einer nicht unnütz angewandten Bemühung, jedem Kinde unſerer Familie nicht bloß geiſtige, ſondern auch körperliche Geſchicklichkeiten mitzutheilen.

Dein Arm, lieber Freund, iſt geſund und ſtark durch Werfen, Heben, Tragen, Halten u. ſ. w. Komm her, gieb mir dieſen geſunden ſtarken, geſchickten Arm, ich will ihn krank, ſchwach, ungeſchickt machen, ohne ihn gewaltſam zu behandeln. Ich will dir bloß ein Armband umhängen, in dieſem ſollſt du ein Paar Jahre dein liebes Aermchen ruhig herumſchleppen. — Du haſt es gethan; weg mit dem Bande, nun verſuche einmal die Stärke des Arms! — ach er iſt ſchwach und elend geworden, kaum kann er noch wenige Pfunde von der Erde aufheben.

Nun ſag mir in aller Welt, wie geht das zu? Wie iſt er ſo kraftlos, ſo ungeſchickt geworden?

Dieſe Frage, mein junger Freund, darf ich dir nicht beantworten, denn ich würde ſonſt zu viel Mißtrauen in dein Nachdenken ſetzen.

Was wird denn aber erfolgen, wenn dein ganzer Körper ſo armbandsmäßig behandelt würde? — Wird nicht der Erfolg derſelbe bleiben, würde

dein

dein Körper nicht eben sowohl kraftlos, elend, plump, ungeschickt werden, so wie vorhin der Arm?

Wenn er das nun aber durch Mangel an Uebung geworden ist, so sag mir doch, was willst du denn in aller Welt damit anfangen?

Ja noch mehr; wenn ihn dir der liebe Gott gab, um ihn durch Thätigkeit für die Welt und für dich selbst nützlich seyn zu lassen; wenn dieß das einzige Universalmittel ist seine Gesundheit zu erhalten: womit willst du es denn vor dir und dem lieben Gotte verantworten, wenn du ihn durch Vernachlässigung für die Welt und für dich unnütz und beschwerlich machst, wenn er dann durch seine Schwächlichkeit oder wohl gar durch Krankheit gehindert wird seine Pflichten zu thun? — Womit, mein theurer junger Freund, womit willst du dieß verantworten?

Mit nichts in der Welt ist dieß möglich.

So denken wir in unsrer Erziehungsfamilie zu Schnepfenthal, und darum bilden wir nicht bloß den Geist unsrer Kinder, sondern auch ihren Körper. Jede Minute ist zu einem Geschäfte bestimmt, alles geht in einer festen bestimmten Ordnung, daher kann ich dir sogar die Zeit angeben, in welcher körperliche Uebungen vorgenommen werden,

den, nämlich im Sommer früh von 5 bis 6, und Mittags von 11 bis 12 Uhr; der ganze übrige Tag ist zur Bildung ihrer Seelenkräfte bestimmt. Wir befördern also diese indem wir ihre Körperkräfte nicht vernachläßigen, wäre der wohl nicht ein blödsinniger oder boshafter Mensch, der uns, deswegen tadeln wollte? —

Aber wir vergessen ja gar das Schiff.

Auf seinem Hintertheile fiel uns sogleich das Steuerruder A a ins Auge. Wenn das Schiff links gehen soll, so drehet man es mit A rechts hinüber, und so umgekehrt. B ist die Cajütte, die in zwey Zimmer 1 u. 2 abgetheilt ist. Wir traten durch die Thür neben dem hintersten Mastbaume hinein, und fanden, daß 1 die Stube und Küche der Schiffsknechte war, darin stand ein Bette, ein Ofen nebst Küchen- und Tischgeräthe, und ein kleiner Vorrath von Fleisch und Brod. Das Behältniß 2 gehörte dem Schiffsherren und war reinlich und geräumig genug. An der linken Seite war ein Alkofen mit einem Bette durch einen Verschlag abgesondert, die Glasfenster waren herausgenommen um frische Luft zu haben, und die Oeffnungen wegen der Insekten mit Fenstern von Beuteltuch verschlossen. An der andern Wand stand eine eichene Commode, auf der jetzt die Zierrathen der Maste nebst

der

der Flagge lagen. Aus dieſer Stube kam man auf einer Leiter, die ich durch die ſchregen Punkte bey 3 angegeben habe in den Raum C. C. C. C. des Schiffes. Ich ſtieg hinunter und es war als wenn ich in einer langen und hohen Scheure wäre. Die Rippen des Schiffes lagen dicht neben einander hin und waren von ſtarken eichenem Holze. Ich maß die Länge vom Schnabel bis zum Hintertheile, unter der Caſütte B weg, und zählte 51 Schritte. In dieſen großen Raum werden die Waaren gepackt wovon bey hinreichendem Waſſer 4000 Centner geladen werden konnten.

Von dem Manne, der uns herumführte, einer ſehr gefälligen, höflichen Perſon, die den Beweiß gab, daß es in jedem Stande, ſelbſt unter den Matroſen ſittſame, gefällige gute Leute gebe, denen man für ihre Mühe kaum ein kleines Trinkgeld aufdringen kann, erfuhr ich, daß ein ſolches Schiff 4000 Gulden koſte.

So oft wir von einem Schiffe ſprachen, fiel Ferdinand dann und wann ein; ja, aber ein Seeſchiff iſt doch etwas ganz andres, und dann erzählte er denn mit großer Hitze von allerley Sachen, die dieſen Gegenſtand betreffen, von Ankern, Tauen,

Masten, Kanonen, Bauart, Hafen, so daß sein Geist öfters gar nicht mehr bey uns, sondern in seinem Vaterlande Frankreich war. Seine Kameraden baten ihn, doch einmal den Hauptunterschied zwischen einem hiesigen und einem Seeschiffe anzugeben. Da fuhr er denn so fort:

„Seht Kinder ein solches Schiff, wie dieses hier trägt etwa 4000 Centner, aber ein Kauffartheyschiff oft 400 Tonnen oder 8000 Centner und noch weit mehr. Aber ein solches Schiff ist auch ganz anders gebauet. Hier in diesem ist der Boden platt, aber bey einem Seeschiffe gewölbt, und in der Mitte längst dem ganzen Boden hin läuft ein mächtiger starker Balken, der heißt der Kiel, an dem Kiele sind die Rippen oder die Bauchstüde befestigt, und an diesen wieder mit starken eisernen Bolzen die Planken, das sind fünftehalb Zoll dicke eichene Dielen.

Ach Kinder das ist nur ein Spaß gegen ein Seeschiff, denkt doch nur einmal, der Anker zu einem Seeschiffe wiegt oft allein 6 à 7 bis 8000 Pfund, das Tau zu demselben ist 24 Zoll dick, 120 Klafter lang und hat allein ein Gewicht von 13824 Pfunden.

— Es ist Zeit daß Ferdinand aufhört. Wir sind glücklich wieder über die schmalen Dielen herüber

über, und eilen in die Stadt zu einem Herrn Toſetti um ein Kabinet von ausgeſtopften Thieren zu beſehen.

Schade daß du nicht bey uns warſt mein junger Leſer, um ſelbſt zu ſehen, aber was würde es dir helfen, wenn ich dir von Füchſen, Mardern, Katzen, kleinen Rehen, Schweinchen, die alle wie lebendig da ſtanden, erzählen wollte, deine Naturgeſchichte wird dieſe Erzählung erſetzen. Ueberdem iſt der Nachen ſchon beſtellt, wir danken für das Geſehene, empfehlen uns und eilen mit einigen lieben Freunden aus Maynz aus Ufer und fahren — jedoch ich dächte hier wäre ein Ruhepunkt nicht undienlich.

Beſchreibung einer Luſtfahrt auf dem Rheine, einige der glückſeligſten Stunden während der ganzen Reiſe. Schloß in Biberich, eine Ausſicht über alle Beſchreibung.

Auf deiner Karte mein Lieber, liegt gerade gegen Maynz über, wie du ſchon weißt, ein Städtchen Namens Caſſel. — Dieſer Name, beyläufig geſagt,

ſagt, der oft in der Geographie vorkommt, iſt wahrſcheinlich aus dem lateiniſchen Worte Caſtellum, Burg entſtanden — Wenn du von Kaſſel eine Stunde lang am Rheinufer herabgeheſt, ſo erreichſt du ein anderes Städtchen Namens Biberich, und biſt nun nicht mehr im Nieder- ſondern im oberrheiniſchen Kreiſe und zwar in einer Reſidenz des Fürſtenthumes Naſſau-Saarbrück-Uſingen.

Dieß mußt du dir nothwendig merken, denn nach keinem andern Orte als hierher ſollte unſre Fahrt gehen, welche ich dir eben verſprach.

Achtzehn Perſonen — — Unter denen ſich auch Herr Proviſor Heidlof befand, ein freundſchaftlicher gefälliger Mann, dem unſere Geſellſchaft recht vieles Vergnügen zu verdanken hat, indem er ſich unſerer auf alle mögliche Art annahm, und ſelbſt mit zu dieſer überausvergnügten Rheinfahrt Anlaß gab, — achtzehn Perſonen, ſag ich, hatten die beyden Bänke, die am Boorte des Nachen hinliefen, eingenommen, alle mit Geſichtszügen, nach denen man das Bild der Freundlichkeit hätte malen können, alle vergnügter als der Doge von Venedig, wenn er im großen Bucentaur ſitzt und ſich mit dem Meere vermählt.

Zwey Ruderknechte saßen im Schnabel des Kahnes, und schlugen mit ihren Rudern so tapfer die Fluth, daß wir uns in kurzem auf der Mitte des Stromes sahen. Die vortrefliche Aussicht Rhein auf und nieder war hier wieder ganz neu.

Von allen unzähligen Gegenständen hätte dir dießmal gewiß nichts besser gefallen, als zwey Inseln, die in einiger Entfernung vor uns lagen. Die erste, welche eine halbe Stunde lang ist, hatten wir bald erreicht, und fuhren nun an ihrem linken Ufer herab. Sie ist mit schönen Fruchtbäumen besetzt, ihre Ufer werden von wilden Gestaude und Bäumen umkränzt, und Wiesen mit hohen fetten Grase und Aecker machen sie mannichfaltig und schön wie ein Paradies. Der Frühling hatte sie schon mit dem schönsten Grün überkleidet. Wir entdeckten eine Meierey, die nach Schweitzer Art eingerichtet ist, und bald darauf ein Landhaus des Churfürsten, dessen weiße blendende Farbe mit dem sanften Grüne herrlich abstach und in sehr guten simpeln Geschmacke erbaut war. O wie freuten wir uns! Es war, als wenn wir neben der Insel der Calypso hingerudert wären.

Dergleichen Inseln giebt es im Rheine noch viele. Man nennt sie hier Auen, und sie verdienen

ten noch den Beynamen goldne; denn sie sind sehr fruchtbar, tragen alle Getraidearten, Weide und Obst im Ueberfluß, und ernähren manches Dörfchen, womit sie besetzt sind.

Nach kurzer Zeit kamen wir auch der zweyten Insel näher, indem wir noch immer am Ufer der ersten herabfuhren. Auf jener erblickten wir wieder ein churfürstliches Lustschloß, das mit unbeschreiblicher Anmuth zwischen den Bäumen hervorlauschte.

Kaum hatte uns dieser schöne Gegenstand etwas beschäftiget, so nahm die erste Insel ein Ende; der bisher hinter derselben versteckt durchfließende Rheinarm strömte nun mit dem vollen Strome zusammen, und auf einmal wurde der ganze, hier sehr breite Rhein, übersehbar. Ein allgemeines Freudengeschrey kündigte diese neue Entdeckung an, und kaum war es gestillt, so erfolgte ein zweytes; denn in demselben Augenblicke lag das schöne Residenzschloß des Fürsten von Nassau-Usingen gerade vor uns am Ufer, und sein Flor ähnliches Gegenbild unten im Gewässer entzückend schön und sanft.

Meine Feder — lieber junger Freund — kann dir die Gegenstände umher, und die Empfindungen, das Klopfen des Herzens in der Brust eines jeden

nicht

nicht beſchreiben, es war, mit einem Worte, wie im Lande der Feen.

Wir ſtiegen aus, nachdem wir juſt eine halbe Stunde gefahren waren, und der Herr Hofpredi ger **Pickel**, ein überaus menſchenfreundlicher vors treflicher Mann, hatte die Gütigkeit uns nach dem Schloſſe zu führen, und uns auf alles Merkwürs dige aufmerkſam zu machen.

Wir traten zuerſt in die Kirche, die ins Kreuz gewölbt und nicht groß iſt. An der Wand war die Ueberſchwemmung des Rheines vom 2ten May 1784 auf einer metallnen Platte bemerkt, in einer Höhe, die meinen Augen gleich war.

Die Lage des Schloſſes, eines maſſiven hübſchen Gebäudes, läßt ſich aus dem obigen ſchon ſchließen; die Hauptfronte läuft mit dem Rheine parallel, und hat bis ans Ufer heran einen großen anſehnlichen Platz vor ſich. Neben und hinter dem Schloſſe liegt ein großer ſchöner Garten, nicht ſo ganz in franzöſiſchen Geſchmack verſchnitzt, mit hohen gewölbten Baumgängen, runden einſamen Plätzen und einem anſehnlichen Springbrunnen.

Große Pracht, und großen Aufwand findet man indeß hier am fürſtlichen Hofe nicht; dieß wird erklärbar, wenn man weiß, daß der Fürſt

mehr für das allgemeine Wohl seines Landes, als für die Verschönerung dieses einzelnen Fleckchen sorgt, das die Natur schon überaus verschönert hat.

Im Schlosse selbst fanden wir einen ansehnlichen runden Salon, mit einer gewölbten Decke und einer Gallerie, die von starken Marmorsäulen gestützt wurde.

In der Bibliothek des Fürsten fand unsre junge Gesellschaft vorzüglich Unterhaltung an zwey kostbaren Werken. Das eine waren die Alterthümer der alten römischen Stadt Herkulanum, die, wie dir bekannt seyn wird, nebst der Stadt Pompeji vom Vesuv überschüttet wurde, und die man zu unserer Zeit auszugraben anfieng. Man fand sehr viele Sachen von den alten Römern; Münzen, Gefäße, Instrumente u. s. w. eine große Anzahl derselben sind in Kupfer gestochen, und einen Theil dieser Kupfer in zwey großen Foliobänden fanden wir hier. Nächst diesem aber noch etwas viel seltneres, das einzig in seiner Art ist, nämlich eine starke Sammlung ganz herrlich nach der Natur gemalter Blumen auf Pergament, in einem starken Foliobande. Sie war in der Mitte des 17ten Jahrhunderts verfertigt von Walter, und beynahe durchgängig so täuschend natürlich, daß

man

man ſchon ein Gebot von 20000 Gulden ausgeſchlagen hat.

Die Ausſicht von dieſem Schloſſe iſt unbeſchreiblich ſchön; Maynz mit ſeinen hohen Thürmen und Palläſten ſcheint vollkommen auf dem Waſſer zu ſchwimmen, weiter hinauf werden die Ufer zu grünen Streifen, das Land verſinkt und der Rhein ſcheint ſich aus der Tiefe heraufzuarbeiten. Ganz am Ende des Horizonts erblickten wir die hellblauen Gebirge an der Bergſtraße mit ihrem höchſten Gipfel dem Malchenberge. Daſelbſt hat der Landgraf von Darmſtadt einen Thurm erbauet, der eine überaus weite Ausſicht beherrſcht, und uns wie ein weiſſer Punkt herüberblinkte.

Vor uns lagen die Inſeln friedlich in der ſanften Fluth, freundlich lauſchten die Häuſer aus den Gebüſchen hervor, der Rhein kräuſelte ſich um ſie her und ſpielte mit dem herrlichſten Meergrün. Das jenſeitige Ufer zeigte die neue Allee, den ſchönſten Spatziergang von Maynz; das Dörfchen Monbach, das einen ganzen Diſtrikt mit Kirſchen verſorgen kann, lag unter den blühenden Bäumen, und ſchien mit röthlichweiſſer Wolle überdeckt zu ſeyn.

Weiter rechts den Rheingau hinauf. Waſſer, Inſeln, Dörfer, Weinberge und hohe Gebirge, alles dieß ſah man wie durch einen feuerrothen Nebel. denn die Abendſonne erhellte die Dünſte, die vom Rheine aufdampften, und machte den Rhein zu einem Feuermeere, deſſen Glanz alle Blicke hemmte.

Wie ſchön o Gott iſt deine Welt gemacht,
Wenn ſie dein Licht umfließt;
Ihr fehlts an Engeln nur, und nicht an Pracht,
Daß ſie kein Himmel iſt.

Spaziergang am Rheine. Ein Floß, Weinberge und Weinbau, Trübſinn und Aufheiterung.

Entzückt wanderten wir in Geſellſchaft des lieben freundſchaftlichen Herrn Hofpredigers durch Aecker und Weinberge am Rheine herauf um nun wieder nach Caſſel zu gelangen.

Auf dem Rheine ſahen wir ein ſehr großes Floß, auf dem ſich eine ſtarke Anzahl Menſchen befanden. Das Holz woraus dergleichen Flöße zu-

ſam-

sammengesetzt, und womit sie beladen sind, kommt aus den holzreichen Gegenden des Maynes, und wird in die holzarmen Niederlande verführt. Anfangs sind es nur viele kleine Flöße, die aus jenen Gegenden herabgebracht werden bis vor die Maynzer Schiffbrücke. Sobald aber, als sie diese passirt sind, vereinigen sie sich zu einer ungeheuren Größe, schwimmen wie kleine Inseln fort, und sind bisweilen so mit Menschen besetzt, daß in einer einzigen Mahlzeit oft ein ganzer Ochse verzehrt wird.

Die Weinberge liegen hier bis dicht ans Wasser herab, und sind meistentheils mit Mauern oder Zäunen umgeben. Ein guter Freund unterhielt mich, indem wir langsam nach Kassel heraufschlenderten, mit Erzählungen vom Weinbaue, und damit du dir, mein lieber Freund, bey einem Glase Wein künftig einen ordentlichen deutlichen Begriff machen kannst, so höre mich an.

Der Weinstock ist ein asiatisches Gewächs, das die alten Deutschen gar nicht kannten; ebendeswegen erfordert er besondre Behandlung in unserm kältern Clima. Die Gegend, in der er wächst, muß aus sanften Thälern und Bergen bestehn, die sich nicht beschatten; hier pflanzt man ihn an die Mittagsseiten, und nennt dieß einen Weinberg.

Im Winter werden die Stöcke in tiefe Furchen niedergebogen und mit Erde ganz überdeckt, damit sie der Frost nicht berührt. Im Frühjahre holt man sie wieder hervor, dieß nennt man **aufziehen** oder **ausschütten**; **beschneidet** sie und **bindet** sie an Pfähle. Den ganzen Sommer hindurch hat man mit Auflockerung des Bodens, mit Ausgäten des Unkrauts, mit **verhauen** oder abköpfen der oben hinauswachsenden Reben zu thun, bis endlich alle diese Arbeit durch die Weinlese im September oder October vergütet wird. Dann werden die Pfähle wieder ausgezogen und der Weinstock wird wieder **gedeckt**, d. h. niedergebogen und mit Erde überdeckt. Die Trauben werden **gekeltert**, d. h. mit Füßen zertreten, und mit einer großen Presse ausgepreßt. Der ganz frische Saft heißt **Most**. Diesen läßt man **gähren**, füllt ihn auf Fässer, läßt ihn eine Zeitlang stehn und **trinkt** ihn dann als **Wein**.

Der König von allen deutschen Weinen wächst hier im Rheingau *) und in den nächsten Gegenden von Maynz.

In

*) Der Rhein strömt aus der Schweitz gerade nach Norden herab. Diese Richtung verändert er zum ersten Male eine kleine Stunde über Maynz, denn hier wird er von einem hohen

In kurzen waren wir in Kassel eingetroffen, die Schiffbrücke passirt, und in unserm Logis angelangt.

Die Freude des Tages belebte unsre ganze Gesellschaft, aber der Koffer wurde schon gepackt, ein trauriges Zeichen. Wir empfanden den Abschied aus diesem deutschen Paradiese zum voraus, und mancher stand am Fester mit trübsinnigem auf die große Rheinfluth geheftetem Blicke, bis endlich Finsterniß die schöne Gegend überdeckte. Unser gute Pflegevater bemerkte den Trübsinn und dachte: du sollst sie aufheitern. Wohlan! meine Lieben, sprach er: wohlan wir fevern heute das Rheinfest, seyd munter und lustig! — da erschienen ein Paar Flaschen mit deutschem Weine mehr auf dem Tische, man setzte sich, speiste, trank, die Herzen wurden frölicher und die laute Freude ertönte endlich zur Ehre des Rheins in dem frohen Liede:

hohen quervorliegendem Gebirge gezwungen, sich nach Abend zu wenden. Die höchsten Spitzen von diesem Gebirge heißen die Wurzel, der Trompeter, der Feldberg, und das Land was unter ihnen am Ufer des Strohmes hinliegt, ist der eigentliche Rheingau.

Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher,
Und trinkt ihn freudig leer!
Und trinkt ihn freudig leer! u. ſ. w.

Endlich kamen die Worte: geſegnet ſey der Rhein! — geſegnet ſey der Rhein! und ich bin nicht im Stande die feuervollen enthuſiaſtiſchen Blicke, mit denen man über die halbhellblinkenden Rheinfluthen hinaufſchaute, zu beſchreiben.

Ein wichtiges Kapitel aber bloß — — für junge Statiſtiker, betreffend den Handel von Maynz.

Euch meine Lieben, die ihr gerne noch mehr wiſſen möget, als Bauart Lage, Straßen u. ſ. w. kann und darf ich wohl nicht unbefriedigt entlaſſen, wohlan alſo, ehe wir noch das liebe Maynz verlaſſen, erzähl ich euch etwas von dem Handel dieſer Stadt nach den Bemerkungen eines lieben Freundes, dem ich dafür ſehr verpflichtet bin.

Der Handel der Stadt Maynz iſt zwar im ganzen genommen beträchtlich, hat aber den Grad

von

von Vollkommenheit noch nicht erreicht, deſſen er fähig wäre, vermöge der herrlichen Lage des Orts und der vielen Gerechtigkeiten, zu welchen hauptsächlich das ſchätzbare Stapelrecht *) gehört.

Ehemals war er weit blühender, und ſchon in den früheſten Zeiten glänzte Maynz als die Hauptſtadt von Niederdeutſchland. Bis ins 15te Jahrhundert war ſie von den Churfürſten ſo unabhängig, daß ihr bloß der Name einer freyen Reichsſtadt fehlte; ſächſiſche und fränkiſche Kaiſer hielten hier öfters Hoflager, Reichsverſammlungen, die hohe Geiſtlichkeit feyerliche Synoden oder Zuſammenkünfte, mehrere Kaiſer wurden hier gewählt und gekrönt, man hielt öffentliche Tournire u. ſ. w. Durch dieſe Feyerlichkeiten wurden eine Menge fremder Kaufleute oft bloß durch Neugierde hergezogen, aber ſehr oft ließen ſie ſich auch häuslich nieder, weil ihnen die ſchöne Lage und das ſanfte Klima gefielen. Man findet daher noch in den älteſten Verzeichniſſen der Maynzer Patrizier eine Menge

*) Stapelrecht beſitzt eine Stadt, wenn alle durch- oder vorbeypaſſirenden Waaren ihr eine beſtimmte Zeitlang zum Verkaufe ausgeſetzt werden müſſen, ehe man ſie weiter fortführen darf, und dann führt ſie den Namen Stapelſtadt.

Menge fremder franzöſiſcher Namen, nebſt dem Zuſatze Gallus, oder e Gallia ortus.

Dieſe Fremdlinge waren es hauptſächlich, die bey den Einwohnern Handlungsgeiſt und Induſtrie aufweckten. Maynz wurde nun der Mittelpunkt des ganzen Rhein- und Maynhandels; von Straßburg bis Cölln fuhren nur hieſige Schiffer Strom auf- und abwärts, und dieſe letztere Stadt ſtand mit Maynz in genaueſter Verbindung. Aber ein Krieg zwiſchen Diether von Iſenburg und Adolph von Naſſau, machte dieſer glänzenden Handlungsperiode ein Ende. Maynz wurde 1462 von Adolphen eingenommen, ſeiner Freyheit beraubt, alle Bürger, die gegen ihn die Waffen ergriffen hatten, wurden vertrieben, und dadurch ſah man mithin die vornehmſten Handelsleute zerſtreut. Frankfurt, das bisher nur wenig beträchtlich war, war für die Vertriebenen ein ſicherer Zufluchtsort, es ſtieg von dieſer Zeit an zu ſeiner nachmaligen Gröſſe hinauf, indem Maynz unter mehreren Kriegen und feindlichen Anfällen von ſeinem Gipfel herabſank, und ſeit dieſer Zeit bemüheten ſich Regenten und Große des Maynzer Staats immer noch vergebens, dem Handel ſeine ehemalige Lebhaftigkeit wieder zu verſchaffen. Die Anlegung der Schiffbrücke,

brücke, der Kranische, Lagerhäuser, die Mäßigung des Zolls, Preißaufsetzungen auf kaufmännische Industrie u. s. w. hatten wenig oder gar keine Wirkung. Unter dem Churfürsten Joh. Fr. Carl schien indeß eine neue glückliche Periode für den Maynzer Handel anzuheben. Dieser für den Handel so thätige Herr verlegte die Maynzer Messe just in die frankfurter Meßzeit, verbot jedem Maynzer Unterthan die frankfurter Messe zum Einkaufe zu besuchen, durch vortheilhafte Bedingungen und selbst durch Belohnungen suchte er die berühmtesten Kaufleute auf seine Messe zu ziehen, er setzte die Zölle herab, besuchte die Messe in eigener Person mit seinem ganzen Hofstaate, kaufte allen ab, und dieß wirkte so viel, daß die Frankfurter bange dadurch wurden. Aber dieser thätige Herr starb, und mit seinem Tode verschwand das Meßgetümmel.

Eben so fruchtlos war das Project des vorigen Churfürsten Emmerich Joseph. Er zog aus Frankfurt einen sehr reichen Kaufmann, Namens Bolognaro nach Höchst. Diesem Manne, von dem ich bey Höchst in der Folge sprechen werde, wollte man in Frankfurt für 20000 Gulden das Bürgerrecht nicht geben, dieß war die Veranlassung seiner Entfernung. Der Churfürst glaubte nach und nach

mehr

mehrere besonders katholische Kaufleute in sein Land zu ziehen; aber jene Stadt sah ihren Fehler ein, wurde behutsamer und gab den weitläuftigsten Anverwandten Bolognaros das umsonst, was es ihm selbst für 20000 fl. nicht hatte zugestehen wollen. Dadurch sitzen Bolognaros Verwandte wieder so fest in Frankfurt, als wäre nie etwas vorgefallen.

Hier kann ich die kurze Uebersicht der Geschichte des Maynzer Handels schliessen, und nun mein Lieber, laß uns sehen, in welchem Zustande er sich gegenwärtig befindet.

Maynz treibt Handel mit **Wein, Feldfrüchten, Gartenfrüchten** ꝛc. **Nüssen** und **Kastanien**, mit **Salz, Holz, Manufakturwaaren Tabak** und seit drey Jahren mit **Mineralwasser.**

1) Der **Weinhandel** ist jetzt nichts mehr so stark als sonst; Ursachen sind theils die hohen preussischen Zölle bey Niederwesel ꝛc. wo vom Fuder Wein 80 und mehrere Thaler erlegt werden müssen; theils die geringere Ausfuhr nach Westphalen, nach den kaiserlichen und den vereinigten Niederlanden und ins Hannöversche, wohin sie jetzt weit seltener, sondern desto häufiger ins Hessische, Hanauische und Cölnische geschiehet. Auch Churpfalz hat eine starke Auflage auf die Einfuhre der Rheinweine

weine nach Bayern gelegt, um seine inländischen Pfälzischen Weine desto mehr in Aufnahme zu bringen. Hierin, und besonders in den guten Weinjahren 79, 80, 81, 83, 84 liegen zugleich die Ursachen, warum die Weine im Preise etwas gesunken sind, wozu auch zugleich die häufigen Versteigerungen von Weinen der aufgehobenen Jesuiten und Karthäuser beygetragen haben, bey welchen oft über 100 Stücke von den besten Jahrgängen um sehr billige Preise verkauft wurden. Doch kostet gewöhnlich ein Stück Hochheimer oder Rüdesheimer von gutem Jahrgange seine 1000 bis 1200 Gulden, und erst im vorigem Jahre wurde ein Stück Hochheimer von 1775 in einer Auction mit 2000 Gulden bezahlt. Ueberdem erhielt der hiesige Weinhandel von den Jahren 1750 an einen unangenehmen Stoß durch hin und wieder laut gewordene Klagen über Weinverfalschungen. Der damalige Churf. Joh. Fr. Carl ließ zwar alle Keller durchsuchen, und an 8 bis 10 Stück, die man verfälscht fand, ausschütten und dem Volke Preiß geben; allein die schädlichen Folgen dieser Klagen blieben doch nicht aus, und seit der Zeit haben die Frankfurter Weinhändler wirklich mehr Abgang, als die Maynzer.

Die besten Rheinweine wachsen — ich bitte hier meinen jungen Leser auf der Karte nachzusehen

— zu Rüdesheim, Johannisberg, Oestrich, Rauenthal, ferner im Rheingau, zu Hochheim am Mayne, zu Laubenheim, Bodenheim, Nierstein, und besonders gut ist der Michelsberger, der gleich bey Weissenau am Rheine wächst. Im obern Erzstifte sind der Klingenberger, Haynbacher und Ziegelberger bey Aschaffenburg die vorzüglichsten. Noch muß ich zum Schlusse meinem jungen Freunde sagen, daß vor etwa 1015 Jahren der deutsche Kaiser Karl der große die erste Rebe in den Rheingau setzen ließ.

2) Der Getraidehandel ist in Maynz sehr ansehnlich, denn es ist gleichsam der Markt einer Strecke von 9 bis 10 Stunden weit. Jeder Bauer auch der ausländische darf sein Getraide zollfrey einführen, daher kann man Freytags kaum durchs Gedränge der Menschen, Pferde und Wagen kommen, womit der Kornmarkt, welcher am Rheine liegt, angefüllt ist. Hauptsächlich findet dieß Statt die sechs letzten Freytage vor Martini, wo die ausländischen Bauern am häufigsten zuführen.

Im niedern Erzstift ist zwar der Kornbau nicht sehr stark, weil alles mit Reben bepflanzt ist, desto besser ist er aber in dem Obern, und in den zu Maynz gehörigen Aemtern Fritzlar und Amöneburg.

Die maynzer Mehlhändler sind meistentheils reiche Leute, welche starken Handel ins Cölnische

und

und in die preußischen Besitzungen Westphalens treiben. Ein anderer sehr starker Handlungsartikel ist Hirse, wovon oft bis 1400 Säcke oder Malter aus dem Darmstädtischen hieher gebracht und von den Mehlhändlern aufgekauft werden.

Sehr beträchtlich war im Jahre 1785 der Aufkauf des Kleesaamens, der in ausserordentlichen Frachten nach den östreichischen Niederlanden versendet wurde, wo man die von den Holländern unter Wasser gesetzten Distrikte an der Schelde damit besäete, weil sie zu anderer Einsaat untauglich waren.

3) Gartengewächse und andre Victualien werden aus den benachbarten Gegenden alle Tage, vorzüglich aber Dienstags und Freytags, auf den großen Maynzer Markt gebracht. Die hiesigen Gartengewächse sind von vorzüglicher Güte, und werden theils in die benachbarten Länder, hauptsächlich ins Nassauusingische verführt. Das einzige eine Stunde von Maynz liegende Dorf Gusenheim oder Gausenheim versieht ganz Wißbaden damit. Dennoch läßt Maynz noch vieles Gemüse von Sachsenhausen herüberkommen, welches in vielen Stücken noch Vorzüge hat.

Die gewöhnlichsten Fischarten, die man im Rheine und Mayne fängt und auf dem Fischmarkte verkauft, sind Salme, Aale, Rheinkarpfen, Maynkarpfen, Hechte, Persche, Schleien, Bresem,

Mülben, Rothaugen, Krassen, Weißfische, Störe, Aalraupen, Forellen, Barben.

4) Nüsse und Kastanien. Erstere wachsen im ganzen Lande in großer Menge, werden aber meistentheils zu Oel geschlagen und nicht in Natura ausgeführt; letztere kommen theils von der Bergstraße, theils von Oberursel und Kronberg, zwey Städte und Amtsdistrikte auf der rechten Seite des Maynes. Man verfährt sie nach Schwaben, Franken und auf dem Rheine bis Cölln und weiter, aber dieser Handelszweig ist sehr mißlich, denn die Kastanien gerathen nicht oft und verderben gar leicht.

5) Salz wird zu Orb oder Urb einem Flekken ohnweit Saalmünster gesotten, hat aber nicht die Güte des cöllnischen Salzes. Der Handel mit demselben ist an einige Hofkammerräthe verpachtet, und jeder maynzer Unterthan muß sein Küchensalz von ihnen kaufen.

6) Der Handel mit Holze ist sehr wichtig und ergiebig. Das ganze obere Erzstift, das heißt der Theil vom Churfürstenthum Maynz, der in der Gegend des Maynes liegt, ist waldicht und der größte Theil des dortigen Spessart und Odenwaldes ist churmaynzisch. Das ganze Land ziehet daher nicht nur von hier sein Brennholz, sondern giebt auch vieles an Frankfurt und an die Pfalz ꝛc. ab. Alle Flöße, die von dort her und aus dem

dem Bambergiſchen und Anſpachiſchen kommen, müſſen, wenn ſie nach Holland wollen, die maynzer Brücke paſſiren, wie ich ſchon oben geſagt habe, und im Frühlinge und Sommer vergehet kein Tag, daß nicht zum wenigſten eines bey Maynz anlanget. Gewöhnlich haben dieſe Flöße auf jeder Seite 10 Ruder und wie man mir verſichert hat, oft über 100 Perſonen die auf ihnen den Mayn herabkommen und ordentliche Hütten zum Kochen auf denſelben errichtet haben. Zu Lohr und ſelbſt zu Maynz werden viele Rheinſchiffe gebauet, ſowohl für einheimiſche als fremde Beſtellungen. Uebrigens nimmt man an, daß jährlich über eine Million Stecken Holz zu 44 Zoll bey Maynz anlangen, dieß wäre für eine Summe von mehr als 5000000 fl. denn der Stecken vierſchuhiges koſtet jetzt 5 Gulden.

7) Unter den Maynzer **Manufakturen und Fabriken** ſind die vorzüglichſten folgende:

a) Die **Porzellanfabrik zu Höchſt.** Das hieſige Porzellan erreicht, wie man mir verſichert, in Feinheit und Schönheit der Malerey das Meißner; nur die Vergoldungen ſind nicht ſo dauerhaft. Hauptſächlich verfertiget man hier ſchöne Figuren, Gruppen, Vaſen, Urnen ꝛc. Ehemals befand ſich hier ein ſehr geſchickter Künſtler, Namens Melchior, der dieſe Sachen bildete, und durch ſeine Abweſenheit ſoll die Fabrik etwas in Abnahme gerathen ſeyn, man

man arbeitet aber durch neue Verbesserungen dagegen, und hat dieß auch wirklich Ursach, da die Waaren dieser Fabrik, durch ganz Deutschland verführt werden sollen.

b) Die Fayencefabrik zu Flörsheim hat stärkern Abgang als die ebengenannte Porcellanfabrik, wozu die sehr billigen Preise das ihrige beytragen. Man verfertigt hierhauptsächlich Kaffee- und Theegeschirr und setzt es vorzüglich im Darmstädtischen, Usingischen und Pfälzischem ab.

c) Die Spiegel welche zu Lohr geschliffen werden, sind ihrer Güte wegen sehr beliebt, und werden nach Franken Schwaben und der Pfalz verführt. Niederlagen davon befinden sich in Maynz und Frankfurt.

d) Glas wird geschliffen zu Rechtenbach, ein Ort im Spessart, und damit wird das ganze Land und auch umliegende Gegend versehen.

8) Tabak. In der Stadt Maynz giebt es viele Tabaksfabriken, deren Unternehmer grundreiche Leute sind, die den ausgedehntesten Handel mit diesem Produkte treiben, das selbst in einigen Gegenden des Hochstifts angebaut wird. Seit dem letzten Pariser Frieden hat dieser Anbau abgenommen; denn die virginischen Blätter, die durch den amerikanischen Krieg sehr theuer geworden waren, sanken

nun

nun wieder im Preise, und verdrängten den Abſatz der einheimiſchen Blätter.

9) **Mineralwaſſer.** — Seit ohngefähr 3 Jahren beſitzt Maynz drey mineraliſche Quellen in verſchiedenen Gegenden des Landes, die ihrer Güte wegen in der Folge einem ſehr ausgebreiteten Handel verſprechen, und jetzt ſchon ſtark ausgeführt werden. Sie heißen das Stahlwaſſer, das **Werter oder Rheingauer** Waſſer bey Rüdesheim und das **Schwefelwaſſer** bey Weilbach.

Merkwürdig iſt es, daß dieſen Sommer 1786 in der Maynzer Rheinallee, welche von Maynz aus rheinabwärts läuft, ſowol mit genannten einheimiſchen Waſſern, als auch mit Selter, Schwalbacher Brunnen ꝛc. förmliche Brunnenkur von mehr als 1000 fremden und einheimiſchen Perſonen gehalten wurde. „Sie werden begierig ſeyn" ſchrieb mir ein lieber Freund aus Maynz, wer das Projekt zu dieſer ſo ſeltſamen Kur machte? Hier haben ſie die Geſchichte. Die Wittwe eines armen Schuſters bat unſern Herrn Oberpräfect des Gymnaſiums Namens L*** um ein Allmoſen. Er hatte ſie ſchon lange gekannt, gab ihr 50 Gulden, und ſein Bruder, der Hr. Archivrath L*** vermehrte dieſe Summe mit noch 50 fl. Sie riethen ihr zugleich dafür mineraliſche Waſſer anzuſchaffen und wirkten ihr beym Churfürſten die Erlaubniß aus,

es in der Allee feil zu haben. Es geſchah, der Anſchlag glückte ſo ſehr, daß dieſe Wittwe jetzt ſchon einige 1000 fl. gewonnen haben ſoll.

Dieß wären alſo die wichtigſten Artickel mit denen ſich der Maynzer Handel beſchäftiget. Um zum Beſten deſſelben gründliche und geſchickte Kaufleute zu bilden, befindet ſich ſchon ſeit 6 Jahren in Maynz eine Handlungsſchule, in welcher alles, was dieſer Stand braucht, bis auf die Praxis um ſehr geringes Geld gelehrt wird. Vorzüglich wichtig und blühend iſt der Handel mit Spezereywaaren und holländiſchen Fiſchen, wäre der Handel im Groſſen ſchon zu eben der Gröſſe gediehen, ſo stünde Frankfurt in Handlungsſachen gewiß einige Grade unter Maynz, denn wie man mir verſichert, ſo iſt der Handel im Kleinen in dieſer letzten Stadt weit beträchtlicher als in jener. Seitdem die Zeitungen uns die gute Nachricht geben, daß Friedrich Wilhelm von Preußen die Auflagen auf Rheinweine ſehr vermindert habe, hat man die gegründete Hoffnung, daß der Weinhandel wieder neues Leben erhalten wird.

Seit 8 Monaten befindet ſich in Maynz eine vortrefliche Einrichtung um dem häufigen Betteln Einhalt zu thun, nämlich eine Wollenſpinnerey in welcher jetzt ſchon (Dezemb. 1786) über 500 Arme hinlänglichen Unterhalt finden, und die künftiges Jahr durch das ganze Land verbreitet werden ſoll. Ein neuer Beweiß das Churfürſt Joſeph ein gütiger Landesvater iſt. Der Director dieſer wohlthätigen Anſtalt iſt ein braunſchweigiſcher Kammerrath, deſſen Namen ich nicht erfahren habe.

Die Fortſetzung folgt im 5ten Bande.

Reiſen

der

Salzmanniſchen Zöglinge.

Fünfter Band.

Welcher den Beſchluß der Reiſe nach Mainz und eine Reiſe nach Schmalkalden enthält.

Leipzig, 1787.

bey Siegfried Lebrecht Crusius

Wie aus Weiß oft schwarz wird. Abreise von Maynz. Einfahrt in den Mayn. Ankerschmieden. Der Kopf ist gegen die Hände ein Riese. Fahrzeuge auf dem Rheine und Mayne. Landung in Höchst.

„Ein Räuschchen haben sich also die Herrn ge„trunken? — — Ei ja, man weiß ja wohl, wie „es geht, da erzählt man immer nur das Beste „und das Böse behält man so hübsch im Stillen „— für sich!“

Legtest du wohl, lieber junger Leser, mein Buch mit diesen Worten aus der Hand, als du am Ende des vorigen Bändchens dieser Reisen meine Erzählung von dem letzten zu Maynz verlebten Abende gelesen hattest?

Wie ich zu der Frage komme? sagst du:

Eine Warnung, mein Bester, die ich dir unmöglich vorenthalten kann, weil sie zum Glücke deines Lebens nicht wenig beytragen könnte, wenn du mich anders aufmerksam anhörst; eine Warnung ist es, die mich antreibt dir, — verzeih es mir! — die obigen Worte in den Mund zu legen.

Du selbst sollst jetzt über eine solche Art andre Menschen zu beurtheilen und aus weiß, schwarz zu machen Richter seyn.

Gesetzt du hättest ein gut gemaltes Gemälde auf deinem Zimmer, einen Menschenkopf von guter richtiger Bildung, jugendlich frisch und von deinen eigenen Händen gemalt. In deiner Abwesenheit käme Jemand, umzöge die Augen mit Roth, die Lippen mit Blau, überpinselte das Ganze und verstellte die Züge. — — Hu! was würdest du sagen, wenn du ins Zimmer träteſt? — — Könntest du es ablengnen, daß es dein Bild sey? — — Nein! — Aber wie gefiele dir der Mann, der deine Arbeit so verunstaltet hätte, und dann herumliefe und zu den Leuten sagte: Seht den elenden Maler; nichts als elende Fratzen malt er! — sag wie gefiele dir ein solcher Mensch?

„Schlecht! herzlich schlecht! — Pfui welche Bosheit!“

Siehe da, mein Lieber, das Bild des liebl
losen Menschen, und schaudre vor ihm zurück!
— Wie jener Bildverderber dem Gemälde ver
hunzte, und den Leuten eine schlechte Meynung von
deiner Malerey beybrachte, so verunstaltet dieser die
unschuldigsten Handlungen seiner Nebenmenschen,
und setzt ihren Character in das häßlichste Licht;
durch sein liebloses Urtheil wird die Unschuld —
Bosheit, die Tugend — Laster, die Klugheit —
eine Närrin, mit einem Worte das Weisse macht
er schwarz, das Gute schlecht. So ungefähr wie
der Anfang dieses Capitels würde sein liebloses Ur
theil über uns anheben.

Aber von dir mein Guter, von dir vermuthe
ich das nicht; denn deine unschuldige gute Seele
kann unmöglich lieblos seyn, lieblos urtheilen; gern
übernimmst du menschenfreundlich die Vertheidi
gung jedes deiner Nebenmenschen, von dem man
übels spricht: wenn ich aber jetzt über diesen Punkt
mit dir sprach, so geschah es, wie ich schon vorhin
sagte, bloß, um dich aufmerksam auf einen Fehler
zu machen, der nur leider gar zu gewöhnlich ist;
um dir laut zu sagen:

Lieblosigkeit ist ein häßliches Laster!

Jetzt, mein Lieber, laß uns einen Blick an
die Ufer des Rheins werfen. Hier findest du uns

sere ganze Gesellschaft in den Umarmungen guter freundschaftlicher Seelen, die uns bis an das Schiff begleiteten. Gefällige Thätigkeit und Freundschaft, die wir auf keine Art so erwiedern konnten, als wirs wünschten, hatte unsre Herzen schon so nahe gebracht, als dieß ein Umgang von wenigen Stunden nur je bewirken kann: der Abschied ward daher jedem schwer; aber das Schiff stieß ab und die Trennung war unaufhaltsam.

Wir schwammen also, es war am 20. April um 7 Uhr Morgens, sanft stromaufwärts, um in den Mayn zu gelangen.

Die Mündung desselben ist etwa nur 1000 Schritte vom Orte der maynzer Abfahrt entfernt, und dennoch brachten wir eine Stunde und zwanzig Minuten zu, ehe wir sie erreichten. Wie das zugieng? —

Sieben Pferde wurden an das lange Zugtau gespannt, diese liefen am Ufer bey Maynz hinauf und zogen uns bis weit, weit über die Mündung des Maynes fort. Indeß wurde ein langes Tau in einen nebenherschwimmenden Kahn gelegt, so daß sichs leicht wieder herauswickeln ließ. Das eine Ende desselben ward am Schnabel unsers Schiffes, und das andre an einem Anker befestiget, den man in den Kahn nahm. Sobald als wir in ge-

hörig

höriger Weite über die Mündung des Maynes hinaus waren, so ruderte mit der größten Geschwindigkeit ein Schiffer mit dem Anker und dem sich von selbst durch das Fahren abwickelnden Taue fort. — Wohin? — Gerade in schräger Linie links nach dem östlichen Ufer. Sobald als sein Tau ein Ende genommen hatte, warf er dem Anker aus, und in eben dem Augenblicke wurden die Pferde vom Zugtaue losgespannt. Das Schiff hieng nun am Ankertau fest, und ward von dem Strome des Rheines weiter nach dem östlichen Ufer und der Mündung des Maynes in einem großen Cirkelbogen herüber geworfen. Um dir mein Lieber die Sache ganz deutlich zu machen, so nimm einmal ein Stück Holz, oder so etwas, binde es an einen Faden und wirfs, indem du den Faden an dem Ende fest hältst, auf die Mitte eines Baches. — Was wird geschehen? — — Der Bach wird das Stück Holz an die Seite des Ufers treiben, wo du stehest; — hier vertritt deine Hand die Stelle des Ankers, und das Holz die Stelle unsres Schiffes. — Ists nun deutlicher? — —

Sobald als unser Schiff und Ankertau mit dem Ufer Parallel (das heißt gleichlaufend so wie die Zeilen dieses Blattes, die nicht zusammenlaufen) war; so wurde sogleich ein zweyter

Kahn auf eben die Art abgefertiget, und ein zweyter Anker dicht ans Ufer geworfen; der Erfolg war, daß wir nun gerade an die Mündung des Maynes getrieben wurden. Die Pferde, welche indeß schon in einem Boote über den Rhein gesetzt waren, wurden wieder vor unser Schiff gespannt und zogen uns nun den Mayn hinauf.

Weißt du denn aber auch, was ein Anker eigentlich ist? Wozu man ihn gebraucht?

Beyde Fragen wirst du dir aus dem bisherigen leicht beantworten können, zumal da die Sache bekannt genug ist; aber die Verfertigung und Zusammensetzung eines Ankers, die in den gewöhnlichen Zeichnungen so wenig deutlich vorgestellt wird, muß ich dir durch folgende Zeichnung deutlicher machen.

Der

Der längſte Theil am Anker, ab, heiſt die **Ruthe**, bc ſind ſeine beyden **Arme**, die Wiederhaken cc die **Schaufeln**, mit denen er in den Boden faßt. Oben bey a iſt ein ſtarker Ring, durch welchen das **Ankertau** oder Seil geſchlungen wird. — — Was iſt denn nun aber dd für ein Ding? — — Dacht ichs doch, daß du dieß nicht wiſſen würdeſt. Man nennt es die **Ankerkrücke**, und ſie iſt von Holz, da alles übrige von Eiſen iſt. Wenn irgend ein Theil am Anker, dieſem Attribute der Göttin Hoffnung, unnütz wäre, ſo würde es doch dieſe **Krücke** am wenigſten ſeyn; denn wollte man ſie nicht mit daran machen, ſo würde der Anker niemals mit ſeinen **Schaufeln** in den Grund des Gewäſſers einfaſſen, ſondern mit einer von ſeinen beyden glatten Seiten fruchtlos auf demſelben fortgeſchleppt werden, weil gar kein Grund da wäre, wodurch die eine der Schaufeln ſich in die Höhe richtete, damit die andre in den Boden einfaſſen könnte.

Aber merk dir das, mein Lieber, die Ankerkrücke ſitzt nicht ſo, wie mans immer hinzeichnet, mit den Armen in gleicher Richtung, ſo daß die Enden dd gerade über den Schaufeln cc ſtunden; nein, ſondern querüber, ſo daß ſie mit den Armen ein Kreuz bildet. Daraus kannſt du dir auch das Eingreifen der Ankerſchaufeln erklären; denn wenn die Anker-

stücke ihrer Länge nach auf dem Grunde liegt, so zwingt sie die eine Schaufel, sich in die Höhe zu richten und die andre, in den Grund einzudringen.

In keiner einzigen Art von Schmiede wird zu irgend einem Gegenstande so viel äußerst heftige Gewalt erfordert, als in den Ankerschmieden, die man nur in Seestädten findet. Die Kraft der Hände und der gewöhnlichen Hammer wird hier Null und Nichts, denn es sollen Instrumente verfertiget werden, die o't über acht tausend Pfund wiegen. Wer wäre im Stande eine solche Last mit Händen in Bewegung zu setzen, aber hier tritt der Kopf an die Stelle der Hände, und der Mensch zeigt sich hier wieder auf einer achtungswürdigen Seite, als Herr der Naturkräfte. Hämmer von 6 bis 800 Pf. läßt er durchs Wasser in Bewegung setzen, und die mehrern 1000 Pf. schweren glühenden Eisenmassen durch Kraniche aus dem Feuer auf den Ambos heben, um sie hier nach seinem Willen zu formen.

Jeder Theil des Ankers, die Arme, die Ruthe, der Ring werden einzeln aus Eisenstäben zusammen geschmiedet und nachgehens erst zu einem Ganzen zusammen geschweißt. Z. B. zur Ruthe nimmt man eine Menge Eisenstäbe, befestiget sie durch drumgeschlagne Ringe zu einen Bändel, und fängt dann an, alle diese Stäbe zu einem dicken Eisenbalken zusammen

men

men zu ſchweißen. So macht mans auch mit jedem Arme, dem Ringe u. ſ. w. Jetzt will ich weiter erzählen.

Die Fahrt zwiſchen Frankfurt und Mainz geſchiehet mit zweyerley Marktſchiffen, nämlich mit einem kleineren, auf dieſen waren wir nach Mainz gekommen und einem größeren, welches man zur Zeit der Meſſe nimmt, weil alsdann die Fracht und Anzahl der Perſonen ſtärker iſt. Dieſes größre Schiff, das wir heute hatten, iſt über 100 Schuh lang, und es trug dießmal eine Geſellſchaft von 103 Perſonen. Zwey Kinder, vermuhtlich Bruder und Schweſter, hatten ſich in die Mitte des Schiffes geſtellt und ſangen, zur Unterhaltung der Anweſenden und ihres Magens, nach einer Zither. Sie jammerten uns; wie manches Kind hats beſſer, im Schoße ſeiner zärtlichen Eltern, ohne oft an das Wohlthätige ſeiner Lage zu denken, oder ohne ſie ſo ganz zu benuzen.

Auf unſrer ganzen Fahrt fiel nichts beſonders vor. Verſchiedne Flöße kommen uns entgegen und zwey Schiffe, die, Bord an Bord vereinigt, mit einem kleinen Seegel bey ſtarken und guten Winde ſehr ſchnell an uns durch gingen.

Indeß unſer Schiff ganz langſam nach Höchſt heraufſchwimmt, ſo komm und höre folgendes Ge-

ſprach mit einem Schiffer an, der ſich vorn auf die Pflicht oder Heeb zu uns ſetzte.

Ich. Lieber Freund, gehn denn von Maynz weiter keine Marktſchiffe ab, als dieß nach Frankfurt?

Schiffer. O ja! alle Mittwoch und Freytag gehet eines nach Bingen und die kommen alle Dienſtage und Donnerſtage von da wieder zu uns nach Maynz, und hernach iſts ja mit Oppenheim *) eben ſo.

Herd. Aber warum heißt man ſie denn Marktſchiffe?

Sch. I nu ſonſt gebrauchte man ſie bloß, wenn Meſſe und Jahrmarkt war, davon haben ſie denn noch den Namen, jetziger Zeit aber da iſts denn anders wie ſie ſehn, da packen wir die Leute und Waaren 'nein, und fahren auch wenns nicht Meſſe iſt.

So gieng unſere Unterredung ziemlich lange fort, aber ich denke immer quod poteſt fieri per pauca, non debet fieri per plura, folglich will ich meinem jungen Freunde von dem, was ich hörte, nur

*) Bingen und Oppenheim beydes Städte am Rheine, die erſte unterhalb Maynz im Erzſtifte ſelbſt, die andre oberhalb in der Unterpfalz.

nur die Hauptsachen wieder erzählen, um die Weitläuftigkeit der Unterredung wegzuschaffen.

Außer den Marktschiffen geschiehet die Handlung auf dem Rheine und Mayne durch solche große Güterschiffe, von denen ich meinem jungen Freunde schon im 4ten Theile dieser Reisen eine Zeichnung auf Seite 232 mitgetheilt habe. Sie gehen in großer Anzahl nach Kölln, Frankfurt, Frankenthal, Straßburg und gehören grosentheils maynzer Schiffern, die man Großschiffer nennt. Aber nicht jeder Großschiffer darf nach Straßburg fahren, wenns ihm beliebt, sondern es gehet unter den maynzer Schiffern Reihe herum. Der Verdienst von einer solchen Fahrt ist auch sehr ansehnlich, keiner, an dem die Reihe ist, läßt sich also das Recht nehmen, und im Falle, daß ein solcher Schiffer wegen Krankheit nicht fahren könnte, weiß man den Fall, daß ihm ein andrer gern 100 Thlr. bezahlt um die Fahrt nach Straßburg für ihn thun zu dürfen. Wenigstens muß bey einer solchen Fahrt das Schiff mit 3000 Centnern beladen seyn.

Diese maynzer Güterschiffe, welche man zu Lohr für 4000 fl. verfertigt und ihnen eine Länge von 100 und eine Breite von 15 Fußen giebt, werden an Größe von den hierherkommenden Köllnschen und Holländischen noch sehr übertroffen.

Indeß

Indeß sind diese letztern von beträchtlicherer Größe immer nur seltene Erscheinungen, weil sie auf ihrer Fahrt von St. Goar *) bis Bingen zu sehr in Gefahr sind, von Klippen beschädigt zu werden; denn bey jener befindet sich im Rheine eine Bank von Sand und Klippen über die das Gewässer hinrauscht, und welche beynah ununterbrochen bis über Bingen hinaus fortlaufen, und bey dieser ist das bekannte Bingerloch. Hier liegen die Felsen theils unter theils über dem Wasser, wie ein Damm quer durch den Strom hin, und das aufgeschwellte Gewässer rauscht mit solchem Getöse darüber hin, daß man es eine halbe Stunde weit hören kann. Zum Glück verschließt dieser Felsendamm nicht die ganze Fahrt des Flusses, da sich dicht am Ufer eine ziemlich breite und tiefe Oefnung befindet, durch welche die Schiffe ihre Fahrt nehmen müssen, und die man das Bingerloch nennt. Bey großem Wasser kommen jene Felsen, von St. Goar an, gar nicht in Betracht, aber bey etwas kleinerem muß der Schiffer auf seiner Hut seyn, und große holländische Flußschiffe können alsdann gar nicht fort.

Auf er

*) Ein hessenkasselsches Städtchen in der niedern Grafschaft Katzenellenbogen. Sollte mein junger Leser das Städtchen nicht kennen, wo ein so berühmtes Halsband ist?

Außer den Markt- und Güterschiffen giebt es noch eine dritte Gattung, die man aber mehr zum Reisen als zum Beladen gebraucht, dieß sind die Jachten. Die Mayntzer bedienen sich ihrer auch auf Spatzierfahrten, wenn sie einigermaßen weit gehen sollen. Als z. B. Hr. Blanchard zu Frankfurt in die Luft segeln wollte, sahe man eine ziemliche Anzahl Zuschauer in solchen Jachten dahin fahren. Die größern, von 20 bis 30 Schuh Länge, bestehen aus einer Folge kleiner Zimmer, meistens aber aus einem einzigen langen. Beyde Seiten des Schiffs sind mit großen Spiegelfenstern versehen, und man hat Keller und Küche auf demselben, doch etablirt man die letztere des Rauchs wegen oft lieber auf einem beyherfahrenden Nachen. Der Raum des Verdecks ist mit einer Gallerie umgeben, die bisweilen mit kleinen Kanonen bepflanzt wird, und der Mast trägt zur Zierde in seiner Wimpel das Wappen des Eigenthümers, wenn er Graf oder Fürst ist. Das Innere des Zimmers ist alsdann auch nach dem Stande des Besitzers oft sehr kostbar mit Tapeten, Vergoldungen, schönen Stühlen und Tischen verschönert; die Schiffsleute haben ordentliche Matrosenkleidung, meist weiß mit lichtblauen Aufschlägen, weite Beinkleider, und runde Hüte mit fliegenden Bändern. Ist der Reisende

sehr

sehr vornehm, so wird die Fahrt durch Janitschaarenmusik unterhaltend gemacht, bey allgemeinen Landesfesten, z. E. bey Huldigungen läßt man die Kanonen, erleuchtet die Favorite oder die Rheinallee, brennt auf Schiffen und auf dem Lande Feuerwerke ab, und gewiß läßt sich alsdann für Aug' und Ohr nichts angenehmeres denken.

Es giebt außerdem noch Messjachten, die beträchtlich größer sind, und von Kölln u. s. w. Personen und Güter zur frankfurter Messe bringen.

Der Mayn ist beträchtlich kleiner als der Rhein, seine Schiffe unterscheiden sich aber in Absicht der Größe im mindesten nicht von den Rheinschiffen; sie werden sogar noch breiter und tiefer gemacht, und vorzüglich mit Holze beladen. Statt des holländischen Ruders, so wie es Band 4. S. 232. vorgestellt ist, sind sie aber meistens noch mit Senkrudern versehen, wie man dieß an der Zeichnung des Marktschiffes im vorigen Bändchen S. 170 sehen kann. —

Jetzt komm mein Lieber, ich will meine Gesellschaft in Höchst landen lassen.

Nicht weit mehr von diesem Orte begegneten wir dem Marktschiffe, dessen ganzes Verdeck mit Menschen besetzt war, die wie Heeringe neben einander

ander lagen, und im Gasthofe versicherte man uns nachgehends, daß es an 500 Menschen gewesen wären.

Bey der Landung zu Höchst, wo wir um 2 Uhr eintrafen, mußte man ebenfals einen Anker werfen, so wie beym Einlaufen in dem Main. Willkommen in Höchst! rief einer dem andern zu, sprang ans Land und fand im Gasthofe das Essen eben so pünktlich fertig, wie bey der Herreise.

Was mag zum Versprechen am nöthigsten seyn? Man siehet sich etwas in Höchst um. Anlage einer neuen Stadt. Eine Erzählung. Die Gesellschaft wandert nach Frankfurt.

Ueber Tische wurde in unser kleinen reisenden Republik über die Einrichtung unserer Weiterreise nach Frankfurt Rath gehalten. Wir wollen nämlich in Höchst gerne dieß und jenes besehn, dazu war mehr Zeit nöthig, als das Schiff zögerte, es entstand also die Frage: Wer will sich hier in Höchst noch etwas umsehen und dann zu Fuße mit nach Frankfurt wandern, oder wer will lieber jetzt auf das Marktschiff

ſchiff zurückgehen und fahren? — — Beſehen und gehen! rief alles: Die Sache wäre alſo entſchieden geweſen, aber die drey Kleinſten verſprachen mit dem Worte Gehen für heute mehr, als ſie zu halten vermögend waren; denn ſie konnten in dieſem Falle noch nicht, was zum Verſprechen äußerſt nöthig iſt, ich meine — überlegen.

Sie mußten alſo mit Hr. B** fort ins Marktſchiff, und wir übrigen nahmen Stock und Hut, um uns ein wenig umzuſehen.

Höchſt, ein kleines Städtchen des Erzſtiftes Maynz, iſt an einer Anhöhe des Maynufers bis dicht ans Waſſer herab gebaut. Deine Geographie mein lieber Leſer, wird dir ſagen, daß ſich dieß Oertchen vorzüglich von Nudelmachen und einer Tabaksfabrik nährt; allein ich denke daß die Marktſchiffe von Frankfurt und Maynz, die um 12 und 2 Uhr täglich hier eintreffen, nicht wenig dazu beytragen. Erinnre dich nur, daß heute aus beyden Schiffen wenigſtens 500 Menſchen hier ſpeiſten. Durch dieſen Kanal, und durch die Poſtſtraße, die von Frankfurt nach Maynz durch dieſen Ort fährt, erhält das Städtchen einen ſteten Zufluß an Gelde.

Dicht an dieſem Orte iſt die Anlage, zu einem neuen Städtchen gemacht, das den Namen Ems

merichsstadt führt. In demselben ist das Wichtigste ein großer neuer Pallast mit schönen Nebengebäuden und einem Garten, der nach dem Ufer des Maynes herabliegt. Man glaubt die Residenz eines Fürsten vor sich zu sehen, und der Anblik des Innern, wo Zimmer an Zimmer mit seidenen Betten, Tapeten Vorhängen, Stühlen, schön getäfelten Fußböden, mit den schönsten Möbeln, auf abwechselnde geschmackvolle Art, versehn ist, bestätiget jeden in der Meynung, daß dieß alles irgend ein Fürst, mit guter Hülfe seiner Unterthanen, hervorgebracht habe, und nichts — ist weniger wahr, als dieß.

Es entstand durch kluge Thätigkeit und Brudereinigkeit.

Wie so? —

So höre mich denn an mein Lieber, vielleicht lernst du etwas aus der Geschichte eines armen Savoyarden, und dann bin ich für die Mühe meiner Erzählung belohnt genug.

Ein armer Savojardenknabe kam nach Frankfurt am Mayn, sein ganzer Reichthum bestand in einem — Murmelthierchen, das ihn kümmerlich nährte, und er ist es, der diesen Pallast erbaute, und dadurch die Anlage zu einer neuen Stadt machte.

Seinem kluaen thätigen Kopfe gefiel diese einfache Beschäftigung, eine Marmotte tanzen zu lassen, nicht lange, er arbeitete sich hervor, — wie, kann ich nicht genau angeben — und in kurzem war er der Schöpfer einer Tabaksfabrik, die mehr und mehr zunahm. Sein Bruder, der in Holland lebte, vereinigte sich mit ihm zur Beförderung dieser Fabrik, und unser Mann erwarb sich Millionen, blos durch eine neue Sorte Schnupftabak, die nach seinem Namen Bolognaro genannt wurde.

Er war einer der reichsten Partikuliers in Frankfurt am Mayn, da er aber mit dem Magistrate dieser Stadt gewisser Forderungen wegen nicht übereinstimmte, so verließ er Frankfurt und ging nach Höchst, wo er vom vorigen Churfürsten Emmrich die Erlaubniß erhielt sich anzubauen, daher die Anlage zu einer neuen Stadt Namens Emmrichsstadt, in welcher der Pallast dieses nunmehr verstorbenen Mannes das wichtigste ist.

Von den Arbeiten der Tabaksfabrik kam uns nichts zu Gesicht, die meisten Arbeiten, sagte man uns, geschähen in Frankfurt; aber im Vorbeygehn durchliefen wir noch die verschiedenen Zimmer der hiesigen Porcellanfabrik. Von einer solchen Anstalt darf ich hier nichts erzählen, weil es in der Beschrei-

bung

bung der Reise, die unsere lieben Zöglinge nach Mühlhausen machten, schon geschehen ist. Am meisten verweilten wir uns bey Herrn Rieß, einem sehr geschickten Manne in der Kunst zu modelliren, das heißt hier so viel, als die Form der Porcellangefäße anzugeben und kleine Statuen von Porcellan zu verfertigen.

Jedoch die Kürze der Zeit förderte unsern Abschied und wir eilten nun getrost auf Frankfurt zu. Der ganze Weg von Frankfurt bis Maynz ist Chaussee, wir gingen also wie in einer Allee; denn beyde Seiten derselben sind mit Bäumen besetzt, und niedrige Mauer zieht links und rechts die Grenze. Von dieser Einrichtung der Chaussee hab ich schon oben einmal geredet, und gesagt, daß sie sehr theuer zu stehn komme. Wirklich soll hier jede Meile 120000 Gulden gekostet haben. Je näher wir an Frankfurt kamen, je schöner ward die Gegend; links und rechts erblickten wir stark angebaute Felder, und ganze Wäldchen von Obstbäumen. Rechts über den Mayn hinaus erhebt sich das Land am Ufer, und die Blüthen der Obstbäume überdekten es.

In sieben Virtelstunden erreichten wir das Thor von Frankfurt, und kaum waren wir einige Minuten in unsern Logis zum alten Schwaben, so kamen

unſre lieben frankfurter Freunde vom Marktſchiffe, von wo ſie Louis, Anton und Franzen abgeholt hatten, die ſich wegen ihrer längern aufgehaltenen Waſſerreiſe ein recht ſtolzes Anſehn gaben. Wir erholten uns dann noch etwas, und eilten, um die übrigen Stunden des Tages noch zu nutzen, hinaus in die Straßen von Frankfurt.

Das Denkmal eines edlen Mannes. Anatomiſches Theater. Etwas merkwürdiges was an der Wand hängt. Krankenzimmer, und vortrefliche Wartung. Edelmuth und Menſchenliebe.

In der Welt, mein Lieber, iſt des Elendes, des Kummers, des Jammers viel, viel; ſelbſt der, den du für glücklich hälſt, trägt ſeinen Theil in der Stille mit ſich umher, die Krone, der Thron, das ſeidne, betreſte Kleid ſchützen ſo wenig dagegen, als zerrißne Lumpen. — Die Urſach? — — Nicht Gott, nicht die Einrichtung der Natur, nein — der Menſch ſelbſt iſt Urſach, und meiſt durch Unwiſſenheit

ſenheit, durch Irrthum, ſelten nur durch Boßheit. Jeder edle Menſch bedauert daher den Unglücklichen nicht nur, weint nicht bloß eine Thräne des Mitleids, ſondern ſtrengt alle ſeine Kräfte an, zu helfen, wo er kann dem Lutheraner, Katholicken, Juden, Heyden, mit einem Worte, allen, allen ſeinen Brüdern und Schweſtern, dieß iſt für ihn der Genuß des höchſten Vergnügens.

So dacht ich, indem wir bald zu einem Gebäude kamen, das ein würdiges Denkmal eines edlen Mannes iſt; es war die Senkenbergiſche Stiftung. Die Gebäude ſind neu und ſchön, liegen an der Stadtmauer und ſchlieſſen einen Hof und Garten ein.

Senkenberg war ein Arzt in Frankfurt, der gewiß das Elend in den Krankenſtuben kennen lernte, wo arme elende Perſonen, ach nur gar zu oft! von allen verlaſſen liegen, ohne Arzney, ohne Arzt, ohne Nahrung, ohne Freund, indem der reiche Nachbar öft aus einer Schüſſel mehr verzehrt, als die ganze Verpflegung des armen Kranken koſten würde. Senkenbergs edles Herz empfand dieß ſo lebhaft, daß er ſich entſchloß für ſolche arme Mitbürger ein Hoſpital zu gründen, und dazu beſtimmte er 95000 Gulden, etwa im Jahre 1763. Damit bey dieſer

Anſtalt zugleich die Arzneywiſſenſchaft gewänne, ſo ließ er damit eine Anatomie, ein chymiſches Laboratorium und einen botaniſchen Garten verbinden, damit ſich die in dieſem Hoſpitale angeſtellten Aerzte zugleich zum Beſten ihrer Wiſſenſchaft beſchäftigen können. Der gute edle Mann erlebte die völlige Einrichtung nicht; er beſahe einſt den Bau, fiel durch eine Oefnung der obern Etage und fand ſo ſeinen Tod mitten in ſeinem guten Werke.

Die Anſtalt liegt zwar in der Stadt, aber, wie ich ſchon geſagt habe, an der Stadtmauer in einer etwas höhern Gegend, wo die Luft rein und geſund iſt. Der botaniſche Garten, dient den Geneſenden zur Erquickung, indem zugleich ſeinem Hauptzwecke gemäß eine Menge mediziniſcher Gewächſe hier gezogen werden. An der einen Seite ſteht ein Gewächshaus für ausländiſche Pflanzen, wo die Begierde unſerer Kleinen, auſſer ihren thüringiſchen Pflanzen, auch fremde kennen zu lernen vollkommen geſättigt wurde. Neben dem Gewächshauſe ſteht hier ein ſimples Denkmal des ſeeligen Senkenbergs, nämlich eine Marmortafel mit einer Inſchrift. Aus dem Gewächshauſe traten wir ins anatomiſche Theater. Was wird denn hier gemacht? fragte Franz.

Komm

Komm her mein Lieber, ich will's dir sagen.

Siehe man nimmt bisweilen einen todten Körper und zergliedert oder anatomirt ihn, das heißt; man untersucht alle Theile dieses Körpers, die Muskeln, Blutgefäße, Eingeweide u. s. w., um überhaupt den menschlichen Körper genau kennen zu lernen; oder man untersucht auch oft bloß einen einzelnen Theil, um die Ursach der Krankheit recht genau zu finden, an welcher er starb. Sieh, lieber Franz das thut man meist in solchen Gebäuden, wie dieses hier, und das nennt man denn ein anatomisches Theater. Das Gebäude ist, wie du siehest, inwendig ganz rund eingerichtet, hier in der Mitte legt man den Körper auf einen Tisch, und in diesen Ständen rings umher befinden sich die Zuschauer.

Anton. Ah! aber was ist denn das da?

Da sahen alle nach der einen Wand hin, an welcher ein Stück des menschlichen Körpers seiner Länge nach aufgehängt war. Alle Kinder sahen es an, aber keines kam drauf, daß dieß etwas vom menschlichen Körper sey; doch kaum hatte man ihnen dieß gesagt, so sagten gleich alle, ah es sind die Gedärme!

Die waren es auch wirklich! völlig auseinander gewickelt, hiengen sie da, wie ein ungleich dickes

Tau, vom Magen bis zum Mastdarm an der Wand hin, in einer sehr ansehnlichen Länge, denn die Länge des Gedärmes beträgt etwa sechsmal soviel als die Länge des ganzen menschlichen Körpers.

Weißt du denn mein lieber Freund, wozu der Mensch die Gedärme hat? — zur Abführung des Speisenabgangs? — Nein nicht bloß dazu allein, sondern auch zur Verdauung, und Absondrung des Nahrungssaftes der Speisen, deswegen sind sie inwendig mit Drüsen, Fallen und Klappen versehn, und haben eine beständige wurmförmige Bewegung. Wenn man viel krumm sizt, so drückt man sich die Gedärme zusammen, und schadet seiner Gesundheit.

Hierauf kamen wir noch zu dem wichtigsten Theile der Senkenbergischen Anstalt, nämlich zu dem Gebäude, in welchem sich die Kranken befinden. Mehrere Zimmer sind mit Betten versehen, jedes Bett hat Vorhänge, und alles ist so nett, so rein, die Luft in den Zimmern so unverdorben, daß man Menschenkenntniß und inniges Wohlwollen für die Menschheit unmöglich verkennen kann, und den guten Senkenberg noch im Grabe segnet.

Wenn irgend noch Hülfe möglich ist, so findet sie der Kranke gewiß in diesem Hospitale, wo er, sorgfältige Pflege, Arzneien u. s. w. gar nicht

einmal

einmal mitgerechnet, doch wenigstens schon reine Luft genießt, die ihm bey seiner Familie wahrscheinlich entzogen würde; denn die meisten Menschen sind ja so unwissend und thöricht, daß sie jeden Kranken, so vor frischer Luft hüten, als wenn sie Gift wäre, und ihm durch Betten und Stubenhitze beynahe ersticken. Was dächtest du denn wohl, lieber Leser, von einem Menschen, der die Fische aus dem Teiche holte, sie ans Ufer hin legte in Sonnenschein und sagte: Ei die armen Fische, sie müssen ja wahrhaftig beynahe ertrinken und erfrieren. — — Machen es denn jene mit den Kranken anders? —

Uebrigens sind auch die Kranken nach ihren verschiedenen Krankheiten abgesondert, damit einer den andern nicht noch eine andre mittheilt.

Dieß sey genug von einer Anstalt, die dir immer ein Bild von Edelmuth und Menschenliebe sey.

— Aber 95000 Gulden? — So sagst du bekümmert? deine Stirn wird trübe? du wirst traurig? du fragst: ach also kann der Reiche nur edelmüthig seyn? der Arme nie?

Getrost mein Lieber! zu edlen Handlungen, zur Menschenliebe ist weder Geld noch Reichthum,

noch Adel nöthig. — Nein, nichts, in der Welt nichts, als ein Herz voll Menschenliebe und männlicher Thätigkeit. Wer beydes hat, der wird edel handeln, er sey Bettler, oder König.

Das, dächt ich verdiente doch Ueberlegung?

Ich will dir indeß etwas erzählen, urtheile dann selbst, ob meine Behauptung wahr sey.

Vor etwa vier Jahren starb in Anspach ein Schneidermeister, und hinterließ nichts, als drey kleine Kinder mit ihrer Mutter. Das Kleinste war erbärmlich krank. Die Wittwe hatte nach Handwerks Gebrauch das Recht, sich von irgend einem andern Meister einen Gesellen auszuwählen, der ihre wenigen Kunden, statt ihres verstorbenen Mannes besorgen sollte. Sie wählte einen ehrlichen Schwaben Namens Erzinger. Er kannte die sehr elenden Umstände der armen Wittwe, aber dennoch übernahm er ihren Antrag und bemühete sich aufs äußerste, die Kundschaft der Wittwe zu vermehren, und die Umstände der armen Familie zu verbessern. Dieß gelang ihm in der Folge so sehr, daß er noch einen Gesellen neben sich arbeiten lassen konnte. Aber welch ein unerlöschlicher Eifer für das Gute, und welche Geduld war nöthig bis er es dahin brachte. Oft war der Geldmangel so groß, daß er

seinen

seinen Lohn nicht erhalten konnte, oft litt er sogar in den Kreise der armen Familie Hunger; aber dieß alles war nicht im Stande, ihn nur im mindesten verdrüßlich zu machen. Sein Edelmuth schien ohne Grenzen; unter unbeschreiblichen Eitergeschwüren schmachtete das jüngste Kind nun schon vier Jahre lang. Wie viel andre Menschen hätten wohl aus Ekel ihr Gesicht abgewandt? Nicht so unser edle Erzinger. Er pflegt es mit der äußersten Sorgfalt, wäscht und reiniget seine Wunden, und läßt es sogar bey sich schlafen. Oft fragte man ihn, warum er alle diese Mühe und Sorge über sich nähme; und seine Antwort ist: „Ich bin Mensch, und als solcher such ich meine Pflicht gegen den Nächsten zu erfüllen, und weiß, daß ich einst meinen Lohn im Himmel empfange."

Aber auch hier schon wird oft der Edle belohnt. Eben las ich, daß ihm der Fürst von Anspach Alexander ein Geschenk von 50 Thalern gemacht hat.

O verweile hier, mein guter junger Freund, einige Augenblicke! Ist Reichthum nöthig um Edelmüthig zu seyn?

Die Dämmerung näherte sich, da eilten wir weiter. Unsere lieben frankfurter Freunde führten uns

uns noch in ihre ſchönſte Straße, die Zeil, welche lang, breit und auf beyden Seiten mit ſchönen Häuſern beſetzt iſt. Plötzlich entſtand hier mitten unter uns eine Art von Geſang, von dem wir kein Wort verſtanden. Sieh da! es war ein kleiner Savoyarde, mit einem Murmelthierchen. Dergleichen Knaben laufen hier in der Meſſe herum, und helfen ſich und ihren Herrn kümmerlich durch. — Woher mags kommen, daß dieß Geſchäft meiſtens von Savoyarden getrieben wird?

Jetzt trennte ſich unſre Geſellſchaft von einander. Jeder Erwachsne nahm einen Theil der jungen Leutchen, und eilte, die Freude des Wiederſehens in den Armen ſeines Freundes zu genieſſen, dem die Meſſe hier her nach Frankfurt verſchlagen hatte.

Frühe Auswanderung in das Kaſtenhoſpital für Tolle. Beſchreibung dieſer vortreflichen Anſtalt. Das Betragen eines Verrückten. Ein herrliches Vogel- und Schmetterlingskabinet. Beſchreibung des Flamingo.

Die Nacht gieng wieder vorüber und über Frankfurt lächelte ein heitrer ſchöner Tag, da verließen wir früh unſre Zimmer und eilten hinaus, um ihn recht zu genießen. Wir verweilten einige Minuten im Comödienhauſe, einem ſchönen, neuen Gebäude, noch einige Minuten in der Stadtallee, die gerade vor demſelben liegt, und dann giengen wir zu einem Hoſpitale für Tolle.

Ein kleiner Schauder überfiel uns, als wir in dieſen Wohnplatz der armen verirrten Menſchheit traten, und ein jeder fühlte jetzt doppelt lebhaft den hohen Werth der Geſundheit ſeiner Seele; ein Schauer überfiel uns, als wir ſogleich in den Hof traten und einige Frauenzimmer ins Auge bekamen, deren ganzes Benehmen einen merklichen Grad von Verrücktheit blicken ließ. Sie ſaſen da

auf

auf einer Bank, und beschäftigten sich theils mit Stricken. Eine zeigte ihre Verrücktheit durch ein stetes albernes Gelächter, von dem niemand die Ursach in den Gegenständen umher finden konnte, andre theils durch stille Melancholie, und noch andre schienen ganz vernünftig zu seyn, vermuthlich weil ihre Krankheit nur in einzelnen Anfällen bestand.

Jetzt kamen wir zu einem Manne von etwa 40 Jahren, der seitwärts am Garten auf und nieder gieng. Er hatte eine kurze Tabakpfeife im Munde, die er recht mit Wohlbehagen zu benutzen schien. Wir glaubten es sey einer von den Wärtern, als wir aber näher kamen; so bemerkten wir, daß er von unserer ganzen Gesellschaft, die wohl aus 20 Personen bestand, nichts bemerkte. Er schien weder zu sehen noch zu hören, man mochte ihn begegnen, dicht zu ihm gehen, laut reden, alles half nichts, genug er bemerkte nichts, was um ihn her vorgieng. Gott ein trauriger Zustand! —

Wir schlossen sogleich daraus, daß seine ganze Seele auf einen einzigen Gegenstand gerichtet seyn müsse, und so wars auch wirklich.

Er fieng in dem Augenblicke an in abgebrochenen Sätzen zu reden, und man merkte gar bald, daß er sich heftig mit jemanden stritt. Seine zornigen

gen Blicke waren im Hin- und Hergehen immer auf einen Punkt der Wand gerichtet, wo er seinen Gegner zu sehen glaubte, und ein Schimpfwort folgte dem andern: „Wart du L—kerl! du infamer! du ewiger Kerl!“ dann wieder ein heftiger Vorwurf, und dann wieder Schimpfwörter.

So dauerte dieß in einem fort, und unsre unschuldigen Kleinsten standen, zitterten und konnten nicht begreifen, was der Mann vorhabe. — Er ist krank lieber Louis. — „Krank?“ — Ja er ist krank. — „Aber er sieht doch so gesund aus?“ — Freilich wohl, aber kann denn nicht auch die Seele krank seyn? — „Hm! wovon ist sie denn krank geworden?“ Vom Zorne mein Lieber. Der Mann hat sich einmal mit Jemanden gezankt, da wurde er zornig und wüthend und schlug sich mit seinem Gegner, seit der Zeit gerieth sein Verstand in Unordnung, das heißt er wurde verrückt, und sein Gegner schwebt ihm immer vor den Augen. — „Ach Gott! ach Gott, das muß ein elender Zustand seyn!!“ — Jawohl Louis! jawohl. Vergiß ja den Mann niemals, und wenn du bisweilen einmal hitzig werden willst, so denk an ihn und bleib hübsch gelassen. — Louis schloß sich an mich und seine braunen Augen glänzten.

Die

Die Reinlichkeit und Ordnung in dieſer wohlthätigen Anſtalt iſt warhaft muſterhaft, und macht der Stadt wahre Ehre, die ſo gut für ihre leidenden verirrten Brüder ſorgt.

So lange man bey den Kranken keine eigentliche Wuth und Raſerey zu beſorgen hat, befinden ſie ſich unter guter Aufſicht in einem freyen Zuſtande, in den Stuben und in freyer Luft, die ſie im Garten, der in Hofe iſt, genieſſen können. Muß man aber Ausbrüche von Raſerey beſorgen, die ihnen und andern ſchädlich werden könnten; ſo ſetzt man ſie in Stuben, die zwar hell, rein, aber ſehr gut verwahrt ſind. Dieſe Verwahrung richtet ſich nach den Graden der Krankheit, je heftiger dieſe iſt, je mehr ſind dieſe Behältniſſe geſichert. Die Fenſter ſind vergittert, die Thüren wohl verriegelt, und in einer fanden wir ſogar den Ofen mit ſtarken Eiſenſtäben wie mit einem Geländer umgeben. Uebrigens ſind aber doch in allen dieſen Behältniſſen gute Betten und Oefen befindlich.

Der Betſaal dieſer Anſtalt iſt hübſch und bequem. Ein Theil deſſelben iſt durch eine bretterne Wand abgeſchlagen und für die Kranken beſtimmt, die hier abgeſondert ſind, damit ſie die übrigen Zuhörer durch ihr Betragen nicht ſtöhren.

Einer

Einer von unſrer Geſellſchaft ſetzte ſich und ſpielte auf der Orgel den vortreflichen Geſang: Auferſtehn, ja Auferſtehn wirſt du mein Staub nach kurzer Ruh. Alle ſtimmten mit ihrem Geſange ein, und empfanden das Tröſtende der Religion in Bezug der armen Verirrten die hier leben. Ein ſolcher armer Menſch ſtand indeß drauſſen in einem Winkel des Hofes, rang die Hände, ſah verzweiflungsvoll gen Himmel und ſchien zu weinen. O empfinde mein lieber junger Leſer den hohen Werth der Geſundheit deiner Seele!

Die Menſchen ſind wirklich ſo ſchlimm nicht als man ſichs oft vorſtellt, davon ſind die unzählbaren Armenanſtalten, die man in allen Gegenden von Europa findet, ein ſtarker Beweis. Mitleiden ſcheint dem Menſchen ſo natürlich zu ſeyn, wie dem Durſtigen das Trinken, dem Wandrer das Ruhen. Unſer ganzes Gefühl empört ſich, wenn wir einen unſerer Nebenmenſchen durch den Verluſt des Verſtandes verunglücken ſehen und wir ſuchen ihm zu Hülfe zu kommen. Daher giebt es in allen großen Städten Tollhäuſer, aber es iſt zu bedauern, daß dieſes gute Beſtreben, daß dieſe Bruderliebe oft mehr das Elend, als das Wohl dieſer armen Menſchen befördert. Wie viele von ihnen liegen nicht

in dergleichen Tollhäuſern halb nackt, voll Ungeziefer, in grimmiger Kälte, bey viehiſcher Nahrung, in Ketten und Banden, als wenn ſie die größten Verbrecher wären. Die Stifter dieſer Anſtalten meynten es herzlich gut, aber die Vorſteher und die Wärter, die ihr Amt nicht aus Menſchenliebe, ſondern unter übler Aufſicht für Geld verrichten, machen oft alles Gute zu Waſſer. So geht es hier in dem vortreflichen frankfurter Hoſpitale nicht. Es wird durch den Allmoſenkaſten unterhalten und heißt deswegen das Kaſtenhoſpital für Tolle.

Im Jahre 1775 dachte man ernſtlich auf Verbeſſerung des baufälligen Gebäudes. Damals verwendete man auf den Ankauf eines Hauſes und auf den Anbau eines neuen 11722 Gulden, wozu die Bürger von Frankfurt beyſteuerten. Das neue Gebäude liegt im Garten, hat 14 Stuben, von denen die ſieben unterſten für völlig Tolle ſo verwahrt ſind, wie ich vorhin ſchon geſagt habe. Die übrigen und das angekaufte Haus wurden für blos unſchädlich Wahnſinnige eingerichtet. Im Jahre 1783 ward der Platz wieder zu enge, der frankfurter Magiſtrat ſchenkte dem Armenkaſten 20000 Gulden und nun baute man noch ein großes 132 Schuh langes Haus, deſſen zwey unterſte Etagen von Steine erbauet ſind. Alle Zimmer

mer haben wohl verwahrte Fenſter, ſind hoch, heiter und vollkommen geſund. In dieſem Gebäude befindet ſich unten der Betſaal, die Wohnung des Hoſpitalmeiſters, des Wärters, nebſt Küche, Speiſekammer und andern Zimmern. Im zweyten Stockwerke ſind zwey große Zimmer zur Arbeit und zum Speiſen nebſt zehn Stuben. Im dritten Stocke befinden ſich zwey große Krankenſtuben nebſt noch zehn andern Zimmern. Der bloße Bau koſtete mehr als man mit jenen 20000 Gulden bezahlen konnte, und dann war noch kein Pfennig da, um Geräthſchaften anzuſchaffen.

Man forderte nun nochmals die Bürger von Frankfurt zu milden Beyträgen auf und brachte 5229 Gulden zuſammen. Gott ſegne dieſe edlen Seelen, welche ſo bereitwillig beytrugen und das durch das angefangene Gute zur Vollendung brachten. Die ganze Einrichtung iſt vortreflich gemacht, die Gebäude haben eine gute geſunde Lage und recht ſchöne Ausſichten ins Freye. Die Wartung der Kranken beſorgen der Hoſpitalmeiſter und Wärter mit ihren Frauen, und das Eſſen die frankfurter Traiteurs nach den Vorſchriften des Arztes. Der Arzt beſucht das Hoſpital wöchentlich dreymal, oder täglich wenn es ein Kranker nöthig macht. Uebrigens

brigens ist noch ein Wundarzt angestellt, und ein Geistlicher der täglich Betstunde, und Sonntags Gottesdienst hält. Tags genießen fast alle der freyen Luft, obgleich ihre Zahl meistens auf 30 bis 40 steigt. — Unordnungen können bey dieser Anstalt nicht leicht einreißen, denn dagegen sind sehr gute Vorkehrungen gemacht, und jeder Bürger hat das Recht sie zu besichtigen. Doch genug von dieser vortreflichen Anstalt.

Ein Besuch, den wir dem Hr. Kaufmann Gerning machen wollten, zog uns hier weg. Wir kamen in kurzer Zeit in die Schnurgasse, wurden von diesem freundschaftlichen Mann gütig aufgenommen und in sein Kabinett von ausgestopften Vögeln und Schmetterlingen geführt.

Beyde Sammlungen sind sehr stark, und ich möchte wohl nicht in Stande seyn das Staunen unserer kleinen Gesellschaft das ununterbrochene ah! ah! ah hier! ah sehn sie doch! zu beschreiben ohne langweilig zu werden, und eben so wenig ist es möglich mich in einzelne Beschreibung der Gegenstände einzulassen, also nur bloß etwas allgemeines.

Die Sammlung der Vögel befand sich in einem besondern Zimmer in acht sehr gut dazu aptierten Glasschränken. Sie beläuft sich etwa auf 1000

bis

bis 1200 Stück, und beſtehet mehr aus fremden als einheimiſchen Vögeln. Die einheimiſchen ſind mehrſtens wie gewöhnlich ausgeſtopft, aber die ausländiſchen gröſtentheils auf eine Art zubereitet, die meinen Leſern nicht ſehr bekannt ſeyn mögte. Der Körper des Vogels iſt aus Tannenrinde nachgeſchnitzt, dieſer gemachte Körper mit Schellack und Colophonis um überzogen, und in dieſen Ueberzug iſt jede einzelne Feder des Vogels vermittelſt eines glühenden Drates befeſtiget. Ein einziger Schrank, der mit Colibris und dergleichen kleinen Vögeln angefüllt war, enthielt allein über 300 Stück. In einen andern Schranke waren Cacadus, Papagayen, und ſo waren in jedem Schranke andre Vögel nach ihren Ordnungen, die meinem Leſer bekannt ſeyn werden, wenn er ſchon Naturgeſchichte gelernt hat. Den gröſten unter allen Vögeln, die wir hier ſahen, muß ich doch heraus heben, es war der — Flamingo oder Flamant. Ein groſſes mächtiges Thier, das dem gröſten preußiſchen Soldaten über den Kopf ſehen kann, wozu ſeine überaus langen Beine und ſein Hals das meiſte beytragen. Er gehört zu den Schwimmvögeln, wegen ſeiner Schwimmhäute, aber man könnte ihn wegen ſeiner langen Beine auch zu den Stelzenläufern zählen, folglich hält er das

Mittel zwiſchen beyden Claſſen. Seine Farbe ändert ſich; denn er iſt grau, roſenfarben, ſcharlachroth mit ſchwarzen Schwungfedern, und der, den wir hier ſahen, war ganz weiß. Seine Naſenlöcher ſind länglichte Ritzen. Der untere Kiefer iſt in der Mitte dreymal breiter und auch länger als der obere, wenn er freſſen will, ſo kehrt er deswegen den Schnabel um, ſo daß der obere Kiefer unterhalb zu ſtehen kommt. Er lebt von Muſcheln, Inſekten, Würmern und ſchluckt mit beſtändigen Kopfſchütteln. Sein Neſt macht er auf einen zuſammengeſcharrten Hügel oder Felſen, legt zwey Eyer hinein, und ſtellt ſeine beyden langen Beine auf den Seiten herab, ſo daß er im Stehen brütet. Er iſt ſehr furchſam und äußerſt vorſichtig, daher ſehr ſchwer zu fangen. Wenn ſie heerdenweiſe ihre Nahrung ſuchen, ſo hält einer von ihnen Wache, und ſobald als dieſer anfängt zu ſchreyen, ſo ſchreyen alle und fliegen fort. Die Jäger müſſen ſich ſogar, wenn ſie einen ſchießen wollen, in eine Ochſenhaut einſchnüren, und ſo auf allen Vieren hinzukriechen. Sein Vaterland iſt Afrika und Amerika, nur ſelten findet man ihn in Europa. Die Indianer haben ſehr viel Hochachtung gegen dieſen ſchönen Vogel und laſſen ihn daher nicht ge-

ne ſchießen. Zum Zierrath braucht man ſeine groſſen Federn, die kleinen zu Betten. Sein Fleiſch iſt zähe aber doch eßbar, und die Zunge hielten ſchon die alten Römer für eine Delikateſſe; den ein alter berühmter Römer Plinius, der eine Naturgeſchichte geſchrieben, ſagt ſchon: Phoenicopteri linguam praecipui ſaporis eſſe. — Doch genug hiervon.

Weit anſehnlicher iſt das vortrefliche Kabinet von Schmetterlingen und Inſekten, das in einer Sammlung von 40000 Stücken beſtehet, und das man wohl nicht ſo leicht bey einem Privatmanne ſo ſtark finden möchte. Es wird in 82 groſſen Rahmen unter Glastafeln aufbewahrt. Herr Gerning hat 30 Jahr daran geſammelt und manches Stück mit 1, 2 Dukaten bezahlt. Der Aufwand, die Mühe und Sorgfalt dieſes Mannes gehet wirklich ſehr weit; er hat ſich erſt neuerlich vier Jahre lang, verſteht ſich in Nebenſtunden, bloß damit beſchäftiget um die Sammlung in ein neues Syſtem zu ordnen.

Beſchreiben kann ich hier weiter nichts, nur ſo viel kann ich noch ſagen, daß man hier den ſeltenen Sphinx Nerii, den herrlichen grünglänzenden Priamus aus Acaboina, kurz daß man hier die ſel-

tenſten, größten und ſchönſten hieſigen und indiſchen Schmetterlinge, oft mit den blendenſten Farben von der Natur geſchmückt, zuſammen findet.

Beſuch der Bartholomäuskirche. Von der Geduld Geſichtchen auf Kirſchkern zu ſchnitzen. Frankfurter Meſſe. Eine ſtarke Gemäldeſammlung. Eine kurze Lebensbeſchreibung.

Wir dankten für das große Vergnügen, das uns der freundſchaftliche gütige Mann gemacht hatte, und begaben uns jetzt in — — die Dohm- oder Bartholomäikirche.

Dieß große, ehrwürdige Gebäude iſt im ächten gothiſchen Geſchmacke kreutzförmig gebauet. Die Kennzeichen dieſes Geſchmackes findet man überall in den vielen ſonderbaren alten Verzierungen und Formen der Gegenſtände umher, in den Schnörkeln, dünnen langen Säulen, hohen ſchmalen Fenſtern u. ſ. w.

Unter

Unter den mancherley Merkwürdigkeiten, die sich besser sehen als beschreiben lassen, fanden wir vorzüglich drey, von denen ich ein Paar Worte anführen will, nämlich das Conclave, ein vortreffliches Altargemälde, und einen Altar, auf den man uns besonders aufmerksam machte.

Das Conclave ist eine kleine Capelle, oder gleichsam ein kleines Nebenzimmer neben dem Hoch- oder Hauptaltare, in dem wir nichts fanden als ein Paar Bänke mit rothen Kissen und etwa ein Paar Tische; aber dieses Behältniß wird dadurch merkwürdig, weil man hier die deutschen Kaiser erwählt. Die Sache ist so: Wenn der Kaiser gestorben ist, so kommen die acht Churfürsten, oder die Abgesandte derer die nicht selbst kommen, nach Frankfurt, berathschlagen sich vorläufig auf dem Rathhause, wen sie zum Kaiser wählen wollen und bestimmen den Tag wo die Wahl vor sich gehen soll. Am Wahltage selbst reiten sie in ihrem Churhabite, einem dunkelrothen langen Talar, von dem Römer (Rathhause) nach dieser Kirche, gehen in das Conclave oder Wahlzimmer und erwählen hier den neuen Kaiser. In eben der Kirche wird nachgehends auch der Kaiser gekrönt, und wir sahen vor dem Hochaltare den Platz, wo dieß geschiehet.

Das Gemälde befindet sich am Haupt- oder Hochaltare. Es stellt eine sterbende Magdalene vor, zwey Engel stehn vor ihrem Lager, und das Ganze ist so vortreflich ausgeführt, daß man es nicht ohne Rührung betrachten kann. Der Maler, wie man mir sagte, war ein Böhme und hieß Brandel.

Der Altar steht in einer etwas dunkeln Gegend der Kirche, ist ganz von einem weißlichen Steine, vermuthlich Alabaster, und soll aus einem einzigen Stücke gemacht seyn; eine außerordentlich mühsame Arbeit, da er eine Menge Säulen und kleiner Statüen enthält. Geduld ist eine schöne Sache, aber sie verliert ihren Werth, wenn man sie auf unnütze Sachen verwendet. Es giebt geduldvolle Leute die kleine Gesichtchen auf Kirschkernen schnitzen. Gefallen sie dir? —

Aus dem Dohme giengen wir auf die Messe.

Weißt du denn wohl mein lieber junger Freund, was eine Messe ist? — O ja? — ich glaube schwerlich. Man glaubt oft etwas zu wissen, und weiß es doch nicht genau und deutlich, sondern nur dunkel, d. h. man hat nur einen dunkeln Begriff davon. Wovon hat denn die Messe den Namen? und was für Geschäfte werden denn auf einer Messe getrie-

getrieben? und — und — jedoch ich will nicht weiter examiniren, sondern lieber erzählen.

Die Messen entstanden vor alten Zeiten bey Gelegenheit der Kirchmessen oder Kirchweihfeste, daher kommt auch ihr Name; die Jahrmärkte haben denselben Ursprung. Wenn sich nämlich bey diesen Festen, die zur Feyer des Stiftungstages der Kirche gehalten wurden, und noch jetzt hin und wieder gehalten werden, eine Menge Menschen einfanden, so fanden sich auch vermuthlich andre, die diese Gelegenheit dadurch zu benutzen suchten, daß sie jenen anfänglich wahrscheinlich Eßwaaren und in der Folge auch andre Sachen zum Verkauf anboten. Man fand dieß sehr bequem, und behielts bey, selbst da die eigentliche Ursach, die Kirchmesse fast überall abgeschafft wurde.

Die Messen unterscheiden sich von den Jahrmärkten in verschiedener Absicht, ob sie gleich einerley Ursprung haben. Die Menge der Kaufleute und der Waaren ist größer, man handelt weit stärker im Großen und verbindet damit die Wechselhandlung. — Ich kann mich jetzt nicht darauf einlassen, diese Art von Handlung zu erklären, denn ich müßte sehr weitläuftig werden. — Und endlich genießt der Kaufmann auf der Messe

mans

manchet Freyheiten, die mit den Jahrmärkten nicht verbunden sind. Z. B. er braucht von seinen Waaren, die er bringt, entweder gar keinen oder wenigstens nur einen Theil des gewöhnlichen Zolls und der Accise zu bezahlen, man darf den Kaufmann während der Messe nicht in Arrest setzen und eben so wenig auf seine Waaren Arrest legen u. s. w.

In diesen Stücken liegt das Unterscheidende der Messe. Die Geschäfte des Kaufmannes bestehen hier im Einkaufe und Verkaufe und wie ich schon gesagt habe in **Wechselhandlung**. Von diesen Geschäften sieht man wenig oder gar nichts, ob sie gleich die wichtigsten sind, denn sie geschehen in den Gewölben und auf den Zimmern der Kaufleute. Weit mehr fällt der minder wichtige Theil der Messe in die Augen, ich meyne der Handel im Kleinen, der in den aufgeschlagenen Buden gehalten wird. Ganze Straßen sind mit diesen Buden angefüllt, und eine Menge Menschen theils Käufer, theils bloß Zuschauer drängen sich um sie her. Daß man hier beynah alles mögliche von fürstlichen goldenen Uhren, Schnallen, Geschmeide, bis auf den Guckguck in der Kinderbude haben kann, versteht sich wohl von selbst. Die prächtigsten und theuersten Sachen findet man in den gewölbten

Gän-

Gängen unter dem Römer. Aber das unterhaltenſte was wir hier fanden, war eine groſſe Sammlung von Gemälden, die in der Meſſe hier in einem groſſen Saale zum Verkaufe ausgeſtellt werden. Man kann hier ſehr wohlfeile Stücke für einen Gulden, aber auch für mehrere hundert Thaler kaufen. Die ſchönſten Stücke, die wir hier fanden, waren von Denner und Mettenleiter. Der Erſte ein Niederlander, hatte ſich ſeine Frau und Tochter, der andere zwey alte Bettler, Frau und Mann gemalt, ſo natürlich, daß man nicht davon wegkommen konnte.

Aber nicht bloß die Kunſt, die man in Mettenleiters meiſterlichen Gemälden bewundert, macht dieſen Mann achtungswerth, ſondern auch ſein auſſerordentlicher Muth, ſeine Ueberwindung aller möglichen Hinderniſſe, durch die er bis zu dem Grade der Kunſt hinaufklimmte, machen ihn in meinen Augen verehrungswürdig, und wenn ich ſo glücklich wäre ein Gemälde von ihm zu beſitzen, ſo würde ich es, wenn Schwierigkeiten mir in meinen Unternehmungen den Muth benehmen wollten, anſehen und mich dadurch ſtark machen. Ich kann unmöglich ſeine Lebensgeſchichte ganz übergehn, hier iſt ſie, ſie ſey meinem jungen Freunde ein Beyſpiel von Standhaftigkeit

und

und Muth und Ausdauer; nöthige Eigenſchaften, die man beſitzen muß, wenn man in der Welt ein rechtſchaffener und nützlicher Mann werden will.

Im Jahre 1750 wurde Mettenleiter in Schwaben gebohren. Zeichnen und Malen war ſeine Lieblingsbeſchäftigung von früher Jugend an. Im 12ten Jahre kam er zu einem Maler in Neresheim in die Lehre, aber beſchwerliche Arbeiten und Hunger waren ſein Schickſal, ohne daß er bey dieſem Manne, der ſelbſt wenig verſtand, mehr Kunſtkentniß erwerben konnte. Er wurde bey dieſem elenden Leben krank, aber nichts konnte ihn von ſeinem Vorſatze, Maler zu werden, abbringen, er hielt geduldig aus, bis ſein Herr ſtarb. Seine Eltern hatten zu wenig Vermögen, ihn zu einem tüchtigen Meiſter der Malerkunſt bringen zu können, er muſte alſo noch mit zwey andern mittelmäßigen Meiſtern fertig zu werden ſuchen, bis er endlich ganz zu ſeinen Eltern zurückkehrte und hier ſein Leben mit Portraitmalen unterhielt. In ſeinem 17ten Jahre ginger mit einigem ſelbſtverdienten Gelde nach Augsburg, arbeitete daſelbſt fleißig, um nur drittehalb Jahr lang die dortige Academie beſuchen zu können, wo er ſich unabläßig im Zeichnen übte. In der Folge geriehe

er

er in mancherley Verbindungen, die ihm Theils recht gute Aussichten gaben, in seiner Kunst weiter zu kommen, aber immer wurden seine Hofnungen vereitelt, und oft war seine Lage ganz hülflos. Dadurch getrieben, faßte er endlich den festen Entschluß, sein Vaterland zu verlassen und in einem fremden Welttheile, wo Maler selten sind, so viel Geld zu verdienen, daß er alsdann im Stande wäre, auf seine Kosten nach Italien zu reisen, um sich da in seiner Kunst zu vervollkommnen. Aber selbst zu diesem Plane mußte er Geld haben, und siehe da, das Glück begünstigte ihn, er verdiente sich auf einer seiner sonst kümmerlichen Wanderungen zu Speyer 130 Gulden. Damit reißte er nach Holland. Aber sein Schiff ward auf eine Sandbank getrieben, sein Mundvorrath verzehrt, er mußte mit schlechten Fischen, Krebsen, Muscheln und andern modernden Sachen sein Leben zu erhalten suchen, und der Schiffer war unbarmherzig genug, ihm keine Lebensmittel ablassen zu wollen als unter der einzigen Bedingung, daß ihm Mettenleiter seine Person zum Verkaufe an einen Seelenverkäufer überließ. Sobald sie in Amsterdam ankamen gerieth also unser arme Freund in das dunkle mit Eisen vergitterte Gewölbe eines Seelenverkäufers, das schon

mit

mit einigen zwanzig Personen angefüllt war, und hier mußte er sieben Wochen lang ausdauern. Alsdann gieng endlich ein Schiff nach Ostindien und Mettenleiter mußte als Soldat der ostindischen Compagnie mit. Die Fahrt war glücklich, aber unter der Linie verfiel unser Freund in eine hitzige Krankheit, die ihn auf einige Zeit seines Verstandes beraubte, doch erholte er sich wieder und kam nach einer Reise von 6 Monaten und 17 Tagen auf dem Vorgebirge der guten Hofnung an. Sein Capitain hatte ihn nach Batavia bestimmt, aber sein einziger Wunsch war hier bleiben zu können, und um ihn zu erreichen stellte er sich krank, aß wenig und trank Brandtewein, um dadurch Unordnung in seinen Puls zu bringen, dadurch erhielt er vermöge seines Arztes die Erlaubniß, ans Land zu gehen. Er war so glücklich im Hause des Gouverneurs bekannt zu werden, und durch sein Portraitiren freyen Mittagstisch und Wohnung im Wirthshause zu erhalten. Aber er war so wenig mit Gelde versehn, daß er des Abends nicht essen konnte, und das freye Feld zu seinen Nachtlager wählen mußte. Indessen bald wurde er allgemein beliebt, man bezahlte seine Portraits mit 50 Gulden und der Gouverneur machte ihn von seinem Soldatenstande frey; ein Beyspiel woran man sehen

hen kann, daß Kenntniſſe und Geſchicklichkeit uns nie verlaſſen, und wenn wir auch keinen Freund mehr haben. Nun fieng er an mit allem möglichen Fleiße und Eifer zu malen, ſelbſt viele Nächte durchwachte er, um Zubereitungen zu ſeinen Malereyen zu machen, und ſiehe da in 15 Monaten hatte er ein baares Vermögen, das über 3000 Gulden ſtieg, eilte nun nach Europa zurück, brachte baare 3000 Gulden nach Amſterdam, beſuchte ſeine Eltern in Schwaben, und eilte dann zu dem großen Zwecke, um welches willen er ſo viel Ungemach Jahre lang übernommen hatte, ich meyne er reiſte nach Italien und bildete ſich hier vollends zum Meiſter in ſeiner Kunſt. Seine überaus große Geduld, Anhaltſamkeit und Beſtändigkeit, die ſeine Schickſale ihn lehrten, ſind auch in ſeinen Gemälde ſichtbar und machen ſie ſchätzbar. Ein einziger ausgefaſelter Knopf, den er an das Kleid eines Bettlers malt, enthält oft mehr Arbeit, als bey manchen andern Maler ein ganzes Gemälde. Herr Mettenleiter lebt jetzt in Augsburg und man kann von ihm, da er noch jung iſt, viel meiſterliches erwarten.

Die Meſſe, die unſere lieben Kinder benutzten, ihren zurückgebliebenen Freunden bey unſerer Zurückkunft eine Freude zu machen, hatte uns einen

groſſen Theil des Tages entzogen, wir eilten alſo gegen Abend etwas ſehr wichtiges und für unſere Lieben noch unbekanntes zu beſehn. Es war? —

Jedoch wollen wir hier nicht lieber einen Ruhepunkt machen?

Was es war. Eine Anzahl Zimmer und Behältniſſe mit allerley Maſchinen, durch welche der Abgott gewiſſer häßlichen Leute verfertiget wird.

Wenn man ehedem, ich meyne in den Zeiten, wo die menſchlichen Geſellſchaften noch unkultivirt umhergezogen, — — wenn man damals etwas kaufen wollte, ſo zog man nicht den ſchöngeſtrickten feidenen Geldbeutel aus der Taſche, — — nein! dann nahm man ein Kalb, ein Schaf, ein Schwein, oder ſonſt etwas von Werthe, triebs, wenn es Beine hatte, vor ſich her und bezahlte damit das, was man kaufte,

Nachgehends lernte man die Metalle, Kupfer, Gold und Silber kennen, und machte ſichs nun bequ

quemer, aber immer ſahe man noch nicht — ſeidne Geldbeutel, ſondern eine Wage, mit welcher man die genannten Metallklumpen abwog, um damit zu bezahlen.

Auch des Wägens wurde man überdrüſſig. Man ſchmolz nun die Metalle, wog ein für allemal Stücke von verſchiedener Größe ab, und grub die Zahl des Gewichtes oben drauf. Nun war man nahe am — — Geldprägen, und meine lieben Leſer ſind nun gewiß auf der Spur zu errathen — was es war — — die Münze wars.

Das kleinſte Kind kennt das Geld, aber die meiſten Erwachſenen, ſelbſt alte Leute, wiſſen nicht einmal, wie es gemacht wird.

Das iſt arg genug. Sachen die man täglich in Händen hat, ſollte man doch wahrhaftig beſſer kennen.

Ich will alſo erzählen, und dich, mein lieber junger Freund, wird es gewiß nicht gereuen, wenn du das, was nun kömmt, aufmerſam durchlieſeſt.

Wir traten in die frankfurter Münze, da funkelten allen unſern Lieben die Augen lebhafter, denn alle wollten gerne ſehen, wie man das Geld macht.

Ihre Begierde wurde sogleich gestillt, wir wurden äuſerſt freundſchaftlich aufgenommen und durch alle Werkſtätte geführt, die zu einer Münze gehören.

Durch dieſe Werkſtätte wird mich alſo sogleich mein junger Freund begleiten, und wenn er dieſen Weg recht bedachſam durchwandert hat: ſo wird er die wichtigſten Handarbeiten die zur Prägung des Geldes nöthig ſind ziemlich genau kennen; er wird wiſſen was

1 Zainen
2 Strecken
3 Stückeln
4 Juſtiren
5 Kräuſeln
6 Sieden
7 Prägen

ſey, mithin — — jedoch was hilfts, ich will lieber gleich den Anfang machen.

In der erſten Werkſtatt fanden wir eine Feuereſſe mit einem gewöhnlichen Blaſebalge. Hier wird das Metall Gold, Silber, oder Kupfer geſchmolzen, in eigenen Tiegeln von Waſſerbley, die man Ipſer oder Paſſauer Schmelztigel nennt, weil ſie im Paſſauiſchen gemacht werden.

Gleich neben dieſer Feuereſſe ſtand ein Kaſten, der mit Sande angefüllt war, und über der Feuereſſe hien-

hiengen einige besondere Messer die fast wie Degenklingen ansahen, und eine verschiedene Breite und Dicke hatten.

Was sind denn das für Messer fragte Franz: — Man nennt sie Stechmesser war die Antwort.

Unser freundschaftliche Führer nahm eines herab, stach damit ein Loch in den festgestampften Sand, der im Kasten war, und sagte, solche Löcher werden mit den Messern in diesen Sand gestochen, daher haben sie den Nahmen Stechmesser.

Damit mein junger Leser den Zweck dieser Werkstatt kennen lernt, wohlan, so will ich sie einmal in Gang kommen lassen.

Das Metall sieht in heftiger Kohlengluth in großen, schwarzen, runden Ipsertiegeln. Ist es Silber, so muß es acht Stunden so stehen, und dann ist es geschmolzen.

Indeß hat man mit den Stechmessern in den Sand eine Menge Löcher gestochen. Es ist aber nicht gleichviel, welches Stechmesser man dazu gebraucht. Will man kleinere Münzen prägen, so nimmt man ein dünneres und schmaleres Stechmesser, als bey großen Gulden oder Thalerstücken.

Gut; die Löcher sind gestochen, und das Metall ist im Flusse. Nun nimmt man eine eiserne dazu gemachte Kelle, und gießt das flüßige Metall in die Löcher des feuchten Sandes, und siehe da, das Silber ist — — gezaint!

Die im Sande erkalteten Silberstäbe heißen nun Zaine. Man nimmt sie heraus und bringt sie in die zweyte weit größere Werkstatt. Wir machten uns auf und giengen dahin.

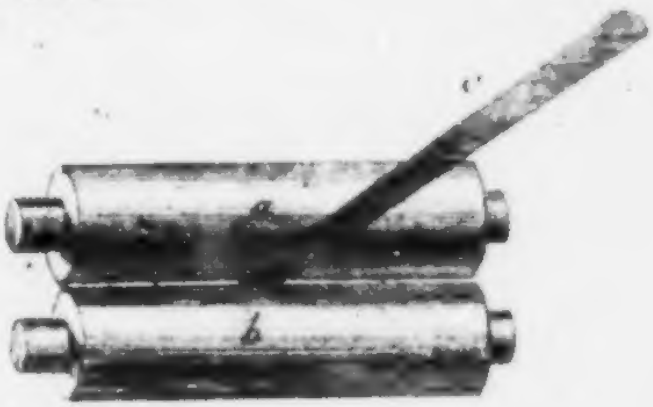
Die Zaine sind natürlicher Weise, so wie sie aus der Gießerey kommen noch viel zu dick, sie müssen also dünner gemacht werden, und dieß geschiehet vermittelst des Streckwerks.

Genau beschreiben kann ich diese Maschine nicht, wenn ich nicht undeutlich werden soll.

Ein großes Rad wird durch Wasser oder Pferde in Bewegung gesetzt und dieß treibt die ganze Maschine. Die Hauptsache derselben bestehet in zwey starken nur drey Zoll langen stählernen Walzen, die fast dicht aneinander liegen und durch die Bewegung das Rades umgedrehet werden. Indem sie sich umdrehen so steckt man den Zain zwischen dieselben, und nun plätten und rücken sie den Zain mit vieler Gewalt zwischen sich durch. Dergleichen Walzenpaare giebt es an dem Streckwerke vier bis acht.

Um

Um die Sache deutlicher zu machen, hab ich hier zwey Walzen a b hingezeichnet und den Zain c zwischen gesteckt.



Sechsmal muß der Zain durch, und bey jedem Male wird er etwas dünner und länger gestreckt. Weil aber die Zaine bey dieser Arbeit mit der heftigsten Kraft zusammengedruckt werden, so wird das Metall dadurch hart und spröde, deswegen müssen die Zaine nach dem jedesmaligen Durchgehen erst wieder geglühet werden, wodurch sie Geschmeidigkeit und Biegsamkeit erlangen.

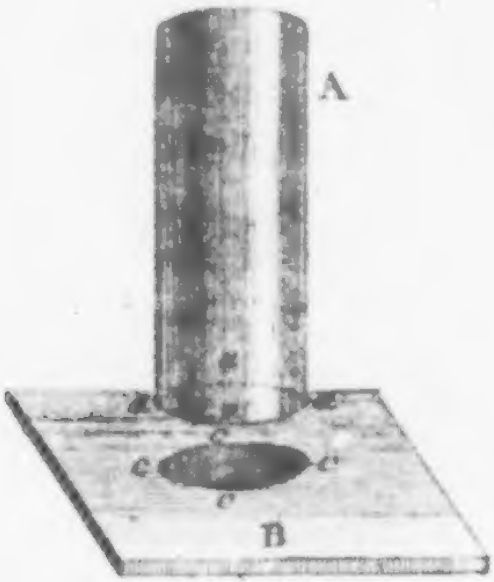
Wie das zugehe wird derjenige meiner Leser schon wissen, der aus der Naturlehre den Satz weiß: — Die Hitze dehnt alle Körper aus. —

Aus den dicken Silber, Kupfer, oder Goldstangen, sind nun lange Bleche geworden, die just so dick sind, als es die Münze erfordert, die man daraus prägen will. Wir hatten alles besichtiget und

giengen weiter, um zu sehen, was ferner mit den Blechen vorgenommen wurde. Da zeigte man uns in der dritten Werkstatt eine andre Maschine, die an einem Tische festgeschroben war, und sagte: — — das ist der **Durchschnitt**, wo man die Bleche zerstückelt oder stückelt, das heißt zu runden Geldplatten schneidet —

Anton. So! — und wie macht man denn das?

Unser führer nahm ein Stück Blech brachte es in die Maschine, und eh man die Hand umdrehen konnte, so waren schon einige Kreutzerplatten gemacht, da begriffen wirs alle wie es gemacht wird. Meinen lieben jungen Lesern kann ich nicht besser helfen, als wenn ich ihnen die Hauptsache der Maschine hinzeichne.



A ist

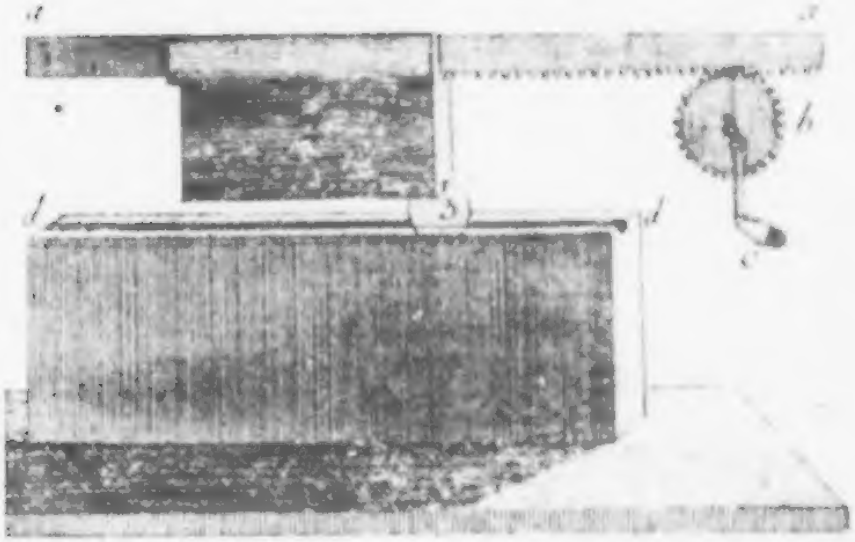
A ist ein stählerner Bolzen. Er heißt der Schuß-bolzen. Sein unterster Rand a a a a ist scharf. B ist ein Loch in der stählernen Unterlage, dessen Rand c c c c ist wieder sehr scharf, und der Schuß-bolzen paßt genau hinein. Das ist nun die Haupt-sache der ganzen Maschine, alles übrige an denselben dient bloß dazu den Schußbolzen mit Kraft und Schnelligkeit in das Loch b hinab zu bewegen. Will man nun **Stückeln** so legt man das vorhingestreckte Blech zwischen c c c c und a a a a, drückt den Bolzen heftig ins Loch herab, so wird aus der Schiene oder dem Bleche eine runde Platte ausgeschnitten, welche durch das Loch b herab in einen Tischkasten fällt.

Adolph. Bald bald wird das Geld zum Vorscheine kommen.

Freund B* Meynst du lieber Adolph? — sogleich noch nicht, denn erst müssen noch drey Arbeiten mit dem runden Geldscheibchen vorgenommen werden. — — „Ach noch drey Arbeiten?" — — Ja ja mein Lieber, nahm unser gütige Führer das Wort. — — Soll ichs sagen was für welche? — — Adolph erwiedert mit einer Bitte, und hörte aufmerksam zu.

Diese **Gestückelten** Geldscheiben sind nicht von **einerley** Schwere; denn jedes Streckwerk hat die **Unvollkommenheit**, daß es die Same

nicht zu überall ganz gleichen Schienen oder Blechen formt, sondern sie bleiben an einer Stelle oft dicker, als an der andern, mithin sind die Geldplatten bald etwas zu leicht oder zu schwer. Diese Verschiedenheit muß nothwendiger Weise erst gehoben werden, ehe man etwas anders vornehmen kann, das heißt man — — Justiren, und die Person die es thut, führt den Namen — Justirer. — Sehn sie er setzt sich hier vor die Tafel, nimmt alle Geldplatten zur Hand, und wiegt sie mit der kleinen Justirwage. Ist ein Stück zu schwer, so wirds befeilt, und ist es zu leicht, so wirds ganz zurück geworfen, um es künftig wieder mit einzuschmelzen. Dieß ist also die erste von den drey Arbeiten. Die andere besteht darin, daß man alle Geldplatten — — Kräuselt oder Berandet. Das heißt, daß man ihnen einen krausen Rand giebt. Thäte man dieß nicht, so könnte ja jeder unehrliche Mensch ringsherum von den Münzen etwas abschneiden, das Geld für vollgültig ausgeben, nnd das Abgeschnittene verkaufen. Ich denke sie verstehn mich. — — O ja! O ja! riefen die Kleinen, und nun führte man uns zu der Maschine, wo das Kräuseln geschiehet, man nennt sie — — das Kräuselwerk. Folgende Zeichnung wird dieß Instrument einigermaßen versinnlichen.



Ich habe wieder nur die Haupttheile dieser Maschine, die auf einem Tische festgeschroben wird, hingezeichnet und alles weggelassen, was bloß zum Körper oder Gestell derselben dient, weil ich befürchte, daß mich mein junger Freund nicht verstehn würde, wenn ich ihm alles daran beschreiben wollte. Ich muß ihn aber dennoch bitten, genau acht zu geben, alsdann denk ich soll ihm die Sache deutlich werden.

Das auf der Figur mit 1 bezeichnete Stück ist eine verstählte starke Eisenplatte, die oben von d bis d eine ziemlich tiefe Rinne oder Fuge hat, in welche man ein Geldstück stecken kann. Inwendig auf dem Grunde dieser Rinne oder Ritze liegt aber längst

hin

hin das Kräuſeleiſen juſt da, wo ich die Reihe Punkte hingezogen habe. Die oben liegende Seite deſſelben, auf welche das Geldſtück 3 zu ſtehen kommt, wenn mans in die Rinne ſteckt, iſt ſo bunt ausgeſtochen, als der Rand des Geldſtücks werden ſoll. Mit einem Hauptheile wären wir alſo fertig.

Das ganze Stück 2 kömmt mit dem vorigen ganz genau in allen überein, ich brauche alſo nichts mehr davon zu ſagen, als dieß, daß es kürzer iſt, und gegen 1 betrachtet eine umgekehrte Lage hat. Mein junger Leſer findet alſo wieder an der unterſten Kante dieſes Stücks eine Rinne und in derſelben da, wo die Punkte durchgezogen ſind, ein zweytes Kräuſeleiſen.

Sieh da mein Lieber, nun weißt du die Hauptſache; aber nur noch zwey Augenblicke Aufmerkſamkeit, denn ich muß dir noch ſagen, wie die Maſchine in Gang geſetzt wird.

Du wirſt leicht einſehen, was erfolgen würde, wenn ich in die Rinne dd ein Geldſtück ſteckte, es zugleich in die drüberſtehende Rinne des Stücks 2 paßte und alsdann dieſes Stück 2 hin und her zöge, nicht wahr da müßte ſich das Geldſtück zwiſchen beyden Rinnen hin- und herrollen? — — allerdings!

Geſetzt

Gesetzt nun man preßte 1 und 2 so stark gegen einander, daß das Geldstück mit vieler Gewalt von oben und unten gedruckt würde, indem man es so rollte, was würde geschehen? — — das Bunte des Kräuseleisens würde sich an dem Rande des Geldes abdrucken. — Sieh da, das ist ja just was wir haben wollen, und was wirklich auf folgende Art bewerkstelliget wird.

Das Stück 2 ist an einem starken Eisenstabe a a befestiget, in dessen Zähne das Rad b faßt. Drehet man dieß mit der Kurbel c herum, so wird dadurch 2 hin- und hergezogen, je nachdem man das Rad links oder rechts herumbewegt. — Ich will abbrechen, weil sich alles übrige gar leicht von selbst ergiebt.

Die dritte Arbeit ist noch übrig sprach unser Führer und zeigte auf einen kupfernen Kessel, der unter einem Rauchfange eingemauert war. — Nun, und die ist? — erwiederte die kleine Gesellschaft:

Führer. — — diese: Wenn die Platten berandet sind, so glühet man sie noch einmal, damit sie weich genug zum Prägen sind. Sie sehen dann so schwarz aus als Eisen. Um diese Schwärze wegzuschaffen, und — wenn es Silbermünzen sind

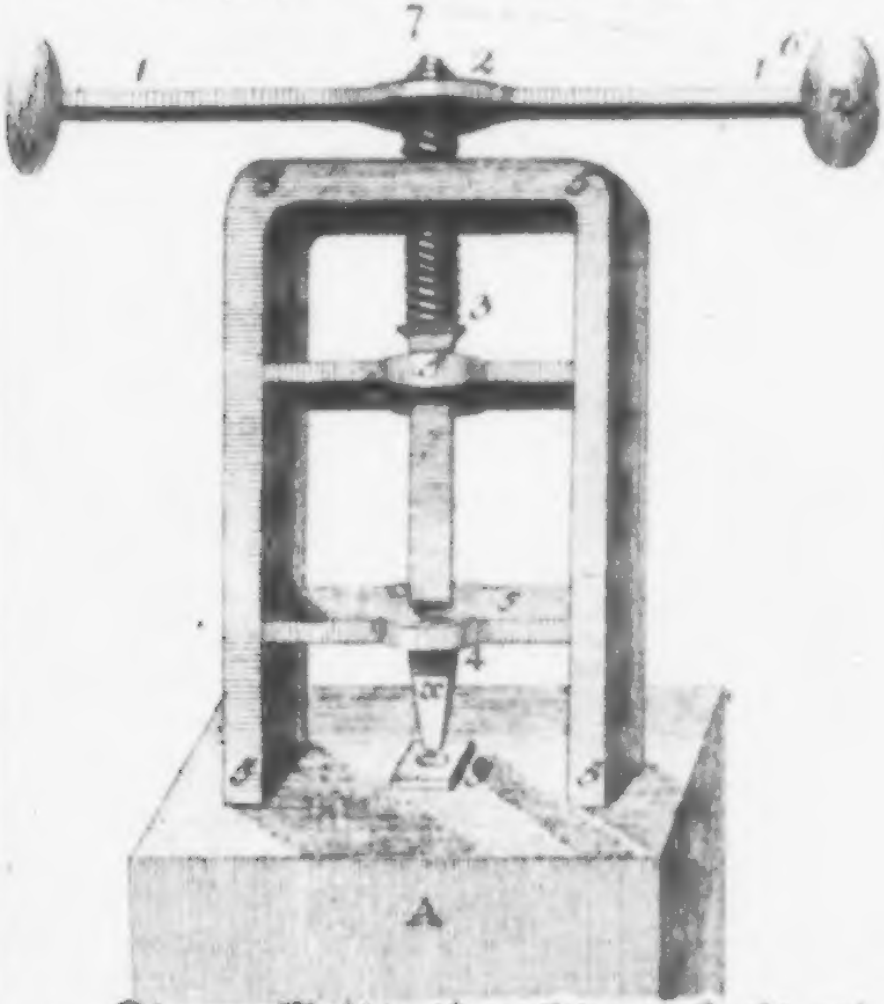
sind — die schöne Silberfarbe hervorzubringen, müssen sie gesotten werden.

Joseph. Gesotten? — — was ist das? — gekocht? —

Führer. Ganz recht. Man nimmt Wasser, rothen Weinstein und Salz, thut die Geldplatten hinein, kocht sie eine halbe Stunde lang und davon erhalten sie eine schöne matte Silberfarbe.

Nun werden die Platten sorgfältig abgetrocknet, und über Kohlen vollkommen trocken gemacht, damit sie nicht grün anlaufen. Jetzt kommen sie — fuhr unser Führer fort — nun ist keine Arbeit mehr übrig als das Prägen selbst. Mit diesem Worten öfnete er eine Seitenthür und da standen auf einmal die Maschinen zum Prägen vor uns, und zwar Glücklicherweise in völligem Gange, denn man prägte frankfurter Kreutzer. Ein junges angenehmes Frauenzimmer, vermuthlich die Tochter des Herrn Münzmeisters, saß in einer Vertiefung und legte die Kreutzerplatten unter, indem eine Mannsperson die Maschine in Bewegung setzte. Hier standen wir lange und freuten uns über die, außerordentliche Leichtigkeit und Schnelligkeit womit

mit die Münze geprägt wurde. Wenn ich mich recht erinnre, so konnte man höchstens in der Zeit, da ein Kreutzer geprägt wurde, zehen zählen. Das Beste zur Erklärung der ganzen Sache wird hier wieder nachstehende Zeichnung thun müssen.



Die ganze Maschine ist von Eisen und Stahl, ausser A ist ein starker Klotz, der beynahe ganz in der Erde oder in dem Boden fest eingemauert ist. Der

übrige

übrige Theil hat etwa kleine Mannshöhe. Die Theile dieser sehr starken Presse, die man einen Anwurf nennt, sind nun folgende.

1. 1. Eine lange starke eiserne Stange, die am Ende mit zwey schweren Bleyklumpen versehen ist, und Anwurfsschlüssel heißt:

von 2 bis 3 läuft eine überaus starke verstahlte Spindel oder Schraube:

von 3 bis 4 geht ein starker Eisenstab, der den Namen Schußbolzen führt.

x ist der obere Stempel von dem die eine Seite der Münze ihr Gepräge erhält.

y der untere Stempel, von welchem die Münze die andre Seite ihres Gepräges bekömmt.

Alles, worauf ich die Zahl 5 gezeichnet habe, ist blos Körper oder Gestell der Maschine, von starken Eisen, welches auf dem Klotze A fest stehet.

Dieß wären also die Theile dieser großen Presse, wenn sie mein junger Leser genau nachgesucht und kennen gelernt hat, so kann ich ihm nun auch sagen wie man die Maschine gebraucht. — Wohlan ich wills versuchen.

An dem Klotze gehet vor A eine Vertiefung in den Boden herab, in diese setzt sich eine Person, nimmt

nimmt die Münzplatten zur Hand, und legt eine nach der andern auf den untern Stempel y. Hinter der Maschine stehn eine oder mehrere Personen. — Beym Kreutzerprägen ist nur eine, aber bey groſsen Geldstücken sind vier bis sechs nöthig. — Sie nehmen den Anwurfsschlüssel und drehen ihn mit der Kugel z herum, in den Punkten von 6 bis nach 7, und werfen ihn wieder mit gehöriger Kraft von 7 nach 6, und siehe da die Prägung einer Münzplatte ist geschehen.

Ich muſs das wohl noch etwas erklären. Indem der Schlüssel nämlich nach 7 gezogen wird, so drehet sich die Spindel herauf und der Stempel x entfernt sich von y, wird aber der Schlüssel wieder nach 6 geworfen, so schraubt sich die Spindel schnell nieder und drückt den Stempel x mit völliger Gewalt auf die Münze, so daſs diese zwischen beyden Stempeln heftig gepreſst und mithin auf beyden Seiten geprägt wird. Beyde Bleykugeln dienen bloſs dazu dem Wurfe Schwung und Kraft zu geben.

In einer Nebenstube stand ein andrer Anwurf zu groſsen Thalerstücken, der noch weit stärker war. Jede Bleykugel an demselben wog 4 1/4 Centner, so daſs 9 volle Centner in Schwung kom-

men, wenn die Maschine gehet. Bey jedem Wurfe springt der Anwurfschlüssel wieder zurück, so daß die Kugel wieder bis nach 7 kömmt.

Hiermit wäre also die Beschreibung einer Münze geendigt.

Freilich sind dergleichen Beschreibungen nicht jedermanns Sache, weil nicht jeder seine Kraft aufzumerken und sich etwas vorzustellen hinlänglich geübt hat, um sie fassen zu können; aber eben das ist eine meiner Hauptursachen gewesen, warum ich sie herschrieb. Sie sey dir ein Probierstück für deine Aufmerksamkeit und Vorstellungskraft; zwey schätzbare Eigenschaften deiner Seele, deren sorgfältige Ausbildung ich dir angelegentlich empfehle. Tritt oft vor ein Bild, vor ein gut gezeichnetes Kupfer, das eine Gegend vorstellt, oder endlich in eine wirkliche Gegend der schönen Natur; betrachte genau, äußerst genau, und dann wende deine Augen davon ab und sieh zu, ob deine Seele vermögend ist, sich die gezeichnete oder natürliche Gegend lebhaft vorzustellen. Kann sie dieß erst mit einiger Deutlichkeit, so wirst du begierig werden, die Züge davon auf Papier zu tragen, anfangs schlecht, unrichtig, aber mit der Zeit besser. Siehe da! dann bist du auf dem richtigen,

tigen, vielleicht einzig richtigen Wege, ein Zeichner zu werden, und mithin eine Vollkommenheit mehr zu erhalten, die man bey jedem schätzt, weil sie uns in unzähligen Fällen sehr nützlich ist.

Ich könnte jetzt sogleich mit der Erzählung von unserm Aufenthalte in Frankfurt fortfahren; aber da seh ich hier und dort einen kleinen muntern Leser, der gerne bis ganz auf den Grund der Sachen siehet, und daher unwillig mein Büchelchen wegiegt, weil ich von nichts als den Handarbeiten in einer Münze erzählt habe. Unmöglich kann ich ihn unbefriedigt entlassen, daher kömmt denn in die Ueberschrift meines nächsten Kapitels wieder

Noch etwas über die Münze.

Nicht alle Geldstücken sind von gleich feinem Golde oder Silber, z. B. zu den Thalern ist das Silber feiner, als zu den Sechsern oder Kreuzern. Wenn man nämlich Gold oder Silber zu Münzzahlen schmelzen will, so läßt man es nicht immer ganz rein oder fein, sondern man thut oft zum

Golde Silber, zum Silber Kupfer und läßt es das mit zusammenschmelzen, das heißt man legirt oder beschickt es.

Dieß geschiehet aber nach gewissen angenommenen Gesetzen, so daß man weder zu wenig noch zu viel von dem schlechtern Metalle hinzuthut. Dadurch erhält das Geldstück einen gewissen innern Werth an Silber oder Golde, und dieser Werth heißt in der Kunstsprache das Korn. — — Wenn also zu Thalern zuviel Kupfer, oder zu Louisd'oren zuviel Silber gethan wäre; so wären die Thaler und Louisd'ore nicht von ächten — — Korne.

Jedes einzelne Geldstück muß auch eine bestimmte Schwere haben, das heißt in der Kunstsprache — — das Schrot. Wenn also einzelne Thaler, Louisd'ore, Gulden, Kreutzer, Groschen zu leicht sind, so sagt man sie sind von falschem Schrote.

Schrot und Korn muß also bey den Geldstücken ächt seyn und dafür stehet der Münzwaradein oder Oberaufseher der Münze.

Die Geschäfte des ganzen Münzwesens gehen nun auf folgende Art.

Der Landesherr bestimmt dem Waradein das Korn und Schrot; der Waradein rechnet aus,

aus, wieviel Silber und Kupfer zusammengeschmolzen werden muß, um das gehörige Korn zu bekommen, und macht danach eine Vorschrift für den Münzmeister. Dieser läßt das Silber schmelzen, und beschickt es, so, wie ihm der Waradein vorschrieb. Indem es in vollem Flusse stehet, schöpft man mit einer Kelle etwas heraus, gießt es in ein Gefäß mit Wasser, welches mit einem Besen bewegt wird. Das erkaltete Metall fällt in Körnern auf den Boden, und man giebt sie dem Waradein. Er stellt mit diesen Körnern Versuche an, um nochmals zu sehen, ob das Korn der Münze richtig werden wird. Dieser Versuch heißt die Kornprobe, und wahrscheinlich ist davon der Ausdruck Korn entstanden.

Uebrigens folgen nun alle Arbeiten so, wie ich sie im vorigen Kapitel beschrieben habe, nämlich der Schmelzer liefert die Zaine dem Streckmeister, dieser dem Durchschneider, dieser dem Sieder, bis endlich der Präger die Arbeit vollendet und dem Münzmeister alles zurückwiegt. Zu einer vollständigen Münzanstalt gehören also der Waradein und Münzmeister, deren Stelle oft nur eine Person zugleich vertritt, ferner einige Rechnungsführer und der Stempelschneider.

Unter diesen verrichteten der Strecker, Schmelzer, Sieder, Präger u. s. w. ihre Arbeiten.

Münzen oder Geldschlagen, darf bekanntlich nicht ein jeder, weil es ein Regale oder Recht des Landesherren und einiger Städte ist, welche dieß Recht erlangt haben. Jeder also, der wiederrechtlich münzt, verfällt in schwere Strafe, und das ist nicht mehr als billig, denn wenn jeder münzen dürfte, wer Silber oder Gold hätte, so würde bald der Gehalt des Geldes, oder das Korn sehr schlecht werden, weil jeder recht viel Kupfer mit dem Silber vermischen würde, um desto mehr Geldstücke aus seinem Silber machen zu können, wodurch, wie sich leicht einsehen läßt, nichts als Betrügerey entstünde. Bloß der Landesherr hat also das Recht, Geld schlagen zu lassen, weil es aber in Deutschland sehr viele giebt, so könnte mancher von ihnen Geld von schlechtern Korne ausprägen, und dadurch würden die Nachbaren betrogen. Ists nicht wahr? — — Allein auch darauf ist schon gedacht, die Landesherren sind nämlich mehrmals überein gekommen, haben einen Vergleich in Absicht des Korns und Schrotes getroffen, und diesen Vergleich nennt man den — Münzfuß.

Das Münzen kostet Geld, das wird mein lieber Leser schon eingesehen haben, als ich vorhin

die

die Maschinen beschrieb und die Personen nannte, die in der Münze arbeiten. Alles will erhalten und besoldet seyn. — Wer soll das bezahlen? — — Schwerlich wird mein junger Leser diese Frage beantworten können. Weder die Unterthanen noch der Landesherr bezahlen diese Unkosten, ja der letzte hat meistentheils an dem Ausmünzen des Geldes einen ansehnlichen Vortheil. — Wie das möglich ist? — — das will ich sogleich sagen. Wenn der Landesherr ein Stück Silber einschmelzen läßt, das etwa 10 Thaler 16 gl. kostet, so werden daraus nicht wieder 10 Thlr. 16 gl. geprägt, sondern 13 bis 14 Thaler. Der Landesherr gewinnt also offenbar, kann die Unkosten des Prägens bezahlen, und behält noch einen ansehnlichen Ueberschuß, der den Namen Prägeschatz oder Münzschlag führt. Frankreich soll dadurch jährlich an drittehalb Millionen Livers oder Sechsgroschenstücke gewinnen.

Ehe ich schließe, muß ich meinem jungen Freunde doch noch zwey Kunstausdrücke bekannt machen, die das Aeußerliche des Geldes betreffen und um desto wissenswerther sind, weil sie häufig vorkommen. Jede Münze hat bekanntlich zwey Seiten, die Bildseite nennt man den Avers und die Wappenseite den Revers. Unterhalb befindet

ſich bey vielen Münzen ein einzelner Buchſtab, durch dieſen wird der Münzort bezeichnet, wo das Geldſtück geprägt iſt, z. B. auf dem preußiſchen Gelde bedeutet A die Münze zu Berlin, B die zu Breslau, C Cleve, D Aurich, E Königsberg, F Magdeburg.

Vergnügungen.

Jetzt, mein lieber Leſer, laß uns die Münze verlaſſen. Ich will dir von den übrigen Stunden des Tages, die wir noch in Frankfurt zubrachten, eine ganz kurze Nachricht geben:

Wir waren viel herumgegangen, mehr als meine bisherige Erzählung vermuthen läßt, und unſre jungen Leutchen hatten heute auf der Meſſe im Dohme, in der Münze eine ſolche Menge Gegenſtände geſehen, daß wir befürchten mußten ſie zu überladen, wenn wir ſie mit noch mehreren bekannt machen wollten. Man faßte alſo den Entſchluß, die noch übrigen wenigen Stunden des Tages bloß dem Vergnügen der kleinen Geſellſchaft zu wid-

widmen, und zwar einem Vergnügen, das sie auf dem Lande in Schnepfenthal entbehren müssen. Unsre lieben frankfurter Freunde schlugen uns nämlich vor, zu einer Gesellschaft Bereutern zu gehen, die ihre Kunststücke für Geld zeigten. Der Vorschlag ward von den Kleinen, wie sichs leicht denken läßt, mit beyden Händen angenommen, und so giengs denn fort nach dem Rammhofe, wo die Leute in einer Art von hölzernen Amphitheater ihre Kunststücke machten, und wo wir eine sehr starke untermischte Gesellschaft antrafen.

Das Zeichen wurde mit ein Paar Trompeten gegeben, da zogen die einzelnen Personen sämtlich auf ihren Pferden ins Amphitheater herein, machten den Anwesenden ihr Compliment und zogen so wieder ab. Hierauf folgten dann die einzelnen Auftritte, die länger als eine Stunde dauerten, mit Musik blasender Instrumente und — nicht zu vergessen — — mit den Possen des Bajazzo oder Lustigmachers begleitet. Die Pferde liefen immer im kurzen Gallopp und während des Laufens begannen denn die Leute ihre Kunststücke zu zeigen. Sie standen z. B. ganz frey, ohne sich woran zu halten, auf dem Sattel, setzten sich nieder, standen wieder auf, legten sich quer über drey Pferde u. s. w. Dieß waren

waren noch immer die leichtesten Stücke. Ich bewunderte vorzüglich einen jungen sehr wohlgebildeten Menschen von etwa sechzehn Jahren, welcher erst alle vorhergehenden Uebungen machte, dann sein Pferd schnellern Gallopp laufen ließ, und im Laufen beständig auf das Pferd und wieder herabsprang, mit einer Fertigkeit und Körperkraft, die man nicht genug bewundern konnte, aber er wurde durch die heftige Bewegung endlich so abgemattet, daß er mich dauerte. Ein anderer stellte sich frey mit seinen Füßen auf ein einzelnes Pferd, ließ es Gallopp laufen, entkleidete sich mitten im Laufe, und kleidete sich wieder an. Ein anderes Mal wurden alle Pferde vorgeführt, jeder Bereuter berührte das seine am Knie mit der Ruthe und alle legten sich nieder. Das eine lag ganz ausgestreckt, ein anderes knieete, ein drittes saß wie ein Hund u. s. w. jedes hatte eine andere Stellung, die Personen stellten sich wieder in verschiedenen Attitüden (Stellungen) auf diese Thiere, und so sah man auf einmal eine so komische Menschen- und Pferdegruppe vor sich, daß man das Lachen nicht zurückhalten konnte. Aber immer war doch etwas, was das Lächeln des ernsthaften Zuschauers mäßigte; er bewunderte die Fertigkeiten

der

der Thiere und Menschen, und die erstaunlichen Wirkungen, die eine fortgesetzte Uebung hervorzubringen vermag, aber er bedauerte in demselben Augenblicke die Zwecklosigkeit des ganzen Gewerbes, wodurch sich diese Gesellschaft nährte. — — Zwecklosigkeit? — — hm! ist denn das von einem Gewerbe nicht Zweck genug, wenn es seinen Mann ernährt?" — — Freilich es scheint so, allein dieser Zweck betrifft doch nur Befriedigung des Magens, und die Befriedigung dieses Theils an dem Menschen, kann doch wohl unmöglich die Bestimmung seyn, um derentwillen uns der liebe Gott hier auf die Erde gesetzt hat. — — Ich habe hier den Faden des Nachdenkens angesponnen, mein lieber kleiner Freund mag ihn weiter fortleiten.

Wenn solche Gesellschaften sich ganze Monate lang an einem Orte aufhielten, und die dasigen Mannspersonen in ihrer Kunst unterrichteten, daß sie in vorkommenden gefährlichen Fällen ein wildes Pferd bändigen, herab und heraufspringen, überhaupt es behandeln lernten, dann möchte der Nutzen dieser Künste wohl ungleich größer seyn.

Auch Bajazzo kam an die Reihe. Er spielte die Rolle des Unwissenden sehr gut, stellte sich immer als wenn er nichts könnte, und konnte in seiner Art sehr viel; es giebt aber Leute, die stellen sich

ſich als wenn ſie alles können, und im Grunde können ſie — — nichts. — Wer verdient denn in den Augen der Vernünftigen von beyden den Vorzug, ſie — oder — — Bajazzo?

Jetzt begaben wir uns von hier weg in die Komödie; denn wie geſagt — wir wollten heute unſere Kleinen auf eine vergnügte Art unterhalten.

Das Schauſpielhaus iſt, wie ich ſchon einmal geſagt habe, ſehr ſchön und neu. Die Verzierungen ſind geſchmackvoll, und die Schauſpieler theils Männer, die in ihre Kunſt einen Werth zu ſetzen wiſſen, ſie ſtudieren und theils durch Schriften bekannt und geſchätzt ſind. Solche Männer ſpielen nicht, um die Zuſchauer durch Tändeleyen zu unterhalten und ihnen hiernächſt hauptſächlich Zeit und Geld zu rauben; ſondern um ſie Menſchenkenntniß zu lehren, guten Geſchmack, gute Ideen zu verbreiten, vor Fehlern zu warnen, und wo möglich gute Vorſätze zu erregen und thätig zu machen. Bey herumziehenden Geſellſchaften iſt dieß der Fall wohl nie; ſie ziehen ja nur umher um Lebensmittel zu verdienen, es fehlt ihnen an Gelde auf ihre Vorſtellungen etwas zu verwenden: gute Stücke werden daher durch ihre Vorſtellung verdorben, und wenn ſie ſchlechte unſittliche Sachen vor-

vorstellen, wie dieß leider sehr oft der Fall ist, weil dadurch der geschmacklose Pöbel am meisten herbeygelockt wird: so ist es vollends schimpflich ihre Vorstellungen anzusehen.

Ich hielte es für nöthig meinen jungen Freund auf diesen Unterschied zwischen den guten und schlechten Schauspielergesellschaften aufmerksam zu machen, damit er sein Urtheil über Schauspieler und Schauspiele danach abmessen kann, und nicht alles in eine Klasse wirft, was diesen Namen trägt. Der gute Schauspieler, ein Mann, der feines Gefühl und Liebe für Sittlichkeit, Tugend und Religion mit tiefstudierter Welt- und Menschenkenntniß vereinigt, der mit Anstrengung dahin arbeitet, seiner Action Leben und Wahrheit zu geben, um Sittlichkeit, Tugend und Religion in ihrem völligen liebenswürdigen Glanze, Unsittlichkeit und Laster im Gegentheile in ihrer völligen Abscheulichkeit vorzustellen und dadurch das Herz des Zuschauers für jene mit Liebe und für diese mit Abscheu zu erfüllen; ein Mann, der mit einem Worte arbeitet, um Gutes zu stiften, der verdient die Achtung seiner Nebenmenschen nnd der ganzen Nation im vorzüglichen Grade. Welche Freude für uns, unsern Freund, Herrn Großmann, der jetzt noch

Die

Director der hiesigen Schauspielergesellschaft war, spielen zu sehn. Er hatte heute in dem Stück die Jäger, welches Iffland ein allgemein geschätzter Schauspieldichter und Schauspieler in Mannheim verfertigt hat, die Rolle des Schulzen übernommen, die so viele gerade und eigene Bauernsitte, enthält daß es dem Manne von seiner Lebensart schwer fallen muß, sie auf eine täuschende Art zu machen; allein dennoch war Sprache, Ton, Geberde, Stellung, Gang, alles so natürlich schulzenmäßig, daß man den Verfasser des Schauspiels: Nicht mehr als sechs Schüsseln *) ganz dabey vergaß, und ihn unter der Hülle dieser Rolle gar nicht mehr ahndete. Nach Endigung des Schauspiels hatten wir das Vergnügen bey Hr. Großmann dessen Sohn seit zwey Jahren in unsrer Familie lebt zu speisen, wer hätte da wieder glauben sollen, eben die Person vor sich zu sehn, die vorher in der Schulzenrolle steckte, überhaupt, sich in einer Gesellschaft von Personen zu befinden die man so eben auf der Bühne hatte handeln sehn und in deren sanften unterhaltenden und angenehmen Umgange der heutige Abend so schnell vorüber gieng.

Abs

*) Ein Schauspiel, das Hr. Großmann zum Verfasser hat, in allen Gegenden unzählige Male gegeben ist, und noch immer gefällt.

Abſchiedsſcenen. Beynahe eine Schlägerey. Ein Paar Zeilen für meine jungen Leſerinnen.

Vier Pferde waren beſtellt, um 5 Uhr lief ſchon unſre ganze Geſellſchaft munter aber unruhig durch einander her, denn keiner wollte gern aus Frankfurt und aus den Armen der guten lieben Perſonen, die uns allen ſo werth geworden waren — wodurch? — gerne möcht ich das alles erzählen, aber da hätte ich viel zu ſchreiben, was ſich beſſer anſehn und empfinden läßt, als leſen. Kurz und gut wir alle machten von neuen die alte Erfahrung, das Freundſchaftlichkeit, und Gefälligkeit, Eigenſchaften ſind, die jeden Menſchen liebenswürdig machen.

Wenn du mein Lieber mit einen Stocke in einen Ameiſenhaufen ſtöhrſt, ſo haſt du etwa das Bild unſerer Geſellſchaft, auf welche die Worte: die Pferde! — ſie kommen! — eben ſo wirkte, als jener Stock auf den Haufen. Alles lief durch einander, um ſeine Sachen vollends zum Einpacken zuſammen zu ſuchen und abzuliefern, und zwey unſerer guten frankfurter Freunde waren ſchon früh in unſern Logis, um uns zu helfen. Alles war endlich fertig, das

Früh-

Frühstück verzehrt und der Abschied von einigen Personen überstanden, da hieß es endlich fort! — fort! Alles lief herab vor das Haus, hier sammelten wir uns und fanden unsre 13 Personen starke Gesellschaft bis zu sieben und zwanzig angewachsen. Vierzehn liebe Freunde, klein und groß umzingelten uns und wollten uns nicht ohne Begleitung entlassen. Der Wagen fuhr also voran und wir wanderten Hand in Hand in kleinere Gesellschaften gruppirt hinter her.

Ein aufmerksames, zur Freundschaft gestimmtes Herz, fand hier mehr, als bloße Unterhaltung; hier erblickten wir unter der kleinen Gesellschaft ein Paar, deren Herzen durch den kurzen Umgang schon zusammengeschmolzen waren, denen es schwer fiel sich zu trennen; dort ein kleines Mädchen, das sich nicht aus den Armen seines lieben Bruders winden konnte, seine ganze Redseeligkeit anwandte, um die letzten Minuten noch recht zu genießen, sich dann plötzlich losriß, um den Schmerz der Trennung abzukürzen, und ihm durch stetes Umsehn doch verlängerte. Hier hörte man ein leises: ach wenn werden wir uns wieder sehen? O komm doch bald nach Schnepfenthal! — und dort sah man den treuen Handschlag auf das tröstende Versprechen, recht fleissig Briefe zu schreiben. Dort stand ein guter Jüngling

ling mit Thränen in den ſchwarzen Augen, als wir am Thore unſern Wagen fanden und Abſchied nehmen wollten; dort — — jedoch ich will aufhören eine Scene zu beſchreiben, die mich an Arkadien erinnerte, ein Land der alten griechiſchen Vorwelt, wo die Menſchen an der Hand der Natur durch Liebe und Unſchuld glücklich waren. Mein Herz erweiterte ſich bey dem Anblicke eines Kreiſes den Unſchuld und Liebe näher zuſammen ſchloß und beglückte, ich konnte die Worte — Natur — Unſchuld — Liebe — Glück in einer halben Stunde nicht aus den Gedanken entfernen. Ich dachte über dienahe Verwandtſchafft derſelben nach und fand, daß man in bildlicher Sprache Unſchuld und Liebe als Eltern Glück als ihr Kind und die Natur als Mutter und Großmutter von allen dreyen betrachten könnte. Ich freute mich, dieſe Verwandſchaft gefunden zu haben, aber ach noch weit — weit mehr, einen Kreis von Kindern um mir zu ſehn, die im Schoße der Natur, an der Hand der Unſchuld und Liebe, mit jedem Aufgange der Sonne ſich glücklich fühlen. Schnepfenthal mit ſeinem Schweizerthale, mit ſeinen arkadiſchen Fluren und Wieſen und Waldplätzen lag nun in Gedanken auf einmal deutlich vor mir, die feurige Morgenſonne erhob ſich über die Gebürge,

mein kleiner geliebter Kreis fühlte sein Glück und ihre Entzückung verlor sich in dem sanften Gesange:

Unschuld, Tochter der Natur,
Theures Kleinod edler Herzen,
Laß uns Kinder dieser Flur
Dich doch nie — ach nie verscherzen.
Unsre Fröhlichkeit und Ruh,
Unsre kleinen stillen Freuden,
Die die Großen uns beneiden,
Alles — Unschuld! schenkst uns du.

Unter den angenehmen Empfindungen, die diese Gedanken meinem Herzen gewährten, wurde der kurze herzliche Abschied genommen, die Trennung empfunden, ohne es durch Complimente zu versichern und wir waren schon eine ganze Strecke gefahren, als mich endlich ein starker Stoß des Wagens und ein zu gleicher Zeit lebhaft ausgerufnes Oh! — der ganzen Gesellschaft mit einem Male aus meinen Gedanken weckte. Seitwärts in dem einen Graben der Chaussee, sah ich einen herabgestürzten Mann mit den Gebärden der halben Wuth aufspringen, mit beyden Händen Steine zusammenraffen und damit unter heftigen Fluchen dem Kopfe unsers Schwagers drohen. Hätt er wirklich geworfen, so hätten leicht blutige Köpfe die Folge seyn können; allein

der

der Herabgeworfene wurde noch zur rechten Zeit Herr über seinen Zorn, und ließ seine mit dem Steine aufgehobene Hand wieder sinken. — Bravo! man muß oft das nicht thun, was man wohl gerne möchte. Erinnert sich mein lieber Leser wohl noch an diesen Ausspruch? — Bravo! dacht ich: es lebe die Herrschaft über sich selbst; denn dadurch haben wir jetzt ein Paar blutige Köpfe, ein Paar betrübte Gattinnen, ein Häufchen betrübter Kinder weniger, zwey Menschen weniger werden ins Gefängniß geschleppt und bestraft, und wir kommen ohne Aufenthalt nach Hanau. Noch einmal: es lebe die Herrschaft über sich selbst! — —

Worüber der Lerm entstand? — der Herabgeworfne war ein Meßfuhrmann, welcher mit seinem Karren auf der einen Seite der Chaussee Halte gemacht hatte. Die Axe unseres Wagens faßte in die Axe des Karrens, die Karrenbäume bekamen dadurch einen so starken Schwung, daß der neben stehende Fuhrmann von der Chaussee herab geschleudert wurde. — Und die Ursach? Unser Postillion that es nicht aus Vorsaz, oder aus Bosheit, sondern aus — — Unvorsichtigkeit; eine Quelle, die zwar bey weiten nicht so giftig ist, als Bosheit, die doch aber in der Welt eine solche Menge von Leidwesen

weſen anrichtet, daß des Jammerns und Klagens kein Ende wird. Aus Unvorſichtichkeit hatte ſich ein Jüngling mit den Meſſer ins Dickbein geſtochen und an den Rand des Grabes gebracht, wir fanden ihn im frankfurter Hoſpital; aus Unvorſichtigkeit erſchoß hier bey Schnepfenthal ein Menſch ſeinen Cammerad; aus Unvorſichtigkeit ſieht der arme Landmann ſein Hüttchen und der Städter ſeine Palläſte in Flammen aufgehen; aus — doch wenn wollt ich fertig werden herzuerzählen. Ich glaube, daß ich nicht einen einzigen Leſer habe, der nicht aus eigener Erfahrung eine Menge Beyſpiele wüßte. Das Saamenkörnchen zu dieſem böſen Unkraute heißt — gedankenloſe raſche Thätigkeit und es fällt immer gern in — junges Land. Gewarnt hab ich wohl genug, wüßte ich nur ein recht leichtes Mittel, es zu erſticken. Ich ſinne hin und her, — — jedoch ich will es wagen eines vorzuſchlagen es heißt: — — handle langſam und mit völliger Ueberlegung der Folgen, die daraus entſtehen.

Wir waren eine geraume Zeit gefahren, da begegnete uns ein hübſcher Reiſewagen. Beyde Poſtillions hielten, um die Pferde umzuwechſeln. Unſer Schwager Unvorſichtig ſpannte ſeine Pferde an jenen Wagen, und wir erhielten den Poſtillion

und

und die Pferde des andern. Dadurch kamen Pferde und Postknechte wieder nach Hanau und Frankfurt, wo jeder zu Hause war. Indeß dieß abgethan wurde, zogen die Fremden unsre Aufmerksamkeit auf sich. Es waren einige junge Frauenzimmer und Kinder von vornehmen Stande, mit ungepudertem ganz kunstlosem herabgekämmten Haare und völlig simpeln Anzuge. Wir erfuhren daß sie aus Rußland waren und freuten uns recht sehr über die natürliche Tracht dieser Personen; aber wären sie in derselben in irgend einer kleinen Stadt in eine gewöhnlich geputzte Frauenzimmergesellschaft getreten, so hätte man sicher über sie gelacht? Glaubt das meine junge Leserin wohl? — — „Es wäre sonderbar?" — eben so sonderbar, als wenn Aesops Krähe, der man die schönen Pfaufedern ausriß, die andern natürlichen Krähen ihrer Natürlichkeit wegen hätte verlachen wollen — aber es möchte doch wohl hin und wieder — — wahr seyn.

In einem Trabe waren wir eine gute Strecke fortgerollt, und kamen nun immer näher an Hanau heran. Der Mayn blieb rechts in einiger Entfernung immer noch unser treuer Gesellschafter, und dann und wann wurde durch ein lautes Oho! Oho! der kleinen Gesellschaft ein Schiff angekündigt,

welches friedlich auf seinen Fluthen nach Frankfurt hinabschwamm. Der stärkste Handel geschiehet aus Franken herüber mit Holze, wovon es in den dortigen Gegenden einen großen Ueberfluß giebt, und Hanau, das an diesem Handel hauptsächlich Theil nimmt, hält starke Holzniederlagen.

Die Gegend wird immer angenehmer, je näher man an Hanau herabkömmt. Nach Mitternacht erblickt man den hohen Feldberg, und rechts entfernte Frankengebirge, die Fluren auf beyden Seiten des Maynes sind mit Obstbäumen beynah überdeckt. die schöne Chaussee ist auf eine halbe Stunde nach Frankfurt hin mit doppelten Lindenreihen besetzt, zwey vortrefliche Alleen vom Wilhelmsbade nach Philippsruh durchschneiden sie, mit einem Worte, man glaubt oft in einem englischen Garten zu fahren.

Ankunft in Hanau. Starrſinn. Was die Leutchen auf dem Saale machten. Promenade und Beſuch des Schloſſes.

Um eilf Uhr gelangten wir ins Thor der Stadt, nach einer Fahrt von zwey Stunden. Wir hatten ſchon das Brennen der Sonnenſtrahlen empfunden, denn die Hitze war heute empfindlich, deſto willkommner war uns nun ein hübſches kühles Zimmer in unſern ſchon bekannten Logis, wo man uns, als alte Bekannte, recht freundlich aufnahm.

Unſer Vorſatz war hier bis gegen Abend zu verweilen, einen Beſuch abzuthun, den wir bey unſerer vorigen Durchreiſe verſprochen hatten, und dann nach Gellenhauſen zu fahren; aber daraus ward nichts.

Mein lieber Leſer wird ſich erinnern, daß Theodor — ich meyne den Tauſendkünſtler, der ſich, wenns drauf ankömmt, mir den Preis abzulaufen, in drey Minuten anziehen kann, — daß Theodor bey unſerm vorigen Hierſeyn eine Familie beſuchte, die ihm ſo theuer iſt. Ich meyne die Familie ſeines Großvaters des Hrn. Geheimenraths

raths Herrmann, in welcher er ehedem täglich gelebt hatte. Dieser würdige Mann bat uns und drang darauf, daß wir heute noch in Hanau bleiben möchten, und wir — thaten es.

„Aber wie ist mir denn, wer empfahl denn bey Gelegenheit der späten Abfahrt von Hünefeld so sehr die Beständigkeit in seinen Vorsätzen?“

Kein anderer als ich, mein lieber Leser, und die empfehl ich noch, als die Seele der Thätigkeit.

„Aber wie ist das möglich, sie und ihre ganze Gesellschaft blieben ja selbst nicht beständig in ihrem Vorsatze noch nach Gellenhausen zu fahren?

Vortreflich! du kleiner Aufmerksamer. Ich liebe die jungen Leute, die gerne bis auf den Grund dringen wollen, und antworte dir mit Vergnügen.

Welches waren die Gründe, wonach wir in beyden Fällen handelten? darauf kömmts an. Bey Hünfeld wars Ermüdung und Gemächlichkeit, die uns unserm Vorsatze untreu machen wollten, wir überwanden sie und zeigten — Beständigkeit; hier in diesem Falle, wars gegenseitige Liebe zwischen Verwandten, die sich unserm Vorsatze entgegenstellte, und Hofnung, sich einmal auf ein Paar

Stun-

Stunden zu genießen, und frölich zu seyn; hätten wir diese vereiteln wollen, was hätten wir gezeigt? — Beständigkeit in Vorsätzen? nein! sondern — Starrsinn. Beyderley ist himmelweit verschieden. Der Unbeständige macht sich gute Vorsätze, aber giebt sie auf, aus — Bequemlichkeit. Der Beständige läßt sich nur durch vernünftige Gegengründe abhalten, aber der Starrsinnige verachtet auch diese, und thut — was er sich einmal in den Kopf gesetzt hat. — Nun mein lieber junger Freund — bist du mit der Entscheidung unseres Streites zufrieden? — — Gut so laß uns weiter gehen.

Unsre Malzeit ist genossen, wir haben schon eine Promenade in die Stadt gemacht, um den Hrn. Geheimenrath unsre Ankunft bekannt zu machen, und uns gelegentlich das Bild von Hanau desto lebhafter zu imprimiren, und so sind wir glücklich wieder auf unserm kühlen Saale angelangt, wo sich die kleine reisende Republik, endlich durch das zwölf Tage lange Reisen, und Gehen und Wachen ermüdet, ganz vorsetzlich ein halbes Stündchen still hinsetzt, um sich auszuruhen. Auch wills verlauten, daß viele wirklich geschlafen haben sollen, und ich kann sogar für mich selbst nicht so ganz stehen.

Nun kurz und gut, dem sey wie ihm wolle, man muß nur keine Gewohnheit draus machen, und auch durch ein Mittagsschläfchen einen Theil von seiner kostbaren Lebenszeit abzwacken; es sey denn, daß man alt und schwach ist, und schon genug für andre gewacht hat. In diesem Falle nahms ja Friedrich der einzige nicht ungnädig auf, als einmal der alte General von Ziethen an der königlichen Tafel einschlief, laßt ihn nur, sagte er: er hat genug für uns gewacht!

Kaum hatten sich die Lebenskräfte bey einem jeden wieder ein wenig gesammelt, so bemerkte dieser und jener, daß doch die Sonne gar zu freundlich zwischen den Vorhängen hindurch ins Zimmer scheine. Man schob sie zurück, sah in die schöne Gegend, in die aufblühenden Fruchtbäume der angrenzenden Gärten, und konnte nun dem Reitze auszugehen nicht länger widerstehen. Stöcke und Hüte befanden sich schnell in eines jeden Händen, und damit giengs fort. Wir wollten erst sogleich einen Spatziergang ins Freye machen, allein zur rechten Zeit erinnerten wir uns eines lieben Mannes, den wir auf dem Marktschiffe kennen lernten, und in dessen Gesellschaft wir zu Maynz einige Mal so vergnügt gewesen waren, ich meyne wir giengen

gen zum Hr. Prorector Reiser, der durch seine Anstalt zur Bildung junger Leute in Hanau bekannt ist, aber eben jetzt einen Ruf nach Mühlhausen im Sundgau an die dortige Handlungsschule erhalten hatte. Wir wurden freundschaftlich aufgenommen, und durch die vorzügliche Lebhaftigkeit dieses Mannes, durch Erzählungen seiner Reisen in Frankreich und England, mit einem Worte, von allen Seiten so gut unterhalten, daß wir uns ungern von ihm trennten. Allein die Zeit gebot uns aufzubrechen, um die vorgeschlagene Promenade zu genießen.

Wir gewannen bald das Thor und giengen längst dem Stadtgraben zwischen Gärten hin, womit die ganze Gegend hier reichlich versehen ist. Indem wir so unter dem Genusse des vollen Frühlings, unter dem schönsten, heitersten Himmel dahin schlenderten, gesellte sich eine hanauische Familie zu uns. Wir hatten uns einander noch nie gesehen, aber aus dem freundschaftlichen Wesen, mit dem man uns anredte, uns zu sich in einen Garten bat, überhaupt auch aus den ganzen Betragen aller Personen, mit denen wir in Hanau zusammentrafen, mußten wir schließen, daß die hiesigen Einwohner gegen Fremde vorzüglich bescheiden und

freund-

freundschaftlich seyen. Nur eine einzige Person lernten wir in Hanau kennen, die uns durch ihr zudringliches Fragen und Examiniren, das in einem etwas zu platten Tone angestellt wurde, wirklich recht sehr inkommodirt haben würde, wenn es bey unsern Kindern Klein und Groß nicht Widerwillen erregt und ihnen als ein lebhaftes Beyspiel von Unbescheidenheit zur Warnung vor ähnlichen Betragen gedient hätte. Auf diese Art aber wurden wir nun gerne Märtyrer der Unbescheidenheit einer Person, welche die goldne Regel: sey vorzüglich bescheiden gegen Fremde, nicht kannte, und ein allgemeines: Ei Himmel über den Mann! welches das gute Gefühl unsrer Kinder verrieth, entschädigte uns vollkommen.

Wir verweilten uns etwas im Garten, und die gewöhnlichen Unterredungen bey Eröffnung einer neuen Bekanntschaft, die ich hier überspringen muß, waren abgethan, da erbot sich der Herr Consistorialrath Wegner, den wir eben hier erst kennen lernten, uns in das Schloß zu führen, und alle unsere Ablehnungen waren nicht im Stande, ihn davon abzuhalten, er verließ seine Gesellschaft und wir giengen. Unser Weg brachte uns durch einen kleinen englischen Garten, der dicht an der Stadt

und

und unmittelbar am Schloſſe liegt, er ſchien ſehr gut angelegt zu ſeyn und recht artige Partien zu haben, allein Zeit zum Beſehen hatten wir nicht genug. Eine Brücke über einen Canal führt von hier durch das Schloßthor. Kaum hatten wir ſie betreten, ſo wars als wenn ein preußiſcher General kommandirt hätte: Halt! — — Alles ſtand, legte den Finger an die Naſen, und unterdrückte ein allgemeines — Ah! — daß es nur halb laut wurde. In aller Welt was gabs? — war Muſik im Schloſſe? — Nein, — es war die erſte — — Nachtigall, die den herrannahenden Abend mit ihrem Geſange begrüßte, und dieſen Geſang vernahmen wir in dieſem Jahre, und überhaupt ſeit langer Zeit zum erſten Male, denn bey uns in Schnepfenthal iſt leider eine Nachtigall etwas ſeltenes, weil gewinnſüchtige Leute ſie wegfangen.

Wir traten nun in das Innere des Schloſſes, das der jetzige Hr. Landgraf von Heſſenkaſſel vor dem Antritte ſeiner Regierung als Graf von Hanau bewohnte, und durchliefen eine Menge Zimmer, die theils recht ſchön waren. Am längſten verweilten wir uns auf der Privatbibliothek des Landgrafen, die eine Menge Werke zur Geſchichte und Kriegskunſt enthält, und dann in einem Zimmer,

mer, wo ſich dieſer Fürſt in ſeinen Nebenſtunden mit Handarbeiten zu beſchäftigen pflegte. — — „Handarbeiten?“ — Ich vermuthe, daß dieſer und jener meiner jungen Leſer die Frage thun möchte, und dann ſcheint mir ihre Beantwortung von Wichtigkeit.

Du wunderſt dich alſo mein Lieber, daß ein ſo vornehmer Herr ſich mit Handarbeiten beſchäftige? Wie wenn ich dich fragte, warum ſollte er das wohl nicht? der Menſch bleibt immer noch Menſch, und wenn ſein Sitz auch ein Thron iſt, mithin bleibt ihm körperliche Arbeit ſo nöthig als Eſſen und Trinken, wenn es anders ſein Wunſch iſt geſund zu bleiben; denn Geſundheit ohne gehörige körperliche Uebung läßt ſich beynahe nicht denken, und unſern Zeitgenoſſen macht es wahre Ehre, daß der Satz: Arbeit iſt große Wohlthat, iſt ſo nöhtig als das liebe Brodt immer mehr als wahr erkannt wird. Eben der Satz iſt es, der uns um 4 Uhr von unſern Lagern auftreibt, uns den Spaden, die Schiebkarren u. ſ. w. in die Hände giebt, in unſern Garten treibt, unſern lieben Kleinen allen die Backen ſo roth malt, und ſie zur Geiſtesarbeit auffriſcht. Wer uns denn da ſo im Zuſtande der Natur ſiehet, oder von uns hört, und etwa den wohlthätigen

tigen Befehl Gottes, ich meyne das: im Schweiſſe deines Angeſichts ſollſt du dein Brodt eſſen, vergeſſen hat, der lacht wohl über uns, weil er ſich irrt; aber was iſt wohl verzeihlicher als Irrthum?

Ach! tauſend wenn wir dieß einzige Zimmer nur in Schnepfenthal hätten! ſo ſprachen alle einſtimmig, als wir eine ganze Menge vortrefflicher Inſtrumente um uns her bemerkten, und dabey ſahen ſie jemanden von den Erwachſenen, der zur Zeit, wo die Gartenarbeit wegen üblen Wetter ſtill liegt, ihr Tiſchlermeiſter iſt, ſo begierdevoll an, daß auch bey ihm derſelbe Wunſch rege gemacht wurde.

Die vorzüglichſten von dieſen Inſtrumenten waren verſchiedene Arten von Drehbänken, die künſtlichſte von allen aber, die ich meinen lieben Leſer wenigſtens namentlich bekannt machen muß, war eine Drehbank, auf der man ohne alle Schwierigkeit erhobene Figuren von Münzen und Medaillen ſo vollkommen ähnlich in Elfenbein u. ſ. w. nachformen kann, daß gar kein Irrthum ſtatt findet. Man braucht nur die nachzuformende Münze oder Medaille und das Stück Elfenbein oder Metall, auf welches man die Figuren übertragen will, gehörig in der Maſchine anzubringen, und ſie in Bewegung zu ſetzen, ſo thut ſie alles übrige von ſelbſt. Man

kann

kann diese Art Drehbank wirklich nicht ohne Bewunderung des menschlichen Scharfsinnes, dem nichts zu schwer ist, näher besehen. Wer von euch meine Lieben einmal nach Braunschweig kommt, und das dortige Kunst- und Naturalienkabinet besiehet, der muß ja diese Maschine nicht vorbey gehen, denn es giebt dort ebenfalls solche.

Ein Wink von unsrem guten Pflegvater, gab uns, da wir alles hinlänglich besichtiget hatten, das Zeichen zum Abmarsche, wir verließen daher jetzt das Schloß um eine Einladung zum Abendessen beym Hr. geheimen Rathe Herrmann zu benutzen. Wir empfahlen uns dem Herrn Consistorialrath Wegner, dankten für seine unerwartete Gütigkeit, und giegen fort.

Keiner war immer schneller voran als Theodor, denn es gieng ja zu seinen Großeltern. Wie freundschaftlich wir in dem Hause des Hr. geheimen Raths aufgenommen wurden, mag ich nicht erzählen, denn es könnte leicht das Ansehn haben, als wollt ich eine kleine Lobrede von gewöhnlichem Schlage halten, wozu ich eben nicht geneigt bin. Wir wurden alle auf die vergnügteste Art unterhalten, nur lassen sich solche Unterhaltungen eben so wenig erzählen, als die mancherley Gespräche und Erzählungen, welche die Würze derselben sind. Das alles muß ich also übers

sprins

ſpringen, ſo wie auch den Abſchied, der für Theodor ſehr rührend war. Damit war nun wieder ein Tag des Vergnügens und der Freude beſchloſſen, und alles eilte ins Logis, um ſich hier den Armen des Schlafs zu überlaſſen.

Abreiſe. Faſt wäre Franz von Wagen geſprungen. Es werden Recepte vorgeſchrieben. Eigenheit einer fuldaiſchen Gegend u. ſ. w. Ankunft in Fulda.

Am 23. April, Morgens um drey Uhr, bey früher Dunkelheit ſtand unſere Geſellſchaft fertig angekleidet, und Ferdinand, nebſt dem größten Theile ſeiner Cameraden, liebäugelten ſchon mit dem Frühſtücke, das vor ihnen auf den Tiſche ſtand. —

Ferdinand. Ach wenn wir jetzt ſo in manchen Gegenden Portugalls, Spaniens, oder gar in Afrika wären, da lächelteſt du uns nicht ſo freundlich an, du liebes Frühſtück!" — —

Also empfindest du das Wohlthätige, das in der Einrichtung unserer Gasthöfe liegt?

Ferd. „Ei das denk ich, wer sollte denn das wohl nicht empfinden, wenn man so eben im Begriffe ist es zu genießen?“

Brav mein lieber Ferdinand, fahre du fort alles gute zu schätzen und dich darüber zu freuen, du magst es finden, wo du willst, auf diese Art wirst du manche Freude mehr in deinem Leben haben. Kommt ihr Kinder und verzehrt es auf die Gesundheit aller guten Wirthe! — so sprach ein Erwachsener; alle kamen herzu und benutzten diese Aufmunterung.

Indeß klirrte draußen im Hofe das Wagengeschirr, die Koffer wurden aufgeschnallt und nach einiger Zeit stieß der Schwager ins Horn, ein Zeichen, auf welches die ganze Gesellschaft sich auf den Wagen verfügte, unserm guten Wirthe ein Lebenwohl zurief und Hanau verließ.

Eine geraume Strecke Wegs war schon zurückgelegt, und wir befanden uns jetzt mitten unter den kleinen Waldgruppen, welche die Fluren von Hanau so sehr verschönern. Entzückend schön war der heitere Morgen! blickende Thauperlen, aufsteigende röthlich gefärbte Morgennebel, frische Saat nebst tausend

send andern Gegenständen heiterten die Seele auf, und stimmten sie zum andächtigen Morgenliede. Aber welche Freude, für die drey Kleinsten, als wir dicht am Wege zwey Eichhörnchen erblickten, die in der frühen Morgensonne unter einem Baume saßen und ihre erste Nahrung suchten. Ach das ist Männchen und Weibchen, ganz gewiß! rief Franz und wäre gern zum Wagen herabgesprungen, wenn man es ihm erlaubt hätte.

„Weißt du denn wohl etwas besonders von diesen schönen Thierchen zu erzählen Franz?"

Ach ja allenfalls, — erwiederte er, nach dem er sie lang betrachtet hatte, und sah dabey lächelnd einen seiner erwachsenen Freunde an, nichts ist mir sonderbarer an diesen Thierchen vorgekommen, als daß sie so weit durch die Luft von einem Baume zum andern oft zwölf Schuhe weit springen können, und dann, daß sie auch Wetterpropheten sind. —

„Wetterpropheten, hm! das möcht ich doch wissen?"

Franz. Frag einmal Hrn. B* obs nicht wahr ist? Sie bauen sich nämlich ein Nest auf einen Baum, und fast immer dicht an den Stamm, dieß Nest ist ordentlich mit Reisig, Moos und dergleichen überwölbt, und hat nur eine einzige Oefnung.

Wenns nun ſtürmiſches Wetter werden will, ſo hört man ſie mit der Zunge klatſchen und pfeifen und wenn der Sturm etwa da herkommen will, wo der Eingang ihres Neſtes iſt, ſo ſtopfen ſie ihn mit Mooſe und mit Blättern zu und machen ſich einen neuen Eingang auf der andern Seite des Neſtes. Sind das nicht ordentliche Wetterpropheten? —

„Weißt du nichts mehr Franz? —

Franz. Ach ja ich weiß wohl noch etwas z. E. was ſie freſſen, und daß ſie keine Aprikoſen und Pfirſichkernen vertragen können, und — — ach ja! man macht auch aus ihren Haaren Pinſelchen.

Ich will meinem Leſer das Geſpräch nicht weiter abſchreiben, denn es dauert noch lange, und betraf meiſtens ſolche Sachen die allgemein von dieſem Thiere bekannt ſind.

Unſre Pferde liefen immer ſo gut, als es auf chauſſeeloſem Wege angehet. Wir begegneten einer Chaiſe mit drey Pferden, und unſre Poſtilione wechſelten. Wir fuhren alſo den böſen Weg bis Gellenhauſen mit drey Pferden, da uns auf unſerer vorigen Durchreiſe der dortige Hr. Poſthalter doch ſechs aufgedrungen hatte.

Indeß man in Gellenhauſen friſche Pferde vorſpannte, genoſſen wir das zweyte Frühſtück, das

mit

mit giengs wieder fort, denn wir hatten uns vorgenommen, so schnell als möglich fort zu reisen, um desto eher wieder in unserm lieben Schnepfenthal einzutreffen, und diese Eilfertigkeit war um so mehr schicklich, weil wir den ganzen Weg auf der Herreise schon gemacht hatten.

Von Gellenhausen bis Saalmünster ist der Weg fast ganz ohne Chaussee, theils bergicht, sehr sandicht und ein Theil desselben ist längst einem Berge hin mit groben Sandsteinstücken gepflastert, wie ich dieß schon im Anfange meiner Erzählung berührt habe. Die Sonne schien entsetzlich heiß, unsre Pferde schlichen langsam mit uns fort, und es schien, als wenn hier einer der unangenehmsten Zeitpunkte unserer überaus glücklichen Reise wäre; hier und dort sah man ein schläfriges, oder wohl gar mißvergnügtes Gesicht, und die Gespräche, die gewöhnlich an einem Faden fortliefen, wurden seltener, nur etwa ein Storch, oder ein Schwarm Staaren, oder ein heftiger Stoß des Wegs gaben den Stof dazu her und veranlaßten einen allgemeinen Ausruf der Kleinen, ein allgemeines Ah! ein Storch! oder ein: ach du lieber Himmel! das war mir einmal ein Stoß.

Doch endlich riß,
am Spinnerädchen,

der Frau Geduld,
das letzte Fädchen!

Und man sahe welch ein herrliche Sache es ist, wenn man gelernt hat **Ungemach** ertragen. — — „Aber du lieber Himmel wenn wird denn der böse Weg aufhören, er ist ja gar zu schlimm, kommen wir denn nicht bald nach Saalmünster?" — so klagte einer von den drey Kleinsten, und machte dabey ein recht mißmuthiges Gesichtchen.

— Sobald noch nicht mein Lieber, war die Antwort:

„Aber ich kanns gar nicht mehr aushalten!"

— Man kann vieles wenn man will.

„Ach ich wolte ja so gerne!"

— Ich will dir ein gutes Mittel sagen es heißt: Geduld.

„Freilich wohl, aber — —

— Aber ich habe keine willst du sagen, nicht? Nun ich will dir allenfals einen guten Rath geben, welche zu bekommen.

„Nun?"

— Woran dachtest du denn wohl bisher am meisten?

„Das

„Das kannſt du leicht vermuthen, an das was ich fühlte, an den böſen Weg und an die Hitze.“

— Du muſt an etwas anders denken, dann wird ſich die Ungeduld von ſelbſt geben.

„Ach das hab ich ja gethan. Ich habe ſo ſtark, ſo lebhaft an Maynz gedacht, an das ſchöne weiche Kanape, und an die Fahrt nach Bibrich, und an die engliſchen Reuter und an ſo der gl.“

— Ha ha! Ei denn frage noch ein Menſch, wo die Ungeduld herkommt. Dadurch haſt du dich freilich wohl etwas zerſtreuen können, aber haſt dieß vergangne Angenehme mit den gegenwärtigen Unangenehmen verglichen, — nicht? — Und dann hat das Männchen angefangen zu wünſchen u. ſ. w. nicht?

„Ja das hab ich. Sollt ich denn das nicht?“

— Ei mein Lieber das iſt der geradeſte Weg, ungeduldig zu werden, ich thue dir deshalb einen beſſern Vorſchlag. Denke jetzt einmal recht lebhaft an deine Krankheit in vergangenen Winter, als du das Scharlachfieber hatteſt, ſtelle dir die Schmerzen, die Langeweile, den ganzen kranken Zuſtand recht lebhaft vor, und vergleich ihn mit den gegenwärtigen Unannehmlichkeiten, ſie werden dir dann Kleinigkeiten

seyn, und du wirst sie mit Geduld ertragen, zumal wenn du dran denkst, daß sie in kurzer Zeit vorüber sind. Mit einem Worte mein Mittelchen heißt so: Nimm eine beliebige Menge Zurückerinnerung an glücklich überstandene Uebel und vermische sie mit einer kleinen Portion angenehmer Hoffnung, das hilft wieder die — Ungeduld — Die Kleinen lachten laut auf und der fatale Steinweg nahm nun ein Ende, zur allgemeinen Freude der Gesellschaft, die jetzt das bekannte Liedchen anstimmte: Jung fröhlich und heiter enthüpf ich ins Feld u. s. w.

Unter ähnlichen Gesprächen kamen wir bis Saalmünster, woselbst wir für den bösen Weg 16 Kreuzer bezahlen mußten, frische Pferde erhielten, und unsern Weg über Schlichtern nach Neuenhofen fortsetzten.

Nach fünf Uhr Abends befanden wir uns vor dem Posthause des letzten Ortes. Daß hier die ganze Gesellschaft den Wagen verließ, um sich einmal, nach einer Fahrt von 13 Stunden, in eine andre Lage zu werfen, als sie unser Wagen erforderte, läßt sich leicht vermuthen. Sie lagerte sich auf einen Stoß Bauholz und fand es hier, bey einer Mahlzeit von kalter Kücher und Wasser, so herr-

herrlich und bequem, daß ein zuhörender Blinder leicht eine delikate Mahlzeit, schöne Zimmer und und Kanapees hätte argwöhnen können. Allein von allen diesen war nichts da, und doch — — Mein lieber Leser mag selbst die Ursach finden.

Neuenhofen liegt im Fuldaischen, und ist ein recht lebhaftes Dörfchen mit einem ansehnlichen Gutshofe des Fürsten. Es war heute just Sonntag, da vergnügten sich die jungen Leute nach ihrer ländlichen Art, auch stand ein ganzer Trupp um uns her, und wir ließen uns von ihnen beschauen, so viel als sie nur Lust dazu hatten, ohne daß von Seiten der Kleinen spöttische Bemerkungen vorgekommen wären.

Zwischen hier und Fulda bestehet das Land bloß aus Berg und Thal, eben nicht mit vielen Dörfern, aber mit unzähligen Wohnplätzen einzelner Familien verschönert, wodurch die ganze Landschaft eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit erhält. Man glaubt wirklich in Arkadien zu seyn, wenn man bald hier bald dort, unter einer einzelnen Baumgruppe, diese ländlichen Wohnungen hervorlauschen, und in ihren Bezirken einzelne Stücke Rindvieh oder Schaafherden weiden sieht. Auch in Absicht des Anbaues hat diese Gegend etwas Eigenes. Man siehet ganze

Strecken beraſtes Angerland, das noch nicht angebauet iſt, wieder andre Stellen, die ſchon einmal angebauet waren, welche man aber wieder liegen ließ, endlich manchen einzelnen Berg, der ſich wie eine Halbkugel erhebt, und ringsumher auf das ſchönſte mit Getraide beſäet iſt. Alle dieſe Gegenſtände gaben zu Geſprächen über die ſchlechte und theils ungeſunde Zuſammenbauung unſerer meiſten Dörfer u. ſ. w. Stoff genug. Der Abend kam heran, ehe wirs uns verſahen, der Himmel ward trübe von Gewitterwolken, und ſiehe da, nach langem heitern Wetter erfolgte ein kleiner warmer Regen.

Statt aller Klagen entſtand ein lautes Freudengeſchrey, die Mäntel wurden um die Schultern geworfen, und in die ganze Geſellſchaft fuhr ein Geiſt des Vergnügens und der Heiterkeit. Dieſe Umſtimmung war theils natürliche Folge des Satzes: Veränderung macht Vergnügen, und ſelbſt das Unangenehme iſt Würze für unſer Leben; theils entſtand ſie durch ein Liedchen, das ein Erwachſener vor der Abreiſe gemacht hatte, um die kleine Geſellſchaft luſtig damit zu machen, wenn wir etwa, wie es im April ſehr gewöhnlich iſt, uns freundliches Wetter haben ſollten; hier iſt es:

Lied

Lied im April zu ſingen, wenns regnet.

(Mel. War einſt ein Rieſe Goliath ꝛc.)

Auf Regen folget Sonnenſchein,
Das bleibt doch ewig wahr!
Und Herr April, — das merkt euch fein! —
Verſteht das auf ein Haar;
Denn alleſamt ihr Leutchen wißt,
Daß er ein Wettermiſcher iſt.

Bald macht ers kalt, bald macht ers warm,
Bald trocken und bald naß;
Bald ſchickt er einen Hagelſchwarm,
Doch was thut uns denn das?
Ihr Leutchen alleſammt, ihr wißt,
Daß er ein Wettermiſcher iſt.

So macht denn nur die Stirn nicht kraus
Ob ſeiner Miſcherey,
In aller Welt legt eine Maus
Ihr Herrn euch je ein Ey?
Wie kann April, April denn ſeyn
Und machen nichts als Sonnenſchein?

Jetzt gießt er einen Wolkenſchlauch
Auf unſre Näschen dann;
Doch thut er's bloß, damit er auch

Sie wieder trocknen kann;
Denn allesamt ihr Leutchen wißt,
Daß er ein Wettermischer ist.

Im Grunde meynt ers dennoch gut,
Der alte Fitzlefanz!
Wißt ihr denn wohl, warum ers thut?
Wer Kinder von euch kanns
Errathen, daß zu aller Frist
Er gern ein Wettermischer ist?

Nur immer süß macht Ueberdruß,
Auch bitter dann und wann,
Das ist die Seele vom Genuß,
Das merkt euch künftig dann
Als Ursach, wenn zu aller Frist
Er gern ein Wettermischer ist.

So mische denn nach Herzens Lust
Du Flausenmacher, du!
Doch hör uns an, vergessen mußt
Du heute nicht dazu
Die Regulam gar hübsch und fein:
Auf Regen folget Sonnenschein.

Unter dergleichen Zeitvertreiben passirten wir die Brücke der Fulde, kamen um 8 Uhr in Fulda an, und wurden in unsern altem Logis recht freundschaftlich aufgenommen, ein Vergnügen, das wir

in

in jedem Gasthause genossen, wo wir auf unserer vorigen Durchreise eingekehrt waren. Unser ganzer dießmaliger Aufenthalt in Fulda hat so weniges Merkwürdiges, daß ich ihn ganz überspringen kann, ohne meinem Leser dadurch im mindesten etwas zu entziehen.

Schaudervolle Ueberreste. Ein Gespräch mit Franz. Frazengesichter. Eine unglückliche Familie. Blindekuh. Ankunft in Eisenach.

Montags, früh um 5 Uhr, fuhren wir also von Fulda aus, mit dem festen Entschlusse, Abends in Eisenach zu seyn. Das Wetter war wieder vollkommen heiter, die frühen Sonnenstrahlen verschönerten alle Gegenstände, die freundliche Schwalbe mit milchweisser Brust, und die ernste Kapelle, die hier und dort von dem Kopfe eines Berges herabwinkte; alles, alles war reitzend schön, jeder freute sich, dem Bette entwischt, hier in der freyen Natur zu seyn, und mit unserm lieben Göcking sagen zu können:

Dieser

Dieſer Tag iſt gänzlich mein,
Und der Himmel iſt ſo blau,
Und die Tröpfchen Morgenthau
Blinken ſo im Sonnenſchein!

Hier und dort arbeitete ſchon der fleißige Landmann, den man in der hieſigen Gegend wirklich fleißig nennen muß, denn dieß beſtätigen bearbeitete Anhöhen und tiefe Gründe, die ſo unbequem liegen, daß man nicht pflügen kann, ſondern graben muß. Auffallend war es uns, hier vor einem Pfluge zwey Ochſen und zwey Pferde zuſammengeſpannt zu ſehen.

Von allen dieſen angenehmen Scenen der Natur, in deren Genuße wir uns ſo ganz vertieft hatten, rief uns eine fürchterliche, unnatürliche Scene zurück, die bey jedem Schauer erregte; es war ein groſſer Galgen mit den Ueberreſten einiger unglückſeligen Menſchen. Franz, der in meinem Schoße ſaß, ſchloß ſich dichter an mich, und ich fühlte die Bewegungen, welche ihn bey dieſem Anblicke durchdrangen.

„Ah ſieh! ah das iſt fürchterlich!“

— Das waren auch Menſchen, mein Lieber, bey deren Geburt vielleicht Vater und Mutter vor

Freu-

Freude weinten, ſie auf ihren Händen trügen und dachten: ach wenn wir alt und ſchwach ſind, dann iſt dieſer Knabe ein Mann, dann wird er uns für die unſägliche Mühe, die wir auf ihn wandten, belohnen und uns in unſerer Schwachheit unterſtützen; aber Himmel der Knabe ward böſe, vereitelte dieſe ſo gerechten Hofnungen und brachte ſich zum Jammer ſeiner Eltern an den Galgen. Siehſt du wie die Lumpen um die Gerippe dieſer traurigen Ueberreſte flattern?

„Hu! es iſt fürchterlich! — Lieber Gott was mögen ſie begangen haben? weißt du es denn nicht?“

— Nein mein Lieber, denn ich habe mich nicht erkundigt.

„Aber ich möchte doch wohl wiſſen, wodurch dieſe Unglücklichen ſo verdorben und ſo böſe wurden?“

— Das kann ich dir eher ſagen lieber Franz. Nicht auf einmal wurden ſie es, ſondern nach und nach, wie das immer ſo iſt.

„Ja das glaub ich wohl, aber ich weiß doch die eigentliche Urſache noch nicht.“

— Die, mein liebes Kind war, — Ungehorſam. Sie hörten nicht auf die Stimme derer,

rer, die sie warnten, sie wurden also immer schlimmer und schlimmer, und kamen endlich dahin, wo du sie siehst. — Sieh welch ein böser Fehler ist der Ungehorsam!

Hier schloß sich der gute Franz fest an mich, und ein Kuß versicherte mir sein gutes folgsames Herz. Der Galgen war uns aus dem Gesichte, ein Gespräch der Erwachsenen, das die jetzige bessere Behandlung der Verbrecher betraf, heiterte uns auf und wir kamen um acht Uhr nach Hüneseld.

Von hier bis Vach fährt man gute fünf Stunden, und dieß ist die stärkste Station, auf der so wohl die Pferde, als die Reisenden ermüden; wir wunderten uns daher, daß man in Butler keine Station anlegt. Der Reisende müßte dann zwar dem Postillion ein Trinkgeld mehr geben, aber seine Reise würde auch schneller gehen. Um halb drey Uhr nachmittags kamen wir denn endlich in Vach ganz ermüdet an, und sahen bey unserer Durchfahrt durch dieß kleine Städtchen die abscheulichen — — Franzengesichter, von denen ich bey der Erzählung unserer vorigen Durchfahrt nichts gesagt habe.

Ah!

Ah! da sind sie wieder, da sind sie wieder! so riefen alle Kleinen mit unterdrücktem Ausrufe, und lachten.

Diese abscheulich häßlichen Gesichter bemerkten wir nicht an den Bewohnern, nein, wer hätte auch darüber lachen wollen, sondern an ihren öffentlichen Brunnen, welche sie damit zu schmücken glaubten. Man muß wirklich über den höchst elenden Geschmak, der sich auch in dem ganz sonderbaren Anstriche mancher Häuser zeigt, erstaunen Die Brunnen, aus welchen das Röhrwasser zum öffentlichen Gebrauche fließt, und die in großen Städten zu Gegenständen der Pracht und des Geschmacks dienen, wollte man auch hier verschönern, man schnitzte also die obersten Enden zu Köpfen um, und die sind denn so abscheulich häßlich gerathen, daß die plumpsten heydnischen Götzenbilder, an denen man immer Häßlichkeit bewundert, dagegen vielleicht noch Meisterstücke sind. Und diese Meisterstücke von Häßlichkeit an denen der Mund bis an die Ohren gehet, wo die Nase durch eine Vertiefung der roth angestrichenen Backen entstehet; die bald mit geschnitzten Perüquen, bald mit Grenadirmützen versehen sind, findet man mitten in Deutschland geduldet, zum Gelächter aller Fremden, welche durchreisen. Man sollte kaum glauben daß es möglich wäre.

Wir genoſſen hier im Poſthauſe ziemlich ſpät unſer Mittagsbrod, um dann unſere Reiſe über Berka bis Eiſenach fortzuſetzen, und weil dieß noch eine ſtarke Tur auf bloßen Feldwegen iſt, ſo mußten wir uns wirklich ſehr ſputen, um wieder auf den Wagen zu kommen.

Von Vach bis Berka ſind zwey Meilen, die man meiſt auf Sandwegen über zwey anſehnliche Berge machen muß. Wir waren kaum eine halbe Stunde gefahren, ſo erreichten wir den erſten Berg, unſer Schwager Poſtillion ſprang vom Pferde und lud uns ein, ihm nachzufolgen, weil es hier den Pferden zu ſauer würde. Wir lieſſens uns gerne zum beſten der armen Thiere gefallen, ſtiegen den langen und ſteilen Berg hinan, und anſtatt darüber verdrüßlich zu ſeyn, vergnügten wir uns durch den Anblick der ſchönen Gegend, die durch das Blaſen eines im Waldgebirge von uns entfernten Poſtillions ſehr lebhaft und romantiſch gemacht wurde, ſo erreichten wir unter mehrmaligen Wanderungen zu Fuße den Gipfel des zweyten Berges, und hier fanden wir noch etwas, welches unſer inniges Mitleiden und Bedauern erregte, nämlich eine arme Familie, die aus einer Gegend des Oberrheines vielleicht aus Baaden weggewandert war und ſich nach dem kayſerlichen Polen begeben hatte, um ſich daſelbſt häußlich nieder-

zulaſ-

zulaßen und die Vortheile zu genießen, die den neuen Anbauern oder Coloniſten zugeſtanden werden. Mangel an Auskommen und die Hoffnung, es dort beſſer zu finden, hatte ſie vermuthlich dazu verleitet. Ihre ganze Habſeeligkeit beſtand bey der Abreiſe aus ihrer Heimath, wie ſie ſagten, in 500 Gulden, ſie nahmen dieſe Baarſchaft mit ſich, aber widrige Schickſaale entblößten ſie von allen, und da ſie es in jenem neuen Lande nicht ſo vortheilhaft fanden, als ſie ſiche gedacht hatten; ſo waren ſie nun wieder in der größten Dürftigkeit zurückgewandert, und wir fanden ſie in dem elendeſten Zuſtande, halb ohne Kleidung, ohne Brodt, ihn mit einen kummervollen Geſichte neben ſeiner Gattin, die ſich mit alten Lappen die wunden Füße verband und ein kleines unmündiges Kind, das neben ihnen im Raſen zappelte. Dieß war die einzige wirkliche unglückliche Familie, die wir auf unſrer Reiſe fanden, und ſie wurde es nicht durch Boßheit anderer, ſondern durch **Unwiſſenheit, Vorurtheil und einen** dadurch gethanen **unüberlegten Schritt.** — **Unwiſſenheit,** — denn vermuthlich kannte der Mann von den Schwierigkeiten einer ſo weiten Reiſe und der Niederlaſſung in einem fremden Lande nichts; — **Vorurtheil** — denn er dachte ſich, wie das ſehr gewöhnlich iſt, die Glück-

seligkeit in fremden Ländern weit gröſſer, als im Vaterlande; dieß Vorurtheil mochte ihn geleitet haben, er handelte ohne weitere Ueberlegung danach und stürzte sich und seine Lieben in Dürftigkeit.

Unwissenheit, Vorurtheil und Unüberlegtheit, — diese drey Wörter hab ich in meiner Erzählung groß drucken lassen; es sind drey gefährliche Feinde für unser Glück, die uns immer in einem Zustande erhalten, wo wir gleichsam Blindekuh spielen, und gemeiniglich dabey über Tisch und Bänke stürzen. Unwissenheit ist dann das Tuch vor unsern Augen, Vorurtheil der blasse Schein, der etwa dieß Tuch noch durchschimmert, und Unüberlegtheit das schnelle Zufahren nach diesem Scheine, ohne daß der Spielende die Hindernisse kennt, die noch vor seinen Füßen liegen. Ach, ist es nicht gut, dieß böse Tuch mit der alles vermögenden Hand des Fleisses und des Nachdenkens herabzureissen?

Wir mußten die unglückliche Familie verlassen, und keiner von uns war im Stande den Fehler wieder gut zu machen, der durch jene bösen Feinde entstanden war.

Durch manchen Hohlweg giengs den sandigten Berg herab, wir nahmen in Berka einige Erfrischung, und ließen uns dann durch vier schöne rasche

Pferde

Pferde weiter bringen. Eine Stunde etwa vor Eisenach kamen wir wieder an den mächtigen Waldberg, an welchem, wie sich mein lieber Leser erinnert, ehemals unsere Pferde lavirten. Er heißt der Fächerberg. Wir mußten aussteigen, weil er ziemlich steil aufsteigt, und es vergieng eine ganze Stunde, ehe wir an den Fuß auf jener Seite gelangten. Der Abend war überaus schön, die Luft still und warm, der Himmel halb hell, es blitzte häufig, und dann glaubte man in das Innere einer feurigen Region des Himmels zu blicken; ein Anblick, der den Verständigen entzückt, vor dem aber der arme Unwissende zittert, weil er glaubt, der liebe Gott zürne. Links und rechts glänzten Johanniswürmchen in den Gebüschen, und bald hier, bald dort kündigte ein leises Geräusch irgend ein Leben an.

Oben auf dem Kopfe dieses Berges fängt die Chaussee an, welche von Eisenach aus bis hierher geführt ist. Die Kinder wunderten sich, daß man sie just über diesen Berg gezogen hätte, wodurch die Pferde ausnehmend ermüdet würden. J. sprach Alexander, was ihr doch vorhabt Kinder! es mag wohl kein Thal um dieses Gebirge herumführen, durch welches man sie hätte anlegen können. Um 11 Uhr kamen wir erst nach Eisenach, wo wir für Eröffnung

öffnung des Thores 8 gr. Sperrgeld bezahlen mußten. Die Gassen werden mit Laternen erleuchtet, die mitten über ihnen, an Linien befestigt, hängen; aber sie thun bey weiten die Wirkung nicht als die in Maynz, weil sie nicht mit Blenden versehn sind, und nicht so spiegelrein erhalten werden. Soll ich nun noch etwas von grosser Müdigkeit, von Ruhe und Schlaf erzählen, ich dächt nein, also sogleich von dem,

Was sich weiter zutrug. Die Köpfe wollen zerbrechen. Ankunft.

Um 6 Uhr Morgens stand schon alles in vollem Anzuge zur Abfahrt bereit, mit heimlicher Freude über die heute bevorstehenden Augenblicke des frohen Wiedersehens und Auskramens und Erzählens. Da mochte sich mancher schon sein Plänchen schmieden, was er und wie er erzählen, und sich dabey ein recht robinsonmäßiges Ansehen geben wollte.

Ehe wir aber Eisenach verließen, erhielten wir noch einen Wortwechsel, der durch die besondere Philosophie der hiesigen Post veranlaßt wurde. Man wollte uns Statt vier Pferde nur dreye geben, aber

für

für diese drey sollten wir doch eben so viel bezahlen, als wenn es vier Pferde wären. Warum? — Vor unsern Wagen gehörten eigentlich vier Pferde, wir müßten also auch der Post vier bezahlen, wenn sie uns drey gäbe, die uns eben so gut führen, als es vier thun würden. Wir wandten allerley ein, allein wir waren doch nicht im Stande diesen — wie mein lieber Leser siehet, — sehr verwickelten Fall ins Reine zu bringen, setzten uns also, ohne uns die Köpfe weiter zu zerbrechen, auf den Wagen, rollten über das schöne Pflaster der Stadt fort, hinaus, und bemüheten uns neben das dritte Pferd noch ein viertes zu denken, wobey wir denn Gelegenheit hatten unsre Vorstellungskraft zu üben.

Die Chaussee führt hier durch ein Thal von so ausserordentlicher Schönheit, daß jeder Reisende davon hingerissen wird. Ein Dorf liegt hinter dem andern der Reihe nach hin, rechts winkt der hohe Thüringerwald herüber und faßt dieß schöne Thal mit Hügeln und Bergen ein, die mit Laub- und Nadelholz bewachsen sind, da man im Gegentheil zur linken Hand hohe, theis unbesteigbar steile und abschüssige Kalkgebirge erblickt, welche langsam nach und nach niedriger werden, bis sie sich endlich bey Gotha in ebenes Land verlieren.

Der vortrefliche Morgen, die Heiterkeit der Luft erfrischte unsre ganze Lebenskraft, das Gefühl des Frühlings durchströmte unsere Nerven und ein freudiger Gesang folgte dem andern. Vorzüglich freudig stimmten wir aber mehr als einmal an, nach Ehrenbergs Composition das schöne Frühlingslied: Kind der Schönheit und der Freude, sey gegrüßt! das nun bald im Veilchenkleide ein gebohrner Engel bist, und ich empfehl es meinem lieben Leser ganz vorzüglich.

Bey Maynz hatten wir schon den vollen Frühling gesehen, gefühlt, genossen; hier in Thüringen fanden wir nur erst den Anfang, und sahen dem zweyten Genuß desselben mit wirklicher Begeisterung entgegen.

Unsre Pferde liefen, das muß ich ihnen lassen, so gut als viere, und wir kamen in Betracht des Wegs sehr bald nach Lauche. — Ah! — Ah! — Ha! — da ist er! — da ist er wieder! so schrien alle und zeigten mit lebhafter Freude auf den lieben — Storch, der dort oben friedlich in seinem Neste saß, ohne sich des Vergnügens bewußt zu seyn, das er uns allen gemacht hatte. Sieh da! das Bild eines Menschen von edlem Herzen, auch

er

er weiß nichts von der Freude, die er einmal sei-
nem Nebenmenschen machte. Alle nahmen so freund-
lich und mit so spaßhafter Ehrerbietung ihre Hüte
vor ihm ab, als wenn der Herr Bürgermeister oben
herunter geschaut hätte, und wünschten ihm in Ge-
danken viel Glück zu seinem Brüten.

Mit der Ausfahrt aus **Lauche**, welches etwa eine Stunde von Schnepfenthal liegt, schob auch schon jeder den Hut um ein Paar Zolle aus dem Gesichte, hinderte mit der Hand den Sonnenstrahlen, guckte wie ein Luchs so scharf nach der Gegend von **Schnepfenthal** und wollte durchaus der erste Bemerker desselben seyn. Diese Ehre hatte denn endlich nach einer Viertelstunde unser beste Pflegevater, der sich bey seinen vielen Studieren, durch kaltes Quellwasser und immer gehöriges Entfernen der Gegenstände vom Auge, sein Gesicht in dem besten Zustande erhalten hat. Ich mag hier die allgemeinen Ausrufungen von Freude nicht wiederholen, die der Anblick unseres Wohnsitzes verursachte. Mit einem Worte, — denn das Ende meiner Erzählungen ist doch einmal da — wir kamen durch **Waltershausen**, Schnepfenthal immer näher und näher, sahen auf das Blasen unseres Postil-

lions die Fenſter öffnen, zuſchlagen, unſere vielgeliebten Zurückgelaſſenen aus der Thür heraus, uns entgegen ſpringen, Hüte ſchwenken, und ſie dann endlich unter den ſtummen Entzückungen des Wiedersehens in unſern Armen.

Ende.

Reiſe von Schnepfenthal
über den
Thüringerwald
nach
Schmalkalden.

Der Leſer wird mit der Reiſegeſellſchaft bekannt gemacht. Lage unſeres Wohnſitzes, und ein Blick in die Gegend umher. Abreiſe. Kloſter Reinhardsbrunn. Ankunft in Friedrichsroda.

Louis. Weißt du was neues? Morgen früh gehts fort! — fort gehets! — He das ſoll eine Luſt ſeyn!

Joſeph. Ach ich dächte gar? — Närrchen du ſpaßeſt!

Louis. Nein! nein, nein! Kannſt mirs glauben, es geht fort! Sie habens alle geſagt! Tauſend, was werden wir da wieder alles ſehen!

Louis hatte Recht, es gieng wirklich fort. Zwey und zwanzig wohlgeſtieſelte Perſonen, zogen am 17. April 1787 früh Morgens hinaus, durch den Thüringerwald nach — Schwalkalden, und

wer

war etwas von dieser kleinen, aber angenehmen Reise wissen will, der lese weiter, was nun folget.

Unsere Gesellschaft hatte sich vergrößert, denn seit der vorhergehenden Mayntzer Reise war die Zahl unserer lieben Kinder bis auf dreyzehn gestiegen, und einige gute liebe Freunde aus der polnischen Reichsstadt T** *) und unser bester Hr. R* aus der niedersächsischen freyen Reichsstadt M** *) die zu uns gekommen waren, um unsere Erziehungsfamilie etwas kennen zu lernen, vermehrten die Caravane bis auf 21 Personen. Den 22sten muß ich nennen; eine grundehrliche Seele, die so recht nach dem Wahlspruche: bet und arbeite, lebt. Es war Lorenz Marks, ein junger, arbeitsamer, äußerst gefälliger Mensch, aus dem hier neben uns liegenden Dorfe Rödchen, welcher zeither schon viele tausend Karren Steine und Thon von dem Berge herabschaffte, auf dem wir jetzt wohnen, und eben deswegen recht stark und gesund ist. Er trug uns diesmal einen Korb voll Kleidungsstücke, die wir aus Vorsicht mitnahmen, um uns gegen üble Witterung schützen zu können. In der That hatten wir dieß sehr nöthig, denn Herr April, der am Abende vor unserer Abreise ein so freundlich liebreiches

*) Wer weiß, welche Städte hier gemeynt sind?

reiches Frühlingsgesicht hatte, nahm am Morgen unserer Abreise so wilde und grimmige Geberden an, bließ so heftig in die Tannen- und Fichtengipfel, daß wir angst und bange geworden und zu Hause geblieben wären, wenn sich nicht unsere junge Gesellschaft, den sechsjährigen Kleinsten nicht ausgenommen, an dergleichen Ungemach gewöhnt, und selbst in dieser Ertragung Vergnügen zu finden, gelernt hätte. Es gieng also fort.

Unser Wohnhaus liegt auf einer Anhöhe, an der mitternächtlichen Seite des großen Thüringerwaldes, nur etwa zwey bis dreyhundert Schritte von den ersten Waldbäumen entfernt. Hätt ich meinen jungen Leser bey mir, so führte ich ihn vor ein Fenster nach dieser Waldseite hinaus; Ah welch ein schönes immer grünes Schweizerthal würd' er hier in dem Schoße hoher, theils wolkenhoher Waldgebirge erblicken! Sein Boden ist fruchtbarer Wiesengrund, der, durch einige ansehnliche Teiche und kleine Bäche gewässert, von unserm Wohnsitze an eine halbe Stunde weit fortläuft, bis endlich hinten dieß schöne Thal durch ein querlaufendes Gebirge, **Abtsberg** genannt, geschlossen wird.

Wir eilten in aller frühe hinaus, hüpften vergnügt über die kleinen Bäche hin, und gelang-

ten

ten in einen schönen Waldweg, welcher an der Seite des langen Thals hinläuft. Wer es nicht weiß, glaubt hier in der etwas wild angelegten Waldpartie des schönsten englischen Gartens zu seyn; denn der Weg ist eine natürliche, von hohen Tannen und Fichten gewölbte Allee, die hier und dort, links und rechts durch einzelne unverhoffte Oeffnungen die schönsten Aussichten gewährt, und so den Wanderer, unter dem Genusse der frohesten Naturfreuden, bis an die Mauren des ehemaligen Klosters **Reinhardsbrunn** leitet.

Die jetzigen, noch nicht sehr alten massiven Gebäude dieses ehemaligen Wohnsitzes reicher Mönche liegen vortreflich hinten im Winkel des schönen langen Thals, zwischen Teichen, Gärten, Bächen, Waldbergen und Bäumen, unter denen sie auf eine halbe Stunde weit angenehm hervorlauschen.

Der Herzog von Gotha, den unsre Familie wie ihren Vater verehrt, hat bisher schon eine Anzahl Zimmer für sich zum ländlichen Aufenthalte einrichten lassen, und verlebt hier manchen Tag ruhig und vergnügt im Schoße der hier noch ganz unverschnittnen Waldnatur. Sein liebster Spatziergang ist ein schöner, durch wilde Waldpartien gebahnter Weg im englischen Geschmacke, welcher längst

längst einem rauschenden Bache fortläuft und sich auf einer herrlichen Wiese endigt.

Ist ja ein Aufenthalt fähig, unsre Gedanken von dem Getümmel der Welt zurück zu ziehen, unsern Geist zu sammeln, um einmal über sich selbst nachzudenken, so ist es gewiß der hiesige, wo man durch schöne Schweizeraussichten, durch Wassergeräusch, durch die Töne einsamer Waldvögel und das Geläute umherweidender Herden, zur Unschuld der Natur hinaufgestimmt und mit sich selbst vertrauter wird.

„Aber sag mir doch, wer hat denn das Kloster gebauet, und wem gehörts denn?“ —

So fragte einer der kleinen Gesellschaft: —

Wers erbaut hat, das sollst du schon noch erfahren, wenn wir erst weiter in den Wald gekommen sind. Uebrigens muß ich dir sagen, es gehört dem Herzoge.

„Ja das weiß ich wohl, dem gehört das ganze Land, aber —

Ach ich weiß schon, was du sagen willst. Wenn du Lust hast, aufmerksam zuzuhören, so will ichs dir erklären. Siehst du, das ganze Kloster mit allen Aeckern und Wiesen ist jetzt ein Kam-

mergut, das heißt, der Herzog erhält als Eigenthümer die sämtlichen Einkünfte desselben, nicht bloß Abgaben davon.

Stelle dir, mein Lieber, die sämtlichen Bewohner eines Landes in ihrem ursprünglichen Zustande vor, als eine Gesellschaft von Menschen, welche ein Land nach und nach angebauet und unter sich vertheilt hat. Sie wird immer zahlreich, weil sich das Menschengeschlecht stets vermehrt, um nun deste ruhiger leben zu können, so wählt sie sich irgend einen angesehenen Mann zum Oberherrn, zum Regenten. — Wem wird nun das Land gehören? — dem Oberherren? — Keineswegs, sondern immer noch der ganzen Gesellschaft der Landesbewohner, welche dem Oberhaupte bloß die Regierung übertrug. Aber der Regent sorgt für das Beste der Bewohner und des ganzen Landes, dazu gehört Aufwand, wer soll diesen bezahlen? — Der Landesherr? unmöglich, denn er verursacht ihn ja nicht, sondern die Landesbewohner sämtlich.

Der Landesherr muß seinem Stande gemäß leben, er selbst kann nun nicht mehr Ackern und erndten; denn er ist der Vormund und Vater seiner Mitmenschen geworden, und seine väterlichen Geschäfte,

te, welche er für sie verrichten muß, lassen ihm keine Zeit dazu übrig, wer soll in diesem Falle die Unkosten tragen? — Vernünftiger Weise kein anderer, als die Landesbewohner. —

Die ganze Gesellschaft derselben entschließt sich also, diese Kosten zu tragen und dieß geschiehet auf drey verschiedene Arten.

Erstlich, sie tritt dem Regenten einzelne Stücke Landes ab und schenckt sie ihm zum ewigen Eigenthume, mit allem Nutzen, den sie tragen. Siehst du, mein Lieber, diese einzelnen Stücke nennt man **Kammergüter**, oder **Domänengüter**.

Zweytens, sie überträgt ihm gewisse Rechte, die vortheilhaft für ihn sind z. E. das Recht zu Jagen, Münze zu schlagen, Zölle auf den Landstraßen anzulegen, Holz zu fällen, Posten zu errichten, und in den Gewässern des Landes zu fischen. Diese Rechte heißen **Regentenrechte** oder **Regalien**. Endlich:

Drittens vereinigen sich die sämtlichen Unterthanen und geben, jeder nach seinem Vermögen, gewisse Abgaben von Aeckern, Häusern, von ihren eigenen Personen u. s. w; Diese Abgaben nennt man **Schatzungen**, **Steuer**, **Gaben**, **Anlagen**, **Kopfgelder** u. s. w. Weißt du nun, was Kammergüter sind?

„Ach ja nun weiß ichs so ziemlich!"

Noch muß ich dir sagen, daß der Landesherr für sein eigenes Geld, hier oder dort im Lande, ein Gut, Ländereyen u. d. gl. kaufen und zu Kammergütern machen kann.

Unter dergleichen Gesprächen waren wir an den Klostermauern weggewandert, in wenigen Minuten aus unsern schönem Thale herausgestiegen und hatten jetzt den Gipfel eines Berges erreicht, von welchen man wieder in ein anderes fruchtbares Waldthal blickt, das eine Stunde weit süd-östlich hinaus liegt, und eine Viertelstunde und drüber breit seyn mag. Man baut in denselben Getreide, Kartoffeln, Gemüse, Flachs, und dieß thun die fleißigen Bewohner des Städtchens **Friedrichsrode**, welches in dem nordwestlichen Winkel dieses Thales dicht an dem fast unbesteiglich steilen Bergen liegt, die auf dieser Seite das Thal enger einschließen, und es tief in den Thüringerwald fortsetzen.

Wir mußten einige Straßen des Städtchens passiren um in diesen engern Theil des Thals zu gelangen.

Beschäfftigung und ungemeine Thätigkeit der Bewohner der Stadt Friedrichsroda. Die schönsten europäischen Bleichen. Die reichsten Bauern.

So vorbey marschieren und nichts von diesem Städtchen sagen? — — Nein! das würdest du, mein lieber junger Leser, gewiß nicht gerne sehen, zwar ists kein Berlin, kein Wien, indeß laß sehen, was ich dir erzählen kann. Vielleicht ketten sich ein Gedanke an den andern und — Ja ja ich sehe es schon zum Voraus — — wir gerathen dadurch nach Holland. So gieb denn Acht mein Lieber.

Friedrichsroda ist im eigentlichen Herzogthume Gotha die dritte Stadt, und folgt in Absicht ihrer Größe nach Gotha und Waltershausen, denn sie hat nicht mehr, als etwa 259 Häuser; aber in Absicht der Thätigkeit ihrer 1650 Bewohner ist sie gewiß nicht die letzte. Der Landbau ist zwar nur sehr schwach, weil die Gegend zu bergicht ist, allein es giebt ja noch sehr viele Beschäftigungen, die ihren Mann ernähren. Eine ziemliche Anzahl Personen beschäftigt sich hier mit Waldarbeit und mit Bergbau, denn man gräbt gleich in der Nachbar-

ſchaft der Stadt Eiſenſtein und Kobalt *). Einen andern beträchtlichen Nahrungszweig gewähret die Rindviehzucht, welche wegen der ſchönen Weideplätze vorzüglich gut iſt.

Sonderbar wird es dir, mein junger Leſer, ſcheinen, daß in dieſen Städtchen wenig Hühner und faſt gar keine Gänſe gehalten werden, daß man unter gewiſſen Umſtänden ſo gar berechtigt iſt, des Nachbars Gänſe tod zu ſchlagen; allein manches in der Welt, zumal manche Handlung unſerer Nebenmenſchen, ſcheint gar ſonderbar, ſo lange wir den Bewegungsgrund davon nicht wiſſen, und wir müſſen

*) Kobalt oder Kobolt iſt ein Halbmetall, das bloß in Erzen gefunden wird und deſſen Natur man noch nicht recht kennt. Aber es iſt ein ſehr wichtiges Produkt, denn aus ihm bereitet man durch Pochen, Röſten, Schmelzen, Mahlen und Schwemmen vermittelſt eines Zuſatzes von weiſſem Kieſelſtein und Potaſche die Schmalte, eine ſchöne blaue Farbe, die in Feuer unverändert bleibt und zum Malen auf Porzellan u. ſ. w dient; ferner die blaue Stärke, und endlich die Zaffara oder den Saflor, ebenfals eine hellere blaue Farbe, die man aber ja nicht mit der bekanntern Pflanze, welche auch Saflor heißt, verwechſeln darf, mit welcher man gelb und roth färbt. Siehe den dritten Theil dieſer Reiſen S. 158.

sen dann sehr auf unserer Hut seyn, nicht schief darüber zu urtheilen. Eben so ists auch hier, wenn man den Grund dieser Hühner- und Gänseverbannung weiß, so fällt das Sonderbare ganz weg, und den erfährst du beym ersten Anblick des Ortes, denn du erblickteſt alsdann eine große Anzahl — Bleicheplätze, auf denen man natürlicherweise nicht gerne Hühner und Gänse herumpromeniren läßt, am wenigsten hier, wo das Bleichen Hauptgewerbe der Inwohner ist.

In der That ist hier jeder kleine Platz, jeder Garten am Hause ein Bleicheplatz, überall wohin man nur blickt, selbst die einzelnen mit Rasen bewachsenen Plätze des überall offenen Städtchens sieht man mit Garn zum Bleichen überdeckt, und es ist ein sehr angenehmer Anblick mehrere hundert Männer und Weiberhände mit dieser nützlichen Arbeit beschäftiget zu sehen. Die Natur vergütet hier, was sie auf einer Seite entziehen mußte; Der Ackerbau ist, wie ich schon gesagt habe, hierherum sehr unbeträchtlich, denn alles, das vorhingenannte Thal ausgenommen ist Sand, Wald, Felsen; allein just diese Felsenberge sind es, welche den Bewohnern einige silberhelle Quellen geben, womit sie bleichen und zwar vorzüglich gut bleichen können; weil bekanntlich das

Bleichen durch die Reinigkeit des Waſſers vorzüglich ſeine Güte erhält.

Leinwand wird hier wenig oder gar nicht gebleicht, ſondern Garn, welches in den umherliegenden gothaiſchen, erfurtiſchen, churſächſiſchen Landen, ſogar in der 16 Meilen entfernt liegenden Abtey Quedlinburg *) aufgekauft, gebleicht und dann wieder mit guten Profit, theils ins Preußiſche, Heſſiſche und Fränkiſche, verhandelt, theils im Lande ſelbſt zu Leinewand verarbeitet wird. Der Verkauf ſoll ſich jährlich auf 140000 Thaler belaufen, wenn man annimmt, daß 250 Häuſer ſich damit beſchäftigen, (welches man ſehr wohl kann, weil jeder Handwerker es als eine Nebenarbeit betreibt) und daß jedes Haus 1500 Stück Garn in Durchſchnitte bleicht. Wirklich ein hinlänglicher Beweiß von ansnehmender Induſtrie eines ſo kleinen Städtchens!

Wenn

*) Ohne Zweifel wird mein junger Leſer dieſen Namen noch aus dem erſten Bande dieſer Reiſen kennen. Der Flachsbau iſt in dieſem kleinen Ländchen vorzüglich ſtark. Viele ärmere Familien pachten ſich daſelbſt ein Stückchen Land, beſäen es mit Lein und verſpinnen ſelbſt den Flachs davon. Das Garn verkaufen ſie an dortige Kaufleute, und von dieſen erhandeln es denn die Einwohner von unſerm Friedrichsroda.

Wenn du dich, mein lieber Leſer, bey einem verſtändigen Frauenzimmer näher erkundigſt, wie mans mache, um Leinewand oder Garn weiß zu bleichen; ſo wirſt du unter andern auch erfahren, daß man Aſchenlauge dazu gebraucht, die man aber nicht gern von der Aſche der Tannen, Fichten oder ſonſt eines Nadelholzes, ſondern am liebſten von feſtem, vorzüglich von Eichenholze machet. Zum Unglück wachſen aber hier herzlich wenig Eichen, und überhaupt wenig harte Holzarten. Indeß der Arbeitsfreund klettert gern über jede Schwierigkeit weg, ſo auch die hieſigen fleißigen Bleicher, ſie ſammeln die Aſche mühſam in der ganzen Gegend umher, und holen ſie oft ſogar aus entfernteren Gegenden, aus Nordhauſen, und wie mir einſt jemand ſagte, ſogar gelegentlich von Quedlinburg.

Ich kenne ein Land, wo die beſten Bleichen in ganz Europa ſind, und wo man die Aſche aus einer Entfernung von einigen hundert Meilen herholt. Wie heißt das Land? — — Dieſe Frage wurde beym Herausgehen aus Friedrichsroda aufgeworfen, da riefen ein Paar: ah! Holland! — Holland! — So iſts wirklich, und unter den holländiſchen Bleichen iſt die Harlemer eine von den berühmteſten in Europa, wo ſelbſt eine große Men-

ge ausländischer, namentlich schlesischer Leinewand gebleicht, und dann für Holländische verkauft wird.

Mit meinem jungen Leser bin ich nun fertig, denn ich mags ihm nicht umständlich erzählen, wie mans machen muß, wenn man bleichen will, weil er das von jedem Frauenzimmer erfahren kann; allein mit meinen Leserinnen möcht ich gerne noch ein Paar Wörtchen plaudern, und zwar nicht von der hiesigen, sondern von der Harlemischen *) Art zu bleichen, die von der unsrigen etwas verschieden ist.

Drey Hauptsachen sinds, wodurch die schöne holländische Leinewand so weiß als Schnee wird, und dadurch das Auge jedes Frauenzimmers so sehr reizt

*) Die Stadt Harlem von 8000 Häusern und 45000 Einwohnern liegt in Holland. Aus dieser Stadt war Lorenz Koster ein Mann, der an einer der wichtigsten Erfindungen, die je gemacht sind, Theil hat. Siehe den 4ten Band dieser Reisen Seite 92. Man handelt hier vorzüglich stark mit Blumen, Tulpen, Ranunkeln, Anemomen, Narcissen, Auriskeln, Nelken, die sehr theuer verkauft werden. Hyazinthenzwiebeln, für 100 Gulden das Stück und drüber, kommen häufig in Handel.

reitzt, sie heißen **Dünenwasser — Molken — Potaschenlauge.** Ich wills etwas näher erklären.

Holland liegt bekanntlich in einigen Gegenden niedriger, als die Oberfläche der benachbarten Nordsee, diese würde es also überschwemmen; aber die Bewohner haben Dämme errichtet, und durch die Natur sind in manchen Gegenden Sandhügel entstanden, die das Wasser zurückhalten. Man nennt sie **Dünen.** Allein das Seewasser preßt sich durch diese **Dünen** durch, ist dann rein wie Crystall und zum Bleichen sehr geschickt. Soviel zur Erklärung des Ausdrucks **Dünenwasser.**

Die wohlhabensten Bauren in ganz Europa giebts in Holland. Dieß siehet man beym ersten Anblicke ihrer Dörfer, die alle höchst reinlich und kleinen Städten ähnlich sind; ihres Anzuges, der sich durch silberne Schnallen, massive silberne Knöpfe, Uhren, sogar oft goldene Gürtelschnallen und und Knöpfe, von dem Anzuge anderer Bauern sehr merklich unterscheidet. Sie besitzen mehrentheils große Rindviehherden zu 50, 60 Stück und drüber, und da das holländische Vieh überdem ungleich mehr Milch giebt, als das Unsrige, so läßt sichs gar leicht begreifen, daß man die sauern Molken in Menge haben und zum Bleichen verwenden kann.

Zu

Zu ihrer Lauge gebrauchen sie theils die beste Asche von Eichenholze, die sie aus der äußersten Entfernung, nämlich aus der, ganz in Norden liegenden, russischen Seestadt Archangel, in Fässern eingestampft, kommen lassen.

Soll ich nun von der Bleichart selbst erzählen? — Gut hier ist soviel davon, als ich weiß.

Die russische Asche ist fest eingestampft, sie muß also erst wieder mit hölzernen Schlägeln auseinander geschlagen werden. Es ist geschehen, man siebt sie nun durch, und kocht davon in kupfernen Kesseln eine Lauge, die so hell wie Wein wird, aber natürlicherweise kostbar ist. Eben deswegen bäucht man die Leinewand vorher schon in einer andern Lauge, und alsdann erst in dieser, welche man siedendheiß dazu gebraucht. Hierauf wird sie gewaschen und gewalkt, und dann in die Molken gebracht. Man schüttet nämlich einige Eimer Molken in ein hölzernes Gefäß, das in der Erde stehet, legt Stücken Leinewand hinein, und auf diese wohleingetretenen Stücke gießt man wieder Molken. Hat man, auf diese Art abwechselnd, das ganze Gefäß gefüllt, so preßt man die Leinewand von oben, vermittelst drauf gelegter Bretter nieder, die man durch Stützen herabzwingt. Die Leinewand

wird

wird hier von der Milchsäure durchdrungen, und die erdichten Theile, welche die Weiße verhindern, werden aufgelößt. Dann nimmt man sie wieder heraus, wäscht sie mit scharfer Seife rein aus, und alsdann erst bringt man sie auf den Rasenplatz, wo sie, mit Dünenwasser bespritzt, den schönsten weißen Glanz erhält. Statt der Molken nehmen einige auch das saure Kleesalz, — mit dem man bekanntlich auch Dintenflecken aus der Wäsche bringen kann, — und zwar auf einen Eimer Wasser zwey Loth von diesem Salze.

Die holländischen Bleichen haben schon seit langer Zeit den Ruhm der größten Vollkommenheit, demungeachtet verbesserte man sie durch die spätere Erfindung, Molken dabey anzuwenden. Hierauf mach ich meine junge Leserin vorzüglich aufmerksam, denn es steckt die weise und doch so oft verachtete Lehre darinnen; **Man muß nicht immer beym Alten stehen bleiben.** Ohne Zweifel giebts auch Molken in Menge bey uns in dieser und jener Gegend, vorzüglich auf großen Ackerhöfen, die sich auf diese Art sehr vortheilhaft benutzen ließe.

Man spricht und Adolph erzählt alte thüringische Geschichten. Von Ludwig mit dem Barte nnd Ludwig dem Springer.

Unsere Caravane verläßt die Stadt, das kleine Völkchen hüpft vergnügt neben ihren Anführern her, und statt über den stürmischen Wind, über die überall hier im Thale ausgebreitete Decke von dünnen Schnee verdrüßlich zu seyn, und schöne Maytage ungeduldig vom Himmel herabzuwünschen, lachts über den Einfall eines alten freundlichen Mütterchens, das, auf den Schnee deutend, ihm zurief, es hätte diese Nacht auf einmal alles weiß gebleicht.

So giengs nun in die höchsten Berge des großen Thüringerwaldes hinein, die hier, wie ich schon oben sagte, ein langes sehr enges Thal einschließen, und theils sehr steil sind.

K. Kennst du diese Berge Franz?

Fr. Ach ja, das da ist der Abtsberg, dieser der Gottlob, dieser heißt:

K. Ja die Namen wirst du wohl wissen; nein

nein was für Bergarten es sind, meyn ich, sinds Flözgebirge oder —

Fr. Nein! **Urgebirge** sinds, das kann man ja gleich sehen. Wenigstens die höchsten gewiß.

„Hm! ja woran denn?"

Fr. Ach als wenn du das nicht wüßtest? — Siehst du ich wills dir sagen. **Die Flözgebirge**, das sind solche, in denen **Kalkstein**, Thon, Sand, Erde schichtenweise liegt. Wenn man solchen Berg von einanderschnitte, so würde man diese Schichten ganz deutlich eine über der andern sehen können. Bey **Urgebirgen** ist das aber ganz anders, die bestehen aus groſsen Felsenstücken, aus Porphyr oder Granit oder Kalkstein, und drüber hin liegt meistens Erde.

„Recht so Franz, hasts doch gut behalten, nur hättest du noch sagen sollen, daß die Urgebirge wahrscheinlich so alt sind, als die Erde selbst, und daß die Flözgebirge im Gegentheile wahrscheinlich durch groſse Ueberschwemmungen entstanden.

Fr. Ach ja, das weiß ich wohl, das kann man ja auch schon daran sehen, daß man in den Flözgebirgen immer Versteinerungen von Seethie-

ren

ren, z. E. Muscheln, Ammonshörnern u. d. gl. findet, die man aber niemals in Urgebirgen antrifft.

„Du hast vollkommen Recht Franz!

Kaum waren wir noch einige hundert Schritte in diesem Thale weiter nach Mittag vorgedrungen, als Adolph stehen blieb, und hoch hinauf auf eine Felsen hinwieß.

Adolph. Seht Kinder, das ist die Schauenburg, dort oben auf dem dunkelrothen Porphyrfelsen, da standen wir, ach da wars schön, wie uns die Abendsonne so blutroth färbte und alle hohen Fichten- und Tannengipfel wie in Feuer getaucht waren. Fritz konnte nicht so gut Klettern, den mußten wir bey den Armen heraufziehen.

Ferdinand. Aber konnte man denn keine Spur finden?

Adolph. Ach leider nicht das Mindeste, nichts als große Porphyrblöcke, welche auf dem Gipfel umherliegen, und theils in das Thal herabgerollt sind.

Freund K. Was denn für Spuren, wovon denn?

Adolph. Von der Schauenburg. Ei sehen sie! dieser hohe Berg, der heißt noch jetzt die Schauenburg, weil sonst auf demselben ein Schloß stand,

ſtand, welches nun aber ſo zerſtöhrt iſt, daß man keine Spur mehr ſiehet. Ach wenn wir ſo vor 700 Jahren hier geweſen wären, da wären wir manchem alten Ritter begegnet, und wir hätten da oben, auf dem jetzt öden Berge, das Getümmel des Hofs geſehn, denn in den Schloße reſidirten alte Grafen von Thüringen.

Freund V. — So? — wirklich? — Erzähle doch etwas davon!

Adolph. Ach ja das will ich wohl! — Aber — hier wandte ſich Adolph zu einem ſeiner Lehrer, der mit ihm vor wenigen Tagen auf der Schauenburg geweſen war, und ihm das folgende erzählt hatte — aber wenn ich etwas Unrecht erzähle, wollen ſie mir wohl helfen. I du wirſts ja ſchon machen, war die Antwort, und Adolph fieng ſo an.

Die Erzbiſchöfe von Maynz hatten ſonſt hier im Lande ſehr viele Güter und da ſchickte einmal einer von ihnen einen Statthalter hierher, der ihm ſeine Güter verwalten ſollte. Dieſer Statthalter hieß Ludwig, war mit dem damaligen Kaiſer Konrad II verwandt und ſtammte von den Königen von Frankreich ab. Im Jahre 1036 kam er hierher, er hatte ſich ganz ſchwarz gekleidet, und zwölf Ritter begleiteten ihn.

Alle Einwohner in Thüringen liebten diesen Ludwig, weil er so klug und gut regierete, und uns ist er jetzt noch merkwürdig, weil von ihm die nachmaligen Landgrafen von Thüringen abstammen. Er war auch sehr reich und kaufte sich ein Stück Land, ein Dorf nach dem andern. Endlich bekam er Lust sich ein Schloß zu bauen, dazu erwählte er diesen Berg, auf welchem er 1039 die Schauenburg errichtete. Sie sollten auch einmal hinauf kommen, wie man da um sich her schauen kann. Da er so ruhig und lobenswürdig regierte, so wurde er endlich zum Grafen von Thüringen gemacht, und alle nannten ihn Graf von Thüringen. Endlich da heyrathete er und bekam drey Söhne, von welchen der älteste auch Ludwig hieß. Hernach da starb der Alte, und man nennt ihn zum Unterschiede Ludwig mit dem Barte, weil er einen so langen Bart hatte. Weiter weiß ich eben nichts!

Freund W* Aber wie giengs denn seinem Sohne?

Adolph. Ah das war ein rechter Springsinsfeld!

Franz. O dem bin ich auch nicht so gut, als seinen Vater!

Herdis

Ferdinand. Ja warum denn, er wurde doch endlich wieder gut und fromm, er wurde ja so gar ein Mönch?

Franz. Ei was hilft denn das, das ist ja keine Kunst, erst gut und still und fromm zu werden, wenn man alt ist, und nicht mehr mitmachen kann. — Hm!

Freund W** Franz hat recht, aber erzählt mir doch was von ihm! — Wars denn etwa gar der Ludwig der Springer.

Franz. Ja freilich, der wars. O, Adolph erzähle doch! ich höre das Geschichtchen gar zu gerne!

Adolph ließ sich erbitten und erzählte folgendes, so wie ers vor wenigen Tagen gehört hatte. —

Ludwig der Springer war ein wilder, harter Mann. Mit dem Erzbischofe von Maynz und dem Kayser Heinrich IV lebte er in beständigem Streite, und mußte deswegen mehrmals, einmal sogar 2 Jahr und 9 Monathe, im Gefängnisse sitzen.

Ein Stückchen hatte er gespielt, das kann ich ihm gar nicht vergessen, ich wollte lieber es wäre gar nicht wahr, aber leider soll ers doch, wie es sehr

wahrscheinlich ist, gethan haben. Damals lebte nämlich ein junger Pfalzgraf von Sachsen, Friedrich der zweyte, dessen Gemahlin eine sehr schöne Dame war, sie hieß Adeleide. Der war nun Ludwig so gut und wollte sie gerne heyrathen, das gieng doch aber nicht, denn sie hatte ja schon einen Mann. — Hm! aber die schöne Adeleide möchte es auch mit diesem nicht sonderlich gut meinen. Kurz und gut, da der Pfalzgraf einmal bey seinem Schlosse Schiplitz auf der Jagd war, da kamen drey Meuchelmörder und machten ihn tod, und Adeleide heyrathete nachgehends unsern Springer.

Freund H. Ach das war schlecht!

Diese böse That soll nun bekannt geworden seyn und ebendeßwegen wurde Ludwig, wie man sagt auf dem Schlosse Giebichenstein bey Halle *) gefangen

*) Die Ueberbleibsel dieses alten festen Schlosses sind noch jetzt da, sie bestehn aus alten Mauern, zerfallenen Kellergewölben, und einen Thurme, der noch unbeschädigt da stehet. Man genießt hier die schönste Aussicht um ganz Halle, denn die Trümmern befinden sich auf einem vollkommnen steilen vielleicht 40' bis 50' hohen Felsen, ungefähr 20 Schritt von der Saale. Jetzt ist der Felsen in dem großen sehr schönen Amtshof Giebichenstein selbst mit eingeschlos-

gen gesetzt. Da wird ihm die Zeit zu lange, was thut er? er springt den hohen Felsen herunter, entweder in die Saale oder gar drüber weg, und entwischt. Ich habe aber gehört daß es mit diesem gewaltigen Sprunge Fabel seyn soll; denn der Felsen ist gar hoch und die Saale zu weit davon entfernt. Die Sache ist vielleicht so, Ludwig ist aus dem Gefängnisse entwischt, da haben die Leute gesagt er ist entsprungen, da haben einige das Ding falsch verstanden; er ist herabgesprungen, und haben ihn statt Entspringer, Springer genannt **).

geschlossen, und man siehet von oben herab gerade auf die Dächer der Wirthschaftsgebäude, auf das Dörfchen Giebichenstein, auf die unten fließende Saale, auf der hier zwischen Halle und Magdeburg Handel mit Holz, Salz, Mehl, Stärcke ꝛc. vermittelst ansehnlicher Flußschiffe getrieben wird. Die ganze Gegend umher ist fruchtbar und vortrefflich angebaut.

**) In 700 Jahren verändert sich vieles, selbst Flüsse verändern ihre Betten. Er ist, wenn man zumal die Gegend kennt, gar nicht unwahrscheinlich, daß die Saale ehemals hart an dem Felsen durchfloß, wenn sich Ludwig in diesem Falle von oben herabstürzte, so that er nichts mehr, als was noch jetzt jeder Hallor, und Fischer, selbst mancher geübte Student aus Lust thut.

Aber nun kömmt das Beste, nämlich wie Ludwig der Springer das Kloster Reinhardsbrunn gestiftet hat. Soll ichs erzählen?

Freund R.. Ei ja wohl!

Ludwig saß einmal, es war am stillen Freytage 1084 bey Tische. Da erstaunte er nicht wenig, als er sahe, daß seine Tafel mit Fleischspeisen besetzt war; denn es war am stillen Freytage, der größte Fasttag der katholischen Christen.

Seine Gemalin Adeleide hatte das aber mit Fleiß so angestellt, um ihrem Gemale, wegen seiner mancherley bösen Streiche, einmal das Herz recht weich zu machen. Das that sie denn auf eine so gute Art, daß Ludwig in Thränen zerfloß, ganz angst und bange wurde, und nun ernstlich auf Mittel dachte, um seiner Sünden wegen von Gott Verzeihung zu erhalten. Da zog er seinen Freund, den damaligen Bischof Stephan von Halberstadt, zu Rathe, und dieser rieth ihm natürlicher Weise, nach Rom zu reisen und dem Pabste seine Noth vorzutragen.

Ludwig nahm den Vorschlag an, die Reise gieng vor sich und der Bischof selbst, begleitete ihn. Da sie nach Rom kamen, warf sich Ludwig dem heiligen Vater zu Füßen, und gelobte alles das treulich zu thun, was ihm der Pabst und Bischof zur

Ver-

Versöhnung auflegen würde. Das lief denn natürlicher Weise darauf hinaus, daß Ludwig ein Kloster erbauen, und dadurch vom lieben Gott Vergebung der Sünden zu erhalten suchen sollte. Als Ludwig daher wieder zu Hause angekommen war, so dachte er sogleich auf die Anlegung eines Mönchsklosters; nur konnte er sich gar nicht entschließen, wohin ers wohl bauen sollte, und wartete deswegen auf ein göttliches Zeichen. Das erhielt er denn auch nach seiner Meynung.

Es wohnte nämlich damals hier im Walde ein Töpfer Namens Reinhard, der hatte mit einigen seiner Nachbaren an einem gewissen Ort alle Nacht zwey Lichter *) gesehen. Da das Graf Ludwig erfuhr, so beschloß er sogleich an diesen Ort das Kloster zu bauen. Sehen sie, das that er denn auch, er weihete es der heil. Jungfrau Maria und dem heiligen Johannes und setzte Benedictinermönche hinein. Das ist die Geschichte vom Entstehen des Klosters, bey welchem wir vorhin vorbey giengen. Endlich da Ludwig schon 76 Jahr alt war und lange genug herumgeschwärmt hatte, ward er denn in seinem lieben Kloster ein Mönch und starb im 83ten Jahre seines Lebens.

*) Was für Lichter mögen das wohl gewesen seyn?

Verſchiedene Arten ſich etwas vorzuſtellen. Etwas von Leuten, die immer einen Flor vor dem Geſichte haben. Merkwürdigkeiten des Thüringerwaldes, Charakter, Sprache, Kleidung, Beſchäfftigungen ſeiner Bewohner u. ſ. w.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen verlief die Zeit, und wir befanden uns nun am Ende des ſchmalen ſchönen Thals. Die ganze Gegend iſt ſchweizeriſch ſchön. Der Weg läuft an einem ſchnell vorbeyrauſchenden Waldbache hin, der, auſſer einer Papiermühle, noch mehrere andere Mühlen treibt, und im Sommer, mit manchen hier und dort hervorquellenden Felsgewäſſer vereint die angenehmſte Kühlung umher verbreitet.

Hinten geht der Weg über einen der höchſten Berge Thüringens. Er liegt öſtlich vom bekannten Inſelsberge abwärts und heißt Kniebrech, vermuthlich; weil er die Kniegelenke des Herabgehenden durch ſeine Steilheit nicht wenig zu ermatten pflegt. Einer von der jungen Geſellſchaft wünſchte ſchon oben zu ſeyn, ein anderer freute ſich auf die über-

überaus schöne Aussicht, die man dort oben haben müsse, wieder ein andrer fühlte in Gedanken schon zum Voraus die Kälte, den heftig schneidenden Wind; noch ein andrer freute sich aufs künftige Bergabgehen; und endlich noch andre, und zwar die meisten, dachten an nichts dergleichen, sondern unterhielten sich mit tausenderley kleinen Gegenständen, die vor ihren Füßen lagen und ihnen Freude machten.

Ein wahres, ächtes Bild des menschlichen Lebens, dacht ich bey mir selbst. Obs wirklich so sey überlaß ich meinem Leser, und frag ihn zugleich; welche waren die Klügsten? — —

Wir steigen hinan, haben die Mitte erreicht, da fühl ich ein ungewöhnliches Gewicht an meinem Rockschoße. Sieh da Fränzchen klammert sich an. He Franz, was machst du?

Franz. Aber höre, ich wollte doch, daß der Berg einmal ein Ende nähme! Es wird einem sauer, und wenn wir oben sind, sehn wir doch nichts; sieh doch nur, die Wolken hangen herab, bis auf die Berge.

„Mir wärs ja auch wohl recht, wenn wir schon oben wären, aber —

Franz. Und sind wir denn oben, na, dann sind wir oben, und müssen dann wieder herabklettern, und das ist fast eben so arg.

„Franz, ich weiß nicht, du kommst mir heute wunderlich vor, so wunderlich wie — wie —“

Franz. Wie denn?

„Wie viele Leute, die immer einen dicken Flor über dem Gesichte haben, und dann sagen: — ach es ist so trübe, der Himmel ist schwarz und alle Blumen und alle Menschen sind so schwarz, daß einem bange wird. Du wirst mich wohl verstehen, daß ich keinen Flor in Natura meyne, sondern von Leuten rede, die sich alles düster und unangenehm vorstellen. Das sind mir solche Leute, mit denen nichts zu machen ist. Ich hatte einen Freund, der machte es besser, immer hatte er einen Vorrath von tausenderley kleinen Dingen, auf die er sich freuete, und worüber er das gegenwärtige Unangenehme vergaß; hatte er eine unangenehme Arbeit, so freuete er sich auf einen Spatziergang, den er nach Endigung derselben thun wollte; regnete es mehrere Tage, so freute er sich über die Fruchtbarkeit, auf das gute Wetter, welches auf den Regen folgen würde. So machte ers in jedem Falle, und blieb dabey immer vergnügt und nichts wurde ihm sauer.

Franz

Fränzchen lächelte und schrieb sichs hinter das Ohr.

Nach Dreyvierteistunden war der Berg erstiegen. Zum Glück war die Hoffnung derer, die sich auf die schöne Aussicht freueten, nicht ganz vereitelt; zwar lag das Gewölk auf den Bergen umher und bildete einen dicken undurchdringlichen Vorhang; aber hin und wieder sahen wir doch durch offene Stellen weit hinaus in die schöne thüringische Welt nach Gotha, ins Gebiet von Erfurt, und in die Grafschaft Gleichen. Auch rings um uns her lag ein großer Theil des Thüringerwaldes unsern Blicken aufgedeckt, die ganz unersättlich an den unzähligen nahen und fernen Thälern und daraus aufdampfenden Gewölk hiengen.

Von dem allgemeinen Ah und Oh will ich weiter nichts sagen, denn es läßt sich schon vermuthen, aber mit der Gegend will ich meinen Leser mit ein Paar Worten bekannter machen, und ich denke immer, daß ein Wald, wie der Thüringer, seiner Aufmerksamkeit sehr würdig ist.

Er nimmt bekanntlich eine große Strecke des südlichen Herzogthums Gotha ein, erstreckt sich aber noch weit über die Grenzen hinaus ins Fürstenthum Eisenach, ins Hessische und in Franken. Da leider

leider auf unsern Landkarten die Grenzen solcher Waldungen gar nicht angegeben werden, so glaube ich jedem Freunde der Geographie einen Dienst zu erzeigen, wenn ich ihm so weit ichs kann die Grenzen genau angebe, und dieß denk ich dadurch am besten zu können, indem ich die Oerter nenne, welche an den Waldgrenzen liegen, oder nur wenige Schritte davon entfernt sind. Leider kann ich dieß nur auf der Nordost- oder der gothaischen Seite, weil ich nur diese genau kenne. Ihre Namen sind Eisenach, Fischbach, Wuth, Schönau, Kälberfeld, Sattelstädt, Langehayn, Tabarz, Walterhausen, Schnepfenthal, Rödichen, Ernstrode, Schönau, Hochkirch, Gräfenhain.

Wenn man auf einer Specialkarte dieses Theils von Thüringen jene Oerter mit Linien verbindet, so erhält man dadurch eine ziemlich genaue Grenze, zumal da der Wald auf dieser Nordseite nicht so in viele einzelne Wäldchen ausläuft, wie dieß auf seiner Südseite der Fall ist, und dadurch die Annahme einer Grenze zweifelhaft macht, sondern fast überall wie abgeschnitten aufhört. Eben so verhält sichs mit dem Unterharze der von Wernigerode nach Blankenburg, Thale, Gernrode, Ballenstädt ꝛc in einer langen Bergkette fortläuft, und gleichsam, wie eine Mauer das platte Land einschließt,

da er im Gegentheile auf der Südseite nach und nach in ebenes Land und kleine abgerissene Wälder ausläuft, und die Grenzbestimmung schwer macht. Sollte dieß bey mehreren großen Waldungen der Fall seyn, so verlohnte sichs der Mühe über die Ursachen dieser Aehnlichkeit nachzudenken.

Das Herzogthum Gotha wird in zehn Aemter eingetheilt, von diesen liegen das Amt Georgenthal, Tenndberg, Reinhardsbrunn, Schwarzwald ganz, und das Amt Wachsenburg zum Theil im Walde. Der Boden ist hier durchgängig mit sehr hohen Gebirgen bedeckt, und da man in kultivirten Ländern Waldungen fast durchgehends nur auf Gebirgen findet, so ist es ausgemacht, daß Waldungen nur auf Gebirgen fortkommen. — — So? — Ich bekenne es, daß mein Schluß falsch sey, aber dann entstehet die Frage, warum sind Waldungen in kultivirten gebirgichten Ländern nur immer auf den Gebirgen? und diese überlaß ich dir mein Lieber zur eigenen Beantwortung, da du sie gewiß finden kannst.

Die Bewohner dieser Gebirge sind ehrliche, fleißige, und äußerst höfliche Leute, so wie man dieß überhaupt den Thüringern, wenigstens unseres Herzogthums, lassen muß. Ihre Tracht ist ziemlich eigenthümlich, die Mannsleute in den

Dör-

Dörfern tragen durchgehends weiße leinene Strümpfe und Kittel, die sie nur Sonntags mit blauen Röcken verwechseln. Unstreitig ist dieser Anzug sehr bequem, denn er schützt gegen Regen, Wind und Sonnenhitze, und ist dabey lüftig und sehr reinlich. In einzelnen wenigen Walddörfern ist die Tracht der Weiber ziemlich eigenthümlich. Man siehet hier statt der Mützen oft ein bloßes Tuch um dem Kopfe wie eine breite Binde tragen, aus der die Haare oben herausstehen, dazu ein Mieder ohne Aermel, dessen Näthe bey bemittelten mit goldenen Tressen besetzt sind; aufgestreifte Arme, und eine besondere Art Röcke. Diese fangen nämlich eine Hand breit unter den Armen, wie ein Leibgürtel an, der bis auf die Hüften herabgehet und von hier in 100 kleinen Falten, als dicht anliegender Rock herabfällt.

Möchten doch die Einwohner dieser Oerter diese Tracht nie mit den zehn Röcken vertauschen, womit sich in so vielen andern Gegenden die Bäuerinnen plagen, ihren ganzen Wuchs verunstalten, und sich unnöthige Kosten verursachen.

Die Sprache ist hier sehr abgehend, und dem Niedersachsen vorzüglich möcht es wohl schwer fallen, sie zu verstehen. Sie ist eigentlich hochdeutsch, aber

aber die Aussprache ist gar sonderbar, g wird zum gelinden k, a zum halben o, oft oi; e zu i, u zu oa, i oft wie im Englischen zu ei, und viele Buchstaben werden ganz verschluckt; man sagt daher z. B. hoe statt habe, Plo'tge statt Plage, lihe statt gehe, Muaschein statt Muschein, Weinter, Weind statt Winter, Wind; the Kinz statt die Kinder u. s. w. Ganz allgemein gebraucht man die Vorsetzsilbe ge oder ke z. E. statt machen, tragen, thun, hört man kemoache, getroije, kethue. Oft gebrauchen sie ganz andre Ausdrücke z. B. 's is koar wille druffen, heißt: es ist draußen übles Wetter.

Die Beschäftigungen der hiesigen Waldbewohner sind sehr mannichfaltig, und von denen der Bewohner des platten Landes sehr verschieden, wie man dieß von den Bewohnern eines Distriktes leicht vermuthen kann, denen die Natur alle Gelegenheit zum Ackerbau entzog, sie aber durch anderweitige Naturgüter entschädigte. Die Zahl und die Mannichfaltigkeit derselben ist in der That sehr groß, und man würde unrecht thun, wenn man den Boden solcher Gebirge unfruchtbar nennen wollte. Vielleicht ist es dir, mein Lieber, angenehm, wenn ich dich mit den Hauptprodukten dieses Waldes bekannt mache; umständlich davon erzählen darf ich hier wohl nicht

nicht, weil dieß unser gute Pflegevater schon in den Nachrichten aus Schnepfenthal, ein Lesebuch für die Jugend, Leipzig 1787, gethan hat, ein Bücheichen, das künftig auch fortgesetzt wird, und — — jedoch das wirst du selbst sehen, wenn du es dir gelegentlich zu verschaffen suchst: aber wenigstens kann ich nicht umhin, dir die Sache namentlich anzuzeigen. Hier ist mein Register:

Das Pflanzenreich liefert:

Tannen,	Arzneykräuter,
Fichten,	Viehweyde,
Kiefern,	Erdbeeren,
Buchen,	Himbeeren,
Birken,	Heydebeeren,
Wachholderstauden.	Mehlbeeren.

Durch diese Naturgeschenke erhalten die fleißigen Bewohner, Lohe zum Gerben, Bauholz, Bretter, Dielen, Latten, hölzerne Gefäße, Harz, Pech, Kolophonium, Terpentin, Kienruß, Lichtspäne zum Brennen statt der Lichte, Kohlen für die Schmieden und Hammerwerke, Brennholz, Wachholderbeeren und Wachholderöl; die Viehweiden nähren das herrlichste Rindvieh, welches ihnen Butter, Käse und Milch gibt; und die Waldberge bringen einen Vorrath von Waldobst oder Früchten hervor, die sie nur

zu

zu sammeln brauchen. Alle diese Gegenstände geben einen starken Vorrath Materialien für Lohmühlen, Schneidemühlen, für Böttcher, Holzhauer, Zimmerleute, Köhler, Pechsieder u. s. w.

Das Thierreich ist ebenfalls sehr reich und beschäfftigt eine starke Anzahl Leute, es liefert an wilden Thieren:

Hirsche,
Rehe,
Haasen,
} vorzüglich viel.
Schweine,
Füchse, in ziemlich starker Anzahl.
Dachse,
Marder,
Wiesel,
Wilde Katzen,
Eichhörnchen,
Auerhäne, in nicht geringer Anzahl,
Birkhäne,

Krammetsvögel, nebst einer groſsen Menge anderer Vögel. Bären, Wölfe und Luchse sind seit geraumer Zeit ausgerottet, und nur in sehr seltenen Fällen verliert sich ein Wolf oder Luchs aus andern Gegenden hier her. Man bemerkt dann kaum die Spuren ihrer räuberischen Klauen, so sind

auch schon alle Jagdbediente bereit, den ungebetenen Gast in ihre Gewalt zu bekommen.

Die Hauptproducte des Mineralreichs sind:
Eisensteine, in Menge,
Robold,
Bausteine,
Mühlsteine,
Schleifsteine, und sie unterhalten eine ungemeine Anzahl Leute, die in Bergwerken, in Schmelzhütten, Eisen- Zain- und Drathammern arbeiten.

In diesem kurzen Verzeichnisse findest du, mein Lieber, gewiß den Beweiß, daß die Natur immer auf der einen Seite ersetzt, was sie auf der andern entzog, um unsere Erde durch Mannigfaltigkeit zu verschönern, und Seelen- und Körperkräfte des Menschengeschlechts in einem Grade zu entwickeln, der beym bloßen Ackerbaue nicht erreicht werden konnte; noch besser wirst du dieß letztere einsehn, wenn wir erst die Stahl- und Eisenfabriken in Schmalkalden besuchen.

Eintritt

Eintritt in Franken. Maximilian der erste. Ankunft in klein Schmalkalden. Besser ists, man wird nicht durch Schaden klug. Eine arme unglückliche Person, nebst noch allerley.

Jetzt laß uns zur wandernden Gesellschaft zurückkehren. Sie hat indeß in beynah zwey Stunden den großen Berg überstiegen, befindet sich jetzt auf der andern südlichen Seite, am Fuße desselben, in einem schönen langen Wiesenthale, wo sie einen Bach passirt, der jedem sehr merkwürdig ist. Sie ist hinüber und ein allgemeines: Wilkommen in Franken! macht die ganze Karavane heiter, und sagt dir zugleich, warum uns der Bach merkwürdig seyn konnte; deßwegen nämlich, weil er die Grenzen zwischen zwey Kreisen macht.

Alle erinnerten sich hier, daß wir im vorigen Jahre schon einmal das Vergnügen gehabt hatten, zwischen Sachsen und Franken zu stehen; dieß war auf dem bekannten Inselsberge, über dessen Kopf die ehrwürdigen Grenzsteine von Granit weglaufen. Mit einem ganz eigenen Vergnügen überspanten das

mals einige der Gesellschaft diese Steine mit ihren Beinen, und sprachen, in den sie so zugleicher Zeit in Franken und Sachsen standen, von Maximilian dem ersten *).

Wir giengen nun längst dem Ufer des Baches fort, der nach klein Schmalkalden fließt. Indeß erhob sich zwischen Ferdinand und Louis ein Gespräch, das ich nicht ganz übergehen darf.

Louis. Also sind wir nun nicht mehr in Gothaischen?

Ferdinand. Nein! nun sind wir in der gefürsteten Grafschaft Henneberg.

Louis. Ach ich dächte gar! Erst sagten sie ja, wir wären in Franken?

Ferdin. Ja freilich, aber der fränkische Kreis ist groß und es liegen mehrere Länder darinnen z. E. das Biethum Würzburg und Bamberg, die Fürstenthümer Bayreuth und Anspach u. s. w. Von allen liegt uns aber die gefürstete Grafschaft Henneberg am nächsten, und in dieser sind wir jetzt.

Louis

*) Von diesem Kaiser rühret nämlich seit 1512 die Eintheilung Deutschlands in zehn Kreise her, auch muß er jedem Deutschen wegen Aufhebungen der unaufhörlichen Fehden, wegen Bekanntmachung des ewigen Landfriedens und der Errichtung des Reichskammergerichts unvergeßlich seyn.

Louis. Ha ha! — Wem gehört denn aber das Land?

Ferdin. Nicht einem Herrn, sondern dem Landgrafen von Hessen Kassel, dem Churfürsten von Sachsen, dem Herzoge von Weimar, von Meinungen u. s. w. aber die größten Stücke davon besitzen die beyden ersten, und jetzt sind wir in demjenigen, daß dem Landgrafen von Hessenkassel gehört.

Louis. Aber ich dachte in Franken gäb es so viel Wein? Hier siehts doch eben nicht so aus!

Ferdin. Nein, hier in den Gebirgen giebts auch keinen, da müßten wir erst weiter nach Mittag fortreisen; hier herum findet man aber desto mehr Holz und Wald und Eisen, Salz, Steinkohlen und mehr dergleichen.

Sie mögen abbrechen, denn wir sind nun dicht an Klein Schmalkalden herangekommen, ein Dorf, welches halb dem Herzoge von Gotha, halb dem Landgrafen von Hessen gehört. Die Grenze wird hier mitten durch das Dorf von eben dem Bache gemacht, über welchen wir vorhin gekommen waren, und den man eben deswegen das Grenzwasser nennt.

Der Ort liegt in einem ziemlich langen Thale, und man siehets sogleich an der Bauart, sogar an

der Farbe der Häuser und des Bodens, daß hier kein Ackerbau, sondern eine andere Beschäftigung getrieben wird; denn sowohl jene, als dieser sind meistentheils von Kohlen- und Eisenstaube schwarz gefärbt. Nur drey bis vier Stellen an den umherliegenden Bergen sind mit wenigem Gemüse angebauet, und diese sind so steil, daß man den Dünger in Körben hinauftragen muß; alles übrige umher ist unangebauter Waldboden. Die meisten Einwohner sind Schlosser, Tischler und andre Handwerker, von welchen die ersten die ganze Gegend umher, so wie auch entferntere Orte, mit Messern, Scheeren, Bohrern, Meisseln und andern Werkzeugen, mit Vorhängschlössern, kleinen Blasebälgen und mehr dergleichen Sachen versehen. Getraide und andere Lebensbedürfnisse werden dafür aus den ebenen Gegenden des Herzogthums Gotha herbeygeschafft.

Im Gasthofe, wo wir uns kurze Zeit aufhielten, sahen wir viele Leute aus der Gegend umher, aber unter allen nicht einen einzigen, der kummervoll und betrübt da saß, ob gleich keiner von ihnen das Ansehen des reichen Mannes hatte; alle schwatzten lustig durcheinander und tranken dabey ihr Glas Bier. Nur ein einziger trat jetzt in die

die Stube, der unglücklich zu seyn schien. Solche Leute, mein lieber Leser, verdienen unter allen deine gröſste Aufmerksamkeit, und ich würde dir es sehr verdenken, wenn du weniger aufmerksam auf den Unglücklichen deines Städtchens, als auf den Vornehmsten desselben seyn wolltest; denn — man kann von dergleichen Personen gar wichtige Sachen lernen, man darf nur etwa folgende Fragen thun:

Durch welche Zufälle, oder durch welche Handlungen wurde dieser Mensch unglücklich?

Bist du nicht glücklicher als er?

Ist es nicht möglich, sein Unglück zu verringern?

Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht eine dieser Fragen sehr nützlich für dich werden sollte, wenn du anders nicht ganz unthätig bleibst; denn bey Beherzigung der Ersten wirst du jeden Zufall zu entfernen, jede Handlung zu vermeiden suchen, welche dich eben so unglücklich machen könnte, als ihn; bey der Zweyten wirst du zufriedener und dankbarer gegen die Vorsicht, und bey der Dritten menschenfreundlicher, und ist es möglich, sogar Schutzengel für den Verunglückten werden.

Dein Blut, mein Bester, ist noch gut gemischt, daher bist du meist schon natürlich zufrieden, heiter und vergnügt zumal da deine lieben Eltern oder Freunde dir jede Sorge abnehmen; du bist in den meisten Fällen selbst noch hülflos, um Elende zu unterstützen: unter den obigen Fragen bleibt also die erste für dich die wichtigste, o möchte sie dich doch warnen und bey dir die Wahrheit des Sprüchworts:

Durch Schaden wird man klug, umstossen.

Jetzt trat ein Mensch in die Stube, stark und gesund, aber sein ganzes Behehmen verrieth eine Krankheit, er schwankte im Gehen, zeigte und gestikulirte immer, d. i. machte allerley Gebärden, anstatt zu sprechen.

Louis. Aber sag doch, was fehlt denn dem Manne? das ist ja ein kurioser Mann.

Fr. R. Weißt du nicht was ihm fehlt? — Er ist taub, stocktaub!

Louis. So? ja aber fehlt ihm denn weiter nichts? Sieh doch, er macht ja allerley Mienen, warum thut er denn das? warum spricht er denn nicht ordentlich wie andre Menschen?

Fr. R. I liebes Kind, weil er nicht sprechen kann.

Louis. Nicht sprechen? ist er denn auch stumm?

Louis.

Fr. R. Du wunderst dich, lieber Louis? Wo lerntest du denn das Sprechen?

Louis. Von meinen Eltern, und von den Leuten, die ich sprechen hörte.

Fr. R. Aber, wenn du nun niemals einen Menschen hättest sprechen hören? Wie dann, hättest du es denn lernen können? — Keineswegs! Sieh, der Mensch ist taub geboren, hat noch nie einen Laut gehört, er kann also nicht sprechen, ob gleich seine Zunge, sein Gaum, überhaupt alle seine Sprachorgane — d. i. Werkzeuge, die zum Sprechen dienen, in dem besten, gesundesten Zustande sind.

Louis. Ach lieber Gott, das ist ja traurig. — (besinnt sich) — Aber mir fällt noch etwas ein, er könnte ja die Sprache aus Büchern durchs Lesen lernen, da gienge es ja auf einmal; denn er kann ja doch sehen, er darf ja also nur die Wörter nachsprechen.

Fr. R. Ja, das denkst du wohl, aber es ist dennoch ganz unmöglich. Höre mich an, ich wills deutlich machen. Wie lerntest du denn das Lesen? sag!

Louis. Du zeigtest mir erst die Buchstaben, du sagtest, sieh das ist ein A, das ist ein B, und immer so fort.

Fr. R. Wenn ich dir nun aber die Ohren ganz, ganz fest zugebunden hätte, so daß du gar

nichts hätteſt hören können, wie dann? Hätteſt du wohl vernehmen können, wie das A, das O klänge? — unmöglich! — würdeſt du es haben nachſprechen können? — unmöglich! — Wenn ich dem Tauben das Wort Vater zeige und ihm vorſage, Va — — — — — ter, ſo hört er ja keinen einzigen Buchſtaben, wie ſoll ers denn nachſprechen, wie ſoll er das leſen lernen können?

Louis. Ach das iſt traurig! — Aber ich kenne doch taube Perſonen, welche leſen und ſprechen.

Hr. N. Das ſind aber keine Taubgeborne, ſondern Taube, die es durch irgend einen Zufall wurden, z. E. durch einen Schlag auf den Kopf, durch ein heftiges Getöſe, welches ihre Gehörwerkzeuge verdarb, durch zurückgetriebenen Ausſchlag des Körpers u. ſ. w. Dieſe Leute empfinden den Mangel ihres Gehörs weit weniger, weil ſie ſich mit Leſen und Schreiben unterhalten und verſtändlich machen können; aber jene Unglückliche ſind gleichſam von der ganzen Menſchengeſellſchaft abgeſondert, ſie können nicht denken, weil ſie keine Sprache haben, ihr Kopf iſt mit dunkeln, verworrnen Begriffen angefüllt, ſie ſind in Rückſicht aller Begriffe, die man durchs Gehör erhält, bey

aller

allen ihrer körperlichen Größe noch Säuglinge; daher oft das sonderbare Benehmen dieser Unglücklichen Personen.

Louis, nebst einigen seiner Gespielen saß lange und sah den Armen unabläßig an; inniges Bedauren, nicht die Züge des ungezogenen Lachens, bemerkt ich in aller Gesichtern: o welch ein Stich ins Herz wär es auch für mich und meine Freunde, die wir an der Erziehung dieser guten Kinder arbeiten, gewesen, wenn wir nur bey irgend einem die kleinste Spur des Leichtsinnns bemerkt hätten, die sich nur bey dem unverständigen oder boshaften Kinde zeigen kann.

Um meinen jungen Leser mit dieser Art des Unglücks noch etwas mehr bekannt zu machen, muß ich ihm noch ein Paar Worte von einer kurzen Unterhaltung erzählen, die ich einst mit einem Taubstummen hatte. Der Zustand dieses Menschen überraschte mich, ich wollte mich ihm gern verständlich machen, und wußte kein Mittel. Er gab mir endlich zu verstehen, Schreibmaterialien zu holen, und verständigte mich durch seine Mienen, daß er schreiben könne. Wer war froher als ich; ich flog, um alles herbey zu schaffen. Er fing an zu schreiben und ich stand mit großer Begierde zu lesen; aber wie groß war meine Ueberraschung; er schrieb Buchstaben

stabenzüge ohne Sinn, man hätte, in kleiner Entfernung stehend, geschworen, eine ganz leserliche Hand vor sich zu sehen, fand aber in der Nähe bloß Aehnlichkeiten mit unsern Buchstaben. Ich sahe bald ein, daß der gute Mensch schreiben zu können glaubte, ohne die geringste Kenntniß davon zu haben. Er hatte, meiner Vermuthung nach bemerkt, daß man durch Geschriebenes sich verständlich machen könne, da er nun von Silben Wörtern und Sprache gar keinen Begriff hatte, so glaubte er, es sey schon hinreichend, wenn man nur mit der Feder Züge hinmalte, die denen ähnlich wären, welche er bisher immer gesehen hatte, so wie man schon durch ein noch so schlecht gezeichnetes Bild von einem Hunde, den Begriff von diesem Thiere bey jemanden erwecken kann. Indeß ließ ich mich doch verführen, und schrieb ihm ein Paar Worte hin, aber vergebens, er konnte so wenig meine Hand lesen, als ich die seinige. Da nichts mehr helfen wollte, so führt ich ihn auf Bildersprache, und darin hatte er denn eine meisterliche Stärke. Durch diese erzählte er mir, daß er bey einer benachbarten Stadt auf dem Felde eine Menge Soldaten gesehen habe, zum Generale gegangen sey, daß aber dieser, als er ihn erblickte, schnell umgewendet und davon geritten sey, ohne ihm etwas mitzutheilen.

Du fragst, mein Lieber, wie es möglich war, daß er mir das alles erzählte? — — — Und ich antworte, nicht bloß dieß, sondern noch weit mehr machte er mir deutlich. Zur Probe will ich dir das ebengesagte in seiner Bildersprache mittheilen. Er wieß erstlich nach der Gegend hinaus, wo die Stadt lag, und um die weite Entfernung anzudeuten, damit ich nicht etwa das Haus neben an verstehen könnte, winkte er mit der Hand sehr oft von seinem Gesichte weg, und nahm dabey eine Mine an, wie man sie bey dem Begriffe des sehr Entfernten macht; alsdann malte er mir ein Ding hin, das sah aus wie ein Soldat, dann ein Pferd mit einem Manne, dann einen Stern, wobey er sich auf die Brust zeigte, und die Backen aufblies. Hiernächst wieß er auf seine Schreibfeder und an den Hut, woraus ich dann natürlicher Weise auf einen Federhut schloß. Jetzt wieß er wieder aufs Pferd, und drehete sich dabey auf den Absätzen um, die Schnelligkeit des Wegjagens blieb noch übrig, und die machte er mir so sinnlich, daß ihn ein Kind verstanden hätte, er malte mir aufs Papier einen — Vogel.

Wiedererſaz oder Vergütung, wovon ich in meiner bisherigen Erzählung schon ein Paar mal gesprochen habe, ist in der Natur ein allgemeines

nes Gesez. Wie gütig ist der, welcher dieses Gesez gründete, der dem Eismeer gebietet, den mitternächtlichsten von Holze entblößten Inseln Holz hinüberzuschwemmen, das es in Europa den Ufern entriß, und der dem Lappen sein liebes, einziges Rennthier gab, sollte er denn wohl den Blinden und Tauben so unentschädigt lassen? —

Nein mein Lieber, auch sie genieſſen eines Ersatzes. Man hat nämlich die jezt überall bekannte Bemerkung gemacht, daß die übrigen Sinne bey dergleichen unglücklichen Leuten weit schärfer sind, als bey Personen, die ihre fünf gesunden Sinne haben, oder auch, daß eine von ihren Seelenkräften, z. E. Gedächtniß, Vorstellungskraft, in ungewöhnlichem Grade stark ist. Ganz vorzüglich auffallend ist dieß bey manchen Blinden. Es giebt dergleichen Personen, welche bloß durch das Anfühlen mit ihren Händen die gewöhnlichen Münzen kennen, und die Farben eines Zeuges genau zu unterscheiden wissen. Personen erkennen sie schon durch die Feinheit ihres Geruchs, ehe sie noch ihre Stimme hören, und vor nicht langer Zeit sprach man allgemein von einem Blinden, der, bloß durchs Gefühl seiner Finger, Personen völlig ähnlich in Wachs nachbildete. Ich selbst sah einst eine junge

früh

früh blind gewordene Person, welche in ihrem 15. Jahre die Flöte als Virtuose mit einer Fertigkeit und mit einer so sanften Delikatesse blies, daß selbst harte Mannspersonen bis zu Thränen dadurch gerührt wurden. Ihr Notenblatt war das Gedächtniß, welches ganze Konzerte, nach einmaligen Vorspielen, so gut faßte und behielt, daß kein Sechszigtheil beym Spielen verlohren ging. Bey Tauben ist das Gesicht meistens vorzüglich geübt, und ihre Seele besitzt die Kraft aufzumerken in hervorstechendem Grade. Die kleinste Falte, die kleinste Veränderung im Gesichte desjenigen, mit welchem sie umgehen, ist schon hinreichend, ihnen auszudrücken, was er will. Man darf dem Munde nur eine sprechende Bewegung geben, so wissen sie auch gleich die Worte, welche man hat sagen wollen.

Dieß letzte brachte wohlwollende Menschen auf den Gedanken, daß es wohl möglich seyn könnte, auch taubgeborne Personen in der Sprache zu unterrichten, und sie das Lesen zu lehren. Die Ersten, welche Versuche hierin machten, waren vermuthlich **Pontius** ein Benediktiner Mönch und **Paul Bonnet** in Spanien, wenigstens ist es gewiß, daß sie Taubstumme unterrichteten, und daß

es

es folglich schon in ältern Zeiten Anstalten für dergleichen bedaurenswürdige Personen gab. Hr. Heineke hat in Leipzig ein solches Institut schon seit mehreren Jahren errichtet, auch in Wien ist ein solches, jedoch das braucht ich meinen jungen Lesern kaum zu sagen, weil es allgemein bekannt ist.

Man unterrichtet sie hier in Sprechen, Schreiben, Zeichnen, Rechnen, in der Geographie, Geschichte u. s. w. und hauptsächlich gebraucht man Abbildungen dazu. Z. E. man zeigt ihnen das Bild eines Hundes. Sie erkennen das Thier sogleich, aber sie wissen seinen Namen nicht, der mit auf das Blatt gedruckt ist. Man zeigt ihnen denselben, und spricht dabey mit starker Lippenbewegung das Wort Hund aus, sie ahmen dann diese Begung der Lippen nach, bis es ihnen glückt das Wort auszusprechen. Auf ähnliche Art wird immer weiter fortgefahren. Man zeigt ihnen z. B. das Bild eines fressenden Hundes. Sie können nun schon das Wort Hund lesen, sie sehen, was der Hund macht, und lernen nun wieder durch Lippenbewegung das Wort frißt aussprechen und lesen.

Ich habe dir, mein junger Leser, nur die Möglichkeit eines solchen Unterrichts gezeigt, und mehr wollt ich nicht; du wirst daraus sehen, daß unendlich viel Geduld dazu gehöre.

Franz

Franz. Aber der Mann muß ja entsetzliche Langeweile haben, wenn er nicht lesen, nicht sprechen, nicht hören kann?

Fr. B. Jawohl mein Lieber, er muß unendlich viel entbehren; alle Unterhaltungen des Sprechens, Lesens, alle Freuden, die du in den Tönen der Musik findest, der Wald mit seinen tausend singenden Bewohnern, deine größte Freude, ist öde für ihn, wenn seine Augen just nichts lebendes erblicken; über ihm rollt der Donner, er weiß es nicht, das Gefühl von Ehrfurcht und Liebe gegen Gott, welches sein Krachen bey dir erregt, ist für ihn verloren.

Franz schwieg und sah ganz starr vor sich hin, bis wir endlich den Gasthof verließen.

Die Hessische Brodkammer. Allerley merkwürdige Eigenschaften des Eisens: Eisen im Blute, in Knochen, in Pflanzen. Ein magnetischer Versuch wird beschrieben. Von Eisenminern und ihrer Bearbeitung bis zum Schmelzen.

Mit wenigen Schritten waren wir jezt am Ende des Dorfes. Ha! da erblickten die Kleinen einen

feuerspeyenden — — — Berg? — — Nein, denn die giebts ja, sammt den Erdbeben, nur immer in solchen Gegenden, die mit grossen Gewässern in Verbindung stehen. — Nichts als einen grossen Rauchfang, aus welchem ein ganzer Strom von Funken in die Luft sprühete. — Ach! was ist das? was ist das, riefen die Kleinsten, die mit dergleichen Gegenständen noch weniger bekannt waren, als die Grössern, liefen aus allen Kräften auf das Gebäude zu, und gukten durch eine Oefnung hinein. Da sahen sie denn — doch nein! ich will meine Erzählung gewisser Ursachen wegen bis auf einen andern Ort versparen.

Nach einem kurzen Aufenthalte, wanderten wir weiter und verliessen Klein-Schmalkalden nun völlig, in dem wir einem Waldwege folgten, welcher durch ein enges Thal fortläuft, das auf beiden Seiten von ziemlich hohen und bewachsenen Bergen eingeschlossen ist. So unangenehm, rauh und naß auch Wetter, Wind und Weg waren, so stöhrte dieß alles doch die Zufriedenheit der Gesellschaft nicht, weil keiner an diese Unannehmlichkeiten dachte, sondern im Gegentheile von allen Seiten her in Thätigkeit erhalten wurde, welche — — gern

möcht ichs jedem meiner kleinen Leser recht laut zurufen — — auf Gottes Erdboden die sicherste Arzney gegen alle Uebel der Seele und des Körpers ist, so wie auf der andern Seite müßige Unthätigkeit nichts als Böses in der Welt anrichtet. Bald gaben eine Menge hoch herabgestürzter viele Centner schwere Granitfelsenstücke, bald der Bach, der neben uns, durch grosse Steine sich windend, forteilte, Stoff zu Bemerkungen und Gesprächen, bald vergnügte uns der unerwartete Anblick einer neuen Aussicht, womit Waldwege den Wanderer so sehr zu unterhalten pflegen, weil sie, vermöge der verschiedenen Windungen derselben, so unverhoft erscheinen, und mithin stärker wirken, als wenn wir sie lange vorausehen können.

Endlich öffnete sich uns ein sehr weit ausgedehntes Thal, oder vielmehr ein kleines Thalland mit Aeckern und Wiesen, das sich um Groß-Schmalkalden her ziemlich weit ausdehnt. Der Weg wird hier sehr angenehm, denn die Dörfer Hohlborn, Seligenthal, Reichenbach und Weideborn liegen zwischen Klein- und Groß-Schmalkalden in kleinen Entfernungen an demselben der Reihe nach hin. Das wichtigste dieser Dörfer ist Seligenthal,

und hier ist es Zeit ein wenig zu verweilen, um meinen jungen Leser mit einem Gegenstande bekannt zu machen, der für die ganze Gegend von der größten Wichtigkeit ist, und eben deswegen den Namen Brodkammer führt. Es ist der Stahlberg, ein ziemlich flachlaufendes Gebirge gleich neben diesem Orte, das eine grosse Menge Eisen- oder sogenannten Stahlstein liefert, mit dessen Bearbeitung man sich in der ganzen Gegend sehr stark beschäftiget, indem er für alle hiesigen Fabriken das Hauptmaterial, ich meine das Eisen und den Stahl hergiebt. Wir waren also an der Quelle, welcher die vielen Eisenwerkstätte ihren Unterhalt verdanken; da ich mich aber hier nicht darauf einlassen kann, dir über den Ertrag des ganzen hiesigen überall berühmten Fabrikwesens, über seine eigenthümlichen Einrichtungen, Menge der Arbeiter und verfertigten Waaren, über die innere Güte und Mängel derselben, über den Ertrag, die Verwaltung des hiesigen Bergbaues u. s. w. Bericht abzustatten, theils, weil diese Kenntnisse nicht passend genug für dich seyn möchten, theils weil selbst der Sachverständigste wohl nicht im Stande ist, in wenigen Stunden richtige Bemerkungen zu sammeln und wahre Urtheile über ein so weitläuftiges Wesen zu fällen; so werd ich

mich

mich dafür bemühen, dich im allgemeinen mit der Reihe von Arbeiten bekannt zu machen, durch welche der rohe Eisenstein in so mancherley höchst nüzliche Instrumente verwandelt wird.

Der hiesige Eisenstein ist von vorzüglicher Güte, denn der Centner Stein giebt muthmaßlich 70 — 80 Pf. Eisen und dieses kann man zu Stahl gebrauchen. Manchem meiner jungen Leser möchte dies nicht verständlich genug seyn, es wird in der Folge deutlicher werden. — Er siehet weißlichgrau aus und ist sehr strengflüßig, eben deswegen muß er mit einem andern leichtflüßigen beschickt werden, und diesen nennen die Leute hier Mummel. Die Erklärung hiervon soll sich in der Folge finden, jezt mach ich mir ein Vergnügen daraus, dich mit der Geschichte und Natur des Eisens bekannter zu machen. Ich denke, es soll dich nicht gereuen das folgende gelesen zu haben, zumal da es ein Metall betrifft, über dessen allgemeine Nutzbarkeit man Ursach hat zu erstaunen, und das zu gleicher Zeit die gütige Vorsehung ebendeswegen so allgemein über die Erde verbreitet zu haben scheint, weil es dem Menschen so unentbehrlich ist. Wenn du das wieder nachliesest, was mein Freund Andre im dritten

Theile dieſer Reiſe Seite 83 vom mineraliſchen Färber erzählt hat, ſo wird es dir nicht übertrieben ſcheinen, wenn ich ſage, daß die eigentliche Eiſenmaterie (Grundſtoff des Eiſens) nicht bloß mineraliſchen Körpers beygemiſcht ſey, ſondern ſich ſogar in Pflanzen und Thieren befinde, daß ſelbſt in deinem Blute und Knochen eine anſehnliche Menge Eiſen ſey, daß dieſe Eiſentheilchen vermuthlich die Urſache der rothen Farbe des Bluts ſind. Man rechnet auf einen menſchlichen Körper etwa 25 Pfund Blut, und geſchickte Chemiker haben gefunden, daß dieſe ganze Blutmaſſe an 6 Loth Eiſen enthalte. Man findet es in der Aſche vieler Pflanzen, ein offenbarer Beweiß, daß es ſich auch unter die Pflanzentheile miſche; in vielen mineraliſchen Waſſern in allen Stein- und Erdarten; kurz, das Eiſen iſt auf unſrer Erde faſt — allgegenwärtig, und ich glaube, hätten manche alte Völker ſeine wunderbaren Eigenſchaften erkannt; ſicher hätten ſie ihm Tempel erbauet, Altäre errichtet und es eben ſo ſehr verehrt, wie einige Nationen das Feuer verehrten.

Du frägſt natürlich, wie es denn zugehe, daß ſich das Eiſen ſo ſehr mit andern Körpern vermiſche? Du weißt, daß es ein ſo hartes Metall iſt, und

und doch soll es sich in unendlich kleine Theile auflösen und sich so mit den feinsten Theilen anderer Körper vereinigen? — — Wundre dich nicht mein Lieber, natürlich geht das alles zu. Es giebt in der Natur ein langsam aber stark auflösendes Wesen, die Säure mein ich, die überall oft ganz unmerklich in der Natur in Luft und Wasser u. s. w. anzutreffen ist, und diese ist es, welche die feinsten Metalle auflöset, die härtesten Felsen zerfallen macht und in Staub verwandelt *). Verdient irgend etwas in der Natur den Namen der Zerstörerin, so ist sie es, und wenn die Vermuthung wahr ist, daß der liebe Gott alle Metalle gediegen schuf, so ist es sehr wahrscheinlich, daß bloß diese Säure die Metalle vererzt, und daß daher künftig immer weniger gediegenes Metall werde gefunden werden. Sie löst also auch das Eisen auf, verwandelt es in die zarteste gelbe Stauberde, die wir Rost nennen, und so werden die Eisentheilchen durch vielleicht mehrmals wiederholte Auflösung mit allen möglichen Erdarten vermischt, und gelangen aus denselben in die Pflanzen, und vermittelst dieser in die Thiere.

*) Ich rathe meinem jungen Leser hier das einmal wieder nachzulesen, was im dritten Bande dieser R. S. 7. 10. 11 gesagt ist.

Ich hoffe, daß du das bisherige wirst verstanden haben, ich will also fortfahren dich mit einigen Eigenschaften des Eisens bekannt zu machen. Es ist unter allen Metallen das härteste, und nach dem Golde das zäheste Metall, ebendeswegen kann es in Dratfäden gezogen werden, die ein Haar an Feinheit übertreffen, und ein Eisendrat, der nicht dicker ist, als der zehnte Theil eines Zolles, ist im Stande ein Gewicht von 450 Pfund zu halten ohne zu zerreissen.

Seine sonderbarste Eigenschaft unter allen ist aber sein Magnetismus. Ich verstehe darunter nicht bloß die Eigenschaft desselben vom Magnet angezogen zu werden, und die magnetische Kraft durchs Bestreichen mit einem Magnete zu erhalten, sondern seine eigne magnetische Kraft, die unstreitig jedes Eisenstückchen besitzt, oder ihm durch gehörige Behandlung sehr leicht mitgetheilt werden kann. Hast du wohl Lust, mein Lieber, einmal selbst diesen Versuch anzustellen? Ich wills dir erzählen, wie man es macht. Du nimmst einen Eisenstab, den ersten den besten, so wie man ihm z. B. zu Vorhängen gebraucht, stellst sein eines Ende nach Norden hinwärts auf den Fußboden, indem deine Hand das

andere schräg in die Höhe richtet (genauer genommen, muß der Eisenstab mit dem Fußboden einen Winkel von etwa 70 Graden machen) ist dies geschehen, so fährst du mit irgend einem eisernen Instrumente, überhaupt mit irgend einem Dinge von Eisen z. B. mit einem Schlüssel auf dieser hingestellten Eisenstange hin und her, mit andern Worten, du reibst die Stange, aber doch so, daß du nie über ihre beiden Enden wegfährst; ist dies ein paar Minuten lang geschehen, so entfernst du den Schlüssel von ihr, indem er eben in Hin- und Herbewegen über ihrer Mitte ist, und siehe da, sie ist magnetisch. Berührst du mit ihrem Ende ein Häufchen Eisenfeilspäne, so werden sie sich anhängen, ihr eines Ende, das während dem Reiben nach Norden stand, wird ihr Nordpol seyn, ihr anderes der Südpol. Um dies recht deutlich zusehen, brauchst du sie nur mit ihrer Mitte auf die Spitze einer dazu errichteten Nadel ins Gleichgewicht zu legen, so wird sich ihr Nordpol allmählich nach Norden richten, und wenn du ihm dem Nordpole einer Magnetnadel nahe bringst, so werden sie sich beyde abstossen. Noch etwas ganz sonderbares kann ich hierbey nicht übergehen, es betrifft die schnelle Verände-
rung dieser beyden Pole der magnetischen Eisen-

stange, du darfst nämlich die Stange nur einmal in der Hand so umdrehen, daß der Südpol, der, wie du dich erinnerst, beym magnetisiren, oben stand, nach den Fußboden herunterwärts gerichtet wird; so bleibt er augenblicklich nicht mehr Südpol, sondern er wird zum Nordpole, und der erste Nordpol wird zum Südpole umgeschaffen.

Doch genug von der Natur des Eisens, von seinem Nutzen könnte man ganze Bücher schreiben, denn wir besitzen, die unzähligen Instrumente, Gefässe u. s. w. die aus demselben bereitet werden, gar nicht mitgerechnet, wohl schwerlich ein durch Kunst hervorgebrachtes Ding, bey dessen Verfertigung nicht Eisen oder Stahl angewendet worden wäre. Weniger bekannt möchte dirs wohl seyn, daß man es auch zum Färben des Glases und der Zeuge anwendet, daß es wegen seiner zusammenziehenden Kraft als stärkende Arzney die herrlichsten Wirkungen hervorbringt u. s. w.

Wie bekömmt man denn das Eisen? — dieß bleibt nun jetzt die Hauptfrage, die mich näher zu meinem Zwecke bringen wird.

Man findet das Eisen nur sehr selten gediegen, vielleicht deswegen, weil es durch die Säure

so

so leicht aufgelöst wird, sondern immer mit irgend einer Stein- oder Erdart vermischt. Diese Vermischung nennt man Eisenerze oder Eisenminer, welche nach ihrer verschiedenen Gestalt, wieder verschiedene Namen führen, z. E. Glaßkopf, Blutstein, Eisenmann, Bohnenerz, Braunstein, Schmirgel, Magnetstein. Das reichste unter diesen Erzen ist gewöhnlich der Eisenstein von verschiedener Farbe, röthlich, gelblich, bläulich, schwarzgrau, schwarz, hellgrau. Von dieser letzten Farbe ist der Schmalkalder, und man nennt diese Art Eisenstein gewöhnlich Stahlstein, weil man aus ihm sehr feines, hartes, zur Bereitung des Stahles sähiges Eisen erhält. Jezt will ich meinen jungen Leser mit der Bearbeitung der Eisenminer etwas bekannt machen, die mit dem Pochen und Waschen anhebt. So wie nämlich die Eisenerze aus der Erde hervorgebracht sind, müssen sie zuförderst zerschlagen, das heißt zerpocht werden, damit künftig das Feuer die Erztheilchen eher durchdringen kann. Man verrichtet dies entweder durch ein ordentliches Pochwerk, d. h. durch eine Art Stampfmühle, in welcher das Erz, ohngefähr so wie bey der Oelmühle der Rübsamen, in Trögen von herabfallenden Stampfen zermalmet wird, oder es wird, wenn kein Pochwerk angelegt ist, durch Personen mit Häm-

Hämmern verrichtet. Hierauf geschiehet bey schlechten Erzen das **Waschen** der zerpochten Erze, um alle erdigte Unreinigkeiten abzusondern. In den mehresten **Eisenminern** befinden sich salzige, schwefelichte und arsenikalische Theile, welche erst herausgebracht werden müssen, ehe man das Schmelzen selbst vornimmt. Dadurch entstehet die dritte Arbeit, nämlich das **Rösten**. Zu diesem Ende häuft man das zerpochte Erz abwechselnd mit Kohlen oder auch Holze schichtweise zu einem Haufen auf, steckt ihn an und läßt so das Erz durchglühen und mürber machen. Dieß geschiehet entweder auf dem bloßem Erdboden im freyen, oder auch in dazu angelegten **Röstöfen**. Das Rösten führt bey sehr vielen andern Silber- und Blei Erzen noch einen sehr wichtigen Vortheil mit sich, nämlich Gewinnung des Schwefels, welche ich hier wegen der sehr guten Gelegenheit nicht übergehen kann. Wenn nämlich der zum **Rösten** aufgehäufte Erzhaufen vom Feuer durchglühet wird, so sammeln sich die Schwefeltheile, oben in Löchern, die man mit Stangen in den Haufen gemacht hat, und hier wird er täglich dreymal mit hölzern Eimern abgenommen und heißt **roher Schwefel**.

Ich

Ich komme jetzt nach dieser kleinen Abschweifung, zur Bearbeitung der Eisenminer zurück, von denen manche, welche sehr strengflüßig d. h. schwer zu schmelzen sind, nach dem Rösten eine zeitlang in freye Luft hingelegt werden müssen, um hier noch mürber und zum Schmelzen geschickter zu werden. Wie die bloße Luft dies könne, wird jetzt mein junger Leser schon besser einsehen, da ich vorhin mit ihm schon über die Säure gesprochen habe; ein Beweiß im Kleinen, daß sich Aufmerksamkeit und jede dadurch erworbene auch nur kleine Kenntniß, gewiß früh oder spät belohne und Frucht trage.

Die letzte vor dem Schmelzen noch nöthige Arbeit ist bey manchen Minern das Beschicken, d. h. die Beimischung solcher Materien, wodurch das Erz, in Absicht dieses oder jenen Fehlers, verbessert wird. Auf die weitere Auseinandersetzung dieses Verfahrens kann ich mich hier nicht einlassen, weil ich befürchten müßte, zu weitläuftig zu werden. Jezt, mein Lieber, sind wir also mit den Arbeiten, fertig, bis aufs Schmelzen. Hiervon im nächsten Kapitel.

Schmelzung des Eisens, von hohen Ofen, von Zuschlägen u. s. w. bis zum fertigen Eisengänsen.

Wenn man Eisensteine schmelzen will, so gebraucht man dazu nicht bloß Holz und Kohlen, sondern auch Zuschläge, d. h. Zusätze von solchen Materien, wodurch der Eisenstein eher zum Schmelzen gebracht werden kann. Gemeiniglich nimmt man dazu Kalk, kalkigten Lehm, Hammerschlacken, Seifensiederasche, Sand, leichtflüßige Steine u. d. gl. Zur nähern Erklärung nur eine ganz kurze Erzählung. Als Knabe machte ich immer gern allerley, um Beschäftigungen zu erhalten, denn ich war nicht so glücklich erwachsene Personen um mir zu haben, die sich bloß mit mir beschäftigt hätten. Ich gerieth also auch aufs Metallschmelzen. Mit Blei wurde ich sehr bald fertig, nun wagte ich mich ans Kupfer, fand aber zu meinem Leidwesen, daß dieß weit ungehorsamer im Schmelzen war, als Blei: mein Projekt scheiterte also, denn ich war nicht im Stande es zum Schmelzen zu bringen, und es in Formen zu gießen, die mein Metallklümpchen bilden sollten. Was mir aber diesesmal nicht glücken wollte, geschahe in der Folge einmal zufälliger Weise,

zu

zu meinem gröſsten Verdruſse. Ich wollte nämlich Schwefel ſchmelzen, wählte dazu ein kupfernes Gefäſs, weil ich vermöge meiner Erfahrung glaubte, daſs dieſes die Schmelzung am erſten aushalten würde. ſahe aber, als ſich mein Schwefel entzündete, den Tiegel in Fluſs gerathen und den Schwefel ins Feuer laufen. Die Metallſtückchen fand ich nachgehends in der Aſche. Du wirſt hieraus ſehen, mein Liebſter, wie nöthig es ſey, Zuſchläge zu machen, und was dieſe bewirken können. In Schmalkalden beſtehet der Zuſchlag in einem leichtflüſsigen mürben Eiſenſteine, den man in der Gegend Nummel nennt, wie ſich mein Leſer aus dem vorigen Kapitel erinnern wird.

Mit dergleichen Zuſchlägen oder Zuſätzen wird der Eiſenſtein in den Ofen gebracht. — Dieſe ſind aber von jeder andern Ofenart himmelweit unterſchieden, und man nennt ſie hohe Oefen. Ihre Geſtalt kann ich dir nicht beſſer angeben, als auf folgende Art. Stelle dir einen runden Schornſtein vor, der von der Erde oft bis 15 Ellen hoch aufgeführt iſt, unten im Durchmeſſer einige Schuhe und in der Mitte einen noch weiter ausgedehnten Bauch hat, übrigens aber ſpitz zuläuft und oben etwa eine Oeffnung von zwey Fuſs im Durchmeſſer behält; ſo haſt du die äuſſere Geſtalt deſſelben. Er iſt aber bey

weis

ten, kostbarer, als ein eben so großer Schornstein, denn er besteht aus vier bis 6 Ellen dicken massiven von guten Sand- oder Backsteinen aufgeführten Mauer, muß ein tiefes Fundament haben und kostet wohl an 3000 Rthaler. Der Boden eines solchen Ofens, welchen man Heerd nennt, ist das wichtigste an der ganzen grossen Maschine; denn auf ihn kommt es an, wie sichs am Ende dieses Kapitels zeigen wird, ob man früher oder später mit dem Schmelzen aufhören soll. Er muß von sehr feuerfesten, grossen, starken Quaderstücken so verfertigt werden, daß er in seiner Mitte eine ovale Vertiefung erhält, in welcher sich das geschmelzte Eisen sammeln kann. Aus dieser gehet eine Rinne zum Abstiessen aus dem Ofen heraus, welche man während dem Schmelzen mit Lehm verstreicht.

An der einen Seite befindet sich ein doppeltes Gebläße d. h. zwey große vom Wasser getriebene Blasebälge, deren Blaseröhren oder Deuten durch eine Oeffnung, gleich über dem Heerde, in den Ofen hineinblasen, und zu der obersten Oeffnung des Ofens, welche die Gicht heißt, führt eine Treppe, auf der man die sämmtlichen Schmelzmaterialien hinaufschafft, um sie von oben herab in den Ofen zu schütten; zuerst eine große Menge Kohlen, dann die Erze oder Eisensteine mit ihren Zusätzen,

und

und so abwechselnd fort bis zu einer gewissen Höhe. Alle diese Arbeiten geschehen unter der Aufsicht des Hohenofenmeisters und Hohenofenarbeiters, welche beide sehr geschickte und erfahrne Männer seyn müssen, weil ungemein viel Behutsamkeit dazu gehört, dem Eisen die gehörige Schmelzung zu geben. Die übrigen Personen bey einem hohen Ofen sind Giesser, Kohlenmesser, Eisensteinmesser und Handlanger.

Ich wag es, die Schmelzung des Eisens für diesen und jenen meiner jungen wißbegierigen Leser etwas mehr auseinander zu setzen, denn die Spuren menschlicher Einsicht, Geduld, Erfindungskraft und Ausdauer bey höchstbeschwerlichen Arbeiten sind, so wie bey der ganzen Bearbeitung des Eisens, vorzüglich auch bey dessen Schmelzung sichtbar. Wie viel tausend mißlungene Versuche kostete sie unsern Vareltern, welche ihr Eisen in Gruben schmelzten, bis sie in die Erde machten, und wie vielen Dank sind wir, ihre Nachkommen, ihnen schuldig, nicht bloß für diese Kunst, die wir von ihnen ererbten, sondern für andere, die von Ur-Urs Großvätern auf uns herabkamen.

Wenn ein hoher Ofen zum Schmelzen gebraucht werden soll, so füllt man anfangs seinen

ganzen innern Raum mit Kohlen aus, zündet sie an, verschließt die Gicht mit einer eisernen Platte, so wie auch die untere Oeffnungen des Heerdes mit Lehm, damit kein Luftzug entstehen, sondern nur so wenig Luft hinzu kann, als zum ganz langsamen Anglimmen der Kohlen nöthig ist, und hiemit ist der Anfang zu diesem wichtigen Unternehmen gemacht. Wenn du nun aber glaubst, mein Lieber, daß man an demselben Tage auch gleich den Eisenstein hineinschütte, und dann nach ein paar Stunden das Vergnügen habe, ihn aus der untern Oeffnung als fliessendes Eisen abzuzapfen, so irrst du dich — gewaltig! und ich muß dich an das Wörtchen Geduld erinnern. Zehn bis vierzehn Tage sind verlaufen, alsdann erst sind die Kohlen völlig glühend geworden, und das ist alles, was man in dieser Zeit zu Stande gebracht hat und bringen durfte; denn der Ofen muß nur langsam nach und nach erwärmt werden, wenn man ihn nicht beschädigen will. Nach etwa 14 Tagen also öffnet man die Gicht, und beginnt, wenn die Kohlen ein wenig niedergebrannt sind, etwas Eisenstein nebst frischen Kohlen hineinzuschütten. Auch läßt man alsdann das Gebläse nach und nach, aber nur sehr gelinde in den Ofen blasen. Mit dieser einsichts-

vollen

vollen und behutsamen Langsamkeit fährt man 5 bis 6 — — — Wochen fort, den Ofen von Woche zu Woche heisser werden zu lassen. Siehe da! mit solcher Geduld verfährt man, um den Ofen erst in völlige Hitze und das Schmelzen in völligen Gang zu bringen.

Von dieser Zeit an geht das Gebläse heftiger, alle fünf bis acht Viertelstunden schüttet man von neuen Kohlen und Eisenstein zu, die schrecklichste Glut zwinget ihn zum Flusse und nach demjedesmaligen Verlauf von 6 bis 10 Stunden ist der hohle Heerd des Ofens mit fliessenden Eisen und Schlacken angefüllt. Sobald als man dies bemerkt, wird diese flüßige Metallmasse abgestochen, d h. man macht unten am Heerde, mit einem spitzigen Eisen, eine Oeffnung in das oben genannte mit Lehm verstrichene Loch, durch welches sie wie ein kleiner Feuerstrom herausfließt. Will man Ofenplatten, Töpfe oder andere Eisengußwaaren daraus giessen, so befinden sich die von Lehm verfertigten Formen dazu vor dem Ofen oder in der Nachbarschaft desselben und das fliessende Metall wird hineingeleitet; soll aber Eisen für die Schmieden daraus entstehen, so macht man vor dem Ofen, auf dem Boden im Sande, oder Koh-

lengestiebe eine Vertiefung oder Rinne neben der andern, und leitet das fliessende Eisen hinein. Hierdurch entstehen dreyeckigte oder halbrunde Eisenblöcke, welche man Eisengänse nennt.

Ohne Zweifel glaubst du, mein Lieber, die Arbeit sey nun völlig vollendet, allein nichts weniger als dieß. Fünf bis sechs Wochen brachte man zu, um den hohen Ofen in gehörige Glut zu setzen, woraus sich bey wenigen Nachdenken schon schliessen läßt, daß man, um die Kosten dieser langen Vorbereitungen zu gewinnen, unmöglich mit dem wenigen Eisen zufrieden seyn kann, welches nach einem paarmaligen Abstechen erhalten wird, denn dieß würde ja die ersten Heizungskosten gar nicht ersetzen. Eben deswegen fährt man ganz ununterbrochen fort, immer Kohlen und Eisenstein aufzuschütten, fließendes Metall abzustechen um Eisenwaaren nebst Gänsen zu giessen, so lange als es möglich ist, und je länger man es fortsetzen kann, um desto mehr gewinnt man durchs Schmelzen. Man würde, wenn der Ofen es aushielte, einige Jahre hinter einander fortfahren, aber meistens ist der Heerd, auf dem hier alles ankommt, durch die entsetzliche Glut schon früher verdorben, und das

Schmel-

Schmelzen erreicht dadurch seine Endschafft in der dreyßigsten, vierzigsten, oder auch erst in der sechzigsten Woche. Man erhält auf diese Art wöchentlich etwa 200 folglich in 60 Wochen 12000 Centner Eisen, das den Namen Roheisen führt, weil es noch bey weiten nicht zum Verbrauche in Schmieden geschickt ist. Was man nun ferner mit demselben vornimmt verspare ich zum nächsten Kapitel.

Vom Eisenhammer. Verwandlung der Eisengänse. Verfertigung des Stahls.

Als wir Klein Schmalkalden verliessen, sprangen einige von der kleinen Gesellschaft, wie oben gesagt ist, auf ein Gebäude zu, aus dessen Rauchsäulen Feuerfunken sprüheten. Ich wollte damals nicht gleich erzählen, was sie durch die Oeffnung sahen, weil ich es für besser hielt, es so lange zu verschieben, bis ich meine Leser mit dem Schmelzen des Eisens bekannt gemacht haben würde; da dieß aber im Vorhergehenden geschehen ist, so will ichs denn jetzt thun.

Im Gebäude erblickten die Kleinen eine große Schmiedeesse, neben derselben einen großen Amboß, einen ungeheuren etwa 2 Centner schweren Hammer, der zum Stiele eine mannsdicke Säule hatte, und unaufhaltsam, vom Wasser getrieben, auf glühende Eisenklumpen mit einer Gewalt niederfuhr, daß auf allen Seiten ein sprühender Feuerfunkenregen durch die Luft zischte, indeß zwey, ebenfalls vom Wasser getriebene hölzerne Blasebälge mit solcher Gewalt ins Feuer schnoben, daß die Funken zur Feuermauer hinaus in die Luft fuhren. — Ah! — Ah! staunten die Kleinen und freuten sich, indem einige große starke Männer die Eisenklumpen glüheten, mit großen Zangen auf den Amboß legten und durch betäubende Hammerschläge zu langen Stäben schmiedeten. Sie freueten sich und staunten denn sie hatten erst einmal eine solche Werkstatt Vulkans gesehen, daher war ihnen alles noch ziemlich auffallend. — Da nahm einer ihrer Lehrer ein kleines Examen vor. Hier ist der Anfang.

Fr. B. Anton weißt du wohl was das ist? was man hier macht?

Anton. Es ist ein Eisenhammer, so wie wir ihn schon einmal in Georgenthal *) gesehen haben, auf welchem man Eisen schmiedet.

Fr. B. Ich denke das thun die Schmiede in den Städten und Dörfern?

Louis. Ja die schmieden wohl, aber nur nicht solches Eisen, wie dieß ist.

Franz. Ach ja, ich besinne mich, hier schmieden sie die Eisengänse; nicht?

Fr. B. Ja, ich möchte aber doch gerne etwas mehr davon wissen.

Da fiengen die drey Kleinen an durch einander zu erzählen, bis endlich die ganze Sache ins Reine gebracht war, und ich will jezt das Nothwendigste für meine Leser herausnehmen.

Das in Gänse geformte Roheisen, so wie es der hohe Ofen giebt, ist für die Schmiede nicht tauglich, weil es noch lange nicht wahres reines Eisen, sondern ein Gemisch von Eisen, erdichten und andern fremden Theilen ist, die beym Schmelzen auf dem hohen Ofen zusammenflossen, und auf dem Stabhammer davon geschieden werden müssen. Zuerst

*) Ein 2 Stunden von uns entfernter, höchstangenehm liegender Ort unsers Herzogthums, im Amte Georgenthal.

erst also werden die Eisengänse umgeschmolzen und von fremden Theilen gereinigt, das nennt man Frischen. Diese Arbeit geschiehet in einer besondern Esse des Stabhammers, und sie bestehet kürzlich darin, daß man von der geschmolzenen Masse das Unreine durch eine gemachte Rinne ablaufen läßt, da denn das eigentliche Metall in der Grube der Esse zurückbleibt. Dieses führt nun den Namen Frischeisen und wird in Klumpen einen Centner schwer, dem Stabhammer übergeben, der es so lange schmiedet, bis es vollkommen geschmeidig und zum Gebrauche in lange Stangen umgeformt ist. Die Unreinigkeiten, welche man auf diese Art aus dem Roheisen schafft, sind so beträchtlich, daß man schon sehr zufrieden ist, wenn von 8 Centner Roheisen nur 5 Centner reines Stabeisen übrig bleiben.

Seht da meine Lieben, da wären wir also im Erzählen bis zur völligen Hervorbringung des Eisens gelangt. Stellt euch in Gedanken hin, und überschaut die lange Reihe höchst mühsamer schwerer Arbeiten, die man von der Zubereitung des Eisensteins an, bis hierher übernehmen mußte. Welch eine erstaunliche Thätigkeit, Kraft, welche Ordnung

nung, welche ausdaurende Geduld, welche Klugheit, welche Einsicht gehört dazu, alle vier Elemente mit einander in Kampf zu versetzen, um ein Metall zu gewinnen, das ihr vielleicht mit gleichgültigen Augen anfahet, weil es durch die Arbeitsamkeit vieler hundert tausend Menschen zu einem alltäglichen Gegenstande geworden ist; denkt euch aber meine Lieben auf Robinsons Insel, und unternehmet es in Gedanken, ein Messer zu verfertigen, welches man hier in Schmalkalden dadurch erhält, daß man sich die Mühe giebt, einen Groschen aus der Tasche zu ziehen und auszuzahlen. Ich brauche wohl nicht deutlicher zu reden, um verstanden zu werden. Wenn ihr es dann empfindet, welch ein Glück jeder von euch aus der vereinigten Menschengesellschaft ziehet, welch ein elendes, hülfloses, nacktes, halb wildes Geschöpf er, von ihr getrennt, seyn würde; o so sey dann auch euer fester Vorsatz der: Gutes mit Gutem zu vergelten, und in jedem eurer Nebenmenschen den Schutzengel von ganzem Herzen zu lieben, der auch durch seine Thätigkeit mittelbar oder unmittelbar zu dem Glücke und Wohlstande eures Lebens beyträgt. Liebe aber ohne Thätigkeit, und wäre sie die zärtlichste, ist gleich einer Blume, ohne Geruch und Heilkraft;

kraft; thätig also meine Guten, müßt ihr eure Liebe gegen die Menschengesellschaft zu erkennen geben, und Gutes thun, wo ihr könnt, ohne zu ermüden.

Noch eine sehr wichtige Arbeit wird mit dem Eisen vorgenommen, welche ihm eine Vollkommenheit ertheilt, wodurch es, in Rücksicht seiner allgemeinen Brauchbarkeit, den Vorzug vor den edelsten Metallen erhält, ich meyne seine **Verwandlung in Stahl**. Eine so wichtige Veränderung, der alle schneidende Instrumente nebst so viel tausend andern Maschinen von der zarten Uhrfeder an bis zum groben Pflugeisen ihre Härte, und Dauerhaftigkeit zu verdanken haben, darf ich wohl nicht ganz übergehen. Stahl ist weiter nichts, als recht gut gereinigtes Eisen, das die äuserste Härte annimmt, sobald als man es glühet und in kaltem Wasser schnell abkühlet. Da aber nicht jeder Eisenstein zum Stahlmachen tauglich ist, weil man zu viel Arbeit darauf verwenden müßte, um das Roheisen desselben in Stahl zu verwandeln, so macht man nicht überall Stahl, wo Eisen verfertigt wird, sondern dieß bleibt nur ein Vorzug solcher Gegenden, wo man, wie hier bey Schmalkal

kalden, ein vorzüglich gutes Eisenerz gewinnt, das den Namen Stahlstein führt, und sich durch seine weißgraue Farbe unterscheidet. Die ganze Arbeit kann auf zweyerley Art geschehen, entweder durchs Cementiren oder Schmelzen, und beydes wird auf den Stahlhütten verrichtet. Das erste Wort möchte manchem meiner Leser nicht bekannt seyn, ich muß ihm also sagen, daß Cementiren nichts anders heiße, als durch legend einen Zusatz bey einem Metalle wichtige Veränderungen hervorbringen. Diesen Zusatz nennt man allemal Cementpulver. Um gleich ein Beyspiel zu geben, führ ich nur das Messing an, welches ebenfalls durch Cementation entstehet, in dem man nämlich zum geschmelzten Kupfer einen gewissen Zusatz, nämlich Zink das bekannte Halbmetall als Cementpulver setzt. Zur Cementation des Stahls gebraucht man Sachen, die sehr viel Brennbares enthalten, denn dieß Brennbare ists eben, das man dem Eisen mittheilen, oder aus jenen Sachen in das Eisen hinein bringen muß, um es zu Stahl zu machen. Man verfertigt also aus Kohlenstaub, Horn, Knochen, Thierklauen, Ofenruß, Salz, Haaren u. d. gl. ein Pulver, legt die Eisenstangen mit demselben in lange Büchsen von Eisen oder Kupfer und läßt sie so einige Stunden im Feuer glühen. In diesem

sem Zustande gehen die brennbaren Theile aus dem Cementpulver in die Eisenstäbe über und verwandeln sie in ein sehr geschmeidiges Eisen, daß nachgehends seine Stahlhärte durch schnelles Abkühlen in kalten Wasser erhält.

Eine bequemere und eben deswegen gewöhnliche Art, Stahl zu machen ist die zweyte. Man nimmt das Roheisen vom guten Stahlsteine, und verfährt ohngefähr so damit, als beym Frischen des Eisens, wovon ich vorhin gesprochen habe. Nämlich man schmelzt es in Feueressen so lange, bis alle unreinen Theile oder Schlacken davon abgesondert sind, thut auch wohl einen Zusatz von Cementpulver hinzu, und schmiedet auf dem vom Wasser getriebenen Stahlhammer, diese gereinigte Masse so lange, bis sie vollkommen geschmeidig und in Stäbe verwandelt ist, welche man zuletzt ganz glühend in kaltem Wasser abhärtet. Auf diese Art erhält man Eisen von einer solchen Härte, daß es beym Niederfallen auf die Erde in Stücken zerspringt und nun den Namen Stahl führt.

Einmarsch in Schmalkalden. Der Leser wird mit dieser Stadt bekannt gemacht.

Unsre ganze Caravane ist indeß bis an das Thor von Schmalkalden herangerückt, hat sich examiniren lassen und wandert nun in voller Erwartung zur Stadt hinein, welche nächst Kassel, die größeste des Landgrafen von Hessenkassel ist. Die Häuser der Vorstadt, welche wir zuerst paßiren mußten, sind fast durchgehends unter ein Dach auf einerley Art gebauet, und sie formiren eine lange ziemlich ansehnliche Straße, durch welche man allenfalls nur mit verschloßnen Augen einmal zu gehen brauchte, um sogleich das Gewerbe der sämmtlichen Bewohner zu errathen; denn ein unaufhörliches Geklipper und Geklapper kündigts jedem sogleich an, daß jedes Haus mit einer Schmiedewerkstatt versehen sey. So ist es wirklich, die ganze Straße ist mit Werkstätten dieser Art angefüllt, deren Meister Messer, Gabeln, Feilen, Schlösser, Werkzeuge, mit einem Worte eine ganze Menge verschiedener Eisenwaaren verfertigen, womit ein für die Stadt überaus wichtiger und so ansehnlicher Handel im Lande und

aus-

auswärts getrieben wird, daß sich allein an vierzehn Handelshäuser in der Stadt mit ihm beschäfftigen.

Unter der Begleitung einer ziemlichen Menge Neugieriger, die natürlicher Weise ein so starker Trupp Fremder in Verwunderung sezte, durchwanderten wir einen ziemlichen Theil der Stadt, weil wir die nächsten Wege zum Gasthofe nicht kannten, und hatten so Gelegenheit über sie und ihre Inwohner mancherley Bemerkungen zu machen, die gewiß alle zum Besten der Stadt ausfielen, da ich meinem Leser versichern kann, daß Schmalkalden in der That ein zwar nicht regelmäßig oder just schön gebautes, aber in seiner Art ein ziemlich lichtes und volkreiches Städtchen ist, das aus 1400 Häusern bestehet. Ausser den so eben genannten 14 Handelshäusern, die vorzüglich den Vertrieb der Eisenwaaren haben, findet man hier noch eine Gewehrfabrik, die wir künftig näher werden kennen lernen, drey Zinnknopffabrikanten, eine Tamis- und Plüschmanufaktur, eine Parchent- und eine Farbenfabrik, drey Handelshäuser für Ellen- und neun für Spezereywaaren. Die Sicherheit der Stadt wird durch 250 Mann hessische Soldaten befördert.

So thätig die sämmtlichen Bewohner der Stadt sind, so hörten wir dennoch von vielen über schlechs

schlechte Zeit klagen. In dem Munde eines Residenzbewohners, der wohl bisweilen erndten mag, wo er nicht säete, oder dem vom Luxus das Mark ausgesogen wird, sind mir solche Klagen nicht sonderlich empfindlich, denn es liesse sich da gelegentlich das ora & labora empfehlen; wenn aber der thätige Mann von unabläßiger Arbeit wenig oder nichts übrig hat, so empfindet dies jeder Menschenfreund schon tiefer. Die Ursachen dieses mindern Verdienstes der hiesigen Eisenfabrikanten, sind meines Wissens theils neue Fabriken für eben die Waaren die in neuern Zeiten hier und dort z. B. in Breßlau 1785 und an mehrerern Orten errichtet wurden, theils die hohen Kohlenpreise, die sich jezt verdoppelt haben; denn ein Fuder Kohlen, das ehemals 4 Rthl. kostete, muß jezt mit 8 bis 10 Rthl. bezahlt werden. Wären mit dem Kohlenpreise auch die Waarenpreise gestiegen, so wäre dadurch ein Gleichgewicht entstanden, das auf dem Erwerb keinen Einfluß hatte; leider aber sind die Waaren nicht nur nicht im Preise gestiegen, sondern wohl eher gesunken, und es ist wirklich alles zum Erstaunen wohlfeil. Ich will euch meine Lieben einige Waaren mit beygesezten Preisen hier hersetzen, da ich glaube, daß die Kenntniß vom Werthe solcher Dinge, die im gemeinen Leben täglich vorkommen, unumgänglich nöthig sey. Ich denke über diesen Punkt

etwa

etwa so. Aufklärung unsrer Kenntnisse muß mit einem Lichte an einem dunkeln Orte genaue Aehnlichkeit haben. An diesem Lichte bemerk ich den größten Glanz, die größte Helligkeit in ihm selbst, etwas schwächer wird sie schon zunächst um dem Lichte, immer schwächer in der jedesmaligen weitern Entfernung, bis sie sich endlich in schwarze Nacht verliert; alle Gegenstände, die das Licht umgeben, sind also mehr oder weniger erleuchtet, je nachdem sie ihm näher oder entfernter sind. Eben die Beschaffenheit sollte es mit der Aufklärung unsrer Kenntnisse haben; die größte hellste Aufklärung sey — in uns selbst d. h. sey Selbstkenntniß, dann erhelle uns diese Aufklärung die nächsten Gegenstände um uns her, die uns zunächst angehen, und verbreite sich dann über Sachen, die uns entfernter sind, die weniger und weniger Einfluß auf uns haben, in immer schwächer und schwächerm Lichte. Eben deswegen muß wohl jedem, wenn er unter mehrern Kenntnissen die Wahl hat, Jenige, wie es mir scheint, die vorzüglichste seyn, welche er täglich nützlich anwenden kann, es muß ihm also lieber seyn, den Preis einer Elle Tuch, eines Pfundes Brods, eines Messers, einer Schere, eines hunderts Nadeln, u. s. w. als den Preis

zu wiſſen, den der Diamant in der Krone eines groſſen Regenten, der Gürtel des Sultans hat u. ſ. w. Genug. Hier iſt mein Verzeichniß, das dich, mein lieber junger Leſer, zugleich auch die Waaren etwas näher kennen lehrt, die man in Schmalkalden verfertigt.

Tiſchmeſſer, 1 Duzend 18 bis 22 gr.
Terzerole, 1 Paar 16 bis 18 gr.
Eiſerne Cirkel, 1 Duzend 15 gr. bis 1 thl. 4 gr.
Bohrer, 1 Duzend 5 gr.
Lichtſcheeren, 1 Duzend 8 gr. bis 1 thlr. 16 gr.
Meßingkämme, 1 Duzend 11 bis 18 gr.
Brillenfutter, 18 Duzend 1 thlr.
Rothe und weiſſe Zuſegemeſſer, 10 St. 3 gr.
Packnadeln, 100 St. 12 gr. bis 1 thl. 4 gr.
Aderlaßſchnepfer, 1 Duzend 3 thl.
Polirte Schuſterahle, 1000 St. 2 thlr. 16 gr. bis 3 thlr.
Schuſterzwecken, 1000 St. 9 bis 12 gr.
Raſpeln, 1 Duzend 22 gr. bis 1 thlr. 10 gr.
Gurtſchnallen, 100 St. 9 gr.

Zur Probe genug. Man verfertigt übrigens auch Pferdegebiſſe, Hakmeſſer, Zangen, Schlöſſer, Feilen, Spicknadeln, Schraubſtöcke, nebſt vielen

andern Sachen, die ich, um kurz zu seyn, nicht alle anführen will, auch brauch ich meine jungen Leser wohl kaum daran zu erinnern, daß alle diese Sachen aus Eisen verfertigt werden, welches der benachbarte Stahlberg liefert, und das auf dem hiesigen Stahlhammer zu Stahl und auf den übrigen Eisenhämmern in Formen umgeschaffen wird, wie sie dem Feilenhauer, Cirkel- Messer- Sägenschmiede u. s. w. am bequemsten zu seiner Arbeit sind. Eine Werkstatt arbeitet mithin der andern in die Hände, und das Verarbeiten des rohen Stahlsteins zu nützlichen Instrumenten geschiehet folglich Fabrikmäßig, obgleich die einzelnen Werkstätte des Feilenhauers, Sägenschmiedes u. s. w. von einander getrennt sind; wie wären sie auch sonst im Stande ihre Arbeiten so wohlfeil zu liefern?

Man sollte glauben, daß durch den Vertrieb dieser Waaren, die bis in entfernte Länder verhandelt werden, Schmalkalden vorzüglich geldreich seyn müßte; aber die Sache verhält sich nicht so, weil auf der andern Seite wieder sehr starke Summen für Lebensmittel, haupsächlich für Getreide, aus der Stadt ins Thüringische und Fränkische gehen. Montags und Donnerstags ist Getreidemarkt, wo von den

den benachbarten Fuhrleuten Getreide zum Verkaufe gebracht wird.

Die Gesellschaft begiebt sich nach dem Salzwerke. Etwas für junge Freunde der Naturlehre. Allerley vom Salze, und dann ein Vorschlag.

Wir verließen unsere Wanderer auf den Straßen der Stadt, jezt sind sie im Gasthofe und erholen sich im warmen Zimmer bey einer mäßigen Mahlzeit, um nachher das hiesige große Gradir- und Salzwerk zu besehen. Da aber die Einrichtung einer solchen Anstalt schon im sechsten Bändchen der Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde Seite 144, wie auch im dritten Bande dieser Reisen Seite 50 beschrieben ist, so darf ich hier nicht umständlich davon sprechen, sondern höchstens nur einzelne Zusätze machen. Wir erhielten von dem Hrn. Salzinspektor, welcher uns auf dem Wege dahin begegnete, sogleich die gütige Erlaubniß, alles sehen zu dürfen. Das ganze Maschinenwesen der sehr weitläuftigen Gradirhäuser, die unabsehlich

lang hinter einander hin gebauet ſind, wird von dem kleinen Fluſſe Schmalkalde, dem Wohlthäter der ganzen Gegend, in Bewegung geſetzt, und zwar durch zwey mächtige Räder, von denen das gröſte 30′ im Durchmeſſer hat. Unſere vier kleinſten, die noch gar kein Gradirwerk geſehen hätten, beſahen alles genau, und lernten von dem Gradirmeiſter unter andern auch dieſes, daß das Gradiren bey kühlen feuchten Wetter immer am ſchlechteſten, bey ſtarken Luftzuge und warmen Wetter aber immer am beſten von Statten gehe. Den Grund dieſes Erfolgs wird jeder meiner Leſer leicht von ſelbſt finden. Wir begaben uns in die Salzkothen, d. h. in die Gebäude, wo die Sohle nach dem Gradiren in 3 großen bleiernen ſehr flachen Pfannen geſotten wird. Flach müſſen ſie ſeyn, um das Abdampfen des Waſſers zu befördern, und ſo wie dieß eine Zeitlang erfolgt iſt, fällt das Salz zu Boden. Das ſahen wir alle ganz deutlich, denn man holte es mit hölzernen Schaufeln von da herauf und trug es in beſonders dazu eingerichteten, von Ruthen geflochtenen Körben weg; aber nun bleibt noch immer die Frage übrig, warum fällt denn das Salz mitten im kochenden Waſſer zu Boden und bleibt nicht

viel

viel mehr aufgelöst? Diese Frage wurde wirklich in der Gesellschaft aufgeworfen.

Wenn du aufmerksam zuhören willst, Theodor, so will ich dirs ganz deutlich machen, so erwiederte ein Erwachsener und fuhr auf folgende Art fort:

„Das Wasser ist ein Körper? — nicht?"

Theodor. Ja, freylich!

„Jeder Körper bestehet aus Theilen, nicht so?"

Theod. Ohne Zweifel, folglich auch das Wasser, wollen Sie sagen. —

„Recht! — In jeden Körper lassen diese Theile, und wenn sie auch noch so dicht zusammenliegen, Zwischenräumchen übrig."

Theod. Das scheint mir auch so, ich wenigstens kann mir keinen Körper ohne diese Zwischenräumchen denken. —

„Und das Salz begiebt sich in diese Zwischenräume, wenn sichs im Wasser auflöset, oder glaubst du, daß es sich wo anders hin begebe?"

Theod. Das kann ich wirklich nicht entscheiden.

„Ich denke: ganz gewiß nirgends anders hin! Doch laß sehen. Gesetzt dieß wäre der Fall nicht, so müßte es ja in die ursprünglichen Wassertheile selbst dringen, müßte sie auflösen u. s. w. das läßt

ſich nicht denken, es wird immer eher, wenn ich ſo ſagen darf, die Zwiſchenräume zu ſeinem Aufenthalte wählen.“

Theod. Das iſt mir auch wahrſcheinlicher. Aber nun ferner?

„Was wird denn aber geſchehen, wenn dieſe Zwiſchenräume angefüllt ſind? wohin dann? — — ſag Theodor!

Theod. Wenn ſie angefüllt ſind? — hm! — ich denke es wird herausbleiben müſſen.

„Bravo Theodor, getroffen! davon läßt ſich der Beweiß ſehr leicht führen. Nimm einmal ein Glas Waſſer, wirf ein Loth Salz hinein, dann wieder ein Loth, und wieder eins, und noch eins und immer ſo fort, ſo wird ſich anfangs das Salz immer noch auflöſen und vor deinen Augen im Waſſer verſchwinden, ſo lange bis es die Zwiſchenräumchen des Waſſers ausgefüllt hat, iſt dies geſchehen; ſo wirds unausbleiblich zu Boden fallen, und dieß niedergeſunkene Salz wird ſich nicht auflöſen, und wenn du es Jahre lang im Waſſer ließeſt. Das Waſſer, ſagt man, iſt alsdann geſättiget. Siehſt du alles ein? —“

Theod. Vollkommen!

„Nun

„Nun wohlan, so laß uns das bisherige anwenden. Hier in den Pfannen ist Wasser, und Salz in seinen Zwischenräumchen. Das Wasser verfliegt durch die Hitze, es wird also weniger in den Pfannen, mithin werden auch die Zwischenräume weniger, und immer weniger und weniger. Das Salz, das in ihnen war, muß sich, es mag wollen oder nicht, herausbegeben und — — —

Theod. Ah jezt seh ichs ein — es muß zu Boden sinken!

Ich könnte noch mehrere ähnliche Gespräche, die hier und auf dem Rückwege gehalten wurden, herschreiben, indeß will ich mich jezt lieber zu meinen Leser wenden. Kannst du mir denn wohl sagen, mein Lieber, worin das Salz mit dem Eisen eine große Aehnlichkeit hat? — — daß es auch ein Mineral ist, meinst du? — recht! aber das meynt ich jezt nicht, nein! sondern an seine Allgemeinheit und seine ausserordentliche Nuzbarkeit dacht ich. In der That, alles das, was ich oben anfangs vom Eisen sagte, gilt hier im vollem Maasse wieder. Es mischt sich, eben so wie die Eisentheile, in die Körper aller drey Naturreiche, in alle Metalle, überhaupt in Mineralien, Pflanzen und Thiere,

ren, und wenn das Eisen den Namen des mineralischen Färbers verdient, so kömmt dem Salze der Name allgemeine Würze ganz vorzugsweise zu; denn jedes Ding, das Geschmack oder Geruch hat, erhält ihn durch irgend eine von den Salzarten, wie sie im dritten Theile dieser Reisen Seite 7 angegeben sind. Nähme die Natur dieses überaus wichtige Geschenk zurück, das sie so allgemein zu unsern Besten verbreitete das überall um so wohlfeilen Preis zu erhalten ist, nur dieses und jenes Land ausgenommen, wo es durch traurige Verhältnisse theuer gemacht wird *); gewiß die schrecklichsten Revolutionen müßten daraus erfolgen. Der unermeßliche große Raum des Meeres ist von einem Pole bis zum andern von Salze durchdrungen, wer ist im Stande die Millionen Centner Salz zu berechnen, die sich in seinem Gewässern befinden, die Luft ist mit seinen Theilen angefüllt (Theil 3. S. 11.) und das feste

*) Z. B. in Frankreich, wo das Pfund Salz, wenigstens hier und dort, an 4 gr. kostet, wo es dem Küstenbewohner bey Galeerenstrafe verboten ist, sich nur ein Körnchen aus Seewasser zu bereiten, und es so ohne viele Umstände und ohne alle Kosten aus der Hand der gütigen Natur anzunehmen.

feste Land verschließt in seinen innern Eingeweiden Salzvorräthe, die schlechterdings unerschöpflich sind. Nur ein Paar Beyspiele.

Schon seit dem 13ten Jahrhundert gehen die Salzbergwerke bey Wieliczka und Bochnia im kaiserlichen Polen, sie haben schon eine Tiefe von 800' unter der Erde und hier lebt, mitten in den Eingeweiden derselben, eine kleine Republick von Menschen, die nur selten das Tagelicht erblicken. An tausend Menschen stehen hier in Arbeit und die Salzmenge, welche man jährlich herausbringt, beläuft sich auf 600000 Centner. Das Salzbergwerk bey Aussee in Obersteiermark liefert jährlich 150000; ein anderes bey Hallein im Erzstifte Salzburg 750000 Centner Salz.

In unserm deutschen Vaterlande finde ich noch einer sehr flüchtigen Uebersicht 39 Salzsiedereyen. Ich setze euch, meine jungen Leser, dieß kurze Verzeichniß hier her, und gebe jedem, der Lust hat, in geographischen Kenntnissen weiter zu kommen, den Rath, mehrere Produkte so durchzuarbeiten; denn auf dem gewöhnlichem Wege, die Produktenkenntnisse gelegentlich beym geographischen Unterrichte

kennen zu lernen, wird man es nicht leicht dahin bringen, daß man sich die Fragen: wo giebts Eisen, wo Gold, wo Silber, wo Tobak, wo Baumwolle u. s. w. schnell beantworten kann, weil diese Kenntniß durch die Erzählungen über andre Gegenstände, z. E. Städte, Handel, Regierung, Religion u. s. w. zu sehr verdunkelt wird. Ich rathe deshalb jedem jungen Geographen drey etwas große Bogen Papier auf folgende Art einzurichten. Auf den einen wird oben, über eine Querlinie, hingeschrieben **Mineralreich**, auf den andern: **Pflanzenreich**, auf den dritten: **Thierreich**. Von der Querlinie werden von oben herab mehrere Linien gezogen, so daß dadurch eine Menge Columnen entstehen. Auf dem Bogen des Mineralreichs wird oben gleich unter die Querlinie hingeschrieben in die erste Columne Eisen, in die zweyte Kupfer, ferner in die andern Gold, Silber, Zinn, Bley, Salz, Salpeter, mit einem Worte alle gewöhnlichen Produkte des Mineralreichs. So wirds mit jeden Bogen gemacht, unter das Thierreich kämen also Pferde, Ochsen, Schafe u. s. w. und diese Bogen werden zum Sammeln beym geographischen Unterrichte bereit gehalten. Kömmt alsdann der Lehrer auf irgend ein Produkt zu sprechen, das in einem Lande

in

in vorzüglicher Güte und Menge erzeigt wird, so wird das Land, wo es ist, eingetragen. Erzählt z. B. der Lehrer, daß es in Schweden, in Deutschland ꝛc. viel Eisen gebe, so kömmt in die Tabelle unter das Produkt Eisen, Schweden, Deutschland u. s. w. Ich hoffe, daß mich jeder meiner Leser verstanden haben wird. Auf diese Art könnte man sich für Deutschland noch drey besondre Produktentabellen halten, um seine Erzeugnisse in den verschiedenen Ländern übersehen zu können. Ich liefre hier also einen kleinen Vertrag zur Uebersicht der Orte, wo Deutschland Salz giebt. Die Orte selbst sind nach den Kreisen gestellt. Es giebt also Salz

zu Hall, Ebensee, Aussee, Ischl, Hallstadt im östreichischen Kreise,

zu Reichenhall. Hallein im bayerschen Kreise,

zu Hall und Sulz in Schwaben,

zu Kreuznach, Karlshofen, Allendorf im oberrheinischen Kreise,

zu Orb ꝛc. im niederrheinischen Kreise,

zu Salzkoten, Salzufeln ꝛc. in Westphalen,

zu Kissingen, Schmalkalden in Franken,

zu Kolberg, Greifswalde, Frankenhausen, Rösen, Dürrenberg, Rotschau, Teudiz, Sulze, Kreuzburg, Salzungen, Artern in Obersachsen.

zu Halle, Schönebeck, Staßfurt, Groß-salza, Altensalze, Lüneburg, Sülze, Salz der Helden, Sülbek, hannöver. Münden, Salzgitter, Salzdalum in Niedersachsen.

Ein unterirrdisches Holzmagazin.

Jetzt war uns nicht mehr zu besehen übrig, wir verließen folglich die Salzkothe, und sahen im Vorbeygehen unter die Pfannen in das weit ausgedehnte, heftige Feuer, welches hier das Wasser, seinen Erbfeind, im Dämpfen vom Salze verjagen muß. Kaum sahen die Kleinen die ihnen ungewöhnlich bläuliche Flamme, so war gleich die Frage da: Warum brennt das Feuer so blau? — Ja, da werden bey Kaltennordheim *) eine Art Kohlen aus der Erde gegraben, die brennen so, war die Antwort: wir wissen nicht recht daraus klug zu werden, was es eigentlich damit seyn mag. Steinkoh-

*) Ein Ort nicht weit von Meynungen.

kohlen sind's nicht, das siehet man, und obs Holz ist stehet dahin, einige sagen es wäre unterirrdisch Holz, andre sagen, nein es ist kein Holz. I nun laß es seyn, was es will, sie sind uns sehr willkommen, denn wenn wir sie mit Holz oder Steinkohlen zusammen in den Ofen bringen; so brennt das Zeug gut, und wir können viel Holz dabey ersparen.

Franz. Ah — ah tausend ich glaube das sind solche **Bergkohlen**, von denen schon in den Unterhaltungen etwas stehet *)!

Fr. B. Weiter wirds wohl nichts seyn. Können wir denn die Kohlen nicht zu sehn bekommen?

Ach ja in schwerer Menge, erwiederte unser Führer, und brachte uns nun zu einen Schuppen, in welchem man eben mit Abladen derselben beschäftigt war. Da lag denn ein ganzer Berg von diesen sogenannten **Berg**- oder **Taubkohlen**. Alle griffen zu, und freuten sich, wenn sie ein Stück solcher Kohlen fanden, das beynah noch völlig unverändertes Holz war. Ah seht Kinder hier ist ein ordentlicher Ast! — ah hier sitzt die Rinde noch ganz

*) Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, 6tes Bändchen, Seite 148.

ganz deutlich dran! So rief ein Kleiner hier der andere dort.

Aber die Ablader lächelten, schüttelten die Köpfe und meynten, es wäre doch wohl kein Holz. J wie sollte es denn da in die Erde kommen, und noch dazu so tief? ja es sieht wohl aus wie Holz, aber es ist doch wohl keines, so sprach der ein: und andre von ihnen und einer setzte noch hinzu, es läge in der Erde 7 Fuß mächtig (d. h. in einer sieben Fuß hohen Schicht) deßwegen könne es wohl kein wahres Holz seyn; denn wenn es von einem untergegangenen Walde herkäme, so könne man sich gar nicht vorstellen, daß das Holz davon 7 Fuß hoch liegen könne; man solle es nur probiren, und einen Wald umhauen, so würde man finden, daß er kaum eine Holzschicht von 2 Füßen geben würde. Unter allen gefiel uns dieser letzte Mann noch am besten, seine Meynung war zwar falsch, aber er unterstützte sie doch mit einem Grunde, der ihm dieselbe wahrscheinlich machte, da im Gegentheile die andern bloß nach blinden dunkeln Vorstellungen urtheilen, und das für falsch hielten, dessen Wahrheit sie nicht einzusehen vermochten, oder was sie nicht glauben wollten, weils ihnen zu neu schien.

Wenn

Wenn man sich nur etwas in die ehemaligen Zeiten zu versetzen weiß, wo die Natur ganz sich selbst überlassen wirkte, in ihren ungeheuren Waldungen Baum an Baum pflanzte, den keine Axt fällte, sondern den nur hohes Alterthum und Fäulniß umstürzte, wo also die Waldungen gegen unsere jetzigen genommen ungleich holzreicher waren; so wird man die Ungültigkeit des obigen Einwurfs sogleich einsehen, und er wird völlig kraftlos werden, wenn man sich, wie es sehr wahrschheinlich ist, die Sache so vorstellt, daß die Natur dieses unterirdische Kohlenmagazin von einem Walde anlegte, den sie von Bergen herab in ein Thal stürzte, wodurch die Schicht sehr leicht 4 Fuß mächtig werden konnte. Kurz, der bloße Anblick lehrt schon, daß diese brennbaren Materialien, an denen man Aeste, Zweige, Jahrringe u. s. w. erblickt, Holz sind, welches vom Bergpech durchdrungen der Fäulniß, wer weiß wie viele Jahrhunderte, widerstand, und so bis zu unsern Zeiten aufbehalten wurde.

Die Ursachen einer solchen Holzverschüttung können feuerspeyende Berge, Ueberschwemmungen, vielleicht Einsturz von Gebirgen gewesen seyn; aber welches von diesen Naturereignissen an diesem oder jenem Orte, wo man dergleichen Bergkohlen findet, jedesmal gewirkt haben mag, das läßt sich nur durch

genaue Untersuchung des Orts, die Lage der Schichten und der dabey liegenden Gesteine erkennen. Fände man die Schichten horizontal mit Flözgebirge überdeckt, so schließt man auf Ueberschwemmungen, findet man Lava, auf feuerspeiende Berge u. s. w. Genug zu einem Winke für euch, meine lieben Leser, bey vorkommenden Gelegenheiten selbst nachzudenken und zu untersuchen. Groß ist das Vergnügen, welches wir in dergleichen Beschäfftigungen finden, wenn unser Geist, nicht etwa schon durch elende Lumpereyen, durch Puz, durch Spiel u. s. w. verstimmt, zu schmacklos ist, in der ehrwürdigen Vergangenheit Spuren der göttlichen Macht in den Naturkräften zu finden, die schon vor Jahrtausenden zum Wohlthun eines Menschengeschlechts wirkten, das jezt in der späten Nachwelt den Genuß davon erhält.

So eben lese ich in einem Zeitungsblatte die Nachricht, daß am 14. May in der Grafschaft Hohenberg, im schwäbischen Oestreich, bey dem Dorfe Stadthausen, der dortige Heuberg zum Theil eingestürzt sey und eine Strecke von mehreren hundert Morgen Ackerlandes begraben habe. Schon vor 42 Jahren las ich weiter: stürzte ein Theil dieses Gebirges ein, begrub eine große Strecke Waldungen und Felder, und schwellte das dortige Flüß-

chen

chen Schlichem so sehr an, daß man besorgen mußte, die Erde des Berges würde, dadurch am Fuße desselben erweicht, noch weiter nachstürzen. Die Ursache dieser Naturerscheinung ist angegeben, sie ist wahrscheinlich diese: Oben an dem Berge stand immer ein kleiner Teich von beträchtlicher Tiefe, der Grund des Berges besteht aus einer leicht zu erweichenden 10 bis 12 Fuß dicken Letten- oder Thonschicht, und unter derselben liegt eine festere Thonart. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß sich das Teichwasser unmerklich durch den Berg herab bis auf die obere Thonschicht senkte, hier stehen blieb, weil die untere festere Thonschicht keinen Durchzug gestattete, die obere Schicht erweichte, und so das Abgleiten der ganzen Bergmasse bewirkte.

Hier liegt das Begraben einer ganzen Waldstrecke deutlich vor Augen; erinnerst du dich, mein junger Freund an die durch einen Ausbruch des Vesuvs überschütteten alten römischen Städte Herkulanum und Pompeji, so findest du ein deutliches Beyspiel wie feuerspeyende Berge eine solche Revolution bewirken können, und denkst du dir endlich eine Ueberschwemmung, welche die Holzungen einer Gegend mit sich fortreißt, sie in ihre Flurhen versenkt, und mit verschiedenen Erdschichten überziehet, so ist auch hier der ganze Erfolg begreiflich.

Alle wohl mit dergleichen Kohlenstücken zum Besten unseres Naturalienkabinets versehen, das wir zum Unterrichte unserer Kinder seit ein Paar Jahren angelegt haben, verliessen wir die gefälligen Personen, die uns alles so freundschaftlich gezeigt hatten und wanderten in unsern Gasthof zurück.

Die Luft schnitt durch die etwas zu leicht gewählte Kleidung mit einer empfindlichen Kälte, die jeder gern vermieden hätte und im warmen Logis geblieben wäre; aber unsre Zeit war kurz, deßwegen war auch jeder sogleich entschlossen, die wenigen übrigen Tagesstunden lieber noch nüzlich hinzubringen, als beym lieben warmen Ofen unthätig zu bleiben. Jeder warf sich in seinen Ueberrock und eilte, um noch irgend etwas Merkwürdiges zu besehen.

Die Gewehrfabrik. Was die Kinder hier Merkwürdiges finden wird erzählt. Der Leser hilft ein Flintenrohr schmieden, und lernt die Bohrmühle kennen. Dann vom Schmieden der Ladestöcke u. s. w. vom Probiren der Flinten, vom Schleifen der Röhre.

So gelangten wir im vollen Eifer zur hiesigen Gewehrfabrik, einer der sehenswürdigsten Anstalten in Schmalkalden, wo wir von dem Besitzer derselben, dem Herrn Pistor, mit so viel Freundschaft aufgenommen wurden, daß selbst die Kleinsten unserer Gesellschaft, welche, wie das Kindern sehr natürlich ist, durch den Anblick vieler neuer und schöner Gegenstände eingenommen, gewöhnlich dann nur selten Bemerkungen über das Verhalten der Personen machen, mit welchen sie zusammentreffen, daß selbst unsre Kleinsten, sag ich, beym endlichen Weggehen, gegen einander sagten, ei das war ein scharmanter Mann!

Wir wurden von demselben, da für heute schon in den Werkstätten Feyerabend gemacht war, in die

Niederlage geführt, wo wir einen ganzen Vorrath vollkommen fertiger Flinten, Büchsen, Pistolen, Terzerole, nebst manchen andern Sachen fanden, die theils ganz vortreflich sauber und fein gearbeitet waren. Hauptsächlich aber beschäftiget man sich in dieser Fabrik mit Commisgewehren für die Hessische Miliz. — Die auffallensten Sachen, welche unsere kleine Gesellschaft hier fand, waren Gewehre mit doppelten Läufen, mit denen man folglich mit einem einzigen Drucke gleich zwey Schüsse auf einmal thun, oder einen nach dem andern losdrücken kann. Die beyden Läufe einer solchen Flinte liegen entweder neben einander, oder der eine unter dem andern, und der Zweck dieser Einrichtung ist, sogleich einen zweyten Schuß bereit zu haben. Ferner fanden wir alte deutsche Gewehre, an denen das Schloß ganz anders ist. Die Pulverpfanne nämlich hat eine Oeffnung, aus der ein im Schlosse selbst sich umdrehendes, stählernes Rad etwas hervorstehet, auf welches der Hahn mit dem Feuersteine aufdrückt. Bey unsern jetzigen Gewehren vertritt die Batterie, an welche der Feuerstein anschlägt, die Stelle des Rades. Dieß Rad wird mit einem kleinen Schlüssel aufgespannt, man streuet Pulver auf die Pfanne, legt den Hahn auf dieselbe herab und drückt

los.

los. Dadurch wird das Rad ſchnell umbewegt und weil der Feuerſtein während dieſer Umdrehung vers mittelſt der Feder des Hahns feſt auf das Rad ges drückt wird, ſo entſtehen Funken, welche das Pulver anzünden u. ſ. w. Bey manchen andern Flinten bewunderten unſre Kleinſten die ſchöne blaue Farbe, welche das polirte Eiſen hatte, und die goldenen und ſilbernen Figuren, die in das Eiſen eingelegt waren.

Anton. Aber wovon iſt denn dieſer Lauf ſo blau?

Fr. B. Das weißt du nicht einmal? Wenn der Flintenlauf vorher recht ſchön polirt iſt, ſo nimmt man ihn, und hält ihn über Kohlen oder heiſſen Sand. Hier verändert das glatte Eiſen durch die Kohlenhitze auf einmal ſeine weißglänzende Farbe in dies ſchöne blau.

Louis. Aber wie kommen denn die niedlichen Blümchen hinein?

Fr. B. Man haut mit einem ſtählernen Meiſſel zuerſt die verſchiedenen Figuren vertieft ein, und in dieſe Furchen legt man nachgehends Gold oder Silberdrat, welches man feſt hineinklopft und oben glatt polirt.

Franz. Ja wozu hilft denn das aber?

Fr. B. Hm! das siehst du ja selbst mit deinen Augen. Zur Verschönerung hilfts. Es ist dem Menschen nun einmal ganz natürlich nicht immer auf dem Punkte stehen zu bleiben, wohin er einmal gelangt ist, er gehet immer weiter. Wilde Nationen erfanden sich erst den Bogen. Wie glücklich schätzte sich der, welcher zuerst den Einfall hatte, ein Stämmchen krumm zu biegen, beyde Enden mit einer Thiersehne zusammen zu schränken und durch die Schnellkraft der Sehne ein Stäbchen fortzuschnellen. Seine Urenkel gaben schon dem Stämmchen eine niedlichere Form, ihre Kinder schnitzten Figuren darauf u. s. w. Nichts ist natürlicher, als immer weiter zu gehen; selbst die göttliche Vorsehung will das so haben, denn sie leitet ja das Menschengeschlecht immer auf neue Sachen, um die Menschenwelt in Thätigkeit zu erhalten und vollkommner zu machen. Das ist durchaus wahr, Franz! Unsere Großväter brauchten nicht so viel zu lernen als wir; von Menschenalter zu Menschenalter gehets immer vorwärts und wer still stehen will, handelt — — unnatürlich! — Na so kommt Kinder, auch wir müssen jezt weiter.

Wir empfohlen uns dem würdigen Hrn. Pistor, der sogar so freundschaftlich war uns, auf den folgenden Tag einzuladen, damit wir auch die Verfertigung des Hauptheiles eines Gewehrs mit ansehen könnten, weil für heute schon Feyerabend gemacht sey. Das nahmen wir mit vieler Freude an und wanderten am folgenden Tage wieder hierher zu den Fabrikgebäuden, welche in einer Entfernung von einer guten Viertelstunde vor der Stadt liegen. Weil ich die Erzählung von der Gewehrfabrik nicht gern zerstückeln möchte, so will ich das, was wir am folgenden Tage sahen, hier gleich mit anführen.

Der erste Anfang eines Gewehrs wird mit dem Rohre gemacht, zu welchem man vorzüglich reines, geschmeidiges Eisen nehmen muß, weil es, wenn man unreines, sprödes Eisen dazu wählen wollte, beym Schiessen leicht in Stücken zerspringen und höchst gefährlich werden könnte. Hieraus läßt sich schon einsehen, daß der Lauf einer Flinte oder Pistole u. s. w. nicht gegossen werden darf, sondern geschmiedet werden muß. So viel hatte unsere Kindergesellschaft schon gehört, nur wußten sie nicht, wie man es wohl anfinge, um eine solche Eisenröhre zu Stande zu bringen, sie traten daher

mit gespannter Wißbegierde in die Rohrschmiede, in welche uns zu begleiten und alles zu erklären, der jüngere Hr. Pistor die Gütigkeit hatte. Wenn du, mein junger Leser, eben so wißbegierig bist, so wirst du mir die vielen Fragen und Antworten, die in der Gesellschafft an einen Faden fortliefen, gerne schenken und lieber kurz und gut das lesen wollen, was sie sah und lernte. Hier ist es.

Sonst schmiedete man gewöhnlich die Läufe des Feuergewehrs bloß mit Handhämmern, in neuern Zeiten hat man hierin eine wichtige Verbesserung angebracht, da man diese Arbeit durch einen schweren Hammer verrichten läßt, welchen das Wasser treibt. Dadurch überheben sich die Arbeiter nicht nur der schwersten, sauersten Arbeit, sondern selbst die Güte des Rohrs gewinnt dadurch, weil man schlechterdings nicht im Stande ist, mit freyer Hand Schläge von solcher Gleichheit zu thun, als bey dem von Wasser getriebenen Rohrhammer Statt findet. Mithin wird beym Schmieden mit der Hand eine Stelle des Rohreisens fester geschmiedet, als die andere, und dadurch leidet offenbar die sichere Festigkeit des Rohrs. Der vom Wasser getriebene Rohrhammer hat seine bestimmte Schwere von etwa ein Paar Centnern; er sitzt an einer lan-

gen

gen Säule, wie ichs oben beym Eisenhammer schon beschrieben habe, und indem die Welle des Wasserrades mit ihren Daumen das eine Ende dieses langen Stieles niederdrücket, so hebt sich das andere, an welchem sich der Hammer befindet, zu einer bestimmten Höhe. Wohlan ihr kleinen Mechaniker nicht wahr, ihr seht es nun ein, daß ein Schlag des Hammers eben so stark werden muß, als der andere? — Ich verschweige mit Fleiß die genauere Erklärung, da sie sich so leicht finden läßt, zumal wenn man das Wörtchen bestimmt recht verstehet.

In einer Rohrschmiede ists also ungefähr eben so, wie im Eisenhammer, ich brauche folglich nichts weiter zu beschreiben. Jezt komm, lieber Leser, wir wollen uns in Gedanken hinstellen und ein Rohr ganz fertig schmieden. Wir gebrauchen dazu Schabloneisen. So nennt man die Eisenstäbe die einen halben Zoll dick, und breiter geschmiedet sind, als die gewöhnlichen. Wir glühen ein solches Stück Eisen in der Feuerkesse und schlagen es mit der umgekehrten schmalen Seite eines Handhammers in eine Rinne, welche sich im Amboße befindet, so lange, bis aus dem platten Stabe eine lange Rinne geworden ist. Wir glühen vom neuen, holen einen Eisenstab herbey, der vollkommen rund, mit einem

Worte ganz so beschaffen seyn muß, daß er den hohlen Lauf einer Flinte ausfüllt. Solche Eisenstäbe hat man auf den Rohrhämmern in Menge von verschiedener Dicke und Länge, wie sie sich zu jeder Art Feuergewehre am besten passen, und sie führen den Namen — **Dorn**. Unsere nunmehrige Eisenrinne glühet wieder, wir bringen sie auf den Amboß, legen den Dorn hinein, und hüllen ihn, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz und gar in die Eisenrinne ein, in dem wir beyde noch von einander abstehenden Seiten derselben ganz über den Dorn her zusammenschlagen. Folglich haben wir nun eine Röhre von Eisen, aber in ihrer ganzen Länge herab läuft eine Spalte oder eine lange Ritze. Wie wollen wir die wegbringen? Wenn wir unser Rohr so heiß machten, daß das Eisen anfinge flüßig zu werden, an der Spalte zusammenflösse und sich innig vereinigte, mit einem Worte, wenn wir diese Spalte **zusammenschweißen** könnten; so wäre unser Wunsch erfüllt. So wirds wirklich gemacht. Aber nun werfen wir den Hammer weg. So wie das Eisen die gehörige Schweißhitze hat, nehmen wirs mit möglichster Geschwindigkeit aus dem Feuer, stecken den vorher herausgezogenen **Dorn** wieder hinein und eilen zum großen Hammer. Sein Amboß

bos hat eine runde Rinne, in welche just ein Flin-tenrohr hineinpaßt, und in dem Hammer selbst ist ebenfalls eine solche, welche genau auf die vorige paßt. Hurtig legen wir hier unser Rohr in die Rinne des Amboſſes, lassen den Hammer angehen, und ihn so kräftig zuschlagen, daß die da gewesene Spalte im Augenblicke zu geschweißt ist. Weil aber ein Flinten- oder auch schon ein Pistolenrohr zu lang ist, als daß mans auf einmal schweißen könnte, so wird diese Arbeit Stelle vor Stelle so lange wiederholt, bis das ganze Rohr fertig ist.

Ich hoffe, mein Lieber, du wirst mich verstanden haben. Freilich läßt sich so etwas durchs Ansehen immer ungleich besser begreifen, auf alle Fälle ist aber einige Kenntniß von irgend einer Sache besser als gar keine, und da überdem Gewehrfabriken nur an einigen Orten angetroffen werden, so wird dir, wie ich hoffe, meine Beschreibung willkommen seyn.

Mit recht vielen Vergnügen hatten wir in Zeit von einer guten Viertelstunde einen Pistolenlauf fertig schmieden sehen, und dazu waren nicht mehr als zwey Personen nöthig.

Nach der bisherigen Arbeit bleiben in dem Innern eines Laufes immer noch Beulen und Vertiefungen übrig, die man durchs Bohren herausschaffen muß. Dazu hat man besondre Bohrmühlen. Wir begaben uns sogleich zu der hiesigen, welche eben im Gange war und wo uns der sehr freundschaftliche Hr. Pistor, indem vor unsern Augen ein Rohr gebohrt wurde, von allem die deutlichste Erklärung gab. Da ich hoffen kann, daß mein junger Leser schon mit dem Mühlenwesen bekannt ist, weil beynahe jeder Wohnort eine Mühle hat, so brauch ich ihn die Sache nur halb anzudeuten, um verständlich zu werden. Die Welle des Wasserrades hat inwendig, im Mühlgebäude selbst, ein Kammrad, dieses greift in den kleinen (hier horizontal liegenden) Trilling, und an der Welle des schnellaufenden Trillings wird der Bohr befestiget Dieser ist von allen Nagelbohrern u. s. w. ganz und gar verschieden, und wenn ich dergleichen Bohrer vorzeigte, so würdest du wohl nicht darauf verfallen, ein solches Ding einen Bohrer zu nennen. Es ist ein fingerdicker, mehrere Fuß langer Eisenstab, aber das bohrende Ende ist von Stahl, viereckt, und etwas spitz auslaufend. Solche Bohrer lagen da vor uns in großer Menge, immer einer starker als der

andere. Will man nun das Bohren anfangen, so setzt man die Bohrspitze in die Mündung des Rohrs, steckt das andere viereckigte Ende des Bohrers in die genau passende, viereckigte Scheide des Trillings, läßt die Mühle angehen, und siehe da, der Bohrer fängt an mit Heftigkeit herumzulaufen. Indeß schiebt man das Rohr durch gewisse Handgrisse, mit einiger Gewalt, immer auf den Bohrer zu, damit sich dieser immer weiter einfrißt.

Hu! wie schnurrte das! — Tausend was zischt denn so? rief Franz: Es ist doch kein Feuer im Rohre? — — Freilich war kein Feuer da, aber durch das schnelle und heftige Umdrehen erhielt das Rohr eine so starke Hitze, daß man es in einem weg begiessen mußte, und daß das Wasser dabey heftig zischte.

Wenn ein Bohrer seine Arbeit vollendet hat, so wird ein anderer etwas dickerer genommen, und so lange fortgefahren, bis der 12te, ja wohl 24ste Bohrer die Höle des Rohrs völlig glatt gebohrt hat. Das mag vom Bohren genug seyn.

Wir sahen zugleich in dieser Bohrmühle, die auch eine Schmiedesse enthält, Bajonets und Lau-

des

deſtöcke verfertigen; eine Arbeit, die bloß mit den Händen geſchiehet. Der dazu gehörige Ambos hat ein Paar Rinnen; eine halbrunde für die Ladeſtöcke und eine ſcharf vertiefte und flach auslaufende für die Bajonets. Die Hämmer ſind ebenfalls mit einer Vertiefung verſehen und ſo geformt, wie es die Figur des runden Ladeſtocks und eckigten Bajonets erfordert. Sie werden auch nicht zum Schlagen ſelbſt gebraucht, ſondern man ſetzt ſie mit ihren Vertiefungen auf das zu bearbeitende Stück, indeß ein anderer Arbeiter mit einem Hammer darauf ſchlägt und dadurch wird das Bajonet oder der Ladeſtock zwiſchen den beyden Vertiefungen des Hammers und Amboſſes gleichſam in die gehörige Form gepreßt.

Unter der Leitung unſers gütigen Führers, des jüngern Hrn. Piſtors, gingen wir über den Hof der Bohrmühle, die zugleich mit hübſchen Wohngebäuden in Verbindung ſtehet, weg, und ſahen hier im Vorbeygehen die Stelle, wo die neuen ganz fertigen Gewehre probirt werden. Man ladet ſie gewöhnlich zum erſtenmale mit einfacher, hernach mit doppelter Ladung, um ihre Haltbarkeit zu prüfen. Der Schuß wird nicht wie gewöhnlich gethan,

than, sondern man stellt sich in Sicherheit, und zieht mit einem Bindfaden den Drücker los. Dieß Verfahren ist sehr nöthig, weil öfters der Fall eintritt, daß das Rohr zerspringt, wenn es nicht gut geschmiedet ist.

Wir mußten, um die dritte Werkstatt zu sehen, aus welcher die Gewehrläufe endlich dem Büchsenschäfter übergeben werden, über eine lange Wiese gehen, die man jetzt durch kleine, aus einem Bache herausgezogene, Rinnen wässerte. Es war wirklich so kalt, daß alles mit dünnen Eise überdeckt war, dieß schadet indeß dem Rasen einer Wiese noch nichts, wässert man aber gar zu früh im Jahre und es fällt noch ein heftiger, etwas tief in die Erde dringender Frost ein, so erfrieren die Graßwurzeln, und die Wiese wird verdorben.

Jezt traten wir in das Gebäude, worin wir die letzte Werkstadt sehen sollten, und erriethen von aussen gleich, daß es ein Mühlwerk sey, weil wir ein Wasserrad bemerkten; als aber unsre Kleinen inwendig den großen mächtigen Schleifstein sahen, da wußten sie auch gleich den ganzen Zweck der Werkstatt, welche man eine Rohrschleife nennt.

Die

Die Gewehrläufe sind in der Bohrmühle blos inwendig bearbeitet, auswendig sind sie noch so roh als sie die Rohrschmiede liefert. Dieses Äußere muß also verbessert werden. Der vom Wasser getriebene ganz grobe Schleifstein war wohl anderthalb Schuhe breit und hatte mehrere Ellen im Durchmesser, ob er gleich schon eine Zeitlang gedient hatte. Der [illegible] hat seinen Siz fast ganz über demselben, und befindet sich während dem Schleifen in einer Lage, welche die Brust zusammenpreßt. Ueberdem wird alles trocken geschliffen, er athmet also, da er dem Schleifpunkte mit dem Kopfe sehr nahe liegt, den Schwefeldampf des erhitzten Eisens samt einer großen Menge Schleifsteins oder scharfen Quarzstaub ein. Ich überlasse dirs, junger Freund, über den Erfolg für die Gesundheit des Schleifers selbst zu urtheilen und finde hier weiter nichts zu sagen übrig, als daß man das Rohr mit beyden Händen quer über den Stein hält, welcher sich nach dem Schleifer zu umwendet. Durch Kräfte der Hände würde er nicht im Stande seyn, das Rohr fest zu halten, deswegen ist an jeder Seite des Steines eine Säule errichtet, die zugleich den Siz des Schleifers hält, gegen diese wird das quer liegende Rohr angestemmt und vom Stei-

ne

ne fest an dieselben getrieben. Um sich an dem erhitzten Rohre nicht zu verbrennen, schlägt man in jede Mündung desselben einen runden Pflock zum Angreifen. Zu den unangenehmen Empfindungen für den Schleifer gehört auch das durch Mark und Bein dringende Gekreische, welches Stein und Rohr verursachen, das wahrhaftig kein angenehmes Concert ist, aber das: ich kanns nicht hören, wenn jemand am Fenster kratzt, das man so oft von gewissen delikat thuenden Personen hört, gilt hier nicht, man muß vieles können, wenn man leben will; sollt ich aber einen kleinen verzärtelten Leser haben, der sich noch gar nicht geübt hat, sich mit dem muß bekannt zu machen, dem rathe ich aus Barmherzigkeit, ja in keine Rohrschleife zu gehen.

Meinem Vorsatze gemäß weißt du, mein junger Freund, für dießmal genug von einer Gewehrfabrik, die übrigen noch sehr wichtigen Arbeiten, welche bey der Verfertigung eines Feuergewehrs vorkommen, gehören in die Werkstatt des Büchsenschäfters, die du zu besuchen selbst Gelegenheit finden wirst, weil sie nicht selten sind.

Besuch. Das Gespringe. Noch ein Eisenhammer von anderer Art. Die Ahlenschleiferey.

Die Sonne war untergegangen und wir wanderten wieder in die Stadt um für heute Feyerabend zu machen; denn wir waren alle von der reinen frischen Bergluft, die wir heute eingeathmet hatten, herzlich müde. Indeß konnten drey erwachsene Personen dem Reitze nicht widerstehen, einen hiesigen sehr liebenswürdigen Mann zu besuchen, ich meyne den Herrn Prediger Ilgen, der uns vor einem Jahre mit dem Herrn Organist Vierling in Schnepfenthal besucht hatte. Offne Sanftheit und unbefangene Freundlichkeit nehmen gewiß jeden Fremden für diesen liebreichen Mann ein, der ein rechtschaffner Geistlicher und geschmackvoller Prediger ist. Wir erhielten von ihm über alles Nachricht und zugleich die gütigsten Anerbietungen; erfuhren aber auch, daß Morgen just ein Bußtag einfiele, ein gewaltiger Querstrich durch unsere Rechnung, denn alle Werkstätte, deren wir noch gerne viele besehen hätten, wurden dadurch bis 10 Uhr geschlossen, und wir hatten uns vorgesetzt Mittags

Schmal-

Schmalkalden wieder zu verlassen. Guter Rath, wegen Zeiteintheilung des morgenden Tages, war als so theuer, aber von unserm so sehr theilnehmenden Freunde, der sich — eine vortrefliche Eigenschaft, die jeden Verlegenen äußerst verbindlich macht, — sogleich in unsere Lage zu versetzen wußte, erhielten wir ihn umsonst. Sogar erbot sich der gütige Mann, uns morgen Nachmittags in Seligenthal, wo er eine Filialkirche hat, gelegentlich mit dem Bergwerke bekannter zu machen. Schade, daß allerley Hindernisse uns in Schmalkalden so lange aufhielten, daß wir nicht pünktlich in Seligenthal eintreffen konnten.

Um kurz zu seyn erbitt ichs mir von meinem Leser, mir die Erzählung von allem übrigen zu schenken, da in den Worten: wir aßen, scherzten, legten uns nieder, alles enthalten ist.

Am folgenden Tage, noch vor dem Anfange des Gottesdienstes, begannen wir unsre dritte Auswanderung, nach einem Orte, der für Schmalkalden sehr wichtig ist, nämlich zu einer Quelle vor der Stadt, welche man das Gespringe nennt. Ich kann mich nicht entsinnen irgendwo eine so reichhaltige Quelle gefunden zu haben als diese, denn sie treibt,

gleich wenige Schritte von der Stelle ihres Hervorquellens, mehrere Schleifereyen und Eisenhämmer, die jetzt, da es noch früh war, in völligem Gange waren. Wir sahen also hier einen Zainhammer. Ah — riefen die Kleinen, als sie den Arbeiter in einer Grube sitzen und den von Wasser getriebenen Hammer mit kleinen, aber weit hurtigern Schlägen darauf losarbeiten sahen, —— Ah tausend, das ist ja ein ganz anderer Hammer, als wir bis jetzt noch gesehen haben. — Sie hatten Recht, denn bis jetzt hatten sie, außer dem Rohrhammer immer nur Eisenhämmer gesehen, auf denen man die gewöhnlichen vierseitigen Eisenstäbe schmiedet. Der Zainhammer verarbeitet bloß Eisenstäbe von jenen, und sein Zweck ist diese Stäbe noch einmal recht tüchtig durchzuarbeiten und sie zu kaufen Fingerstarken Stäbchen zu schmieden. Der Amboß ist wie gewöhnlich, aber der Hammer, welcher etwa höchstens einen halben Centner wiegt, hat eine zugerundete Bahn, die nicht breiter als ein kleiner Finger ist. Der ganze Hammer wurde durch zwey Arbeiter versehen, der eine glühete die vierseitigen Eisenstäbe in einer nebenstehenden Feueresse, der andere schmiedete sie, dabey saß er in einer Grube vor den Hammer, dessen Bahn er quer vor sich hatte. Seine

ganz

ganze Arbeit bestand darin, das Eisen gehörig zu drehen, um die schnellen Schläge drauf fallen zu lassen. Da das Eisen von der schmalen Bahn immer nur bloß der Länge nach von einander getrieben wird, so geht die Verdünnung und Ausdehnung sehr schnell von Statten. Die Eisenstäbe dieses Hammers kann man an der krausen Gestalt sehr leicht erkennen. Ihre weitere Verarbeitung ist sehr mannichfaltig, denn alle kleinlichen Arbeiten, z. B. Drat, kleine Nägel, Schusterzwecken, Pfriemen und alles dergleichen wird aus diesen dünnen Zainstäben gemacht, welche man Bündelweise verkauft.

Wir hörten mitten unter den Schlägen des Hammers ein starkes Rauschen und Zischen. Was giebts denn hier neben an? fragte einer von der Gesellschaft: — J da werden Ahlen geschliffen, war die Antwort: — Ahlen? — Ahlen? Ahlen? rief Franz, Louis, Anton: Was ist das? und husch, giengs nun zu einer andern Thür neben an hinein, wo wir von drey bis fünf Ahlenschleifern recht freundlich angesehen wurden.

Adolph. Was wird denn hier gemacht, lieber Mann?

Arbeiter. Da ſchleifen wir denn ſolche Schuſterahlen. Solche krumme Pfriemen wie ſie die Schuſter gebrauchen.

Julius. Tauſend und ſo viel?

Arbeiter. Ei das ſind noch nicht viel, ſolche Mulde voll. Das Zeug gehet ſtark ab, und denn müſſen ſie wiſſen, ſolche Ahlen werden nicht überall gemacht. Ja da müſſen andre wohl die Naſe davon laſſen. Bloß hier in Schmalkalden, und in Schwabach und in Steyermark, da hinten im Oeſterreichſchen.

Ferdin. Aus was für Eiſen werden ſie denn gemacht?

Arbeit. I aus ſolchen krauſen Stäben wie hier nebenan gemacht werden, es muß aber Stahl ſeyn, aus Eiſen das geht nicht.

Theod. Wie viel kann denn wohl ein Mann täglich fertig ſchleifen?

Arbeit. I nun ſo'n zwey tauſend Stück, und wenn man recht fleißig und aufgelegt dazu iſt, wohl noch mehr.

Franz. I das iſt ja erſtaunlich! ſo viel?

Arb. Ja wie wollten wir Leute denn ſonſt fertig werden. S'iſt gar herzlich wenig Profit an ſol-

solchem Dingelchen, da muß man denn freilich drauf los schnurren, daß was'raus kömmt.

Louis. Ach laß ers uns doch einmal recht sehen, wies gemacht wird.

Arb. Na, das will ich wohl! Sehen sie hier in die linke Hand nehm ich die Zange, damit halte ich die Ahle fest, und halte sie so über den Schleifstein. Aber Notabene nur nicht so in die Länge, nein! i sie sehens ja! Quer muß sie auf den Stein gehalten werden. Mit der Zange könnte ich aber das Ding nicht recht fest auf den Stein drücken, denn es ist ja nur dünne und würde sich krum biegen. Darum nehme ich denn in diese Hand einen kurzen Stock, damit drück ichs fest auf. Na! aufgepaßt!

Hische Husche Hische Husche! da gings los.

Anton. Ei du lieber Himmel, was da für Feuer heraus fährt!

Joseph. Aber warum gießt er denn kein Wasser auf den Stein?

Arb. Nein, das taugt nicht, alles muß trocken geschliffen werden. — Na da hab ich nun 3 Stück vor ihren Augen geschliffen, aber das beste dabey hat doch wohl keiner gesehen, und wenn ich einen hier an meine Stelle setzen wollte, ey da wür-

de ein hübsches Ding zum Vorschein kommen! He, will jemand?

Alexander. Ei gehorsamer Diener, ich danke. Aber ich habe doch etwas bemerkt, das wird er wohl meynen.

Arb. Na, was denn? —

Alexander. Daß er die Zange mit der Ahle in der Hand immer etwas drehet.

Arb. Richtig! — wenn ich das nicht thäte, wovon sollten sie denn ordentlich glattrund werden? — da käme ja ein Ding heraus, das fast auf beyden Seiten platt wäre.

Sie mögen mit ihren Plaudern aufhören. Euch jungen Lesern muß ich noch sagen, daß die ganze Schleiferey, von denen wir hier mehrere sahen, vom Wasser in Bewegung gesetzt wurden. Nach diesem Querschleifen werden die Ahlen noch einmal in die Länge geschliessen, alsdann krumm gebogen, endlich auf einem hölzernen Schleifrade polirt und zum Verkaufe eingepackt, alles dieses gehet mit erstaunlicher Schnelligkeit von Statten. Jezt hörte man das Geläute der Kirchen in der Stadt angehen, alle Werkstätte wurden geschlossen, und wir verliessen die guten fleißigen Leute um noch zu dem Platze der Quelle zu gehen, welche ih-

re Schleifereyen in Bewegung sezt. Mit wenigen Schritten waren wir angelangt. Die Quellen sind in eine vierseitige feste Mauer eingefaßt, und bilden dadurch einen kleinen Teich, der auf jeder Seite etwa 20 Schritt lang ist. Wir erstaunten über ihre Reichhaltigkeit, da wir aber sogleich bemerkten, daß das Thal von Schmalkalden rings umher mit ansehnlichen, und auf der einen Seite mit sehr hohen Gebirgen eingefaßt ist, so fanden wir hierin hinreichende Erklärung. Zu gewissen Zeiten wird dieser Quellenplaz gereinigt, als denn ziehen sich die Forellen, welche sich daselbst befinden, in die unterirrdischen Kanäle zurück, so daß man nie welche fangen kann. In den geographischen Handbüchern findet man diese Quellen als warme Quellen angegeben, welche, da sie sich in die Schmalkalde ergössen, schon dadurch ausserordentlich wohlthätig würden, daß sie das Gewässer der Schmalkalde im Winter offen hielten. Wir fanden dies wirklich bestätigt, und die Leute versicherten uns, daß sie nie zufrören, daß also ihre Schleifereyen und Hämmer auch zur Winterszeit giengen; nur muß man sich deswegen keine heiße Quellen gedenken, denn sie haben wirklich nicht mehr Wärme, als man bey jeder Quelle findet, die so eben aus der wärmern Erde hervorquillt.

Auf unſerer Rückkehr nach der Stadt beſuchten wir noch das hieſige Hoſpital, das ſich in der Vorſtadt befindet. Die Kinder konnten nicht begreifen warum über der Thür die Inſchrifft ſtand: Friedericus Rex Sueciae &c. und meynten, wie denn der Name eines Königs von Schweden in eine Inſchrifft zu Schmalkalden komme, denn ſie wußten nicht, daß die Königin von Schweden Ulrike Eleonore den heſſiſchen Prinzen Friedrich zum Gemahl hatte, welchem ſie im Jahre 1720 die Regierung übergab.

Etwas aus alten Zeiten, vielleicht angenehm für manchen jungen Leſer.

Als wir auf unſerer letzten Auswanderung nach dem Schloße über dem Markt der Stadt gingen, machte man uns auf ein Gebäude aufmerkſam, das zwar an ſich genommen alt und unanſehnlich, aber durch eine Begebenheit in der Geſchichte merkwürdig gemacht iſt, welche jedem proteſtantiſchen Chriſten noch immer wichtig ſeyn muß. Man ſteht davor dieſem alten, gothiſch überhangenden, roth angeſtrei-

streichenen Hause, und empfindet dem Sinn des Wortes Einigkeit gewiß tiefer als gewöhnlich. Nur ein paar Worte zur Erklärung. Mein junger Leser wird sich erinnern, daß Luther 1517 die erste Gelegenheit zur nachmaligen Reformation gab. Seit der Zeit war zwischen seinen Anhängern und den römischkatholischen Christen ein unaufhörlicher Streit; denn der Papst und Kaiser, nebst den übrigen katholischen Fürsten, suchten die protestantischen, minder mächtigen zu unterdrücken, und sie zur Lehre des Papstes zu zwingen. Die Lage dieser letztern, der Freunde Luthers, war in den Jahre 1531 vorzüglich mißlich, deßwegen vereinigten sich ihre Fürsten, der Churfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, der Fürst von Anhalt nebst mehrern andern, sich unter einander gegen alle zu vertheidigen, die sie angreifen wollten. Eine solche Vereinigung nennt man bekanntlich einen Vertheidigungsbund, und dieser heißt der Schmalkaldische Bund, weil er hier in Schmalkalden, in eben dem Hause, geschlossen wurde, vor welchem wir so eben standen. Der Geist eines jeden, der in der Reformationsgeschichte nicht unbekannt war, wurde ganz in die damaligen Zeiten versetzt, und so kamen wir, auf dem Wege nach dem Schlosse, zu noch einem Hause, das ebenfalls durch eine Ver-

sammlung der protestantischen Fürsten merkwürdig gemacht ist. Es gehört jezt einer Kaufmannswitwe und ist sogleich an der Aufschrifft: Versammlungshaus der evangelischen Stände und Theologen bey Verfertigung der Schmalkaldischen Artikel 1537, merkwürdig.

Der damalige Papst, Paul der dritte, hatte bekannt gemacht, er wolle zu Mantua ein Concilium halten und die pestilenzialische lutherische Ketzerey ausrotten. Da machten sich die Protestantischen Fürsten auf und hielten 1537 in Schmalkalden einen Convent, (Zusammenkunft) unter sich und einigen der vornehmsten Theologen, unter denen Luther die Hauptperson war, welche diese Versammlung mit einer Predigt eröffnete, die er so ganz in seiner Geisteskraft hielt, wie man sie von diesem muthvollen, einzigen Manne gewohnt war. Der Churfürst von Sachsen, die Hauptperson unter den protestantischen Fürsten hatte Luthern den Auftrag gegeben: „stelle uns Artikel unsrer Lehre, was und in wie fern wir wollen und können dem Papste weichen (nachgeben) und auf welchen wir gedenken endlich zu beharren und zu bleiben.“ Da machte sich Luther an dies Geschäfft, arbeitete das schon

ehes

ehemals von den Protestanten im Jahre 1530 gegebene Glaubensbekenntniß, das meinem jungen Leser unter dem Namen der Augsburgischen Confeßion schon bekannt seyn wird, mit Zuziehung einiger Freunde noch einmal durch, und ließ diese Säze ꝛc, oder Artikel dem Churfürsten mit den Worten übergeben: Wir bitten Ew. Churfürstl. Gnaden, wollen den bösen Mäulern keinen Glauben zustellen, welche vorgeben: Wir Pfaffen (wie sie uns nennen) wollten nur Fürsten und Herren mit Land und Leuten in Gefahr sezen mit unsern halsstarrigen Fürnehmen: welches wir so gar nicht begehren, daß wir sogar viel lieber wollten allein auf unsern Hals nehmen. Es wolle daher Ew. Chfstl. Gn. selbst überlegen, wie und wie weit sie diese Artikel anzunehmen gesonnen ꝛc.

Diese Artikel wurden am 24. Febr. 1537 von allen evangelischen Fürsten und Theologen zu Schmalkalden unterschrieben, und führen den Namen **Schmalkaldische Artikel.**

Luther war damals am Steine krank bis zum Sterben, aber immer noch unter den größten Schmerzen der felsenfeste, getroste, freudige Mann, der unverzagt gern jedes Leiden übernahm, das ihn der lie-

liebe Gott auflegte. Alle anwesende Fürsten und Herrn, hoch und niedrig besuchten ihn, nahmen Theil und litten mit dem leidenden Luther, dessen Leben ihnen unschätzbar war. Vorzüglich fleißig besuchte ihn der gute, vortrefliche Churfürst von Sachsen Friedrich, welcher ihn immer zu trösten und unter seinen großen Schmerzen aufzuheitern suchte. „Unser lieber Herre Gott, sagte er einst: wird um seiner Religion willen uns gnädig seyn, und euch, lieber Vater, das Leben fristen.“ Da wandte er sich von ihm, denn die Augen wollten ihm übergehen. Zu einer andern Zeit trat er recht brüderlich an sein Bette, und schloß seine Unterredung mit den Worten: „Wenn es Gottes Wille wäre, daß er euch, was ich doch nicht verhoffe, hinwegnehmen würde, sollt ihr doch für euer Weib und Kind nicht sorgen; denn euer Weib, soll mein Weib, und eure Kinder, sollen meine Kinder seyn.“ Welch ein vortrefliches seltenes Beyspiel von Fürstengüte und Herablassung! An das Ihr muß sich mein junger Leser nicht stoßen, denn es war Sitte der damaligen Zeit, und selbst die vertrautesten Freunde nannten sich so.

Nicht bloß der Churfürst, sondern auch die andern Fürsten und jeder, hoch und niedrig, wer um

seine

seine Krankheit wußte, war damals in Allarm und lief und schrieb, und fragte um Rath, und suchte Hülfe für den schmerzlich kranken Luther, den man als einen erhabenen, felsenfesten Freund der Wahrheit so ausserordentlich schätzte. Das war der Mann, den armen Bergleuten geboren, höchst ärmlich erzogen, dem man 32 Jahre zuvor im Kloster zu Erfurt die elendesten Arbeiten, das Auf und Zuschliessen der Kirchthür, das Stellen des Thurmzeigers auftrug, der als fruter Martin mit dem Brodsacke durch die Stadt gehen und Eyer, Fische, Fleisch, Geld zusammenbetteln mußte. — Was entriß ihn diesem niedrigen elenden Zustande? — — — Reichthum? — Nein, meine jungen Freunde; denn auch jezt in Schmalkalden, nach 32 Jahren hatte ihn seine Uneigennützigkeit, seine Mildthätigkeit nicht reich werden lassen. Sein grundehrliches, biederes, deutsches Herz, das unter seiner, oft zerrissenen Kleidung klopfte; sein ächter Sinn für Wahrheit, die er mitten unter Gefahren, unter Lebensgefahren mit felsenfestem Muthe ans Licht zog; seine unermüdete Thätigkeit, die zum Erstaunen rastlos war; sein gerades Wesen, das kein hohes Ansehen in schmeichelhafte falsche Complimente verwandeln konnte, sich da, mein Lieber! das waren

die Reichthümer Luthers, wodurch er sich bald aus seinen Klosterwinkeln entriß und sich das Vertrauen der vornehmsten deutschen Fürsten erwarb.

So groß die Herablassung der Fürsten an seinem Krankenbette war, so innig war die zärtliche Theilnehmung seiner Freunde, unter welche er vorzüglich den Magister Philipp Melanchthon zählte. Dieser sanfte Mann saß einst neben seinem Bette und betrachtete Luthers Leiden mit einer Innigkeit, die ihm bittre Thränen auspreßte. Luther, dessen muntrer Geist gern jeden traurigen aufrichtete, machte Spaß aus seinen Schmerzen. „Hans Löser!" sprach er: „pflegte zu sagen, es wäre keine Kunst, gut Bier, sondern böse Bier trinken wäre eine Kunst. Eben so möchtet ihr auch wohl von mir gedenken, daß ich jetzt mit den Apothekertränken lernen muß, dieß Stück practiciren. Und gottlob! ich kann auch in diesem Todeskampfe und neben meinen großen Schmerzen gutes Herzens seyn. denn haben wir Gutes empfangen von der Hand des Herrn, und sollten das Böse nicht auch annehmen? Das reimt sich nicht. Es heißt, der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, sein Name sey gelobt.

So

So lag der gute Luther in Schmalkalden, umgeben von Aerzten und Wundärzten von nah und fern. Es scheint, daß sie ihm den Kopf zu warm gemacht haben, und daß er vielleicht ebendeßwegen mitten in seiner Krankheit schlechterdings aus Schmalkalden wollte. Einer von diesen Herren sagte unter andern zu ihm; Lieber Herr Doctor! ihr habt wohl zuzusehen (nämlich an Körperstärke,) man muß euch stark angreifen. Man gab ihm nun, — schwerlich mögte man wohl jezt auf so etwas fallen — Knoblauch und Pferdeäpfel in einem Tranke. Da ward Luther des Dinge überdrüßig, und sagte ihnen, nach seiner gewöhnlichen Geradheit: Nun liebe Herren! kommet nicht wieder, ich will lieber sterben. Er faßte darauf mitten unter den entsetzlichsten Schmerzen den muthvollen Entschluß abzureisen, und entweder unter Wegs lieber zu sterben, oder das Ende seiner Krankheit durch diese Reise zu beschleunigen, sich aber übrigens den Wirkungen seiner Mexarkräfte zu überlassen. Alle Fürsten und Herren versammleten sich um seinem Bette, und suchten ihn abzureden; allein sein Entschluß war gefaßt. „Ich begehre nichts lieber, erwiederte er: denn bey Christo zu seyn, und daß ich nur aus des Teufelsherberge mag gebracht werden.

Das auch schon gestern geschehen wäre, wenn Magister Philipp Melanchthon mit seiner heillosen und schwärmerischen Astrologie mich nicht hätte einen Tag aufgehalten. Ich will aber nicht bleiben, quia nos sumus domini stellarum; (weil wir Herrn über die Gestirne sind *).“ Da nun nichts helfen wollte, Luthern zurückzuhalten, so nahm der gute, vortrefliche Churfürst Friedrich wenigstens alle Vorsorge, sein Leben zu erhalten; er gab ihm seinen eignen Wagen, und beorderte einen ganzen Wagen mit Kohlen, Instrumenten und Leuten zu seiner Begleitung, um den Kranken unterwegs, im rauhen Thüringerwalde, im nöthigen Falle erwarmen zu können, denn es war just im Winter, nämlich am

26ten

*) Astrologie oder Sterndeuterkunst ist der Name einer vermeintlichen Wissenschaft, vermöge welcher man aus dem Stande und Laufe der Gestirne künftige Dinge vorhersagen zu können vorgiebt. Es ist auffallend, daß selbst der gelehrte Melanchthon ihr ergeben war. Leidiger Aberglaube war aber in jenen Zeiten die erste Nahrung womit man den Verstand junger Kinder abspeißte, die unverdaubar liegen blieb und nicht leicht durch irgend ein Mittel wieder aus den Köpfen zu schaffen war.

26ten Februar, da die Reise vor sich gieng. Er schrieb auch an einen gewissen Arzt, den Doctor Sturz gleich zweymal hinter einander, ja für Luthern aufs beste zu sorgen und nicht von seiner Seite zu gehen. Die Charakterzüge vortreflicher Menschen sind und müssen uns immer theuer und schäzbar bleiben, ich will daher diesen kurzen Brief wörtlich einrücken, er lautet so:

Von Gottes Gnaden Johann Friedrich Herzog zu Sachsen und Churfürst; Hochgelahrter lieber Getreuer! Wir sehen vor gut an, daß der ehrwürdige und hochgelahrte, unser herzlieber andächtiger Hr. Doctor Martin Luther etwa (unterwegs) einen Tag oder etliche stille liegen und ausruhen, und unsers Erachtens sollte solches am bequemsten zu Waymar geschehen mögen. Hierum ist unser gnädigstes Begehren, ihr wollt euch mit ihm dahin verfügen, und ihn fleißig versorgen und euch befohlen seyn lassen, wie wir uns gnädiglich zu euch versehen u. s. w. Daran erzeigt ihr euch zum gnädigen Gefallen, und haben da nichts wollen verhalten. Datum zu Schmalkalden, Mittwochs nach Reminiscere 1537.

Luther kam am 26. Februar Abends nach dem Flecken Tambach, ein Ort, der nur zwey Stunden

von unserm Schnepfenthal liege, und war halbtodt, den Händen der vielen Aerzte entronnen zu seyn; denn kein Mensch, drückt er sich einst aus; ißt so warm aus der Apotheke als ich.

Die Frau im Hause zu Tambach bat ihn, er möchte doch sagen, was er zu Essen wünschte, und er forderte kalte Erbsen mit Brathering. Das Gericht und die Erschütterung des Wagens bekamen ihm herrlich, der Blasenstein ging von ihm und Luther befand sich in einer Nacht fast vollkommen wiederhergestellt. Dieses berichtete er Morgens um drey Uhr in Briefen seiner Frau und seinem lieben Melanchthon. Diese Nachricht verbreitete sich schnell umher, Briefe und Boten gingen wie ein Lauffeuer, alles war voll Theilnehmung; Freunde und Bekannte, Hohe und Niedere freueten sich fern und nah, das ganze Land frohlockte, denn Luther war dem Grabe noch einmal entrissen. In eben der Genesungsnacht schrieb der fromme Mann, der nie nichts sich selbst, sondern alles dem lieben Gotte verdankte, an die Wand: Tambach est mea Phanuel, ibi apparuit mihi dominus und noch jezt ist dieser Vorfall den Einwohnern von Tambach im frischen Gedächtniße. Er lebte nach dieser Krank-

Krankheit noch neun Jahre, denn er starb erst im Jahre 1546. Ruhe wohl großer, einziger Mann! Dein Name wird fortdauern zu ewigen Zeiten, eines marmornen Monuments, dieses Zeichens der Ruhestätte großer Krieger, das deine Nachkommen dir nicht geben, bedarfst du nicht in dem glücklichern, seeligen Leben, das du nun schon fast seit dritthalb Jahrhunderten genossest. Dein biedrer, gerader, wahrheitsliebender, felsenfester, großer Geist ruhe auf uns deinen Urenkeln, und auf den guten Kindern, die das bisherige gelesen haben.

Etwas zum Beschlusse.

Wir besuchten noch das Schloß, ein festes, ziemlich regelmäßiges Gebäude, dicht an der Stadt, auf einer Anhöhe, von dem ich aber nichts von Wichtigkeit erzählen kann, denn wir sahen nichts, als leere mit alten Tapeten behangene, verlassene Zimmer. In der Schloßkirche, wo die reformirten Einwohner so eben Gottesdienst hielten, sprachen wir Herrn Organist Vierling, der ein vortreflicher Clavier- und Orgelspieler, ein guter Componist,

und freundschaftlicher, muntrer Mann ist. Aber wir mußten jezt zum Logis eilen, denn unsere Zeit war schon mehr als verlaufen, es war schon halb 3 Uhr, wir bezahlten eilig und verliessen Schmalkalden. Trüber Himmel, keine warme Frühlingsluft, sondern schneidende mit Schnee angefüllte Winterluft und elender, nasser, halb mit Schnee überdeckter Weg waren unser Theil. In Klein Schmalkalden besuchten wir noch, ohngeachtet es, im Vergleich mit unserm Wege, schon sehr spät war, den Drathammer, weil die meisten unsrer Kinder noch keinen gesehen hatten, wenn man aber etwas Gutes ernstlich will, nachdem man es vorher überdacht hat, so gehts gewiß, wenn man thätig bleibt, und nicht muthlos wird. Ich habe euch kleinen Lesern bisher die ersten Hauptbearbeitungen des Eisens vom Pochen, bis zum Zainhammer der Ordnung nach erzählt; die Dratmühle mag denn endlich den Beschluß machen.

Man weiß, so viel ich mich erinnere, nicht, wer das Dratziehen erfunden hat; der Name des so nüzlichen Mannes ist in Vergessenheit begraben. So ists dem größten Theile der Erfinder gegangen; man schätzte den ersten, noch unvollkommenen, Grad

ei-

einer Erfindung gering, der Neid drückte gegen das Neue die Augen u. sprach davon, als von einer nichts bedeutenden Posse, die keine Aufmerksamkeit verdiene, oder mehrere arbeiteten an der Vervollkommung einer Erfindung so nach und nach, daß man den ersten Erfinder darüber vergaß.

Wenn man Drat schmieden müßte, so würden unsre Haar- und Reh- und Stecknadeln sehr plump ausfallen und theuer seyn, goldne und silberne Tressen würde man nicht kennen, und die Harmonie des Claviers, Forte-pianos, Flügels, Spinets und der Zither würden unser Ohr nicht entzücken; die Erfindung des Mannes, Eisen, Kupfer, Silber, Meßing mit Gewalt durch ein enges Loch zu ziehen, ist also keine Kleinigkeit, da sie auf Handwerker und Künstler, vom Topfbinder bis zum Verfertiger musikalischer Instrumente, einen sehr großen Einfluß hat. Ich überlasse es meinem jungen Leser dies weiter auszuführen, er wird dann finden, daß der größte Theil der Handwerker Drat gebraucht. Ich will mich hier nur auf die Hauptsache einlassen. Wenn man Eisendrat ziehen will, so muß das Eisen dazu sehr zähe seyn, daher kommts, daß man nicht allerwärts Dratzüge hat, wo hohe Ofen für Eisen

ſind. Es wird in dünnen Stangen in die Drahtmühle gebracht, ſo wie ſie vom Zainhammer abgeliefert werden. Das Hauptinſtrument, welches zur Verdünnung dieſer weich geglüheten Stäbe nöthig iſt, beſtehet in einer ſtählernen Platte, welche höchſtens etwas über einen halben Zoll dick und einen Fuß lang ſeyn mag. In derſelben befinden ſich einige runde Löcher von verſchiedener Dicke, durch welche der Eiſenſtab nur mit aller Gewalt gezogen werden kann, weil das Loch geringer iſt als die Dicke des Stabes. Nichts iſt begreiflicher, als daß der Stab unter dem gewaltſamen Durchziehen länger und dünner werden muß. Dieſe Arbeit wird zum zweyten, dritten, vierten, fünftenmale u. ſ. w. wiederholt, doch ſo, daß man immer ein engeres Loch gebraucht, bis endlich der Drat die gehörige Dicke hat. Der Haarnadeldrat z. B. paſſirt durch 28 Löcher, bis er dünne genug iſt. Das Durchziehen ſelbſt, geſchieht auf dergleichen Drathämmern nicht durch Menſchenhände, denn es erfordert eine ſehr heftige Gewalt, ſondern, um es mit zwey Worten zu ſagen, durch Zangen, welche das Waſſer treibt. Dieſe rücken, ohne alle menſchliche Beyhülfe, von ſelbſt vorwärts, ſperren das Maul auf, ſchnappen zu, faſſen den Drat und zerren ihn heftig durchs Loch

hins

hindurch, ohngefähr ein bis zwey Schuh weit auf einmal; dann lassen sie den Drat wieder los, sperren das Maul wieder auf, schnappen, fassen, zerren wieder, und so geht das im ordentlichen Takte fort, indeß die Arbeiter bloß den durch gezogenen Drat aufwickeln und darnach sehen, daß er seine gehörige Stärke erhält. Wie lachten die Kleinen über die lebendig scheinenden Zangen! gern hätten sie ihre Emsigkeit noch länger betrachtet, aber wir mußten, nachdem wir die Hauptsachen erfahren hatten, sogleich aufbrechen und die Mühle verlassen.

Wir litten sehr viel vom Wetter auf dem übrigen Theile des Weges, da der hohe Kniebrech mit Fuß hohem Schnee überdeckt und die Luft mit Schnee angefüllt war; der rauhe West-Nordwind sauste durch die Fichtengipfel, Klein und Groß sank oft bis ans Knie in tiefe Schneegruben, und alle waren von kalter Nässe durchdrungen. Drey Stunden lang mußten wir aushalten. Die Festigkeit unsrer Lieben bürgte uns für jede Gefahr und die gute Ordnung für allen Schaden, auch hörte man keine Klage und kein nichts helfendes, muthloses: O wenn wir doch erst zu Hause wären! So sprechen nur Kinder, die da glauben, die Quelle der Festigkeit,

keit, der Körperkraft, des Muths, der unschätzbaren Gesundheit fließe am warmen Ofen, am weichen Lehnstuhle, am Federbette, oder gar aus der Kaffekanne u. s. w. Um acht Uhr Abends blinkte uns vom Hügel herab unser Stubenlicht durch die weißgepuderten Tannenzweige entgegen, und mit wenigen Schritten befanden wir uns in den Armen unsrer beyden sorgsamen, lieben Pflegeeltern.

Ende.

Register über Band III. IV. V.

A.

Aal IV. 84.
Aberglaube III. 31. IV. 10. 20. 63.
Achtsamkeit IV. 42.
Altenschleisen V. 245.
Allee, mainzer IV. 245.
Altenburger III. 108.
Altenstein III. 233.
Alterthümer IV. 244.
Ammmenmeinung IV. 64. 79.
Anbau, guter IV. 43.
Anlpflanze III. 233.
Anker IV. 238. V. 67.
Ankerschmiede V. 8.
Ankertau IV. 238.
Anschießen der Salze III. 9.
Antonius IV. 67.
Anwurf V. 63.
Anziehen, schnelles IV. 122.
Apfel, berühmter, IV. 50.
Arbeit ist Wohlthat V. 94.
Armuth IV. 208.
Artern III. 40.
Aschermittwoch IV. 82.
Astrologie V. 258.
Attribut was es sei, IV. 207.
Aue IV. 241.
Aufklärung V. 208.
Aufmerksamkeit auf unglückliche V. 167.
Aufopferung IV. 42. 160.
Aufzug III. 103.
Aussicht der Wartburg III. 239.
Aussicht s. Gegend.
Ausstopfen der Vögel V. 37.
Ausweichen der Schiffe IV. 176.

B.

Balthasar Landgraf III. 206.
Bamberg III. 40.
Bartholomäikirche V. 40.
Bauchstöße IV. 238.
Bauern, holländ. V. 139.
— teiche IV. 187.

Benedictiner IV. 78.
Berenter V. 73.
Berge im Rheing. IV. 249
Bergschloß V. 220.
Berka IV. 30
Beschicken V. 68. 189.
Beständigkeit IV. 53. V. 18.
Betragen verständiges IV. 97.
Betrügerey III. 33. IV. 186.
Bewegung der Weltkörper IV. 52. 174.
Bibra Regier. Präs. IV. 76. 79. 87.
Biberich IV. 140.
Bibliothek zu Biberich IV. 244.
— fuldische IV. 88.
Bibelübersetzung III. 235.
Bierwage IV. 198.
Billigkeit IV. 18.
Bingen IV. 198. V. 10.
Bingerloch V. 12.
Blauholz III. 131.
Bleiche, Strasse in Mainz IV. 222.
Bleichart, holl. V. 140.
Bleicherey, V. 136.
Blende IV. 153.
Blindschleiche III. 205.
Blumenmahler III. 109.
Böhm, Profess. IV. 88.
Bolognaro IV. 253. V. 17.
Bolognesersteine III. 81.
Bohr, Kaufm. III. 245.
Bohrmühle V. 236.
Bonnet, Paul V. 175.
Bowne III. 99.
Brandel, Mahler V. 42.
Breitenbach, Freih. v. IV. 87.
Brodlaide III. 178.
Bruchschlange III. 205.
Brücke der Fulde IV. 95.
Brücke-Schiff. IV. 290.
Brunnenkur, mainzer IV. 261.
Brustbaum III. 105.
Buchdruckerkunst IV. 92.
Büchertheurung, ehemalige IV. 91.
Buchstaben auf Münzen V. 72.
Butsar IV. 52.

C.

Cabinet von Vögeln V. 36.
— von Schmetterlingen ebendas.
Carl der Vte III. 230.
Carl Friedrich, Churf. IV. 253.

Carlsbad III. 21.
Carrouſſel IV. 154.
Caſſel IV. 239.
Cementation V. 203.
Chawelchen III. 71.
Chauſſee IV. 27. 145. 203. V. 19.
Chemie III. 80.
Cirkellinie, deren Meſſung IV. 95.
Citadelle IV. 194.
Clima, ſeine Verſchiedenheit IV. 119.
Concert, adeliges IV. 223.
Conclave IV. 41.
Coſtum III. 59. IV. 215.
Crucifix III. 64.

D.

Daumwelle III. 25.
Dienſtfertigkeit IV. 126.
Dörfer a. M. IV. 176.
Dom, fuldiſcher IV. 58.
— Mainzer IV. 191. 215.
Domprobſtey IV. 191.
Domänengüter, ihr Entſtehn V. 138.
Doppelhaken IV. 141.
Dratmühle V. 262.
Drehbank, künſtliche V. 95.
Druſus IV. 196.
Durchſchnitt V. 56.

E.

Edelmuth V. 25.
Eichelſtein, Thurm IV. 195.
Eichhörnchen V. 99.
Eichen IV. 44.
Einfahrt in den Main V. 4.
Einigkeit IV. 149.
Einſiedelei IV. 220.
Einſchlag III. 193.
Eiſen III. 83. IV. 184. V. 181.
Eiſengänſe V. 196.
Eiſenhammer V. 198.
Eiſenminer V. 187.
— ihre Bearbeit ebend.
Eiſenwaaren, ſchmalkalder V. 209.
Eispögel III. 148.
Elternliebe IV. 4.
Emmerich Churf. IV. 253.
Emmerichſtadt V. 17.
Erdarten III. 17.
Erde, ihre Bewegung IV. 174.
Ertragung III. 216.
Erzinger V. 26.
Ettinger, Commiſſionsr. III. 48.
Exercierplatz in Hanau IV. 124.

F.

Färber, mineralischer III. 83.
Färberey III. 128. 131.
Farbenkäpen III. 132.
Fassen, kathol. IV. 81.
Faust IV. 92.
Favorite in Mainz IV. 206.
Fayancefabrik IV. 268.
Feigenbaum III. 92.
Fellerisen IV. 100.
Feldspat III. 76.
Felsen IV. 136.
Ferdinand Erzherzog IV. 176.
Festigkeit des Charakters III. 153.
Fimmel-Hanf III. 160.
Fische im Rheine IV. 257.
Flamingo V. 37.
Fleiß III. 89.
Fleischer Buchhändler, IV. 162.
Flözgebirge III. 77. V. 143.
Flörsheim, Fabrik daselbst IV. 260.
Flor des mainzer Handels IV. 251.
Floretseide III. 98.
Floß IV. 203. 246. 258.
Frankenthal IV. 232.
Friede, westphäl. III. 3.
Friedrich Churf. zu Sachs. V. 254. 259.
Friedrich Joseph Churf. IV. 223.
Friedrichsroda V. 133.
Frischeisen V. 200.
Fulda, Land IV. 45.
— Stadt IV. 58.
Furcht, schädlich III. 67.

G.

Gang, gerader IV. 122.
Gartengewächse IV. 257.
Gasselerleuchtung IV. 224.
Gebete, auswendig gelernt IV. 61.
Gedärme V. 23.
Geduldsprüfung IV. 94.
Gefälligkeit III. 141. V. 79.
Gegend bey Fulda IV. 94.
— Frankf. IV. 175.
— Mainz IV. 187. 197. 204. 225.
— Biebrich IV. 241. 245.
— fuldaische V. 105.
— schnepfenthalsche V. 127.
Gehorsam IV. 208.
Geld, ältestes V. 50.

Register.

Gelehrte in Langensalza III. 53.
Gellenhausen IV. 106.
Gellert IV. 109.
Gemälde der Hirten zu zu Bethlehem III. 55.
— in Kirchen, schädliche IV. 147.
Gerichtsbarkeit III. 49.
Geruing, Kaufmann, V. 36.
Gerstungen IV. 30.
Geschichte, kurze, des mainzer Handels IV. 251.
Geschmack III. 95. V. 112.
Gesinnung, edle, III. 252.
Gespenster III. 67.
Gespringe in Schmalkalden V. 243. 249.
Getraidehandel, mainzer, IV. 256.
Gewehr, doppeltes V. 228.
— Probe V. 238.
Gewehrfabrik V. 227.
Gewehreinrichtung, alte, V. 228.
Gewitterableiter IV. 154
Gewöhnung IV. 234.
Giebichenstein V. 148.
Gilde III. 42.
Glättmaschine III. 27.
Glanz des Tuchs III 141.
Glas IV. 260.
Glaube III 33.
Glimmer IV. 152.
Glückstopf IV. 71.
Gneus III. 75
Grab, heiliges IV 54.
Grabmal III 195.
Gradiren III. 50. 53. V. 211.
Gränze zwischen Sachsen und Franken V. 163.
Gräser, Gebrüder III 96.
Granit III. 71.
Grimmenstein in Model, III 227.
Gros de Tour III. 107.
Großengottern III. 162.
Großmann, Schauspieldirektor V. 77
Großschiffer V 11.
Grundgebirge III. 76. 78.
Gusenheim IV. 257.
Güterschiff IV, 231. 236. V. 11.
Gustav Adolph III. 3.
Gutmüthigkeit IV. 2.
Guttenberg IV. 92.
Gymnasium, mainzer IV. 217.

Gym-

Gymnaſtik III. 22. IV. 232.

H.

Hagenbruch, Kaufmann, III. 178.
Hahnenkamm III. 82.
Hainicht III. 157. 202.
Halbmetall III. 70.
Haltung in der Malerey III. 62.
Handel, mainzer IV. 250.
Handlungsſchule IV. 262.
Hanf III. 160.
Harniſchmacher IV. 127.
Haß III. 41.
Haus, Präfect. IV. 218.
Häuſer, öffentliche III. 47.
Havanna IV. 149
Hayneck, Schloß III. 205.
Heidloff, Proviſor. IV. 240
Heiligenbilder IV. 66.
Heiligenverehrung IV. 70.
Heiterkeit III. 213. IV. 88.
Helm IV. 128.
Hemp Hanf III. 160.
Herkulanum IV. 244.
Herrmann von Salza III. 4.
Herrmann Geheim. R. V. 88. 96.
Hirſel, Handel IV. 257.
Hirten zu Bethlehem III. 55.
Hoch, Gebrüder IV. 222.
Hochheim IV. 186.
Höchſt IV. 177. V. 16.
Hofmann, Pfarrer III. 211.
Hoheburg, Gaſthaus IV. 189.
Holzhandel, mainzer IV. 258.
Homburg Kloſter III. 4. 39.
Honduras III. 130.
Hopfgarten von III. 207.
Höpfner III. 31.
Hornung, Direktor IV. 218.
Hünfeld IV. 53.
Hundegrotte IV. 159.

J.

Jachtſchiffe V. 13.
Jeſuiten III. 147.
Jeſuiterkohl ebendaſ.
Iffland, Schauſpieldichter V. 78.
Ignatius Lojola IV. 68.

Register.

Ignatiuskirche in Mainz IV 68.
Igen, Prediger V. 242.
Indigo III. 133.
Indigküpe III. 135.
Inkostum IV. 214.
Inkrustiren III. 21.
Innung III. 42.
Inseln im Rheine IV. 241.
Instinkt IV. 16.
Instrument, besonders musikal. IV. 221.
Johannisberg, Propstey IV. 25[illegible]
Johanniterritter III. 6.
Journal für Deutschland IV. 76.
Juden, verfolgt III. 170.
Judenvertreibung III. 41.
Justiren IV. 58.

K.

Kahn, eines Wilden IV. 145.
Kalender, 100jähriger, IV. 16.
Kalk III. 8.
Kalkansatz III. 20.
Kammergut V. 129.
Kampescheholz III. 128.
Kaninchen IV. 117.
Karren IV. 52.
Karthause IV. 207.
Karthäuser IV. 208.
Kaskade IV. 206.
Kastanien IV. 258.
Kastenhospital, frankf. V. 34.
Kellerhals III. 203.
Kenntniß ist nöthig IV. 6. 89.
Kette III. 103.
Keuschheit IV. 208.
Kiefer IV. 217.
Kiel am Schiffe IV. 238.
Kinzing IV. 101.
Kirchen, franz. und holl. IV. 146.
— in Mainz IV. 215.
Kirchmesse V. 43.
Klubb zu Langensalz III. 48.
Knarren statt der Glokken IV. 54.
Knebrech Berg V. 152.
Kobolt V. 134.
Köhler, Künstler III. 66.
König, Rektor III. 196.
Körperübung III. 22. IV. 232.
Kötschau III. 52.
Kolorit III. 59.
Konrad III. 33.
Konradsgesellschaft III. 34.

Kontraſt III. 60.
Kontur III. 62.
Kopftragen IV. 101.
Korn, der Münze V. 68.
Koſter IV. 92.
Kranich, Maſchine IV. 228.
Kranichfeld, Magiſter III. 54. 253.
Kräuſelwerk V. 58.
Krieg, 30jähriger, III. 3.
Kröpfe IV. 101.
Künſtler III. 64.
Küpenblau III. 138.
Kunſt III. 89.
Kunſtſtücke V. 73.
Kunſtwörter III. 103.

L.

Lade III. 105.
Langenſalza III. 38.
Langenſelbold IV. 116.
Languia III. 197.
Laſt auf Schiffen IV. 183.
Laviren, was? IV. 24.
Lanze IV. 137.
Lebensverlängerung IV. 123.
Leberſtein III. 81.
Leairen V. 68.
Lehrbrief III. 44.
Lehrling III. 45.
Leinwandsbleichen holländiſche V. 138.
Leopold, Herzog IV. 164.
Leſegeſellſchaft IV. 217.
Liebe, ihre Früchte IV. 13.
Liebefrauenkirche III. 175.
Liebloſigkeit V. 1. 2. 3.
Lohr IV. 259. f.
Ludwig der eiſerne III. 223.
— mit dem Barte V. 146.
— der Springer V. 147.
Luft III. 203.
— ſtin IV, 156.
Luftarten, ebendaſ.
Lummer III. 133.
Luſtſchloß, churfürſtl. IV. 242.
Luther III. 230. IV. 18. in Schmalkalden krank V. 253.

M.

Macht des Menſchen III. 89.
Mählhändler IV. 256.
Mäßigkeit III. 193. 253.
Magnetiſmus V. 184.
Magiſtrat III. 49.

Mahlerey besondere IV. 79.
Mayn, Fluß IV. 160. 183. 198.
Mainz IV. 190. 197.
Malcheuberg IV. 228. 245.
Malteserritter III. 6.
Manuscript d. N. T. IV. 90.
Marienbild IV. 97.
Marktschiff IV. 169. 183. 187. V. 9.
Marmor, künstlicher IV. 192.
— wird geschnitten IV. 205.
Masau III. 6.
Maximilian, Kaiser V. 164.
Meisterschafft III. 48.
Menschenfreundlichkeit IV. 36. 96.
Messe, was sie sey V. 42.
— katholische III. 35.
Meth, Dokt. Mathens, III. 51.
Mettenleiter, Maler, V. 45.
Mica, Blende IV. 153.
Mineralwasser IV. 261.
Mißverständniß III. 2.
Mittel, sich zu bessern IV. 58.
— zeichnen zu lernen, V. 66.
Mittelstraße IV. 211.
Mönchsstand IV. 77.
Mönchsorden IV. 207.
Mohr IV. 149.
Molken V. 139.
Morgenstern IV. 141.
Mühlhausen III. 165.
Münze V. 57.
Münzgeschäffte V. 68.
Münzfuß V 70.
Münzschlag V. 71.
Mundart, mühlhäusische III. 164.
— thüringer V. 159.
Muthlosigkeit, jetzige, bestritten IV. 134.
Mythologie IV. 207.

N.

Nächstenliebe IV. 38. V. 201.
Nassau-Saarb. Usingen. IV. 240.
Nationalcharakter, trägt, IV. 40
Naturbande IV. 163.

Naturfreude IV. 34. 54. II. 174. 187. 241.
Natürlichkeit V. 85.
Naturtrieb IV. 16.
Naturunschuld V. 81.
Naza III. 206.
Neger IV. 149.
Negersclaven IV. 150.
Neuenhofen, Dorf, IV. 96. V. 105.
Neuspanien III. 130.
Newton IV. 50.
Nie erdorla III. 197.
Nüsse, Handel damit IV. 258.
Nützlichkeit jed. Standes IV. 78.
Nutzen der Flüsse IV. 185.

O.

Obelisken IV. 136.
Oberdorla III. 197.
Oberweimar III. 20.
Oberysenburg IV. 116.
Oelmühle III. 23.
Ofen, hoher V. 191.
Ogier, alter Ritter IV. 133.
Oppenheim V. 10.
Orb IV. 258.
Orchester, was? IV. 193.
Ordensregeln der Mönche IV. 208.
Ordnung des Kopfs III. 15.
Ordnung was sie sey? IV. 7.
Orgasinseide III. 98.

P.

Panzer IV. 130.
Papin III. 107.
Paraguay III, 147.
Patritier III. 170.
Pflicht IV. 167. 171.
Pfuscher III. 46.
Pickel, Hofprediger IV. 243.
Plafond IV. 192.
Platte, Lustschloß IV. 227.
Platner IV. 127.
Pochen V. 187.
Pompeji IV. 245
Pontius V. 175.
Popperoder Brunnen III. 177.
Porphyr III. 74.
Porzellanfabrik III. 159.
Potaschenlauge V. 139.
Prägen der Münzen V. 63.
Prägeschatz V. 71.
Presse III. 141.
Preßkeil III. 25.

Preßspäne III. 28.
Procession, katholische IV. 72.
Produkte, fuldaische IV. 44.
— des thüringer Waldes V. 260.
Pünktlichkeit IV. 178.
Puz III. 241. V. 85.

R.

Rahe IV. 181.
Raspelkammer III. 128.
Raspelmühlen III. 131.
Rechtenbach IV. 260.
Regalien V. 131.
Regen III. 156.
Regentenrecht V. 131.
Reichsschuldheis III. 169.
Reichthum V. 27.
Reiser, Prorector IV. 216. V. 91.
Reinhardsbrunn, Kloster V. 128. 150.
Residenzschloß zu Biebrich IV. 243.
Revers und Averse V. 71.
Rheingau IV. 248.
Rheingegend IV. 225.
Rheinschiffe V. 11[illegible].
Rheinweine IV. 256.
Ries, Porzellanmodelist, V. 19.
Ringrennen IV. 155.
Ritterorden III. 4.
Rösten der Erze V. 188.
Röhn, Gebürge IV. 96.
Roheisen V. 197.
Rohrschleife V. 239.
Rohrschmiede V. 232.
Ruder IV. 172. V. 14.
Ruinen III. 29. IV. 195.

S.

Saalmünster IV. 102.
Saflor III. 158.
Salpeter III. 9.
Salpetersiederei III. 7.
Salz, mainzer IV. 258.
— ist allgemein V. 215.
Salzabsonderung V. 212.
Salzarten III. 7.
Salzbergwerke V. 217.
Salze, Fläßchen III. 2.
Salzsiedereien, deutsche, V. 219.
Schabloneisen V. 233.
Schauenburg V. 144.
Schauspieler V. 76.
Schatzgräber III. 31.
Schein, trügt IV. 152. 173.

Scherlatte III. 102.
Schermühle III 100.
Schiffau IV. 259.
Schiffbrücke IV 200.
Schiffe auf dem Rheine, V. 11.
Schiffmühle IV. 243.
Schild IV 130.
Schin ein IV. 30. 53.
Schlacht. Langensalzer. II. 36.
Schlichtern. IV 99.
Schloß in Fulda IV. 62.
— in Mainz IV. 222.
— zu Bibrich IV 243.
Schmalkalden, Bürgermeister III. 146.
Schmalkalden V. 205.
— Stein V. 165.
Schmalkaldische Artikel, V 252. f
— Bund V 242.
Schmalte V. 134.
Schmelzen des Eisens V. 190.
Schmetterlingssammlung V. 39.
Schnelligkeit IV. 122
Schönau, Dorf III 248.
Schrot der Münze V. 65.
Schwarz III 11.
Schwefel V. 188.
Schwemmotte III. 177.
Schwerdt IV. 132.
Schwerdtkuppel IV. 134.
Schwere IV. 52.
Schwererde III. 81.
Schwerspat III. 81.
Schwierigkeit, angenehme III. 93.
Segelspannung IV. 182.
Segelstange IV 181.
Seekrankheit IV. 6.
Seeschiffe IV. 237.
Seide, Zubereitung III. 97.
Seidenbau III. 46. 91.
Seidenmanufactur III. 96.
Seidenweber III. 46.
Seidenweberstuhl III. 107
Selbstbeherrschung V. 83.
Selbstüberwindung IV. 23. 31. 84. 156 160.
Seligenthal, Dorf V. 179.
Seminarschule zu Fulda, IV 87.
Senkenberg V. 21.
Serge III. 179.
Sieben, des Geldes V. 62.
Sieglingen IV. 176.
Sod III. 13.

Soldatenmontur III. 2.
Sonderbarkeit, Liebe dafür IV. 107.
Sprachorgan V. 169.
Spargelerbsen III. 147.
Spat III. 82.
Spertingsnester IV. 33.
Spinnmaschine III. 149.
Spiegelfabrik IV. 260.
Sprache am M. IV. 186.
Stadtrath, was? III. 49.
Stahlberg, bey Schmalkalden V. 180.
Stahlbereitung V 202.
Standhaftigkeit IV. 53. V. 45.
Stapelrecht, was? IV. 251.
Stechmesser V. 53.
Stephanskirche in Langensalza III 54.
Stöller, Doctor III. 91.
Storch IV. 16. 98. 103.
Strafe des Aberglaubens III. 36.
Streckwerk, V. 54.
Streichen des Zugtaues IV. 177.
Streitaxt IV. 143.
Streitflegel IV. 140.
Streitsucht III. 201.
Stummer V. 168.
Sturmsense IV. 139.
Sude III. 13.

T.

Tabaksdose, Nutzen, IV. 41.
Tabaksfabriken IV. 260.
Tambach, Flecken V. 259.
Tanbkohlen V. 220.
Taubstummer V. 168.
Tarus III. 91.
Tempelherrn III. 6.
Thal und Berg IV. 177.
Thalgegend bey Eisenach V. 119.
Thätigkeit V. 17.
Theater, anatomisches, V. 22.
Thierleben, kostbar IV. 81.
Thomasbrück III. 158.
Thomas Münzer III. 171.
Thon, Landkammerath III. 241.
Thorn III. 7.
Thüringerwald V. 155.
— seine Bewohner V. 157.
— Produkte V. 160.
Thurm, schiefer III. 2. IV. 107.

Tollheit eines Mannes V. 30.
Tollhaus, Frankfurter, V. 29.
Tournier IV. 155.
Tournierschwerdt III. 228.
Tramfelde III. 98.
Transport, wohlfeiler, IV. 183.
Tuffstein III. 15 18.
Tugend, frühe IV. 88.

U.

Ueberschwemmungen IV. 185.
Unachtsamkeit IV. 25.
Unbescheidenheit V. 92.
Uneigennützigkeit III. 212.
Ungeduld V. 101.
Ungehorsam V. 110. 111.
Unstrut III. 157. 177.
Unüberlegtheit V. 116.
Unvorsichtigkeit V. 83.
Unwissenheit V. 115.
Urgebürge V. 143.

V.

Vacha IV. 34.
Veränderungen, ausserordentliche IV. 195. V. 106.
Verewigung, lächerliche, IV. 41.
Verwandlung III. 69.
— der Erde III. 76.
Vergrünen III. 136.
Vergütung ist Naturgesez V. 173.
Verstand III. 89.
Vierling, Organist V. 261.
Vögel V. 36.
Vorsicht beym Wohlthun, IV. 60. 62.
Vorstellungsart, ist verschieden V. 152.
Vorstellungkraft, ihre Uebung. V. 66.
Vorurtheil und Unwissenheit V. 115.
Vulkan III. 77.

W.

Wachhäuser IV. 118.
Waffen, alte, IV. 127.
Waid III. 137.
Waidküpe III. 137.
Walter, Maler IV. 244.
Wanderschaft III. 45.
Wansried III. 177.

Register.

Wartenburg, Schloß III. 221. IV. 18.
Wegner, Conſiſtorialr. V. 92.
Weiber, pflügen IV. 48.
Weichlichkeit, ſchädlich IV. 136.
Weide, ſpaniſche III. 91.
Wein, Gellenhäuſer IV. 110.
Weinberge und Bau IV. 104. 247.
Weinertrag IV. 187.
Weinhandel, mainzer IV. 254 262.
Weinſtock, ſein Bau IV. 247.
Werre III. 210 IV. 34.
Weisheit III. 229.
Wiegleb, Chimiker III. 68. 87.
Wilhelmsbad IV. 151.
Windmühle IV. 162.
Wollenſpinnerey IV. 262.
Worms III. 230.
Würze, allgemeine V. 216.
Wunden, metalline, IV. 75.

X.

Xaver, ein Heiliger IV. 68.

Y.

Yukaten III. 130.

Z.

Zähne, künſtliche, IV. 41.
Zainen V. 52.
Zainhammer V. 244.
Zeughaus IV. 126.
Zettel III. 103.
Ziehwerk III. 109.
Zorn V. 30.
Zunft III. 42.
Zuſchläge der Eiſenminer, V. 190.
Zweckloſigkeit V. 75.

Der

Himmel auf Erden,

von

Christian Gotthilf Salzmann,
Director der Erziehungsanstalt
zu Schnepfenthal.

Mit einem Titelkupfer.

Wolfeile Ausgabe.

Schnepfenthal.

1797

LIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Nachdem so viele Wegweiser zum Himmel jenseits des Grabes sind geschrieben worden, schreibe ich eine Anweisung den Himmel auf Erden zu finden. Dieß Unternehmen kann, wie ich hoffe, niemanden* mißfallen. Wer würde nicht aufmerksam seyn, wenn jemand ihm Hoffnung machte, ihm mitten in einem wilden Walde einen Lustgarten zu zeigen, in einem hohlen Berge reichhaltige Goldminen zu entdecken, oder die Mittel anzugeben, wie er einen pestaushauchenden Morast in ein Eden umschaffen könne! und man sollte mich nicht anhören, wenn

ich hier, auf dieser so sehr verschrienen Erde, wo des Klagens, Winselns, Wimmerns und Zähneknirschens so viel ist, den Himmel zeigen will?

Man wird mich hören, mein Buch werden viele lesen, das weis ich. Es kömmt alles darauf an, ob das, was darin gesagt wird, wahr sey, oder ob ich den Alchymisten gleiche, die die Kunst, Bley in Gold zu verwandeln, zu besizzen vorgeben, und die denen, die ihnen glauben, statt der goldnen Berge, die sie ihnen versprechen, auch noch das wenige Gold rauben, das sie besitzen.

Dieß ist hier nicht zu besorgen. Zu wagen hat man gar nichts; gewinnen kann man alles. Man mache den Versuch,

ſuch, nach der Anweiſung, die hier gegeben wird, den Himmel auf Erden zu ſuchen, und urtheile dann!

Ich bin überzeugt, daß diejenigen, die dieß Buch mit Aufmerkſamkeit leſen, ſich von den Grundſätzen, die es enthält, überzeugen, und — darnach handeln: zu einer höhern Veredlung, zu größerer Freudigkeit bey ihren Arbeiten, zu männlichem Muth in Gefahr, zu Beruhigung in trüben Tagen gelangen, und — den Himmel auf Erden wirklich finden werden.

Tadeln werden es viele, daß ich der Unſterblichkeit faſt gar nicht gedacht, faſt gar keine Hoffnung zum Himmel jenſeits des Grabes gemacht, und dadurch den

Verdacht

Verdacht gegen mich erregt habe, als wenn ich keine Unsterblichkeit, keinen Himmel jenseits des Grabes glaubte.

Hierauf will ich antworten. Es giebt nach meiner Ueberzeugung, keinen sichererern Beweis für die Unsterblichkeit, als — Erfüllung der Pflichten, Umgang mit Gott, und Nachdenken über seine Werke. Wer durch alles dieß sich den Himmel auf Erden verschafft, der braucht keines Beweises für den künftigen Himmel; er fühlt, er weis es, daß das Schicksal, welches wir Tod nennen, weiter gar nichts, als die Geburt zu einem neuen Leben sey. Wer aber seine Pflichten nicht erfüllt, nicht mit Gott wie mit dem Vater umgeht, über seine Werke

nicht nachdenkt, der kann vielleicht die Unsterblichkeit aus vielen Gründen beweisen, über dieselbe schreiben, sich des Glaubens an dieselbe rühmen, und doch, wie mir dünkt, den Glauben nicht haben, der zum Guten stärkt, in Gefahr Muth, in Trübsal Freudigkeit einflößt.

Sollte ich Recht haben: so wäre dieß Buch ein überzeugender Beweis für die Unsterblichkeit, wenn es gleich derselben nicht oft genug Erwähnung thut.

Uebrigens ist es absichtlich geschehen, daß ich der Unsterblichkeit wenig erwähnet, nicht auf sie verwiesen habe. Der Glaube an dieselbe ist, nach meiner Ueberzeugung, bey vielen Menschen die vorzüglichste Ursache, warum sie bisher auf

der

der Erde den Himmel nicht fanden. Das bekannte:

Hier such' ichs nur, dort werd' ichs finden!

hat gar viele vom Suchen abgeschreckt. Warum soll ich denn suchen, wenn ich gewiß weiß, daß ich nicht finden werde? Man hat das Geschäfte seiner Veredelung vernachläßigt, und es bis dorthin verschoben, wo wir vollkommne Gerechtigkeit und Heiligkeit zu erlangen hoffen; man hat auf die himmlischen Freuden in diesem Leben Verzicht gethan, in der Voraussetzung, daß man derselben erst nach Ablegung des Körpers fähig wäre. Man hat sich einen Himmel geträumt, der — niemals zu finden seyn wird, ei-

nen Himmel, wo wir, ohne Anſtrengung, heilig und gerecht ſeyn, immer genießen, die Befriedigung aller unſerer Wünſche erhalten werden. So handelt ein Thor, der unthätig iſt, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, in der Hoffnung zu einer reichen Erbſchaft, die ihm alles und mehr noch, ohne Mühe geben wird, was er ſich itzo nur durch große Anſtrengung verſchaffen kann.

Suchet, ſo werdet ihr finden! Glaubt nur feſt, daß der Himmel auf Erden ſey, und bemühet euch, in denſelben zu kommen: ſo wird euer Suchen nicht umſonſt ſeyn. Solltet ihr den hohen Grad von Seligkeit nicht ſogleich erlangen, den ihr nach Ablegung des Kör-

pers erwartet: ſo bedenke, daß jeder Himmel Stufen habe, zu deren Erſteigung Zeit und Anſtrengung erfordert wird.

Manche werden es auch tadelnswürdig finden, daß ich die Lehren, die in dieſem Buche vorgetragen werden, nicht aus der Bibel bewieſen habe.

Die Bibel iſt mir ein ſehr ehrwürdiges Buch, und von der Wahrheit der Grundſätze, die das neue Teſtament wirklich enthält, bin ich vollkommen überzeugt. Allein da doch die göttliche Beweiskraft derſelben in unſern Tagen von vielen geleugnet wird, und viele ſind, die ihre Ausſprüche nicht als Gottes Ausſprüche annehmen wollen: ſo habe ich, um niemanden anſtößig zu wer-

den,

den, nichts aus derselben bewiesen. Der Himmel jenseits ist für jeden bestimmt, der Gott fürchtet und Recht thut. So soll es auch mit dem Himmel diesseits seyn.

Sollten manche Leser sich von dem hier vorgetragenen Systeme nicht überzeugen können, den Himmel auf Erden entweder für ein Hirngespinnst halten, oder sichere Mittel, ihn zu finden, zu kennen glauben: so will ich mich mit ihnen deßwegen nicht streiten. Auf dem Wege durch dieß Leben hat jeder seinen eignen Stab, auf den er sich stützet. Ich bin nicht gesonnen, irgend jemanden seinen Stab wegzunehmen, weil ich nicht weis, ob ich ihm dafür einen andern geben kann, der für ihn brauchbar ist; man sey aber

auch so billig, und lasse auch mich ruhig mit dem Stabe fortschreiten, der mir bis itzo die besten Dienste gethan hat.

Schlüßlich bitte ich mir zu verzeihen, wenn man hier und da Bestimmtheit des Ausdrucks, strenge Ordnung, Correctheit des Styls vermißt, und bisweilen auf Wiederholungen stößt. Der Grund davon liegt blos in meiner Lage. In einem Kreise von 60 — 80 Menschen, die alle unter meiner Aufsicht stehen, die alle Augenblicke etwas anzubringen oder zu fragen haben, denen der Zutritt zu meinem Zimmer immer offen stehen muß, arbeitete ich dieß Buch aus. Bey einer Periode wurde ich bisweilen zehnmal unterbrochen. Selten verstrich ein Tag,

da nicht ein ganz unerwarteter Besuch unangemeldet in mein Zimmer trat, und — des Nachts zu arbeiten, und dadurch meinen Aufenthalt im Himmel auf Erden abzukürzen, hielt ich für unrecht.

Da hättest du, wird man mir einwenden, dieß Buch lieber nicht schreiben sollen.

Freylich hätte ich es nicht thun sollen, wenn ich dabey die Absicht gehabt hätte, mir Ruhm zu erwerben. Diese hatte ich aber nicht. Ich wollte damit nützen: und dieß kann ja auch geschehen in einem Gewande, das wenigen Reiz hat. Wenn ein Arzt sonst die nöthigen Kenntnisse und Talente besitzt: so hört man ihn gern, wenn er auch in seinem Anstande und Anzuge etwas nachlässig ist.

Weil ich eben von Aerzten rede: so kann ich nicht umhin, denen, die auf der Erde den Himmel zu finden hoffen, noch Hufelands Kunst das menschliche Leben zu verlängern, zu empfehlen. Schnepfenthal im September 1797.

C. G. Salzmann.

Einlei-

Einleitung,

worinne im Allgemeinen gezeigt wird, daß der Himmel wirklich schon auf Erden sey.

Wir freuen uns alle auf den Himmel oder die Seligkeit, die unserer am Ende unsers Pilgerlebens, nach Ablegung unsers Körpers, erwartet, und thun wohl daran. Die Aussicht in eine erfreuliche Zukunft, hat eine ungemeine Kraft, uns zu unsern gegenwärtigen Arbeiten zu stärken, und in trüben Stunden aufzuheitern.

Aber bey den mehresten Menschen thun diese Aussichten eine ganz entgegengesetzte Wirkung. In der Hoffnung, daß in einer andern Welt alles besser seyn werde, geben sie sich wenig oder gar keine Mühe, ihren gegenwärtigen Zustand zu verbessern, verkennen ganz das Gute, das sie gegenwärtig genießen, suchen nur die Unannehmlichkeiten auf, die sie umgeben, und stellen sich dann die Erde, die Gott gemacht hat, von welcher Moses mit Recht sagt, daß er, nach Hinstellung der-

selben, alles übersehen, und — sehr gut gefunden habe — diese Erde, sage ich, stellen sie sich als ein Thal der Thränen und des Jammers vor. Sie gleichen Reisenden, die immer nur an die Herberge und an das, was sie daselbst genießen werden, denken, und unterdessen ganz fühllos sind gegen alle Merkwürdigkeiten und Annehmlichkeiten, die ihnen auf dem Wege aufstoßen, gegen ihre Gesellschafter, die sie belehren und aufheitern könnten, gegen die merkwürdigen Personen, die ihnen begegnen, gegen die schönen Aussichten die sie haben, über jede Unannehmlichkeit, die ihnen zustößt, unwillig werden, und die am Ende ihres Weges nichts in die Herberge mitbringen als — Müdigkeit und Ueberdruß; da hingegen ein anderer Reisender, der auf alles merket, was ihm auf dem Wege aufstößt, jede Gelegenheit benutzt, sich auf eine unschuldige Art aufzuheitern und zu belehren, jedes Ungemach, das ihn trifft, als ein Mittel betrachtet, sich an Geist und Leib zu stärken, weit zufriedener sich der Herberge nähert, und mit Vergnügen an das zurück denkt, was er auf dem Wege genossen, gelernt und erduldet hat.

Wie oft täuscht sich der Reisende, der bey seinen Reisen keinen andern Zweck hat, als den Genuß der Herberge, wenn er sie nun nicht so findet, als er sie dachte!!!

Bey

Bey vielen Menschen, die von keiner andern Seligkeit wissen wollen, als derjenigen, die sie jenseits des Grabes zu finden hoffen, möchte dieß wohl der nämliche Fall seyn; sie möchten da auch wohl nicht finden, was sie erwarten.

Denn was sind wir denn dort, in dem künftigen Zustande, in dem sogenannten Himmel, zu erwarten berechtigt? Sinnlichen Genuß thierischer Wollust? Von solchen Erwartungen sind gewiß alle denkende Menschen zurück gekommen. Alles Vergnügen, das wir durch den Genuß von Speisen, Trank und Wollust, haben, wird uns durch den Körper zu Theil, und verschwindet, sobald wir ihn abgelegt haben. Oder Ruhe? Wenn Ruhe so viel als Unthätigkeit bedeutet, aus welchem Grunde sollten wir sie erwarten? Sollte uns Gott so viele Fähigkeiten verliehen, so viele Gelegenheit, sie auszubilden, verschafft haben, damit sie einst ungenutzt bleiben sollen? Nein, wer sinnlichen Genuß und Unthätigkeit jenseits des Grabes erwartet, der täuscht sich.

Solche Erwartungen haben auch gewiß diejenigen nicht, die über sich und ihre Bestimmung nachgedacht haben. Die Seligkeit, die diese erwarten, besteht in der Zunahme ihrer Einsichten und Kräfte, in vollkommner Gerechtigkeit und Heiligkeit, in Erinnerung an das Gute, das sie ge-

han haben; im Umgange mit vollkommneren Geistern, in Beobachtung der Werke Gottes, und in Freyheit von den Mühseligkeiten dieses Lebens.

Können wir denn dieß nicht alles schon auf der Erde haben? Können wir also nicht schon im Himmel seyn, sobald wir wollen?

Laßt uns die Sache ernstlich überlegen: denn sie verdient es.

Wenn wir einst zum Besitz einer vollkommnen Gerechtigkeit und Heiligkeit gelangen sollten: so würde dieß freylich uns den höchsten Grad von Seligkeit verschaffen. Wie weit aber diese Vollkommenheit einst gehen werde? das wissen wir nicht. Nur dieß können wir mit der größten Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Näherung zur Vollkommenheit stufenweise erfolgen, und die Frucht einer längern Aufmerksamkeit und Anstrengung seyn werde. Zu vollkommner Gerechtigkeit und Heiligkeit gehört ein Verstand, der nie irrt, eine Kraft, den Einsichten des Verstandes gemäß zu handeln, die nie ermattet. Sollte uns, die wir itzo täglich irren, täglich von unsern Vorsätzen abweichen, Gott diese hohen Talente wohl durch ein Wunderwerk ertheilen? Dieß zu erwarten, haben wir gar keinen Grund. Wir haben keine Einsichten, keine Stärke des Willens, die wir uns nicht selbst erwer-

werden. Was berechtigt uns denn nun, von Gott zu erwarten, daß er uns künftig dieß alles, ohne unser Zuthun, verschaffen werde? Zwar, wenn wir uns den Fall denken, daß wir einst den Körper, den Sitz der Sinnlichkeit, die uns ein beständiges Hinderniß, sowohl bey Erwerbung deutlicher Einsichten, als in Ausführung unserer Entschließungen ist, ablegen werden: so begreifen wir leicht, daß mit uns eine eben so große Veränderung vorgehen werde, als damals, da wir uns dem Leibe der Mutter entwanden. Aber so, wie wir damals anfangen mußten, nach und nach die Stufe der Vollkommenheit zu erklimmen, auf welcher wir itzo stehen, so wird dieß auch wohl künftig nöthig seyn.

Alles, worauf wir künftig in Ansehung der vollkommnen Gerechtigkeit und Heiligkeit rechnen können, ist die Möglichkeit, uns derselben immer mehr zu nähern. Und diese ist itzo da.

Ists dir ein Ernst, dich der Vollkommenheit immer mehr zu nähern, thust du das deine redlich; so wirst du auch finden, daß du derselben wirklich immer näher kommst, daß deine Einsichten geläuterter werden, daß du mehr Herrschaft über deine Sinnlichkeit bekommst, daß dir die Erfüllung deiner Pflichten immer leichter wird. Ohne Zweifel hast du schon die-

se und jene Personen gekannt, die in Ansehung ihrer Gerechtigkeit musterhaft war — dieß kannst du auch werden, wenn du ernstlich willst, und so deine Seligkeit immer mehr vergrößern.

Wachsen werden wir künftig an Einsichten — dieß wird einen Theil unserer Seligkeit ausmachen. Aber können wir denn diese Seligkeit nicht schon heute genießen? wir sind ja immer in der Schule, in einer sehr guten Schule, wo wir beständig lernen, immer neue Einsichten uns erwerben können. Die Einsamkeit kann uns lehrreich seyn, und uns auf manche neue Gedanken leiten; jedes gute Buch kann uns etwas neues lehren, oder doch wenigstens zu lehrreichen Betrachtungen Veranlassung geben; von jedem Menschen, er sey wer er wolle, können wir etwas lernen; wenn wir in der Natur wandeln, und betrachten, was am Himmel und was auf der Erde geschieht: so bemerken wir immer etwas Neues. Wir wachsen an Einsichten.

Ist denn dieß nicht wahr? O alle ihr, die ihr dieß leset! wie einfältig und unwissend waret ihr damals, da ihr noch an der Brust der Mutter soget; und wie viel wißt ihr dagegen itzo! Aber freylich muß man, wenn das Wachsthum an Einsichten recht merklich seyn soll, auch Lust haben, immer mehr zu lernen. Man muß

sich

sich vor Gedankenlosigkeit hüten, wenn man liest, mit Nachdenken lesen, wenn man mit Menschen spricht, aufmerken auf das, was sie sagen, wenn man auf dem Felde, oder im Walde sich befindet, auf das, was um uns ist, und wächst, und lebt, aufmerksam seyn. Wer Lust hat, etwas zu lernen, der kann, er sey Gelehrter oder Hirte, auf der Erde gewiß recht viel lernen. Wer keine Lust, hat auf der Erde etwas zu lernen, wird wahrscheinlich auch im Himmel keine großen Fortschritte machen. Wenn ein Erdenbürger, der sich wenig oder keine Mühe giebt, in seinen Einsichten zu wachsen, sich auf das Wachsthum an Einsichten in der Ewigkeit freuet, so ist es beynahe eben so, als wenn ein Kind, das in der Schule nichts lernen will, sich damit beruhigen wollte: auf der Universität werde ich dieß alles lernen.

Im Himmel werden unsere Kräfte wachsen, da werden wir weit mehr wirken und möglich machen können, als itzo; wie selig werden wir dann seyn! So sagen wir, und freuen uns gar herzlich darauf; aber mehrentheils vergessen wir, daß wir itzo bereits diese Seligkeit schon genießen, und sie immer mehr vergrößern können. Zweifelst du daran? so betrachte ein neugebohrnes Kind, dergleichen du einst auch warest; wie un-

vermögend ist es! es kann sich nicht von einer Stelle zur andern bewegen, seine Wünsche nicht ausdrücken, sich seine Nahrung nicht verschaffen, es ist unvermögender, als der neugebohrne Frosch, der sich bewegt wohin er will, und seine Nahrung selbst zu finden weiß; betrachte nun ein fünfjähriges Kind! schon beweget es sich wohin es will, nimmt allerley kleine Geschäfte vor, bauet, pflanzet, reißt ein, fodert Speise, wenn es hungert, und sucht den Ort auf, wo es seinen Durst stillen kann. Nun siehe hin auf das zwanzigjährige Mädchen, den zwanzigjährigen Jüngling! welcher Unterschied! Sie bedürfen keiner elterlichen Pflege mehr, arbeiten, und machen fast alles möglich, was sie von ihren Eltern sahen. Bald sind sie der Aufsicht der Eltern ganz entwachsen, sind Väter, Mütter, haben um sich Kinder und Gesinde, deren Versorger und Leiter sie sind. Und eine funfzigjährige Person, die immer ihrer Bestimmung gemäß lebte — wie viel kann diese, sie sey vom hohen oder vom niedrigen Stande, nicht durch ihr Nachdenken und ihren guten Rath möglich machen! Mancher Mann, der vor funfzig Jahren, wie ein Wurm, an der Mutter Brust sich krümmte, wandelt itzo unter Menschen, die ihn als ihren Versorger und Wohlthäter verehren! Wir wachsen also an Kraft. Und dieses Wachsthum

gedeihet immer besser, je mehr wir uns gewöhnen, alles, was wir thun, mit Nachdenken zu verrichten, und es so gut zu machen, als es möglich ist.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben: denn ihre Werke folgen ihnen nach. Dieser Spruch rühret uns, wenn wir ihn hören, wir stellen es uns als eine himmlische Seligkeit vor, daß wir uns einst werden erinnern können an alle das Gute, das wir ehemals thaten. Können wir uns denn aber diese Seligkeit nicht schon heute verschaffen? Gewiß wir können es. Wir können heftige Begierden mäßigen und besiegen; gute Vorsätze fassen und befolgen; das Tagewerk, das Gott uns aufgab, recht treu und gewissenhaft ausrichten; Beschwerlichkeiten überwinden, die mit unserm Berufe verknüpft sind; unserer Bequemlichkeit entsagen, um einem unserer leidenden Nebenmenschen beyzustehen; dieß und noch weit mehr können wir thun. Diese Werke folgen uns nun nach, Wann der Tag sich neiget, wir einsam, oder im Kreise der Familie oder Freunde, unsere Abendmahlzeit genießen, dann unser Lager besteigen: so erinnern wir uns derselben; und diese Erinnerung, o wie süß ist sie! wie wohl befindet man sich, wenn man eine schwere Arbeit geendigt, eine böse Lust besiegt, einem seiner Nebenmenschen

Freude gemacht hat — dieß ist der Himmel auf Erden — Wer diesen nicht kennt, der darf auch auf keinen Himmel rechnen, wann er die Erde verlassen hat. Die guten Werke, die nachfolgen sollen, sind die Früchte von vielen gut angewendeten Lebenstagen. Wo sollen diese herkommen, wenn man nicht seine einzelnen Lebenstage recht gut anzuwenden sucht?

Bey dem Herrn zu seyn allezeit — Dieß stellen wir uns als die höchste Seligkeit vor, und dieß mit Recht. Sind wir denn aber nicht bereits bey ihm? Sollte es denn wohl wirklich möglich seyn, ihm jemals näher zu kommen, als wir ihm bereits sind? Wenn wir uns denken, daß Gott hoch über den Sternen wohne, und daß wir zu ihm kämen, wann wir einst dahin versetzt würden: so ist dieß bloßer Irrthum. Er wirkt auch auf Erden, wir sehen es an dem Reichthume, den die Erde hervorbringt, an dem wunderbaren Baue jeder Pflanze, jedes Thiers, am mehresten an der weisen Einrichtung unserer selbst, und an der weisen Leitung unserer Schicksale; wo er wirkt, da muß er seyn; er ist also bey uns, und wir sind bey ihm.

Sehen thun wir ihn freylich nicht. Ist aber wohl Hoffnung da, daß wir ihn jemals sehen werden? Nur ein Körper ist sicht-

sichtbar, einen Geist, dergleichen Gott ist, können wir niemals sehen. Alles, was wir erwarten können, ist dieses, daß wir ihm unsre Gedanken und Wünsche vortragen, und Beweise bekommen, daß er bey uns sey und sie vernehme; und dieß alles haben wir ja bereits.

Welcher wirkliche Verehrer Gottes läßt wohl einen Tag vorbey gehen, ohne seine Gedanken auf ihn zu richten, seine Wünsche ihm vorzutragen, ihm von seinem Verhalten Rechenschaft abzulegen? Saat doch David schon; wann ich zu Bette gehe, so denke ich an dich, wann ich erwache, so rede ich von dir. Und dieser hatte doch noch nicht so richtige Begriffe von ihm, als wir, die wir nun ein Paar tausend Jahre später als David leben, und in denselben ungleich mehrere Beweise, von seiner Güte und Weisheit erhalten haben. Wenigstens ists doch nicht zu läugnen, daß wir uns ihm mit unsern Gedanken nähern, oder alle unsere Wünsche und Kümmernisse ihm mittheilen können. Und wer hat dieß wohl jemals mit wirklicher Herzlichkeit, mit wirklichem reinem, kindlichem Vertrauen zu ihm gethan, ohne sich aufgeheitert und gestärkt zu fühlen? Wer erinnert sich nicht, wenn er über seine Lebensgeschichte nachdenkt, an unvermuthete Rettung aus großen Verlegenheiten, an Leitung harter Schicksale zu sei-

nem

nem Besten? an durchgreifende Warnungen, wann er im Begriff war, den Weg der Rechtschaffenheit zu verlassen? Hast du, Leser! diese Erfahrungen gemacht: so hast du auch die Beweise erhalten, daß Gott bey dir sey, und du bey ihm bist. Sollten sie dir aber fremd seyn: so ist dieß Buch nicht für dich geschrieben; oder dann liegt auch der Grund hiervon gewiß nicht an Mangel der Aufmerksamkeit Gottes auf dich, sondern an deiner Gedankenlosigkeit. Du gleichst einem leichtfertigen Kinde, das, in Gesellschaft, von seinem Muthwillen sich so sehr beherrschen läßt, daß es den Vater ganz vergißt und ihn gar nicht bemerkt, der mit ernstlichem liebevollem Blicke es beobachtet, und ihm einmal über das andere Winke giebt, sich nicht zu vergessen.

Aber der Umgang mit Engeln — dieß wird doch eine Seligkeit seyn, auf die wir hier rechnen dürfen? Ich glaube doch, daß wir diese Seligkeit schon so ziemlich auf Erden finden können, wenn wir nur wollen. Freylich wird in einem vollkommnern Zustande alles besser seyn, als in dem unvollkommnern; aber das ist die Folge noch nicht, daß gar kein Umgang auf Erden sey, der uns Seligkeit verschaffen könnte.

Laßt uns ehrlich die Sache untersuchen! Was sind denn Engel? Dienstbare Geister, die ausgesandt sind, um deren

wegen,

wegen, die ererben allen die Seligkeit. Fehlts denn an solchen Geistern auf Erden? Denk nach, mein Leser! Wer nahm sich deiner an, da du, als ein hülfloses Geschöpf, im Blute lagst? wer ernährte; wer verpflegte dich, als du noch ganz schwach und unwissend warest? wer lehrete dich das, was du itzo weißt? wer bereitete das Brod, das du genießt? wer das Kleid, das dich bedeckt, die Hütte, die du bewohnst? das Instrument, mit welchem du deine Arbeiten verrichtest? wer verfertigte die Uhr, nach welcher du deine Zeit eintheilest? ists nicht wahr, dieß alles thaten Menschen? dieß sind ja also Geister, die dir dienen, ob sie gleich ihre grobe Hülle, den Körper, so wenig, als du, abgelegt haben.

Aber, wendest du ein, es sind keine guten Geister; da ist nichts als Falschheit, Eigennutz, Tücke, Bosheit. — Laß uns die Sache überlegen! Bist du selbst rechtschaffen, so gesinnt, wie du glaubest, daß die Engel seyn werden: so sieh dich nur um, du wirst gewiß einen wenigstens finden, der so gesinnt ist, wie du bist. Die Menschen mögen so verderbt seyn, als sie wollen: so sind sie doch nicht so sehr verderbt, daß der redliche nicht wenigstens einen finden sollte, mit dem er umgehen, und seine Arbeiten und Freuden theilen könnte. Was die übrigen betrifft: so

wird

wird in der Folge gezeigt werden, daß wir uns oft die Menschen böser vorstellen, als sie wirklich sind, und — daß wir sie oft durch unser eigenes Betragen böse machen. So giebts oft Schullehrer, welche darüber klagen, daß sie mit lauter Bösewichtern von Kindern umgeben wären, und andere, die versichern, daß die vergnügtesten Stunden ihres Lebens diejenigen wären, die sie im Umgange mit ihren Schülern zubrächten. In wem ist denn nun die Ursache zu suchen, daß jene Schüler Bösewichte, diese hingegen gute Kinder sind? ohne Zweifel in den Lehrern.

Mit den Erwachsenen ist es zwar nicht ganz, aber doch beinah so, wie mit den Kindern; theils stellen wir uns dieselben schlimmer vor, als sie wirklich sind, theils haben wir vielleicht in unserm Betragen manches, was sie gegen uns einnimmt. Und wenn wir sie auch wirklich nicht gegen uns gereizt haben, wenn sie auch wirklich böse sind: so sind sie jedoch weiter nichts, als Werkzeuge in Gottes Hand, durch welche er seine Absichten zu erreichen, und auch dein Wohl zu befördern weiß. Sobald wir die Menschen von dieser Seite betrachten, als Werkzeuge, deren Wirkungen unter Gottes Leitung stehn: so wird man sich gleich mit Engeln umgeben sehen.

Die

Die Hoffnung, daß wir einst Gottes Werke werden betrachten können, eröffnet uns die angenehmsten Aussichten in die Zukunft; und wahr ist es, ein grosser Theil unserer künftigen Seligkeit wird aus der Betrachtung der Werke des Allgütigen entspringen. Aber — sind wir denn nicht schon mit Gottes Werken umgeben? Der Nebel, den wir oft um uns aufsteigen sehen, das Gebirge, das vor uns liegt, die Steine, die in seinem Schoose verborgen sind, die Quelle, die aus ihm entspringt, das Moos, das Gras, die Kohlpflanze, der Strauch, der Baum, der Wurm, das Insekt, der Fisch, der Vogel, das Säugethier — sind sie nicht lauter Werke Gottes? da wandeln wir denn unter Gottes Werken? und sehnen uns nach dem künftigen Zeitpuncte, da wir sie werden betrachten können. Warum betrachten wir sie denn nicht itzo? Wenn wir sie doch betrachteten! wenn wir doch über die mannichfaltigen Wirkungen der Natur gehörig nachdächten, und lernten, in welcher weisen wohlthätigen Verbindung alles unter einander wäre: dann würden wir uns eine Freudenquelle öffnen, die nie versiegt, und uns den Himmel auf Erden bereiten. — Wandern wir aber gedankenlos unter den Werken Gottes, die uns itzo umgeben: so bringen wir uns nicht nur um alle Freuden, die uns die Beobachtung derselben gewäh-

gewähren könnte, sondern schwächen selbst [illegible] einst aus der Betrachtung anderer Werke Gottes Vergnügen schöpfen zu können. Denn wer bey alle den wunderbaren Wirkungen Gottes, auf der Erde, gefühllos bleibt, wie kann dieser hoffen, daß ihm der Anblick neuer Wirkungen, die er auf andern Weltkörpern finden wird, grose Freude machen werde?

Der scheinbarste Einwurf, den man gegen die Wahrheit, daß wir schon auf der Erde im Himmel seyn können, machen kann, ist von den mannichfaltigen Mühseligkeiten dieses Lebens hergenommen. Diese sind freylich nicht zu läugnen. Die Schmerzen und Krankheiten, denen unser Körper ausgesetzt ist, die Kränkungen und Verdrüßlichkeiten, die aus dem Umgange mit Menschen entspringen, sind mannichfaltig; wahr ist es, daß ein einziger Unglücksfall die Früchte eines vieljährigen Fleißes zernichten kann; wahr ist es, daß es auf dieser Erde noch Krieg giebt, welcher Greuel veranlaßt, vor welchen die menschliche Natur sich entsetzt. Der Anblick dieser und tausend anderer Plagen, unter welchen die Menschen seufzen, ist die Veranlassung gewesen, diese Erde ein Jammer- und Thränenthal zu nennen.

Allein wenn man nun alles menschliche Elend zusammensetzt: so kann man doch weiter nichts daraus beweisen, als daß die

Erde

Erde nicht von lauter Seligen bewohnt werde, daß vielmehr bey weiten der größere Theil ihrer Bewohner höchst elend sey. Daraus folgt aber noch nicht, daß nicht jeder einzelne Mensch, sobald er ernstlich will, den Genuß der himmlischen Seligkeit auf Erden haben könne.

Denn von den Mühseligkeiten dieses Lebens entspringt bey weiten der größre Theil aus uns selbst, aus unserer Unwissenheit, aus unserer Thorheit, aus der Heftigkeit unserer Begierden, aus unserer Trägheit. Sobald wir also uns ernstlich bemühen, verständiger, weiser zu werden, unsere Begierden und unsere Trägheit zu beherrschen: so mindern sich die Leiden dieser Art immer mehr, und fallen endlich gänzlich weg. Wie mancher, der sonst krank war, genießt itzo einer dauerhaften Gesundheit, nachdem er bessere Einsichten in die Beschaffenheit seines Körpers bekommen, und dasjenige vermieden hat, wodurch er sonst zerrüttet und geschwächt wurde; wie mancher lebt itzo, in Verbindung mit den Menschen, über welche er sonst die bittersten Klagen führte, glücklich, nachdem er im Umgang mit ihnen mehr Klugkeit, Mäßigung, Gefälligkeit bewiesen hat.

Demohnerachtet bleiben noch Leiden genug übrig, die ohne unsere Verschuldung uns treffen. Sie zu vermeiden, steht nicht immer in unserer Gewalt; aber sobald

wir ernstlich wollen, können wir ihnen das Schmerzhafte, das Unangenehme benehmen, und es wohl gar mit der Zeit dahinbringen, daß sie uns Freude machen. Das Schreckliche unserer Schicksale liegt vorzüglich in unsern Vorstellungen; sobald diese gereinigter werden: so greifen sie uns auch weniger an.

Diese Wahrheit ist durch unzählige Erfahrungen bestätigt worden. Wie ängstlich geberdet sich ein Kranker, der, durch eine verkehrte Erziehung, gegen alle Arzneyen einen starken Abscheu bekommen hat, wenn er nun Arzneyen nehmen soll; wie viele Mühe muß man sich geben, ihn dazu zu bereden! Ein anderer, der vernünftiger ist, sucht selbst den Arzt auf, läßt sich die nämliche Arzney geben, und nimmt sie begierig ein. Wie wimmert ein Reisender, welcher die irrige Meynung hat, daß jede rauhe Witterung der Gesundheit nachtheilig sey, wenn er auf dem Wege von einem Sturme und Platzregen betroffen wird; unterdessen geht sein Gefährde, der überzeugt ist, daß durch das Erdulden rauher Witterung der Körper gestärkt werde, bey dem nämlichen Sturme, und unter dem nämlichen Platzregen, lächelnd neben ihm her. Ja es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, welche den Verlust aller ihrer Güter, ihrer Freyheit, erduldet, sogar das Blutgerüste bestiegen haben, ohne Spuren von Aengstlich-

lich-

lichkeit und Gram blicken zu lassen; die dem härtesten Schicksale mit eben der Gelassenheit und Heiterkeit entgegen giengen, mit welcher ein anderer zur Tafel geht.

Solche Menschen können wir auch werden, sobald wir ernstlich wollen; wir können es so weit bringen, daß kein Unglück, keine Widerwärtigkeit, kein Martertodt uns mehr niederschlägt, oder unsere Gemüthsruhe gänzlich raubt.

Und welches ist das Mittel sich diese Größe und Stärke der Seele zu verschaffen? Das sicherste ist der lebendige Glaube, daß Gott allenthalben wirkt, daß auch mein härtestes Schicksal eine Fügung seiner Liebe, ein Erziehungsmittel sey, wodurch er meinen Geist auszubilden, und zum Genuß der Seligkeit immer fähiger zu machen sucht.

Also, lieber Leser! der du dich nach der Seligkeit des Himmels sehnest, verschiebe den Genuß dieser Seligkeit ja nicht bis zu deinem Abgange von der Erde — in dieser Stunde, da du dieß lieseſt, kannst du sie schon genießen. Suche dich nur zu überzeugen, daß du itzo schon bey Gott bist, daß dieser deine Wünsche weiß, daß du seinen Willen erfahren kannst; fasse den Entschluß, ihn immer redlich zu befolgen, die Geschäffte, die er dir anvertrauet, die Pflichten, die er dir auflegt, treu zu verrichten und auszuüben; betrachte die Men-

schen, die dich umgeben, als Gottes Boten und Werkzeuge, durch welche er auf dich wirkt, die Natur als Gottes Werk, deine Leiden, als weise Erziehungsmittel, und — du wirst dann Vorschmack des Himmels haben; aber zum Genuß seiner Seligkeit wirklich zu kommen, denselben bleibend zu machen, ihn immer mehr zu vergrößern und zu vervielfältigen, dazu gehört freylich eine stete Aufmerksamkeit auf sich selbst, Uebung und Thätigkeit, wozu in diesem Buche Anweisung wird gegeben werden.

Erstes Buch.

Von der Seligkeit, die wir in uns selbst finden können.

Wir freuen uns auf den Himmel, jenseits des Grabes, vorzüglich deßwegen; weil wir dort vollkommner seyn, viel mehr wissen, viel mehr verstehen, viel mehr vermögen werden, als gegenwärtig, und — frey seyn von der Sünde. Wir wissen also recht gut, worinne der Grund unsers Mißvergnügens, unserer Leiden liege, und warum wir also nicht schon itzo die himmlische Seligkeit genießen.

Warum handeln wir denn aber nicht nach unsern Einsichten? warum streben wir denn nicht itzo schon nach der Vollkommenheit? Wenn wir uns ihr itzo schon näherten: so würden wir auch itzo schon seliger seyn. Wenn wir itzo schon zu sündigen aufhöreten: so würden wir auch itzo schon uns im Himmel befinden.

Wie ist dieß möglich! wird man sagen, hier, in diesem Stande der Unvollkommenheit, wo unsere Einsichten so beschränkt sind, unser Wissen Stückwerk ist? wo wir so sehr von unserm Körper abhängen?

gen? wo wir so viele böse Exempel sehen? so viele Reizungen haben, unsern Pflichten untreu zu werden? Dieß ist freylich alles wahr, allein was beweist es denn? Weiter gar nichts als — daß man nur mit Mühe und Anstrengung sich der Vollkommenheit nähern könne. Wer diese nicht scheuet, wird ihr auch gewiß immer näher kommen.

Hast du denn, mein Leser! dich nun wirklich angestrengt, um vollkommner, d. i. verständiger, besser, stärker, von der Sünde frey zu werden? Du wirst freylich die Frage bejahend beantworten, aber auch zugleich über dein großes Unvermögen klagen.

Hüte dich nur, daß du dich nicht selbst betrügst! Um dir deine Selbstprüfung zu erleichtern, will ich dir nur noch eine Frage vorlegen: gieng denn wirklich dein Hauptbestreben nach Vollkommenheit? oder betrachtetest du deine Vervollkommnung nur als ein Nebengeschäfte? Diese Frage möchten wohl nur wenige Leser mit Ja beantworten können. Wird dieß Buch wirklich von solchen gelesen, die mit Ueberzeugung sagen können, daß der Hauptzweck ihrer Bemühungen ihre Vervollkommnung war: so werden sie sich auch bewußt seyn, daß sie den Himmel auf Erden haben.

Da dieß aber wenige Leser von sich mit Wahrheit werden behaupten können: so ist wohl nöthig, über diesen Punkt noch etwas zu sagen.

Das Streben nach Vollkommenheit ist fast allgemein, aber gemeiniglich hat es eine verkehrte Richtung genommen. Es geht nach aussen, anstatt daß es nach innen gehen sollte. Sich mehr Bequemlichkeit, schmackhaftere Nahrungsmittel, mehr Befriedigung seiner sinnlichen Wünsche zu verschaffen, Aufsehen in der Welt zu machen, Capitalien zu sammeln, seine Einkünfte zu vermehren, dieß ist gemeiniglich der Zweck des menschlichen Strebens und Handelns. Die Vervollkommnung seiner selbst wird nur in so ferne getrieben, als sie als Mittel zur Erreichung des Hauptzwecks dienen kann. Man erwirbt sich Geschicklichkeiten, um damit Geld zu verdienen, man beherrscht in gewissen Fällen seine Sinnlichkeit, um sie hernach desto zügelloser befriedigen zu können, man thut seine Pflicht, um Beyfall zu erhalten.

Wenn wir nun wirklich überzeugt sind, daß die himmlische Seligkeit vorzüglich in unserer Annäherung zur Vollkommenheit bestehen werde: welcher Widerspruch ist dann zwischen unsern Einsichten und Handlungen, wenn unsere Vervollkommnung nicht das Hauptziel unsers Bestrebens ist!

In diesem ewigen Widerspruche ist der vorzüglichste Grund zu suchen, warum der Himmel äußerst selten auf Erden gefunden wird.

So lange unsere Vervollkommnung bey uns nur ein Nebenwerk ist, muß sie nothwendig nur langsam von statten gehen; so lange wir sie nur als Mittel betrachten, um zu andern Zwecken zu gelangen, werden wir davon abstehen, sobald sich andere Mittel zeigen, durch welche man seinen Zweck sicherer und leichter zu erreichen glaubt. Erfüllt man seine Pflicht bloß, um Beyfall zu erhalten: so wird man sie eben so gern verletzen, wenn einmal eine Periode kommen sollte, wo Pflichtvergessenheit als Verdienst gerühmt würde. So handelt der Hofmann, der in seinem Amte treu und eifrig ist, so lange er einem Fürsten dient, welcher Amtstreue schätzt und belohnt, der aber eben so thätig ist, despotische Absichten zu befördern, wenn ein Despot in die Stelle des Landvaters einrückt. Dieser Hofmann erreicht vielleicht seinen Zweck — die Gunst des Fürsten, aber den Himmel auf Erden wird er vergeblich suchen.

Machen wir irgend etwas anders, als unsere Vervollkommnung, zu unserem Hauptzwecke, so erwarten wir von Erreichung desselben unsere Glückseligkeit, und gleichen Kindern, die nach dem Platze

lau-

laufen, wo der Regenbogen aufsteht und — ihn nie finden.

Die Seligkeit ist ja eine Eigenschaft des Geistes, können wir sie also wohl wo anders suchen, als in uns selbst?

Dieß ist so wahr, daß es überflüßig scheinen möchte, hierüber noch ein Wort zu sagen. Da aber doch in der Regel diesem Grundsatze durchaus entgegen gehandelt wird: so ists nöthig, mich hierüber weiter zu verbreiten.

Die Dinge, die ausser uns sind, haben bey weiten den Werth nicht, den wir ihnen beylegen. So lange wir sie noch nicht haben, stellen wir sie uns als etwas vor, dessen Besitz uns zu den glücklichsten Menschen machen würde, und unsere Einbildungskraft ist ungemein geschäftig, sie uns in dem höchsten Reitze darzustellen. Dieß spornt uns denn an, unsere Denkkraft anzuwenden, um Mittel zu ersinnen, die uns zum Besitze derselben helfen, und alle unsere Kräfte aufzubieten, sie zu erlangen. Während dieser Zeit sind wir nicht im Himmel. Denn wie können wir dieß glauben, so lange uns die Sache fehlt, von welcher wir unser Heil erwarten? Erlangen wir sie nicht, welches gar vielmal der Fall ist: so ist unser Zustand äußerst traurig. Haben wir sie aber, nun so besitzen wir sie dann; aber wir finden, daß wir getäuscht sind, und daß sie uns

bey weiten die Seligkeit nicht verschaffe, die uns unsere Einbildungskraft davon versprach. Wir sind unserm Ziele so wenig näher gekommen, als Kinder dem Platze, wo der Regenbogen aufsteht, wenn sie nun ausser Athem bey dem Baume ankommen, wo sie ihn mit Händen zu greifen gedachten.

Cleon, ein junger, aber armer, Kaufmann, fängt sein Geschäfte mit einem kleinen Handel an, der ihm gerade so viel einträgt, als er zur Anschaffung seiner nothwendigen Bedürfnisse nöthig hat. Suchte er nun, bey der Betreibung dieses Handels, den höhern Zweck, seine Vervollkommnung, zu erreichen, so würde er gewiß im Himmel seyn. Dieß thut er aber nicht. Jener Kaufmann, der ihm gegenüber wohnt, dessen weitläuftiger Handel sich über ganz Europa verbreitet, dessen Haus ein Pallast ist, der Equipage hält, auf dessen Tafel alle Länder ihre Leckereyen liefern müssen, der hat, seiner Meynung nach, den Himmel auf Erden. Und dahin denkt er auch zu kommen. Nun geht sein Dichten und Trachten dahin, diesen Zweck zu erreichen. Seine eigne Vervollkommnung vergißt er ganz, ja ist von seinem Zweck so eingenommen, daß er ihn fast immer auf Kosten derselben zu erreichen sucht. Strebte er nach Vervollkommnung: so würde er Herr über seine Sinnlichkeit zu werden

ſuchen. Dieß thut er nicht nur nicht, ſondern begiebt ſich auch in ihre Feſſeln, in denen er Tag und Nacht arbeitet, um ihre Forderungen zu befriedigen. Wenn andere am Ende des Tages ſich prüfen, wie ſie ihre Pflichten erfüllt haben: ſo berechnet dieſer, wie viel er gewinnen würde, wenn er eine gewiſſe Waare verſchriebe und abſetzte. Er ſucht mit den größten Handelshäuſern in Verbindung zu kommen, und es gelingt ihm. Er verſchreibt große Ladungen von Waaren, und alle ſeine Seelenkräfte arbeiten dahin, um ſie mit Gewinn wieder abzuſetzen. Seine ganze Beredſamkeit wendet er an, um Käufer beyzulocken, dringt ſie ihnen auf, wenn er auch weiß, daß ſie derſelben nicht bedürfen; gelingt es ihm, eine Frau zur Annahme eines theuern Kleidungsſtückes zu bewegen, ſo freuet er ſich wie ein Menſchenfreund, wenn er einem armen Manne Gelegenheit verſchafft hat, ſeine entblößte Familie zu kleiden, wenn er auch gleich weiß, daß jene Frau dieſen Aufwand über ihr Vermögen macht. Er giebt Credit, und wenn er eine zeitlang umſonſt auf Zahlung gewartet hat: ſo fängt er an, ſeine Schuldner auszuklagen, und mit der größten Strenge auf Zahlung zu dringen. Sollte auch manche Familie, durch ſeine Strenge, zu Grunde gerichtet, und in die Nothwendigkeit verſetzt werden, ihr klei-

nes Eigenthum zu verkaufen und zu verpfänden: so macht ihm dieß keinen Kummer, weil er glaubt berechtigt zu seyn, sein Eigenthum zurück zu fordern.

Nachdem er nun einige Jahre rastlos gearbeitet hat: so kommt er denn endlich zum Ziele seiner Wünsche! Er vertauscht seine kleine Wohnung mit einem Pallaste, läßt seine Mobilien in Paris verfertigen, führt eine kostbare Tafel, und — fährt in einer Carosse dahin, wohin er sonst zu Fusse gieng. Aber — den gewünschten Himmel auf Erden findet er nicht.

Einige Wochen taumelt er, von Freuden berauscht, dahin, achtet des vielen Verdrusses nicht, den er in seiner neuen Lage findet, in der Hoffnung, daß in der Folge dieß alles wegfallen werde.

Bald aber hört der Zauber auf. Die Goldstücke, die durch seine Hände tauschen, machen ihm nicht mehr Freude, als sonst die Groschen, die er einzeln einstrich; das theure Bureau aus Paris wird ihm so gleichgültig, als ehemals sein tännerner Schreibeschrank. Dagegen findet sich allerhand unangenehmes ein, das er sonst nicht kannte. Der Ruf von seinem Reichthume lockt einen Schwarm Leute herbey, wie ein ausgestellter Honigtopf die Wespen, die durch Schmeicheleyen und Ränke einen Theil seiner Güter sich zuzueignen suchen. Seine Kinder, von dem Bewußtseyn geleitet,

tet, daß sie einen reichen Vater haben, geben sich keine Mühe, etwas nützliches zu lernen, die Lehrer sehen ihren Fehlern nach, loben sie gegen den Vater, in der Hoffnung, ein gutes Neujahrsgeschenk zu bekommen; statt der Milch, die sie sonst zum Frühstück bekamen, erhalten sie Kaffee, und statt des Butterbrods, Backwerk, und werden dabey schwächlich. Da sie Geld in der Tasche haben: so drängten sich zu ihnen allerley nichtswürdige Menschen, die ihnen alle Gelegenheit verschaffen, ihre Sinnlichkeit zu befriedigen; sie schweifen aus, entehren sich, machen Schulden — zum Theil bekommen sie schändliche Krankheiten. Der Vater selbst speist nicht mehr mit dem Appetite, mit welchem er sonst seinen Kohl und sein Hammelfleisch genoß. Die Mannichfaltigkeit der Speisen reizt ihn aber doch zum Genuß, und seine Säfte werden dadurch verderbt. Sonst lief er in leichter Kleidung durch die Straßen, achtete Regen und Schneegestöber nicht; itzo — fährt er in einer Carosse in Fuchspelz eingehüllt. Dadurch werden seine Nerven geschwächt, und unnatürliche Ausdünstung wird befördert.

Nach einigen Jahren sitzt dann Cleon unter einer Familie von verworfenen Menschen, von Gicht und Podagra geplagt, mit sich selbst unzufrieden, und — bereitet sich zu einem seligen Ende. Dieß ist

sein

sein Himmel auf Erden! Gott wolle uns alle vor diesem Himmel bewahren!

Myrtill befindet sich in einer sehr bedaurenswürdigen Lage. Einen Tag ist er übermäßig vergnügt, dann schleicht er wieder ganze Wochen schwermüthig umher, und spricht vom Selbstmorde. Fragt ihn was ihm fehle? er wird euch mit Wehmuth eine gewisse Laura nennen, in deren Händen sein Wohl und Wehe läge. Ohne sie sey ihm die Welt eine Hölle, aber sie würde für ihn ein Himmel seyn, wenn er Laura einst die Seinige nennen dürfe. Ein freundlicher Blick von ihr sey ihm Stärkung, aber ihr Kaltsinn führe ihn an den Abgrund des Verderbens. Sollte Myrtill wohl in dieser unangenehmen Lage den Himmel auf Erden haben? Gewiß nicht. Endlich aber kommt er zum Ziele seiner Wünsche, Laura wird die Seinige und er glaubt den Himmel auf Erden gefunden zu haben, wenigstens in den ersten Wochen seines Ehestandes.

Aber kaum sind einige Wochen verstrichen: so fängt er an zu merken, daß er sich geirrt habe. Laurens Reize, Ton, Witz, die ihn sonst in Entzücken versetzten, machen mit jeder Woche weniger Eindruck auf ihn; am Ende werden sie ihm gleichgültig. Er findet in seiner Gattin, die er, ehe er zu ihrem Besitze gelangte, mehreremale eine Göttin nannte,

eine

eine ganz gewöhnliche Frau. Ja er bemerkt sogar an ihr Fehler, die er an dem reizenden Bilde, das sich seine Einbildungskraft von ihr entwarf, gar nicht wahrnahm. Es wird nach und nach Eigensinn, Eitelkeit, Coquetterie, Widersprechungsgeist sichtbar, wodurch sehr unangenehme Auftritte verursacht werden, die sein Herz um so mehr angreifen, da er die Ausbildung desselben sich gar nicht hat angelegen seyn lassen. Laura wird Mutter, aber — ihr Wochenbett ist unglücklich, der neugebohrne Sohn stirbt nach einigen Tagen, und die Mutter wird auf einige Wochen bettlägerig. Es sind schmerzhafte Wochen, die ihren Körper stark angreifen. Da sie endlich das Bette wieder verlassen kann, so sind ihre Reize dahin, die sonst blühenden Wangen gelb, und die feurigen Augen matt; die Haushaltungsgeschäfte sind in Unordnung gerathen, und Schulden aufgelaufen. Dieß alles kann jedem anderen begegnen; aber Myrtillen, der auf keinen Himmel, als auf den gerechnet hat, den ihm Laura geben würde, wirft es ganz darnieder. Die vielen guten Eigenschaften, die seine Frau an sich hat, bemerkt er nicht, und jedes Versehen, das sie begeht, reizt ihm zum Zorne. Laura, gewohnt, in ihrem Myrtill einen Verehrer zu sehen, der alles, was sie sprach und that, vortreflich fand,

schätzt sich höchst unglücklich, da nun der Verehrer verschwunden ist, und sich an deßen Statt ein rauher, mürrischer Ehemann eingefunden hat. Sie bekommen Kinder, aber sie machen ihnen wenig Freude. Die beständige Uneinigkeit der Eltern erlaubt keine gemeinschaftliche Erziehung. Immer arbeitet eines dem andern entgegen. Einige sterben frühzeitig dahin, und die andern werden kränklich und unfolgsam gegen die Eltern. So wandelt Myrtill an der Hand seiner Laura, unter stetem Gram und Verdrusse, nach dem Grabe zu, in welchem er das Ende seiner Leiden zu finden hofft.

Zwanzig Jahre hat Sempron in fremden Häusern zur Miethe gewohnt, und in dieser Zeit vielen Verdruß gehabt. Den Grund davon sucht er lediglich darinne, daß er kein eigenes Haus besitzt. Sollte ihm dieß gelingen, daß dieser Wunsch erfüllt würde, dann wollte er, wie er glaubt, der glücklichste Mann auf der Erde seyn. Bis dahin hat die Welt keinen Reiz für ihn. Endlich ist vor einigen Wochen sein Wunsch erfüllet worden. Einer seiner Anverwandten ist gestorben, und hat ihm ein Vermögen hinterlassen, das ihn in den Stand setzt, sich ein Haus zu kaufen, das eingerichtet ist, wie er es immer wünschte. Wie glücklich schätzt er sich! Nächstens wird er es beziehen,

hen, alle seine Freunde zusammen laden, bewirthen, und einen sehr vergnügten Tag in ihrer Gesellschaft verleben. Die folgende Woche läßt er es durch einen Baumeister untersuchen. Es wird schadhaft gefunden, und eine Reparatur veranstaltet, die ihm viel Geld kosten, und ihn ein halbes Jahr in Treibung seiner Geschäffte stören wird. Er muß nun Abgaben entrichten, von welchen er sonst frey war. Bald darauf bricht ein Krieg aus, ein feindliches Corps dringt in die Stadt ein, und wird in die Häuser einquartirt. Zwölf Mann werden seinem Hause zuerkennt, die er einige Wochen beköstigen muß, und die solchen Unfug treiben, daß er oft seines Lebens müde wird. Der Feind fordert Contribution, welche auf die liegenden Gründe vertheilt wird, und die ihm mehr kostet, als sonst seine Hausmiethe.

Am Ende kauft das Haus, das an das Seinige stößt, ein böser Mann, der durch seine Zanksucht und Unverträglichkeit alle seine Freuden verleidet. Er sieht nun zu seinem großen Leidwesen ein, daß er im eignen Hause eben keine vergnügteren Tage habe, als sonst in dem gemietheten.

Es würde leicht seyn, noch hundert Beyspiele anzuführen, die alle den Satz beweisen, daß die Dinge, die ausser uns sind, den Werth nicht haben, den man ihnen beylegt, und die Seligkeit nicht ver-

schaffen, die man von ihnen erwartet, so lange man sie noch nicht besitzt. Wozu aber diese Weitläuftigkeit? Es denke doch nur ein jeder an seine eigene Lebensgeschichte, und er wird finden, daß er itzo vieles habe, was er sonst sehnlich wünschte, und doch eben nicht zufriedener lebe. Eine Art von Sorgen und Kümmernissen ist ihm, durch den Besitz der gewünschten Sache, abgenommen worden, dagegen haben sich neue Arten von Sorgen und Kümmernissen eingefunden, die er sonst nicht kannte. Der Reiz, den die gewünschten Sachen in der Entfernung hatten, verschwindet in der Gegenwart, weil er theils ein Werk der Einbildung war, theils weniger Eindruck macht, wenn man nach und nach an den Anblick desselben gewöhnt wird. Ist denn dieß nicht wahr?

Hierzu kommt noch die Vergänglichkeit alles dessen, was ausser uns ist. Je werther uns die Dinge ausser uns sind, je mehr wir unser Herz dran hängen, je nothwendiger wir sie zu unserer Glückseligkeit halten, desto schrecklicher muß der Gedanke seyn, daß sie können entrissen werden.

Ein Kind war das einzige, was Chloris wünschte. Ohne ein Kind war für sie keine Freude auf der Welt. Sie hat es nun. Sie sieht auf dasselbe einen ungemeinen Werth. Der Gedanke, daß ihr Kind

ster-

sterben könnte, ist ihr unerträglich. Zehnmal des Tages erkundigt sie sich nach seinem Befinden. Jede ungewöhnliche Röthe, die sie in seinem Gesichte bemerkt, jede Unverdaulichkeit verursacht ihr eine schlaflose Nacht. Jeden Arzt fragt sie um Rath, jeder giebt ihr Arzney, jede Arzney wird eingegeben. Aus Furcht, der Gesundheit des Kindes zu schaden, werden ihm alle Ungezogenheiten verstattet. Bald grassiren die Masern, bald die Röteln, bald die Pocken, und Chloris wird durch die Furcht vor Ansteckung, immer in die schrecklichste Lage versetzt. Ihr Leben ist eine wahre Hölle. Am Ende bekommt das Kind doch die Pocken und stirbt. Die Mutter fällt in eine Ohnmacht über die andere, und versichert, daß sie nun keinen Wunsch mehr habe als — bald bey ihren Heinrich zu kommen.

So ists mit allem, was ausser uns ist. Jede Person, die uns werth ist, ist sterblich, und ihre Zuneigung vergänglich, jedes Haus verbrennbar, jedes Geld, jede Kostbarkeit dem Diebstahle ausgesetzt, jedes andere Gut kann durch tausenderley Unglücksfälle uns entrissen werden. Je werther uns also die Dinge ausser uns sind, desto quälender muß für uns die Vorstellung von ihrer Vergänglichkeit, desto trostloser unser Geist seyn, wenn sie uns wirklich entzogen werden.

Wenn wir also die Erwerbung und Erhaltung irgend einer Sache, die ausser uns ist, zu unserm Hauptzwecke machen, und sie für nothwendig für unsere Glückseligkeit halten: so täuschen wir uns schlechterdings allemal, eilen dem Schatten nach, um ihn zu haschen, und machen unsere Glückseligkeit vom Vergänglichen abhängig. Wie ists denn unter solchen Umständen möglich, daß man den Himmel auf Erden finden kann? Den Himmel denken wir uns doch immer als etwas Unvergängliches.

Wir, die wir glauben, daß einst die himmlische Seligkeit in unserer Vervollkommnung bestehen werde, müssen also nothwendig unsern Einsichten gemäß handeln, und dieselbe hier schon in unserer Vervollkommnung suchen, wenn wir den Himmel auf Erden finden wollen. All unser Dichten und Trachten muß auf diesen Zweck gerichtet seyn, und jede andere Begierde und jedes andere Bestreben muß diesem Zweck untergeordnet seyn.

Will man einwenden, daß auf der Erde keine Vervollkommnung (Vervollkommnung und Vollkommenheit sind zwey verschiedene Sachen; jene ist Annäherung zur Vollkommenheit) möglich sey: so frage ich, hast du denn dieselbe bisher zu deinem Hauptzwecke gemacht? Ist dieß nicht geschie-

schehen, wie kannst du denn sagen, daß sie in diesem Leben nicht erreichbar sey?

Es fragt sich nun, was denn eigentlich Vollkommenheit sey? **Vollkommenheit** ist der Inbegriff aller der guten Eigenschaften, die eine Sache ihrer Natur nach haben kann. Ein Mensch würde also vollkommen seyn, der die dauerhafteste Gesundheit, Stärke und Geschicklichkeit des Körpers, die mannichfaltigsten Kenntnisse, die richtigsten Einsichten, die lebhafteste Einbildungskraft, das treueste Gedächtniß, die möglichste Festigkeit des Willens besäße. Die Bemühung, diese guten Eigenschaften sich so viel als möglich eigen zu machen, ist Vervollkommnung. Wenn Cajus sich angelegen seyn läßt, die Philosophie zu studieren, Titius sich im Schwimmen übt, Sempronius seine Einbildungskraft immer lebhafter zu machen sucht; so vervollkommnen sie sich alle, und keiner findet vielleicht den Himmel auf Erden.

Die Eigenschaften der Menschen haben verschiedenen Werth. Eine davon ist die vorzüglichste, durch welche alle übrigen ihren Werth erhalten. Jene sind gleichsam Nullen, und diese die Zahl, die denselben vorgesetzt wird, und sie auch in Zahlen verwandelt. Diese vorzüglichste der menschlichen Eigenschaften ist die richtige Erkenntniß der Pflichten, und die Gewohnheit,

heit, dieser Erkenntniß gemäß zu handeln, die ich künftig zusammen kurz Erfüllung der Pflicht nennen will. Diese giebt uns wahren Werth, und je mehr wir sie uns eigen machen, desto mehr nähern wir uns der Vollkommenheit. Daß dieß wahr sey, ist nicht nöthig zu beweisen. Wir glauben es ja schon alle, wozu soll es denn bewiesen werden? Welches ist denn der Maasstab, nach welchem wir den Werth des Menschen bestimmen? Immer die Erfüllung der Pflicht. Welches ist der würdigste Fürst? welches der achtungswertheste Kaufmann? der schätzbarste Gelehrte? der beste Soldat und Handwerksmann und Hirte? das liebenswürdigste Kind? das beste Gesinde? Auf alle diese Fragen paßt nur eine Antwort — diejenigen, die am treuesten ihre Pflichten erfüllen.

Wenn wir nun einsehen, daß andere Menschen blos durch Erfüllung der Pflicht ihren Werth erhalten: so ist sie es auch allein, die uns Werth giebt.

Was ist denn aber Pflicht? wird man fragen. Statt zu antworten, will ich dir lieber einige Fragen vorlegen.

Fr. Wenn ein Vater Kinder hat, was ist seine Pflicht?

A. Für ihren Unterhalt und ihre Erziehung zu sorgen.

Fr. Wenn

Fr. Wenn sie krank werden, was ist seine Pflicht?

A. Dafür zu sorgen, daß sie wieder gesund werden.

Fr. Wenn er ihre Erziehung nicht selbst besorgen kann, was ist seine Pflicht?

A. Sie durch andere erziehen zu lassen.

Fr. Durch wen?

A. Durch diejenige Person, welcher er die mehreste Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit zutrauet.

Fr. Wenn jemand ein Gesinde in seinen Dienst nimmt, was ist seine Pflicht?

A. Ihm seinen Lohn ordentlich auszuzahlen.

Fr. Wenn es aber unwissend ist?

A. Es zu belehren.

Fr. Und wenn es Fehler an sich hat?

A. Es zu bessern.

Fr. Und wenn es in seinem Dienste krank wird?

A. Es verpflegen und curiren zu lassen.

Fr. Wenn das Gesinde in seinem Dienste alt und schwächlich wird, was ist seine Pflicht?

A. Es zu ernähren.

Fr. Wenn es im seinem Dienste stirbt, und hinterläßt unerzogene Kinder, was ist seine Pflicht?

A. Für ihre Erziehung zu sorgen.

Fr. Wenn aber der Vater oder die Mutter hierzu kein Geld hinterlassen haben, was ist seine Pflicht?

A. Das Geld dazu herzugeben.

Fr. Wenn aber seine Vermögensumstände es nicht erlaubten, was ist seine Pflicht?

A. Auf Mittel zu denken, wie er es aufbringe.

Fr. Wenn ein Mann, dessen Einkommen kaum hinreicht, sich und den Seinigen die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen, eingeladen wird, in einen Cirkel zu treten, wo wöchentlich einmal geschmaußt, und jährlich zweymal ein Ball gehalten wird, was ist seine Pflicht?

A. Die Einladung auszuschlagen.

Fr. Wenn jemand geborgt hat, was ist seine Pflicht?

A. Zu bezahlen.

Fr. Wenn jemand etwas versprochen hat, was ist seine Pflicht?

A. Sein Wort zu halten.

Die Antworten sind alle bestimmt und richtig. Ich könnte noch einige Bogen voll dergleichen Fragen niederschreiben, und ich traue einem jeden meiner Leser zu, daß er sie ziemlich bestimmt und richtig beantworten werde. Wenn ich aber die Fragen umändern und den Leser fragen wollte, was seine Pflicht sey: so würden die Antworten ganz anders ausfallen. Wollte ich z. E.

zu

zu manchem sagen: dein Bedienter ist alt worden in deinem Dienste, was ist deine Pflicht? So würde er vielleicht die Achseln zucken und sagen: ich kann nun weiter für ihn nichts thun, ich überlasse die Sorge für ihn, dem Publicum. Wollte ich manchen von Nahrungssorgen gedrückten Hausvater fragen: du bist in einen Cirkel von Freunden eingeladen, wo wöchentlich einmal geschmaußt und zweymal des Jahrs Ball gehalten wird, was ist deine Pflicht? so würde er vielleicht sagen: meine Pflicht? der Wohlstand erfordert doch, daß ich diese Einladung annehmen muß.

Die Pflichten anderer kennen wir also sehr gut, nur unsere eignen wollen uns immer nicht recht einleuchten. Das kürzeste Mittel, zu erfahren, was in jedem Falle für uns Pflicht sey, scheint also dieses zu seyn, daß wir uns selbst fragten, was würdest du von einem andern verlangen, daß er thun sollte, wenn er sich in deiner Lage befände.

So lange aber freylich Abneigung gegen die Erfüllung der Pflicht da ist, so lange man sie als eine schwere Last betrachtet, wird man noch immer durch unbestimmte Antworten und allerley Ausnahmen sich der Last zu entziehen suchen. Bald wird man sein Unvermögen, und die Menge seiner Geschäfte, bald die Unwürdigkeit der Person, welcher man eine Pflicht schuldig

ist,

ist, vorschützen, um sich zu bereden, daß man nicht gehalten sey, das zu thun, wozu ein anderer, im ähnlichen Falle, verbunden wäre.

Da ich wünsche, daß jeder Leser sogleich in den Himmel auf Erden versetzt, und in demselben von einer Stufe zur andern, mit dem Fortgange der Zeit, kommen möge: so wäre hier wohl eine Belehrung über die Pflichten des Menschen am unrechten Orte, sie würde zu weitläuftig ausfallen, und da nicht sowohl die Kenntniß der Pflicht, als vielmehr die Erfüllung derselben den Himmel auf Erden ausmacht: so würde der Genuß desselben nur unnöthig aufgehalten, und manche, die Pflicht und Last für einerley halten, würden wohl gar dadurch zurückgeschreckt werden.

Ich rathe also allen, die den Himmel auf Erden finden wollen, daß sie sogleich anfangen, ihre Pflichten zu erfüllen. Ein jeder hat doch gewiß einige Pflichten, zu deren Erfüllung er sich für verbunden hält. Mit diesen mache er den Anfang; erfülle sie nicht halb, sondern ganz, mit möglichster Treue und Pünctlichkeit. Wenn er dann fühlt, daß er dadurch immer mehr Würde und Kraft bekomme, daß nichts in der Welt solche Ruhe und Frieden und Seligkeit verschaffe, als — die Erfüllung der Pflicht:

so wird die Lust, seine Pflichten zu vervielfältigen, sich schon von selbst einfinden.

Die Meynung, als wenn die Pflichten eine Bürde wären, kommt vorzüglich daher, daß man sie entweder gar nicht, oder nur halb erfüllt. Der Anblick der Pflichten, die nicht erfüllt sind, ist freylich lästig, die Erfüllung derselben aber angenehm, und das Bewußtseyn, sie erfüllet zu haben, ist das höchste Gut, das wir auf der Erde finden können. Du glaubst es nicht? Erfülle deine Pflicht, dann antworte.

Aber freylich muß dann auch die Pflicht ganz erfüllet werden. Die Erfüllung derselben muß schlechterdings der Hauptzweck aller unserer Bemühungen seyn; alle Begierden, alle Wünsche müssen der Pflicht untergeordnet werden. Jede Begierde muß erstickt, jeder Wunsch unterdrückt, jeder Umgang abgebrochen, jedes Geschäfte aufgegeben werden, wodurch die Pflicht verletzt wird. Es muß mit uns so weit kommen, daß alles, was wir denken, reden und thun, sich auf Erfüllung der Pflicht beziehe. Welche überspannte Moral! wird man sagen. Welche Moral ist denn überspannt? ich glaube diejenige, die Forderungen an uns thut, die unsere Kräfte übersteigen. Dieß ist aber, bey dieser Forderung, gewiß der Fall nicht. Ich glaube vielmehr, daß die Erfüllung der Pflicht durch nichts mehr erleichtert werde,

als dadurch, daß man sie zu seinem Hauptzwecke macht. Das kürzeste und leichteste Mittel, nach einer gewissen Stadt zu kommen, ist wohl dieses, daß ich immer auf dem geraden Wege fortreise, der dahin geht. Will ich eine Meile vorwärts, dann ein Paar Meilen rückwärts reisen: so muß ich diese zwey Meilen wieder vorwärts machen, bin ermüdet, und doch nicht so weit gekommen, als wenn ich immer vorwärts gegangen wäre.

Ist denn nun dieß nicht das nämliche, wenn die Erfüllung der Pflicht nicht der Hauptzweck unserer Thätigkeit ist? wenn man noch Nebenzwecke hat, die uns von derselben abziehen? wenn man z. E. itzo gegen einen Menschen seine Pflicht erfüllt, sich dann wieder durch seine Leidenschaft sich verleiten läßt, sie gegen zehn andere zu verletzen?

Da klagt man immer über die sauern Kämpfe, die man mit seiner Sinnlichkeit hätte, und die die Erfüllung der Pflicht so sehr erschwerte. Dieß kommt vorzüglich daher, weil man die leztere nicht zu seinem Hauptzwecke macht. Da bricht man einen Tag die Sinnlichkeit, dann befriedigt man sie wieder einige Tage. Dadurch bekommt sie wieder neue Stärke, und die Vernunft, die sie regieren sollte, wird kraftlos. Man erschwert sich die süße Erfüllung der Pflichten selbst.

Ca-

Cajus kennt seine Pflichten und ist geneigt, sie zu erfüllen. Aber wie sauer wird ihm die Erfüllung! Jeder Gang, den er unternehmen muß, jede Aufforderung zur Pflicht, die ihn im Genusse seiner Mahlzeit stöhrt, jede Stunde, die er um der Pflicht willen von seinem Schlafe abbrechen muß, preßt ihm Seufzer aus. Sempron erfüllt alle diese und weit mehrere Pflichten mit der größten Leichtigkeit und Freudigkeit. Woher kommt denn dieser Unterschied? Semprons Hauptzweck ist Erfüllung der Pflicht, und seine Sinnlichkeit ist schon gewohnt sich darnach zu fügen. Cajus hingegen lebt, um seines Leibes pflegen zu können, erfüllt also seine Pflichten nur nebenher, und muß daher allemal, so oft er dieß thun will, mit seiner Sinnlichkeit einen harten Kampf bestehen.

Ehrlich ist wegen seiner Treue, mit welcher er seinen Pflichten nachkommt, bekannt. Was er verspricht, darauf kann man sich verlassen; Von der Waare, die er verkauft, nimmt er nie mehr Gewinn, als den, den er einmal nach seinem Gewissen bestimmt hat. Nie beredet er jemanden, ihm seine Waaren abzukaufen, und wenn ein Artikel derselben einen Fehler hat; so zeigt er ihn dem Käufer aufrichtig an. Kauft er ein: so benuzt er nie die Unwissenheit oder die Dürftigkeit des Verkäufers zu seinem Vortheile, sondern giebt sogleich, was er ge-

geben kann, wenn er dabey etwas gewinnen will. Kommt in seinen Wirkungskreis jemand, der seiner Unterstützung bedarf: so thut er sogleich für ihn, was er nach seinem Vermögen thun kann. Und dieß geschieht alles mit der Leichtigkeit und Heiterkeit, mit welcher sein Nachbar eine Schuld einstreicht, die er für verlohren hielt.

Dieser hat zu seinem Hauptzwecke die Erwerbung eines ansehnlichen Vermögens gemacht. Die Begierde, seinen Zweck zu erreichen, ist bey ihm Leidenschaft. Alles, was er thut, hat auf den Hauptzweck Beziehung. Er hält Wort, um Credit zu behalten, nimmt keinen übermäßigen Gewinn von seinen Waaren, um desto mehr Käufer herbey zu locken, und bezahlt pünctlich diejenigen, die ihm verkaufen, damit sie die Producte ihres Fleißes immer zu ihm bringen mögen.

Wann aber nun Pflichten zu erfüllen kommen, die mit seinem Hauptzwecke im Widerspruch stehen, wie sauer wird es ihm da! welche Ueberwindung kostet es ihm, wenn er von einem Reisenden, der wahrscheinlich doch nicht wieder kommt, nicht so viel Gewinn, als möglich ziehen, wenn er die Fehler seiner Waare anzeigen, wenn er einer verarmten Familie etwas von ihrer Schuld nachlassen soll! und wie vielmal besieht er den Ducaten, den er, Wohlstands wegen, zu einer Collecte geben muß, die für eine ab-

gebrannte Gemeine eingesammelt wird! Mehrentheils erliegt sein Gewissen unter den Kämpfen der Gewinnsucht, und wenn er bisweilen siegt, so geschieht es nur mit grosser Anstrengung.

Daphne und Chloe werden durch die Pflicht, die sie ihren Kindern schuldig sind, beyde genöthigt, bey denselben zu bleiben, und die Masquerade zu versäumen, die diesen Abend gegeben wird. Daphne befindet sich dabey ungemein wohl, und das Bewußtseyn, zu thun, was die Pflicht befiehlt, verschafft ihr mehr Seligkeit, als eine der masquirten Personen genießen wird.

Chloen hingegen hat dieser Entschluß grosse Ueberwindung gekostet, und nun hat sie üble Laune, und bekommt allemal einen Stich ans Herz, so oft sie einen Wagen unter ihrem Fenster vorbeyrasseln hört.

Woher kommt es denn, daß jener die Erfüllung der Pflicht so leicht, und dieser so schwer wird? Daher, weil jene nichts zu bekämpfen hat, Erfüllung der Pflicht ihr Hauptzweck ist, welcher alle übrigen Wünsche untergeordnet sind; diese hingegen zu ihrem Hauptzwecke das sinnliche Vergnügen macht, und also die Pflicht lästig findet, weil sie durch Erfüllung derselben dem Hauptzwecke entgegen handeln muß.

Wären wir von Jugend auf dazu gewöhnt worden, die Erfüllung unserer Pflichten zu unserem Hauptgeschäfte zu machen:

so würde uns dieß ungemein leicht seyn. Allein daran hat es gemeiniglich gefehlt. Unsere Neigungen und unsere Thätigkeit, statt daß sie gleich anfänglich auf die Erfüllung der Pflichten hätten gerichtet werden sollen, wurden auf ganz andere Gegenstände gelenkt. Suchte man uns ja zur Erfüllung der Pflicht zu ermuntern: so stellte man sie uns als Mittel vor, seinen äusserlichen Zustand zu verbessern. Da nun der Zweck immer wichtiger, als das Mittel ist, indem es zu einem Zwecke mehrere Mittel geben kann: so wurde die Verbesserung des äusserlichen Zustands das Hauptwerk, und die Erfüllung der Pflichten das Nebenwerk. Daher ist denn vorzüglich die allgemeine Klage entstanden, daß in unserm Fleische nichts Gutes wohne, daß wir zwar das Wollen, aber nicht das Vollbringen hätten. Ehe noch die Neigung, unsere Pflichten zu erfüllen, erweckt wurde, befriedigten wir ganz andere Neigungen, die jener entgegen stunden, und diese bekamen, durch die öftere Befriedigung, eine solche Stärke, daß sie zu Leidenschaften anwuchsen, mit denen wir allemal zu kämpfen haben, wenn wir unsere Schuldigkeit thun wollen.

Welchen harten Kampf kostet es dem Manne, dessen Hang zum Spiele, zur Spielsucht wurde, wenn die gewöhnliche Spielstunde schlägt, und er ihrem Winke nicht folgen, sondern dahin gehen soll, wohin die

Pflicht

Pflicht ihn ruft. Hätten wir dergleichen Neigungen nicht zu Leidenschaften werden laſſen: ſo würden dieſe Kämpfe großentheils unnöthig ſeyn

Unterdeſſen iſt noch nicht alle Hoffnung verlohren, daß wir das werden, was wir werden ſollen, wenn wir es nur ernſtlich wollen. Es wird uns mehr Anſtrengung koſten, aber es iſt doch nicht unmöglich.

Geſetzt, du hätteſt eine Reiſe angetreten, um einen gewiſſen Geſundbrunnen zu beſuchen, glaubteſt ihn in Süden zu finden, und, nachdem du einige Tage gereiſet wäreſt, erführeſt du, daß du irre gegangen wäreſt, und ihn gegen Norden ſuchen müßteſt: ſo iſt freylich deine bisherige Reiſe nicht nur umſonſt, ſondern auch der Erreichung deines Zweckes nachtheilig geweſen. Du mußt nun, um zu deinem Zwecke zu kommen, wieder rückwärts reiſen, und, wenn du einige Tage auf die Rückreiſe verwendet haſt, ſo biſt du doch nicht weiter, als damals, da du die Reiſe antrateſt. Allein es iſt doch noch möglich, daß du, mit dreyfachen Koſten und mit dreyfacher Anſtrengung zu deinem Ziele kommen kannſt.

Ich bin nicht geſonnen, hier weitläuftige Regeln zu geben, durch deren Befolgung man es dahin bringen kann, daß die Erfüllung der Pflicht uns Hauptzweck wird. Es iſt ſüſſer und nützlicher, wenn man ſich dieſelben ſelbſt vorſchreibt. Unterdeſſen kann ich

doch nicht umhin, einige Vortheile anzugeben, die dieses Geschäfte erleichtern.

Wir haben fast täglich Stunden, oder wenigstens Viertelstunden, die nicht mit bestimmten Geschäften besetzt, wo wir einsam sind, wo unsere Gedanken frey umherschweifen, und sich mit allerley Planen für die Zukunft beschäftigen. In diesen Zeitpuncten muß man vorzüglich auf sich aufmerksam seyn. Die Gedanken fallen dann immer auf den Gegenstand, der uns der Wichtigste ist, mahlen ihn mit den reizendsten Farben und — entzünden so Begierden. Wenn nun diese fast immer mit der Pflicht streiten: was thut man? man träumt von Süßigkeiten, die mit Vernachläßigung der Pflicht verbunden seyn sollen, nährt so die Begierde zur Vernachläßigung, und — schwächt die Neigung zur Erfüllung. Willst du nun wirklich künftig deinen Pflichten treu seyn: so mußt du damit anfangen, daß du dich von dieser übeln Gewohnheit loszumachen, und in den Zeitpuncten, wo du dir selbst überlassen bist, dich zu gewöhnen suchen, über deine Pflichten und die Mittel, sie zu erfüllen, nachzudenken.

Anfänglich ists schwer, in der Folge wirds leicht, am Ende führt es zum Himmel auf Erden.

Ich stelle mir itzo eine Mutter vor, deren Hauptzweck Putz war, die folglich bey dem Erwachen zuerst an Putz dachte,

auf ihren Spatziergängen, und in der Einsamkeit des Zimmers, sich mit Ueberlegung beschäftigte, wie sie ihren Putz anordnen, und die Mittel dazu aufbringen wollte. Wenn diese zu der Ueberzeugung kommt, daß diese ganze Beschäftigung Vernachläßsigung der Pflicht sey: so ist sie nun verbunden, diese leeren Stunden dazu anzuwenden, daß sie über die Pflichten nachdenkt, die sie ihrem Manne und ihren Kindern schuldig ist. Dieß wird freylich im Anfange Anstrengung kosten, bey fortgesetzter Uebung aber immer leichter, und am Ende wahres Vergnügen werden, weil es unmittelbar zur Erfüllung der Pflichten führt, und dieselben immer mehr erleichtert.

Ferner gewinnt man viel, wenn man sich von verschiedenen Vorurtheilen los zumachen sucht, die die Erfüllung der Pflicht erschweren.

Dahin gehört zuförderst dieses, daß man die Pflicht sich immer als etwas Lästiges und Beschwerliches denkt. Insgemein sind wir so verwöhnt, daß, wenn wir den Umfang unserer Pflichten überdenken, wir eben die unangenehmen Empfindungen haben, wie ein Leibeigener, wann er an die Frohndienste denkt. Man wird aber auch aus Erfahrung wissen, daß diese unangenehme Empfindung aufhört, sobald man Entschlossenheit genug hat, zur Erfüllung zu schreiten.

Das Bewußtseyn, seine Schuldigkeit zu thun, ist ungemein angenehm, und versüßt alle Anstrengung und Mühe, die damit verknüpft ist. Und — wenn die Pflicht erfüllt ist: so ist die Zurückerinnerung in eben dem Grade süß, in welchem die Erfüllung mühsam war.

Ein Mann, der die Pflicht fühlt, seinen Gegner, den er beleidigte, um Verzeihung zu bitten, wird freylich immer mit Mißvergnügen an den Schritt denken, den er vor sich hat. Sobald er aber den Weg zu ihm antritt, wird ihm das Herz leichter, und — wenns geschehen ist, wenn er nun die Ueberzeugung hat, gethan zu haben, was er konnte, um Feindschaft zu verhüten, so befindet er sich ungemein wohl.

Wenn wir also die Sache genauer untersuchen: so finden wir gewiß allemal, daß das Andenken an unerfüllte Pflichten uns eigentlich mißvergnügt mache. Und welches Mittel kann dieß Mißvergnügen wegschaffen? nur eins, die Erfüllung.

Ferner pflegen wir uns immer, die Befriedigung der Begierden, die bey uns vorzüglich stark sind, als süße die Brechung als schmerzhaft zu denken. Auch dieß ist Vorurtheil. Wahr ist es, daß der Augenblick der Befriedigung süßer sey, als der, in dem man sie bricht. Welcher vernünftige Mensch wird denn aber wohl den Werth seiner Handlungen nach den ersten Empfindungen beur-

urtheilen, die sie hervorbringen? Dieß ist kindisch. Das Bewußtseyn, eine Begierde gebrochen zu haben, und das damit verbundene Gefühl der Kraft schafft gewiß mehr Freude, als das Bewußtseyn, sie befriedigt zu haben.

Dieß gilt schon von der Brechung unschuldiger Begierden. Was ist unschuldiger, als die Begierde, zur bestimmten Zeit seine Mahlzeit zu genießen? Die Befriedigung derselben ist angenehm. Wenn man aber bisweilen, um die Herrschaft über seine Begierden zu behaupten, sich entschließt, sich eine Mahlzeit zu versagen, und seinen Entschluß erfüllt: so entspringt daraus gewiß ein weit reineres und dauerhaftes Vergnügen, als der Genuß der schmackhaftesten Mahlzeit gewähren kann. Man versuche es und urtheile! Wenn nun schon, bey freywilliger Brechung unschuldiger Begierden, das Gefühl der Kraft solches Vergnügen verschaffen kann; wie weit größer muß das Vergnügen seyn, das noch durch das Bewußtseyn, seine Pflicht durch Brechung einer ihr entgegen stehenden Begierde, erfüllet zu haben, erhöhet wird. Der Fall tritt z. E. bisweilen ein, daß die Pflicht gebietet, die an sich unschuldige Begierde, seine Mahlzeit zur bestimmten Zeit zu genießen, zu brechen. Wenn das Leben eines Menschen zu retten ist, wenn ein Berufsgeschäfte eintritt, das itzo verrichtet werden muß, und

nach Verfließung dieses Zeitpuncts nicht mehr verrichtet werden kann; wenn durch Fasten meine Gesundheit wieder hergestellt werden kann — ist denn der Genuß der Mahlzeit nicht Vernachläßigung der Pflicht? Kann wohl ein Mensch, der über seine Pflicht nachgedacht hat, in einem so pflichtvergeßnen Genusse Vergnügen finden? Muß ihm die Versagung desselben nicht angenehmer seyn? Und wenn die Stunde des Genusses oder der Versagung verflossen ist, wie stehts mit der Zurückerinnerung? Gewährts mehr Vergnügen, sich zu erinnern, daß man durch Befriedigung einer Begierde seine Pflicht vernachläßigt, oder durch Brechung derselben sie erfüllt habe? Es frage doch ein jeder sein eigenes Gefühl, und urtheile dann!

Wie es nun mit dieser Begierde ist, so ist es mit allen. Der Punct der Befriedigung ist süß, der Brechung bitter. Wenn aber die Pflicht die Brechung befiehlt: so wird selbst die Süßigkeit der Befriedigung verbittert, und die Brechung versüßt. Die Brechung der Begierde hingegen verliehrt ihr Unangenehmes, durch das Bewußtseyn, daß man der Stimme der Pflicht gehorche — und die Zurückerinnerung, wie erquickend ist sie! Je stärker der Feind war, den man besiegte, und je stärker die Begierde, die man brach, desto süßer ist das Andenken an den Sieg.

Wenn

Wenn endlich die Erfüllung unſerer Pflicht der Hauptzweck unſers Denkens und Handelns ſeyn ſoll, ſo dürfen wir ſie nie zum Mittel brauchen, um andere Zwecke zu erreichen. Denn ſonſt werden jene Zwecke Hauptzwecke, untergeordnet, und iſt nun nicht mehr Hauptzweck. Wir müſſen uns alſo dazu gewöhnen, daß wir unſere Pflicht thun, um — ſie gethan zu haben, uns gewöhnen, daß wir, ohne beſondere Veranlaſſung, gar nicht von der Erfüllung unſerer Pflichten ſprechen — die linke Hand nicht wiſſen laſſen, was die rechte thut, eben ſo willig den bewirthen, der uns nicht wieder bewirthen kann, als den, von dem man erwarten darf, daß er unſere Bewirthung vergelten werde, die von der Pflicht angewieſene Arbeit, die nicht bezahlt wird, eben ſo gewiſſenhaft verrichten, als eine andere, bey welcher man auf Bezahlung rechnen darf.

Durch ſolche Uebungen kommt man nach und nach dahin, daß man ſeinen Himmel nicht in äußerlicher, immer unſicherer, Belohnung, ſondern in dem Bewußtſeyn, ſeine Pflicht gethan zu haben, ſuchet und — immer findet.

Aber — wird man einwenden, müſſen wir nicht Unterhalt für uns und die Unſrigen haben, giebts wohl ein ſchicklicher Mittel, denſelben zu erlangen, als Erfüllung der

Pflicht?

Pflicht? wie kann man also verlangen, daß diese nicht Mittel zu andern Zwecken werde?

Dieser Einwurf ist scheinbar, aber ungegründet. Die Erwerbung des Unterhalts ist ja selbst Pflicht, eine unserer höchsten Pflichten. Wenn man also seine Pflicht thut, in seinen Berufsgeschäften treu ist, um damit seinen Unterhalt zu gewinnen: so erfüllt man Pflichten, um einer andern Genüge zu thun. Nur muß man redlich gegen sich selbst seyn, nicht zum Unterhalte Leckereyen, Putz, Pracht, viele Bedienung und dergleichen Dinge rechnen, welche die herrschende Mode zu Bedürfnissen macht. Ferner darf man die Erwerbung des Unterhaltes nicht zur einzigen oder höchsten Pflicht machen, sondern bedenken, daß sie eine von den mannichfaltigen Pflichten sey, die uns obliegen.

Derjenige, dem es ernstlich darum zu thun ist, seine Pflicht zu erfüllen, wird mich verstehen, ein anderer, der Ausflüchte sucht, um sich der Erfüllung derselben zu entziehen, wird alles unbegreiflich finden.

Unterdessen will ich doch zur Erläuterung ein Paar Exempel anführen. Sie solen einmal aus dem Stande der Gelehrten gewählet seyn.

Catull und Tibull sind beyde Professoren auf einer Akademie. Beyde haben die Pflicht, für Ihren und Ihrer Familien Unterhalt zu sorgen. Beyde suchen diese Pflicht

durch

durch Unterweisung der akademischen Jugend zu erfüllen.

Also scheint bey beyden die Erfüllung der einen Pflicht, das Mittel zu seyn, einer andern Genüge zu leisten.

Aber welcher Unterschied ist in ihrem Betragen sichtbar!

Catulls Unterhalt ist sehr einfach. Einige reinliche, mit den nothwendigsten Geräthen und Büchern versehene Zimmer, einfache Mahlzeiten und Kleidung, und der Genuß des Lebens im Kreise seiner Familie und Freunde, sind seine Bedürfnisse. Diese zu verschaffen, reicht das Einkommen hin, das ihm die Unterweisung der Jugend verschafft. Ja er hat auch immer noch einen kleinen Ueberschuß, mit welchem er hier und da, im Stillen, die Leiden der Elenden mildern kann. Seine Berufsgeschäfte verrichtet er mit möglichster Treue. Er giebt nur drey Stunden täglich Unterricht; weil er glaubt, daß, wenn er mehrere Stunden dazu anwenden wolle, er entweder seine Kräfte zum Nachtheil seiner Gesundheit überspannen müßte, oder den nöthigen Fleiß darauf nicht wenden könnte. Die Zahl seiner Zuhörer zu vermehren, kennt er kein anderes Mittel als — Amtstreue. Hat er am Ende des Tags den Pflichten seines Amts ein Genüge geleistet: so lebt er für seine Familie und Freunde. Nicht so Tibull. Dieser hat unzählige Bedürfnisse. Viele und

prächtig verzierte Zimmer, eine ansehnliche Bibliothek, Putz für sich, sein Weib und seine Kinder, eine reichlich besetzte Tafel, Theilnahme an allen Lustbarkeiten, bisweilen eine Reise in das Ausland, dieß alles erfordert, seiner Meynung nach, der Wohlstand, dieß ist für eine Person von seinem Stande, wie er glaubt, Bedürfniß. Um die dazu nöthigen Kosten aufzubringen, reichen freylich drey Stunden täglicher Unterricht nicht hin. Er unterrichtet also täglich sechs Stunden. Da dieser Unterricht Zubereitung erfordert: so ist er genöthiget, diejenigen Stunden, die Catull im häuslichen Cirkel verlebt, ja einen Theil der Nacht, dazu zu verwenden. Und doch vermißt man in seinem Vortrage diejenige Gründlichkeit, die bey Catulls Vortrage unverkennbar ist. Die Zahl seiner Zuhörer zu vergrößern, läßt er sich sehr angelegen seyn. Und die Mittel, die er dazu anwendet, sind so beschaffen, daß ein rechtschaffener Mann sich schämen würde, davon Gebrauch zu machen. Unter andern pflegt er auch, zu Anfange eines jeden halben Jahrs, die ersten Stunden seiner Vorlesungen dazu anzuwenden, daß er seine Verdienste rühmt, und seine Collegen zu verkleinern und lächerlich zu machen sucht. Bey alle dem übersteigt jährlich seine Ausgabe die Einnahme um ein beträchtliches, er geräth immer tiefer in Schulden, und — wird am Ende seine Glaubiger nicht bezahlen können.

Man vergleiche nun das Betragen beyder und — urtheile! Catull erfüllt die Pflicht, sich und seine Familie zu unterhalten, durch Ausübung der Pflichten gegen seine Zuhörer, aber er vernachläßigt dabey andere nicht Auch die Pflicht für seine Gesundheit, für die Bildung seiner Familie, für Unterstützung der Leidenden zu sorgen, auch die Pflichten, die er seinen Collegen, den Handwerksleuten, die für ihn arbeiten, den Kaufleuten, die ihm ihre Waare liefern, sucht er zu erfüllen. Er ist ein Mann, der ganz für seine Pflichten lebt.

Wenn Tibull glaubt, daß er eben dieß thue: so täuscht er sich. Er sorgt nicht sowohl für die Unterhaltung seiner Familie, als vielmehr für die Befriedigung seiner Eitelkeit. Diese ist sein Hauptzweck, und die Pflicht ist Nebenwerk, die er nur in so fern erfüllt, als sie zur Erreichung des Hauptzweckes dient. Daher ist sein tägliches Geschäfte Vernachläßigung der Pflicht. Er vernachläßigt die Pflicht der Unterhaltung seiner Familie. Denn weil er bey weiten den größern Theil seiner Einnahme auf die Befriedigung seiner Eitelkeit verwendet: so wird, wann die Schuldherren erwachen, seine Familie darben müssen. Er vernachläßigt schlechterdings alle andere Pflichten; sorgt nicht für die Erhaltung seiner Gesundheit, nicht für die Bildung seiner Familie, nicht für gründliche Unterweisung seiner

Zu-

Zuhörer, nicht für die Erfüllung der Pflichten, die er seinen Collegen und den Menschen schuldig ist, die für ihn arbeiten, und ihn und sein Haus mit Waare versorgen.

Hier ist also ein Exempel von zweyen Personen, die beyde in der Meynung stehen, daß die Erfüllung der Pflicht bey ihnen ein Mittel sey, sich und ihre Familie zu unterhalten.

Man denke sich nun die Stimmung der Seele, in welcher beyde sich befinden müssen, wenn sie in der Einsammkeit über ihr Verhalten nachdenken. Wird Catull sich nicht im Himmel zu befinden glauben? und Tibull — wer wünscht sich wohl an seiner Stelle zu seyn? Ist das Gefühl vernachlässigter Pflichten nicht eine wahre Hölle? Gleichwohl leben beyde in einer Welt, auf einer Universität, sind beyde Professoren, beyde gelehrte Männer.

Es ist leicht einzusehen, daß die Erfüllung der Pflicht uns beynahe alles gebe, was wir jenseits des Grabes zu finden hoffen. Seligkeit — das ists, wornach wir uns so sehr sehnen. Und was ist denn Seligkeit? Doch wohl nichts anders, als ein Zustand der Seele, in welchem wir mit uns und den Dingen die um uns sind, zufrieden sind. Giebt denn uns nicht dieß alles die Erfüllung unserer Pflichten?

Man vergesse itzo, daß man bisher sich großentheils mit Vernachlässigung derselben be-

beschäfftigt habe, sehe eine zeitlang über alle die Schwierigkeiten weg, die mit der Erfüllung verknüpft sind; man denke sich auf die hohe Stufe, wo der steht, dessen Hauptzweck Erfüllung der Pflicht ist: und man wird leicht begreifen, daß man dann fast alles habe, was man zur himmlischen Seligkeit zu rechnen pflegt.

Bis izo mangelte sie uns, wegen der beständigen Unruhe, die in uns herrschte. Wir hatten Einsichten, die uns zu gewissen Entschließungen aufforderten, Begierden, die das Gegentheil verlangten, Freunde, die uns wieder zu etwas anders riethen, wir waren unter Menschen, die wieder anders urtheilten, deren Urtheil uns wichtig war, und unter Umständen, die uns zu einer noch andern Entschließung drangen. Da war nichts, als Widerspruch. Folgten wir unsern Einsichten: so kostete es Anstrengung und Kämpfe; handelten wir denselben entgegen: so entstund Reue. Daher ließen wir uns bald so, bald so, bald durch unsere Einsichten, bald durch die Begierden und andere Dinge bestimmen.

So verstrich unser bisheriges Leben unter Kampf und Reue, und wir haben die Beruhigung nicht, daß wir mit Zufriedenheit auf den zurückgelegten Lebensweg zurück sehen könnten.

Dieß fällt alles weg, wenn wir es so weit bringen, daß Erfüllung der Pflicht unser

ser Hauptzweck ist, für den wir leben, denken und handeln. Dann haben wir nur eine herrschende Begierde, nur eine Leidenschaft, welcher alle übrigen untergeordnet seyn müssen, nur ein Princip, das unsere Art zu denken und zu handeln bestimmt — das Verlangen, die Pflicht zu erfüllen. So entsteht in uns die schönste Harmonie, die immer weniger gestört wird, je mehr dieses Verlangen seine Herrschaft behauptet.

Sophron bezog die Universität, mit ziemlich guten Grundsätzen von seinem Vater und seinen Lehrern versehen. Er erstaunte aber nicht wenig, als er das erstemal in die Gesellschaft seiner Landsleute trat, sie alle diese Grundsätze verspotten hörte, und sie denselben entgegen handeln sahe. Zu scheu, ihnen zu widersprechen, suchte er sich in ihren Ton zu stimmen, und folgte verschiedenemal ihren Einladungen an gewisse Oerter, die der Verletzung der Pflicht bestimmt sind. Seine Sinnlichkeit bekam dadurch eine ungewohnte Stärke, und bestimmte sich nach der Leitung, die ihr gegeben wurde. Die Erfüllung der Pflicht wurde ihm äußerst schwer, und die Verletzung schmerzhaft. Oft durchwachte er qualvolle Nächte, in welchen er von den Vorwürfen gepeinigt wurde, die er sich selbst wegen der Untreue gegen seine Grundsätze machte. Die darauf folgenden Tage waren nicht weniger

trau-

traurig. Er verließ sein Lager mit dem festen Vorsatze, seinen Grundsätzen treu zu bleiben. Aber nun begann ein heftiger Kampf, dem ihm seine zur Insubordination gewöhnten Begierden, und die Einladungen, Spöttereyen und Neckereyen seiner Freunde verursachten. Selten siegte er, mehrentheils ward er mit fortgerissen zu einem Wege, von welchem er wußte, daß er zum Verderben führe — fortgerissen von den Lehrsälen, wo er sich die, zu seiner Bestimmung nöthigen, Kenntnisse erwerben sollte, nach den Oertern, die der Befriedigung der Sinnlichkeit geweihet sind. So durchlebte er einige unselige Monathe. Endlich wird er aufgefordert, einem seiner Bekannten, wegen einer zugefügten Beleidigung, durch ein Duell Genugthuung zu geben. Er durchwachte eine schreckliche Nacht, in welcher er die Abscheulichkeit des Duells, und die Unregelmäßigkeit seiner bisherigen Denkungs- und Handlungsart äußerst lebhaft fühlte, und am Ende zu der festen Ueberzeugung kam, daß alle seine bisherigen Leiden von Verletzung der Pflicht herrührten, und es für ihn schlechterdings keinen andern Weg gebe, Ruhe für seine Seele zu finden, als unverbrüchlich treue Erfüllung seiner Pflichten.

Durch diese Ueberzeugung gestärkt that er mit Tages Anbruch einen Schritt, der ihm viele Anstrengung kostete. Er erfüllte die Pflicht, die er dem schuldig war, der sich

von ihm für beleidigt hielt, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, was die Welt, in welcher er lebte, dazu sagen würde. Unbewaffnet suchte er seinen Gegner auf, und redete ihn, bey dem Eintritt in sein Zimmer, männlich folgendermaßen an: Freund! du hältst dich für beleidigt von mir, und verlangst Genugthuung. Ich komme in der Absicht, sie dir zu geben. Was für eine Genugthuung kann dir aber ein Duell geben? Wenn wir uns darauf einlassen, so gerathe ich in die schreckliche Gefahr, einen Mann, der viel Gutes stiften kann, für die Welt unbrauchbar zu machen, und du geräthst in die Gefahr mir, der ich auch noch Gutes zu stiften gedenke, ein gleiches zu thun. Ich will dir eine wahre Genugthuung geben, ich — will dich um Verzeihung bitten. Hier ist meine Hand! oder macht es dir mehr Freude, sie zu lähmen?

Unentschlossen hörte der Gegner diesen unerwarteten Antrag an. Sophron fuhr aber fort, so nachdrücklich zu sprechen, daß sein Gegner endlich überzeugt wurde, und, statt die Bitte um Verzeihung abzuwarten, ihm um den Hals fiel und ihm dankte, daß er diesen Schritt gethan habe.

Von dieser Zeit an geht sein ganzes Bestreben dahin, jeden Augenblick zu thun, was die Pflicht verlangt, ohne sich an die Schwierigkeiten zu kehren, die ihm von innen und aussen geiegt werden, und er

fühlt,

fühlt, daß er nun den Himmel gefunden habe. Freylich geht kein Tag vorbey, von dem er sich rühmen könnte, daß er seinen Pflichten vollkommen Genüge geleistet habe: allein die Vernachläßigung der Pflicht, die er sich bisweilen zu Schulden kommen läßt, ist doch nur vorübergehend; seine Seeligkeit wird dadurch zwar unterbrochen, aber eben dieß bestärkt ihn noch mehr in der Ueberzeugung, daß nur Erfüllung der Pflicht zum Himmel auf Erden führe.

Ein großer Theil unsrer Unruhe oder Unseligkeit rührte auch von unsern vielen Wünschen her. Wenn der Wanderer vom Hause ausgeht: so wünscht er in der nächsten Station zu seyn, hat er diese erreicht, so wünscht er die nächste erreicht zu haben, und so wünscht er fort, bis er wieder nach Hause kommt. Es prüfe sich ein jeder selbst, und er wird finden, daß er mehrentheils diesem Wanderer ähnlich sey. Immer hat er etwas zu wünschen. Jeder Wunsch setzt aber ein Gefühl von Mangel voraus, welches allezeit schmerzhaft ist. Je mannigfaltiger unsere Wünsche sind, desto lebhafter ist dieß unangenehme Gefühl. Je mannigfaltiger ferner unsere Wünsche sind, desto mehrere bleiben, wie die Erfahrung lehret, ohne Erfüllung. Desto mehr wird also die Unzufriedenheit genährt.

Freund! Freundin! stärke dich! leite dein Hauptbestreben auf die Erfüllung der Pflicht: dann hast du nur einen Wunsch, und die

Befriedigung deſſelben hängt lediglich von dir ab. Wenn du ernſtlich willſt: ſo kannſt du deine Pflicht erfüllen. Wenn du nun je gefühlt haſt, wie ſüß es ſey, ſeinen heißen Wunſch befriedigt zu ſehen: ſo bedenke ſelbſt, welche Seeligkeit du erlangen werdeſt, wenn du einer ununterbrochenen Erfüllung deiner Wünſche genießeſt.

Du biſt bedenklich. Du haſt Einwendungen zu machen. Nun ſo will ich denn deinen Einwendungen zuvorkommen. Wie iſts möglich, ſagſt du, daß ich nichts wünſchen ſoll, als meine Pflicht zu erfüllen! Soll ich denn, wenn ich arm bin, nicht wünſchen, daß meine Einkünfte verbeſſert werden? Soll ich denn, wenn ich Neigung zum Eheſtand fühle, nicht wünſchen, daß ſie befriedigt werde? Allerdings iſt es nicht möglich, dergleichen Wünſche ganz wegzubringen. Allein je herzlicher der Wunſch iſt, ſeine Pflicht zu thun, deſto mehr werden alle andere Wünſche gemäßigt, deſto mehr dem Hauptwunſche untergeordnet, deſto weniger beunruhigen ſie uns, deſto weniger leiden wir dabei, wenn ſie zum Theil ohne Erfüllung bleiben.

Ferner wendeſt du ein: es iſt falſch, daß die Erfüllung meiner Pflicht blos von meinem ernſtlichen Willen abhänge. Tauſenderley Umſtände können ja eintreten, die dieſelbe unmöglich machen. Ich nehme mir z. E. feſt vor, die Pflichten zu erfüllen, die ich denen ſchuldig bin, die für mich gearbeitet, oder

mir

mir geborgt haben. Wie kann ichs denn aber, wenn meine Einnahme, auf die ich gewiß rechnete, wegfällt? Ich wünsche herzlich meine Pflichten gegen meine Kinder zu erfüllen; wie ist es aber möglich, wenn mein Amt mich meiner Familie entreißt. Meinem Amte Genüge zu thun, ist mein ernstlicher Wille; wie kann ich aber, wenn ich krank werde?

Allerdings ist es wahr, daß es uns durch die Umstände oft schwer gemacht wird, gewisse bestimmte Pflichten zu erfüllen: allein wenn man ernstlich will, so kann man es doch oft noch möglich machen. Etwas mehr Anstrengung, Nachdenken und Einschränkung der Ausgaben, kann uns doch oft in den Stand setzen, daß wir auch dann noch bezahlen können, wenn eine gewisse Einnahme, auf die wir gewiß rechneten, ganz wegfallen sollte. Nachdenken und mehr Ordnung in den Geschäften machen es oft möglich, daß man, auch bei einem sehr lästigen Amte, die Pflichten gegen seine Familie erfüllen kann. Etwas mehr Anstrengung setzt oft den Kränklichen in den Stand, seinem Amte Genüge zu leisten, und dient ihm in vielen Fällen zur Stärkung. Wenn nun aber wirklich Umstände eintreten, die uns die Erfüllung gewisser Pflichten ganz unmöglich machen: was folgt daraus? Weiter gar nichts als dieses, daß wir von gewissen Pflichten losgezählt, und aufgefordert werden, andere zu

erfüllen. Die Lebzählung kann uns nicht sehr beunruhigen, da sie gar nicht von uns abhängt; und der Wunsch, die Pflichten zu erfüllen, kann nicht vereitelt werden, weil nun neue eintreten, deren Erfüllung in unserm Vermögen steht.

Ich denke mir jetzo einen der schrecklichsten Fälle, daß ein rechtschaffener Mann, durch einen Despoten aus dem Kreise seiner Familie herausgerissen, und in den Kerker geworfen wird. Dieser ist nun von seinen mehresten Pflichten losgezählt. Aber nun treten neue Pflichten ein. Die Pflicht der Geduld — die Pflicht, den Kerkermeister zur Menschlichkeit zu stimmen — vielleicht die Pflicht, etwas für die Menschheit wichtiges zu erfinden, wozu eine lange, durch nichts gestörte, Einsamkeit nöthig ist.

Absichtlich habe ich einen der schrecklichsten Fälle angenommen, um zu zeigen, daß auch in den schrecklichsten Fällen uns doch noch die Möglichkeit übrig bleibe, unsern stärksten Wunsch — unsere Pflicht zu erfüllen.

Ferner lehrt die Erfahrung, daß ein sehr großer Theil unserer Leiden durch das zu lebhafte Andenken an die Zukunft erzeuget werde. Zwar kann eine erfreuliche Aussicht in die Zukunft unsere gegenwärtigen Schmerzen und Kümmernisse mindern; aber sie kann uns auch verleiten, daß wir für das Gegenwärtige gar nichts thun, und in Erwartung

einer

einer bessern Zukunft, das gegenwärtige Uebel immer weiter überhand nehmen lassen.

Curtius hat z. E. die Anwartschaft auf ein einträgliches Amt. die Vorstellung von den Vortheilen, die ihm dasselbe verschaffen werde, ist bei ihm so lebhaft, daß er gar nicht darauf denkt, seinen Aufwand einzuschränken, und durch diese Gedankenlosigkeit in solche Schulden geräth, die auch dann, wenn er das so sehnlich gewünschte Amt erhält, noch viele Jahre seine Freude verbittern werden.

Die fröhlichen Aussichten in die Zukunft können uns auch gegen das Gute, das wir gegenwärtig genießen, gefühllos machen, und uns verleiten, daß wir, aus Begierde nach dem Schatten, das Wirkliche fahren lassen.

Und sind die Aussichten in die Zukunft trübe oder gar schrecklich: wie wird dann der Genuß des Gegenwärtigen verbittert! wie werden alle Leiden dadurch erhöhet! Durch die Neigung, in die Zukunft zu sehen, wird das Leben der Menschen weit freudenloser und kummervoller, als das Leben der Thiere. Dem Hammel, der schon funfzig von seinen Kameraden zum Tode führen sah, fällt es nicht ein, daß ihm ein gleiches Schicksal bevorstehe, und sein Futter genießt er noch am Morgen seines Todestages ganz unbekümmert: hingegen der Mensch kann durch die Vorstellung eines möglichen Leidens, das ihn in der Zukunft treffen kann, so niedergebeugt

werden,

werden, daß er für das Gegenwärtige gefühllos wird.

Der Reuter stürzt, und er und sein Pferd brechen zugleich ein Bein. Beyde leiden; der Reuter aber gewiß ungleich mehr, als sein Pferd. Dieses empfindet blos Schmerz, jenen peiniget, nächst dem Schmerze, die Vorstellung von alle den Leiden, die für ihn aus diesem Beinbruche entspringen können.

Man sey ganz Mensch! Man lebe ganz für die Erfüllung seiner Pflichten: so werden auch diese Leiden erst sich mindern, am Ende ganz wegfallen. Das Bestreben, unsere Pflichten zu erfüllen, wird uns täglich so beschäftigen, daß uns keine Muse übrig bleibt, Vorstellungen von der Zukunft sehr lebhaft werden zu lassen.

Warum ist Christian immer so heiter? Dieser Christian, der eine schreckliche Zukunft vor sich liegen sieht? den nun bald die Reihe treffen wird, zu dem Regimente zu gehen, das jezo auf einem blutigen Kampfplatze steht? Er lebt blos für seine Pflicht. Die Eltern, die ihn groß zogen, bei ihren Geschäften zu unterstützen, und ihnen jeden Tag Beweise seiner Dankbarkeit zu geben, ist sein einziges Bestreben, das ihn in solcher Thätigkeit erhält, so daß ihm keine Zeit bleibt, viel an die Zukunft zu denken, und die seiner wartenden Leiden sich lebhaft vorzustellen.

Vielleicht hellt sich diese Zukunft auf, und zeigt ihm angenehme Vorfälle, an die er gar

nicht

nicht dachte; wären dann seine Besorgnisse nicht ganz vergeblich gewesen? Vielleicht trifft diese traurige Zukunft ihn wirklich. Es sey! dann werden andere Pflichten für ihn eintreten, deren Erfüllung seine Heiterkeit unterhalten wird.

Endlich ist es gewiß, daß, wenn wir irgend etwas anders, als die Erfüllung der Pflicht zu unserm Hauptzwecke machen, das Gelingen unserer Bemühungen größtentheils von Umständen abhängt, deren Leitung gar nicht in unserer Macht steht, daß wir uns also im Stande einer schimpflichen Abhängigkeit befinden. Man denke sich irgend einen andern Hauptzweck, als Erfüllung der Pflicht, und überlege, ob dieß nicht wahr sey.

Unter den tausend denkbaren Beyspielen wähle ich nur ein einziges — es sey das Beyspiel eines Predigers, dessen Hauptzweck bey seiner Amtsführung Ruhm und Beyfall ist. Die Erreichung dieses Zwecks hängt von dem Umstande ab, daß nie ein Prediger in seine Nähe kommt, der mehr Talent, mehr Gabe, sich in die Herzen seiner Zuhörer einzuschmeicheln, besitzt; ferner von dem Umstande, daß er seine gute Stimme, und seine bisherige Lebhaftigkeit behält, welche beyde durch mancherley Unglücksfälle können entrissen werden. Die Erreichung dieses Zwecks hängt ferner von dem Umstande ab, daß nie ein Verleumder sich einschleicht, der seine Blößen aufdeckt, und seine Handlungen hämisch erklärt.

Der

Der Beyfall und Ruhm ist also bey dem Prediger (so wie bey allen andern Menschen) eine weibliche Blume, die nur so lange blüht, als kein Nachtfrost einfällt.

Das einzige Mittel, sich unabhängig von allem, von der Witterung und von dem Urtheile des Volks, von der Gnade der Höhern und der Mitwirkung der Niedrigen, von Krieg und Frieden, glücklichen und unglücklichen Zufällen zu machen, ist — daß man die Erfüllung seiner Pflichten zu seinem Hauptzwecke mache. Diese sind von den Umständen ganz unabhängig. Die Erfüllung gewisser bestimmter Pflichten kann freylich durch die Umstände unmöglich gemacht werden: aber dann werden immer andere eintreten, deren Erfüllung in unserer Gewalt steht.

Mariannens Beyspiel mag dieses erläutern. Sie gab in der Jugend ihre Hand einem Manne, der durch seine gute Bildung und Schmeicheleyen ihre Neigung auf sich zog. Sobald sie die Seinige war, gieng ihr ganzes Bestreben dahin, ihm zu gefallen und seine Liebe zu erhalten. Sie verfehlte aber ihres Zwecks. Dieser Mann war ein Wollüstling, auf welchen jede freche Weibsperson mehr Eindruck machte, als die Anhänglichkeit seiner rechtschaffenen Frau. Dies machte sie trostlos. Einige Jahre brachte sie unter dem nagendsten Grame hin, der ihr den Tod drohete. Sie suchte alle Trostgründe auf, um Beruhigung zu finden und — fand sie nicht. Ihr Leben war eine Hölle:

weil

weil die Liebe ihres Mannes zu ihrem Hauptzwecke gemacht hatte.

Ein Besuch von ihrem Bruder stimmt sie um. Er öffnet sein Ohr ihren Klagen, und — nachdem sie ihr ganzes Herz gegen ihn ausgeschüttet hat, faßt er treulich ihre Hand, und sagt: gute Schwester! deine Leiden rühren mich; sie werden aufhören, sobald wir die Ursache davon wegschaffen. Weißt du, wo die Ursache von alle deinem Leiden zu suchen ist?

In meinem gottlosen Manne, erwiedert die Schwester.

Du irrest dich, meine Liebe, antwortet der Bruder. Die Ursache deiner Leiden liegt in dir selbst: weil du deine Zufriedenheit von einem andern Menschen — von deinem Manne, abhängig gemacht hast.

Sey stark! lebe für deine Pflichten ganz! mache die Erfüllung derselben zu deinem Hauptgeschäfte, und freue dich, wenn deine Bemühung dir gelingt. Je mehr du verkannt wirst, je weniger dich dein Mann durch Liebe und Treue belohnt, desto süßer wird das Bewußtseyn für dich seyn, daß du deine Pflicht gethan hast.

Diese Lection dünkt Marianen hart und verursacht ihr eine schlaflose Nacht. Aber eben diese schlaflose Nacht giebt ihren Seelenkräften eine solche Spannung, daß sie zu der Ueberzeugung von der Behauptung ihres Bruders kommt.

Von

Von dieſer Zeit an lebt Mariane ganz für ihre Pflicht. Durch Sparſamkeit ſucht ſie wieder beyzubringen, was ihr Mann verſchwendet, und die Mühe, die ſie ſich ſonſt gab, ſich ſeiner Liebe zu verſichern, wendet ſie an, ihre Kinder zu unterrichten und zu erziehen. Der Kaltſinn des Mannes rührt ſie nicht mehr: weil ſie auf ſeine Liebe Verzicht gethan hat; und das Bewußtſeyn, gegen ihn und ihre Kinder ihre Pflicht gethan zu haben, verurſacht ihr Freude, die deſto gröſſer iſt, weil ihr Mann ſie nicht bemerkt, und ſie alſo überzeugt iſt, daß ſie, bey ihrer Berufstreue, weiter keinen andern Zweck, als Erfüllung der Pflicht, habe.

Wenns uns nun ein Ernſt iſt, für unſere Pflicht ganz zu leben: ſo werden wir bald die Erfahrung machen, daß es uns ſchwer werde, und immer etwas fehle, was dazu nöthig iſt. Und was denn? Der Menſch iſt nie beredter, als wenn er die Gründe aufzählt, die ihn von der Erfüllung ſeiner Pflichten abgehalten haben. Da muß bald die Lage, bald die Verbindung, in welcher man mit andern ſteht, bald die eingeſchränkten Vermögensumſtände, bald das Klima, und wer weiß nicht was? daran Urſache ſeyn, daß man ſeinen Pflichten nicht Genüge leiſten kann.

Manche Kinder, wenn es ihnen verwieſen wird, daß ſie ſo ſchlecht geſchrieben haben, bringen ſie ähnliche Entſchuldigungen vor. Bald ſoll die Feder, bald die Dinte, bald das Papier,

pier, bald der Nachbar, bald der Mangel an Licht Urſache geweſen ſeyn, warum die Handſchrift ſo ſchlecht gerathen iſt. Unterſucht man aber die Sache etwas genauer: ſo findet man faſt immer, daß die Urſache in den Schreibern liege.

Sollte es mit uns nicht auch ſo ſeyn? Laßt uns aufrichtig gegen uns ſelbſt handeln, Freunde! Es kommt hier auf eine Kleinigkeit, es kommt auf den Himmel auf Erden an, den wir durch Selbſttäuſchung zu verſcherzen in Gefahr ſind. Und wenn ich dann dich, mein Freund! noch einmal frage: was fehlt dir denn, daß du deinen Pflichten nicht nachkommſt, und du willſt aufrichtig ſeyn: ſo wirſt du in den mehreſten Fällen geſtehen müſſen — ich ſelbſt. Da fehlt es bald an richtigen Einſichten, bald an Kenntniſſen, bald an innerer Kraft, bald an Geſundheit u. dgl. Dieß iſt Erfahrung, die jeder wird gemacht haben, der auf ſich aufmerkſam geweſen iſt. Was bleibt uns denn weiter übrig, als daß wir an uns beſſern und immer darauf denken, wie wir uns mehr vervollkommnen wollen?

Hat dieſe Vervollkommnung die Erfüllung der Pflicht zum Zwecke; ſo iſt ſie ſelbſt Pflichterfüllung.

Es fragt ſich nun, wo man die Vervollkommnung anfangen ſoll? Ich antworte bey dem Körper. Man verſuche es, und urtheile! Durch den Körper bekommen wir unſere

mehre-

mehresten Kenntniſſe, durch ihn handeln wir, bey unſerm Denken iſt er uns unentbehrlich; ſoll ich denn noch beweiſen, daß man bey Vervollkommnung deſſelben anfangen müſſe? Der Körper iſt, nach der Behauptung verſchiedener Weiſen, der Sitz der Sünde; die Erfahrung iſt dieſer Behauptung, wenigſtens in vielen Fällen, günſtig; und wir ſollten dieſen Sündenſitz nicht zu reinigen ſuchen? Ablegen können wir ihn doch nicht, ſo lange wir uns zu den Erdenbürgern rechnen; was bleibt uns alſo übrig, als ihn zu reinigen oder zu vervollkommnen?

Dieß iſt ehedem faſt ganz vernachläßigt worden. Man ſorgte blos für die Seele, und weil die Seele mit dem Körper auf das innigſte verwebt iſt: ſo muß dieſe Sorge nothwendig entweder ganz vergeblich ſeyn, oder doch wenigſtens die Wirkung nicht hervorbringen, die man davon erwartete.

Sollte dieß vielleicht eine von den Urſachen ſeyn, warum in jenen Zeiten, wo faſt gar nicht auf die Vervollkommnung des Körpers gedacht wurde, man ſo viel Jammer- und Thränenthale ſprach, und ſang, und ſo ſehr ſich ſehnete, von der Erde abzuſcheiden? Es kann ja nicht anders ſeyn; wenn der Körper in ſeine irdiſche Laze gar nicht paßt, wenn er bey Erfüllung der Pflicht immer hinderlich iſt: ſo muß ja die Erde nothwendig als ein Jammer- und Thränenthal erſcheinen: ſo iſt ja der natürliche Wunſch, den ein Menſch,

dem

dem die Erfüllung der Pflicht wichtig ist, thun muß, dieser — von dem Leibe getrennt zu werden.

Wer nun seinen Himmel blos jenseits des Grabes erwartet, der mag fortfahren seinen Körper zu vernachläßigen. Wer aber den Himmel schon dießeits genießen will, der muß nothwendig auf seinen Körper mehr Aufmerksamkeit verwenden, wenn sein Streben nach dem Himmel nicht vergeblich seyn soll.

Der Himmel auf Erden ist kein geheiztes Zimmer, es friert und stürmt und schneyet und regnet, reift und thauet darinne. Wenn nun also unser Körper nicht dazu gewöhnt ist, alle diese Arten von Witterung auszuhalten, wie kann er sich denn darinne wohl befinden! Wie schwer wird es dem, der einen verzärtelten Körper hat, seyn, wann er in Sturm oder Platzregen, oder strenger Kälte sich befindet, zu glauben, daß auf der Erde der Himmel sey! welch unangenehme Empfindungen muß er haben! welchen Krankheiten ist er unterworfen! wie sehr wird er in seiner Wirksamkeit gehemmt!

Es ist also Pflicht für uns, unsern Körper abzuhärten, oder ihn in den Stand zu setzen, daß er die verschiedenen Witterungsarten, welche auf dem Planeten, für welchen er gemacht ist, gewöhnlich sind, und die Anstrengung und die Mühseligkeiten, welche mit den Arbeiten, für welche er bestimmt ist, verknüpft sind, aushalten kann!

Dieß

Dieß ist eine der ersten Pflichten, die wir nicht blos uns, sondern auch dem Ganzen schuldig sind. Wie ist es denn möglich seine Schuldigkeit zu thun, wenn der Körper, durch den man wirken soll, die freye Luft und Anstrengung nicht aushalten kann?

Da dieß Buch nicht für Kinder geschrieben ist, auch nicht pädagogischen Inhalts seyn soll: so kann ich hier keine Anweisung geben, wie der jugendliche Körper abgehärtet werden muß. Die Schriften der neuern Erzieher geben dazu die besten Vorschläge, deren Werth vielleicht die Nachwelt erst gehörig schätzen wird.

Es fragt sich nur, wie Erwachsene, die durch Erziehung und Mode verzärtelt wurden, ihren Körper abhärten sollen?

Statt der Antwort will ich die Abhärtungsgeschichte eines Mannes erzählen, der Chrysostomus heißen soll. Nach der Erziehungsart der vorigen Zeiten war seine körperliche Pflege eingerichtet. Seine Jugendjahre brachte er des Tags, einen großen Theil des Jahrs, im warmen Zimmer, und des Nachts in einem dicken Federbette zu. Mußte er ausgehen, so suchte man den stärkenden Einfluß jeder rauhen Witterung durch Pelzwerk und andere warme Kleidungsstücke vom Körper abzuhalten. Seine Beschäftigung war Lesen, Schreiben, Federschneiden und Klavierspielen. Als er die Jünglingsjahre erreicht hatte, setzte er diese Lebensart fort, nur mit dem Unterschiede, daß er bis nach Mitternacht wachte und bis um neun Uhr schlief.

schlief. Die Wirkung davon war die Hölle auf Erden. Wirklich befand er sich darinne in seinen männlichen Jahren. Er wurde im höchsten Grade hypochondrisch, war mit sich und der ganzen Welt unzufrieden, zu allen Geschäften, die einige Anstrengung erforderten, untüchtig, und nicht einmal fähig, die Welt als Thier zu genießen.

Zum Glücke fielen ihm ein Paar Schriften der neuern Erzieher in die Hände, die ihn, wie aus einem Traume, erweckten. Er wurde vollkommen überzeugt, daß nicht die Erde, sondern sein Körper seine Hölle sey, und er dachte nun ernstlich darauf, denselben zu vervollkommnen.

Er faßte Entschließungen und führte sie aus. Den Anfang machte er mit Verbesserung seines Lagers. Die Federbetten, auf welchen er sonst ruhete, wurden mit einem Strohsacke, und die dicke Federdecke mit einer unglaich leichtern vertauscht. Zwey Stunden vor Mitternacht bestieg er sein nächtliches Lager, und verließ es mit Sonnenaufgang. Gerade im Frühlinge stieg er, mit einiger Anstrengung, das erstemal so frühe auf, und machte einen Spaziergang auf den nächsten Berg. Hier sahe er die erwachende Natur in allen ihren Reizungen, allenthalben Leben, allenthalben Freude, allenthalben Aufforderungen dazu. Er wurde dadurch so gerührt, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er neue Stärke fühlte, seinem Vorsatze treu zu bleiben.

Von seinen überflüssigen Kleidungsstücken leg-

legte er nach und nach eins nach dem andern ab, das Pelzwerk gänzlich, und brachte es bald so weit, daß er mit bloßer Brust und unbedecktem Haupte in freyer Luft seyn konnte. Nur wann er im Wagen reiste, bedeckte er sich wärmer, weil in diesem Falle dem Körper die eigne erwärmende Bewegung fehlt. Sich täglich, wenigstens eine Stunde, in freyer Luft, bey aller Art von Witterung, zu bewegen, hat er sich zum Gesetz gemacht, über welches er streng hält. Anfänglich bestund seine Bewegung in einem Spaziergange. Seitdem es ihm aber gelungen ist, einen kleinen Garten zu bekommen, wechselt er mit Gartenbau, dem natürlichsten Geschäfte des Menschen, ab. Zweymal die Woche badet er sich in kaltem Wasser mit der nöthigen Vorsicht. Im Genuß seiner Nahrungsmittel ist er jetzo weit mäßiger. Nie genießt er bis zur völligen Sättigung. *) Sonst war ihm der Arzt unentbehrlich, jetzo ist er meistentheils sein eigener Arzt. Fühlt er Unordnung in seinem Körper: so denkt er vor allen Dingen über seine bisherige Lebensart nach, und sucht den Grund von der-

(* Anm. Wollten manche Leser dieß letztere nachahmen: so würden sie die Welt schon deßwegen weit schöner finden. Eine Menge traurigen und ängstlicher Vorstellungen, Trägheit und Kraftlosigkeit, Unfähigkeit des Geistes, helle zu denken, entspringen aus einem überladenen Magen.

dieser Unordnung auf. Hat er ihn entdeckt: so ist es ihm leicht, denselben wegzuschaffen. Etwas starke Bewegung, Aussetzung einer Mahlzeit, und einige höchst einfache Arzneymittel sind es, wodurch er bald die Ordnung in seinem Körper wieder herstellt. Dabey verachtet er den Arzt nicht: weil er wohl weiß, daß Zerrüttungen im Körper entstehen können, die nur eine Person heben kann, welche sich ganz der Untersuchung des innern Baues des menschlichen Körpers, und der Heilungsmittel desselben gewidmet hat.

Den Zeitpunct, in welchem er diese Entschlüsse zu fassen und auszuführen anfieng, pflegt er die Zeit seiner Wiedergeburt zu nennen. Wirklich ist auch mit ihm, seit dieser Zeit, eine merkliche Veränderung vorgegangen. Die Abwechselung der Witterung hat auf seinen Körper weit weniger Einfluß, als ehemals. Eine Menge unangenehmer körperlicher Empfindungen sind nach und nach gewichen. Die schwarzen Bilder, die sonst um seine Seele flatterten, und bey ihm eine beständige Aengstlichkeit unterhielten, sind verschwunden; der öftere Aufenthalt in der Natur öffnet ihm täglich einen Schauplatz, der ihm immer neue Freuden gewähret. Das Jammer- und Thränenthal, über welches er sonst seufzete, ist nicht mehr. Alles, was um ihn ist, hat eine reizende Gestalt gewonnen, die Menschen sind nicht mehr so böse, die Laster, die er sonst an ihnen bemerkt,

haben sich in Schwachheiten und Thorheiten verwandelt; wo sonst in der Natur nichts als Verwirrung war, erblickt er jetzo Ordnung und Zusammenhang. Wodurch ist denn diese diese große Veränderung verursacht worden? Die Menschen, unter welchen er lebt, und die Natur die ihn umgiebt, sind ja unverändert geblieben. Dieß ist wahr; aber mit ihm selbst gieng eine große Veränderung vor. Sein verzärtelter Körper befand sich stets in einem Zustande unangenehmer Empfindungen: jede Thorheit der Menschen, jede rauhe Witterung verursachte ihm Schmerz. Nun hat er seinen Körper abgehärtet — er ist gesund — und die Dinge, die um ihn sind, machen auf ihn weit weniger unangenehme Eindrücke.

Ueberdieß wird ihm die Erfüllung seiner Pflichten jetzo wieder leichter, seitdem sein gestärkter Körper ihm darinne nicht hinderlich ist. Wie seufzete er sonst, wann ihm die Pflicht gebot, bey rauher Witterung einen Weg zu gehen, oder etwas früher, als gewöhnlich, das Bette zu verlassen! Jetzo geht er diese Wege, und verläßt das nächtliche Lager mit einer gewissen Freudigkeit, da die rauhe Witterung ihm weniger unangenehme Empfindungen macht, und das nächtliche Lager ihn weniger fesselt.

Auf diese Art, wird mancher Leser und manche Leserin denken, ist für mich in diesem Himmel kein Platz. Mein Körper ist so geschwächt

schwächt und zerrüttet, daß er keiner Abhärtung fähig ist.

Dieß kann freylich bey vielen der Fall seyn; jugendliche Ausschweifungen, Unglücksfälle, Fehler bey der ersten Erziehung, Abstammung von ungesunden Eltern, können allerdings einen Körper so zerstören, daß er weder durch Abhärtung noch durch Arzeneyen vollkommen wieder hergestellt werden kann.

Demohngeachtet wird für solche Personen noch ein Platz im Himmel auf Erden seyn. Kann ihr Körper nicht ganz wieder hergestellt werden, so ists vielleicht noch möglich, durch Nachdenken über den Ursprung gewisser körperlicher Leiden, über die Mittel, sie wegzuschaffen, und durch allmählige Abhärtung den Zustand desselben zu bessern; und gesetzt, daß dieß alles fruchtlos wäre: so folgt weiter nichts daraus, als — daß eine Quelle der Seligkeit für solche Personen verstopft sey. Giebts denn aber deren nicht mehrere? Allerdings. Sie werden in der Folge beschrieben werden, und diejenigen werden sie desto begieriger aufsuchen, denen die Quelle der Seligkeit verstopft ist, die aus einem gesunden, abgehärteten Körper entspringt.

Im Himmel jenseits wirds ja, wie wir alle glauben, eine Stufen der Seligkeit geben; warum wundern wir uns denn, wenn wir sie auch im Himmel diesseits finden?

Eine andere Art der Vervollkommnung, die wir uns geben können, und geben müssen, wenn wir in Erfüllung unserer Pflichten nicht gehindert werden wollen, ist diese, daß wir richtig empfinden lernen.

Richtig empfinden? Allerdings. Obgleich bey weitem der größere Theil der Menschen gesunde Werkzeuge der Sinne empfangen hat, so empfindet doch bey weitem der kleinere Theil richtig.

Ich will es beweisen. Wann ein Nordlicht sich zeigt: so sehen viele tausend Menschen feurige Schwerdter, auch wohl Wagen und Reuter. Wann ein vornehmer, prächtig gekleideter Geck in einer Gesellschaft sich zeigt, so entdeckt fast jedermann an ihm einen feinen Witz und eine richtige Beurtheilungskraft; einen verständigen, geschickten, aber armen und schlechtgekleideten Mann, findet man einfältig und lächerlich. Es giebt sogar Menschen, die so fehlerhaft empfinden, daß sie nie gute oder böse Menschen, allenthalben nur Engel oder Teufel sehen. Empfinden denn diese nicht alle unrichtig? und wo mag wohl der Grund hiervon zu suchen seyn? In den Empfindungswerkzeugen nicht: denn diese sind, wenn man sie untersuchen will, fast immer gesund.

Der Grund davon liegt weit tiefer, er liegt in der leidigen Gewohnheit, über die Sachen zu urtheilen, ehe man sie empfindet, die uns hernach verleitet zu glauben, daß wir sie wirk-

wirklich so empfunden hätten, als wir sie uns vorher vorstelleten. Gemeiniglich kennen wir die Sachen erst aus den Beschreibungen, die wir davon in Büchern fanden, oder von unsern Eltern, Lehrern, Bekannten bekamen. So oft wir uns in diese Sachen dachten, geschahe es immer unter dem Bilde, das uns davon beygebracht wurde; empfinden wir sie nun wirklich: so stellt sich das Bild derselben, an welches wir einmal gewöhnt sind, durch unsere Einbildungskraft dar, und wir glauben, daß wir es empfunden hätten. Wer oft gehört hat, daß am Himmel sich bisweilen feurige Schwerdter, Rosse, Reuter, Wagen zeigten, und sich diese Sachen oft dachte, in dem wird diese Vorstellung bey dem Anblicke eines jeden Nordlichts erneuert. Begierig sieht er dahin, um diese Dinge zu entdecken, diese Vorstellung von feurigen Schwerdtern, Reutern, Wagen wird bey ihm immer lebhafter, am Ende in einem solchen Grade, daß er sie für wirkliche Empfindung hält. So geht es denen, die oft reichen Kleidern die Achtung erzeigen sehen, die einem ausgebildeten Verstande gebührt, und schlecht gekleideten Personen mit der Verachtung begegnen, die nur den Unverstand treffen sollten. Sie sind nun einmal so gewöhnt, bey dem Anblicke eines reichen Kleides an Verstand, und bey Erblickung eines schlechten Kleides an Unverstand zu denken, daß sie dieselben unter einem reichen

oder ſchlechten Kleide wirklich zu finden glauben. So geht es denen, die oft Schriften leſen, in welchen die Menſchen nicht nach der Natur geſchildert, in welchen ſie ſtets als Engel oder Teufel vorgeſtellt werden. Die Vorſtellung davon iſt ihnen ſo gewöhnlich, daß ſie ihnen immer gegenwärtig iſt, ſobald ſie entweder etwas Gutes oder Schlechtes an ihren Nebenmenſchen bemerken.

Das richtige Empfinden wird am beſten in der erſten Jugend gelernt, wenn die mit der Welt noch unbekannte Seele auf die Dinge, die um ſie ſind, aufmerkſam gemacht, und angeleitet wird, ſie ſelbſt zu beobachten und darüber ſelbſt zu urtheilen. Man wird dann gewiß weit richtigere Urtheile, als von Erwachſenen hören, die gewöhnt ſind über die Dinge zu urtheilen, ehe ſie dieſelben empfunden haben. Ein Kind, das von Vorurtheilen frey iſt, wird bey der Erſcheinung eines Nordlichts nichts als einen hellen Schein und helle Strahlen, bemerken; es wird die Menſchen beurtheilen, ohne Rückſicht auf ihre Kleidung zu nehmen; und ſein Urtheil über gewiſſe Menſchen wird weit richtiger ausfallen, als bey ſolchen Perſonen, die die Menſchen aus Romanen kennen lernten.

Erwachſene, die noch nicht richtig empfinden, lernen dieß, ſo wie alles, was ſie in der Jugend nicht lernten, weit ſchweer. Es iſt auch in dieſem Sinne wahr, was die Schrift ſagt: wer das Reich Gottes nicht

empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen, oder schwerlich hinein kommen.

Unmöglich ist es aber nicht. Man muß sich nur dazu gewöhnen, alles zu vergessen, was man über die Dinge, die man empfinden will, gehört und gelesen hat, dann wird man von ihnen durch die Sinne richtige Vorstellungen bekommen. Wie mancher meiner Leser sieht und höret jetzo da, wo er in seiner Jugend nur Gespenster wahrnahm, ganz natürliche Dinge! findet in Religionsverwandten, die er sonst für Kinder der Hölle hielt, Züge der Rechtschaffenheit. Dieß beweist, daß man auch, wenn die Jugendzeit verstrichen ist, noch richtig empfinden lernen kann.

Und dieß ist sehr nöthig für den, der den Himmel auf Erden finden will. Je richtiger wir empfinden, desto höher stehen wir in diesem Himmel. Je richtiger man empfindet, desto mehr wird man überzeugt, daß alles, was um uns herum ist, gut sey, desto seliger fühlt man sich.

Dreyßig Jahre durchlebte Aemil, suchte den Himmel, aber hoffte ihn erst jenseits des Grabes zu finden. Diesseits war für ihn keine Seligkeit. Er hörte Gespenster und sahe Gespenster, und brachte manche Nacht in ängstlicher Schlaflosigkeit zu. Er

hörte

hörte in jedem Gewitter die Stimme des ergrimmten Gottes, und sahe in jeder Ueberschwemmung und Viehseuche seine Zornruthe. Den Umgang mit seinen Nachbaren flohe er, weil sie nicht seines Glaubens waren, und er sie deswegen für verworfene Menschen hielt; in den Kindern, die seiner Erziehung anvertraut waren, sahe er allenthalben Tücke und Bosheit. Konnte er eine so grauenvolle Lage wohl für den Himmel halten?

Erst seit einigen Monaten ist ihm durch Lesung guter Schriften und den Umgang mit einem verständigen Freunde ein Licht aufgegangen. Er ist noch auf dem nämlichen Platze, auf welchem er vor einigen Jahren stund — aber wie sehr hat er sich verändert! Die Gespenster sind entflohen; die Zornstimme Gottes wird nicht mehr vernommen, seine Strafgerichte haben aufgehört, er sieht allenthalben wohlthätige Wirkungen der Natur, und von Tücke und Bosheit bemerkt er bey seinen Zöglingen fast gar nichts mehr, aber desto mehr Muthwillen und Gedankenlosigkeit, die den Kindern eigen zu seyn pflegen, über welche er sich nicht mehr ärgert, die er oft belacht.

Wo ist denn nun diese Veränderung vorgegangen? In ihm selbst. Er bemühete sich zu vergessen, was er ehedem von den Dingen, die ihn umgaben, gehört und gelesen hatte, und beobachtet sie nun selbst. Sein

Zimmer

Zimmer war finſter, und wurde helle, da er die trüben Fenſter reinigen ließ.

Die himmliſche Seeligkeit wird einſt, wie wir glauben, auch darinne beſtehen: daß wir in unſerer Kenntniß wachſen, immer mehrere Einſichten uns erwerben werden. Und wenn wir uns dieß etwas lebhaft vorſtellen: ſo fühlen wir uns ſelig in Hoffnung.

Warum bemerken wir es denn aber nicht, daß dieß Wachsthum ſchon jetzo bey uns vorhanden iſt? Man vergleiche die Kenntniſſe ſeines erſten Lebensjahre mit denen, die man jetzo beſitzt, und urtheile! Wir ſind das gar nicht mehr, was wir ſonſt waren, wir ſind uns ſelbſt ſo entwachſen, wie der Schmetterling der Larve, in welcher er ſonſt umher wandelte. Tauſend Dinge, die uns ſonſt unbekannt waren, kennen wir, und vieles von dem, was uns ſonſt unbegreiflich war, haben wir durchſchauet. Und könnten wir nicht noch mehr wiſſen, wenn wir eifriger in Erwerbung unſerer Kenntniſſe geweſen wären? Noch liegt eine Reihe von Jahren vor uns, die wir auf dieſem Planeten zu durchleben haben, in denen unſer Wachsthum fortdauern, und immer mehr zunehmen wird, je eifriger wir uns angelegen ſeyn laſſen, das Magazin unſerer Kenntniſſe anzufüllen. Welche Seligkeit wartet alſo unſerer ſchon auf der Erde!

Ich ſetze es voraus, daß mancher Leſer, der ſich bewußt iſt, daß er in der Erwerbung

der Kenntniſſe nicht nachläſſig war, und einen groſſen Vorrath derſelben wirklich beſitzt, bey dieſer Stelle ſeufzen wird. Wachsthum an Erkenntniſſen, denkt er, ſoll Seligkeit verſchaffen? Welcher Irrthum! Daß ich in dieſer Rückſicht gewachſen bin, das weiß ich, das fühle ich – aber von der Seligkeit, die daraus entſpringen ſoll, habe ich leider keine Empfindung.

Ich glaube es wohl. Eben deßwegen halte ich es für nöthig, die Leſer auf einige Fehler, die bey Erwerbung der Kenntniſſe ſehr gewöhnlich ſind, und die uns immer von dem geraden Wege zum Himmel abführen, aufmerkſam zu machen.

Erſtlich fehlen wir oft darinne, daß wir uns Kenntniſſe erwerben, ohne zu unterſuchen ob ſie auch wahr ſind. Kann dieß wohl Seligkeit verſchaffen? Unwiſſenheit iſt ſchädlich, ungleich ſchädlicher aber iſt Irrthum. Ein Menſch, der die Mittel gar nicht kennt, bey eintretenden Krankheiten ſich zu helfen, iſt zu bedauern, aber noch lange nicht ſo wie ein anderer, der zwar Mittel kennt, die aber falſch ſind. Jener wird wahrſcheinlich geneſen, wenn er die Kräfte der Natur frey wirken läßt; dieſer kann ſich lebenslanges Siechthum zuziehen, wenn er durch den Gebrauch falſcher Mittel die Kräfte der Natur in ihrer Wirkſamkeit hemmt. Geſetzt, daß nun jemand ein Heilungsſyſtem recht gründlich verſtünde, das aber durchaus falſch wäre, würden dann

ſeine

seine Kenntnisse nicht für ihn eine Quelle von Leiden seyn? wäre es nicht besser, wenn er diese Kenntnisse gar nicht hätte?

Dieß ist nur ein Exempel, das aber beweißt, daß eine irrige Kenntniß weit schädlicher, als gar keine, und daß es möglich sey, sich durch Eifer Kenntnisse zu erwerben, den Weg zur Hölle auf Erden zu bahnen.

Dieß erfährt jetzo Martinus. Seit vielen Jahren war sein vorzüglichstes Bestreben, gut zu seyn, und Ruhe für seine Seele zu finden. Es las in dieser Absicht Bücher, die den Weg, zu diesem Zwecke zu gelangen, sehr umständlich beschreiben, machte sich diesen Weg bekannt, betrat ihn und fühlt nun, daß er seinen Zweck nicht erreicht habe. Immer ist er noch nicht der gute Mensch, der er so gern seyn möchte, immer fehlt ihm die Ruhe der Seele, die er so herzlich sucht. Wie konnte es anders kommen? Der Weg, den diese Bücher ihm vorschlugen, war Irrweg.

Gemeiniglich sagt man, durch den Glauben gelange man zum Himmel; man erschrecke nicht, wenn ich sage, daß in gewisser Rücksicht Unglaube den Weg zum Himmel auf Erden bahne. Der Widerspruch zwischen diesen beyden Behauptungen ist nicht so groß, als er scheint. Wenn man den Glauben als Bedingung annimmt, unter welcher wir den Himmel erlangen sollen, so versteht man dadurch Glauben an Gott, von welchem in der Folge auch wird geredet werden. Aber wenn

ich vom Unglauben, als von einem Mittel rede, das zum Himmel auf Erden führe: so verstehe ich dadurch den Unglauben an Menschen.

Dieser ist denn freylich sehr nöthig. Ists nicht wahr, daß alle Menschen irren? Und wenn dieses ist, wie können wir ihnen denn blindlings glauben? Wenn ich einen Reisegefährten habe, der immer nicht weiß, ob er rechts oder links gehen soll, wie kann ich ihm ganz unbedingt glauben, wenn er mit unverschämtem Tone, nachdem er sich mehreremale verirret hat, sagt: dieß ist der rechte Weg!

Jeder Mensch hat seine Periode des Glaubens. Dieß ist die erste Kindheit. So wie er bey seinem Eintritte in die Welt genöthigt ist, die Milch von der Brust, an welche er gelegt wird, einzusaugen, ohne untersuchen zu können, ob sie für ihn auch eine gesunde Nahrung sey, so ist er auch anfänglich gezwungen, die Meynungen seiner Eltern, Lehrer und Erzieher, anzunehmen. Nach und nach wird man aber entwöhnt, nicht nur von der Brust, sondern auch von der Unterweisung der Eltern und Lehrer. Man fängt an sein eigener Versorger zu werden. Dann pflegt man nicht alles zu essen, was aufgetragen wird, man wählt seine Mahlzeiten selbst. Dann glaube man auch nicht mehr alles, was vorgesagt wird — man zweifle an allem, und nehme nur dieß vor gewiß an, von dessen Wahrheit man sich durch hinlängliche Gründe

über-

überzeugt hat. Freylich ist es gewiß, daß die Ueberzeugung nicht immer von uns abhängt, daß sie nicht das Werk eines Jahres ist, daß unsere ganze Lebenszeit vorbeystreichen werde, ehe wir von verschiedenen Meynungen hinlängliche Gewißheit bekommen haben, und daß wir alle von der Erde gehen werden, ehe wir von allem, was wir glauben, gewiß überzeugt sind. Woran sollen wir uns, wird man fragen, unterdessen halten? An das, antworte ich, was für dich die mehreste Wahrscheinlichkeit hat. Daran halte dich, glaube es, aber nur immer so, daß du es dir als möglich denkst, daß es auch irrig seyn könne, und gewöhne dich, die Gründe zu prüfen, die dir dagegen vorgebracht werden könnten. So wirst du eine Würde erlangen, die dir Seligkeit verschafft. Die Ungewißheit, in welcher du, in Ansehung mancher Punkte, schwebst, wird dich wenig beunruhigen, wenn du bedenkst, daß dieß ein unabänderliches Schicksal aller Menschen ist, das dich eben so wenig kümmern darf, als deine Kurzsichtigkeit, die nicht bis in den Mond reicht, und dir nicht erlaubt, die Berge derjenigen, die in demselben vorgehen, zu beobachten.

Dagegen wirst du auch frey werden von dem beunruhigenden Unwillen gegen anders Denkende, wirst dulden können Menschen, die fast von allem, was du für höchst wahrscheinlich hältst, das Gegentheil glauben; wirst ein Wesen werden, wie wir uns einen Engel denken,

len, der immer seine Pflichten erfüllt gegen Personen, von deren mannichfaltigen Irrthümern er überzeugt ist; wirst die große Freude haben, daß du, zwar langsam, aber doch nach und nach zu mehrerer Gewißheit in Ansehung dessen kommst, was du bisher für wahrscheinlich hieltest; und jede neue Gewißheit wird dir sicher mehr innige Freude verschaffen, als — blinder Glaube.

So handelte Julius. Er heyrathete, ohne eine andere Kenntniß von der Erziehung der Kinder zu haben, als diejenige, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gewöhnlich war. Er erzeugete ein Kind mit dem Vorsatze, es eben so erziehen zu lassen, wie er selbst war erzogen worden. Die Schriften der neuern Erzieher machten ihn mißtrauisch auf seine pädagogischen Einsichten, er las, prüfte, stellte mit Vorsicht Versuche an, kam nach und nach zu immer mehrerer Gewißheit, und hat dafür nun die Freude, ein Vater von einigen gesunden, guten, frohen Kindern zu seyn.

Der Weg des Lebens, auf dem wir jetzo wandeln, ist für uns alle neu und unbekannt. So ganz getrost auf demselben fortzuwandeln, ohne zu untersuchen, wohin er führe? würde Thorheit seyn, weil wir dann immer der Gefahr ausgesetzt wären, daß er uns ganz von unserm Ziel ableite. Aber auf die Meynungen unserer Mitwanderer zu hören und sie zu prüfen, ist für uns Pflicht, deren Erfüllung uns

im-

immer mehr Gewißheit und Beruhigung verschaffen wird.

Ein anderer Fehler, den wir bey Erwerbung unserer Kenntnisse zu begehen pflegen, ist dieser, daß wir dabey nicht die nöthige Auswahl treffen, sondern blindlings lernen, wozu wir die mehreste Lust haben. Daraus muß dann nothwendig die Folge entstehen, daß wir eine Menge Kenntnisse uns erwerben, die uns unnütze sind, daß wir Nahrungsmittel einsammeln, denen die Kraft fehlt, unsern Geist zu stärken.

Dieß ist Coryls Schicksal. Er, der sich zum Prediger bilden sollte, sammelte mit heisser Begierde sich Kenntnisse der alten Sprachen ein, und war darinne so glücklich, daß seine Gelehrsamkeit bewundert wird. Den Himmel auf Erden hat er nicht gefunden. Sein Körper ist siech, die Behandlung desselben hängt nicht von ihm, sondern von dem Arzte ab, seine Kinder sind schwächlich und unartig, seine Ehe mißvergnügt, seine Haushaltung zerrüttet und mit Schulden beladen, bey der Gemeinde, bey welcher er als Prediger angestellt ist, stiftet er keinen Nutzen, weil er mit seiner Sprachkenntniß nichts ausrichten kann, und gar nicht gelernt hat, wie man die Menschen behandeln muß. Er war stets ein Meister von Fleiß, und ist es noch, aber wozu nützt es?

Willst du wissen, welche Kenntnisse du dir erwerben sollst? so frage dich selbst: wer bin

ich? Die wohl überlegte Antwort, die du dir auf diese Frage geben kannst, wird dir auch ein Wink seyn, nach welchen Kenntnissen du vorzüglich streben mußt.

Du bist ein Mensch, hast einen Körper, der von einem vernünftigen Wesen belebt wird, empfindest Begierden nach Nahrung, nach Fortpflanzung, lebst unter Menschen.

Die Erwerbung der Kenntnisse, die du als Mensch nöthig hast, muß dir also bey weitem die wichtigste seyn. Ehe du noch strebst, die Gestirne, die Geschichte der Vorwelt, und andere Dinge, die weit von dir entfernt sind, kennen zu lernen; lerne erst, wie du deinen Körper gesund erhalten, seine Begierden leiten und dich gegen die Menschen betragen mußt, mit welchen du verbunden bist. Diese Kenntnisse, welche die nothwendigsten sind, sind gerade die seltensten. Man vermißt sie in Palästen und in Hütten gleich oft. Allenthalben ist Ungewißheit in Ansehung der Gesundheitspflege, Mangel an Selbstbeherrschung, Ungeschicklichkeit sich die nöthigen Bedürfnisse zu erwerben, und Unfähigkeit unter Menschen zu leben und mit ihnen gemeinschaftlich zu wirken, sichtbar. Wie kann man sich unter solchen Umständen wohl befinden! So wenig, als ein Fisch, der nicht schwimmen kann, oder ein Vogel, dessen Flügel gelähmt sind.

Willst du den Weg zum Himmel auf Erden finden: so strebe nach diesen Kenntnissen, denke nach, benutze die Erfahrungen, die du gemacht

macht hast, besonders die unangenehmen, und merke auf die Winke, die dir da und dort gegeben werden: dann wirst du gewiß finden, daß deine Leiden sich nach und nach mindern, und deine Seeligkeit zunimmt.

Du bist aber nicht blos Mensch, sondern noch etwas mehr; bist durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände, Geburt, Erziehung, Schicksale dazu bestimmt, ein gewisses Geschäfte zu treiben. Es sey welches es wolle, du seyst Fürst oder Hirte, Gelehrter oder Handwerker, Mann oder Weib, lerne nur deine Geschäfte recht gründlich, bemühe dich, deinen Arbeiten, sie mögen Bücher oder Schuhe, Gesetze oder Handlung seyn, die möglichste Vollkommenheit zu geben. Dann erst, wann du dir bewußt bist, in deinem Geschäfte Meister zu seyn, kannst du auch nach andern Kenntnissen streben, die mit deinem Geschäfte in einem entfernten Zusammenhange stehen.

Aber es heißt auch hier: viele sind berufen, aber wenige auserwählet. Eigentlich sind alle berufen, allen sind gewisse Geschäfte angewiesen, wenige aber verstehen sie; in allen Ständen ist ein Ueberfluß von Menschen, denen es zu ihren Geschäften an den nöthigen Kenntnissen fehlt. Dieß ist ein vorzüglicher Grund ihres Mißvergnügens; ihre Geschäfte werden ihnen schwer, gelingen nicht, wann sie geendigt sind: so ist ihr Anblick unangenehm, sie erlangen weder von dem,

der sie verrichtete, noch von andern Beyfall.

Im Himmel jenseits wird es unserer Meynung nach recht schön seyn. Da werden Menschen aus allen Ständen, Fürsten und Hirten, Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte wandeln, alle seelig seyn; ohne Rücksicht auf Stand und Würde und Herkunft werden sie alle seelig seyn.

Diese Vorstellung ist recht reizend. Man vergesse doch aber ja nicht, daß wir dieß alles schon auf Erden haben. Da wandeln Menschen aus allen Ständen, und in jedem Stande sind solche, die mit Eifer ihre Pflicht erfüllen, die richtig empfinden, nach Wahrheit streben, und die Kenntnisse besitzen, die ihnen als Menschen, und zu den besondern Geschäften, die sie treiben, nöthig sind. Freylich ist ihre Anzahl klein; sind denn aber nicht auch in jenem Himmel der Auserwählten wenige? Wollen wir es uns denn befremden lassen, wenn es diesseits eben so, wie jenseits ist? Bestrebe du dich nur, unter den wenigen Auserwählten zu seyn!

Auch das Wachsthum an Kraft denken wir uns als Bestandtheil der Seeligkeit, und finden ein Vergnügen daran, uns diese Kraft recht groß vorzustellen. Ein gewisser Gelehrter hofft sogar, daß er einst mit eben der Leichtigkeit Weltkörper hervorbringen und wieder zerstören werde, mit welcher er jetzo Buchstaben niederschreibt und ausstreicht. In wie fern diese Erwartung gegründet oder Traum sey, will

ich

ich nicht unterſuchen. So viel iſt nur gewiß, daß Wachsthum der Kraft als ein nothwendiger Beſtandtheil der Seeligkeit gewöhnlich angeſehen wird. Kennen wir aber dazu wohl ein anderes Mittel, als — Vervollkommnung? Die Kraft, das Vermögen, etwas hervorzubringen, iſt eine Eigenſchaft, die uns ſelbſt zugehört, und die auf keine andere Art wachſen kann, als — durch Vervollkommnung unſrer ſelbſt. Alle Kräfte der lebendigen Wesen wachſen von innen heraus, warum ſollte bey uns eine Ausnahme ſeyn? Welchen Grund haben wir, zu erwarten, daß jedurch äußern Zuwachs unſre Kraft ſich vergrößern werde? Nur das Mineral vergrößert auf dieſem Wege ſeine Kraft; die Kräfte der Pflanzen und Thiere, und ihres Oberherrn, des Menſchen, wachſen von innen heraus.

Vervollkommne dich alſo, und du wirſt dieß ſtufenweiſe Wachsthum deiner Kraft und die daraus entſpringende Seeligkeit gewiß fühlen. Welche Kraft verſchafft uns das Bewußtſeyn, ſeine Pflicht gethan zu haben! Mit Freudigkeit geht man jeden Morgen an ſein Tagewerk, es ſey die Regierung einer Nation, oder die Verfertigung eines ihrer geringſten Bedürfniſſe. Alles wird leichter, alles gelingt beſſer. Die Gefahren, die uns bey demſelben entgegen wandeln, ſchrecken uns nicht. Je lebhafter wir es fühlen, daß wir auf dem Wege wandeln, den uns die Pflicht gebietet, deſto weniger vermag die

Furcht über uns. Ein Mann, der durch das Gefühl der Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes gerufen, und ein Weib, das durch eben dieß Gefühl zu dem Bette ihres, an einer ansteckenden Krankheit leidenden, Kindes gezogen wird, kennen beyde keine Furcht mehr.

Und was vermag der Mensch nicht, sobald er die Furcht ablegt! Er wird gewissermaßen allmächtig, geht immer vorwärts, wo der Furchtsame sich zurückzieht, arbeitet immer wo jener seufzet, macht Dinge möglich, die dieser für unmöglich hält, und hört nicht eh auf zu handeln, bis er seinen Zweck erreicht hat oder seine Wirksamkeit zernichtet wird.

Wie viele Beyspiele hiervon liefert die Geschichte der Helden! Allein ich will absichtlich lieber ein Beyspiel aus dem bürgerlichen Leben aufstellen. Denn nicht nur auf dem Kampfplatze, auch in der Werkstatt und Kinderstube findet die menschliche Kraft Gelegenheit, ihre Größe zu zeigen.

Es sey das Exempel Gutmanns, eines ehrlichen Handwerksmannes, der sich nichts mehr angelegen seyn ließ, als seine Pflicht zu thun. Ihn und seine Handwerksgenossen trifft eine schwere Zeit. Die Lebensmittel steigen zu einem unerhörten Preiße, und die Sachen, welche sie durch ihren Fleiß hervorbrachten, werden nicht mehr gesucht. Die mehresten seiner Handwerksgenossen werden muthlos, der Anblick des Hungers, der ihnen entgegen wandelt, lähmt gleichsam alle ihre

Kräfte,

Kräfte, sie sinken in immer größeres Elend, bis sie zum Bettelstabe ihre Zuflucht nehmen, und größtentheils ein Raub des Hungers und der daraus entspringenden Krankheiten werden. Gutmann bekommt durch das Gefühl der Pflicht, seine Familie zu versorgen, neue Kraft. Der Anblick ihres Kummers und die lebhafte Vorstellung, daß sie keinen Versorger haben, als ihn, daß es also seine höchste Pflicht sey, sie gegen den Untergang zu schützen, läßt ihm gar keinen Zweifel übrig, daß er alles möglich machen könne, was die Pflicht von ihm fordert. Durch diesen Glauben gestärkt, erfindet er Arbeiten anderer Art, die er mit vieler Anstrengung erlernt, sie unter seine Familie vertheilt, selbst daran den vorzüglichsten Antheil nimmt — es gelingt ihm. Mitten unter den Verwüstungen, die der Hunger anrichtet, findet seine Familie Sättigung. Welche Seeligkeit für ihn daraus entspringen müsse, daß er der Retter seiner Familie wurde, kann man sich leicht vorstellen. Im späten Alter noch wird er sich nicht seeliger fühlen als — wenn er diesen Theil seiner Lebensgeschichte seinen Kindern erzählt.

Das Bewußtseyn, seine Pflicht erfüllt zu haben, verschafft uns vorzüglich im Umgange mit Menschen eine Würde und eine damit verknüpfte Wirksamkeit, die kein vornehmer Stand, kein Reichthum, nichts von dem, was ausser uns ist, uns geben kann. Man denke sich den Menschen, in welchem Verhält-

niß

niß man will — immer wird seine Kraft, durch das Bewußtseyn seine Pflicht erfüllet zu haben, erhöhet. Der Hausvater, der Regent einer Familie und des damit verbundenen Gesindes, der die Erfüllung der Pflichten gegen die Seinigen zu seinem höchsten Zweck macht, erlangt unter ihnen ein unumschränktes Ansehen. Das unablässige Bestreben, ihnen die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen, ihre Gesundheit zu erhalten, ihren Unterricht zu besorgen, sie zum Guten zu erziehen, jedem wie er kann, zu helfen, erwirbt ihm ihre Liebe, Hochachtung und Zutrauen, und e wirkt bey ihnen gewöhnlich durch Winke das, was ein Pflichtvergessener durch die größte Strenge nicht auszurichten vermag. Was von dem Weltregierer gesagt wird: so er spricht so geschiehts, so er gebeut so stehts da, das gilt von jedem Hausvater, der seinen Pflichten getreu ist in seinem kleinen Wirkungskreise.

So ist die Erfüllung der Pflicht gewiß auch das sicherste, vielleicht das einzige, Mittel den Vorgesetzten größerer Gesellschaften, sie mögen Gemeinheiten oder Nationen heißen, ihre Herrschaft zu sichern. Wenn man vor einer Gesellschaft von Menschen mit dem Bewußtseyn auftreten kann, daß man seine Pflichten so treu erfüllet habe, daß man keinen begründeten Vorwurf erwarten darf: so kann man mit Nachdruck sprechen, und versichert

seyn,

ſeyn, daß die Rede ihres Zwecks nicht verfehlen werde.

Unter allen Reden, die in neuern Zeiten Vorgeſetzte gegen ihre Untergebenen hielten, hatte vielleicht keine eine ſo durchgreifende Kraft, als diejenige, welche der ehrwürdige Waſhington zu den Repräſentanten der vereinigten Amerikaniſchen Freyſtaaten hielt, als er ſeine Präſidentenſtelle niederlegte. Woher rührte aber dieſe durchgreifende Kraft? Blos von dem Bewußtſeyn dieſes edlen Mannes, ſeine Pflicht erfüllet zu haben. *)

Durch dieſes Mittel erhält der Menſch auch bey den Unterhaltungen mit andern ein ſichtbares Gewicht. Ein Menſch, dem es ein Ernſt iſt, der Arbeit die er liefert, die möglichſte Vollkommenheit zu geben, die über alle Künſte des Betrugs erhaben iſt, kann ſicher darauf rechnen, daß zu ſeiner Zeit ſeine Rechtſchaffenheit werde erkannt und geſchätzt, und ſein Wirkungskreis vergrößert werden. Der thätigſte und rechtſchaffenſte Kaufmann wird immer am mehreſten geſucht, und der Handwerksmann, von dem es bekannt iſt, daß er gut

*) Anm. Bisher ließen die Groſſen der Erde mehr durch Politik, als durch Moral ſich leiten, und ihre Throne wanken und ſtürzen zum Theil zuſammen. Sollten dieſe nicht können befeſtiget werden, wenn ſie bey ihren öffentlichen und Privathandlungen die Erfüllung der Pflicht zu ihrem höchſten Zwecke machten?

gut und redlich arbeite, erwirbt sich immer mehrere Kunden.

Bey weitem der gröſste Theil der Menschen lebt in dem Stande der Unabhängigkeit von höhern. Aeuſserst wenige sind unabhängig. Dieß darf uns nicht befremden, keinen Zweifel gegen das Daseyn eines Himmels auf Erden erregen. Wird es denn im Himmel jenseits anders seyn? Wird es nicht auch da höhere Wesen geben, von welchen die niedrigen abhängen?

Das lästige bey der Abhängigkeit ist die Ungerechtigkeit, welche sich die Vorgesetzten, in den niedern sowohl als höhern Ständen, oft gegen ihre Untergebenen erlauben, daß sie oft die Würde des Menschen in ihnen verkennen, und sie als Sachen betrachten, die sie nach ihrem Willkühr behandeln könnten. Das sicherste Mittel, sich gegen solche Mishandlungen zu schützen, ist — die Erfüllung der Pflicht. Der Untergeordnete in jedem Stande, der sich bewuſst ist, keine gegründete Vorwürfe verdient zu haben, tritt seinem Vorgesetzten getrost unter die Augen, und dieser fürchtet seinen Blick, und scheuet sich, ihm Aufträge zu ertheilen, die unter der Würde desselben sind. Wenn alle Untergebene ihren Pflichten treu wären: so wäre kein Despotismus möglich, der immer nur seine Nahrung von der Pflichtvergessenheit der Untergebenen zieht.

Durch Abhärtung des Körpers bekommt die Kraft ebenfalls einen ansehnlichen Zuwachs.

Er

Er ist der Seele Werkzeug. Je dauerhafter dieser ist, desto mehr kann sie wirken. Die Zeit, die eine andere Seele, die in einem schwächlichen Körper wohnt, zur Ausbesserung des Werkzeugs anwendet, widmet sie seiner Wirksamkeit. Mit einem dauerhaften Werkzeuge richtet man in einem Tage mehr aus, als ein anderer vielleicht in einer Woche, der mit einem Werkzeuge arbeitet, das ihm von Zeit zu Zeit den Dienst versagt. Schreibt man nicht mit einer guten Feder weit schneller und schöner, als mit einer schlechten? Aller Widerstand von aussen wird leichter durch einen abgehärteten, als durch einen schwächlichen kränklichen Körper überwunden. Der Regen, Sturm, Frost und Hitze, und jede Art der Witterung hemmen seine Wirksamkeit nicht. Wenn Fälle eintreten, wo körperliche Anstrengung nöthig ist, wo ein Körper weggeschafft werden muß, der dem Streben des Geistes im Wege liegt, so muß er immer weichen. Der Körper ist nicht blos Werkzeug des Handelns, sondern auch des Empfindens. Ist dieser abgeartet: so hat er weniger Reizbarkeit, wird also durch widrige Umstände nicht so stark angegriffen, als ein verzärtelter.

Ich führe zum Beweise das Beyspiel der Brüder Siegmund an. Der ältere ließ es sich von Jugend auf angelegen seyn, den Körper abzuhärten, der jüngere war eben so besorgt, den seinigen zu verzärteln. Wie kraftvoll ist der ältere, wie schwach der jüngere! Beyde

de ruft die Pflicht auf, den andern Tag eine Reise zu thun. Jener sagt entschlossen: ich will reisen! Dieser kann zu keiner festen Entschließung kommen. Hunderterley Besorgnisse steigen in seiner Seele auf. Fast alle Stunden sieht er nach dem Barometer, nach dem Himmel, sieht woher der Wind kommt, erkundigt sich allenthalben nach dem Wege, nach den Gasthöfen, die er auf demselben finden wird. Ehe er sich zur Reise entschließt, hat sein Bruder sie vollendet.

Je richtiger man ferner empfindet, je mehr Wahrheit in den Kenntnissen ist, die man sich erwirbt, desto mehr kann man auch wirken. Ein Satz, den die tägliche Erfahrung bestätigt. Wenn du einen Feind angreifen mußt, und kennest ihn, seine Stärke sowohl als seine Schwäche, machst dir keine übertriebene Vorstellung von seiner Stärke, aber hältst ihn auch nicht für schwächer als er ist, wirst du alsdann nicht auf die schicklichsten Mittel denken, ihn zu besiegen? Wird dir der Sieg nicht leichter seyn, als einem andern, der falsch empfindet, der entweder ihn für unüberwindlich hält, oder ihn wegen seiner Schwäche verachtet? Wenn du den rechten Weg zu dem Orte weißt, nach welchem du wandelst, wirst du ihn nicht weit schneller erreichen, als ein anderer, der sich auf Irrwegen umhertreibt? Wenn du den Fehler deines Kindes kennst, wirst du ihn nicht weit leichter wegschaffen können, als ein anderer, der seiner Kinder Fehler entweder

durch

durch seine Einbildungskraft vergrößert, oder sie für ganz unbedeutend hält? Wenn du, um es noch fühlbarer zu machen, über einen schmalen Steg gehen willst, wirst du, mit deinen gesunden Augen ihn nicht sicherer treffen, als dein Reisegefährtschafter, der doppelt sieht?

Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frey machen. Dieß ist ein goldener, stärkender, Herz erhebender Ausspruch. Es wird da so ganz geradezu gesagt: ihr werdet die Wahrheit erkennen. Dieß ist wahr. Wenn man sie redlich sucht, so findet man sie. Zwar nicht auf einmal, aber doch nach und nach. Der Weg der Wahrheit geht immer durch das Land des Irrthums. Wenn man erst geirrt und seinen Irrthum eingesehen hat, so wird man frey, frey von den Fesseln, die man bisher trug, die die Kraft lähmten. Sobald du die wahre Ursache von deinen bisherigen Sorgen entdeckt, und so die Wahrheit erkannt hast, so bist du auf dem Wege, dich davon frey zu machen.

Endlich wird die menschliche Kraft auch dadurch gestärkt, wenn jeder das Geschäft, das er treibt, recht gründlich erlernt. Ein Mensch, er sey von welchem Stande er wolle, wird immer mächtiger, wirkt immer mehr, je eifriger er sich angelegen seyn läßt, sich die zur Treibung seines Geschäfts nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Die Beweise davon liegen allenthalben vor Augen.

Sobald

Sobald ein Fürst den Thron besteigt, der die Kunst ein L[illegible] regieren und glücklich zu machen, gründli[illegible]iernt hat: so wirkt seine Kraft durchs ganze Land. Wüsteneyen werden bevölkert, die Armuth verwandelt sich in Wohlhabenheit; die Aemter werden mit den würdigsten Männern besetzt, der öffentliche Unterricht verbessert, Unwissenheit, Aberglauben, Rohheit verschwinden nach und nach; der Geist der Duldung läßt sich da nieder; jeder Unterthan erhält Sicherheit seines Eigenthums, und der wirklich Arme, der kein Eigenthum hat, auch das Vermögen nicht besitzt, sich welches zu erwerben, erhält — Versorgung. Sein Volk wird von den Nachbarn geachtet, und man bewirbt sich um seine Freundschaft.

Und woher rührt denn diese Kraft? Von der Fürstenwürde? Wäre dieses: so müßte man die Wirkungen davon allenthalben verspüren, wo Fürsten regieren. Daher kommt es, daß dieser Fürst die Regierungskunst erlernt hat.

Jeder andere Mensch wird durch die gründliche Erlernung seines Geschäftes mächtiger, und die Wirkungen davon sind eben so sichtbar, nur mit dem Unterschiede, daß sein Wirkungskreis kleiner ist.

Selbst der Bauer Kilian beweist es durch sein Beyspiel. Als er sein väterliches Erbtheil in Besitz nahm, fand er es in schlechtem Zustande. Jetzo ist es umgeschaffen. Der Acker trägt ihm noch einmal so viel ein, als sonst; die sonst sumpfigen Wiesen liefern jetzo ein süßes Gras;

Plätze,

Plätze, die ſonſt wüſte lagen, liefern ihm jetzo Weizen, alle ſonſt öden Ränder ſind mit Bäumen beſetzt; in ſeinem Garten, wo ehedem herbes Obſt wuchs, ſammelt er jetzo die ſchmackhafteſten Früchte ein: ſein Viehſtand iſt vergrößert, ein Bienenſtand iſt dazu gekommen; ſein ſonſt unfruchtbares Land iſt in einen Platz umgeſchaffen, von dem man ſagen könnte, daß darinne Milch und Honig flöſſe. Dieß alles hat Kilians Kraft gewirkt. Wie geht dieß zu? Er hat ſich die, zu ſeinem Geſchäfte nöthigen, Kenntniſſe erworben.

So iſts mit den Menſchen in allen Ständen. Je gründlicher ſie ihre Geſchäfte erlernt haben, deſto mehr Kraft beſitzen, deſto mehr wirken ſie. Die Eltern liefern geſunde, gute geſchickte, thätige, frohe Kinder; der Lehrer und Erzieher ſchafft eine kleine Nachwelt aus Barbaren zu Menſchen um. Der Schriftſteller macht eine Nation in gewiſſen Rückſichten vernünftiger und geſitteter; der Kaufmann öffnet für das Land neue Nahrungsquellen; der Handwerksmann verfertigt Waaren, die immer mehr geſucht werden.

Wenn nun jemand predigte: freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeſchrieben ſind! wenn ihr dort erſt angekommen ſeyd, wann ihr erſt die Hülle dieſes Leibes abgelegt habt: dann werdet ihr weit mächtiger ſeyn, mehr wirken, und die großen Abſichten Gottes in ſeinem Reiche befördern helfen.

Welchen Eindruck würde dieß machen! wie würde man sich auf diesen Himmel freuen!

Können wir aber nicht dieß alles schon auf Erden? können wir diese Freuden nicht schon jezo uns machen?

Der Unterschied ist nur dieser, daß man, um den Vorschmack jenes Himmels zu haben, blos empfinden darf, aber, um diese Seligkeit im Himmel auf Erden zu genießen, nachdenken und seine Kräfte brauchen muß. Wahrscheinlich wird sich aber auch im Himmel jenseits unsere Kraft ohne Nachdenken und Thätigkeit nicht vergrößern.

Eine nicht geringe Seligkeit entsteht endlich daher, wenn wir bedenken, wie weit man durch Erfüllung der Pflicht, bey richtigen Einsichten, und den zum Berufsgeschäfte nöthigen Kenntnissen in Ansehung des Orts und der Zeit Gutes wirken kann. Dieß ist bey manchen Personen ganz vorzüglich sichtbar. Der Regent eines Reichs, wie weit kann er wirken! Seinen wohl durchdachten Entschluß schreibt er in seinem Kabinette nieder, und in wenigen Tagen ist er in den entlegensten Winkeln seines Reichs bekannt, und wird befolgt. Auch auf andere Nationen hat er Einfluß, und ist oft vermögend ihr Schicksal zu bestimmen. Seine weisen Gesetze sind auch nach Jahrhunderten nicht ohne Wirkung.

Der Schriftsteller schreibt auf seinem Zimmer die Wahrheiten nieder, die Nachdenken und Erfahrung ihn lehrten; bald sind sie,

durch

durch die Thätigkeit des Druckers vervielfältigt, verbreiten sich durch die ganze Nation, werden oft, durch die Thätigkeit der Uebersezzer andern Völkern mitgetheilt; wirken allenthalben, wohin sie kommen, und immer Gutes, wenn der Schriftsteller wahr und gut schrieb, und sein höchster Zweck bey dem Schreiben, Erfüllung der Pflicht war. Dauert die Wirksamkeit mancher Schriftsteller nicht Jahrhunderte fort?

Der Kaufmann sizt auf seiner Schreibestube, und wirkt, vermittelst einiger Zeilen, in allen Theilen der Erde. Wohin seine Briefe kommen, entsteht Thätigkeit, Bestreben seinen Willen zu thun.

Ist dieß nicht Wirksamkeit, dergleichen man bey einem höhern Wesen, das wir Engel nennen, sich denkt?

Freylich erreichen nur immer wenige Menschen eine so hohe Stufe. Es ist im Himmel diesseits eben so, wie wir glauben, daß es im Himmel jenseits seyn werde. Es giebt Stufen da. Je höher diese sind, desto kleiner ist die Zahl derer, die sie erreichen; die größere Zahl bekommt ihren Platz immer auf den mittlern und untersten Stufen angewiesen.

Aber auch auf der untersten Stufe kann durch Erfüllung der Pflicht das Gute sehr weit verbreitet werden. Der arme Taglöhner, auch er ist im Himmel, wenn er seinen Pflichten treu ist. Er verrichtet nach dem Willen

eines andern sehr geringfügige Geschäfte um einen elenden Lohn, und es scheint seine Wirksamkeit nicht größer, als die des Lastthiers zu seyn, das mit ihm Einen Herrn dient. Sey aber nur treu und redlich in deinem Berufe, suche deinem Geschäfte immer mehr Vollkommenheit zu geben, und du wirst bald deinen Wirkungskreis vergrößert sehen. Das Exempel des Fleißes, der Geduld, der Sparsamkeit, das du durch dein Verhalten giebst, wird auf manchen deiner Mitarbeiter wirken, und ihn bessern. Mancher Reiche wird dich sehen fortgehen, nachdenken, und gute Entschliessungen fassen. Du wirst Vater werden, und deine guten Eigenschaften deinen Kindern mittheilen. Vielleicht wird eins davon der Stammvater eines großen M[illegible]ies, der auf der Welt mächtig wirkt. D[illegible]rsten Grund zu seiner Wirksamkeit legtest [illegible]u. Vielleicht wird auch am Ende deine Berufs[illegible]reue bemerkt, und du wirst zum Aufseher über Andere erhoben.

Es beobachte sich nur jeder genau, und er wird gewiß finden, daß, wenn er sich stets angelegen seyn läßt, auf die hier beschriebene Art sich zu vervollkommnen, auch seine Wirksamkeit und sein Wirkungskreis sich vergrößern.

Man wende mir nicht ein, daß im hohen Alter oft die Wirksamkeit des Menschen aufhöre, daß er also doch alsdann den Himmel auf Erden nicht mehr habe. Dieß scheint nur so. Ein Mensch, der seinen Pflichten

treu

treu war, wann er ein hohes Alter erreich hat gewiß so viel Gutes gethan, daß die Wirkungen davon noch fortdauern, wann er auch selbst unmittelbar wenig oder nichts mehr wirken kann. Gerathen wir doch täglich in einen Zustand der Unthätigkeit; wann das Tagewerk vollbracht ist, dann schließen sich unsere Augen, und wir scheinen einige Stunden für die Welt unnütz zu seyn. Bewiesen wir aber nur in unserm Tagewerke die nöthige Treue: so wirken wir doch noch. Und wenn wir nichts gethan, als ein Beet besäet hätten, so schwellen doch wenigstens, während unsers Schlafes, die Saamenkörner auf, die wir ausstreueten, und nähern sich ihrer Entwickelung.

Nach der Vorstellung, die wir uns von dem künftigen Himmel machen, wird auch ein Theil unserer Seeligkeit aus der Zurückerinnerung an das Gute entspringen, das wir auf der Erde thaten.

Ihre Werke folgen ihnen nach!

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Seel'ger zu:
Heil sey dir, denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du.
O Gott! wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele seyn!

Freylich muß so etwas erfreuen. Das Bewußtseyn, daß man die von Gott anvertrauten Geschäfte auf der Erde redlich ausgerichtet habe, daß die guten Wirkungen davon noch fort-

dauern; der Anblick von Seligen, die uns ihr Heil verdanken, muß freylich unaussprechliche Seligkeit verschaffen.

Man hüte sich doch aber ja, daß man durch solche Erwartungen sich nicht selbst täusche! Wenn einst gute Werke uns nachfolgen sollen, so muß man ja gute Werke thun. Wenn einst wohlausgerichtete Geschäfte uns freuen sollen: so müssen wir sie ja auch wohl ausrichten. Wenn einst Selige uns zurufen sollen, daß wir ihre Seele gerettet hätten: so müssen wir ja uns auch angelegen seyn lassen, Seelen zu retten.

Wenn wir dieß alles nun thun: so können wir ja uns jetzo schon unserer Werke freuen, und den Himmel auf Erden haben. Thun wir es nicht, aus welchem Grunde können wir dann hoffen, daß wir diese Freude künftig haben werden? Ist diese Erwartung nicht so thöricht, als die Hoffnung eines Landmanns, der seinen Acker nicht besäet, zu einer reichlichen Erndte?

Willst du also wirklich einst Freude haben, daß deine Werke dir folgen, daß die Zurückerinnerung an dieselben dir Seligkeit schaffe; so fange nur heute an, und thue sie. Suche dem geringsten deiner Geschäfte die möglichste Vollkommenheit zu geben, von jeder Stunde den besten Gebrauch zu machen, und jede Gelegenheit zu benutzen, wo du etwas zum Besten anderer Menschen thun kannst, und du wirst gewiß erfahren, daß das Ende

des Tages, den du so verlebtest, für dich vergnügter sey, und die Zurückerinnerung an gut vollendete Geschäfte dir Freude mache.

Wende nicht ein, daß du zu schwach und unvermögend wärest, viel Gutes zu thun. Für wen ist denn die künftige Seligkeit bestimmt? Für Fürsten? für Gelehrte? für Reiche? für Personen, die hier einen großen Wirkungskreis hatten? Nein, antwortest du, für die Guten und Rechtschaffnen. Sieh! so ists auch mit dem Himmel auf Erden. Jeder kann daran Theil haben, wenn er sich nur bemüht, gut und rechtschaffen durchaus, folglich auch in Verrichtung seiner Geschäfte es zu seyn.

Es kommt bey der Seligkeit, die aus dem Anblicke unserer Werke entspringt, nicht sowohl an auf die Größe, als auf die Güte derselben. Freylich muß der Anblick eines vollendeten großen, für die Menschheit sehr wichtigen, Werkes auch große Freude verursachen: allein diese wird wieder durch den Anblick von Unvollkommenheit gemindert, die fast immer mit großen Werken pflegt verknüpft zu seyn. Ein Fürst, wenn er auch der weiseste und thätigste wäre, kann sein Volk selten so gut regieren, als ein weiser Hausvater seine Familie; wer mannichfaltige Geschäfte auszurichten hat, wird sie selten so gut besorgen können, als ein anderer, dem ein mäßiges Geschäft angewiesen ist.

Daher lehrt die Erfahrung, daß man jene ruhige Heiterkeit, die man als ein Bild der

himmlischen Seligkeit anzusehen pflegt, eben sowohl in Hütten als in Pallästen, eben so wohl bey denen findet, die einen sehr kleinen als bey solchen, die einen großen Wirkungskreis haben.

Ich denke mir jetzo einen Handwerksmann, dem blos mechanische Geschäfte angewiesen sind, der also sehr vieles entbehren muß, was andere genießen, und gegen sie sehr niedrig sieht: wird er nicht auch im Himmel seyn können, wenn er nach den Grundsätzen handelt, die hier vorgetragen wurden? Wenn er nun den Tag hindurch unverdrossen arbeitet, und sich angelegen seyn läßt, gut zu arbeiten, seine Kinder gut erzieht, ihnen Geschäfte übergiebt, die ihren Kräften angemessen sind, seinen ärmern Nachbarn eine Kleinigkeit zur Erquickung sendet, einem armen Reisenden etwa seine Kleidung ausbessert, und sich dann am Abend unter seine Familie setzt, und sich mit ihr von dem vollendeten Tagewerke unterhält, kann dieser nicht die reinsten Freuden genießen?

Jetzo geht die Sonne unter, der Abend bricht an, und ladet die Menschen zur Ruhe ein. Alle, denen es ein Ernst war, ihr Tagewerk gut auszurichten, überdenken es; der Fürst die Verordnungen, die er gab, der Bauer seine Feldarbeit, der Arzt den Beystand, den er den Kranken leistete, der Schullehrer den Unterricht, den er ertheilte, die

Mut-

ter die erfüllten Mutterpflichten, der Schuhmacher die Schuhe, die er verfertigte, der Künstler das Kunstwerk, an dem er arbeitete; — wer wird sich seines Tagewerks wohl am mehresten freuen? mehrentheils derjenige, der es am redlichsten verrichtete.

Ich sage mehrentheils: denn oft treten Umstände ein, die das Gelingen unserer Arbeiten auch bey der möglichsten Treue und Anstrengung verhindern, uns trübsinnig machen, und uns keine Freude übrig lassen, als diejenige, die aus dem Bewußtseyn entspringt, daß wir unsere Pflicht gethan haben.

Ist aber gleich die Freude über das Gelingen unserer Bemühungen nicht die Sache eines jeden Tages: so wird sie uns doch von Zeit zu Zeit zu Theil, wenn wir nur nicht ablassen, in unsern Geschäften Treue zu beweisen. Nach dem Verlaufe einiger Jahre, bisweilen auch einiger Monate werden doch die Früchte unserer Berufstreue sichtbar. Da bricht der Gärtner die Früchte von den Bäumen, die er pflanzte; da erndet der fleißige Bauer von dem Felde, das er urbar machte; da tritt das Kind in einen Wirkungskreis, wo es Gutes stiften und sich hinlänglichen Unterhalt verschaffen kann, das die treue Mutter mit vieler Mühe erzog; da feyert der graue Vater seinen Geburtstag im Kreise wohlgerathener Kinder und Enkel; da sieht der Schulmeister seine ehemaligen Schüler und Schülerinnen die Lehren, die er ihnen einst gab,

ihren Kindern mittheilen; da begegnet der Menschenfreund dem, den er einst rettete, und wird von ihm mit warmem Händedruck belohnt; da kömmt der Schriftsteller an einen Ort, wo die guten Wirkungen seiner Schriften sichtbar sind; da geht der thätige Kaufmann durch eine Straße, aus welcher seine Thätigkeit die ehemalige Armuth verjagt hat, und empfängt die freundlichen Grüße von Alten und Jungen, die ihm ihre Wohlhabenheit verdanken; da bekommt der rechtschaffene Officier sichtbare Beweise von der Verehrung, die er seinen Untergebenen zu geben sucht, da durchreist einmal der landesväterliche Fürst sein Land, und trifft allenthalben die Spuren von seiner weisen und thätigen Regierung an.

Absichtlich führe ich Exempel aus allerley Ständen an, um meine Leser an den eben so gegründeten als herzerhebenden und beruhigenden Glauben zu gewöhnen — daß alle Menschen in allen Ständen ein Recht zum Himmel haben, und zum Genuß der himmlischen Seligkeit gewiß gelangen, wenn sie nur, durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten, ihr Recht geltend zu machen suchen.

Welche Freude, wenn man nun einmal ein wohlgelungenes Werk erblickt! Dann macht die Zurückerinnerung an die Mühe [illegible] den Verdruß mehr, sie nährt die Freude; je mehr Anstrengung es kostete, je mannichfaltiger die Schwierigkeiten waren, die man dabey überwinden mußte, desto süßer ist die Zurücker-

innerung. Dann verliert sich das Denken an mißlungene Bemühungen, wann die gelungene aufheitert. Der Gärtner denkt nicht mehr an die verdorrten Bäume, wann er von den wohlgerathenen Früchten bricht; der Menschenfreund vergißt die Gedankenlosen, an denen er seine wohlthätigen Absichten nicht erreichte, wann er einen Dankbaren findet, der durch ihn gerettet wurde!

Wenn es wahr ist, daß wir einst uns selig fühlen werden, wenn unsre Werke uns nachfolgen, daß wir uns freuen werden des Gelingens unserer Geschäfte, des Guten, das wir thaten: so ist es ja ganz gewiß, daß wir diese Seligkeit auch schon hier genießen können. Jetzo ist uns ja alles noch im frischen Andenken. Und wenn es möglich wäre, daß ein Mensch, der hier es sich angelegen seyn ließ, seine Geschäfte redlich auszurichten und seine Pflichten zu erfüllen, sich seiner Werke gar nicht freuen könnte: aus welchem Grunde könnte er denn hoffen, daß er diese Freude jenseits des Grabes haben werde?

Zweytes Buch.

Von dem Umgange mit Gott, und der daraus entſpringenden Seligkeit.

Als die Menſchheit noch im Stande der Kindheit ſich befand, genoſſen, nach der Verſicherung der Bibel, die Menſchen oft des Umganges mit Gott. Adam hörete ſeine Stimme; Noah erhielt von ihm Verheiſſungen; dem Abraham erſchien er oft in ſeinem Hayne, und Moſes gieng mit ihm um wie ein Mann mit ſeinem Freunde. Dieß iſt nun jetzo nicht mehr. Wir können uns nicht rühmen ſeine Stimme gehört, ſeine Befehle vernommen, eine Erſcheinung von ihm gehabt zu haben.

Wie geht denn dieſes zu? ſind denn etwa jene Nachrichten von dem Umgange der Menſchen mit Gott erdichtet? oder hat ſich Gott von uns entfernt, und würdiget uns ſeines Umgangs nicht mehr? Keins von beyden.

In jenen grauen Zeiten der Welt waren die Einſichten der Menſchen ſehr eingeſchränkt, ſie wußten nichts, als was ſie ſelbſt erfahren, oder durch Erzählungen von ihren Voreltern und Zeitgenoſſen erlernt hatten. Daher waren ſie mit den mehreſten Kräften der Natur ganz un-

unbekannt. Wenn Blize über ihnen hinfuhren, der Donner sie durch sein Krachen erschreckte, der Sturm Bäume ausriß, oder ein sanftes Säuseln der Luft sich in den Wipfeln des schattigten Hayns hören ließ, oder ein bedenklicher Traum im Schlafe ihre Seele beschäftigte: so empfanden sie dies alles — sie empfanden die Wirkungen, sie kannten aber die Ursachen nicht. Da sie doch aber überzeugt waren, daß keine Wirkung ohne Ursache sey: so schrieben sie jede Naturbegebenheit, die sie sich nicht erklären konnten, der Gottheit zu. Und da ihnen das mehreste in der Natur unerklärbar war: so sahen und hörten und empfanden sie allenthalben Gott.

Wir sind in unsern Einsichten weiter vorgerückt. Seit Jahrtausenden haben unsere Vorfahren die Natur beobachtet, ihren Kräften nachgespürt, Entdeckungen über Entdeckungen gemacht, vorzüglich tief ist man in dem gegenwärtigen Jahrhundert in ihre Geheimnisse eingedrungen. Daher geschieht jezo in der Natur selten etwas, wovon der fleißige Beobachter derselben nicht die unmittelbare Ursache anzugeben wüßte. Wenn es donnert, hört er nicht mehr die Stimme Gottes; wenn die Lüfte in den Wipfeln der Bäume säuseln, glaubt er nicht mehr das Wandeln Gottes zu vernehmen; wenn er einen bedenklichen Traum hat, so sucht er den Grund davon in der Beschaffenheit seines Bluts und seiner Eingeweide. Wir empfinden noch die nämlichen Wirkungen, wie die ersten

Erd-

Erdbewohner, aber wir schreiben sie natürlichen Ursachen zu.

Daher fällt der Umgang mit Gott, den unsere Vorfahren genossen, in unsern Tagen fast ganz weg, und mit ihm alle die Seligkeit, die z. E. Abraham empfand, wenn er, nach einer erhaltenen Verheißung, auf sein Antlitz fiel und anbetete.

Bey vielen unserer Zeitgenossen geht es so weit, daß sie Gott ganz vergessen, und sein Daseyn zu bezweifeln anfangen. Der Donner ist eine Wirkung der Electricität, sagen sie und vergessen dabey, daß die Electricität auch ihre Ursachen habe, und daß unter allen denkbaren Ursachen doch eine die erste seyn müsse.

Ehe also vom Umgange mit Gott geredet wird, möchte es doch wohl erst nöthig seyn, von Gottes Daseyn etwas zu sagen.

Wenn Glauben an Gott, wenn Umgang mit ihm, für den Menschen Seligkeit verschafft, welches wohl niemand läugnen wird, der sich die seligen Gefühle denkt, die derjenige haben muß, der bey dem Weltschöpfer zu seyn, und mit ihm umzugehen glaubt: wenn dieser Glaube also für den Menschen Bedürfniß ist, so muß auch der Beweiß von seinem Daseyn sehr faßlich seyn. Denn gehörte ein anhaltendes Nachdenken, viele Belesenheit und Gelehrsamkeit dazu, um sich zu überzeugen, daß es einen Gott, einen Schöpfer und Regierer des Weltalls gäbe: so müßte bey weitem der größere Theil der Menschen auf diese Seligkeit Verzicht thun. Da nun alle noth-

nothwendigen Bedürfnisse der Menschen, z. E. Luft, Wasser, Brod, leicht zu haben sind, so ist zu erwarten, daß auch dieß Bedürfniß des Geistes, Ueberzeugung von Gottes Daseyn, leicht müsse können erlangt werden. Und so ist es auch. Daß ein Gott sey, daran kann jeder, der wirklich Mensch ist, d. i., der nur einigermaßen sich an Nachdenken gewöhnt hat, sich sehr leicht überzeugen.

Hier ist ein solcher Beweiß, den hoffentlich jeder, der dieß Buch versteht, fassen kann.

Wenn wir über das nachdenken, was um uns geschieht, und was wir selbst thun: so sind wir schlechterdings gedrungen, einzugestehen, daß alles, alles durch unsichtbare Kräfte gewirkt werde. Wir sprechen, schreiben, weben, bauen Häuser, und sehen die Zunge, Finger und Hände, die dies alles wirken. Aber was setzt denn alle diese Gliedmaßen in Bewegung? Laßt uns zu einem Zergliederer gehen, und uns den innern Bau des menschlichen Körpers erklären. Er wird uns eine Menge Muskeln zeigen, durch deren Ausdehnen und Zusammenziehen die mannigfaltigen Bewegungen der menschlichen Gliedmaßen begreiflich werden. Wenn ich ihn aber frage, wo ist denn die Ursache, die diese Muskeln so ausdehnt und zusammenzieht, daß sie gerade das wirken, was ich will, daß z. E. durch sie meine Finger so gelenk werden, daß sie jetzo das Wort Gott hinschreiben: so muß er seine Unwissenheit gestehen.

Verschiedene Leser dieses Buchs pflanzten vor

vor einigen Jahren Bäume. Nun sind sie gewachsen, nun tragen sie Früchte, nun laben sich an denselben die Pflanzer. Aber wovon wurden sie denn so groß? woher entstanden denn die Früchte? Aus den Säften der Erde, wird man antworten, die die Wurzeln in sich sogen. Fragt man aber weiter, welche Kraft treibt denn diese Säfte von den Wurzeln bis zu den Zweigen? so mag man antworten, was man will, man wird doch gestehen müssen, daß sie unsichtbar sey.

Wer ist so fühllos, daß er sich nicht freuen sollte, wenn er am Horizonte den Mond aufsteigen sieht! Aber woher kommt es denn, daß er aufsteigt? Der Astronom wird uns dieß zum Theil aus der Bewegung unserer Erde um ihre Axe erklären. Wenn ich aber weiter frage, was ist denn die Ursache von dieser Bewegung? so nennt er mir lauter Kräfte, die nie ein menschliches Auge sah.

So ist es schlechterdings mit allem, was wir sehen. Wir glauben die Ursachen davon zu kennen. Denken wir aber darüber nach: so müssen wir gestehen, daß sie alle nur Werkzeug oder Wirkung sind.

Wenn du z. E. mein Leser! gefragt wirst: welches ist die Kraft, durch welche die Wassermühle in Bewegung gesetzt wird: so wirst du antworten: das Wasser. Frage ich aber weiter? Durch welche Kraft wird denn das Wasser nach der Wassermühle getrieben? was ist denn die Ursache, daß es nicht bisweilen rückwärts

wärts läuft? so wirst du mir wieder eine unsichtbare Kraft nennen müssen.

Alles was wirkt, ist also unsichtbar. Das Sichtbare ist blos Wirkung, oder Instrument. Diese unläugbare Wahrheit fasse man, präge sie sich tief ein, gewöhne sich zu sehen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, beurtheile in dieser Rücksicht die Welt, und was darinne vorgeht; und man wird bemerken, daß sie in unsern Augen sogleich eine andere Gestalt bekommt.

Wer in der Meynung steht, daß das Sichtbare durch seine eigene Kraft das wirket, was es zu wirken scheint, gleich einem Kinde, das einem Marionettenspiele zusieht, und in dem Wahne steht, daß die Bewegung der Puppen, und die Stimmen, die es hört, durch die Puppen selbst hervorgebracht würden. Er wird aber die Welt, sobald er weiß, daß sie durch unsichtbare Kräfte regiert werde, eben sowohl mit andern Augen ansehen, als ein Kind die Puppen, wenn es auf die Personen aufmerksam gemacht wird, die hinter dem Vorhange verborgen sind.

Hat man sich einmal daran gewöhnt, an unsichtbare Kräfte zu glauben: so folgt der Glaube an eine unsichtbare Kraft, unter deren Leitung alle übrigen Kräfte stehen, von selbst.

Es herrscht doch allenthalben Harmonie; es ist doch nicht zu läugnen, daß alles nach gewissen Gesetzen geht. Wie wäre es sonst

mög-

möglich, daß man die Minute angeben könnte, in welcher eine Sonnen- oder Mondfinsterniß entstehen, oder ein Stern in unserm Gesichtskreise erscheinen werde? daß die Erde so viele Jahrtausende bestehen, und sich immer mehr mit dem Fortgange der Zeit, verschönern konnte?

Daß die Bewegungen einer Uhr, einer Mühle, das gemeinschaftliche Wirken einer Gesellschaft von Bauleuten zu einerley Zweck, die Bewegung einer Armee unter Aufsicht und Leitung einer Kraft geschehe, glauben wir alle; warum soll es denn nicht glaublich seyn, daß die Kräfte, die in dem Weltall so harmonisch, so wohlthätig wirken, unter der Aufsicht und Leitung eines höhern Wesens stehen?

Ich sollte meynen, wer bey dem Anblick einer Windmühle, in welcher alle Theile, nach einem bestimmten Zwecke wirken, auf das Daseyn eines Windmüllers glauben könnte, der könnte auch bey dem Anblicke der Welt, die doch wohl größer und zusammengesetzter, als eine Windmühle ist, das Daseyn eines Weltregierers oder Gottes nicht läugnen; und es ist fast unerklärbar, wie man bey jeder wirksamen Windmühle das Daseyn eines Windmüllers glauben, und bey dem Anblick der Regelmäßigkeit, die doch wenigstens in der Bewegung der Himmelskörper ganz unläugbar ist, das Daseyn Gottes bezweifeln kann.

Freylich

Freylich iſts wahr, daß auf der Erde eine Menge ſcheinbarer Unordnungen ſichtbar ſind, daß eine Kraft zerſtört, was die andere hervorbrachte, der Hagel z. E. die Saat zerſchmettert, welche durch mannichfaltige Kräfte gewirkt wurde, die Pocken die Augen zu Grunde richten, welche durch die Erzeugung entſtunden: allein da doch jeder geſtehen muß, daß ſein Blick viel zu kurz ſey, als daß er das Ganze überſehen könnte: ſo wäre es doch wohl vernünftiger, ſich bei dieſen ſcheinbaren Unregelmäßigkeiten zu beruhigen, als deßwegen das Daſeyn eines allgemeinen Regierers abzuläugnen. Glaubt doch auch derjenige an das Daſeyn eines Windmüllers, der es nicht begreifen kann, warum die Flügel der Windmühle Lücken haben.

Sobald man von dem Daſeyn einer höchſten Kraft überzeugt iſt, unter deren Leitung alle Kräfte wirken, deren Werkzeuge ſie ſind, ſo wie die Muskeln die Werkzeuge des unſichtbaren Weſens, das unter der Hirnſchale ſeinen Sitz hat: ſo wird man auch ihm die mehreſten Eigenſchaften beylegen müſſen, die ihm bisher beygelegt wurden.

Eine Kraft, deren Werkzeuge alle übrigen Kräfte ſind, kann alles, was ſie will, iſt allmächtig. Denn was könnte denn einer Kraft unmöglich ſeyn, welcher alle vorhandenen Kräfte zu Gebote ſtehen! welcher alſo ſchlechterdings keine Kraft widerſteht!

Gütig

Gütig muß sie seyn: weil alles was sie hervorbringt, so eingerichtet ist, daß es in seiner Art glücklich seyn kann.

Man betrachte doch nur den innern Bau des Menschen, und man wird die Güte Gottes gestehen müssen. Es ist da alles Werkzeug zum Genusse und zum Wirken. Man müßte ein Buch schreiben von ansehnlicher Größe, wenn man dieß hinlänglich auseinander setzen wollte.

Die Zunge des Menschen z. E. welchen Werth hat sie für uns! Wenn man uns ein Königreich bieten wollte, im Fall daß wir sie uns auslösen ließen, welcher vernünftige Mensch würde sich dazu verstehen? Durch sie empfinden wir täglich die Annehmlichkeiten der Speisen und Getränke, durch sie wirken wir, theilen unsere Gedanken mit, belehren, trösten, warnen, vertheidigen wir uns. An der Spitze eines kleinen Heeres gegen einen mächtigen Feind steht ein tapferer General. Denkt, ruft er dem kleinen Haufen zu: an Gott und Vaterland, an eure Weiber und Kinder! sein Wort wirkt auf alle, wie ein elektrischer Schlag. Muth und Unerschrockenheit fährt in ihre Glieder, sie sprechen dem Tode Hohn, der ihnen in hundert Feuerschlünden droht, sie rücken an, kämpfen und siegen.

Und von wem haben wir denn die Zunge, durch welche wir so ungemein viel genießen, und so erstaunliche Dinge wirken können? Nur ein Thor kann sagen, daß er sie sich selbst gege-

gegeben habe. Auch können wir sie nicht als eine Wirkung von unsern Eltern ansehen. Diese befriedigten bey unserer Erzeugung ihren sinnlichen Trieb, ohne an uns oder unsere Zunge zu denken. Ist denn etwa auf der ganzen Erde ein Vater oder eine Mutter zu finden, welche angeben könnten, wie eine menschliche Zunge gebildet werden müsse? Es war eine unsichtbare Kraft, es war die höchste unsichtbare Kraft, unter deren Leitung alle übrigen Kräfte stehen, welcher wir unsere Zunge, so wie alle unsere Gliedmaßen zu verdanken haben. Und diese Kraft, die mir ein Gliedmaß gab, durch welches ich so viel genießen und wirken kann, sollte nicht gütig seyn?

Was von der Zunge gilt, gilt mit einiger Abänderung schlechterdings von allen Theilen des Körpers der Menschen und Würmer, Fische, Amphibien, Pflanzen, kurz von allen Theilen organisirter Körper. Nirgends findet sich ein Theil, der zum Leiden gebildet wäre. Und die Kraft, welche dieß alles wirkte, sollte nicht allgütig seyn?

Freylich ist es nicht zu läugnen, daß wir auch durch unsere Gliedmaßen leiden, und daß jedes derselben verletzbar ist. Wenn wir aber deßwegen die Güte der höchsten Kraft, oder um mich verständlicher auszudrücken, die Güte Gottes bezweifeln wollten, so müßten wir auch in die Rechtschaffenheit des Baumeisters Mistrauen setzen, der, um licht ins Haus zu bringen, und eine schöne Aussicht in die Natur

zu verschaffen, dasselbe mit Fenstern versahe, wenn etwa durch eins derselben ein Kind herabstürzte, oder die Tafeln durch irgend einen Zufall zerschlagen würden.

Auch ists wahr, daß bisweilen einmal ein Mensch oder ein Thier auf der Erde ankommt, dessen Gliedmaßen unvollkommen und gebrechlich sind. Allein daraus folgt weiter nichts, als daß ein solches Geschöpf eines geringern Grades von Glückseligkeit fähig sey, als ein anderes, das vollkommener gebildet wurde. Dieß kann gegen Gottes Güte kein Einwurf seyn. Zur Vollkommenheit des Ganzen gehört eine große Mannichfaltigkeit der Theile. Wieviel würde die Erde von ihrer Schönheit verlieren, wenn sie von lauter Menschen bewohnt würde, und die menschliche Gesellschaft, wenn sie aus lauter Personen von großen Talenten bestände? Wer von seinem Schöpfer weniger Vollkommenheit als sein Mitgeschöpf erhielt, der hat entweder einen Wunsch nach höherer Vollkommenheit, oder nicht. Ist das letztere, so vermißt er auch nichts. Es giebt Thiere in Menschengestalt, die sich so wohl als jedes andere Thier befinden. Hat aber jemand einen Wunsch nach höherer Vollkommenheit: so wird er auch gewiß von einer andern Seite gegen das, was ihm versagt wurde, seyn schadlos gehalten worden. Die Gebrechlichsten sind oft die Klügsten, die Tauben, die scharfsichtigsten, die Blinden haben das feinste Gefühl, und Personen, denen die Hände versagt wurden, besitzen

in den Füßen die Geschicklichkeit, die sonst den Händen pflegt eigen zu seyn.

Daß Gott weise sey, oder zur Erreichung großer Zwecke sich immer der schicklichsten Mittel bediene, davon zeugen seine Werke. Dieß könnte mit vielen Exempeln bewiesen werden, wenn dieses Buchs Zweck wäre, die Weisheit Gottes darzuthun. Da aber derselben hier nur beyläufig Erwähnung geschieht: so berufe ich mich nur auf den Bau des menschlichen Auges. Nicht als wenn dieß vorzüglich von Gottes Weisheit zeugte, denn das thun auch die Floßfedern der Fische, die Tatzen des Maulwurfs, die Fühlhörner der Insekten, die Halmen des Getraides und die Blätter der Bäume; sondern weil doch aus unzähligen Beispielen eins muß gewählet werden.

Alle Körper, die meinen Augen gegen über stehen, bilden sich in denselben ab, Thürme und Menschen und Vögel bilden sich ab auf einer kleinen Fläche, und erscheinen also nothwendig auch auf derselben äusserst klein. Ein Baum erscheint in meinem Auge nicht größer als eine Erbse; gleichwohl sehe ich ihn in seiner natürlichen Größe. Zweymal bildet er sich ab, aber ich sehe ihn nur einmal. Das Bild davon erscheint im Auge, aber ich, der ich wahrscheinlich meinen Sitz im Gehirn habe, sehe doch dieß alles vermittelst eines Nerven, der sich im Gehirne endiget. Welch großer Zweck für den das Auge bestimmt ist! Durch dasselbe werden wir in die strengste Verbindung

mit

mit der Körperwelt gesetzt, und von den unzählich mannichfaltigen Kenntnissen, die sich der Mensch erwirbt, strömt ihm bey weitem der gröſsre Theil durch das Auge zu. Und was ist das Auge? ein Körper, der aus verschiedenen Häuten, Fäden und Feuchtigkeiten besteht, die alle äuſserst verletzbar sind, davon keins darf verletzet werden, wenn nicht das ganze Auge soll unbrauchbar werden. Und gleichwohl wie selten wird das Auge verletzt! Wie klein ist die Zahl der Menschen, die den Gebrauch desselben entbehren müssen! Dieſs Gliedmaſs, welches eins der unentbehrlichsten ist, muſs also von dem Schöpfer des menschlichen Körpers ganz vorzüglich in Sicherheit seyn gestellt worden. Und wodurch? Nicht durch einen groſsen Aufwand von Mitteln, nein durch Mittel, die so einfach sind, daſs nur der Beobachter sie bemerken kann. Zum Schutz und Schirm gegen äusserliche Verletzungen dient eine kleine Erhöhung des Knochens, der die Augenhöhle bildet, ein Paar Häutchen und einige Haare. Welche einfache Mittel! und wie groſs ist der Zweck, den sie bewirken! Die Mittel, durch welche innerliche Verletzungen verhütet werden, sind so unmerklich, daſs sie vielleicht der aufmerksamste Zergliederer noch nicht entdeckt hat.

Von Gottes Allgegenwart kann man sich eben so leicht überzeugen. Führe ich gen Himmel, sagt der Verfasser der Psalmen, so bist du da, und stiege ich bis in die

Ab-

Abgründe der Erde, siehe so bist du auch da! Fahre ich gen Himmel: so sehe ich Wirksamkeit, die durch Weisheit geleitet wird, Körper die nach gewissen Gesetzen sich bewegen, Sonnen die den dunkeln Körpern ihr Licht mittheilen, dunkle Körper, die es von ihrer Sonne empfangen, und wieder auf andere Planeten werfen, wenn diese von der Sonne nicht können beschienen werden. Und steige ich in die größte Tiefe, so vermisse ich diese weise Wirksamkeit nicht. Ich entdecke Werkstätte, wo die Quellen bereitet werden, die die Erdbewohner mit Wasser versehen, wo Steine und Metalle, Schiefer und Thon sich erzeugen.

Ob Gott aber an allen Orten wirklich oder nur durch die Wirkungen zugegen sey, die er durch unsichtbare Kräfte hervorbringt? dieß ist eine Frage, die wahrscheinlich kein Sterblicher mit Gewißheit entscheiden kann. Gott wirkt auf mich! dieß zu wissen ist zu unserer Beruhigung hinlänglich, wenn wir auch die Art und Weise, wie es geschieht, uns nicht erklären können. Weit wichtiger für unsere Beruhigung ist die Ueberzeugung, daß Gott jeden von uns kenne, und bey seiner weitläuftigen Regierung auf sein Bestes Rücksicht nehme.

Dieß ist es, was Viele bezweifeln. Der Anblick der regelmäßigen Bewegung der Himmelskörper bringt ihnen den Glauben an das Daseyn eines allweisen und allmächtigen Schöpfers

pfers und Regierers der Welt ab. Sie meynen aber, er bekümmere sich nur um das Ganze, um das Schicksal der kleinen Theile desselben sey er unbesorgt. Dieser Glaube ist nun ganz ohne wohlthätigen Einfluß auf unsere Zufriedenheit. Er sichert mich zwar gegen die Besorgniß, daß die Erde aus ihrer Laufbahn sich verrücken, oder der Mond auf sie herabstürzen werde, aber er giebt mir keinen Trost bey dem Verluste meiner Freunde, bey den Kränkungen meiner Feinde, bey dem Druck unter dem ich seufze. Ich kann zertreten werden, in meinem Blute mich winden, und der Regierer des Himmels und der Erden bemerkt es nicht.

Dieser Glaube ist aber auch ganz grundlos. Bin ich einmal überzeugt, daß ein Gott da sey, der die Welt regiert, so werde ich durch eine natürliche Reihe von Gedanken auf den Glauben geleitet: er kennt auch mich und sorgt für mich.

Denn wozu sind denn die zahllosen Weltkörper alle hervorgebracht? wozu nüzt ihre regelmäßige Bewegung, die schon so viele Jahrtausende gedauert hat, ohne jemals unterbrochen zu werden? Wollen wir aufrichtig seyn: so müssen wir gestehen, wir wissen es nicht. Denn welcher Erdenbürger weiß wohl die Absicht von dem Daseyn des Jupiters und dem Umlaufe seiner Monden anzugeben! Fragt man aber, wozu ist die Erde da; wozu dient ihre Bewegung um die Sonne, und um ihre

eigene Achse? so ist die Antwort nicht schwer. Durch die Bewegung der Erde wird Tag und Nacht, Sommer und Winter, Herbst und Frühling hervorgebracht, und diese dienen wieder zur Hervorbringung von zahllosen Gewächsen und Thieren. Derjenige, der sie alle betrachtet, untersucht, benutzt, ist der Mensch. Alles, was die Erde hervorbringt, bleibt auf der Stufe stehen, die ihm anfänglich angewiesen wurde. Nur der Mensch rückt immer weiter, wächst an Kenntnissen, Einsichten, Kraft, und wenn manche Gewächse und Thiere vollkommner sind, als sie es anfänglich waren, so sind sie es durch die Bemühung und den Fleiß der Menschen geworden. So lange also kein vollkommnerer Bewohner der Erde als der Mensch entdeckt werden kann, ist der vorzüglichste Zweck von dem Daseyn und der Bewegung der Erde, der Mensch. Und Gott sollte den Menschen nicht kennen? nicht für ihn sorgen? Dieß kommt mir vor, als wenn eine Seemacht eine Flotte ausrüsten, sie auf der See herumschwimmen lassen, aber um das Schiffsvolk sich nicht bekümmern wollte.

Und wenn wir den Menschen selbst betrachten, seinen Knochenbau, wovon kein einziger Theil zwecklos ist, die unaufhörlichen Arbeiten seiner Eingeweide, durch welche jedem Muskel, jedem Knochen, jedem Haare seine eigene Nahrung bereitet und zugeführt wird, das Gewebe seiner Nerven, wodurch der Bewoh-

ner

ner des Kopfs in den Stand gesetzt wird, alles zu erfahren, was um ihn vorgeht, und die Gliedmaßen nach seinem Willen zu lenken, und wir bedenken, daß die Arbeiten der Eingeweide rastlos fortgehen, ohne daß wir uns darum bekümmern, daß wir wirken, ohne zu verstehen, wie es damit zugehe: so müssen wir doch gestehen, daß eine höhere Kraft uns hervorgebracht habe, und diese mannigfaltigen Arbeiten unter ihrer Leitung stehen.

Sobald wir aber annehmen, daß der Mensch ein Gegenstand der Fürsorge Gottes sey, so müssen wir auch gestehen, daß alles übrige unter seiner Aufsicht stehe, oder, wie die Schrift es ausdrückt, daß kein Sperling vom Dache falle, ohne seinen Willen. Denn unsere Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod, Freude und Traurigkeit Fleiß und Thätigkeit, wird durch die Dinge bestimmt, die ausser uns sind. Eine Messerspitze voll Arsenick, die durch irgend einen Zufall in meine Speise kommt, macht mit einemmale ein Ende meiner bisherigen Wirksamkeit und zerstört meinen Körper auf immer. Wie kann ich glauben, daß Gott mich kenne und meine Schicksale lenke, wenn nicht auch der Arsenick unter seiner Aufsicht steht?

Die vorzüglichste Ursache, warum dieß von vielen bezweifelt wird, ist wohl diese: weil sie nicht begreifen können, wie dieß zugehe, wie es möglich sey, daß der Regierer der Welt

um alles, auch um die geringste Kleinigkeiten sich bekümmern könne.

Wenn aber die Unbegreiflichkeit einer Sache sie unglaubwürdig machen sollte: was bliebe uns denn noch zu glauben übrig? es ist ja uns fast alles unbegreiflich, auch selbst dasjenige, was wir recht gut glauben begreifen zu können. Man sehe z. E einem Musikdirektor zu, der mit Fertigkeit auf dem Flügel spielt, dessen Finger mit der größten Geschwindigkeit und nach gewissen Gesetzen, durch den Anblick gewisser Zeichen, die vor ihm liegen, in Bewegung gesetzt werden, der zugleich den Gang eines Concerts leitet, und jeden falschen Griff auf der Violine bemerkt, und sage, ob man wohl begreifen könne, wie es möglich sey, daß ein Mann mit einer solchen Geschwindigkeit sehen, sich entschließen, handeln, auf Andere wirken, und zugleich jeden Mißklang, der durch Andere hervorgebracht wird, bemerken könne! Hätten wir so etwas noch nie gesehen: so würden wir sagen, es sey nicht möglich. Weil wir es aber gesehen haben: so glauben wir es. Aber was haben wir denn gesehen? nichts als Instrumente. Denn der Körper, dessen geschwinde Finger uns in Erstaunen setzen, ist so gut Instrument, als der Flügel, den er spielt. Die Kraft, die die Finger in Bewegung setzt, ist unsern Augen verborgen.

Ists denn mit Gottes Regierung nicht eben so? wir sehen wann die Sonne auf und un-

ter-

tergeht, den Umlauf der Erde so gut, als wir die schnelle Bewegung des Wagens sehen, wenn Bäume und Thürme vorbey zu laufen scheinen, wir sehen die mannichfaltigen Dinge, die dadurch hervorgebracht werden; den Menschen sehen wir, der so weislich gebildet ist, und wollen doch nicht glauben daß eine unsichtbare Kraft dieß alles regiere?

Können wir aber von der göttlichen Regierung uns gleich keine recht gewisse Vorstellung machen: so können wir uns doch die Möglichkeit derselben denken, wenn wir auf das sehen, was die Menschen thun, und uns nun vorstellen, daß Gott auf eine ähnliche Art handele.

Es giebt Uhrmacher, dieß wissen wir. Wenn diese ihre Kunst recht verstehen: so können sie, durch die Zusammensetzung von verschiedenen Rädern und durch das Aufziehen einer Feder es bewirken, daß in jeder Secunde, jeder Zahn eines Rads auf dem Punkte seyn muß, den sie ihm bestimmt haben. Sie wissen auch, wenigstens 24 Stunden vorher zu bestimmen, welchen Platz in jeder Secunde der Zeiger einnehmen wird. So wie nun der Uhrmacher durch die anfängliche Zusammensetzung der Uhr, und durch das Aufziehen der Feder es möglich machen kann, daß in der Uhr eine Zeit lang alles nach seinem Willen geht, so könnte auch wohl der Weltschöpfer der Welt gleich anfänglich eine solche Einrichtung gegeben

ben haben, daß darinne alles nach seinem Willen gehen müsse.

Man wird freylich einwenden: welche Vergleichung zwischen einer Uhr und dem Weltall! Ich kann aber eben sowohl sagen, welcher Unterschied zwischen einem Uhrmacher und dem Weltschöpfer! Warum kann denn der Urmacher alle Bewegungen der Uhr nach seinem Willen lenken? Weil er sie gemacht hat. Soll denn nun die Kraft, die eine Welt hervorbringen konnte, nicht auch in derselben alles nach ihrem Willen lenken können?

Es giebt ferner Fürsten, und hat sie gegeben, die eine solche weise Einrichtung getroffen haben, daß sie von den geringfügigsten Begebenheiten, die in ihren Ländern vorfallen, Nachricht bekommen, und bis in die entferntesten Winkel wirken können. Gute Gesetze, und Anstellung solcher Personen, die einander strenge subordinirt sind, und auf die Befolgung der Gesetze halten, machen dieß möglich.

Du kämst z. E. mein Freund, auf einer Reise, in ein fremdes Land, geriethest in einen Strom, suchtest dich zu retten, verlörst am Ende aber dein Bewußtseyn, deine Kräfte, und sänkest nun als todt zu Boden, nach einiger Zeit erwachtest du aber wieder, sähest dich von Menschen umgeben, die dich aus dem Wasser herausgezogen, ins Leben zurückgerufen hätten, und nun damit beschäftigt wären, dich zu erquicken. Wolltest du dich nun erkun-

kundigen, wem du deine Erhaltung zu verdanken hättest: so würdest du finden, daß du am Ende den Dank für deine Erhaltung dem Fürsten schuldig wärest, der solche Veranstaltungen getroffen, daß jedem, der im Wasser verunglückt, schleunige Hülfe geleistet werden muß, und Personen verordnet hat, die diese Veranstaltungen befolgen? Nie sahst du ihn, den gütigen Landesvater, wirst ihn auch vielleicht nie sehen, fühlst ihn aber doch, daß er dein Retter ist.

Ich gebe es gerne zu, daß in dem Lande, auch des weisesten und besten Fürsten viele Unordnungen und Ungerechtigkeiten vorfallen, allein er ist auch nicht Schöpfer seines Landes, und seine Kräfte und Einsichten sind also nicht hinlänglich alles auf das Beste einzurichten.

Laßt uns die Anwendung hiervon auf den Weltregierer machen. Könnte er nicht auch eine solche Einrichtung getroffen haben, daß eine Reihe unsichtbarer Wesen angewiesen wären seine Gesetze zu befolgen, so, daß er durch sie in jeden Winkel seines Reiches wirken könnte? So viel ist gewiß, daß das vollkommenste Werk Gottes, das wir kennen, ich meyne der Mensch, bey weitem noch nicht die Einsichten, Weisheit, Güte und Stärke habe, die er wünscht und glaubt besitzen zu können. Es ist also wohl gewiß, daß die Weisheit Gottes sich an dem Menschen nicht erschöpft habe, daß es weit vollkommnere Wesen geben müsse, die uns unbekannt sind.

Endlich

Endlich sind wir selbst, in unsern gewöhnlichsten Handlungen, ein Beyspiel, das die Möglichkeit der Weltregierung begreiflich machen kann. Sobald wir wollen, erhebt sich unser Körper; schreitet fort, ergreift ein Instrument, bearbeitet die Erde, und bestreuet sie mit Saamen. Wäre es denn nicht auch möglich, daß Gott, dessen Bild wir, nach der Versicherung der Bibel, seyn sollen, mit den unsichtbaren Kräften, die durch das Weltall wirken, in solcher Verbindung stehe, wie wir mit unserm Körper, so, daß er durch seinen bloßen Willen alles in derselben möglich machen könnte?

Wir können uns also auf dreyerley Art die Möglichkeit der Weltregierung denken: entweder, daß Gott anfänglich der Welt eine solche Einrichtung gegeben habe, daß in jeder Minute darinne erfolgen müsse, was er beschlossen hat; oder daß er durch eine Reihe verständiger Wesen, die einander streng subordinirt sind, auf sie wirke; oder daß er mit den unsichtbaren Kräften, von welchen ohne Zweifel alle Wirkungen abhangen, verbunden sey, wie wir mit dem Körper.

Die Wahrheit von keiner dieser Vorstellungsarten kann streng erwiesen werden; jede macht doch aber die Möglichkeit der Weltregierung begreiflich; vielleicht die letztere am begreiflichsten. Man wähle welche man will, immer wird man doch zugestehen müssen, daß Gott die Welt

regiere,

regiere, und daß alles, alles ohne Ausnahme, in derselben nach seinem Willen erfolge.

Dieß sey genug von Gottes Daseyn! Wer redlich die Wahrheit sucht, wird in dem, was davon gesagt wurde, in seinem Glauben an dasselbe seyn bestärkt worden; wer es aber leugnet, blos deßwegen, daß er sich das Ansehen eines starken Geistes geben will, oder weil der Glaube an Gott ihn in der Befriedigung seiner Lüste stört, der wird auch schwerlich durch irgend einen Beweis vom Gegentheile können überzeuget werden. Im Grunde glaube ich, daß das Daseyn Gottes keines Beweises bedarf. So lange man ohne Beweise glaubt, daß ein Schiff, das in seinem Laufe eine bestimmte vom Winde unabhängige Richtung hat, die Sandbänke und Untiefen vermeidet, und nach dem Hafen segelt, wo es gegen Stürme gesichert ist, einen Steuermann haben, und daß eine Mühle, deren Räder immer in Thätigkeit sind, und aus welcher immer ein Maaß Mehl nach dem andern getragen wird, von einem Müller bewohnt werde; so lange scheint es mir Thorheit zu seyn, wenn man das unermeßliche Weltgebäude, das unleugbar nach gewissen Gesetzen eingerichtet ist und geleitet wird, ansehen, und das Daseyn eines Regierers desselben leugnen will.

Ich komme nun auf den Umgang mit Gott, als eine der Hauptquellen unserer Seligkeit. Ist dieses möglich: so ist er ohne Zweifel für uns das wünschenswertheste Gut. Man hat

ihn

ihn zu allen Zeiten gesucht, und viele Menschen haben sich desselben gerühmt. Ob dieß gegründet gewesen sey? ob man nicht bisweilen sich getäuscht, oder Umgang mit Gott vorgegeben habe, um dadurch gewisse Absichten zu erreichen? will ich jetzo nicht untersuchen.

Genug, ein Umgang mit Gott ist möglich und jeder, der ihn redlich sucht, kann ihn genießen.

Denn was wird wohl zum Umgange mit einer Person erfordert? Dieses, daß sie bey uns sey, daß wir sie handeln sehen, daß sie mit uns spreche, und wir mit ihr sprechen können. Das Anschauen dieser Person ist nicht allemal zum Umgange nöthig. Der Blinde sieht ja auch seinen Bruder nicht, der vor ihm sitzt, wollen wir denn deswegen ihm den Umgang mit ihm absprechen?

Gott ist bey uns, wer kann das mit Grunde leugnen, jeder Pulsschlag bezeuget es. Jeder Pulsschlag ist eine Wirkung, eine Wirkung, die nicht von meinem Willen, die von einer unsichtbaren Kraft abhängt; und da sie die Erhaltung meines Lebens zur Absicht hat, und für mich sehr wohlthätig ist, wie kann ich da anders, als glauben, daß sie unter der Leitung der weisen und gütigen Kraft stehe, welcher alle übrigen Kräfte unterworfen sind? Und diese Kraft, die auf mich wirkt, sollte nicht bey mir seyn? Gesetzt sie wäre auch nicht unmittelbar bey mir: so ist sie es doch vermittelst der Kräfte, die auf mich wirken.

Hat

Hat man sich einmal gewöhnt, nicht zu sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, alles Sichtbare für Erscheinungen zu halten, die durch unsichtbare Kräfte gewirkt werden, und ist überzeugt, daß diese Kräfte nicht durch ein blindes Ohngefähr getrieben werden, sondern unter der Leitung einer höchsten, weisen, gütigen Kraft stehen, so muß man ja alles, was in der Welt geschieht, als ihre Wirkung ansehen.

Ist dieser Glaube einmal in der Seele herrschend: so bekommt alles um uns eine andere Gestalt, ein weit gefälligers Ansehen, man sieht allenthalben Gott handeln. Jeder Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes, jedes Gewölk, jeder Nebel, jeder Blitz und Donner, jedes Hagelwetter und jeder Regen, jeder Vogelgesang und jedes Schwirren eines Insekts erscheint uns als Gottes Wirkung. Dann werden auch alle Spöttereyen über die Erzählungen von den Wirkungen der Gottheit, die man in den ältesten Büchern des Menschengeschlechts, vorzüglich in der Bibel findet, wegfallen. Wenn die Alten die Stimme Gottes im Donner hörten, wenn sie seine Gegenwart im Säuseln des Windes zu vermehren glaubten, wenn sie sahen, wie Gott einen großen Hagel fallen ließ, oder durch eine Wasserfluth ein zur thierischen Sinnlichkeit herabgesunkenes Menschengeschlecht vertilgete: so hörten und sahen sie ganz recht. Aehnliche Wirkungen Gottes hören und sehen wir in unsern Tagen. Der

Unter-

Unterſchied zwiſchen den älteſten Zeiten der Welt und den unſrigen beſteht blos darinn, daß man ſonſt die Kräfte nicht kannte, durch welche Gott wirkte, und daher jene ungewöhnliche Wirkungen dem unmittelbaren Einfluſſe der Gottheit zuſchrieb, wir hingegen, wenigſtens viele, Kräfte kennen, durch welche Gott zu wirken pflegt.

Daß Gott allenthalben wirke, haben wir freylich ſchon längſt gewußt, viele haben es auch geglaubt: wenn aber dieſer Glaube die Erde in einen Himmel umſchaffen ſoll, ſo muß er bey uns weit mehr Leben bekommen, als er bisher hatte. Wir dürfen dabey nicht ſtehen bleiben, daß wir im Allgemeinen glauben, Gott iſt bey mir, Gott wirkt wo ich bin, ſondern müſſen uns dazu gewöhnen, auch jede einzelne Wirkung, auch dann, wenn wir davon die unmittelbare Urſache kennen, Gott zuzuſchreiben.

Dieß wird uns ganz leicht bey Wirkungen, die unſern Empfindungen angenehm ſind. Wenn an einem heitern Frühlingsmorgen die Kühle der Luft, der Duft der Blumen, der Blick in eine lachende Gegend, der Geſang der Vögel, das Blöcken der Heerden, alle unſere Sinnen erquickt, oder eine reiche Ernte uns Ueberfluß und Wohlleben verſpricht; wann nach überſtandenen Geburtsſchmerzen die Mutter ein geſundes wohlgebildetes Kind an ihre Bruſt drückt: dann werden wir gleichſam zu Gott hingezogen, und ſchmecken und ſehen wie freundlich er iſt.

Wie aber dann, wenn, ſtatt des erwarteten heitern Frühlingsmorgens ein kalter Nordwind uns weht, der die Flur mit Schnee bedeckt, die Blüten am Zweige mit Eis überzieht, die Hoffnung zur Oſternte vernichtet, Schaaren von hungrigen Vögeln zwingt, auf unſern Höfen Zuflucht zu ſuchen und unſere Barmherzigkeit anzuflehen; wann anhaltender Regen die Früchte der Ernte verdirbt: Seuchen die Heerden tödten, oder die Gattinn mit dem gehofften Kinde unter den Geburtsſchmerzen erliegt? Dann wirds ſchwer an Gott zu denken, und wenn man ihn denkt, ſo geſchieht es gemeiniglich mit Mißtrauen, mit Unwillen.

Ein ſolches Benehmen iſt, daß ich mich gelinde ausdrücke, kindiſch. Biſt ein guter Vater! ſagt das Kind, wann ihm der Vater ein gutes Frühſtück giebt, oder den Tiſch mit Spielzeug beſetzt, oder es zu ſeinem kleinen Freund gehen läßt. Es hängt aber den Kopf, und denkt vielleicht, wenn es auch dieſes nicht ſagt, biſt kein guter Vater! wenn ihm der Vater, ſtatt des erwarteten Frühſtücks, Rhabarbertropfen reicht, oder ihm ſein geliebtes Spielzeug wegnimmt, oder ihm die Bitte, ſeinen Freund beſuchen zu dürfen, abſchlägt. Ein ſolches Kind hat denn gemeiniglich üble Laune, und es iſt ihm alles nicht recht.

Iſts denn nun nicht eben ſo kindiſch, wenn wir nur bey den Würkungen Gottes, die unſern Empfindungen ſchmeicheln, denken: Gott, wie

gut

gut bist du! und auf ihn mißtrauisch werden und heimlich murren, wann er unangenehme Begebenheiten uns zuschickt?

Bey einer so kindischen Gesinnung ist für uns kein Himmel auf der Erde möglich. Wenn unsere Seligkeit blos in angenehmen Empfindungen bestehen soll: so können wir auf dieser Erde schlechterdings auf keine dauerhafte Seligkeit rechnen. Die Erfahrung hat uns belehrt, daß späte Frühlingsfröste, anhaltende Regen in der Ernte, Hinsterben der Geliebten, Krankheiten, Viehseuchen, Theurung, Krieg oft das mannichfache Vergnügen gestört haben. Wir haben keinen Grund, zu hoffen, daß dieß im Reste unsers Erdenlebens anders seyn werde. Immer werden uns Unfälle anderer Art treffen. Wie können wir denn nun im Himmel seyn, wenn wir jedes Schicksal, das unsern Empfindungen unangenehm ist, übel aufnehmen, und darüber murren wollen? Dieß kindische Wesen müssen wir uns schlechterdings abgewöhnen, immer männlicher werden, immer mehr lernen, in widrigen Schicksalen die höchste Weisheit und Güte wirken zu sehen und zu verehren.

Es geht uns dann freylich wie Kindern, wann sie von ihren Spielereyen zu ernsthaften Geschäfften abgerufen werden, es wird uns etwas schwer — aber es kann nicht anders seyn. Wenn ich einmal glaube, Gott regiert die Welt: so muß ich auch zugeben, daß Viehsterben und jede andere sogenannte Plage von

ihm

ihm kömmt. Sonst scheine ich nur an Gottes Regierung zu glauben, und glaube sie doch im Grunde nicht. Bin ich einmal überzeugt: Gott ist höchstgütig und weise: so muß ich auch zugeben: die Verheerung einer Provinz durch Krieg sey eine Wohlthat. Bezweifle ich es: so bezweifle ich Gottes Güte und Weisheit.

Dieser Glaube, der so sehr schwer zu seyn scheint, wird uns doch ungemein leicht werden, wenn wir folgende zwey Wahrheiten, die jedermann einleuchten, recht oft erwägen, und uns recht tief eindrücken: Erstlich das Hauptwerk in der Welt ist das Unsichtbare, zweytens ich bin vom Ganzen ein unendlich kleiner Theil.

Sind wir hiervon recht fest überzeugt, so wird alles Schreckliche vor uns verschwinden, wie die Gespenster vor dem, der zu richtigen Einsichten kömmt. Wenn das Unsichtbare das Hauptwerk ist, alles Sichtbare nur Wirkung, nur Werkzeug des Unsichtbaren: so gilt dieß auch von meinem unsichtbaren Theile. Gesetzt, daß auch mein ganzes sichtbares Eigenthum, mein Körper, mein Zustand, zerrüttet würde, wenn nur mein Unsichtbares dabey gewinnt; wenn ich selbst dadurch weiser, wohlwollender, stärker werde, so ist auch das härteste Schicksal für mich wahrer Gewinn.

Merke doch nur auf, auf die Folgen, welche solche Schicksale, die deinen Empfindungen unangenehm sind, für dich selbst haben, und du wirst fast immer finden, daß sie sehr heil-

sam

sam sind, wenn du dich nur in dieselben zu finden weißt, oder dich dabey so benimmst, wie dir deine Vernunft sagt, daß du thun mußt.

Du bist z. E. arm. Dieß ist freylich für dich ein großes Unglück, wenn du dich dadurch verleiten lässest, vor den Reichen zu kriechen und um Unterstützung zu bitten; wenn du Mittel brauchst, um dir deine Bedürfnisse zu erwerben, von denen du deinem Gewissen nicht Rechenschaft zu geben traust. Wer heißt dich denn aber so handeln? Deine Vernunft gewiß nicht: deine Weichlichkeit, deine Bequemlichkeit, sind es, die dir zu niederträchtigen Mitteln rathen. Denkst du hingegen männlich, das heist, mit dem Vorsatze, dir selbst, durch Mittel zu helfen, die dein Gewissen nicht mißbilligt, über deinen Zustand nach: welch Licht wird dir aufgehen! welche himmlische Seligkeit wird dir deine Armuth verschaffen!

Du wirst dich entschließen deinen Aufwand einzuschränken, und eine Menge Dinge entbehren lernen, die du bisher für nöthig hieltest; du wirst über deine Talente und Kräfte nachdenken, manches Talent, manche Kraft, die bisher in dir schlummerte, wird dadurch erweckt werden, zu wirken anfangen, und dich der Armuth entreissen, die dich bisher traurig machte. Bist du denn nun nicht mehr werth, als ein eitler, wollüstiger, kraftloser Müssiggänger, der von den Gütern zehrt, die seiner

Vor-

Vorfahren Fleiß erwarb, oder von dem Geld, das er von dem arbeitsamen Bürger und Landmanne zog; der zu seiner Zufriedenheit eine Menge Dinge nöthig hat, die du nun für Kindereyen hältst?

Dieß Wohlthätige für uns ist, wenn man nachdenkt, fast bey allen widrigen Schicksalen bemerkbar. Wenn jeder über seine Lebensgeschichte nachdenken will: so wird er gewiß durchaus finden, daß er seine Ausbildung, die Entwickelung seiner Talente, seine Geistesstärke, seine Geschicklichkeit, seine Rechtschaffenheit, seine Bekanntschaft mit Gott, mehr unangenehmen als angenehmen Schicksalen zu danken habe. Ist denn dieß nicht wahr? muß denn dieß nicht jeder eingestehen, der seine Lebensgeschichte übersieht? Warum wollen wir denn darinn nicht den liebevollen Vater erkennen, und uns wie Kinder gebehrden, die der Vater, um sie zu stärken und gegen vielerley Krankheiten zu bewahren, vom Spielen aus der warmen Stube abruft, um mit ihnen unter Schneegestöber, und dem Heulen des Nordwinds einen Berg zu ersteigen?

Ich sagte absichtlich, man werde fast bey allen seinen widrigen Schicksalen wohlthätige Wirkungen für sich bemerken. Daraus folgt aber nicht, daß diejenigen, bey welchen diese wohlthätigen Wirkungen nicht bemerkbar sind, unnütz oder gar schädlich wären. Wie manches Kraut schalt man ehedem Unkraut oder gar Giftpflanze, dessen heilsame Kraft jetzo anerkannt wird! Und wenn noch jetzo manche Pflanzen für

unnütz und schädlich gehalten werden, folgt dann daraus, daß sie es sind? Jedes sogenannte Unkraut hat doch die Wirkung, daß es den Gärtner zwingt, seine Thätigkeit zur Vertilgung desselben anzuwenden.

Die wenigen Zweifel, die uns gegen die gütige Regierung Gottes, bey widrigen Schicksalen, noch übrig bleiben, werden sämmtlich wegfallen, wenn wir bedenken, was für ein kleiner Theil vom Ganzen wir sind. Was bin ich gegen die tausend Millionen Menschen, die die Erde bewohnen? was bin ich gegen die zahllosen Millionen von Thieren und Pflanzen, die auf der Erde leben und wachsen? was bin ich? Ein Wassertropfen im Ocean. Wie kann ich denn also erwarten, daß der Weltregierer bey der weitläuftigen Verwaltung seines Reichs blos auf meine Wünsche Rücksicht nehme? Ist nicht die Pflicht eines guten Bürgers, daß er um des Ganzen willen, in welchem er viel Gutes genießt, auch bisweilen etwas leide? Wenn die Obrigkeit durch ihre Armee das Land gegen feindliche Verwüstungen beschützt: so darf man nicht murren, wenn man, zur Erhaltung der Sicherheit und Freyheit, mannichfaltige Beschwerden übernehmen muß.

Wir sind Bürger in Gottes Reiche, die in demselben, seit ihrem Entstehen, viel Gutes genossen haben und noch genießen. Um das Wohl dieses Reichs zu befördern, muß der Regierer desselben oft Veränderungen vornehmen, die uns gewaltsam scheinen und deren

Absichten uns unbekannt sind. Es müssen von Zeit zu Zeit Ueberschwemmungen, Kriege, Revolutionen u. d gl. kommen, die freylich unserer Sinnlichkeit sehr unangenehme Empfindungen verursachen. Wenn die Ströhme aus ihren Ufern treten, wird so manches Stück Feld, an dem wir bisher unsere Freude hatten, verheert; wenn Kriegesheere ein Land überschwemmen, dann folgen ihm auch gemeiniglich alle Plagen, die uns fürchterlich zu seyn pflegen; unser Gut wird ihnen zur Beute, unsere Wohnung vielleicht geplündert, Hunger und Seuchen verbreitet, wir selbst und die Unsrigen auf allerley Art gemißhandelt. Despotismus hemmt unsere Wirksamkeit, und sein Kind, die Revolution, verbreitet namenloses Elend. Alles dieß schmeichelt unsern Empfindungen nicht, thut wehe, und vielleicht hat der Mensch noch nicht gelebt, der bey allen solchen schauderhaften Auftritten ganz gleichgültig blieb. Aber wenn man sich bisweilen so weit erheben kann, daß man sie mit gesetztem Muthe betrachtet: so können sie doch keinen Zweifel gegen die Güte des Weltregie ers erregen. Unter seiner Leitung müssen sie doch stehen; wie könnte er denn sonst die Welt regieren, wenn das Uebergewicht, das bisweilen gewisse Kräfte bekommen, nicht von ihm verfügt wäre? Gliche er dann nicht dem Führer eines Wagens, dessen zitternde Arme nicht vermögend wären, die scheu gewordenen Pferde aufzuhalten?

Wohl-

Wohlthätig für das Ganze müssen sie auch seyn, ob wir es gleich vor der Hand nicht begreifen können; dafür bürgt uns die Geschichte der Welt und unsers eigenen Lebens. Sie sind vorübergehend und nähern sich dem Ende immer mehr, je mehr sie wachsen. *) Sollten wir denn nun deßwegen scheel sehen, wenn wir um des Ganzen willen, in dem wir so vieles Gute genießen, bisweilen etwas leiden müssen?

Und wen treffen denn alle diese Leiden? Immer nur unser Sichtbares; das unsichtbare Wesen, das in uns wirkt, kann, wenn es will, immer davon seinen Vortheil ziehen, eine Menge Erfahrungen sammeln, mehr Weisheit und Stärke sich erwerben, und neue Einsichten in die Wege bekommen, die der Weltregierer zu gehen pflegt.

Ich komme nun wieder auf das Sprechen Gottes mit den Menschen. Die Bibel versichert uns, daß Gott ehedem mit ihnen wirklich gesprochen habe. Wir lesen es und — die mehresten Leser theilen sich in zwey Partheyen. Die eine bezweifelt die Wahrheit dieser Geschichte, die andere glaubt sie buchstäblich, und preiset die Zeiten glücklich, wo Gott noch mit den Menschen sprach.

Wahrscheinlich irren beyde. Ich glaube, Gott habe ehedem wirklich mit den Menschen gesprochen, aber glaube auch, daß er noch jetzo mit ihnen eben so spreche. Es fehlt nur

jetzo

*) Anm. Von der Wohlthätigkeit der Mühseligkeiten dieses Lebens wird in einem besondern Kapitel gehandelt werden.

jetzo gemeiniglich an Personen, die auf seine Stimme merken.

Als Vater spricht er täglich mit uns, ertheilt uns Unterricht und erzieht uns.

Er ist ein sehr guter Lehrmeister, er ertheilt einen Unterricht nicht durch Vorlesungen, welche immer gar wenig helfen, sondern durch Aufstellung von unzähligen Gegenständen, welche die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen reizen, und ihn so unterweisen.

Es giebt keine Wissenschaft, die Er uns nicht gelehrt hätte. Unsre Astronomie lehrte uns Gott, indem er täglich die Himmelskörper und ihre Bewegungen unsern Augen vorstellte und uns reizte, sie zu beobachten. So lehrte er uns Naturgeschichte. Von Geschichte wüßten wir nichts, wenn er nicht solche Veranstaltungen getroffen hätte, daß allenthalben Erinnerungen an die Begebenheiten der Vorwelt gefunden würden. Wenn du in dem Schooße eines Gebirgs, von dem du eine lachende Aussicht hast, eine versteinerte Muschel findest, so ruft Gott dir zu: Hier war sonst Meer! Entdeckst du Ruinen von einem römischen Gebäude, so sagt er dir: bis hieher drangen die Römer ein. Fällt irgend eine Handschrift oder ein Buch, in welchem du Aufschlüsse über die Begebenheiten der Vorwelt findest, dir in die Hände: so mußt du sie den Veranstaltungen Gottes zuschreiben, wenn du anders glaubst,

daß

daß alles, was in der Welt geſchieht, unter Gottes Leitung geſchehe.

Sobald wir dieß annehmen, müſſen wir auch zugeben, daß wir ſchlechterdings alles, was wir wiſſen, von Gott gelernt haben! Wer entdeckte denn z. E. dem Columbus das Daſeyn von Amerika? Der, der es veranſtaltete, daß Leichname und geſchnitzte Hölzer an die Portugieſiſche Küſte, gerade damals getrieben wurden, als Columbus an derſelben ſich befand. Mußt du ihm nicht auch alles zuſchreiben, was dich Menſchen lehrten? Wurde nicht die Neigung zum Forſchen und zum Beobachten, die ſie auf neue Entdeckungen leitete, durch ihn ihnen eingepflanzet? durch ihn geweckt? und wem anders, als ihm haſt du es zu verdanken, daß du mit ihnen oder mit ihren Schriften in Verbindung kamſt?

Er erzieht uns aber auch, ruft uns täglich und ſtündlich zu, was wir thun und laſſen ſollen, und läßt uns die ſüßen und die herben Folgen von unſerer Folgſamkeit und Unfolgſamkeit ſtets fühlen.

So befremdend es manchem Leſer vorkommen möchte, wenn hier von Gottes Zurufe geredet wird: ſo kann er doch nicht abgeläugnet werden. Entweder regiert Gott die Welt, oder er regiert ſie nicht. Glauben wir das erſtere: ſo müſſen wir auch zugeben, daß die kleinſten Begebenheiten, weil ſie immer den Keim zu größern enthalten, unter ſeiner Leitung ſtehen. Iſt nun dieſes: ſo iſt es ſchon

begreiflich, wie Gott zu uns sprechen kann. Wenn ich durch die Umstände, in welche ich versetzet bin, aufgefordert werde, etwas zu thun oder zu lassen: so kann ich glauben, daß Gott mit mir spricht.

Wenn du also, wird man sagen, unter dem Drucke der Dürftigkeit, durch irgend jemand aufgefordert wirst, als Betrüger oder Dieb deine Umstände zu verbessern; wenn bey einem Uebermaaße von Sinnlichkeit eine wollüstige Person dir winkt, sie zu befriedigen: so ist dieß Gottes Stimme, welcher du folgen mußt?

Gottes Stimme ist es allerdings, aber eine Stimme, die ich nicht befolgen darf. Ein guter Erzieher führt seine Zöglinge bisweilen absichtlich in schlechte Gesellschaft, jede Aufforderung, die sie in derselben bekommen, schlecht zu handeln, ist als seine Veranstaltung zu betrachten. Diese Veranstaltung hat er aber nicht getroffen, um sie dahin zu bringen, schlecht zu handeln, sondern um sie zu gewöhnen die Reizung zum Bösen zu überwinden und sie so stärker zu machen; so wie er sie bisweilen zu Unternehmungen verleitet, die mit Gefahren für ihren Körper verknüpft sind, damit sie gewöhnt werden, diese Gefahren sich unschädlich zu machen.

Gott läßt auch noch in uns seine Stimme hören, durch den Ausspruch unsers Gewissens, welches gleichsam der Dollmetscher der äußerlichen Stimme ist. Sie ist das Urtheil,

wel-

welches unſer Verſtand, in den Zeitpunkten, wo er frey denken kann, und von der Sinnlichkeit unabhängig iſt, über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit unſerer Handlungen fällt. Die Stürme der Sinnlichkeit ſind, wie alle Stürme vorübergehend; wenn ſie ſich gelegt haben, ſo tritt der Verſtand wieder in ſeine Wirkſamkeit ein. Gewöhnen wir uns nun dazu, daß wir während dieſer Stürme die Seegel einziehen, oder, ohne Bild zu reden, keine Entſchließung faſſen, und abwarten, bis der Verſtand wieder in ſeine Rechte eintreten kann: ſo werden wir durch dieſen immer ſicher die Erklärung vernehmen, in welchen Fällen wir die Stimme Gottes als befehlend oder als warnend anſehen müſſen.

Nimmt man nun dieſes an, wie man es doch annehmen muß, wenn man einen weiſen Weltregierer glaubt: ſo wird man auch Gottes Stimme eben ſo gut vernehmen, als ſie ehedem Abraham oder Moſes vernahmen. Jede Aufforderung, die an mich zu irgend einer Handlung geſchieht, deren Rechtmäßigkeit, bey ruhigem Nachdenken, mein Verſtand einſieht, iſt Stimme Gottes, die mir ſagt: dieß ſollſt du thun.

Wird es mir auf dem Platze, auf dem ich bisher ſtund, immer ſchwerer gemacht nach meinen Einſichten zu handeln; will man mich ſogar zwingen, Schritte zu thun, die mein Gewiſſen mißbilligt; oder kann ich auf dieſem

Platze

Platze mit allem meinem Nachdenken und meiner Thätigkeit die Mittel nicht aufbringen, die zu meiner, und der Meinigen Erhaltung nöthig sind: so ruft mir Gott zu, mich nach einem andern Platze umzusehen, wo ich mehr Gutes wirken, freyer von drückenden Sorgen leben kann. Fügt es sich noch überdieß, daß mir ein Platz angeboten wird, von dem mir mein Verstand sagt, daß er für mich schicklicher sey, so höre ich ganz deutlich die Stimme Gottes: gehe aus, aus deinem Vaterlande und deiner Freundschaft, in ein Land, das ich dir zeigen will.

Aber nicht nur solche ungewöhnliche Vorfälle, die auch den Gedankenlosesten aufmerksam machen, müssen wir als göttlichen Zuruf betrachten; sondern auch die alltäglichen Begebenheiten, durch welche wir zu gewissen Handlungen, die unser Gewissen für rechtmäßig erkennt, aufgefordert werden, müssen wir als Winke von ihm ansehen. Du erwachst z. E. mit Tages Anbruch, und fassest den Vorsatz, auf die Winke, die dir Gott geben wird, zu merken: so wirst du, so lange du deinem Vorsatze treu bleibest, bey ihm seyn, und beständig seine Stimme vernehmen. Die Geschäffte, die deiner warten, stellen sich dir lebhaft dar — verlaß dein Lager und greif dein Tagewerk an: denn Gott ruft dich zu deinem Tagewerke. Der Stand, in dem du lebst, das Geschäfte, das du treibst, hast du nicht gewählt. Deine Geburt, die ersten Verbindungen,

gen, in welche du bey deiner Ankunft auf der Erde versetzet wurdest, der Unterricht, die Erziehung die du genossest, die sonderbare Verbindung, deiner Schicksale, dieß alles zusammen, welches alles dein Werk nicht war, sondern das Werk der alles regierenden Kraft, brachte dich auf den Platz, wo du jetzo stehst, und wies dir die Geschäfte an, die du jetzo treibst. Mußt du nicht also jede besondere Arbeit, wozu deine Lage dich verbindet, als Auftrag jener höhern Kraft betrachten, die dich in diese Lage versetzet hat? Du trittst nun unter deine Familie — und wenn du anders deine Augen nicht von ihr wegwendest, wenn du sie als Vater und Herr, mit dem herzlichen liebevollen Vorsatze anblickst, die Pflichten gegen sie zu erfüllen: so wird ihr Anblick dir wieder eine Menge Aufträge geben, die du den Tag über für sie zu besorgen hast. Ihre Abhängigkeit von dir erinnert dich, den Gang ihrer Geschäffte zu leiten, für ihre nöthigen Bedürfnisse zu sorgen; ihre Unwissenheit ist eine Aufforderung sie zu belehren, oder belehren zu lassen, ihre Unarten sind eine Erinnerung, auf ihre Erziehung mehr Sorgfalt zu wenden, und die Kränklichkeit, die du an einem oder dem andern derselben bemerkst, giebt dir einen Wink, für seine Wiederherstellung Sorge zu tragen. Und von wem rühren denn diese Winke und Aufforderungen her? Von wem anders, als von dem, der dich in diese Verbindung gesetzt, und dich zum Haupte dieser Familie ge-

gemacht hat. Nachdem du nun die Pflichten gegen deine Familie erfüllt hast, greifst du dein Tagewerk an, mit dem Vorsatze, es treu und redlich zu endigen; kaum hast du aber eine Stunde gearbeitet, so wirst du unterbrochen: das Weib deines Freundes tritt weinend in dein Zimmer und bringt dir die traurige Nachricht, daß ihr Mann dem Tode nahe sey, und dich noch einmal zu sprechen verlange, um seine Waysen deiner Fürsorge empfehlen zu können. Erschrick nicht, werde auch nicht darüber unwillig, daß du in deiner Thätigkeit unterbrochen wirst: Gott ruft dich ab, und trägt dir andere Geschäfte auf. Dieser Ruf ist sehr vernehmlich — zaudere nicht! Verziehst du noch eine Stunde, so ist vielleicht dein Freund abgegangen, und keine Wünsche können ihn zurückbringen. Die Sorge für eine dir werthe Familie ist wichtiger, als deine täglichen Geschäffte. Laß sie alle getrost liegen, und eile, um den letzten Willen deines scheidenden Freundes zu vernehmen!

Nun kommst du am Abend spät zurück, nachdem du dem Abschiede des Freundes beygewohnet, und in seine erkaltende Hand das Versprechen abgelegt hast, daß du seinen Kindern Vater seyn willst. Wehmuth und Freude über die Gelegenheit, viel Gutes stiften zu können, haben dich so angegriffen, daß du Müdigkeit empfindest und mit dem Vorsatze in dein Haus trittst, sogleich dein Lager zu besteigen, und durch Schlaf dich zu erquicken. Da wird dir

aber

aber bey dem Eintritte ein Brief überreicht, der, während deiner Abwesenheit, eingelaufen ist. Lege ihn nicht bey Seite. Vielleicht enthält er neue Verhaltungsbefehle, die noch heute müssen besorgt werden. Du erbrichst ihn und findest darinne eine Anfrage, die für deinen Correspondenten und deine Familie äusserst wichtig ist, um deren Beantwortung, mit der umgehenden Post, dringend gebeten wird. Die Post geht morgen früh ab. Daß sie morgen abgeht, und daß diese wichtige Anfrage an dich diesen Abend geschieht, hast du beydes nicht veranstaltet. Es ist Veranstaltung von einer höheren Hand, die die Weltbegebenheiten leitet. Fasse dich also; suche dich zu ermuntern und befolge die Stimme Gottes, die dir ganz vernehmlich sagt, daß du jetzo nicht ruhen, sondern — schreiben sollst.

So wird ein jeder, der geneigt ist, auf Gottes Stimme zu merken, in der Geschichte eines jeden seiner Lebenstage ähnliche Aufforderungen desselben zu Uebernehmung gewisser Geschäfte bemerken.

Er wird dann auch bemerken, daß von Zeit zu Zeit an ihn Aufforderungen ergehen, die einander ganz widersprechen. Fast in der nämlichen Stunde, z. E. ergeht an ihn die Aufforderung, eine Arbeit zu verrichten, die schlechterdings nicht bis auf den andern Tag kann aufgeschoben werden, und kommt auch Besuch von einem Freunde, der in seiner Gesellschaft

Erholung ſucht, und wird auch ſein Kind krank, das ſeiner Verpflegung bedarf. Solche widerſprechendſcheinende Aufforderungen, die zu gleicher Zeit an dich ergehen, reizen dich zur Ungeduld. Was wird es dich aber helfen, wenn du dich von derſelben überwinden läßt? Du wirſt nun alles verkehrt anfangen, dein nöthiges Geſchäft liegen laſſen, deinen redlichen Freund durch deine Launen kränken, und zur Rettung deines kranken Kindes ganz verkehrte Mittel anwenden. Wäre es nicht beſſer, wenn du deine Ungeduld zu beherrſchen, und zu überlegen ſuchteſt, wie du alle dieſe Pflichten erfüllen könnteſt. Dann würdeſt du gewiß finden, daß du mehr zu leiſten vermagſt, als du dir ſelbſt zutrauteſt, daß du manches durch Andere kannſt verrichten laſſen, was dir jetzo nicht möglich iſt, daß du alſo wirklich durch dieſe widerſprechendſcheinenden Aufforderungen, wenn du dich bemühteſt, ſie zu befolgen, mehr ausgebildet werdeſt. Dieß muß dir dafür bürgen, daß dieſe Aufforderung von dem Unſichtbaren veranſtaltet ſind, der deine Erziehung leitet.

Die Bibel erzählt uns von Männern, die der Geiſt Gottes trieb und zur Unternehmung großer Thaten ſtärkte. Sollte dieß Treiben des Geiſtes Gottes vielleicht Erdichtung oder Betrug, oder Monopol der vorigen Zeiten geweſen ſeyn? Ich glaube keine von dieſen Vorausſetzungen. Gottes Geiſt trieb ehedem die Menſchen, ſo wie er es auch noch jetzo thut. Ungewöhnliche Wärme für eine gute Sache, die

durch

durch den Anblick der Leiden der Nebenmenſchen gewirkt wird, und zu wohlthätigen, kühnen, mit Aufopferung verknüpften, Unternehmungen ſpornet, dieß iſt Gottes Geiſt. Die Leiden, die aufgeſtellt werden, das lebhafte Gefühl derſelben, der dadurch erzeugte Entſchluß, ſich ganz dahin zu geben, um dieſe Leiden wegzuſchaffen, iſt Gottes Werk.

Nimmt man dieſes an: ſo wird man jetzo eben ſo, wie zu Moſes Zeiten, Perſonen finden, die durch Gottes Geiſt getrieben werden. Der Mann, der ſich in die Fluthen ſtürzt, um ein Kind, das in Gefahr iſt zu ertrinken, zu retten, der Prediger, der alle ſeine Kraft und Zeit aufopfert, um eine in Unwiſſenheit und Sittenloſigkeit verſunkene Gemeinde zu beſſern, ein Howard, der dafür lebt, um das Elend der Gefangenen zu mildern, ein Wilberforce, der nichts unverſucht läßt, um die Sclaverey ſeiner ſchwarzen Brüder aufzuheben, werden durch eben den Geiſt getrieben, der auf Moſes ruhete, als er ſich entſchloß, ſeine zur ſchimpflichſten Sclaverey herabgeſunkene Nation in Freyheit zu ſetzen.

So wie Gott uns nun ſagt, was wir thun, ſo ſagt er uns auch, was wir laſſen ſollen, wenn wir nur immer auf ſeine Stimme aufmerkſam ſind. Wer nicht gedankenlos handelt, wer ſich gewöhnt hat, über alles, was ihm begegnet nachzudenken, der hat gewiß bemerkt, daß oft, wenn er etwas Wichtiges zu thun ſich vorgenommen hat, Menſchen auftreten, die ihn warnen,

nen, und ihn durch die Vorstellung von dem traurigen Ausgange, den seine Unternehmung haben würde, ihn davon abzubringen suchen. Wenn du nun im Begriffe bist, durch einen Fluß zu reiten, und eine Stimme ruft dir zu: Herr! da kann er nicht durchreiten, da kommt Mann und Pferd ums Leben: so ziehst dem Pferd zurück; und, wenn du deiner Sache nicht ganz gewiß bist, so giebst du deinen Vorsatz auf. Erfährst du in der Folge, daß du gewiß würdest ertrunken seyn, wenn diese Stimme dich nicht gerettet hätte: so sagst du auch wohl, es war mir, als wenn ein Engel mir zurufe.

Aehnliche Stimmen lassen sich immer vernehmen. Der bis zur niedrigsten Stufe der Sinnlichkeit herabgesunkene Jüngling, das Weib, das im Begriffe ist, die eheliche Treue zu verletzen, bekommen ein Buch in die Hand, das ihnen die traurigen Folgen einer unregelmäßigen Befolgung des Wollustriebes schildert, oder stoßen auf eine Person, die durch unregelmäßige Sinnlichkeit sich elend machte. Der Officier, der im Begriffe ist, einen Platz zu besetzen, stößt auf einen Landmann, der ihm sagt: am Ende des Wegs stehe ein Trupp von Feinden, der weit stärker, als der seinige sey. Der Kaufmann, der entschlossen ist, eine gewisse Waare zu kaufen, um sie in ein gewisses Land zu senden, erhält eben jetzo, da er den Kauf zu schließen im Begriff ist, einen Brief, der ihm meldet, daß er in der Gegend, wohin er seine

Waare

Waare zu senden entschlossen war, die Einfuhr derselben verboten worden ist.

Alle diese Warnungen kommen von dem, der die Welt regieret. Sich dagegen zu betäuben, ist Ungehorsam, der nothwendig traurige Folgen haben muß. Auf sie zu merken, ist Pflicht. Der Verstand, den uns Gott gab, wird, wenn wir ihn brauchen, immer entscheiden, ob sie blos zu unserer Uebung, oder zur Befolgung veranstaltet sind. Unzählige Warnungen ergehen auch an uns, von denen unser Verstand uns sagt, daß sie grundlos sind. Sie sind auch Gottes Stimme, die uns üben soll. Der Zaghafte ruft dir auch vielleicht zu, daß du durch einen gewissen Fluß nicht reiten sollst. Wenn du aber die Tiefe des Flusses kennst, und gewiß überzeugt bist, daß deine und deines Pferdes Kräfte demselben gewachsen sind: so dient diese Warnung dazu, deine Kräfte desto besser zu brauchen und desto vorsichtiger zu seyn.

Zu andern Zeiten braucht Gott andere Mittel, um uns etwas zu verbieten, indem er es uns moralisch oder physisch unmöglich macht, gewisse Entschließungen auszuführen.

Moralisch wird uns etwas unmöglich gemacht, wenn uns solche Hindernisse in den Weg gelegt werden, die man nur durch unerlaubte, nur durch Mittel wegräumen kann, die das Gewissen misbilligt.

Solche Fälle treten beständig ein. Ich will einige Beyspiele davon zur Erläuterung anführen; jeder Leser wird sich ähnlicher erinnern,

nern, die ihm in seiner Lebensgeschichte aufgestoßen sind. Du bemühest dich, ein Amt zu erhalten, von dem du dir versprichst, daß es dir ein gutes Auskommen, und Gelegenheit verschaffen werde, viel Gutes zu stiften; du kannst es aber nur auf zweyerley Art erlangen, entweder wenn du gewisse Personen bestichst, oder wenn du eine gewisse Person heurathest, zu welcher du keine Liebe hast, um welcher willen du dich vielleicht trennen mußt, von einer andern, welcher dein Herz ewige Liebe schwur, und deren Gegenliebe du dir zuvor erwarbst. Oder du wünschest in irgend einer Stadt ein Geschäfte anzufangen, z. E. eine Fabrik zu errichten. Dieß kann aber nicht anders gehen, als wenn du den andern, der dieß Geschäfte schon vor dir getrieben hat, verleumdest, und die Nahrungsquellen, die er hatte, dir zuzuleiten suchest. Du wünschest den Besitz einer Person, an welcher dein Herz hängt, die dir ihre Hand aber unter keiner andern Bedingung reichen will, als wenn du dich zu der Religion bekennest, die sie für wahr hält, und die du nicht glaubst. Du hast ein Pferd zu verkaufen, das einen Fehler hat, um dessentwillen du es nicht länger haben maast. Das einzige Mittel, es um einen guten Preis loszuwerden ist — daß du seinen Fehler verschweigst. In allen diesen Fällen sagt dir dein Gewissen, daß du dein Vorhaben aufgeben mußt. Diese Stimme des Gewissens mußt du als Gottes Stimme betrachten, dessen Wille es gewiß ist,

daß

daß wir gegen unsere Ueberzeugung nicht handeln, nichts thun sollen, was wir für Unrecht halten. In solchen Fällen mußt du aber sehr auf der Huth seyn, daß du dein Gewissen nicht etwa betäubest, und durch die Heftigkeit deiner Begierde, die nach allerley kahlen Entschuldigungen greift, den Ausspruch deiner Vernunft zu überschreyen suchest. Die Begierde, das Amt, die Person zu bekommen, nach welcher du strebst, das Geschäffte zu treiben, zu welchem du Geschicklichkeit fühlst, das Pferd los zu seyn, das dir, seines Fehlers wegen, lästig ist, wird bey dir so heftig, daß es dir geht, wie einem Menschen, der von der Wichtigkeit seines Plans so eingenommen ist, daß er auf keine Erinnerung und Warnung eines Freundes Rücksicht nimmt. Um das Amt oder die Person zu bekommen, die du suchst, stellst du dir vor, wie viel Gutes du würdest stiften können, wenn du deine Absicht erreichtest, und glaubst, die Güte deiner Absicht werde die Abweichung von dem Wege der Rechtschaffenheit entschuldigen, die du dir jetzo erlaubst. Wie handelst zu dann? Wie ein Jesuit, dessen Grundsatz ist: das Mittel wird geheiligt durch den Zweck. So wird dein Eigennutz dir ähnliche Entschuldigungen vorbringen, die dich zu berechtigen scheinen, die Nahrung eines andern durch niederträchtige Mittel an dich zu ziehen, oder durch Verkaufung eines fehlerhaften Pferdes deinen Nebenmenschen zu betrügen. Was thust du aber,

wenn du deinem Eigennutze gehorchst? Du bist Gott ungehorsam, der durch dein Gewissen, gegen dessen Aussprüche du dich zu betäuben suchst, dir die nöthigen Warnungen zufließen ließ.

Du wirst auch finden, daß jeder Schritt, den du gegen dein Gewissen thust, für dich sehr traurige Folgen habe, und die himmlischen Freuden verbittere, für welche dein Schöpfer dich bestimmt hat.

Wie mancher, der durch Bestechung sein Amt, und durch unerlaubte Mittel sein Weib erhielt, mag wohl jetzo, da ich dieses schreibe, der Verzweiflung nahe seyn!

Auf dem Wege, auf den Gott uns leitet, können wir getrost fortschreiten; sobald wir aber auf eine Stelle kommen, nach welcher zu schreiten unser Gewissen mißbilligt: so müssen wir dieß als einen Schlagbaum betrachten, den wir wenigstens eben so achten müssen, als die Schlagbäume, die wir da und dort auf unsern Reisen vorgezogen finden.

Physisch unmöglich wird uns etwas gemacht, wenn uns solche Hindernisse in den Weg gelegt werden, die wir mit möglichster Anstrengung unserer Kräfte zu übersteigen nicht vermögen.

Du willst z. E. eine Reise machen, und wirst am Morgen des Tages, da du sie antreten willst, gefährlich krank; oder du willst einen wichtigen Plan ausführen, zu dessen Gelingen die Thätigkeit und Beyhülfe deiner

rechts

rechtschaffenen Frau, vorzüglich nöthig ist, und diese wird dir durch den Tod entrissen; oder du wilst eine wüste Gegend anbauen, alle Nachbarn sprechen aber dagegen, und die Obrigkeit verbietet es dir: so kannst du alle diese Hindernisse dir vors erste dazu dienen lassen, daß du nun dein Nachdenken anwendest, um Mittel zu finden, sie zu übersteigen. Nicht jedes Hinderniß darfst du sogleich als Befehl Gottes, von deinem Vorhaben abzustehen, ansehen. Es kann ja vielleicht ein Sporn seyn, der dich reizen soll, deine Kräfte mehr anzuwenden: da die Erfahrung aller Jahrhunderte gelehrt hat, daß Männer, die Muth und Standhaftigkeit genug hatten, zu überlegen, wie sie die gröſten eintretenden Hindernisse deren Uebersteigung jedermann für unmöglich hielt, übersteigen könnten, sie wirklich überstiegen, und sich dadurch zu grossen Männern gebildet haben. Will dir aber dein Nachdenken nicht mehr gelingen, wollen deine Kräfte nicht mehr hinreichen, die vorliegenden Hindernisse zu überwinden: so tritt ehrfurchtsvoll zurück, und halte dich versichert, daß dein Plan, der deiner Meynung nach für die Menschheit sehr wohlthätig ist, doch dem Plane, den der Weltregierer für das Ganze gemacht hat, nicht angemessen seyn müsse.

Gott tröstet, stärkt und hilft uns auch.

Jeder, der glaubt, daß seine Schicksale unter der Leitung der göttlichen Güte stehen, wird Erfahrungen genug gesammelt haben,

die ihn hiervon überzeugen. Und wenn sich Leser finden sollten, die sich gar keiner Beyspiele von Trost, Stärkung, Rettung, die sie von Gott erhielten, in ihrer Lebensgeschichte erinnern, so kommt dieß gewiß blos vom Mangel der Aufmerksamkeit und des Andenkens an Gott her. Gelitten haben sie doch gewiß, getröstet, gestärkt und gerettet sind sie oft auch worden. Wie können sie nun einen Gott glauben, und doch läugnen, daß er ihr Helfer in der Noth gewesen sey?

Wie oft, wenn das Zusammentreffen widriger Begebenheiten und das Mislingen wichtiger Unternehmungen uns ganz muthlos machte, mußte ein Brief, den wir erhielten, die Stelle eines lehrreichen Buchs, das uns, wie von ohngefähr, in die Hände fiel, der Besuch eines weisen, rechtschaffnen Freundes, uns aufrichten und stärken, daß wir nun mit neuem Muthe unsere Geschäfte fortsetzen konnten! Wie oft kann ein ganz unvermutherer Zufall uns aus der größten Verlegenheit retten.

Ist dir denn, mein Leser! so etwas in deinem Leben wirklich noch nicht vorgekommen?

Der Greis Theophilus, der in dem kleinen Kreise, dem er bekannt ist, als ein Vertrauter Gottes angesehen wird, und durch ungewöhnliche Heiterkeit sich vor andern auszeichnet, erzählt von seinem Umgange mit Gott folgendes:

Mein Vater war ein ehrlicher, und sehr ver-

verständiger Landedelmann. Seine vergnügtesten Stunden verlebte er im Schooße seiner Familie, und sein vorzüglichstes Bestreben war — sie mit Gott bekannt zu machen. Am Morgen eines jeden Tages versammelte er seine Kinder auf sein Zimmer, faltete die Hände und verrichtete in ihrer Gegenwart ein kurzes, aber ein sehr herzliches und eindringendes Gebet.

Allgütiger! sagte er z. E. du hast in dieser Nacht durch gesunden Schlaf unsere Kräfte gestärkt, und lässest uns auch heute bey einander leben; hilf daß wir die Kräfte, die du uns gabst, gut anwenden, nach deinem Willen damit Gutes wirken, und die kurze Zeit, die wir hier zusammen leben, einander nicht kränken, sondern vielmehr einander zu erfreuen suchen, so wie du uns täglich erfreuest.

Aehnliche Gebete verrichtete er täglich.

So oft es seine Geschäffte erlaubten, führte er uns in die freye Natur, und freuete sich mit uns über das viele Schöne und Gute, das allenthalben in der Natur zu finden ist. Dann zeigte er uns auch gewöhnlich den Nutzen, den die Dinge, die uns umgeben, für uns und für das Ganze haben, machte uns aufmerksam auf die weise Bildung der Säugthiere, Vögel, Fische, Insekten, Pflanzen, und sagte dann gemeiniglich: wie weise, wie gut muß der seyn, der dieß alles erhält, und für dieß alles sorgt!

Hatte er bey seinen Unternehmungen Glück,

hielt

hielt z. E. eine gute Erndte, oder war glücklich mit seiner Schäferey und Rindviehzucht: so nannte er dieß Gottes Segen. Ging es ihm aber bisweilen nicht nach Wunsch, kamen Mißjahre, Seuchen, Einquartierung, Brandschatzung, oder brannte ihm, welches wirklich einmal geschahe, ein Haus ab; so war er immer ruhig und sagte: es ist Gottes Schikkung, sie muß also wohl gut seyn. Vielleicht bin ich zeither nicht fleißig genug gewesen, oder habe zu vielen Aufwand gemacht; da will mich also der liebe Gott durch diese Schickung bessern.

War er bisweilen in Verlegenheit, und sahe gar kein Mittel sich zu retten, und meine Mutter weinte und klagte; so sagte er lächelnd: der mir bisher half, der wird ferner helfen. Fand sich nun die Hülfe, die er erwartete, so wie dieß fast immer der Fall war: so versammelte er seine Kinder um sich, erzählte ihnen die Verlegenheit, in der er sich befunden hatte, und wie er nun durch Gott daraus wäre gerettet worden.

Durch dieses Benehmen meines Vaters bin ich nun gewöhnet worden, Gott allenthalben zu finden, und seine Leitung auch in den kleinsten Vorfällen meines Lebens zu bemerken. Wohl habe ich mich dabey immer befunden.

Da ich 21 Jahre alt war, versammelten wir Geschwister uns einmal in dem Saale, wo mein Vater sein Morgengebet zu verrichten

pflegte,

pflegte, und erwarteten ihn, aber — er kam nicht. Ich gieng an die Thür seines Schlafzimmers, fand sie verschlossen, pochte an, erhielt aber keine Antwort — mein Herz sagte mir, was ich zu erwarten hatte. Ich sprang nach dem Hauptschlüssel, öffnete mit zitternder Hand die Thüre — Gott! da lag er, der ehrliche Vater, sanft entschlummert, mit lächelnder Miene, kalt, ohne Gefühl — keine Bemühung war vermögend, ihn in dieß Erdenleben zurück zu rufen.

In der ersten Stunde konnte ich freylich über meine Empfindung nicht Herr werden, zumal da meine Wehmuth durch die Thränen meiner Geschwister vermehret wurde: allein bald erwachte bey mir die Vorstellung, daß dieß Gottes Schickung sey; und da diese mir schon sehr gewöhnlich war: so wurde sie bald so lebhaft, daß sie meine Empfindung besiegte, und meinen Schmerz zum Vergnügen umschuf. Herzlich ergriff ich die kalte Hand des Leichnams und dachte bey mir selbst: du bist nun, Redlicher! von deinem Posten abgerufen, zur Belohnung für deine Treue, die du hier in deinem Wirkungskreise bezeigtest!

Als der Erstgebohrne muß ich nun, nach den Verordnungen meiner Familie, die väterlichen Güter übernehmen, und meine Geschwister fiengen an, mich als ihr Oberhaupt zu betrachten. Als sie zu mir kamen, um mir zur Antretung des väterlichen Vermögens Glück zu wünschen: so rührte ihr Anblick mein

Herz,

Herz, und erinnerte mich an die Pflicht, die ich als Bruder gegen sie zu erfüllen hätte; ich erfüllete sie redlich, mit Freudigkeit, und aller Eigennutz war durch die Vorstellung besiegt: Gott hat dich zum Haupte deiner Familie gemacht, und dir dadurch Pflichten aufgelegt, deren Erfüllung dir heilig seyn muß.

Ich nahm von meinen Unterthanen die Huldigung an. Als ich sie vor mir sahe, glaubte ich eine Gesellschaft zu erblicken, die mir Gott zuführte, um für ihr geistliches und leibliches Wohl Sorge zu tragen. Selbst bey Uebernehmung meiner Heerden fühlte ich eine Aufforderung, ihr Versorger zu seyn, und mich als eine Person anzusehen, die von Gott bevollmächtigt sey, ihnen ihr Leben so angenehm als möglich zu machen.

Ich habe mich daher stets für verpflichtet gehalten, nicht nur das Wohl meiner Familie, und meiner Unterthanen, sondern sogar aller meiner Hausthiere in sofern zu besorgen, daß ich jedem Gesinde einschärfte, das Vieh gehörig zu warten, und sich keine Mißhandlung desselben zu erlauben, und keins in meinen Diensten duldete, das diese Verordnung übertrat.

Diese Führung meiner Haushaltung und die Regierung meiner Gemeinde betrachtete ich als eine Schule, in welcher Gott mich mehr auszubilden und zu veredeln suche. Diese Vorstellung benahm allen meinen Arbeiten das Unangenehme, und die Verdrüßlichkeiten,

die

die mir von Zeit zu Zeit aufstießen, konnten mich nie zum heftigen Unwillen bringen: weil ich sie als nöthig zu meiner Erziehung betrachtete.

Ich suchte nun eine Gattinn, und fand bald in der Tochter eines Adelichen, dessen Gut einige Meilen von dem meinigen lag, die Person, von welcher ich glaubte, daß sie für mich bestimmt sey. Ich fühlte bald so eine heftige Liebe zu ihr, daß meine Gemüthsruhe litt, wenn ich sie nicht wenigstens einmal wöchentlich sahe. Es wurden daher immer neue Vorwände gesucht, unter welchen die Besuche wiederholt wurden. Immer nahm man mich mit offnen Armen auf, immer bat man mich, bald wieder zu kommen. Der Besuch wurde auch bisweilen erwiedert, meine Gegend, meine Haushaltung, mein Wohnsitz bewundert und gelobt. Da ich nun ganz gewiß versichert zu seyn glaubte, daß ich keine Fehlbitte thun würde, wenn ich meine Geliebte zu meiner Gattin erbäte: so wurde der Tag bestimmt, an dem ich meinen Antrag thun wollte. Schon war mein Wagen vorgerückt, die Pferde angeschirrt, meine Kleidungsstücke in Ordnung gebracht, als ich einen Wagen über meinen Hof rollen hörte. Ich sprang ans Fenster, und sah den besten Freund meines Vaters aussteigen. Unwillig stampfte ich mit dem Fuße auf die Erde — aber der Gedanke, der mir, als ich über den Saal gieng, um ihn zu empfangen, durch die Seele fuhr: es ist Got-

tes

tes Wille nicht, daß du heute reisen sollst! gab meiner Seele bald eine andere Stimmung.

An solche Vorstellungen gewöhnt, begriff ich bald, daß Gott meine Abreise durch diesen unerwarteten Besuch untersage, indem er mich riefe, die Pflicht zu erfüllen, die ich dem besten Freunde meines Vaters schuldig wäre, und die ich verletzen müßte, wenn ich zur Befriedigung meiner Leidenschaft eine Reise antreten wollte, die auch bis morgen könnte verschoben werden.

Diese Vorstellung setzte mich in den Stand, meinen Gast mit der Heiterkeit und Offenheit zu empfangen, die der Freund meines Vaters zu erwarten berechtigt war, und im Stillen meinen Bedienten den Befehl zu ertheilen, die Pferde abzuschirren, und den Wagen wieder in die Remise zu bringen. Diese Vorstellung setzte mich auch in den Stand, den Freund meines Hauses ganz zu genießen, und das Vergnügen lebhaft zu fühlen, das mir die Erinnerung an so viele Familienscenen verschaffte.

Bei Tische kamen wir auch unter mancherley Gesprächen auf das Haus zu reden, das ich so gern besuchte.

Ich weiß nicht, sagte mein Gast, was hier passiren muß. Die Hochzeit wird von einer Woche zur andern verschoben. Erst sollte sie um Ostern seyn, nun haben wir schon bald Johannistag, und ich höre noch nicht, daß Anstalten dazu gemacht werden.

Was für eine Hochzeit? fragte ich.

Die Hochzeit des Herrn von S. mit dem älteſten Fräulein. Haben ſie denn nichts davon gehört?

Kein Wort, antwortete ich. Sollte das Fräulein ſich aber wirklich mit dem Herrn von S. verlobt haben? fragte ich weiter.

Dieß iſt ſo gewiß, als ich hier vor Ihnen ſitze, war die Antwort; ich bin ſelbſt bey dem Verlöbniſſe zugegen geweſen. Hierauf erzählte er mir die kleinſten Anekdoten, die dabey vorgefallen waren, und verſicherte, daß er ſich den Aufſchub der Hochzeit nicht anders als ſo zu erklären wiſſe, daß vielleicht ſich eine beſſere Parthie für das Fräulein gefunden habe, und daß man deßwegen einen Vorwand ſuche, um mit dem Herrn von S. brechen zu können. Denn dieſer ſey freylich nicht ſehr begütert, und in dieſem Hauſe ſey es gewöhnlich, den Werth des Menſchen nach der Größe ſeiner Einkünfte zu ſchätzen.

Während dieſer Erzählung ſank ich nicht in Ohnmacht. Ob ich gleich etwas ſchwer zu athmen anfieng: ſo hielt mich doch die Meynung aufrecht, daß ich jetzo einen Wink von Gott bekäme. Ich bekam dadurch ſogar ſo viel Stärke, daß ich dem Freunde meines Hauſes die Lage meines Herzens verſchwieg.

Als ich auf mein Lager kam, meldeten ſich die fieberhaften Zufälle, die insgemein bey Perſonen ſich einfinden, die leidenſchaftlich, aber unglücklich lieben: aber ich beſiegte ſie

durch den Glauben, daß mein Schicksal durch Gott gelenket werde, und — schlief ruhig ein.

Des Morgens verließ mich mein Gast wieder. Sobald ich ihn in den Wagen gehoben hatte, und er zum Thore hinaus gefahren war, eilte ich auf mein Zimmer, sagte meinem Bedienten, daß ich allein seyn müsse, verschloß die Thür und überlegte, was ich zu thun hätte.

Ich gieng von dem Gedanken aus: diesen Besuch hat dir Gott zugeschickt — er muß Absichten haben, weil dadurch eine für mich so äusserst wichtige Reise vereitelt wurde. Da ich dieß so hin und her überlegt hatte, wurde ich überzeugt, daß mir Gott einen Wink gegeben habe, die Geliebte meines Herzens nicht zu ehelichen. Denn, dachte ich, nun weißt du ja, daß du diese Person zur Untreue verleiten mußt, wenn du zu ihrem Besitze gelangen willst. Erlaubt dieß die Pflicht? Und wenn du pflichtvergessen genug seyn könntest, sie zur Brechung ihres Worts zu verleiten, was würde dir eine Person nützen, deren erstes Versprechen an dich Sundbrüchigkeit war? Ich bekam also Kraft genug, den Entschluß zu fassen, auf eine Person Verzicht zu thun, von deren Besitz ich mir den Himmel auf Erden versprochen hatte.

Der Entschluß war nun gefaßt. Aber die Ausführung? Diese war freylich sehr schwer. Nur die Ueberzeugung: Gott mißbilligt diese Heyrath, konnte mich stärken ihm treu zu bleiben. Ich wollte durch Arbeit mich zer-

zerstreuen, aber sie gelang mir nicht; ich besuchte die Spaziergänge, die mir sonst so viele Freude gewährten; aber immer fehlte mir meine Geliebte. Ohne daß ich es selbst wollte, kam ich immer auf die Straße, die nach ihrem Wohnsitze führete, und wenn ich einen Wagen in der Ferne erblickte, war ich schwach genug stehen zu bleiben, und in demselben einen Besuch von ihr zu erwarten.

Einmal sahe ich auch aus meinem Fenster einen solchen Wagen gerollt kommen. Mein Herz klopfte heftiger. Der Wagen fuhr auf mein Schloß zu — sie ists — dachte ich, warf mich in die Kleider, sprang die Treppe herunter, und sahe, statt meiner Geliebten einen Jugendfreund, der mit mir in einer Erziehungsanstalt war erzogen worden, aussteigen. Ich hatte bey diesem Anblicke eine Empfindung von Freude und Schaam, die sich nicht wohl beschreiben läßt. Unterdessen nahm ich ihn als Freund auf, und erfuhr von ihm, daß er jetzo eine Reise in die Schweiz mache. Da ich mich nach der Absicht derselben erkundigte: erfuhr ich, daß er dadurch weiter nichts zu bewirken suche, als — Zerstreuung. Sein Herz leide unaussprechlich, und er glaube das beste Mittel dasselbe zu beruhigen, sey — Entfernung von dem Gegenstande, der ihm diese Leiden verursache.

Da ich gewöhnt war, allenthalten Gott zu sehen und zu hören: so kann man leicht denken, daß diese Rede bey mir die Muthmassung erreg-

te, ob dieß vielleicht nicht eine göttliche Einladung zur Theilnahme an dieser Reise wäre. Beynahe, sagte ich, entschließ ich mich, dich nach der Schweiz zu begleiten.

Dieß hätte ich nicht thun sollen. Mein Vater hatte mir ja gesagt, daß zwar jede Aufforderung und Einladung, die an uns ergienge, von Gott komme, daß man aber ja nicht glauben dürfe, als wenn man sie immer befolgen müsse; viele hätten auch zur Absicht, uns zu gewöhnen, dieselben abzuweisen; unsere Vernunft müsse immer entscheiden, in welchen Fällen wir sie befolgen oder abschlagen müßten.

Diese Erinnerung, von deren Wahrheit ich überzeugt war, hatte ich jetzo vergessen. Mein Freund fiel mir um den Hals, beschwor mich meinen Entschluß auszuführen, und mir war kaum so viel Besinnungskraft übrig, daß ich sagen konnte: ich will es überlegen.

Als er zur Ruhe gegangen war, überlegte ich es wirklich, und wurde überzeugt, daß eine Reise, bey meiner gegenwärtigen Lage, für mich das Beste sey, und — daß ich dazu nicht leicht eine schicklichere Gelegenheit, als die gegenwärtige, würde finden können.

Ich entschloß mich also dazu, und trat diese Reise, nachdem ich meine Haushaltungsgeschäfte in Ordnung gebracht hatte, wirklich an.

Sie war mir ungemein nützlich. Der Anblick von so mancherley neuen Gegenständen, den ich jeden Tag hatte, machte so starken Eindruck

auf

auf mich, daß das Bild meiner Geliebten, das sich mir sonst immer, ohne daß ich es wollte, darstellte, nach und nach verdrängt wurde. Und — da ich diese Reise angetreten hatte, ohne mich von meiner Geliebten zu beurlauben, hatte sie dieß als ein Zeichen von der Veränderung meiner Gesinnung aufgenommen.

Da ich aus der Schweiz zurückkam, hatte meine Geliebte Hochzeit gehalten, und ich — hatte sie vergessen.

Kurz darauf brach ein Krieg aus, und ein feindliches Korps drang in meine Gegend ein. Es besuchte auch mein Gut und forderte von demselben eine sehr große Summe. Da ich die Unmöglichkeit, dieselbe herbeyzuschaffen, vorstellte: erklärte mir der Befehlshaber — daß er mich als Geisel mitnehmen würde. Ich bat — aber es half nichts. Ich ersuchte meine benachbarten Freunde, daß sie mir Geld vorschiessen möchten: allein sie konnten nicht, weil sie mit mir in gleicher Verlegenheit waren. Mein Bedienter rieth mir, zu entweichen, und versprach, mir dazu behülflich zu seyn: allein von diesem Vorschlag Gebrauch zu machen, erlaubte mir mein Verstand nicht. Dieser sagte mir, daß ich durch meine Entfernung die Feinde erbittern und reizen würde, sich an meinen Gütern und Unterthanen bezahlt zu machen.

Ich glaubte also, daß es Gottes Wille sey, mich in die Hände des feindlichen Befehlshabers auszuliefern. Sobald ich davon überzeugt war, trat ich in sein Zimmer, versicherte ihm

noch,

nochmals die Unmöglichkeit, die geforderte Zahlung leisten zu können, und meine Bereitwilligkeit, mich als Geisel abführen zu lassen. Zugleich bat ich ihn, mich mit Schonung zu behandeln. Meine Ehrlichkeit machte auf ihn Eindruck. Er schwieg ein Paar Augenblicke, dann sagte er: Herr! so ein ehrlicher Mann, wie Sie sind, ist mir lange nicht vorgekommen. Dependirte ich von mir, so zöge ich sogleich ab, ohne einen Pfennig von Ihnen zu verlangen. Aber ich muß meine Ordre befolgen. Packen Sie ein, was Sie nöthig haben, morgen werden wir abreisen. Was ich zur Milderung Ihres Schicksals thun kann, wird geschehen, darauf können Sie sich verlassen.

Den nächsten Morgen setzte ich mich also in den mir angewiesenen Wagen, welcher unter Bedeckung einiger Husaren abgieng.

Diese Abreise konnte für mich nicht anders, als höchst schmerzhaft seyn. Die Entreissung aus meinem Wirkungskreise, das laute Geschrey meines Gesindes und meiner Unterthanen, griff mich sehr an, und es war mir nicht möglich, mich der Thränen zu enthalten.

Allein mein Glaube stärkte mich. Ich sahe meinen Wächtern ins Gesicht, und sie waren mir weniger fürchterlich, sobald ich Kraft genug gesammelt hatte, sie als Personen zu betrachten, die nach Gottes Fügung mich auf einem dunkeln Wege zur Erreichung eines unbekannten, aber gewiß wohlthätigen Zwecks leiten sollten. Im ersten Nachtquartier ließ ich

für

für sie eine gute Mahlzeit bereiten und bezahlte sie. Diese Gefälligkeit rührte sie; sie wurden gesprächig, jeder erzählte mir seine Lebensgeschichte, und verschaffte mir dadurch eine angenehme Unterhaltung, die für mich in gewissen Rücksichten sehr lehrreich war.

Als wir in dem zweyten Nachtquartier angelangt waren, gieng es eben so, und ich freuete mich sehr, daß der Glaube an die alles leitende Vorsehung mein Schicksal, das für viele andere äußerst schrecklich würde gewesen seyn, so sehr gemildert hatte.

Mit dem Bewußtseyn, unter Gottes Aufsicht zu ruhen, überließ ich mich dem Schlafe, von einem Husaren bewacht, der vor der Thür meines Zimmers stund. Mein erquickender Schlaf wurde bald durch eine Hand unterbrochen, die die meinige etwas stark schüttelte.

Wer da? fragte ich heftig. Erschrecken Sie nicht! war die Antwort, ich bin der wachthabende Husar. Wenn Sie fortgehen wollen: so können Sie es, ich will Sie nicht aufhalten. Ein Paar Laubthaler — darauf wird es Ihnen ja nicht ankommen. Mein Gefühl sagte mir sogleich, daß ich diese Einladung verweisen müsse, weil es eine schändliche Verletzung der Pflicht sey, wenn ich mein gegebenes Wort brechen wollte. Nein! sagte ich, Freund! das geht nicht. Mein Wort kann ich nicht brechen — ich danke Ihm für seine Gefälligkeit. So trat er wieder ab, ich schlief bald wieder

ein,

ruf, da mein Gewissen mir sagte, daß ich recht gehandelt hätte.

Den folgenden Tag kam ich an dem Orte an, der zu meiner Gefangenschaft bestimmt war. Ein enges Zimmer wurde mir angewiesen, aus dessen Fenster ich keine andere Aussicht hatte, als — auf den Misthof. Wirklich verursachte mir der Gedanke, daß ich nun in gänzliche Unthätigkeit gesetzt, und von dem Genusse meiner gewöhnlichen unschuldigen Freuden getrennt sey, eine Anwandelung von Schwermuth. Wenn ich aber bedachte, daß ich doch bey Gott mich befinde, und mein Leiden von ihm über mich verhängt, und also gewiß sehr wohlthätig sey: so wurde mir meine Lage sehr erträglich, und bekam sogar in meinen Augen gewisse Reize.

Fünf Tage hatte ich mich in derselben befunden, als der Commandant in mein Zimmer trat, und sich erkundigte, wie es mir gienge, und ob ich über etwas zu klagen hätte. Nach meinen Grundsätzen betrachtete ich ihn als den Mann, in dessen Hände Gott auf einige Zeit mein Schicksal gelegt hätte. Seine Ankunft war mir also angenehm, und es war mir leicht, ihm mit Achtung zu begegnen. Mir, sagte ich, fehlt nichts als Freyheit.

Dafür, antwortete er, sind Sie Gefangener. In der Gefangenschaft kann man nicht frey seyn.

Aber doch — fuhr ich fort, die Erlaubniß

durch

durch besondere Begünstigung erhalten, auszugehen, und die Gegend zu besehen.

Die sollen Sie haben, war seine Antwort, wenn Sie mich auf Ihr Ehrenwort schriftlich versichern, daß sie jeden Abend in Ihr angewiesenes Quartier zurückgehen wollen.

Dieß that ich, und fühlte meine drückende Lage gar sehr erleichtert.

Da ich auf meinen Spaziergängen bemerkte, daß in dieser Gegend die Viehzucht sehr stark getrieben wurde: so machte ich mich sogleich mit allen Gutsbesitzern und Pachtern bekannt, und lernte von ihnen ungemein viel, besonders den Anbau der Futtergräser und eine zweckmäßigere Einrichtung der Viehställe.

Nun fühlte ich das Lästige der Gefangenschaft gar nicht mehr, sondern betrachtete meinen hiesigen Aufenthalt vielmehr als eine Schule, in die mich Gott geführt hätte, um mir Kenntnisse zu erwerben, die mir für die Zukunft nöthig wären. Diese Vorstellung reizte mich, auf alles, was ich hier sahe und hörete, recht aufmerksam zu seyn, und mich nach allem recht genau zu erkundigen.

Ich bin jetzo ein sehr begüterter Mann, und meine Bauern sind die wohlhabendsten in der ganzen Gegend. Wenn ich nun nachdenke, woher dieß rühre? so finde ich immer den vorzüglichsten Grund davon in meiner Gefangenschaft. Die Kenntnisse, die ich mir hier erwarb, benutzte ich in der Folge bey Verwaltung meiner Güter, und brachte es in wenigen Jahren so

weit,

weit, daß ſie mir viermal mehr als ehedem eintrugen. Mein Beyſpiel machte auf die Bauern Eindruck; ſie ahmten es nach, und finden nun, daß durch dieſe Nachahmung ihre Umſtände ſehr ſind verbeſſert worden.

Sobald ich in dieſer Schule ausgelernt hatte: fanden meine Freunde Mittel, die Summe aufzubringen, die mir als Contribution war auferlegt worden. Ich hatte davon nichts erfahren. Als ich nun einmal ausgeben wollte, um die Gegend zu beſehen, ſtieß ich auf den Commandanten, der mir lächelnd meine Freyheit ankündigte. Ich wollte dankbar ſeine Hand drücken: er ſchloß mich aber in ſeine Arme und ſagte, ich freue mich, daß ich in Ihnen einen rechtſchaffenen Mann habe kennen lernen: ſeyn Sie mein Freund!

Nun reiſete ich ab mit dem innigſten Gefühle des Danks gegen den Allgütigen, der mir neue Beweiſe ſeiner Gegenwart und Vorſehung gegeben hatte. Meine Reiſe gieng den erſten Tag glücklich, bis der Abend einbrach. Dieſer übereilte mich ſchneller, als ich es erwartet hatte, und was das ſchlimmſte war: ſo wurde der Weg immer ſchlimmer, jemehr die Dunkelheit zunahm. Das langſame, gefährliche Fortrücken des Wagens, die kalte Feuchtigkeit der Luft, wirkten ſtark auf mich, und nur der Glaube, daß ich jetzo bey Gott ſey, konnte mich vor Kleinmuth bewahren. Endlich ſchlug der Wagen, der an einem Abhange fuhr, gar um. Ich wurde in einen Mo-

raſt

raſt geworfen und der Wagen lag auf mir. Mir zu helfen war ich ich nicht vermögend, weil ich mich nicht regen konnte, und alle Mühe anwenden mußte, um nur den Kopf aufrecht zu erhalten, damit ich nicht erſtickte. Der Poſtknecht war, mit aller Anſtrengung nicht vermögend, den Wagen aufzuheben. Er ſchrie alſo um Hülfe, und ſtieß in das Poſthorn; aber keine Hülfe wollte kommen. Alles was ich thun konnte, war — daß ich dem Poſtknecht ſagte, die Pferde loszuſpannen, damit ich nicht geſchleift würde. Ich ſelbſt litt unausſprechlich, und überließ mich Gott, bereit von der Welt abzutreten, wenn Gott mich jetzo abforderte.

Da hörte mein Poſtknecht einen Reuter, er verdoppelte ſeine Kräfte, um Hülfe zu ſchreyen, ſtieß in das Poſthorn, ſchrie wieder, und — ſogleich war der Reuter da.

Was giebts hier? fragte er ängſtlich.

Hülfe! ſchrie mein Poſtknecht. Hier liegt ein Paſſagier im Moraſte, der Wagen auf ihm und ich kann ihm nicht helfen.

Geduld! ſagte der Reuter, in einer Viertelſtunde ſoll Hülfe da ſeyn.

Die Viertelſtunde deuchte mir lange: aber da ich unter meinen Schmerzen erliegen wollte, rief mein Poſtknecht: nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen! dort kommen Laternen.

Dort kommen Gottes Engel, dachte ich bey mir ſelbſt, die mich retten werden. Bald

war

war ein Trupp Bauern, mit Laternen und Hebebäumen versehen, da, hob den Wagen in die Höhe, und zog mich aus dem Moraste heraus.

Da stund ich nun mit zitternden Gliedern, fast ohne Bewußtseyn. Eine freundschaftliche Hand faßte die meinige, und der, der sie mir bot, fragte: Sie haben doch nichts zerbrochen? Ich fühle nichts, antwortete ich, noch kann ich alle Glieder bewegen.

Desto besser! fuhr er fort, jetzo lassen Sie es sich gefallen, auf meinem Gute Nachtquartier zu nehmen und ihre Kleider zu wechseln.

Ich nahm dieß Anerbieten mit Dank an, ging, um mich zu erwärmen, unter dem Lichte der Laternen zu Fuße, und einige Bauern blieben mit ihren Laternen zur Begleitung bey dem Wagen.

Als ich auf dem Gute ankam, fand ich ein erwärmtes Zimmer, und Wäsche und Kleidung, um mich umkleiden zu können. Dieß that mir unaussprechlich wohl.

Nachdem ich die Kleider gewechselt hatte, wurde ich befragt, ob ich lieber auf meinem Zimmer, oder mit der Familie speisen wollte? ich wählte das Letztere, weil ich ein inniges Verlangen empfand, den Mann näher kennen zu lernen, der mir so liebreich das Leben gerettet hatte.

Ich wurde in ein Zimmer geführt, wo ich eine Tafel, ganz prunklos, aber reichlich und

rein-

reinlich gedeckt fand, um welche der Hausvater und die Hausmutter mit ihren vier Kindern stunden, die mir alle ihr herzliches Beyleid zu dem erlittenen Unfalle bezeugten.

Die Mahlzeit wurde unter herzlichen Gesprächen, über Landwirthschaft und die Verwüstungen gehalten, welche der Krieg in den dortigen Gegenden angerichtet hatte. Sie würden länger gedauert haben, wenn meine Müdigkeit mich nicht genöthigt hätte, bald meine Lagerstatt zu suchen.

Den andern Morgen reisete ich mit Bezeigung des herzlichsten Dankes von dieser gastfreyen Familie ab, und kam den folgenden Tag wieder glücklich auf meinem Gute an, wo ich von meinen Anverwandten auf das zärtlichste und von meinen Bauern mit lautem Jubel empfangen wurde. Die lange Entfernung hatte mich allen werther gemacht, und ich fand, daß sie, auch von dieser Seite, gute Wirkungen gemacht habe.

Die älteste Tochter, die ich in jener gastfreyen Familie hatte kennen lernen, hatte aber auch auf mich solchen Eindruck gemacht, daß ich die neue Bekanntschaft verschiedenemal besuchte.

Der Ton wurde unter uns immer vertrauter, meine Ueberzeugung von der Rechtschaffenheit dieser Familie immer stärker, bis endlich mein Wunsch erfüllet, und die älteste Tochter meine Frau wurde, mit welcher ich 25 Jahre eine sehr glückliche Ehe geführt habe.

Diese

Diese Geschichte könnte leicht weiter ausgeführt werden: allein schon dies Bruchstück ist hinlänglich zu zeigen, wie man zum Umgange mit Gott gelangen, und ihn allenthalben finden kann.

Gott ist immer bey uns, er wirkt um uns, er spricht zu uns, lehrt, warnt und tröstet uns — wenn wir dieß alles aber vernehmen wollen: so müssen wir auch aufmerksam seyn, uns dazu gewöhnen, bey allem, was wir um uns sehen, und uns begegnet, an Gott zu denken.

Der Glaube, daß Gott alles wisse, an allen Orten zugegen sey, alle unsere Schicksale regiere, ist, wie ich vorhin schon sagte, ziemlich allgemein Allein bey den mehresten ist er todt, ohne alle Wirksamkeit auf das Herz. Wie könnte sonst unter den Gläubigen so großer Mißmuth, so große Furcht vor der Zukunft herrschen?

Dieß kommt vorzüglich daher, weil man sich nicht gewöhnet hat, die Anwendung davon auf einzelne Fälle zu machen. Willst du das Beseligende dieses Glaubens recht fühlen, den Umgang mit Gott genießen, und durch denselben die Erde für dich zum Himmel umschaffen: so mußt du schlechterdings alles, was da ist und geschieht, und geschehen wird, als Gottes Wirkung ansehen lernen, und dich gewöhnen, die Weltbegebenheiten dir folgendermaßen vorzustellen: Gott hat meine Arbeit gelingen lassen, Gott hat mein Geschäffte mir angewiesen, Gott hat mich mit diesen Menschen in Verbindung gesetzt, Gott hat mir diese Krankheit zugeschickt, Gott

hat

hat mir mein Weib genommen, Gott donnert, Gott hat eine Feuersbrunst geschickt, Gott hat Revolution oder Krieg veranstaltet.

Diese Vorstellungsarten sind freylich ziemlich alt, und schmecken nach der Vorwelt: sie sind aber, wenn Gott die Welt und die Schicksale der Menschen wirklich regiert, wahr.

Versuche es nun, mein Freund! und glaube herzlich, daß Gott allenthalben wirkt; dann blicke mit diesem Glauben auf die Welt! Ist sie nicht zum Himmel umgeschaffen? Ist nicht alles Böse und Schreckliche und Furchtbare, über welches zu bisher seufzetest, mit einemmale verschwunden? Die schöne Gegend, die du um dich erblickst, ist sie dir nicht viel werther, wenn du sie als Veranstaltung Gottes betrachtest? Die Frucht, die du von deinem Baume brichst, schmeckt sie dir nicht süßer, wenn du sie als Gabe Gottes nimmst? Jener Morast, den du vor dir erblickst, der dir bisher so eckelhaft schien, verliert er nicht sein Unangenehmes, wenn du ihn als Gottes Werk betrachtest, wodurch er gute Zwekke bewirken, vielleicht die Kräfte der Menschen durch Austrocknung desselben üben will? Deine Arbeiten, sie mögen in Regierung eines Volks oder im Schuhflicken bestehen, die dir bisher lästig waren, was sind sie nun? Aufträge Gottes, die du mit Freuden befolgen wirst. Deine körperlichen und Seelenleiden! was sind sie? Erziehungsmittel, wodurch Gott dich zu veredeln sucht. Die entsetzlichsten

Ece-

Scenen des Kriegs, was sind sie? Veranstaltungen der höchsten Weisheit, um große Zwecke fürs Ganze zu erreichen. Die schrecklichen Aussichten in die Zukunft, was sind sie? Phantome, die durch den Glauben an Gott verscheucht werden. Wenn dieser alles regiert, so regiert er auch die Zukunft. Wie kann denn da etwas Schreckliches seyn, wo ein Allweiser, Allgütiger regiert?

So viel ist also gewiß, daß man in der Stunde, da man glaubt, daß Gott allenthalben wirke, fühlt, daß man im Himmel sey. Deswegen ist es Pflicht für jeden, der den Himmel auf Erden zu finden wünscht, sich an diesen Glauben zu gewöhnen, und sich darinn immer mehr zu bestärken.

Vielleicht hat nie ein Mensch gelebt, bey dem dieser Glaube zu allen Zeiten recht lebendig gewesen wäre. Unordnungen im Körper, das Zusammentreffen von vielen unangenehmen Vorfällen verdunkeln ihn oft, so wie die Sonne bisweilen Wochen lang durch Anhäufung der Dünste in der Luft den Augen entzogen wird. Aber, wenn er einmal in der Seele Wurzel geschlagen hat, thut er doch seine Wirkung, bewahrt vor Verzweiflung, schützt gegen große Verirrungen und nährt den Eifer, seiner Pflicht treu zu bleiben; so wie die Sonne, auch bey den dichten Dünsten uns noch leuchtet und erwärmet, wenn wir sie auch gleich nicht sehen.

Mit diesem Glauben muß ferner unsere gan-

ſe Art zu Denken und zu Handeln übereinſtimmen, wenn wir des Genuſſes himmliſcher Seligkeit fähig ſeyn wollen. Je richtiger und heller die Einſichten ſind, deſto traurigter wird der Zuſtand unſerer Seele, wenn wir denſelben nicht gemäß denken und handeln.

Glauben wir alſo, daß alles, was uns begegnet, unter göttlicher Leitung ſtehe: ſo müſſen wir ſchlechterdings den Unmuth, den Gram, den Zorn, die Traurigkeit, die uns anwandeln, wenn die Schickſale, die uns treffen, nicht mit unſern Wünſchen übereinkommen, zu beſiegen ſuchen. Derjenige, der um ſich herum nur Naturkräfte, nur Menſchen handeln ſieht, und, durch ſeine Eigenliebe verleitet, erwartet, daß alles nach ſeinen Wünſchen ſich richten ſoll, der mag unmuthig ſeyn, und zürnen und ſich grämen, wenn ſeine Wünſche vereitelt werden, ſeine Erwartungen fehlſchlagen. Er hat Grund dazu. Aber nicht Thorheit, wenn ein anderer, der von der Ueberzeugung beſeelt iſt, daß alle Wirkungen in der Welt unter der Leitung der höchſten Weisheit und Güte ſtehen, ſich eben dieß erlaubt?

Du wünſcheſt z. E. daß eine gewiſſe Nation, die mit einer andern in Krieg verwickelt iſt, ſiegen möge, und — ſie wird überwunden; du rechneſt darauf, daß ein gewiſſes Amt, das du glaubſt verdient zu haben, dir werde angetragen werden, und es wird einem Unwürdigen, wohl gar mit dem Beyſatze, zur Belohnung ſeiner Verdienſte, übergeben; du haſt

ein Capital auſſen ſtehen, von deſſen Zinſen du deine mehreſten Bedürfniſſe beſtreiteſt, und — es geht verlohren; dein beſter Freund ſtirbt — deine Arbeit wird nicht geſucht — ein anhaltender Regen fällt ein und verdirbt den Waizen, den du haſt mähen laſſen: ſo ſind dieß lauter Vorfälle, die zum Unmuthe reizen, deſſen erſter Anwandelung man ſchwerlich immer wird widerſtehen können. Wie kannſt du ihn aber unterhalten und nähren, wenn du glaubſt, daß Gott dieß alles gethan habe? Kannſt du, wie Er, das Ganze, kannſt du den Weg überſehen, den er dich leitet? Glaubſt du beſſer, als Er zu verſtehen, was für das Ganze, und dich ſelbſt gut ſey? oder ſtehſt du vielleicht in der Meynung, daß die Befriedigung deiner Wünſche der Zweck ſey, um deſſentwillen dich einſt die Kraft des Schöpfers entſtehen ließ?

Biſt du ſo glücklich, es dahin zu bringen, daß dein Glaube über deine Selbſtſucht ſiegt, und den Unwillen über Begebenheiten, die mit deinen Wünſchen und Erwartungen nicht übereinſtimmen, dämpft, ſo daß du dabey ruhig und heiter ſeyn kannſt: ſo bedenke ſelbſt, in welcher reizenden Geſtalt du die Erde erblicken wirſt.

Wenn du den Grund von allen deinen Seelenleiden unterſuchen willſt: ſo wirſt du ihn faſt immer darinn finden, daß es nicht ſo geht, wie du wünſcheſt. Was haſt du alſo zu thun, um dieſe Leiden zu endigen? Entweder

du mußt es so weit zu bringen suchen, daß es künftig anders in der Welt geht, daß Krieg und Frieden, Witterung, die Handlungsart deiner Nebenmenschen, nach deinem Sinne eingerichtet werden, oder du mußt deinen Unwillen zu mäßigen und dich dabey zu beruhigen suchen, wenn dieß nicht geschieht. Das erstere kannst du nicht, wie du wohl fühlen wirst; das andere kannst du aber, wenn du dich gewöhnest, alles als eine wohlthätige Schickung der höchst. n Weisheit und Güte anzusehen. Dann haben auch deine zahllosen Leiden großentheils ein Ende, und du wirst dich selbst wundern, wie schön es auf der Erde sey, wo es du sonst gar nicht gefallen wollte.

Diese Beruhigung darf aber nicht in Fühllosigkeit und Unthätigkeit ausarten. Der uns Gefühl gab, wollte ohne Zweifel, daß wir fühlen, und der uns Kräfte verlieh, wollte, daß wir sie gebrauchen sollten. Die unangenehmen Empfindungen sollen nicht unsern Unwillen, sondern unsere Kräfte reizen. Jedes widrige Schicksal muß zuerst unsere Denkkraft reizen, zum Ueberlegen, ob es nicht Pflicht sey, seine Kräfte anzuwenden, um dasselbe abzuändern, oder wenigstens zu mildern, und ob die Kräfte, die man hat, dazu hinreichend sind. Ist beydes: so kann man sicher dieses widrige Schicksal als eine göttliche Aufforderung zur Thätigkeit ansehen. Befolge sie! wende deine Kräfte an! und du wirst in den mehresten Fäuen das Vergnügen haben zu sehen,

daß

daß deine Bemühungen gelingen, und manches, was dir unangenehm ist, aus deinem Wirkungskreise wegschaffen.

Dein Kind wird z. E. gefährlich krank; sey nicht kleinmüthig, klage nicht! es ist ja dieß Gottes Schickung. Sey aber dabey auch nicht unthätig: denn du bist Vater. Die Pflicht gebietet dir, dein möglichstes zu thun, um es zu retten; du weißt nicht, welches Rettungsmittel du anwenden sollst, aber du kennst einen geschickten Arzt, der schon vieler Menschen Leben rettete — suche ihn auf und bitte um seinen Beystand!

Nur in folgenden Fällen kannst du dich ganz, auch ohne thätig zu seyn, beruhigen; wenn du weißt, daß deine Kräfte nicht vermögend sind, ein widriges Schicksal abzuändern, oder daß du dazu nicht verpflichtet bist, oder — wenn du gethan hast, was du konntest. So beruhigt sich der Freund, bey der Nachricht, daß sein Freund, der von ihm entfernt lebte, die Erde verlassen habe, der verständige Handwerksmann bey dem Ausbruche des Kriegs; der Vater, der that, was er nach seinen Einsichten und Kräften thun konnte, um seines Kindes Leben zu retten, wenn seine Bemühung fruchtlos ist.

Was von den gegenwärtigen widrigen Schicksalen gilt, das gilt auch von den künftigen. Die Furcht vor denselben mußt du durch den Glauben an die alles leitende Güte und Weisheit zu besiegen suchen. Siehst du in der

Ferne

Ferne ein unangenehmes Schickſal, das deiner wartet, ſo erſchrick nicht: der Gott, der dich bisher ſo gut leitete, daß du in deiner ganzen Lebensgeſchichte Spuren ſeiner Weisheit und Güte findeſt, der waltet auch über die Zukunft, und es kann dir nichts begegnen, als was Er zuſchickt, was dir als nützlich iſt. Ueberlege, ob du verbunden, und vermögend biſt, etwas zur Abwendung der bevorſtehenden Widerwärtigkeit zu thun, und — thue es, wenn du dich dazu für verpflichtet und ſtark genug hältſt. Findeſt du z. E. daß deine Hausgenoſſen leichtſinnig mit dem Feuer umgehen, und beſorgeſt deßwegen, daß über lang oder kurz eine Feuersbrunſt dein Eigenthum verwüſten werde: ſo fürchte dich nicht, ſondern – handele! mache ſogleich die wirkſamſten Anſtalten, dieſem Leichtſinne zu ſteuern; biſt du beſorgt, dein Kind möchte verführet werden: ſo präge ihm deſto eifriger Grundſätze ein, die es dafür bewahren können, und ſuche, wo möglich, es von Perſonen zu entfernen, die ihm gefährlich ſind.

Biſt du aber weder verpflichtet noch vermögend, etwas zur Abwendung eines beſorgten widrigen Schickſals zu thun: nun ſo laß deinen Glauben deſto thätiger ſeyn. Wenn du oft bedenkſt: alles was mir begegnen ſoll, iſt von Gott beſtimmt; was haſt du dann noch zu fürchten? Iſt dir die Widerwärtigkeit wirklich nachtheilig: ſo wird ſie dich gewiß nicht treffen, ſondern durch die Dazwiſchenkunft einer

ganz unerwarteten Begebenheit entfernet werden; ist sie dir aber gut, zu mehrerer Ausbildung und Entwicklung deiner Seelenkräfte nothwendig: so gehe ihr getrost entgegen. So viele widrige Schicksale hast du seit deinem Hierseyn schon überwunden — der jene überwinden half, wird auch diese überwinden helfen.

Bist du ferner überzeugt, daß Gott zu dir rede, oder dich auffordere, etwas zu thun oder zu lassen: so bist du auch, wenn du deine Gemüthsruhe lieb ist, schlechterdings verbunden, die gegebenen Aufforderungen zu befolgen, und durch keine Trägheit noch Schwierigkeit dich davon abhalten zu lassen.

Wer Gottes Stimme nicht vernimmt, hat sich auch keine Vorwürfe zu machen, wenn er sie nicht befolgt. Wie willst du dich aber beruhigen, wenn du sie wirklich hörst, und ihr doch ungehorsam bist? Heute, so ihr des Herrn Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht!

Wirst du also durch deine Lage, oder durch einen besondern Zufall, oder durch einen Menschen, es sey mündlich oder schriftlich, genöthiget, erinnert oder aufgefordert, etwas zu thun, oder gedrungen, gewarnt, durch Befehle bestimmt, von einem gewissen Vorhaben abzustehen: so sey dabey nicht gleichgültig! Gott spricht mit dir! Ueberlege nun sorgfältig, ob diese Stimme zur Uebung, oder zur Befolgung an dich ergehe, das heißt: ob du wirklich

ver-

verpflichtet bist, oder dein Gewissen dir erlaubt, den Schritt zu thun, zu welchem du aufgefordert wirst, und ob du dazu die nöthigen Einsichten und Kräfte habest. Im leztern Falle gehorche! sollte es auch mit vieler Aufopferung geschehen müssen. Es ist unmöglich, sich Gottes freuen zu können, so lange man seinen Willen, den man wirklich vernommen hat, nicht befolgt.

Dieß sey genug von der Möglichkeit, Gott handeln zu sehen, und ihn sprechen zu hören. Nun noch etwas von der Möglichkeit, mit ihm zu reden, und der Seligkeit, die daraus entspringt. An Die Möglichkeit hat man zu allen Zeiten geglaubt. Woher rührten sonst die Gebete, die man bey allen kultivirten Völkern antrifft? Aber die Wirksamkeit des Gebets wird in den neuern Zeiten von vielen, vielleicht mit Recht, bezweifelt?

Wenn man durch Gebet das versteht, was es freylich in den Augen der mehresten Menschen ist, eine Anrede an Gott, wodurch man ihn zu bewegen sucht, daß er unsere Schicksale nach unserm Willen lenke: so begreife ich nicht, was ein solches Gebet wirken soll. Wenn es gewiß ist, daß Gottes Weisheit und Güte die Welt regiere, wie kann man ihr denn zumuthen, daß sie sich nach unsern Wünschen richten soll? Entweder unsere Wünsche sind der göttlichen Weisheit und Güte gemäß, oder nicht. Im erstern Falle werden sie erfüllet werden, ohne unser Gebet, im leztern Falle kann man nicht erwarten,

warten, daß Gott durch das Gebet sich werde bewegen lassen, unweise und ungütig zu handeln.

Solche Gebete sind nicht nur vergeblich, sondern wirklich schädlich, indem sie gegen Gott mistrauisch machen. Wenn man nun Jahre lang um etwas bittet, und es hilft doch nichts, die Sachen gehen immer ihren Gang fort, wie kann man von Gott noch glauben, daß er Gebet erhöre?

Es giebt aber noch ein anderes Gebet, dessen wohlthätige Wirkungen unleugbar sind. Dieß besteht in einem lebhaften Andenken an Gott. Die Vorstellung von der Gegenwart eines Wesens, das allgütig und allweise ist, das alles, was um uns ist, hervorbrachte, das alle Wirkungen der Natur lenkt, das auch mich kennt, mich hervorbrachte, mir so viele Beweise seiner Güte durch meine Bildung, meine Erziehung, die weise Verbindung meiner Schicksale gab, hat so etwas Anziehendes, daß man sie gern unterhält, daß sie leicht eine große Lebhaftigkeit bekommt, und auf eine Zeitlang die Aufmerksamkeit von dem Sichtbaren abzieht. Bisweilen geht sie in Worte über, aber dieß ist nicht immer nothwendig. Ists wahr, daß Gott alles weiß: so weiß er auch unsere Gedanken, und in so fern kann man gewiß seyn, daß man mit Gott spreche, oder daß er unsere Gedanken vernehme, wenn man recht lebhaft an ihn denkt. Dieß lebhafte Andenken wird auch Wünsche erzeugen, aber gewiß nicht

solche, die sich auf die Abänderung unserer Schicksale beziehen. Wie kann man da, wenn man an Gott lebhaft denkt, sich richtige Vorstellungen von ihm macht; wenn man bedenkt, daß er alles regiert, alles mit Weisheit und Güte regiert; wie kann man da so kühn seyn, von ihm zu verlangen, daß er seine Regierung nach unsern Wünschen einrichten soll? Die durch ein solches Gebet erzeugten Wünsche werden sich blos auf uns beziehen: daß wir uns ganz an Gott ergeben, ganz seinen Willen thun, jedes Schicksal, das uns trifft, mit Dank annehmen, unsere uns aufgetragenen Geschäffte mit möglichster Treue erfüllen möchten.

Hier ist ein solches Gebet, wie es ganz natürlich in einem Menschen entstehen muß, der seine Gedanken auf Gott richtet. Ich stelle mir ihn vor, wie er noch einmal nach dem gestirnten Himmel blickt, ehe er in seine Ruhekammer geht. „Gott! denkt er, wie groß bist du! zahllos sind die Sterne, die ich hier erblicke — jeder ein Weltkörper — viele sind Sonnen, die andern Körpern Licht und Wärme mittheilen, so wie unsere Sonne der Erde, wo so viele Millionen leben! — Dort auf jenen glänzenden Punkten ist gewiß auch Leben — gewiß! Denn warum sollten du alles Leben blos auf dieser Erde zusammengedrängt haben? — Das alles ist dein Werk; das alles steht unter deiner Aufsicht. Und doch, Allvater! bey dem zahllosen Heere deiner Werke, bemerkst du auch mich! Vor einigen Jahren war ich noch nicht, dann entstand

ich,

ich, empfieng den Körper, über dessen weise Zusammensetzung ich noch immer erstaunen muß, kam auf der Erde an, sahe, hörete, empfand, was um mich her vorgieng, wurde nach und nach meiner bewußt und lernte viel, lernte auch dich kennen, mein Vater! Wie viele Freuden hast du mir bescheret! aus wie vielen Gefahren mich errettet! wie viele Leiden mir zugeschickt, von denen ich nun einsehe, daß sie mir sehr wohlthätig waren! Möchte ich dich doch nie vergessen! möchte das Andenken an dich mich doch nie verlassen! möchte ich doch nie unwillig werden, wenn Widerwärtigkeiten mich treffen, da ich so ganz gewiß überzeugt bin, daß sie von dir kommen und wohlthätige Absichten haben. Möchte ich doch die Kräfte, die du mir gabst, stets nach deinem Willen anwenden, und die Geschäfte, die du mir auftrugst, auch dann, wann sie mir mühsam werden, recht treu ausrichten, und durch meine Thätigkeit auch etwas beytragen zum Besten der Welt, in welcher du mich so viel Gutes hast genießen lassen!"

Daß ein solches Gebet für die menschliche Seele die wohlthätigsten Wirkungen haben müsse, ist leicht zu begreifen. Alle diejenigen, die auf diese Art beteten, werden sie empfunden haben.

Ist es nicht wahr, Freund! in dem Zeitpunkte, da du auf diese Art betetest, hattest du das seligste Gefühl? Du glaubtest bey Gott zu seyn, alle deine Seelenkräfte wurden erhöhet,

du sahest deutlich ein vieles, was dir sonst dunkel war; fühltest Kraft, Mittel zu suchen, dich aus Verlegenheiten zu retten, in welche du dir sonst nicht zu helfen wußtest; warst über allen Unmuth erhoben; empfandest Muth, jeder Gefahr zu trotzen und herzlichen Eifer, in deinen Geschäften die möglichste Treue zu beweisen; kurz du hattest in diesem Zeitpunkte den — Himmel auf Erden.

Wäre es möglich, sich Gott und unser Verhältniß gegen ihn immer so lebhaft, wie in dem Zeitpunkte einer solchen Anbetung, zu denken: so würden wir gewiß einen so hohen Grad von Seligkeit genießen, als man in der Ewigkeit erwartet.

Dieß ist denn aber freylich nicht möglich, und ein jeder wird auch wohl zugestehen müssen, daß es nicht immer in seinen Kräften stehe, seiner Seele die zu einem solchen Gebete nöthige Stimmung zu geben. Unterdessen beweisen doch diese Empfindungen, die gewiß mehrere Leser werden gehabt haben, daß man zu gewissen Zeiten im eigentlichen Verstande den Himmel auf Erden haben kann. Auch ist es gewiß, daß, nach geendigter Anbetung, die gute Wirkung davon noch eine Zeitlang empfindbar bleibt. Man fühlt sich veredelt, ist uneigennütziger, großmüthiger, entschlossner, muthiger, standhafter, duldsamer, in seinen Geschäften fleißiger.

Sollten wir alſo nicht den Himmel auf Erden haben können, wenn wir Gott allenthalben wirken ſehen, ſeine Stimme hören, und mit ihm ſprechen können?

Drit-

Drittes Buch.

Von der Seeligkeit, die aus der Betrachtung der Werke Gottes entspringt.

Daß nach unserm Abschiede von der Erde eine große Seeligkeit für uns aus der Betrachtung der Werke Gottes entspringen werde, das glauben wir und freuen uns darauf; bedenken aber nicht, daß wir diese Seeligkeit jetzo schon haben können. Wir gleichen einer gewissen Art Leute, die mit Entzücken die Beschreibung von den Produkten fremder Länder, die sie noch nicht gesehen haben, anhören und gegen alle die Güter, die das Land, in dem sie leben hervorbringt, gleichgültig sind. Warum wollen wir den Genuß dieser Seeligkeit bis nach unserm Abschiede von der Erde verspaaren? Wir sind ja jetzo schon allenthalben mit Werken Gottes umgeben. Wenn wir die Seeligkeit, die sie uns verschaffen können, nicht genießen: so liegt der Grund davon blos darinn, daß wir sie nicht betrachten. Aus was für einem Grunde können wir denn aber hoffen, daß wir künftig die Werke Gottes betrachten werden, wenn wir uns jetzo nicht dazu gewöhnen? Werden sie uns vielleicht ohne

Be-

Betrachtung künftig mehr Seeligkeit verschaffen, als jetzo?

Betrachte also die Werke Gottes, und du wirst dir eine neue Quelle der Seeligkeit eröffnen!

Also, wird man mir einwenden, muß man die himmlische Seeligkeit vorzüglich bey den größten Naturforschern suchen? Stimmt hiermit wohl die Erfahrung überein: Freylich nicht. Und die Ursache, warum nicht alle Naturforscher die himmlische Seeligkeit genießen, ist zwiefach. Erstlich, weil ihnen oft die Haupteigenschaften fehlen, die uns des Genusses der Seeligkeit fähig machen: Erfüllung der Pflichten und Umgang mit Gott; zweytens, weil es Naturforscher giebt, die in ihrem Leben kein Werk Gottes betrachtet haben. Es ist ganz etwas anders, den Bau des menschlichen Körpers bis zu seinen subtilsten Theilchen untersuchen, den Lauf der Himmelskörper beobachten und berechnen, die Merkmale aufsuchen, wodurch die Pflanzenarten sich von einander unterscheiden; ein anderes, in allem diesem die weisen Absichten des Schöpfers aufsuchen, in allem, was ist, die Güte und Weisheit des Schöpfers bemerken. Jenes ist Studium der Natur, dieses nur ist Betrachtung der Werke Gottes. Jenes verschafft mannichfaltige Kenntnisse, dieses führt zur Ruhe und Seeligkeit.

Wenn wir in unserer Jugend gefragt wurden: welches sind denn die vorzüglichsten Wer-

Gottes: so pflegten wir zu antworten: die Engel.

Wir freuen uns daher auch darauf, daß wir dereinst mit den Engeln Bekanntschaft haben werden. Allein auch auf der Erde können wir schon zu dieser Bekanntschaft gelangen.

Lesen wir denn nicht in der Bibel, daß ehedem den Menschen oft Engel erschienen sind, und sie aus den größten Verlegenheiten gerettet haben? Wenn Hagar im Begriff war, das Haus ihres Herrn zu verlassen, so wurde sie durch einen Engel erinnert, zurückzukehren; wann sie ein andermal in Gefahr war, mit ihrem Sohne zu verschmachten, so wurde ihr durch einen Engel ein Brunnen gezeigt. Wer waren denn diese Engel? Ohne Zweifel Personen, die die damals lebenden Menschen für Abgesandte Gottes hielten. Daß diese Personen, in vielen Fällen weiter nichts, als gute gefällige Menschen waren, ist wohl nicht zu leugnen. Vielleicht waren alle Engel, die sonst die Menschen retteten, solche Menschen, die man wegen ihres Muthes, ihrer Gefälligkeit und des Guten, das sie wirkten, als göttliche Gesandten ansahe.

Sobald wir uns also daran gewöhnen, die Menschen, die uns Gutes thun, als Gottes Gesandte zu betrachten, so finden wir wieder Engel auf Erden; und wenn wir annehmen, daß auch Menschen, die ungefällig und lieblos sind, uns kränken und zu verderben suchen,

Abgesandten Gottes sind: so sehen wir uns sogleich mit lauter Engeln umgeben.

Man urtheile nicht zu voreilig, und nenne diese Vorstellungsart Schwärmerey. Wenn sie wahr ist, und dieß ist sie, wie kann sie Schwärmerey seyn?

Was nach Gottes Willen wirkt, das kann als ein Diener, als ein Abgesandter Gottes betrachtet werden. Man wird es daher nicht unschicklich finden, wenn man den Wind, der, nach Gottes Willen, bald die Luft von Dünsten reinigt, bald sie herbeyführt und zu Wolken vereinigt, einen Diener Gottes nennt. Warum denn nicht auch die Menschen? Sind denn diese nicht unter der Herrschaft Gottes? Kann man glauben, daß Gott die Welt regiere, und leugnen, daß die Handlungen der Menschen, die immer einen so großen sichtbaren Einfluß auf die Weltbegebenheiten haben, unter seiner Leitung stehen?

Es giebt allerdings vollkommnere Wesen, als die Menschen sind: denn wie können wir glauben, daß Gott an uns, die wir immer die Eingeschränktheit unserer Kräfte und Einsichten fühlen, seine Weisheit und Kraft erschöpft habe, und nichts vollkommneres von ihm sey hervorgebracht worden! Sollten denn die zahllosen Weltkörper, die uns Gott in einer jeden heitern Nacht zur Betrachtung darstellet, unbewohnt, sollte darinne nichts vollkommneres, als wir, zu finden seyn? Aber da wir ihre Natur nicht genau kennen, so können sie auch

im Himmel auf Erden kein Gegenstand unserer Betrachtung seyn.

Desto aufmerksamer laßt uns auf die sichtbaren Engel seyn, mit welchen wir uns täglich umgeben sehen.

Sobald wir uns dazu gewöhnen, in jedem Menschen einen Gesandten Gottes zu erblicken: so erscheint uns die Welt in einem ganz andern Lichte; so wie dem verirrten Wanderer, der eine ängstliche Nacht in einem Walde durchwachte, wo alles, was ihn umgab, ihm Grausen verursachte, wenn die Sonne aufgeht, und ihm die mannichfaltigen Schönheiten des Waldes sichtbar macht.

Denke dich jetzo, mein Leser, auf irgend einen Planeten, wo eine Menge Geister von Gott bestimmt wären, dir zu dienen, deine Wünsche zu erfüllen, deine Bedürfnisse herbeyzuschaffen, bey deinen Arbeiten dir beyzustehen, dich zu warnen, zu belehren, zu ermuntern; ists nicht wahr, ein solcher Planet dünkt dir der Himmel zu seyn?

Und dieser Planet ist die Erde, wo du dich jetzo aufhältst. Hier bist du mit lauter Geistern umgeben, die auf Gottes Verordnung dein Wohl besorgen. Sie sind zwar sichtbar, sie sind in einen Körper gehüllet; was schadet dieß aber, wenn sie dir eben die Dienste thun, die du von unsichtbaren Wesen erwartest?

Sobald wir uns von den Menschen solche Vorstellungen machen, bekommen alle ihre Arbeiten einen großen Werth, und ihr Anblick ist

Stoff zur Freude und Seeligkeit, und wir müssen uns selbst darüber wundern, wie wir bisher dagegen so fühllos seyn konnten.

Indem ich dieß schreibe, sitze ich in einem ganz gewöhnlichen, höchst einfach meublirten Zimmer, das mir gleichgültig ist, so lange ich die Dinge, die mich umgeben, nur ansehe, ohne zu bedenken, woher sie kommen. Sobald ich dieß aber thue, und mir vorstelle, wie viele hundert Menschen für mich arbeiten mußten, um alles, was um mich ist, hervorzubringen, daß sie alle nach Gottes Willen und Anordnung für mich arbeiteten: so wird mein Geist heiter, und alles bekommt in meinen Augen einen höhern Werth.

Einst sahe ich dieß Zimmer entstehen, sahe Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Tüncher, Glaser, Schmidt und Schlosser in Thätigkeit, um mir einen Platz zu bereiten, wo ich in Ruhe wohnen, wirken und meines Daseyns mich freuen könnte. Es ist jetzo Nacht, aber doch ist mein Zimmer erleuchtet. Zwey Leuchter stehen vor mir, auf welchen zwey Kerzen brennen. Vor meinem Zimmer heult der Nordwind und ich sitze warm. Wie vieler Menschen Hände mußten arbeiten, um die Erze aus den Tiefen der Erde herbeyzuschaffen, aus welchen mein Ofen und meine Leuchter bereitet sind! Wie viele, um sie zu schmelzen und in die Form zu bringen, die sie jetzo haben! Auch zu Hervorbringung der Kerzen, bey deren Schein ich arbeite, waren mehrere Menschen nöthig. Wem

dank

dank ich die wohlthätige Wärme, die mich umgiebt? Dort auf jenem Berge waren Menschen geschäfftig, das Holz zu fällen, mit Instrumenten, die auch durch Menschen verfertigt waren. Menschen schafften es auf meinen Hof, andere spalteten es, und ein treuer Diener sorgt dafür, daß in meinem Ofen Feuer erhalten werde.

Ich sitze auf einem Stuhle, schreibe an einem Tische, mit Dinte, aus einem Dintenfasse, vermittelst einer Feder, auf Papier. Um mich liegen Briefe und einige Bücher. Nichts ungewöhnliches, nichts was man nicht in den mehresten Zimmern fände. Und doch — wie viele Menschen waren thätig, mir dieß alles zu verschaffen, meinen Stuhl, meinen Tisch zu verfertigen, die Materialien zu meiner Dinte aus Arabien, Syrien und entfernten Gegenden Deutschlands zusammen zu bringen, das Metall herbeyzuschaffen und zu schmelzen, aus dem mein Dintenfaß besteht! die Materialien zum Papier zusammen zu bringen, und daraus Papier zu verfertigen! Wie geschäfftig waren Tag und Nacht viele mir ganz unbekannte Menschen, um mir diese Briefe zu überbringen, in denen meine entfernten Freunde mir ihre Gedanken und Wünsche ausdrücken! Und diese Bücher, durch die mich Menschen, die zum Theil längst von der Erde gegangen sind, unterrichten und belehren — zu deren Ausfertigung sich Setzer, Drucker, Corrector, Papiermüller, Buchbinder vereinigten — an wie vieler Menschen Thätigkeit erinnern sie mich!

Ich

Ich muß hier, um nicht zu weitläufig zu werden, aufhören; sonst müßte ich auch noch von dem Spiegel, den Landcharten, den Kupferstichen und vielen andern Dingen sprechen, die mein Vergnügen, meine Bequemlichkeit befördern, und die ich alle dem menschlichen Fleiße zu danken habe.

Es betrachte doch nur jeder Leser sein eignes Zimmer mit dem was drinne ist, und sage, ob er nicht ebenfalls Erinnerungen an eine Menge Menschen bemerkt, die für ihn arbeiteten!

Wenn ich nun das Wort Menschen ausstreichen und dafür Engel setzen, wenn ich schreiben wollte: Engel baueten mein Zimmer — Engel versahen es mit Licht und Wärme — Engel brachten mir Briefe — fertigten für mich Bücher aus u. s. w. so würde jedermann zugestehen, daß ich im Himmel sey. Warum ist man denn fühllos, wenn alles dieß durch Menschen geschieht? Sind sie nicht auch Geister? arbeiten sie nicht auch nach Gottes Verordnung?

Da traten die Engel zu ihm und dieneten ihm!

Diese Worte erregen immer eine sehr hohe Vorstellung von dem Zustande dessen, der durch Engel bedient wurde. Und du, der du dieses leseſt, vergißt, daß du dich täglich in diesem Zustande befindeſt. Betrachte deine Wohnung, deine Kleidung, deine Nahrungsmittel, deine Werkzeuge, deine täglichen Bedürfnisse, und frage dich selbst: woher habe ich dieß alles? Wenn du dann gestehen mußt, daß dir dieß al-

des Menschen verschafften, die nach Gottes Verordnung für dich arbeiteten; dann wirst du es nicht übertrieben finden, wenn ich auch von dir sage: die Engel traten zu ihm und dieneten ihm!

Die Erscheinung eines Engels ist immer als eine merkwürdige erfreuliche Begebenheit angesehen worden, und wir preisen die Personen selig, die derselben gewürdiget wurden. Gewöhnten wir uns dazu, in jedem Menschen einen Gesandten Gottes zu sehen: so könnten wir diese Seligkeit beständig genießen, unsere Augen würden geöffnet werden, und wir würden eine Menge angenehme Scenen erblicken, die uns sonst verborgen waren.

Dann würden wir jedem Menschen, der in unser Zimmer tritt, herzlicher als sonst in die Augen blicken und forschen, ob er etwa besondere Aufträge an uns habe; wir würden ihn liebreich empfangen, uns nach der Absicht seiner Gegenwart erkundigen, und dann manche Belehrung bekommen, zu mancher guten Entschliessung bestimmt werden. Dann würden wir auf unsern Reisen und Spaziergängen nicht mehr fühllos vor jedem, der uns begegnet, vorüber gehen; freundlich würden wir ihn grüßen, und ihn zu einem Gespräch zu leiten suchen, und dann oft Gelegenheit zum Lehren und Lernen finden. Dem Armen, der uns um Almosen anspricht, würden wir nicht so kalt, wie gewöhnlich, eine kleine Scheidemünze zuwerfen, um ihn zum Schweigen zu bringen; sein Bitten

würde uns Gottes Stimme seyn, und wir würden uns nicht schämen, uns mit ihm zu unterhalten, uns nach den Ursachen seiner Armuth zu erkundigen, um zu erfahren, in wie fern wir ihm nützlich seyn könnten, und er unsere Unterstützung verdiene.

Hellmuth mag uns die Freuden schildern, die für ihn diese Art, sich gegen die Menschen zu vertragen, verschaffet hat.

Einst, sagte er, schätzte ich die Menschen gering, und suchte sie nicht eher auf, als wenn ich derselben bedurfte. Jeder, der ungerufen auf mein Zimmer trat, zumal wann ich beschäftigt war, war mir lästig, ich empfieng ihn kalt, und suchte mir seine Gesellschaft auf das baldigste zu entledigen. Mußte ich Geld zahlen, so geschah es immer mit Unwillen, und wann mir ein Mensch begegnete: so war ein kalter Gruß alles, was er von mir erhielt.

Dieß Betragen hatte für mich sehr unangenehme Folgen. Ich verschloß mich in mich selbst, wurde selbstsüchtig, untheilnehmend, blieb mit der Welt unbekannt, nährte schwermüthige Gedanken, und einen heimlichen Unwillen gegen mein Geschlecht.

Endlich wurde ich, durch einen besondern Zufall aus meiner Fühllosigkeit geweckt. Ich machte eine Fußreise, und sahe, als ich eine Meile gegangen war, ein Paar Pferde, mit einer Chaise, in welcher ein Mensch saß, der um Hülfe schrie, zügellos gesprengt kommen. Die augenscheinliche Todesgefahr, in welcher sich die-

dieser Mensch befand, sein klägliches Schreyen, machte doch auf mich Eindruck. Ich stellte mich an den Weg, war so glücklich die wildgewordenen Pferde aufzuhalten, und einem Unbekannten das Leben zu retten.

Dieser sprang sogleich aus der Chaise, schloß mich in seine Arme, und sagte: guter Mann! Sie sind ein Engel, den Gott zu meiner Rettung gesandt hat.

Dieß machte auf mich tiefen Eindruck. Ich fühlte die Wichtigkeit des Namens Engel, fühlte auch, daß ich ihn verdiene. Er erkundigte sich, wohin ich gienge: und, da er erfuhr, daß wir nach Einem Orte reisten, nöthigte er mich, mich zu ihm in die Chaise zu setzen, und mit ihm in einem Quartiere zu übernachten.

Es gelang ihm, mich zu einem Gespräche zu bewegen, welches mir ungemein viele Unterhaltung verschaffte. Unter andern bekam ich durch ihn auch Nachricht von einem Freunde, den ich für todt hielt; weil ich seit vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört hatte.

Da ich den andern Tag von ihm schied und meine Reise weiter fortsetzte, hatte sich die Benennung Engel, die er mir beylegte, so tief bey mir eingedrückt, daß ich darüber beständig nachdachte, und zu der Ueberzeugung kam, daß jeder Mensch ein Engel, eine unter Gottes Leitung handelnde Person sey, die uns also, wenn sie in unsern Wirkungskreis kommt, nie ganz gleichgültig seyn dürfe.

Von dieser Zeit an fieng ich an, die Menschen

schen werther zu schätzen und mich mit ihnen mehr zu unterhalten. Jedem sehe ich herzlich in die Augen und erwarte von ihm Aufträge an mich. Wie viel habe ich dabey gewonnen! Wie vielen Reiz hat seit dieser Zeit der Wohnsitz der Menschen, die Erde, für mich bekommen! Selten ist ein Mensch von mir geschieden, von dem ich nicht wenigstens etwas gelernt, der nicht zu meiner Beruhigung oder zur Erfüllung einer Pflicht einige Veranlassung gegeben hätte.

Ein Bauer, mit dem ich mich einst, als ich ihm sein Geld für den gelieferten Weizen hingezahlt hatte, in ein Gespräch einließ, lehrte mich einen Platz kennen, wo Torf sich zeigte, den ich in der Folge stechen ließ, und den ich noch jetzo zur Treibung meiner Fabrik mit großem Vortheile gebrauche. — Ein Hirte zeigte mir eine Quelle, die ich in meine Fabrik leiten ließ, und die mir jetzo ungemein nutzbar ist. — Durch einen abgedankten Soldaten, dem ich ein Almosen reichte, wurde ich auf eine Gegend aufmerksam gemacht, wo die Waaren, die ich verfertigen lasse, gesucht werden, und wohin ich noch immer starke Versendungen mache. — Ein Reisender, mit dem ich einmal in einem Gasthofe zusammentraf, und der mit schwermüthigem Gesichte mit mir frühstückte, entdeckte mir, als ich mich nach der Ursache seiner Schwermuth erkundigte: daß durch seine Freymüthigkeit, mit welcher er über gewisse Personen und politische

An-

Angelegenheiten in den Briefen an ſeinen beſten Freund geurtheilt hatte, ihm ſeine Gemüthsruhe ſey geraubt worden. Dieſer Freund ſey geſtorben, und ſeine Briefe von ihm wären nun in die Hände eines Menſchen gekommen, der ſein Feind ſey, und der dieſelbe itzo dazu gebrauche, ihm allenthalben Feinde zu machen, den Fürſten gegen ihn einzunehmen, und ihn wahrſcheinlich um ſein Amt bringen werde. Ich hörte dem Fremden aufmerkſam zu, und glaubte aus ſeinem Munde eine göttliche Warnung zu vernehmen, in meinen Briefen, vorſichtiger zu ſeyn. Eine Warnung, die ich noch immer befolge, und die mir gewiß vielen Verdruß erſparet hat.

Durch die Geſpräche, die ich faſt täglich mit Menſchen aus allerley Ständen gehalten habe, habe ich mehr Menſchenkenntniß gelernt, als ich in Büchern fand. Gar oft, wenn es mir gelang, ihnen Zutrauen gegen mich einzuflößen, und ſie dadurch bewog, mir ihre Lebensgeſchichte ohne Zurückhaltung zu erzählen, wurde ich in meinem Vertrauen auf Gottes Führungen beſtärkt.

Von dem Miniſter v. R., der durch die Thätigkeit und Ordnung, mit welcher er die wichtigſten und mannichfaltigſten Geſchäfte betreibt, bekannt iſt, gieng ich nie zurück, ohne neuen Muth und neue Kraft zu meinen Arbeiten zu fühlen. — Kinder haben mich zum Erzieher gebildet, indem der herzliche Umgang mit ihnen mich mit ihrem Charakter bekannt mach-

machte, und auf die Mittel hinwieß, durch welche er am beſten kann gelenkt und veredelt werden. Ein Knabe, der mir einmal ein Dutzend zinnerne Teller zum Verkaufe anbot, und den ich nach der Urſache dieſes Verkaufs umſtändlich befragte, machte mich mit einer ſehr rechtſchaffenen Familie bekannt, die unter dem größten Elende der Verzweiflung nahe war. Ich hielt ihn für einen Engel, der mir den göttlichen Auftrag überbrachte, dieſe Familie zu retten. Ich befolgte dieſen Auftrag und rettete ſie. Einem rechtſchaffenen Vater erhielt ich das Leben, ſein troſtloſes Weib riß ich aus ihren Sorgen, und ſetzte beyde in den Stand, ihre Haushaltung und die Erziehung ihrer vier Kinder fortzuſetzen.

Ein Mann, der auf Krücken zu meinem Hauſe kam, und mir erzählen mußte, wie er ſeine Füße verloh:en hätte, und mich überzeugte, daß blos Unwiſſenheit, erfrorne Glieder zu behandlen, ihn um ſeine Füße gebracht habe: brachten mich auf den Entſchluß, einige Volksſchriften unter die hieſige Schuljugend vertheilen zu laſſen, durch welche gar viele Menſchen vernünftiger geworden ſind.

Dieß alles hätte ich nicht gelernt, dieß alles hätte ich nicht gethan, wenn ich weniger aufmerkſam auf die Menſchen geweſen wäre, und mich nicht gewöhnt hätte, in jedem einen Geſandten Gottes zu ſehen.

Dieſe Vorſtellung mindert auch das Unangenehme, welches faſt immer die Verordnun-

gen und Befehle unſerer Vorgeſetzten für uns haben. Gewöhnlich iſt es uns läſtig, wenn andere Menſchen uns vorſchreiben wollen, wie wir handeln ſollen, und uns die Verbindlichkeit auflegen, einen Theil von dem, was wir durch Fleiß erwarben, an ſie abzugeben. Wer wird aber Gottes Verordnungen läſtig finden? wer wird ſich weigern, ihm zu opfern, was er von ihm fordert? Sobald wir uns gewöhnen, in unſern Vorgeſetzten Abgeordnete Gottes zu erblicken, ſo erhalten wir von ihnen nicht mehr menſchliche, ſondern göttliche Verordnungen, die wir, wenn wir anders geneigt ſind, die Pflichten gegen Gott zu erfüllen, gewiß gern befolgen werden, wenn ſie auch noch ſo läſtig wären.

Freylich muß unſer Gewiſſen ſtets der Ausleger dieſer Verordnungen ſeyn. Nicht alle Verordnungen, Aufforderungen, Anſchläge, die durch Menſchen an uns ergehen, wenn wir ſie, da der Menſch Gottes Werkzeug iſt, auch gleich als göttlich anſehen müſſen, ſollen wir befolgen. Viele ergehen an uns, um uns zu verſuchen, oder uns zu üben. Verordnungen, die wir, ohne Verletzung unſerer Pflichten, nicht befolgen können, ſind Verſuchungen, die uns reizen ſollen, zu überlegen, wie wir ihnen ausweichen können, oder, wenn dieß nicht möglich iſt, uns auffordern, um der Pflicht willen zu leiden, und uns ſo in der Geduld, Sanftmuth und Selbſtverleugnung zu üben; Verordnungen, die unſere Freyheit zu ſehr beſchränken,

ſollen uns reizen, Mittel zu ſuchen, durch welche wir, ohne unſere Pflichten zu verletzen, unſere Vorgeſetzten beſtimmen können, dieſe Verordnungen abzuändern. Derjenige, dem es ein Ernſt iſt, ſeine Pflichten zu erfüllen, und Gottes Willen zu befolgen, wenn er durch dergleichen Verordnungen auch gleich oft in Verlegenheit geſetzt wird, wird doch immer den Weg finden, den er zu gehen hat.

Herr von X wurde in ſeiner frühen Jugend von ſeinem Vater zum Soldatenſtande beſtimmt, und trat in denſelben aus kindlichem Gehorſam. Einige Jahre war er mehr Maſchine als Menſch, und that ſeine Schuldigkeit, durch den äuſſern Druck beſtimmt, und durch das Beyſpiel anderer geleitet. Seit dem er aber angefangen hat nachzudenken, iſt ihm ſein Stand weniger läſtig geworden, und er würde in demſelben eben ſo mißvergnügt leben, wie viele ſeiner Cameraden, wenn er nicht zu der Ueberzeugung gekommen wäre, daß Gott ihn in dieſe Verbindung geſetzt habe, und daß er alſo die Befehle und Verordnungen, die er bekommt, als göttlich anſehen müſſe. Die Ueberzeugung erhält ihn aber immer heiter, und ſtärkt ſeinen Muth, wenn dieſer bisweilen ſinken will. Meinen Vater, denkt er, habe ich mir nicht ſelbſt gewählt, Gott hat ihn mir gegeben. An ihn war ich von Gott gewieſen, und demſelben zu gehorchen war meine Pflicht. Ich befolgte alſo Gottes Willen, da ich in einen Stand trat, in dem die ſtrengſte Subordination herrſcht. Befolge ich alſo

die

die Befehle meiner Vorgesetzten: so erfülle ich den Willen dessen, der mich ihnen unterworfen hat.

Bey dem geringen Solde, den er erhält, muß er sich äusserst einschränken, dem Vergnügen des Ehestandes muß er, vermöge seiner Lage, entsagen, seine Wirksamkeit ist gehemmt, da er ganz von dem Willen seiner Vorgesetzten abhängt. Diesem allen unterwirft er sich aber willig, weil er überzeugt ist: es ist Gottes Wille, der mich jetzo in Brechung meiner Begierden üben will.

Durch diese Ueberzeugung ist er in einem Stande, wo so viele verderbt werden, veredelt und zu einem Manne gebildet worden, der wegen der ungewöhnlichen Kraft, die süßesten Begierden zu brechen, und sich fast alles, was andern werth ist, zu versagen, als Muster verdient aufgestellt zu werden. In der Befolgung jeder Ordre, die nicht gegen sein Gewissen ist, ist er äusserst pünktlich, und wenn die Trommel weckt, und ihm ruft sich den Schlaf zu versagen, der jetzo seine Mitbürger erquickt, so folgt er willig: weil er glaubt, Gott rufe ihn, und der Gedanke, daß er jetzo aus Ergebenheit gegen Gott sich den Schlaf versage, macht ihm Freude. Im Kriege kennt er keine Furcht, und hat schon mehreremale Batterien erstiegen, wo alles zu seinem und seiner Cameraden Verderben zugerüstet war, ohne zaghaft zu werden. Der Glaube, daß Gott ihn dahin rufe, ließ keine Furcht bey ihm aufkommen. So

pünktlich er in Vollziehung jedes Befehls ist, gegen welchen sein Gewissen nichts einzuwenden hat, so unfolgsam ist er gegen solche, die sein Gewissen misbilligt. Wenn Befehl zur Plünderung gegeben wird: so bricht er, nebst ein Paar Soldaten, die er gebildet hat, auch ein, aber nicht um zu rauben, sondern um die Eigenthümer des Hauses zu vertheidigen. Er läßt keinen Soldaten eindringen, indem er darauf besteht, die Beute dieses Hauses gehöre ihm zu. Dann geht er fort und bittet die Eigenthümer um Verzeihung wegen des Schreckens, das er ihnen durch seine Gegenwart verursacht habe.

Einst wurde bey einer Attaque der Befehl gegeben, daß dem Feinde, der wegen seines unmenschlichen Betragens, allgemeinen Unwillen erregt hatte, kein Pardon gegeben werden solle. Er fühlte sogleich das Ungerechte dieses Befehls, griff an, und rief seinen Leuten zu: wir geben Pardon. Bald gelang es ihm, einen Trupp Feinde zu umzingeln, der sogleich seine Gewehre wegwarf und um sein Leben bat. Er hielt seinen Degen über sie, und befahl seinen Leuten ihrer zu schonen. Nach erfochtenem Siege führte er seine Gefangenen seinem Befehlshaber zu, und sagte freymüthig: bis jetzo befolgte ich ihre Befehle pünktlich, dieß wissen Sie: den gegenwärtigen, keinem Feinde Pardon zu geben, konnte ich nicht befolgen, weil es mein Gewissen nicht erlaubte.

Ich

Ich bin in ihrer Gewalt, und unterwerfe mich ihrem Urtheile.

Die Freymüthigkeit, mit welcher er dieß sagte, setzte den Befehlshaber in Verlegenheit. Nach einigem Besinnen sagte er: als Mensch haben Sie Recht gethan, als Soldat Strafe verdient, Sie sind acht Tage Arrestant.

Kaltblütig lieferte er seinen Degen ab, gieng ruhig an den Platz, der ihm zu seinem Arreste angewiesen wurde, und genoß in demselben sehr freudige Stunden, die ihm der Glaube verschaffte, daß er jetzo um des Guten willen nach Gottes Verordnung, leide.

So hat sich Herr von X. in einer äußerst eingeschränkten Lage den Himmel auf Erden geschaffen. Zwar hegt er oft den Wunsch, seine Lage zu verändern, und in eine andere zu treten, wo er mehr Wirksamkeit und Freyheit haben könne: allein er läßt diesen Wunsch nie so lebhaft werden, daß dadurch seine Gemüthsruhe zerstört werde, weil er gewiß überzeugt ist, Gott werde ihm die Gelegenheit, diesen Wunsch, ohne Verletzung seiner gegenwärtigen Pflichten, zu erfüllen, den Weg zeigen, wann seine Weisheit dieß für gut finde.

Sind wir an die Ueberzeugung gewöhnt, daß die Menschen Engel sind: so müssen wir uns nothwendig auch selbst dafür halten. Welches Gefühl unserer Würde, welche Hochachtung gegen uns selbst wird uns diese Vorstellung einflößen! Wie muß uns dadurch jede Arbeit, die wir für andere übernehmen, ver-

flößt werden! Auch das unangenehmste, mühsamste Geschäfte bekommt einen gewissen Reiz, wenn man an dasselbe mit dem Glauben geht, daß man jetzo einen göttlichen Auftrag an die Menschen besorge.

In welchem vortheilhaften Lichte werden dann dem Vorgesetzten seine Untergebenen erscheinen, wie werth ihm seyn, wenn er von diesem Glauben geleitet wird! wie eifrig wird er seine Pflichten gegen sie erfüllen! Man denke sich jetzo einen Fürsten, der mit dem Gefühl, daß er Schutzengel seiner Unterthanen sey, sich denselben zeigt; einen General, der mit diesem Gefühle vor sein Regiment tritt; einen Fabrikanten, der unter den Leuten steht, die für ihn arbeiten; einen Herrn unter seinem Gesinde; einen Meister unter seinen Gesellen und Lehrlingen; einen Vater unter seinen Kindern; einen Hirten an der Seite des Hirtenknabens! Müssen diese alle sich nicht höchst selig fühlen? werden sie sich wohl der Unterdrückung schuldig machen? wird nicht das Verlangen, der Untergebenen Wohl zu befördern, sie beleben? So sehr man jetzo auch über die Verdorbenheit des Gesindes, und den Verdruß klagt, den es seiner Herrschaft verursacht: so befindet sich doch Chloris, unter Ihrem zahlreichen Gesinde sehr wohl. Wie dieß zugehe? können wir uns erklären, wenn ich eine Herzensergießung hierher setze, die sie einst gegen ihre Schwester hielt, welche sich sehr

über

über die Kränkungen beklagte, welche ihr ihr Gesinde verursache.

Solchen Verdruß, sagte sie, hatte ich sonst auch, er ist aber verschwunden, seitdem ich auf den Gedanken gekommen bin, daß mich Gott zum Engel meines Gesindes verordnet habe, und daß dieses wiederum von ihm angewiesen sey, als Engel mir zu dienen.

Ich bestrebe mich also, an meinem Gesinde alles zu thun, was für dasselbe, nach meiner Meynung, ein Engel thun würde. Meine vorzüglichste Sorgfalt ist auf ihre Veredlung gerichtet; ich suche dasselbe, bey jeder Gelegenheit, zu überzeugen, daß ich es gut mit ihm meyne, benehme meinen Befehlen alles Rauhe, und wenn ich Verordnungen mache, zeige ich ihm die Gründe davon an. Ich suche dasselbe vor lüderlicher Gesellschaft sorgfältig zu bewahren, und unterhalte eine kleine Bibliothek zu seinem Gebrauch. Mit Arbeiten überhäufe ich es nicht, aber daß es die angewiesenen Geschäffte gut und pünktlich verrichte, darüber halte ich strenge; wird etwas versehen, so scheite ich nicht, sondern zeige das Unschickliche dieser Nachlässigkeit, und die unangenehmen Folgen, die sie für meine Haushaltung habe; setze auch hinzu, daß es mir von Gott anvertrauet, und daß es deßwegen meine Pflicht sey darauf strenge zu halten, daß es sich zum Fleisse und zur Ordnung gewöhne, und daß ich es zu verantworten hätte, wenn es bey mir lüderlich würde, und einmal eine schlechte Haushal-

tung führete. Seinen Lohn bekommt es pünktlich; seine Kost ist gesund und reinlich. Wird ein Dienstbote bey mir krank, so lasse ich ihn verpflegen wie ein Kind; will er sich verheyrathen mit einer Person, von welcher ich vermuthen kann, daß sie sein Glück machen werde; so suche ich es zu befördern, und trage mit Vergnügen etwas zur Ausstattung bey.

Ist eine Person so verdorben, daß sie sich durch diese Behandlungsart nicht bessern läßt; so erhält sie ihren Abschied. Dieß ist aber nur einmal nöthig gewesen.

Im Ganzen habe ich die Freude zu sehen, daß mein Gesinde Hochachtung und Zutrauen gegen mich hat, meine Winke pünktlich befolgt und mich bey allem, was es vornimmt, zu Rathe zieht.

Die Aufsicht, die ich über mein Gesinde führe, ist für mich eine reiche Quelle des Vergnügens, weil ich allemal meine Größe fühle, wenn ich mich als Engel so vieler Menschen betrachte. Dieß Vergnügen wird noch um ein merkliches vergrößert durch die Geschäftigkeit dieser Leute, meine Winke und Befehle zu vollziehen. Oft habe ich so seelige Stunden, wie ich glaube, daß die Himmelbewohner sie genießen, wenn ich bey dem Aufstehen des Morgens so viele Menschen beschäftigt sehe, mein Zimmer zu heizen, zu erleuchten und zu reinigen; mein Frühstück zu liefern, die Mittagsmahlzeit zu besorgen, die zur Führung meiner Haushaltung nöthigen Arbeiten zu verrichten, und nach

allen

allen vier Winden zu laufen, um meine Aufträge auszurichten. Ich glaube dann mich von lauter Engeln umgeben zu sehen, die zu meinem Dienst ausgesandt sind.

Ist in dieser Vorstellung der Chloris etwas unwahres etwas schwärmerisches? Kann nicht jeder Vorgesetzte seinen Untergebenen das seyn was Chloris ihrem Gesinde ist? Und wenn wir uns bemühen, es zu seyn, wie werden wir veredelt werden, welche Freuden uns verschaffen! Ists nicht der Himmel auf Erden, wenn man, wie ein Engel Menschenwohl befördert und von Engeln umgeben ist, die bereit sind, unsere Aufträge zu besorgen?

Es ist wahr, daß wir in der Gesellschaft der Menschen vieles dulden müssen, und daß ein großer Theil unsrer Leiden von ihnen herrühre. So bereit sie zu gewissen Zeiten sind, unsern Willen zu thun, so ungefällig sind sie bey andern Gelegenheiten; so gut unsere Geschäffte durch sie in vielen Fällen besorgt werden, so sehr bemühen sie sich, zu andern Zeiten uns entgegen zu arbeiten. Dieß trübt dann unsere Freuden, dieß bringt manche Menschen dahin, sich dieß gegenwärtige Leben als eine Hölle auf der Erden vorzustellen. Man gewöhne sich doch, die Handlungen der Menschen aus dem richtigen Gesichtspunkte anzusehen, sie als göttliche Aufträge zu betrachten; wird nicht auf einmal die menschliche Gesellschaft für uns Reiz bekommen? Als David von einem feindlichen Menschen geschimpft und mit Steinen

gewor-

geworfen wurden und seine Freunde darüber aus aller Fassung kamen, und im Begriff waren, an ihm eine schreckliche Rache zu nehmen, sagte dieser gelassen: Lasset ihn fluchen, der Herr hats ihn geheißen! Diese Vorstellung gab seinem Geiste eine so edle Stimmung, daß er alle Rachbegierde besiegen konnte.

Ist denn diese Vorstellung etwa unwahr? Wenn es einmal gegründet ist, daß alle menschliche Handlungen unter Gottes Leitung stehen, so muß ja dieß auch von solchen gelten, die mich kränken, meinen Bemühungen widerstehen, meine Wünsche vereiteln; so muß ja von jeder Beleidigung, die mir mein Nebenmensch zufügt, können gesagt werden: der Herr hats ihn geheißen.

Aber warum denn geheißen? wird man fragen. Diese Frage wird sich von selbst beantworten, wenn wir nur bedenken, daß der Zweck der göttlichen Regierung nicht die Befriedigung unserer Wünsche, sondern die Entwickelung, Ausbildung und Veredelung unserer Kräfte sey. Nähmen wir jenes an: so wäre in dem Plane, nach welchem Gott uns behandelt, lauter Widerspruch; glaubt man aber dieses, so entdeckt man allenthalben Weisheit und Güte.

Versuche es nur, und denke bey jeder menschlichen Handlung, die deinen Unwillen reizet: der Herr hat sie geheißen, sie ist Auftrag Gottes an mich! die handelnde Person ist von Gott an mich gesandt! Denke dann über

die

die Absicht der Sendung nach, und du wirst sie entdecken. Deine Geduld zu üben, dich auf gewisse Fehler aufmerksam zu machen, und dich davon abzubringen, dich in Thätigkeit zu setzen, dich zur Unternehmungen zu spornen, die Muth und Entschlossenheit erfordern, oder dich von Entschließungen abzubringen, die dir hätten nachtheilig seyn können, Wünsche zu vereiteln, deren Erfüllung dein Verderben war: diß ist gemeiniglich die Absicht, welche Gott bey Sendung feindseliger Menschen hat. Hast du diese Winke verstanden und befolgt: so wirst du immer finden, daß sie für dich höchst wohlthätig waren. Menschen, die sich gewöhnen, bey ihren Schicksalen auf die Leitung Gottes zu merken, haben immer versichert, daß sie ihren Feinden eben so viel, oft noch mehr, als ihren Freunden zu verdanken hätten.

Man stelle sich doch einen Menschen vor, der sich gewöhnet hat aus diesem Gesichtspunkte die Handlungen der Menschen zu beurtheilen — welchen hohen Grad der Seligkeit wird er genießen! Aller Verdruß, den Andere über unzeitige Besuche, unfreundliche Reden, Lästerungen, Bedrückungen, Verfolgungen ihrer Nebenmenschen empfinden, fällt bei ihm weg. Die ersten unangenehmen Eindrücke, welche dadurch verursacht werden, kann er freylich nicht verhindern: allein er wird darüber bald Herr werden, und aufmerksam seyn, wenn er denkt, daß Gott jetzo durch seine Gesandten handele, und sich so in der edeln Tugend, seinen Unwillen

ten zu mäßigen, üben. Statt die Fehler, die ihm vorgerückt werden, zu vertheidigen, wird er sie ablegen; in gewissen Fällen, wo seine Unternehmungen erschwert werden, wird er desto mehr Anstrengung beweisen; und in andern, wo man es ihm unmöglich macht, seine Vorsätze auszuführen, wird er sie, ohne Unwillen, in der Ueberzeugung aufgeben, daß Gott sie mißbillige, und in der Folge immer einsehen, daß diese Abänderung seines Plans für ihn höchst wohlthätig war.

Meister Claudian weiß davon aus Erfahrung zu sprechen. Seine Lehrjahre hatte er bey einem äusserst strengen und eigensinnigen Manne. Die Kost, die ihm gereicht wurde, war schlecht; die Arbeit, die er verrichten mußte, schwer und mannichfaltig; die Behandlung hart, wegen jedes Versehens wurde er geschlagen. Darüber wurde er oft unwillig, bisweilen boshaft, und einmal war er schon entschlossen, das Haus seines Meisters zu verlassen und mit liederlichen Menschen in die weite Welt zu gehen, wo er ohne Zweifel auf Ausschweifungen würde gerathen seyn, die sein Verderben befördert hätten. Zum Glück besuchte er, ehe er seinen Entschluß ausführte, noch einmal seinen rechtschaffenen Vater, dem er seine Noth klagte.

Dieser hörte ihn gelassen an, faßte dann treuherzig seine Hand und sagte: guter Sohn! ich, dein Vater, dem du gehorchen mußt, habe dich bey diesen Meister gethan, weil ich ihn

zwar

zwar als einen eigenſinnigen und ſtrengen, aber auch als einen ſehr geſchickten und rechtſchaffenen Mann kannte. Da du mir als deinem Vater gehorchen mußteſt, und Gott mich dir zum Vater geſezt hat: ſo war die Verbindung mit deinem Meiſter Gottes Fügung, und du mußt dir nun immer vorſtellen, daß dich jezo Gott durch dieſen Meiſter erziehe. Hat er etwas von dir verlangt, das gegen dein Gewiſſen iſt? Wirklich nicht! Nun ſo ergieb dich in die Erziehung, die du jezo genießeſt. Dieß wird dir auf deine ganze Lebenszeit nüzlich ſeyn. Genieße mit Dank die geringe Koſt, die dir gereicht wird; dabey wirſt du dich gewöhnen, mit Wenigem zufrieden zu ſeyn, welches dir einmal ſehr nüzlich ſeyn wird, wenn du deine eigene Haushaltung anfängſt. Greif die Arbeit friſch an, dabey wirſt du den Fleiß lernen; mache deine Arbeit ſo gut als möglich, dadurch wirſt du nicht nur der Strafe entgehen, ſondern auch künftig ein guter Arbeiter werden.

Claudian hörte dieſe Ermahnung an, es ſchien ihm, als wenn ein Engel Gottes zu ihm ſpräche; er fiel ſeinem Vater um den Hals, dankte ihm, entdeckte ſeinen Vorſatz, und verſprach davon abzuſtehen.

Von dieſer Zeit an fieng er an, ſeinen Meiſter als einen göttlichen Geſandten anzuſehen; die geringe Koſt, die er ihm reichte, empfing er von ihm, wie aus Gottes Hand, und war dafür dankbar. Rief er ihm des Morgens mit rauher Stimme zur Arbeit: ſo glaubte er Got-

tes Stimme zu vernehmen, und eilte sie zu befolgen, und jeden Auftrag auf das pünktlichste auszurichten. Wurde er demohngeachtet geschlagen, so duldete er, und nahm die oft unverdiente Strafe als ein göttliches Erziehungsmittel an. Dieß hatte für ihn eine dreyfache, sehr wohlthätige Folge; alles, was ihm sonst Verdruß machte, wurde ihm angenehm und machte ihm, wann er recht darüber nachdachte, Freude; sein Meister gewann ihn lieb und behandelte ihn gelinder, und jetzo sieht er seine Lehrjahre als eine der vorzüglichsten Wohlthaten an, die er von Gott empfangen hat. Er ist jetzo ein Mann, der sich mit wenigem genügen läßt, Arbeit ist sein Vergnügen; was er arbeitet, das ist gut; und wenn bisweilen eine harte Behandlung über ihn ergeht, so stört dieß seine Zufriedenheit nicht. Als er in die Fremde gieng, hörete er viele anstößige Gespräche, und wurde mehrmalen von unzüchtigen Weibspersonen gereizt, ihre Lüste zu befriedigen: da er aber von seinem rechtschaffenen Vater gelernt hatte, daß dergleichen Vorfälle göttliche Versuchungen wären, dadurch wir sollten geübt werden, unsere Begierde zu beherrschen; so wurde er durch diese Vorstellung immer gestärkt, auch bey den größten Reizungen, die er nicht vermeiden konnte, seine Begierde zu beherrschen, und zu einem Manne gebildet, der durch den überhand nehmenden Strom der Sittenlosigkeit sich nicht fortreißen läßt, und schon viele junge Leute gerettet

ket hat, die in denſelben gerathen waren. Nach einigen Jahren entſchloß er ſich, ſich in L. niederzulaſſen, und ein Mädchen zu heyrathen, das er liebte. Allein in dieſer Stadt war eine herrſchende Religion, zu welcher er ſich nicht bekannte, und nicht bekennen wollte. Unter dieſen Umſtänden konnte er, nach den Geſetzen der Stadt, das Bürgerrecht nicht erhalten. Er verſuchte alle erlaubte Mittel, um ſeinen Zweck zu erreichen; da aber alle fruchtlos waren, und man ihn zu wiederholtenmalen verſicherte, daß es nur einen Weg gebe, das Bürgerrecht in L. zu erlangen, daß er ſich zur herrſchenden Religion bekenne, welches ihm ſein Gewiſſen zu thun nicht erlaubte: ſo dachte er, es iſt Gottes Wille nicht, daß du hier bleiben ſollſt, gieng weiter, und kam nach G., wo er ſich niederließ, in Ruhe wohnt, unterdeſſen daß die Stadt L. durch die Plagen des Krieges faſt gänzlich iſt verwüſtet worden. Auch in G. iſt ſeine äuſſerliche Ruhe nicht ganz ungeſtört. Der Fleiß, den er auf alle ſeine Geſchäfte wendet, das Wachsthum ſeiner Nahrung, das nothwendig daraus entſtehen muß, haben den Neid ſeiner Zunftgenoſſen rege gemacht, die nun thun, was ſie können, um ſeine Arbeit zu tadeln und ſeine Rechtſchaffenheit verdächtig zu machen. Was thut er aber? Er benutzt die Aufmerkſamkeit ſeiner Neider dazu, daß er noch mehr Fleiß auf ſeine Geſchäfte verwendet, und noch ſorgfältiger iſt, alles zu vermeiden, was ihm einen gegründeten Vorwurf

zu-

zuziehen könnte. Ein anderer würde über ähnliche Tücke seiner Zunftgenossen aus aller Fassung kommen; Claudian bleibt dabey ruhig, und nennt sie oft lächelnd seine Hofmeister, die ihm Gott an die Seite gesetzt hätte, daß sie ihn sogleich erinnern sollten, wenn er etwa einen Fehltritt thäte.

Soviel gewinnt man also, so verschönert sich um uns die Erde, wenn man sich gewöhnt, die Menschen als Engel Gottes zu betrachten.

Ist es dem denkenden Menschen wohl möglich, sich dieser Vorstellung zu erwehren? Entweder stehen wir unter Gottes Leitung und Regierung oder nicht. Nimmt man das Letztere an: so ist man freylich dieser Vorstellung nicht fähig; glaubt man aber das erstere: so dringt sich ja diese Vorstellung auf. Durch wen belohnt, warnt, übt, hilft und unterstützt uns denn Gott? Geschieht es durch unmittelbare Offenbarung und Wunder? geschieht es nicht fast immer durch Menschen? Warum kommt es uns denn vor, sie als Abgeordnete Gottes an uns zu betrachten?

Ueber diese Vorstellungsart wird vieles gespottet und vieles dagegen eingewendet werden.

Auf den Spott erwiedere ich nichts. Die beste Abfertigung des unverdienten Spottes ist stillschweigende Verachtung.

Desto nöthiger ist es, auf gegründete Einwendungen, die mir könnten gemacht werden, eine vorläufige Antwort zu geben.

Wenn man, wird man sagen, die Menschen, die ich mir als Engel denken soll, etwas näher be-

betrachtet: ſo findet man faſt durchgängig, daß bey den Dienſten, die ſie uns leiſten, nicht das Verlangen, uns zu nützen, ſondern bloß Eigennutz ſie leite. Wenn ich Geld habe, um ihre Bemühungen zu belohnen: ſo iſts wahr, daß ſie ſich zu mir drängen, und ſich beeifern, meine Winke zu befolgen. Auf meinen Wink bauen ſie mir ein Haus, verſehen mich mit Holz, Licht, Kleidung, Speiſe, Trank, befördern meine Bequemlichkeit und mein Vergnügen, und ſind bereit mich zu unterrichten. Sobald ich aber außer Stand geſetzt werde, ihre Bemühungen zu bezahlen: ſo entweichen ſie, und ich ſtehe verlaſſen da. Thut ja hier und da einer etwas Gutes, ohne daß es ihm bezahlt wird: ſo geſchieht es doch aus andern Abſichten, die immer eigennützig ſind; vielleicht um ſich Zutrauen und einen guten Ruf zu verſchaffen, und dadurch gewiſſe ſelbſtſüchtige Zwecke zu befördern.

Daß in dieſem Einwurfe viel Wahres ſey, iſt gewiß. Es iſt nicht zu leugnen, daß bey weitem der größere Theil der Menſchen durch den Eigennutz bewogen werde, uns zu nützen; daß ſelbſt oft die Abſichten derer, die bloß für der Menſchheit Beſtes zu wirken ſcheinen, nicht ganz rein ſind. Allein ſtreitet denn dieß gegen die Wahrheit, daß die Menſchen Gottes Geſandte ſind und ihre Handlungen unter ſeiner Leitung ſtehen? Gewiß nicht. Der Allweiſe hat eine ſolche Einrichtung in ſeinem Reiche gemacht, daß die Leidenſchaften der Menſchen

Trieb-

Triebfedern zur Beförderung wohlthätiger Absichten seyn, und besonders denen, die Gott lieben, die in allen ihren Schicksalen auf Gottes Leitungen aufmerksam sind, in allen ihren Handlungen auf seinen Willen Rücksicht nehmen, nützen müssen. Statt daß dieser Einwurf die wichtige Wahrheit, daß die Menschen Gottes Gesandte sind, zweifelhaft machen sollte, so bestätigt er vielmehr dieselbe. Denn wenn ich nun sehe, daß ich mitten unter Menschen, die von Eigennutz geleitet werden, doch bedienet, unterstützet, unterrichtet werde: so wird es ja noch wahrscheinlicher, daß ihre Handlungen unter der Leitung eines höhern Wesens stehen.

Es macht mir Freude, wenn ich den Eifer gewisser Insecten, meine Gurkenblumen zu befruchten, bemerke; wenn ich sehe, wie sehr sie es sich angelegen seyn lassen, den Saamenstaub von den männlichen Blumen auf die weiblichen überzutragen, ob ich gleich weiß, daß sie dieß nur thun, um die Süßigkeit der Blumen einzusaugen, nicht um die weiblichen Blumen zu befruchten. Warum sollte ich mich denn nicht über den Eifer der Menschen, mein Wohl zu befördern, ebenfalls freuen, wenn ich gleich weiß, daß sie dabey eben sowohl nur für sich sorgen, wie die Insecten, die von den männlichen zu den weiblichen Blumen fliegen?

In Gottes Reiche hat jedes lebendige Wesen seine eignen Triebe, denen es Befriedigung zu verschaffen sucht; aber diese Befriedigung

ist,

ſt, ohne daß es ihm bekannt iſt, Beförderung göttlicher Abſichten. Eine unleugbare, aber eben ſo beruhigende und herzerhebende Wahrheit.

Wo ſind denn nun aber, wird man ferner fragen, die Engel des Armen, der nichts hat, womit er ihre Dienſte bezahlen kann?

Er wird ſie nicht vermiſſen, wenn er nur, bey Erfüllung ſeiner Pflichten, gewöhnt iſt, auf Gott zu ſehen, und ſeine Leitung in den Handlungen der Menſchen zu bemerken. Seine Vorſchriften zu vollziehen, werden freylich nur wenige geneigt ſeyn; iſt denn dieß aber nöthig, wenn man des Dienſtes der Engel genießen will? Es iſt genug, wenn ſie uns auf höhere Anweiſung dienen. Wenn wir uns den Dienſt der Engel denken: ſo ſtellen wir uns ja denſelben auch nicht als Befolgung unſerer Winke, ſondern der Winke des Allgütigen vor. Genießt denn nun auf dieſe Art der Arme nicht eben ſo gut des Dienſtes der Engel, als der Reiche?

Wenn er ſein Lager verläßt, ſo legt er die Hülle an, die Menſchen bereiteten, wäſcht ſich an dem Brunnen, den Menſchen gruben, genießt das Brod, das Menſchenhände bereiteten, bekommt durch Menſchen Arbeit angewieſen, die ſeine Gedult und Kräfte übt, und erhält von ihnen ſo viel Geld, daß er ſich davon ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe verſchaffen kann, verrichtet des Abends noch einige Geſchäffte bey einer Thranlampe, wozu den Thran aus entfernten Gegenden Menſchen, mit Gefahr ihres

Le-

Lebens herbey schafften, und schlummert dann ruhig auf einem Platze, von dem die menschliche Kraft die reissenden Thiere, die ihn ehedem bewohnten, verscheuchet hat.

Ich stelle mir jetzo vor, daß der ehrliche, gottesfürchtige, immer zufriedene Tagelöhner, Cyrill dieß liest. Lächelnd wird er sagen, jawohl! weiß ich es aus Erfahrung, daß die Menschen, unter Gottes Leitung, meine Engel sind.

Menschen verdank ich mein Leben. Meine Mutter nährte mich an ihren Brüsten, wartete und pflegte mich, da ich von mir nichts wußte, und mein Vater theilte mit mir das Wenige, das er durch seinen Fleiß erwarb. Sie lehrten mich gehen und sprechen. Sie führten mich in meinem siebenten Jahre in ein Haus, das Menschen in der Absicht gebauet hatten, daß Kinder daselbst unterrichtet würden. Man nannte es Schule. Da fand ich einen Mann, den Menschen angestellt hatten, um den Unterricht zu besorgen. Seit zweyhundert Jahren hatten sie schon Stiftungen gemacht, von welchen die Bemühungen dieses Mannes belohnt wurden. Hier lernte ich lesen, schreiben, rechnen, gehorchen, Gott kennen. Meine Eltern, die mich bisher versorgt hatten, verlohr ich früh, aber ich blieb nicht ohne Versorger. Ein reicher Mann, der einen Knaben suchte, der allerley niedrige Geschäffte in seinem Hause verrichtete, nahm mich in seine Dienste, und ernährte mich einige Jahre. Bey ihm sa-

he

le ich Bücher liegen, in welchen ich des Sonntags, und wann ich von Geschäfften frey war, eifrig las. Aus diesen lernte ich viel, von Menschen, die ich nie gesehen hatte. Meine Kost und mein Lohn waren gering, und mein Herr lebte im Ueberflusse. Da er aber immer krank war, immer mißvergnügt lebte, so lernte ich von ihm, was ich sonst kaum glauben konnte, daß Reichthum nicht glücklich mache. In meinem acht und zwanzigsten Jahre lernte ich ein Mädchen, so arm als ich selbst bin, kennen, das ich lieb gewann, und das mein Weib wurde. Dieß Weib hat nun seit zwanzig Jahren mich verpfleget, meine Kost besorgt, meine Wäsche reinlich gehalten, meine Kinder verpflegt, und durch seinen Eigensinn mich in der Geduld geübt. Meine Kleidung und meine Kost sind gering, allein ich habe sie doch Menschen zu danken. So lange ich lebe, haben mir Menschen gedient, und werden mir dienen, so lange ich lebe, und — wenn ich sterbe, werden sie meinen Leichnam in die Erde verscharren. Dieß thun sie alles auf göttliche Verordnung, und ich habe sie daher immer als Gottes Engel betrachtet, und nie Ursache gehabt, mich darüber zu beschweren, daß der Dienst der Engel mir fehle.

Wenn man sich denn nun, wird man ferner einwenden, auch dazu gewöhnte, die Menschen, die uns aus Eigennutz dienen, als Engel zu betrachten: wie ist dieß bey Menschen möglich, die unser Verderben suchen? Ist der

Des-

Despot auch ein Engel Gottes, der durch unerschwingliche Auflagen den Lohn des Fleißes seinen Unterthanen raubt, und ihnen die Mittel entzieht, sich und ihren Kindern die nöthige Pflege zu verschaffen? der ihnen ihre Söhne entreißt, und sie in einem unnöthigen Kriege niederschießen läßt? Auch der Verläumder, der mir meine Ehre zu rauben sucht? auch der Böſewicht, der mein Gut, nach dem ihm gelüſtet, durch ungerechten Proceß an sich reißt?

Alle sind sie Engel Gottes, auch die böſesten Menschen, die immer darauf ausgehen, ihr Wohl auf das Verderben ihrer Brüder zu gründen. Man vergeſſe nur nicht, in welcher Bedeutung das Wort, Engel Gottes, hier genommen werde. Es iſt ein Weſen, das unter Gottes Leitung steht, das seine Befehle ausrichtet. Wir sind ja schon gewöhnt, alle andere Weſen, die unſern äuſſerlichen Zuſtand zerrütten, als ſolche zu betrachten, die Gottes Willen thun. Wenn der Hagel mein Saatfeld zerſchmettert, ein aufgeſchwollener Strom meine Baumpflanzung verwüſtet, eine Feuersbrunſt mein Haus in die Aſche legt, ein Wetterſtrahl meinen einzigen Sohn tödtet, und mein Freund ſagt zu mir: beruhige dich; Gott hat es gethan, wird man hierinne wohl etwas unſchickliches finden? Warum will man es denn anſtöſſig finden, wenn man annimmt, daſs auch die menſchlichen Kräfte unter Gottes Leitung handeln?

Man ſehe ferner nicht auf das Sichtbare, ſon-

sondern auf das Unsichtbare! Man bedenke, daß Menschen, die sich gewöhnt haben, alles, was ihnen begegnet, als Gottes Schickungen zu betrachten, bey den Kränkungen, die ihnen zugefügt werden, immer gewinnen, immer mehr im Nachdenken geübt werden, immer mehr sich veredeln, immer mehr Geistesstärke sich erwerben; daß manche Menschen schlechterdings durch keine andere, als sehr harte Mittel zum Nachdenken können gebracht werden: und man wird sich dann gewiß dazu gewöhnen können, auch den Menschen, der die größten Kränkungen uns zufügt, als Gottes Engel anzusehen. Sind denn die Engel blos ausgesandt, um uns Brunnen zu zeigen, und Wache bey unsern Gütern zu halten? Ist nicht ihr vorzüglichstes Geschäfft die Erziehung der Menschen zu besorgen?

Und wenn man, wird man sagen, auch dieß zugeben will, daß auch Menschen, die unsern Zustand zu verderben sich bemühen, Gottes Engel sind, kann man dieß auch von solchen glauben, die die Seele zu verderben suchen? auch von Obrigkeiten, die Verordnungen geben, die auf Verschlimmerung des Charakters abzielen? die ihre Unterthanen durch ihre Verpachtungen und Accisseinrichtungen verleiten, Betrüger zu werden? auch von Weibspersonen, die sich bemühen, unschuldige Jünglinge in ihr Netz zu ziehen? auch von Wohllüstlingen, die sich ein eigenes Geschäfft daraus machen, die Unschuld beyderley Geschlechts zu verführen? auch von Schriftstellern, die die Treue

gegen die Pflicht lächerlich machen, und die Triebe reizen, sie zu verletzen? Was für Unheil kann daraus entspringen, wenn die Menschen sich gewöhnen, die Stimme der Verführer und Verführerinnen für Gottes Stimme zu halten?

Auch die Stimme der Verführer und Verführerinnen ist Gottes Stimme, die jedem verständlich seyn wird, dem die Erfüllung seiner Pflicht über alles geht und der glaubt, daß Gott uns nicht immer durch Menschen zu etwas reizen lasse, um es zu thun, sondern sehr oft auch in der Absicht, um uns zu üben, Reizungen zu Verletzung der Pflicht zu überwinden.

Da ich dieses Punkts schon vorhin Erwähnung gethan habe: so ists nicht nöthig dabey ausführlicher zu seyn.

Es sind nun noch zwey Einwürfe übrig, auf die ich keine befriedigende Antwort geben kann, und die auch nicht leicht von einem andern wird können gegeben werden.

Der erste ist: wenn alles, was Menschen thun, unter Gottes Leitung und nach seiner Verordnung geschieht: so muß man ja jedes Verbrechen als Wirkung Gottes ansehen.

Der zweyte: Wenn alles, was Menschen thun, unter Gottes Leitung und nach seiner Verordnung geschieht: so sind wir ja nichts als Maschinen, die keine Freyheit haben.

Wie gesagt, eine ganz befriedigende Antwort wird auf diese Einwürfe nicht leicht können gegeben werden; unterdessen werden sie doch in Ansehung unsrer eignen Handlungen, durch unser Gefühl widerlegt. Wir fühlen es,

daß das, was wir thun, von uns selbst herrühre, und daß wir also keine Maschinen sind.

Wenn jemand die Flinte anlegt, nach einem Wilde zielt, losdrückt, und einen Menschen erschießt, der im Busche verborgen war, und ein andrer vorsetzlich einen Menschen tödtet; wenn einer ein Glas Wein trinkt, in welches ein böser Mensch Tropfen, die Taumel verursachen, gegossen hat, und davon trunken wird, und ein anderer durch Unmäßigkeit sich Trunkenheit zuzieht; wenn ein Kaufmann durch wirkliches Unglück in die Nothwendigkeit gesetzt wird, aufzuhören zu zahlen, und ein anderer sich diese Nothwendigkeit durch schwelgerische Lebensart zuzieht: so ist die Wirkung von den Handlungen beyder einerley – Todtschlag, Trunkenheit, Bankerout. Die ersten sprechen sich aber davon vollkommen frey. Ob sie gleich deswegen unangenehme Empfindungen haben, die bey ihnen, wenn ihr Nervenbau schwach ist, sehr stark sind: so glauben sie doch, daß sie selbst mit ihrem Willen diese Handlungen nicht gethan haben. Ist denn dieß aber auch so mit den letztern? Gegen die Menschen werden sie vielleicht Gründe genug zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen wissen; sie selbst fühlen aber gewiß, daß sie sich dieselben zurechnen müssen.

Uebrigens darf es uns gar nicht beunruhigen, wenn wir die menschliche Freyheit mit der Allregierung Gottes nicht ganz zusammen zu reimen wissen. Der Grund davon liegt lediglich in der Unermeßlichkeit des Plans, nach

welchem der Weltregierer handelt, und in der Eingeschränktheit unserer Einsichten.

Es scheinen für den menschlichen Geist gewisse Gränzlinien gezogen zu seyn, die er vor der Hand nicht überschreiten kann; was jenseits derselben liegt, ist für ihn unbekanntes Land. Die Bemühung, dasselbe zu entdecken, ist vergeblich und verursacht unnöthige Unruhe.

Das Weltgebäude z. E. ist da; wir sehen, wir wissen es. Wollen wir aber erforschen, wie es entstanden sey, und wie weit es sich erstrecke, so sind wir an der Grenzlinie. Entweder es ist ewig da gewesen, oder es hat einmal einen Anfang gehabt. Das erstere können wir nun schlechterdings nicht denken. Das letztere ist uns zwar denkbar; wenn wir nun aber auf die ganz natürliche Frage kommen: was war denn vor dem Weltgebäude? so würde man antworten müssen: Nichts. Dieß ist uns wieder undenkbar. Man könnte also folgenden Schluß machen: Wenn ein Weltgebäude da wäre, so müßte entweder die Materie dazu einen Anfang genommen haben oder nicht. Das letztere kann nicht seyn: denn alles was da ist, hat seine Ursache, und die Ursache muß ja eher da seyn als die Wirkung; und wenn die Ursache eher als die Materie da gewesen wäre: so hätte die letztere einen Anfang gehabt. Daß die Materie des Weltgebäudes einen Anfang gehabt habe, kann wieder nicht seyn. Denn da müßte sie ja aus Nichts entstanden seyn, und aus Nichts wird Nichts. Folglich giebt es gar kein Weltgebäude.

Gegen

Gegen diesen Schluß wird gewiß nichts überzeugendes eingewendet werden können. Demohnerachtet glauben wir das Daseyn eines Weltgebäudes, weil wir es sehen. So könnte man auch sagen: wenn ein Weltgebäude da ist, so hat es Gränzen oder nicht. Daß es keine Grenzen habe, ist undenkbar, und wenn es Grenzen hat, was ist denn jenseits dieser Grenzen? Nichts. Dieß ist wieder undenkbar. Folglich giebt es kein Weltgebäude.

Wir sind also gedrungen, das Daseyn von Sachen zu glauben, von welchen man beweisen kann, daß sie nicht da sind.

Es darf uns folglich nicht befremden, wenn wir in Anfehung der menschlichen Handlungen manches glauben müssen, wogegen uns Einwürfe gemacht werden, die wir nicht im Stande sind, ganz zu widerlegen. Daß alle menschliche Handlungen nach Gottes Willen geschehen, müssen wir annehmen, sobald wir zugeben, daß Gott alles regiere; und daß unsere Handlungen von unserer Freyheit abhangen, das fühlen wir. Wie dieß beydes mit einander vereinigt werden könne, ist uns unerklärbar.

Da es so ungemein viel zu unserer Beruhigung und Veredlung beyträgt, da uns die Erde auf einmal in einem so wohlthätigen Lichte erscheint, wenn wir uns die Menschen als Engel vorstellen: so wünsche ich sehr, daß jeder meiner Leser sich an diese Vorstellung gewöhnen möge. Vielleicht thun dieß schon viele, indem sie dieses Kapitel lesen. Die Wirkung davon

wird auch einige Stunden dauern; der Anblick eines jeden Menschen wird ihnen mehr Freude machen; sie werden die Vorschriften ihrer Vorgesetzten freudiger befolgen; ihre Untergebenen liebreicher behandeln; bey zugefügten Kränkungen sich vernünftiger betragen; empfänglicher gegen Warnungen seyn; die Stimme des Leidenden wird auf sie stärkern Eindruck machen, und jeder, der ihnen begegnet, wird von ihnen einen freundlichen Gruß bekommen. Wird diese Freude aber lange dauern? Dieß ists, woran ich zweifle.

Wenn die Eindrücke, welche verschiedene Stellen dieses Buchs auf manche Leser machten, verschwunden sind: so wird ihnen die menschliche Gesellschaft wieder ganz schwarz erscheinen.

Die Vorstellung von den Menschen, an die ich die Leser so gerne gewöhnen möchte, ist ein Licht, das im Dunkeln leuchtet. Man sieht, so lange man in demselben wandelt, richtiger, und geht seinen Weg getroster und ruhiger: allein dieß Licht will Nahrung haben, wenn es nicht verlöschen soll. Diese Nahrung wird man ihm verschaffen, wenn man sich bemüht, jene Vorstellung von Zeit zu Zeit zu erneuern, und auf jeden Menschen, mit welchem man in Verbindung kommt, anzuwenden.

Da dieß in vielen Fällen schwer ist: so füge ich noch einige Bemerkungen bey, durch deren Beherzigung man sich diese Sache erleichtern wird.

Ich

Ich habe gesagt, die Menschen sind Engel, und bin davon überzeugt. Allein ich wiederhole es nochmals, daß diese Benennung nicht Personen von solchen Vollkommenheiten, wie wir uns die höhern Geister denken, bezeichnen soll; nur Personen, die unter Gottes Leitung handeln, und seinen Willen thun. Ferner bemerke ich, daß man sich ungemein viel schade, wenn man sich von den Menschen zu hohe Vorstellungen macht. Man findet, wenn man sie näher kennen lernt, an ihnen die Vollkommenheiten nicht, die man von ihnen erwartete, und muß folglich darüber sehr mißvergnügt werden.

Wer ohne große Erwartungen in einen gut angelegten Obstgarten tritt, wird sich darinnen wohl befinden, und wird manche Frucht brechen, die ihn labt und stärkt. Wer hingegen eine Obstart von ungemeiner Güte hat kennen lernen, und diese von jedem Obstbaume erwartet, und nur den für gut hält, der sie trägt, der wird mit jedem Obstgarten unzufrieden seyn, wo er sie nicht findet.

Man würde jeden, der einen Obstgarten so beurtheilte, für einen Thoren halten. Handeln wir denn aber vernünftiger, wenn wir uns ein Bild von einem vollkommenen Menschen entwerfen, der durchaus weise und redlich handelt, und nun verlangen, daß alle Menschen diesem Bilde gleich seyn sollen?

So lange der Baum sich noch im Stande der Entwickelung befindet, darf man von ihm noch

keine

seine Früchte erwarten. Dieß glauben wir alle. Man wende diese Wahrheit auf die Menschen an, und man wird sogleich geneigt werden, seine Forderungen an sie zu mäßigen. Die größte Hälfte der Menschen steht in der Entwickelung, wie ein junger Kirschbaum, der höchstens nur Blüthen zeigt. Wie kann man von ihm verlangen, daß er so gesetzt, so weise wie ein ausgebildeter Mensch handeln soll?

Erwägt man dieses; so wird man sich weit besser in der Gesellschaft der Kinder befinden; statt sich über ihren Muthwillen und ihre Gedankenlosigkeit zu entrüsten, wird man sie vielmehr mit Vergnügen betrachten, die Keime zum Guten darinne bemerken, und sie zu entwickeln suchen. Man wird die Thorheiten des Jünglingsalters erträglicher finden, und sich darüber so wenig entrüsten, als über die ersten Früchte des jungen Kirschbaums, die gemeiniglich unreif abfallen. Selbst die Fehltritte junger Männer und Weiber werden weniger unangenehme Eindrücke machen, wenn man bedenkt, daß sie sich auch noch im Stande der Entwickelung befinden. Fühlt man sich verständiger als sie, was folgt daraus? Weiter nichts, als daß man Ursache habe, sich über seine gemachten Fortschritte zu freuen, und den Zurückstehenden ein ermunterndes Beyspiel zu geben, nachzufolgen.

Aber auch von den Menschen, die die Jahre erreicht haben, in welchen man Ausbildung erwarten könnte, ist es unbillig zu verlangen, daß

sie gerade so denken und handeln sollen, wie wir glauben, daß sie denken und handeln müßten. Wer Weizen aussäet, der wünscht freylich, auf seinem Acker nichts als Weizenpflanzen zu erblicken, und es ist ihm unangenehm, wenn er auf demselben andere Pflanzen bemerkt. Unterdessen, wenn er nur einigermaßen mit der Naturgeschichte bekannt ist, überzeugt er sich doch bald, daß auch alle übrigen Pflanzen, die unter dem Weizen aufsprossen, nutzbar sind, daß sie eine Menge Thiere nähren, und viele von ihnen Kräfte enthalten, die gesunkene Gesundheit wieder herzustellen.

Man betrachte doch die menschliche Gesellschaft als einen Weizenacker, und man wird sich leicht bey den Irrthümern und Thorheiten, die man hier und da bemerkt, beruhigen können.

Es nützt alles für das Ganze. Die Disteln wie der Weizen, die Thorheit wie die Weisheit, das Laster wie die Tugend. Uns darf dies freylich nicht einerley seyn; in unserm Wirkungskreise müssen wir den Ausbruch des Lasters und der Thorheit zu verhindern suchen, so wie der verständige Ackersmann seinen Acker aufs möglichste von Disteln rein zu erhalten sucht; nur darf es uns nicht beunruhigen, wenn wir den Fortgang des Lasters und der Thorheit, den wir nicht verhindern können, bemerken. Es nützt alles fürs Ganze. Unter der Leitung der höchsten Weisheit muß alles zu unserm Besten dienen, alles für unser Wohl wirksam

sam seyn. Dieser Glaube muß uns bey dem Sittenverderben der Menschen zufrieden stellen.

Wozu nützt, wird man fragen, das Laster und die Thorheit! Gesetzt ich könnte auch gar nichts darauf antworten, so bliebe es doch dabey: sie nützen. Wenn ich den Nutzen der Wolfskirsche, aus deren Wurzeln man jetzo ein Heilmittel gegen die Hundswuth bereitet, den Nutzen der Distel, der Nessel, der Wolfsmilch und vieler andern Kräuter, die man sonst Unkraut nannte, und als eine Wirkung des göttlichen Fluchs betrachtete, eingesehen habe: so kann ich ganz sicher annehmen, daß auch andere Kräuter nützlich sind, deren Nutzen mir unbekannt ist. Allein eine mäßige Aufmerksamkeit kann uns vielerley Nutzen zeigen, den das Laster wirklich hat, vorzüglich für den, dem es ein Ernst ist seine Pflicht — Gottes Willen, zu thun.

Wenn auch von dem sogenannten Unkraute dem Ackersmanne gar kein Nutzen bekannt wäre: so hat es doch ohne Zweifel für ihn diesen, daß es ihn in beständiger Thätigkeit erhält. Sobald er in seinem Geschäfte lässig wird: so grünt sein Acker von mancherley Kräutern, deren Daseyn ihm nicht lieb ist, und die Tag und Nacht fortwachsen, immer tiefer Wurzeln schlagen, und bald Saamen ausstreuen werden, wenn er nicht die schleunigsten Anstalten trifft, sein Land davon zu reinigen. Eben diesen Vortheil verschafft uns das Laster. Sobald ein Hausvater, ein Geistlicher oder der Vorsteher

irgend einer groſſen oder kleinen Geſellſchaft anfängt, in Erfüllung ſeiner Pflichten ſaumſelig zu werden: ſo fängt das Laſter an, in ſeiner Geſellſchaft ſichtbar zu werden, es greift um ſich wie der Krebs, wenn es nicht auf das ſchleunigſte gedämpft wird. So wie uns Gott durch den Ausbruch einer Feuersbrunſt aus dem Schlafe weckt, und zum Löſchen ruft: ſo ruft er uns durch die Erſcheinung des Laſters in unſerm Wirkungskreiſe zu unſern Pflichten zurück zukehren, und ſie mit doppeltem Eifer zu erfüllen.

Ferner iſt das Laſter ein gutes Mittel, uns mehr Kraft zur Erfüllung der Pflichten zu verſchaffen. Es hat zwey Seiten, eine reizende und eine häſſliche. Der Anblick beyder ſtärkt den, der das Gute ernſtlich will.

Der Anblick des Reizes iſt freylich verführeriſch; aber wenn man dabey die Stimme Gottes nicht verkennt, und ſich bemüht, bey demſelben ſtandhaft zu bleiben: ſo wird man gewiß ſtärker. Auf die Tugend eines Frauenzimmers, das mehrere Verſuchungen zur Verletzung der Pflicht überwunden hat, kann man ſicher mehr rechnen, als auf die Tugend eines andern, das dieſen Verſuchungen nie ausgeſetzt war. Der Mann, der, in Verbindung mit Schurken, rechtſchaffen bleibt, beſitzt gewiß mehr Geiſtesſtärke, als ein anderer, der immer im Schooſe einer Familie lebte, wo er lauter Beyſpiele von Rechtſchaffenheit ſahe.

Noch mehr ſtärkt der Anblick der Häſſlichkeit

des Lasters. Wenn auch bisweilen die Neigung erwacht, den Weg Gottes zu verlassen: so zeigt sich unvermuthet ein gestrafter Lasterhafter, als Gottes Engel, der uns warnt, vom rechten Wege nicht abzutreten. Die Erscheinung eines bleichen, kraftlosen Wohllüstlings, eines misvergnügten treulosen Ehegatten, der die Hölle auf Erden hat, eines Betrügers, der nirgends Credit findet, eines verarmten Verschwenders, eines unter den größten Schmerzen wimmernden Schwelgers, eines pflichtvergeßnen Vaters, und seiner ungerathnen Kinder, ist Gottes Stimme, die stark und vernehmlich spricht: **verlasse meine Wege nicht!**

Der Anblick des Lasters darf uns also nicht mistrauisch gegen Gottes Regierung, nicht misvergnügt mit der Welt machen. Es bleibt aber immer dabey, daß wir demselben nach unsern Kräften entgegen arbeiten müssen. Die Absicht von dem Daseyn des Lasters ist vorzüglich diese, daß es uns reizen soll ihm zu widerstreben: thun wir es nicht, so handeln wir dem göttlichen Willen entgegen.

Der Kaufmann **Brav** mag uns sagen, wie er sich bey dem Anblick des Lasters beruhige.

Ich wuchs auf in einer Familie, wo die Tugend erblich zu seyn schien. An die Ausübung meiner Pflichten wurde ich frühe gewöhnt, die Gewohnheit wurzelte bey mir immer tiefer, und ich empfand so wenig Neigung, pflichtvergessen zu seyn, als ein Jüngling zum

Bier-

Biertrinken, der 20 Jahre Waſſer trank, und ſich dabey wohl befand.

Im Grunde war aber meine Tugend nicht mehr werth, als die Enthaltſamkeit eines Waſſertrinkers vom ſtarken Getränke.

Vor zwanzig Jahren fieng aber das Laſter an, ſein Haupt in unſrer Stadt empor zu heben. Einige Familien, die man ihres großen Reichthums wegen aufnahm, ohne auf die Verdorbenheit ihrer Sitten Rückſicht zu nehmen, gaben, ihres Reichthums wegen, in allen Geſellſchaften den Ton an, welcher abſcheulich war: Ueber Religion wurde geſpottet, und diejenigen, die ſie predigten, machte man lächerlich. Zucht und Ehrbarkeit wurden als kleinſtädtiſch, als Mangel an feiner Lebensart verſchrien, und Unzucht, Kleiderpracht, feine Betrügereyen, Scherz mit Eiden, durch Worte und Beyſpiel empfohlen. Die Achtung gegen Religion und Tugend verloſch ſichtbarlich. Die Herrſchaften verdrängten ſie in den höhern, die Domeſtiken bey den niedern Ständen. Man fieng an ſich der Religion und Tugend zu ſchämen. Selbſt die Religionslehrer ſtimmten ihren Ton um, um in den Augen der ſogenannten verfeinerten Welt nicht verächtlich zu werden. Dieß verurſachte mir eine Menge trüber Stunden. Oft erwachte bey mir auch die Luſt, mich und meine Familie auf die in Gang gekommene Art zu verfeinern; aber gleich bey den erſten Verſuchen fühlte ich, daß mich dieſe Verfeinerung ganz von meinen Pflichten abführen würde. Ich

fieng

fieng an über meine Pflichten nachzudenken, und wurde immer mehr für dieſelben eingenommen. Ich erfüllte ſie nun nicht mehr aus Gewohnheit, ſondern aus Ueberzeugung.

So wie ein kluger Hausvater, wenn er die Sorgloſigkeit bemerkt, mit welcher die Nachbarn das Feuer behandeln, eine ſtrenge Feuerordnung in ſeinem Hauſe einführt: ſo bewog mich der Anblick des überhandnehmenden Sittenverderbens, in meinem Hauſe die möglichſten Vorkehrungen zu treffen, um daſſelbe gegen Anſteckung zu ſchützen. Von den Geſellſchaften, die ich bisher beſucht hatte, zog ich mich zurück. Wenn man eine Geſellſchaft meidet, von welcher man beſorgen muß, die Peſt oder eine veneriſche Krankheit zu bekommen; wie kann ich, dachte ich, Geſellſchaften beſuchen, wo man Vergiftung des Charakters beſorgen muß? In der Wahl meines Geſindes war ich weit behutſamer als ſonſt, und ſeine Veredelung ließ ich mir recht innigſt angelegen ſeyn. Um noch ſicherer zu gehen, ſo wurden meine Kinder, ohne die dringendſte Noth, nie dem Geſinde überlaſſen. Die erwachſenen Kinder zog ich von der öffentlichen Schule zurück, und übergab ſie der Leitung eines jungen Mannes, von deſſen Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit ich mich überzeugt hatte. Ich verſäumte keine Gelegenheit, die Meinigen auf die ſchrecklichen Folgen des Laſters aufmerkſam zu machen, und ihnen Bücher in die Hände zu ſpielen,

len, die in der Absicht geschrieben waren, dem Leser Liebe zur Tugend einzuflößen.

Dieß alles bewirkte das Laster. Wenn ich nun die Wirkungen desselben berechne: so finde ich, daß ich dabey ungemein viel gewonnen habe. Ich erfülle meine Pflichten nicht mehr aus Gewohnheit, sondern aus Gründen; ich erfülle sie mit Eifer. Ich lebe ganz für meine Familie, deren Veredelung mir Gott anvertrauet hat; ich habe in derselben mehr helle Einsichten verbreitet; meine Kinder haben eine bessere Erziehung und Unterricht bekommen, als sie in der öffentlichen Schule würden erhalten haben. Der Werth der häuslichen Freuden ist mir weit schätzbarer geworden, und ich selbst werde in meiner Familie mehr geliebt. Anfänglich wurde ich freylich verspottet: aber nun, da die spottenden Familien im Elend zu schmachten anfangen, und die meinige fest steht, wie ein Baum gepflanzt an den Wasserbächen, und durch Gesundheit und Wohlstand sich auszeichnet, klebt die Zunge der Spötter am Gaumen, und meine Familie wird geschätzt.

Wenn nun selbst das Laster, das wir an den Menschen bemerken, uns nicht hindern darf, sie als Gottes Gesandte an uns zu betrachten: so dürfen wir uns nicht weniger weigern, sie als solche anzunehmen, wenn sie im Grunde gut, aber in Ansehung ihrer Meynungen, Denk- und Handlungsart von uns sehr verschieden sind. Gott duldet, schützt und nährt Menschen, die von uns in Ansehung ih-

rer Meynungen, Denk- und Handlungsart äuſſerſt verſchieden ſind: den Heyden, wie den Muhamedaner und Chriſten; den Gelehrten und den Unwiſſenden, der weder leſen noch ſchreiben kann; den verfeinerten Deutſchen, wie den rohen Iroqueſen. Die Verſchiedenheit der menſchlichen Charaktere muß alſo für das Ganze ſo zweckmäßig ſeyn, wie die Verſchiedenheit der Pflanzen. Dieß will uns aber gewöhnlich nicht einleuchten; wir wünſchen, daß alle Menſchen unſerer Meynung ſeyn, mit uns gleich denken und handeln ſollen.

So lange wir dieſen Wunſch nicht mäßigen, giebt es für uns keinen Himmel auf Erden. Der Anblick von Menſchen, die von uns ſehr verſchieden ſind, wird uns immer Mißvergnügen verurſachen; wir hegen dann einen Wunſch, der ſo thöricht iſt, als der Wunſch eines Freundes der Stallfütterung, daß alle Berge Klee tragen, oder eines Geizigen, daß alle Steine Gold ſeyn möchten. Dann erſt werden wir uns recht wohl unter den Menſchen befinden, wenn die Mannichfaltigkeit ihrer Meynungen, Denk- und Handlungsart uns ſo viele Freude macht, wie dem Kräuterkenner die Mannichfaltigkeiten der Blumen. Er freuet ſich ihrer Verſchiedenheit, wenn er auch von den mehreſten Arten gar keinen Nutzen angeben kann.

Dem Nachdenkenden wird aber der Nutzen von der Verſchiedenheit der Meynungen, Denkungs- und Handlungsart der Menſchen einleuch-

suchten. Die Unwissenheit vieler Menschen ist für sie ein Opium, welches sie gegen ihre Leiden, die um des Ganzen willen nöthig sind, fühllos macht, und eine Fessel, durch die sie an Arbeiten gekettet werden, die ebenfalls das allgemeine Beste befördern, und denen sie sich entziehen würden, wenn ihre Geisteskräfte mehr ausgebildet wären. Die religiösen Irrthümer sind für sie Bedürfniß, weil sie für die Wahrheit noch keine Empfänglichkeit haben. Das Knien vor einem Götzenbilde, die Verehrung desselben durch Fasten und Wallfahrten ist für ein Volk, das noch nicht vermögend ist, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, eine Wohlthat: weil dadurch bey ihm das Andenken an Gott, das Verlangen ihm zu gefallen, genährt, und Uebung in der Selbstbeherrschung unterhalten wird. Die Rohheit mancher Nationen ist sehr wohlthätig für das Ganze. Sie verzehren weniger und sparen die Schätze des Landes, das sie bewohnen, für ein Zeitalter, wo Menschen auftreten werden, die Verstand genug haben, sie zu benutzen. Bey dem Holzmangel, der fast in allen Ländern, in welchen kultivirte Völker wohnen, sichtbar ist, nimmt man immer seine Zuflucht zu solchen Gegenden, wo rohe Nationen hausen, die für uns Holz gespart haben.

Diese Wahrheit darf aber die Neigung, die Menschheit zu veredeln und mehr Einheit in ihre Meynungen, Denk- und Lebensart zu bringen, bey uns nicht schwächen. Vielleicht soll der An-

blick von Unwissenheit, Irrthum, Rohheit für den Aufgeklärtern eine Aufforderung Gottes seyn, seine Kräfte zu üben, und seine Zeitgenossen auf eine höhere Stufe zu leiten — sie aufzuklären. Aufklärung ist gar ein wichtiges, wohlthätiges Geschäft, wenn es von Menschen getrieben wird, die hierzu die nöthige Weisheit besitzen: es ist aber eben so gefährlich, wenn sich demselben Menschen unterziehen, denen dieselbe mangelt. Es verhält sich mit dem Aufklären wie mit dem Curiren. Wenn man die mancherley Krankheiten sieht, unter welchen die Menschheit seufzt, so bekommt man freylich Lust, denselben abzuhelfen: allein wenn man dazu die nöthigen Einsichten nicht besitzt, so wird man der Mörder der Personen, welchen man Arzeney reicht. Ein Aufklärer, der zu diesem Geschäfte nicht die nöthige Weisheit hat, ist ein moralischer Quacksalber, der im Grunde mehr Unheil stiftet, als ein medicinischer. Dieser bringt seine Patienten um Gesundheit und Leben; jener verwirrt ihren Verstand, und raubt ihnen ihre Gemüthsruhe. Möchte doch das Oberhaupt der weisen Aufklärer, Jesus, immer für jeden Muster seyn, der sich geneigt fühlt, seine Zeitgenossen aufzuklären! Immer trug er die Wahrheit in einer Hülle vor, welche sie denen verbarg, die unfähig waren, sie zu begreifen, sie aber leicht von andern weggezogen wurde, welche für dieselbe Empfänglichkeit hatten. Um den Reiz, die Hülle wegzuziehen, zu vermehren, setzte er bey der Hülle sei-

seiner Reden immer hinzu: wer Ohren hat zu hören, der höre!

Und wenn man nun die zur Aufklärung schicklichen Wahrheiten in der Hülle vorgetragen hat, und man bemerkt, daß nur eine kleine Anzahl dafür Empfänglichkeit besitzt: so darf uns dieß nicht verdrießen. Nicht sowohl vom Gelingen, als vielmehr vom Erfüllen der Pflicht hängt unsere Seligkeit ab.

Es ist also gewiß, daß uns die Gesellschaft der Menschen in einer weit reizendern, ich möchte wohl sagen, himmlischen Gestalt, erscheint, wenn wir uns dazu gewöhnen, sie für das zu halten, was sie ist — eine Gesellschaft von Geistern, die unter Gottes Leitung, und nach seiner Verordnung, wirkt. Eben so wird uns die ganze Erde in einem himmlischen Lichte erscheinen, wenn wir sie und alles, was auf ihr ist, als Gottes Werk, alles was auf ihr geschieht, als Gottes Wirkung, das Fallen des Sperlings vom Dache, als Gottes Schickung betrachten. Ist dieß vielleicht Täuschung? Gewiß nicht, wenn anders Gott die Welt regiert. Dann sehen, hören, schmecken und fühlen wir allenthalben Gott, bekommen jeden Augenblick Erinnerungen an sein Daseyn; nichts ist uns schrecklich mehr, alles wohlthätig, nichts unnütze, alles ein Beförderungsmittel wohlthätiger Zwecke.

Je bekannter wir mit der Natur sind, desto mehr müssen wir, wenn wir sie anders als

Got-

Gottes Wirkung betrachten, aus Betrachtung derſelben Seeligkeit ſchöpfen.

Aber auch bey ſehr mäßigen und eingeſchränkten Kenntniſſen derſelben können wir aus ihr Seeligkeit ſchöpfen, wenn wir nur Neigung haben, über ihre Wirkungen nachzudenken, und in denſelben die Beweiſe der alles regierenden Vaterliebe zu finden.

Ich will hier einige Winke geben, wie man die Natur betrachten, in einem himmliſchen Lichte ſie erblicken, und dadurch zu ſeligen Empfindungen ſich ſtimmen könne.

Der Umlauf der Erde geſchieht nach gewiſſen Geſetzen, die ganz unabänderlich beobachtet werden. Wenn auch auf der Erde die gröſte unerklärbarſte Verwirrung herrſcht; wenn zur Zeit der Erndte wochenlange Regengüſſe einfallen, die Ströme ihre Ufer überſchreiten und die Felder verwüſten, die Menſchen zu Hundert tauſenden zuſammengetrieben werden, um einander zu morden; ſo wird doch dadurch der Umlauf der Erde in ſeiner Ordnung nicht gehemmt. Zu der beſtimmten Minute erſcheint und verſchwindet die Sonnenſcheibe, der Mond und jeder Stern. Welch eine dringende Erinnerung an die Gegenwart eines höchſten Weſens, welches das Ganze regiert! Wie kann man in ein Haus treten, wo die Geſchäffte aller Hausgenoſſen nach einer gewiſſen Regel verrichtet werden, ohne zu glauben, daß ſie alle unter einem gemeinſchaftlichen Aufſeher ſtehen? Wie kann man in der Ferne die Waffenübungen

gen

gen eines Heeres betrachten, deſſen Glieder alle in einer gewiſſen Minute ſich ſchwenken, vor- und rückwärts gehen, ihre Gewehre heben laden, abfeuern, ohne an das Daſeyn eines Weſens zu denken, das ihre Bewegungen leitet? Und die regelmäßige Bewegung eines ſo großen Körpers, wie unſere Erde iſt, die ſeit mehreren tauſend Jahren ſchlechterdings durch gar nichts unterbrochen wurde, ſollte man betrachten können, ohne dadurch in dem Glauben an das Daſeyn eines Weltregierers beſtärkt zu werden? Der bey ſeiner Heerde wachende Hirte, der auf ſeinem Poſten wachthaltende Soldat, wenn ſie mit Nachdenken den Auf- und Untergang der Sterne beobachten; der bekümmerte Hausvater, der aus dem Getümmel ſeiner Geſchäffte ſich losreißt, auf den nächſten Hügel geht, und hier die Sonne unter-, dort den Vollmond aufgehen ſieht; die geängſtete Mutter, die am Bette des kranken Kindes die Nacht durchwachte, wann ſie gegen Morgen an das Fenſter tritt, und die Sonne in ihrer Pracht aufachen ſieht, fühlen alle Gottes Gegenwart, und denken, wo nicht deutlich, doch dunkel:

Iſt er nicht auch dein Helfer und Berather,
Ewig dein Vater?

Sie fühlen dann neue Kraft, neuen Muth, die ihnen anvertraueten Geſchäffte fortzuſetzen, ſie ſind — im Himmel auf Erden.

Auf der Erde iſt alles in raſtloſer Thätigkeit, alles, vom Elephanten bis zum Mooſe, ſtrebt

sich zu nähren, und in seiner Art zu vergnügen.

Schon dieser Anblick ist aufheiternd. Aber in einem weit reizendern Lichte erscheint uns diese Thätigkeit, wenn wir sie in der Nähe mit Aufmerksamkeit betrachten, und sehen, wie durch dieses rastlose Streben, das nur auf die Erhaltung und das Vergnügen der einzelnen Dinge zu zielen scheint, das Wohl des Ganzen befördert wird.

Die Brunst treibt das Thier, seines Gleichen zu suchen, um sie zu stillen, und, indem es dieselbe stillt, pflanzt es sich fort, und liefert einen Beytrag zur Erhaltung seines Geschlechts. Die Mause, die Spechte und alle Vögel, welche von Insecten sich nähren, sind vom Morgen bis zum Abend geschäftig, sie aufzusuchen und — bey einem durch diese Geschäftigkeit uns von einer Menge Insecten, deren zu starke Vermehrung uns höchst lästig und schädlich seyn würde. Der Maulwurf durchwühlt die Erde, um Würmer zu suchen, und verfertigt, indem er dieß thut, Kanäle, durch welche das Wasser eindringen, und die Erde tränken kann. Der Regenwurm, den er aufsucht, unterstützt ihn in seinem Geschäffte. Wann die Gurke, die Melone, der Kürbis zu blühen anfangen: so sammelt sich um sie eine Menge Insekten, um in ihnen ihre Nahrung zu suchen, fliegen von dem männlichen zu den weiblichen Blumen, tragen von jenen den Saamenstaub auf diese, und — befruchten sie. Wo

ein

ein Aas iſt, da zieht ſein Geruch Raben, Dohlen, Elſter, Fliegen, Aaskäfer bey, um ſich zu nähren, und ſeine Eyer zu legen. Nach einigen Tagen iſt das Aas verſchwunden. Was haben alſo alle dieſe Thiere gethan? Sie haben gemeinſchaftlich gearbeitet, um das Aas wegzuſchaffen, welches durch ſeine Ausdünſtungen die Luft würde vergiftet haben. Auf das Geſchrey eines leidenden Thieres eilt ſogleich der Fuchs herbey, um es zu freſſen — oder vielmehr ſeine Leiden abzukürzen. Wo die Mäuſe ſich zu ſtark vermehren, kommen Raben, Wieſeln, Hermännchen in Menge herbey, als wenn ſie dazu beordert wären, ihre überhandnehmende Menge zu hindern. In Provinzen, wo wenige, oder uncultivirte Menſchen wohnen, vermehren ſich die Wölfe, Bären, Löwen, Tiger und andere Raubthiere, und verzehren wehrloſe Thiere. Wie grauſam! denkt der, der ein Reh von einem Wolfe zerreiſſen ſieht, und dabey blos ſeinen Empfindungen folgt. Wie weiſe denkt ein anderer, der etwas weiter ſieht. Die Raubthiere ſchützen die wehrloſen grasfreſſenden Thiere gegen den ſchrecklichen, langſam peinigenden Hungerstod, der ſie gewiß, bey einer zu ſtarken Vermehrung, treffen würde. Der Marder und Iltis lauern auf die Wohnungen der Hühner und Tauben, richten darinne, wenn ſie nicht gut verwahrt ſind, ein ſchreckliches Blutbad an, das — die Menſchen zur Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit ermuntert.

Jedes

Jedes Thier, jede Pflanze iſt, wenn wir ſie genauer unterſuchen, eine Maſchine, deren innere Theile in ſteter Bewegung ſind. Nun finden wir, daß viele, von Menſchen verfertigte, Maſchinen etwas zubereiten, die Mahlmühle Mehl, die Oelmühle Oel, die Papiermühle Papier, die Lohemühle Lohe. Wenn ſie einige Zeit gearbeitet haben: ſo liefern ſie dieſe Materialien ab.

Sollte es mit den Millionen von Gott, durch die Kräfte der Natur, hervorgebrachten Maſchinen nicht eben ſo ſeyn? und wenn es ſo wäre, und wir bedächten das, ſähen jede Pflanze, jedes Thier als eine Maſchine an, die Gott auf ihre Plätze geſtellt hätte, damit eine jede etwas für das allgemeine Beſte hervorbringen ſollte, welchen neuen Reiz würde dann die Erde für uns bekommen. Und ſo iſt es!

Das zahlloſe Heer der Pflanzen ſaugt die Säfte der Erde und ihre Salze ein, fängt den Regen und Thau auf, und verarbeitet dieß alles zu einer Materie, die für das Ganze nutzbar iſt. Die Bäume arbeiten dieſe Dinge zu Holz, und einige bilden daraus ſchmackhafte Früchte. Beſetzt, die ihr hieran zweifelt, einen großen Platz mit verſchiedenen Baumarten, gebt ihnen einerley Boden, der aber dem Wachsthume der Bäume günſtig iſt, und ſehet dann nach einigen Jahren zu, was ſie gearbeitet haben. Sie ſind alle gewachſen, die Maſſe des Holzes hat ſich vergrößert, von dieſen könnt ihr Kirſchen, von jenen Aepfel, von andern Birnen,

nen, oder Pflaumen, oder Apricosen brechen. Aus einerley Stoff sind so verschiedene Dinge gebildet worden! Andere Pflanzen, die niedriger sind, verfertigen durch den Umlauf der Säfte, die sie einsaugen, bald ein Nahrungsmittel für die Menschen, oder andere Säugethiere, oder die Vögel, oder Insekten, bald ein Genesungsmittel, bald ein Färbemittel.

Die Thiere thun ein gleiches. Sie sind Maschinen, welche die Nahrungsmittel, die sie durch den Mund zu sich nehmen, zu allerley Materialien verarbeiten, die für das Ganze nutzbar sind. Durch das rastlose Bewegen des Magens, des Herzens, des Blutes, wird Fleisch hervorgebracht, welches von jeder Gattung einen eignen Geschmack hat, und ein Nahrungsmittel, theils für Menschen, theils für Thiere ist. Aber dieß ists noch nicht alles. Die Maschine der Kühe und Ziegen bereitet uns Milch, die Maschine der Schaafe, nebst der Milch, Wolle. Andere Thiermaschinen bereiten für den Menschen nutzbare Felle, Eyer, Knochen, Federn, Haare, Hörner, Talg. Wissen wir von dem, was andere Thiermaschinen hervorbringen, keinen Nutzen, so folgt daraus weiter nichts als — daß wir ihn nicht wissen, keinesweges aber, daß sie ihn nicht haben. Die Wolfskirsche ist so viele Jahrhunderte auf der Erde gewesen, ohne daß man gewußt hat, was sie Nutzbares liefere. Am Ende dieses Jahrhunderts ist es entdeckt worden, daß sie ein

Heilungs-

Heilungsmittel der entsetzlichen Krankheit — der Hundswuth, bereite.

So wird die Nachwelt noch das Nutzbare, das viele andere Thier- und Pflanzenmaschinen verfertigen, entdecken.

Ich habe bisher nur von Materialien gesprochen, welche durch die Thier- und Pflanzenmaschine verfertigt werden, die jedem aufmerksamen Beobachter der Natur in die Augen fallen müssen.

Ich bemerke nun noch, daß es auch andere gebe, die weniger sichtbar sind.

Seitdem man auf die verschiedenen Luftarten aufmerksam geworden ist, hat man auch bemerkt, daß durch die Bäume, wenn sie frey stehen, und von der Sonne beschienen werden können, Lebensluft entwickelt werde, die für Menschen und Thiere zum Einathmen sehr heilsam ist.

Diese Erfahrung leitet zu weitern Betrachtungen. Jede Pflanze und jedes Thier dünstet so gut aus, als der Baum. Jede Art hat ihre eigne Ausdünstung, die gewiß für das Ganze so nöthig ist, als die Ausdünstungen der Bäume.

Hier muß ich abbrechen: theils weil zur weitern Ausführung dieser Materie ein eignes Buch nöthig wäre; theils weil ich den eignen Bemerkungen der Leser nicht vorgreifen will. Nur Winke wollte ich geben. Wer sie aber versteht und befolgt, wird sich gewiß viele neue Freudenquellen öffnen.

Setze dich nun, mein Leser! mit den Gedan-

danken, die du aus diesem Buche gesammelt hast, am Abend eines Tages, *) an dem du es dir angelegen seyn ließest, deine Pflichten zu erfüllen, auf eine Anhöhe, von welcher du einen Theil der Flur überschauen kannst, thue die Augen auf, denke nach; was siehst du? Den Himmel auf Erden! In dir fühlst du das süße Bewußtseyn, deine Pflicht gethan zu haben, und fühlst Wachsthum; um dich siehst du Gott wirken, vernimmst seine Stimme, erblickst allenthalben Engel, die Gott aussandte, für dich zu arbeiten, deine Winke zu befolgen, dich zu belehren, zu warnen, zu erziehen; erblickst allenthalben, im Walde, im Baume, unter dem du ruhest, im Moose, auf dem du sitzest, im Säugethiere, im Vogel, im Insekte, rastlose Thätigkeit, die unter höherer Leitung für das Ganze und auch für dich arbeitet. Kannst du dieß alles betrachten, und noch zweifeln, daß du im Himmel seyst?

*) Anm. Diese Stelle kann man als Erklärung des Titelkupfers ansehen.

Viertes Buch.

Ueber die Erlösung von den Mühseligkeiten dieses Lebens.

Die Klagen über die Mühseligkeiten des menschlichen Lebens sind beynahe allgemein. *) Vielen Lesern wird es daher ungereimt scheinen, daß in einem Leben, das mit so vielen Mühseligkeiten verknüpft ist, der Himmel zu suchen seyn soll. Gleichwohl behaupte ich es, und bin überzeugt von der Möglichkeit, daß diese Klagen bey denjenigen, die für das, was ich jetzo sagen werde, Empfänglichkeit haben, erst sich vermindern, und dann aufhören werden.

Sollen die Mühseligkeiten dieses Lebens aufhören, so ist das erste, was wir dabey zu thun haben, dieses: daß wir untersuchen, woher sie kommen? Die Quelle, durch welche ein Sumpf entsteht, der pestilenzialische Dünste um sich verbreitet, ist bald gestopft, wenigstens abgeleitet, wenn sie nur erst entdeckt ist. Will man den Sumpf austrocknen, ohne die Quelle zu kennen, die ihn nährt: so kostet dieß ungleich

*) Anm. Einen sehr kleinen Theil davon findet man im Carl von Carlsberg gesammelt.

gleich gröſsere, vielleicht ganz vergebliche Mühe. Wo iſt denn nun die Quelle der Mühſeligkeiten dieſes Lebens zu ſuchen? Wäre es mir möglich, die Antwort auf dieſe Frage von jedem Leſer dieſes Buchs zu vernehmen: ſo würde ſie ſehr mannichfaltig ausfallen. Von Hunderten würden aber gewiß neun und neunzig die Quellen ihrer Mühſeligkeiten auſſer ſich ſuchen. Iſt dieß gegründet: ſo iſt wenig Hoffnung da, von denſelben erlöſet zu werden.

Unſere Wirkſamkeit auf die Dinge auſſer uns bleibt immer ſehr beſchränkt. Wenn das Clima, oder die Regierung, oder die Verkehrtheit der Geſellſchafter, mit welchen wir verbunden ſind, die Quellen unſerer Mühſeligkeiten ſind: ſo werden ſie groſsentheils immer bleiben. Die völlige Abänderung dieſer Dinge werden wir nicht erleben; alles was wir bey der möglichſten Anſtrengung thun können, iſt — Milderung.

Vielleicht habe ich aber die Frage: woher entſpringen die Mühſeligkeiten des menſchlichen Lebens? zu allgemein ausgedrückt. Ich will ſie alſo etwas beſtimmter vortragen. Woher entſpringen die Mühſeligkeiten, über welche du Cajus, oder du Caja klagſt? Du biſt wegen der Antwort verlegen; ich will ſie ſtatt deiner thun: Aus dir! aus dir! aus dir! entſpringen ſie alle!

Du findeſt dieſe Antwort liebloſ? Im Grunde iſt ſie aber menſchenfreundlich. Wer kann dir helfen, wenn der Grund deiner Mühſeligkeiten

keiten auſſer dir liegt? Wäre es auch nur dein Vater, oder dein Gatte, oder dein Kind, oder dein Nachbar, dem du deine Leiden zuſchreibſt, wer will dieſe Perſonen umändern? und wie ſchwer, wie unmöglich wird es oft ſeyn, das Band zu zerreiſſen, das an ſie dich knüpft?

Auf dich ſelbſt kannſt du aber weit nachdrücklicher wirken. Glaube nur, daß der Grund deiner Leiden lediglich in dir liege, und handle dieſem Glauben gemäß: ſo werden ſie gewiß aufhören.

Du ſollſt mir nicht glauben, weil ich es ſage, ſondern weil du bey mäßigem Nachdenken finden kannſt, daß dieß, was ich ſage, wahr iſt.

Welch eine ergiebige Quelle der Mühſeligkeiten ſind die Unwiſſenheit und der Irrthum! Wenn man dem erſten Urſprunge der menſchlichen Leiden nachſpüren will, ſo wird man bey dem mehreſten auf ſie geführet. Indem die Menſchen am thätigſten ſind ihr Wohl zu befördern: ſo erſchaffen ſie ſich Leiden aus Unwiſſenheit und Irrthum. Unter den Mühſeligkeiten dieſes Lebens iſt gewiß eine der größten und peinlichſten, die Krankheit. Sie hemmt des Geiſtes Wirkungen, und macht ihn für das Schöne und Gute, das auf der Erde iſt, unempfänglich. Und woher rühren die Krankheiten? Von Unwiſſenheit und Irrthum.

Man verzeihe mir, daß ich allgemein ausdrücke, was doch nicht allgemein wahr iſt. Es iſt ja nun einmal Gewohnheit, allgemein zu behaup-

haupten, was von dem ungleich gröſsern Theile gilt.

Aus Unwiſſenheit verderben die Eltern die Säfte ihrer Kinder, ſchwächen ihre Nerven und erzeugen den Saamen zu Krankheiten; aus Unwiſſenheit zerrütten Jünglinge und Mädchen ihr Nervenſyſtem; aus Unwiſſenheit machen ſich die Menſchen krank, wenn ſie ihren Leib zu verpflegen glauben; aus Irrthum verwandeln ſie kleine Schmerzen in chroniſche Krankheiten, durch Quackſalbereyen.

Die Unwiſſenheit und der Irrthum ſind groſse Uebel, aber man kann ſie doch los werden. Wenn man ſich nur von ſeiner Unwiſſenheit überzeugt, und redlich Belehrung ſucht: ſo kann man doch nach und nach die Quelle verſtopfen, aus welcher zahlloſe Leiden entſpringen.

Ohne Zweifel hat von jeher der Weltregierer Veranſtaltungen getroffen, die Menſchen zu belehren, wie ſie ſich gegen viele Mühſeligkeiten dieſes Lebens verwahren können. In unſern Tagen ſind ſie vorzüglich ſichtbar, da Gott die Aufmerkſamkeit der Menſchen, die ſonſt auf ganz entfernte Dinge gerichtet war, gröſtentheils auf Unterſuchung der Quellen des menſchlichen Elends gelenket hat. Was für heilſame Kenntniſſe ſind durch gute Volks- und Erziehungsſchriften verbreitet, welch wohlthätiges Licht iſt dem im Finſtern wandelnden Volke aufgeſteckt worden. Dem, der redliche Belehrung ſucht, muß es alſo jetzo leichter, als ve-

mals werden, sie zu finden, und sich nach und nach von vielen Mühseligkeiten zu befreyen, die ihn sonst niederbeugten.

Noch mehrere Mühseligkeiten entspringen aus der Verletzung und Vernachlässigung unserer Pflichten. Schafft Erfüllung der Pflichten, wie ich vorhin gezeigt habe, den Himmel: so muß er ja fehlen und nichts als Elend und Mühseligkeit entstehen, wenn man dieselben vernachlässigt oder verletzt. Der ganze Gemüthszustand des Pflichtvergessenen kann ja nicht anders als traurig seyn, da ihm alle das Vergnügen fehlt, was die Erfüllung der Pflichten gewährt, da er die Beförderung seiner Zufriedenheit ausser sich sucht und folglich nie findet.

Aber auch die Zerrüttung des äussern Zustandes ist fast immer eine Folge der Pflichtvergessenheit. Wenigstens wird man von vielen Mühseligkeiten, wenn man aufrichtig dem ersten Ursprunge nachspüren will, denselben darinn finden.

Da liegt nun Gargil und wimmert unter namenlosen Schmerzen, von welchen sein Körper gefoltert wird. Der rechtschaffene Gargil, der es mit allen Menschen so gut meynte. Wüßtet ihr die Geschichte seiner frühern Jahre, wo nicht die Pflicht, sondern die Befriedigung seiner Lüste der Zweck seines Wirkens war: so würde euch der Ursprung seiner Leiden begreiflich werden.

Nachdem Orbil lange Jahre mit Kummer und Sorgen gekämpft hat, und von seinen

Gläu-

Gläubigern geängstet worden iſt, ſind geſtern ſeine Zimmer verſiegelt worden, und nach wenigen Wochen wird ſein ganges Vermögen ſeinen Gläubigern zuerkannt werden. Fürwahr eine große Mühſeligkeit, die Ordil ſo lebhaft fühlt, daß er mit dem Gedanken umgeht, durch Selbſtmord ſich den Ausgang aus einer Welt zu öffnen, deren Bewohner von ſo vielen Mühſeligkeiten gequält werden. Aber woher kommen ihm denn alle dieſe Mühſeligkeiten? Von ſeiner Pflichtvergeſſenheit. Ein Ball, ein Concert, ein Schauſpiel, der Aufruf zu einer Luſtreiſe und andere dergleichen ſinnliche Vergnügungen mehr, waren hinlänglich ihn zu bewegen, den Poſten zu verlaſſen, auf den ihn Gott geſtellt hatte, um da durch Abwartung ſeiner Geſchäffte den Menſchen nützlich zu werden und das Wohl ſeiner Familie zu beſorgen. Das Geld, das Gott ihm gab, um damit ſeinen Zuſtand zu vervollkommnen und Leidende damit zu unterſtützen, gab er für Putz und Ergötzlichkeiten aus. Er borgte und — bezahlte nicht.

Mordax las die Ankündigung dieſes Buchs, und warf ſie unwillig weg, weil er es für Chimäre hielt, den Himmel auf dieſer Erde zu ſuchen, wo ſo viele gottloſe Menſchen wohnen. Zugleich machte er eine lange Erzählung von den Bosheiten, die er von den Menſchen erdulden müſſen, von den Cabalen, die ſie gegen ihn geſpielet hätten. Allein wer den Mordax kennt, der weiß auch, daß er, durch ſeine liebloſen Reden, ſich alle dieſe Leiden zugezogen ha-

be. Gegen seine Vorgesetzten setzte er alle Achtung bey Seite, und rechnete es sich zur Ehre an, wenn er recht schlecht von ihnen sprechen konnte. Jeden Fehltritt, den sein Nebenmensch that, machte er bekannt und dichtete denen Fehler an, an denen er keine finden konnte.

Dort steht Trompäus traurig in seinem Laden, sieht, wie die Käufer vorbey gehen, ohne seine Waaren anzusehen, und sich zu seinem Nachbar wenden. Er sieht den Umsturz seiner Handlung voraus und seufzt über seinen gottlosen Nachbar, der ihm sein Brod geraubt, und durch seine List seine ehemaligen Kunden ihm abspenstig gemacht hätte. Wer ihn aber kennt, der weiß, daß er durch seine Betrügereyen sich selbst das Zutrauen seiner Nebenmenschen geraubt, und sein Nachbar durch seine Rechtschaffenheit sich dasselbe verdient habe.

Richard krächzt unter der Last von Geschäften, die ihn beinahe zu Boden drücken, und kann nicht glauben, daß in diesem Leben, wo man mit übermäßigen Arbeiten geplagt wird, der Himmel seyn könne. Allein woher kommen seine übermäßigen Arbeiten? Von seiner Gewinnsucht. Der Zweck seines Wirkens ist nicht die Erfüllung seiner Pflichten, sondern — ein reicher Mann zu werden. Um diesen Zweck zu erreichen, übernimmt er immer mehrere Geschäffte, mit denen er etwas gewinnen kann, ohne zu überlegen, ob seine Kräfte auch dazu hinlänglich sind.

Tropäola ist fest überzeugt, daß diese Erde ein Jammerthal sey. Wie kann sie auch anders, da sie von ihren Kindern lauter Herzeleid hat. Die eine Hälfte derselben ist siech und gebrechlich, und alle sind ungesittet, ausschweifend und unfolgsam. Wollte Tropäola aber aufrichtig dem Grunde ihrer Leiden nachspüren: so würde sie ihn sicher in ihrer Pflichtvergessenheit finden. Dem Säuglinge versagte sie ihre Brust, und ließ ihn die Milch einer feilen Dirne einsaugen. Gegen das Weinen ihrer Kinder war sie fühllos, und statt ihre Pflichten, die sie ihnen schuldig war, zu erfüllen, überließ sie dieselben dem Gesinde, und sie bemühete sich, in Gesellschaften zu glänzen.

Wie leicht wäre es, das Register von Mühseligkeiten, die aus der Pflichtvergessenheit entspringen, zu vergrößern: allein diese wenigen Exempel sind schon hinlänglich uns zu überzeugen, daß Pflichtvergessenheit eine ergiebige Quelle von Mühseligkeiten sey.

Ich habe diese Exempel nicht deswegen angeführt, um den Lesern eine Anleitung zu geben, den Ursprung der Mühseligkeiten zu erforschen, unter denen ihre Nebenmenschen seufzen; sondern um sie zu reizen, die Quelle ihrer eignen Leiden zu entdecken. Finden sie sie auch in der Pflichtvergessenheit: so ist diese Entdekkung freylich von der einen Seite traurig; auf der andern Seite öffnet sie aber doch eine Aussicht in den Himmel auf Erden.

Liegt der Grund meiner Leiden in mir: so kann ich ihn ja wegschaffen. Ists meine Pflichtvergessenheit: so darf ich ja nur anfangen, meine Pflichten treu zu erfüllen, um meine Leiden zu mindern. So wie die sumpfige Wiese, die sonst nur Schilf und saure Gräser trug, nach wenigen Monaten mit Klee und süßem Grase bedeckt ist, wenn man durch Graben den Sumpf ausgetrocknet hat: so mindern sich auch unsere Leiden nach erfolgter Besserung.

Ganz fallen sie freylich selten weg, die Spuren ehemaliger Pflichtvergessenheit bleiben in dem Zustande mancher Menschen, wie auf manchen Gesichtern die Narben von den Kinderblattern. Wer einen Menschen durch Verführung oder böses Exempel verdorben hat, wird ihn vielleicht nie bessern können, wird lange den Anblick eines oder mehrerer Menschen haben müssen, die er ins Elend stürzte. Aber auch für diese Classe von Menschen ist der Eingang zum Himmel auf Erden nicht verschlossen. Sobald sie wirklich gebessert sind, so werden die traurigen Erinnerungen an ihre ehemalige Pflichtvergessenheit ihnen Spornen seyn, ihre Pflichten desto eifriger zu erfüllen.

Tityrus ist durch die Blattern entstellt worden: so oft er sein Gesicht im Spiegel erblickt, wächst bey ihm der Eifer, sein möglichstes zu thun, um die Ausrottung der Blättern zu befördern So wird auch dem sonst Pflichtvergeßnen, der sich wirklich gebessert hat, das Gefühl der Leiden, die ihm Pflichtvergessenheit zu-

zog, ein mächtiger Antrieb, in Erfüllung seiner Pflichten recht eifrig zu seyn.

Phronimus arbeitet mit ganzer Kraft der Verbreitung der Unzucht entgegen, und genießt das Bewußtseyn, eine Menge Menschen dem Verderben entrissen zu haben. Das Gefühl der Leiden, die er sich durch seine eignen Ausschweifungen zuzog, waren ihm immer eine Ermunterung, andere vor ähnlichen Leiden zu bewahren.

Verzage also nicht, du, der du zum Laster herabsankst, und vielleicht lebenslang die traurigen Folgen davon fühlen wirst. Noch steht die Thür zum Himmel dir offen. Bessere dich, und laß das Gefühl deiner Leiden dich reizen, deine Brüder zu warnen, daß sie die Wege meiden, auf welchen du in dieselben versankst.

Muthlosigkeit und die daraus entspringende Unthätigkeit unterhalten und vergrößern dieses Lebens Mühseligkeiten; man hält sie für unabänderlich, man traut sich die Kraft nicht zu, sie wegzuschaffen, folglich bleiben sie und vergrößern sich mit dem Fortgange der Zeit. O wenn der Mensch Glauben hätte wie ein Senfkorn: so würde er sagen zu diesem Berge: hebe dich, und wirf dich ins Meer!

Aber dieser Glaube ist leider so selten — statt zu glauben, klagt und seufzt man — und findet deßwegen den Himmel auf Erden nicht.

Eine

Eine Menge Vorurtheile nähren die Muthlosigkeit, und lassen diesen Glauben nicht aufkeimen. Was seit Menschengedenken gewesen ist, das hält man gemeiniglich für unabänderlich, für einen Mangel, der so natürlich sey, als bey dem Menschen die Flügellosigkeit. Daher rühren die unfruchtbaren Steppen mitten im cultivirten Deutschland, die pestartigen Krankheiten, die man hegt, die manchen Provinzen eignen sittenverderbenden und kostspieligen Gebräuche; der elende Zustand vieler Schulen, der nahrungslose Zustand vieler Gemeinen, die noch an vielen Orten sichtbare Strassenbetteley. Jedermann klagt darüber; fragt man aber die Klagenden: warum ändert ihr denn dieß nicht ab? so bekommt man gemeiniglich die Antwort: das geht nicht! u. s. w.

Wer kann wider Gott? Dieß ist ein anderes Vorurtheil, was die Menschen abhält, sich aus ihren Mühseligkeiten heraus zu arbeiten, und ihnen den Glauben benimmt, daß sie sich helfen könnten. Das Uebel, das sie dulden, kommt von Gott, folglich glauben sie, daß sie gegen Gott nichts ausrichten könnten.

Freylich ists wahr, daß alles von Gott komme, Glück und Unglück, Leben und Tod; aber vieles kommt ohne Zweifel deßwegen von Gott, daß es unsere Kräfte wecken und uns in Thätigkeit setzen soll. Wenn du thust, was du kannst, um gewisse Leiden aus deinem Zustande wegzuschaffen, und alle deine Bemühungen sind fruchtlos; dann erst kannst du sagen,

wer

wer kann wieder Gott! dann erst kannst du dein Schicksal als unabänderlich annehmen.

Wenn dein Haus von Flammen ergriffen wird, wenn dein Saatfeld verhagelt, wenn eine gefährliche Krankheit dich niederwirft: so ist dieß freylich alles Gottes Schickung. Wenn du aber, statt zu wimmern, sogleich die nachdrücklichsten Anstalten triffst, dein Haus zu retten: so wird es vielleicht gerettet werden; besäest du das verhagelte Feld sogleich mit einer andern Art von Gewächsen: so kannst du vielleicht für den erlittenen Verlust dich schadlos halten: und wenn du bey deiner Krankheit einen geschickten Arzt rufen lässest: so kann er dir vielleicht helfen.

Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

Ein goldener Spruch! der aber ebenfalls von vielen falsch verstanden, und deßwegen zum schädlichen Vorurtheile wird.

Wenn das Leiden, das mich drückt, zum Besten dient, denkt man, warum soll ich es denn wegschaffen? Man bedenkt aber nicht, daß das Beste, wozu es dienen soll, vorzüglich die Belehrung ist, daß wir nachdenken sollen, um Mittel zu finden, es wegzuschaffen, und so vernünftiger und thätiger zu werden.

Möchtest du, Leidender! doch Glauben haben, wie ein Senfkorn! möchtest du doch Zutrauen zu dir selbst fassen, und, durch das Gefühl deiner Kräfte gestärkt, glauben, daß gewisse Leiden weggeschaffet werden könnten.

Dann

Dann würdeſt du ſie gewiß wegzuſchaffen ſuchen, und wie viel würde dir dann möglich ſeyn!

Dieſem Glauben ſind die Wunder zuzuſchreiben, die der Prediger Siegmund in ſeiner Gemeine gethan hat. Bey ſeinem Anzuge fand er ſie in dem kläglichſten Zuſtande: ihr Leiber ſeiner Pfarrkinder waren mit dem eckelhafteſten Ausſatze, ihre Seelen mit Aberglauben und Unwiſſenheit, und ihre Güter mit Schulden belaſtet. Sie waren ein lebendiges Bild des menſchlichen Elends.

Mit wehmuthsvollem Blicke ſah er das Elend, trauerte, fühlte aber bald Trieb zu retten, dachte über die Mittel zur Rettung nach — glaubensvoll machte er davon Gebrauch und — die Rettung erfolgte.

Als er ſie befragte, woher ihr Ausſatz rühre? gaben ſie ihm zur Antwort, das Waſſer ſey daran ſchuld. Er ließ das Waſſer von einem Arzte unterſuchen, der es für unſchuldig erklärte, und er ſahe bald, daß der Grund von ihrem Ausſatze lediglich in ihrer Unreinlichkeit und in der Meynung liege, daß es vom Waſſer herrühre.

Ob es nun ſchon unmöglich ſchien, ein Vorurtheil, das ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hatte, auszurotten, ſo gab ihm doch ſein Glaube Muth dazu.

Er ſuchte die Familie heraus, die er für die vernünftigſte hielt, machte ihr das Elend des Ausſatzes, das ſie an ſich hatte, recht fühlbar, verſprach ihr Rettung, wenn ſie ſeine

Vor-

Vorschriften pünktlich befolgen würde. Sie befolgte sie und mit Beyhülfe eines geschickten Arztes war sie in wenigen Wochen von ihrer Plage befreyet.

Dieß Exempel machte auf Andere Eindruck, der Prediger suchte eine Familie nach der andern zu bereden, dasselbe nachzuahmen, es geschahe, und binnen wenigen Jahren hatte er seine Gemeine von einer Plage befreyet, die über ein Jahr hundert unter ihr geniſtet hatte.

Er fand, daß ihre Armuth fast ganz von der verkehrten Art herrühre, mit der sie ihr Land bebaueten. Er that Vorschläge zur Verbesserung des Ackerbaues, aber immer umsonst; weil sie in der Meynung standen, daß ihr Land dieß nicht litte. Er schwieg, aber glaubensvoll ließ er sein eignes Land nach den Vorschriften der vernünftigsten Oekonomen bearbeiten, und erzeugte darauf Früchte, die seit Noahs Zeiten auf diesem Platze nicht gewachsen waren; unter andern trieb er den Kleebau stark. Die Gemeine sah es, schütteite die Köpfe, erstaunte, und nach und nach ahmte man des Pfarrers Beyspiel mit gutem Erfolge nach. Die verbesserte Cultur des Landes verminderte die Armuth, befreyete von Schulden und schaffte ein gutes Auskommen.

Gegen die Unwissenheit und den Aberglauben arbeitete der redliche Pfarrer bey jeder Gelegenheit, aber mit wenigem Erfolge. Manche Menschen, wenn sie gewisse Jahre erreicht haben,

ben, lassen sich so wenig von ihrer Meynung abbringen, als sich ein alter krummgewachsener Baum gerade ziehen läßt. Nur von der Jugend konnte er hoffen, daß sie sich werde leiten lassen.

Aber da stund ein alter, in Vorurtheilen grau gewordener, Schulmeister im Wege, wie ein Berg; der Anblick desselben, das lebhafte Gefühl seiner Pflichten, erzeugte in ihm den Glauben, daß er diesen Berg versetzen könne. Er sprach: weiche! und er wich. An einem Dankfeste, nach einer reichen Erndte, mahlte er die Wohlthaten, welche die Gemeine bisher empfangen hatte, die Befreyung vom Aussatze, die vergrößerte Fruchtbarkeit der Felder recht lebhaft aus. Dann erzählte er, was für Dankopfer die alten Juden gebracht hätten, wenn sie vom Aussatze wären befreyet worden, oder wann ihre Erndte gut ausgefallen wäre. Er zeigte hierauf, daß Christen sich nicht von Juden dürfen übertreffen lassen, sondern noch mehr, als diese, verbunden wären, ihrem himmlischen Wohlthäter, wenn er sie gesegnet hätte, Opfer zu bringen. Wüßten sie vielleicht nicht, was sie opfern sollten? so ersuche er die Aeltesten der Gemeine, daß sie sich in sein Haus verfügen und seinen Rath darüber vernehmen sollten. Sie kamen. Er zeigte ihnen sehr eindringlich, wie unbillig es sey, daß sie ihren alten Schullehrer, der so viele Jahre gearbeitet hätte, nicht in Ruhe versetzten, und ihm nicht Muse gönneten, die wenigen

Jahre,

Jahre, die er noch zu leben hätte, zu genießen; wie viel ihre Kinder dabey verlöhren, wenn ihr Unterricht und Erziehung durch einen Mann beſorgt würde, der alt und lebensſatt wäre.

Die Rede machte Eindruck und man entſchloß ſich auf der Stelle, dem alten Schullehrer einen Gehülfen an die Seite zu ſetzen.

Aber wovon, fragte der Prediger weiter, ſoll dieſer leben? Wollen wir vielleicht dem alten Manne die Hälfte ſeiner Einnahme entziehen? Iſt das für ihn eine Wohlthat, wenn man ihm ſo viel an Kummer zulegt, als man ihm an Arbeit abnimmt? Nein Freunde! wenn ihr wirklich eure Dankbarkeit beweiſen wollt, ſo müßt ihr Anſtalten machen, daß der künftige Gehülfe ſein Auskommen findet, ohne daß dem alten Manne etwas abgezogen werde.

Es wurden Einwendungen gemacht, die er ihnen aber alle widerlegte; und bald brachte er ſie dahin, daß ſie ihn in den Stand ſetzten einen Schullehrer anzunehmen, der für ſeine Schule das war, was er ſeyn ſollte. Mit ſeiner Hülfe zog er ſich eine neue Gemeine auf, die durch ihre guten Einſichten und Sitten, ihre Ordnung und Wohlhabenheit ſich auszeichnet, und jetzo andern Gemeinen zum Muſter aufgeſtellt wird. Dieß alles wirkte Siegmund durch den Glauben.

O möchteſt du, kleinmüthiger Dulder! doch Glauben haben, wie ein Senfkorn; möchteſt du doch die Meynung aufgeben, als wenn deine Leiden unabänderlich wären, und im Vertrauen

trauen auf deine Rechtschaffenheit und Kräfte, die Mühe geben, sie wegzuschaffen. Wie manchen Berg, der deiner Wirksamkeit im Wege lag, würdest du versetzen können!

Eine andere Quelle der Mühseligkeiten ist unsere Selbstsucht, oder die Erwartung, daß alles in der Welt nach unserm Willen gehen sollte. Man beobachte sich etwas genauer und man wird gewiß finden, daß dieß wahr sey. Bey weitem der größere Theil unserer Leiden entspringt daher, daß es nicht so geht, wie wir wünschen. Wir erwarten Regen für unser Gerstenfeld und es erfolgt eine anhaltende Dürre; nun kommt ein Gewitter, seine Ankunft verursacht uns Freude, weil wir von ihm Erquickung unserer Felder hoffen; es bringt aber Hagel mit, der unsere Staaten zerschmettert. Wir sind Freunde der Ordnung und müssen um uns Unordnung sehen; wir lieben den Frieden und es kommt Krieg; wir schätzen die Freyheit und leben unter dem Druck des Despotismus; wir sind von der Wahrheit unsers Glaubens überzeugt und wünschen, daß alle Welt unsers Glaubens seyn möchte, gleichwohl sind die mehresten anderer Meynung, und bestreiten wohl gar die Hauptsätze, auf welche unser Glaube sich gründet; wir schätzen eine einfache natürliche Lebensart, und die Menschen, die um uns wohnen, entfernen sich immer mehr von der Natur, und folgen der Stimme des Luxus; wir sind überzeugt, daß Tugend die Stütze der Wohlfahrt einzelner Personen,

so-

ſowohl als des häuslichen und öffentlichen Wohls ſey, gleichwohl müſſen wir ſehen, wie das Laſter im Finſtern ſchleichet, eine Familie nach der andern verderbt, und wohl gar öffentlich durch Bücher und Exempel empfohlen wird. Kurz, wir finden, daß von dem, was in der Welt geſchieht, bey weitem das Wenigſte mit unſern Wünſchen übereinſtimme. Deßwegen will es uns auf der Welt nicht gefallen, und wir können nicht glauben, daß hier der Himmel ſey. Die mehreſten Mühſeligkeiten, über welche wir ſeufzen, ſind Schickſale, die mit unſern Wünſchen nicht übereinſtimmen.

Aus welchem Grunde erwarten wir denn aber, daß alles nach unſerm Willen gehen ſoll? Menſch, wer biſt du, daß du dich für berechtigt hältſt zu verlangen, daß der Lauf der Dinge nach deinem Kopf ſich richten ſoll? Wäreſt du ein Monarch, gleichwohl frage ich dich, wer biſt du? Wer biſt du, gegen die mannichfaltigen Kräfte der Natur, die allenthalben wirkſam ſind? Kennſt du ſie? haſt du ihnen Geſetze gegeben? haſt du ſo viel Macht, daß du ſie zur Befolgung derſelben zwingen kannſt? weißt du, wie der Himmel zu regieren iſt? kannſt du deinen Donner in den Wolken hoch herführen? kannſt du die Blitze auslaufen laſſen, daß ſie hinfahren und ſprechen, hier ſind wir? Aus was für einem Grunde erwarteſt du denn, daß Kräfte, die ganz auſſer

dem

den Kreiſe deiner Einſichten und Wirkſamkeit liegen, ſich nach deinem Willen richten ſollen?

Wer biſt du, wenn du dich vergleicheſt mit den tauſend Millionen Menſchen, die die Erde bewohnen? verlierſt du dich nicht unter ihnen, wie ein Waſſertropfen, der in einen See fällt? Sind ſie deine Kinder? biſt du ihr Verſorger? hat nicht jeder von ihnen ſeinen eigenen Willen, ſeine eigene Begierden? Wer gab dir ein Recht, daß ſie alle nach dir aufſehen, deine Wünſche vernehmen, und ſie zur Richtſchnur ihres Verhaltens machen ſollten? Wer biſt du, wenn du dich mit dem vergleichſt, unter deſſen Leitung alle Kräfte der Natur ſtehen? Haſt du den Plan überſehen, deſſen Ausführung er durch die Thätigkeit der Naturkräfte bewirkt? Kennſt du die Abſichten der beſondern Verfügungen, die er in ſeinem großen Reiche trifft? Hat er dir geſagt, was er durch Revolutionen zu bewirken, und was für Zwecke er durch Deſpotismus zu erreichen ſucht? Sind dir die Gründe bekannt, warum er den, den du für gerecht hältſt, in Feſſeln ſchmachten, und den, der in deinen Augen unſchuldig iſt, das Blutgerüſte beſteigen läßt? Sind dir die Geſetze bekannt, nach welchen er handelt, wenn er hier den Vater aus dem Kreiſe ſeiner unverſorgten Familie wegnimmt, dort den einzigen hoffnungsvollen Sohn den beklagten Eltern entreißt? Wenn du von allem dem nichts weißt, nichts verſtehſt, wie kannſt du erwarten, daß er die Leitung der

Welt-

Weltbegebenheiten nach deinem Willen einrichten soll?

Es ist schon vorhin gesagt worden, daß ein solches Benehmen kindisch sey, und ich wiederhole es hier nochmals. So wenig ein eigensinniges Kind, welches verlangt, daß sich im Hause alles nach seinen Wünschen richten soll, das sich alle Augenblicke für gekränkt und beleidigt hält, sich wohl befinden kann; so wenig kann es ein Mensch, der die Weltbegebenheiten wie ein eigensinniges Kind beurtheilt. Willst du also frey werden von den Mühseligkeiten dieses Lebens: so werde vernünftig; halte dich für das, was du bist — ein Tropfen Wasser im Ocean, ein unendlich kleiner Theil vom Ganzen, und kämpfe gegen die selbstsüchtige Gewohnheit zu erwarten, daß Kräfte, denen du keine Gesetze gabst sich nach deinem Willen richten sollen. Tritt jeden Morgen auf den Platz, den Gott dir anwies, mit dem Wunsche: dein Wille geschehe! Erwarte nicht, daß irgend eine Kraft, die dir nicht subordinirt ist, nach deinem Willen sich richten soll; sondern gewöhne dich, bey allem, was geschieht, Veranstaltung des Weltregierers zu bemerken. Dann wird dir deine Erwartung nicht fehl schlagen können. Sey aufmerksam auf den Gang der Begebenheiten, und auf die Entwickelung, die da und dort die Verwirrung bekommt; dann wird dir oft die Hand des Allgütigen und Allweisen sichtbar werden, und der Glaube an sei-

ne Güte und Weisheit wird bey dir immer mehr Leben bekommen.

Sey aufmerksam auf die Wirkungen, die aus gewissen Ursachen entspringen: was für Folgen auf der einen Seite Unbeständigkeit, Verschwendung, Stolz, Ungerechtigkeit; auf der andern, Beständigkeit, Sparsamkeit, Bescheidenheit, Gerechtigkeit haben, so wirst du einen Schatz von Erfahrungen sammeln, der dir wahre Lebensweisheit verschaffen wird.

Merk auf! ob Gott dir nicht winkt, hier und da an dem Plane, den er ausführt, Theil zu nehmen, und befolge seine Winke! Sprich! schreib! handele! sobald du dich hierzu für berufen hältst. Ohne besondern Beruf mische dich aber nicht in Dinge, die ausser deinem Wirkungskreise liegen; sondern fahre fort die dir angewiesenen Geschäffte treu zu verrichten.

Je mehr es dir gelingt deine Selbstsucht zu besiegen, und bey dem, was auf der Erde geschieht, den Willen des allgütigen Regierers der Welt zu verehren, desto höhere Stufen wirst du im Himmel auf Erden ersteigen. Die Mühseligkeiten des Lebens werden vor deinen Augen verschwinden, wie die Nachtvögel bey dem Aufgange der Sonne. Erdbeben und Ueberschwemmungen, Hagel und zündender Wetterstrahl, Krieg, Verheerungen, rauchende Schlachtfelder, Revolution und Despotismus, Luxus und Sittenverderben, alles was dir sonst die Welt verhaßt machte, betrachtest du jetzt mit ruhiger Seele und erwartest mit Zuversicht eine

Ent-

Entwickelung, die die Weisheit und Güte deſſen, der dieß alles veranſtaltete, rechtfertigen wird.

Aus dieſem Geſichtspunkte müſſen wir die Weltbegebenheiten, die auſſer unſerm Wirkungskreiſe liegen, betrachten, wenn wir auf Erden den Himmel finden wollen. Wir ſind in Anſehung derſelben blos Zuſchauer, die dabey weiter nichts zu thun haben, als — Nachdenken, bewundern, lernen.

Ganz anders iſt es aber mit den Begebenheiten, die in unſern Wirkungskreis fallen. Hier müſſen wir anders uns betragen. Hier ſind wir nicht Zuſchauer, hier ſind wir handelnde Perſonen. Dort erforderte es die Pflicht, alles der Leitung der höchſten Güte zu überlaſſen, hier ſind wir ihre Repräſentanten und müſſen darauf ſehen, daß immer das geſchehe, was wir nach unſern Einſichten für Recht, oder dem Willen Gottes gemäs halten. Dort finden wir alles gut, weil es von Gott geleitet wird, hier müſſen wir nur das für gut halten, was nach unſern Einſichten gut iſt. Freue dich alſo des Gewitters, das durch ſeine zerſchmetternden Strahlen die Nähe der göttlichen Macht ausdrückt: aber ſorge dafür, daß dein Haus einen Blitzableiter bekomme; bewundere die Weisheit, die Dornen und Diſteln wachſen läßt: aber wende deine Kräfte an, deinen Weizenacker davon rein zu erhalten! Verehre die göttliche Güte, wann ſie durch Seuchen wirkt, aber mache darüber, daß diejenigen, die ſie deiner

Fürsorge anvertrauete, davon nicht angesteckt werden; gräme dich nicht, wenn Gedankenlosigkeit, Pflichtvergessenheit, Laster, überhand nehmen; aber thue, was du kannst, um zu verhindern, daß sie nicht auch in deinen Wirkungskreis kommen.

Erfüllst du, nach deinen Kräften die Pflichten, die du dir und denen, deren Wohl dir anvertrauet ist, schuldig bist; so wirst du, als ein Engel Gottes, eine Menge Plagen von deinem Wirkungskreise entfernen.

Alle freylich nicht. Auch der wachsamste Hausvater kann nicht immer verhindern, daß nicht bisweilen Seuchen, Gedankenlosigkeit, Laster in seiner Familie sich zeigen; auch der thätigste Mensch kann nicht immer in seinem Wirkungskreise möglich machen, was er will. Ist dieß, wird man fragen, nicht wahre Mühseligkeit? Freylich wohl für den, der nicht gewöhnt ist seine Schicksale der Leitung eines höhern Willens zuzuschreiben; freylich für den, der die Wohlthätigkeit seiner Schicksale nach seinen Empfindungen abmißt: nicht aber für den, der sich dazu gewöhnt hat, zu erwarten, daß durchaus Gottes Wille geschehe. Hat er gethan, was er konnte, um in seinem Wirkungskreise zu Stande zu bringen, was er für gut und recht hielt, und es gelingt doch nicht; das trifft ihn doch, was er zu entfernen suchte; das geschieht doch nicht, was er so gern bewirken wollte: so ist es ja ein Beweis, daß eine höhere Macht ihm entgegen ar-

bei-

beitete, deren Plane seine Entwürfe nicht gemäs sind, und daß also das Schicksal, das ihn trifft, ob es gleich in seinem Wirkungskreise zu liegen scheint, doch im Grunde ausser demselben liege. Wird er wohl für Mühseligkeit halten können, die Schickungen der Macht, deren Wille schlechterdings allemal geschehen muß; deren Wirkungen immer wohlthätig seyn müssen, da sie das Ganze, die Folgen jeder Begebenheit, bis in die entfernteste Zukunft übersehen kann?

Gewöhne dich also nur dazu, dich für das zu halten, was du bist: für einen unendlich kleinen Theil vom Ganzen, der kein Recht hat zu erwarten, daß alles nach seinem Willen gehe; denke dir recht lebhaft, daß alles, was in der Welt geschieht, von Gott gewirkt werde; daß also alles, was ausser deinem Wirkungskreise geschieht, eben deßwegen, weil es geschieht, gut seyn müsse, auch dann, wann es nach deinen eingeschränkten Einsichten nicht gut ist, und daß es besser sey, als wenn es nach deinen Wünschen gienge, eben deßwegen, weil es nicht darnach geht: so bist du von den Mühseligkeiten dieses Lebens erlöset. Es giebt für dich keine Mühseligkeit mehr. Wie kannst du Mühseligkeit nennen, was du für gut hältst.

Schwer ist es freylich dergleichen Vorstellungen immer lebhaft bey sich zu erhalten; wenn sie aber wahr sind: so ist es Pflicht sich dieselben eigen zu machen. Ists nicht möglich sie immer lebhaft zu erhalten: so wird man

doch

doch finden, daß man in den Zeitpunkten, wo sie recht lebhaft sind, im Himmel sey.

Noch eins, Freund! Im Himmel jenseits dem Grabe erwartest du Seligkeit. Glaubst du denn aber, daß dort alles nach deinem Willen gehen werde? Wie vermessen wäre dieß! Der Gott der hier regiert, regiert auch dort; auch dort werden deine Einsichten noch begränzt, auch dort der Abstand vom Unendlichen unendlich seyn; auch dort wird folglich immer geschehen, was du nicht willst, was nach deinen eingeschränkten Einsichten nicht gut ist. Willst du also dort selig seyn, so mußt du der Erwartung, daß alles nach deinem Wille gehe, entsagen, dem höchsten Willen deinen eignen unterwerfen, und, alles, was er thut, als gut verehren müssen.

Wolltest du nun fortfahren, die Erfüllung deines Willens zu erwarten, und unwillig zu werden, wenn von dem, was du willst, das Gegentheil geschieht: so wäre für dich, weder hier noch jenseits des Grabes ein Himmel möglich.

Endlich rühren unsre Mühseligkeiten auch großentheils von unsrer Kurzsichtigkeit her. Wie im Nebel wandelnd sehen wir kaum einige Schritte weit. Wir sehen die Schicksale und ihre Wirkungen, die sie für den gegenwärtigen Augenblick haben, wie sie Thränen, Seufzer auspressen, wie sie die Geliebten uns entreissen, die wohlthätigsten Bemühungen vereiteln, die Früchte eines durch Jahrhun-

derte fortgesetzten Fleißes zernichten, grünende Felder mit Leichen bedecken, blühende Reiche in Wüsteneyen verwandeln; dieß und tausendmal mehr sehen wir; wer kann es uns verdenken, wenn wir über Mühseligkeiten dieses Lebens klagen? Wäre es uns möglich, über den Nebel zu thauen, in welchen die Zukunft gehüllt ist, wo die Wirkungen der gegenwärtigen hartscheinenden Schicksale sichtbar seyn werden: so würde uns die Welt gewiß in einem sehr reizenden Lichte erscheinen. Da wir nun dieß nicht können: so müssen wir uns mit dem Vertrauen auf die Güte und Weisheit dessen, der alles lenkt — beruhigen.

Ob ich nun schon glaube, daß viele Leser bey Lesung dieses Buchs von der Erde günstigere Vorstellungen bekommen haben, und geneigt geworden sind, sie für einen Himmel zu halten: so besorge ich doch, daß diese Vorstellung nach und nach von ihrer Lebhaftigkeit verlieren, und am Ende ganz verschwinden werde, wenn sie das Buch bey Seite legen und das Unangenehme ihrer Lage wieder fühlen.

Auf der Spitze des Aetna finden wir die Erde sehr schön; da stimmt der Anblick von Land und Meer, Berg und Thal, Städten, Dörfern, Wäldern, Haynen, Strömen das Herz zur Freude; da stört kein Seufzer, keine Klage, kein Anblick von Mühseligkeit unsere angenehmen Empfindungen. Kaum sind wir aber herabgestiegen, so stoßen wir allenthalben auf Kranke, Trostlose, Verzweifelnde, Gedanken.

kenlose, Bosshafte, und die seligen Gefühle werden schwächer, verlieren sich, arten in Schwermuth aus. Weit höher stehen wir, wenn wir bey Gott sind, und die Hand sehen, die alles lenkt; weit reizender erscheint uns dann die Erde, und alle Mühseligkeiten dieses Lebens verschwinden unsern Augen. Aber wenn wir nun wieder in unsern Wirkungskreis kommen, und unsere Lage, die wir gleichsam vom Monde aus sahen, in der Nähe erblicken — wie schwer wird es uns dann, in derselben immer den Himmel zu finden! Und doch muß er zu finden seyn, und wird gewiß von jedem gefunden werden, der die Grundsätze, die hier im Allgemeinen vorgetragen wurden, auf seine besondere Lage anwenden will.

Ich will deßwegen zum Beschluß noch ein Verzeichniß von Mühseligkeiten, über die man zu seufzen pflegt, hersetzen, und Winke geben, wie man sich dabey beruhigen, und sie zu Quellen himmlischer Seligkeit umwandeln kann. Es wird sehr unvollständig seyn: aber da doch die Mühseligkeiten, wie die Pflanzen, unter gewisse Gattungen können gebracht werden; so kann man ja leicht das, was über die Gattung überhaupt gesagt wird, auf die ihr untergeordnete Arten anwenden.

Zuvor mache ich noch die allgemeine Bemerkung, daß durch die Mühseligkeiten dieses Lebens vier große, wichtige, auf unsere Veredlung abzielende Zwecke bewirkt werden können, wenn wir uns bey denselben klüglich zu benehmen wissen.

wissen: Der erste ist die Abgewöhnung gewisser Unarten. Gewisse Unarten sind dem Menschen so zur Gewohnheit geworden, daß sie mit seiner Natur so zusammen geflossen sind, wie der Arsenik mit den Metallen. So wie dieser nur durch einen gewissen Grad von Hitze muß weggeschafft werden: so ist auch ein gewisser Grad von Leiden nöthig, wenn diese weichen sollen.

Du lebtest bisher unter einem Kreise von Freunden, die dich immer mit Nachsicht beurtheilten; eine gewisse, dir wohl bekannte, Untugend schienen sie entweder gar nicht zu bemerken, oder sie erinnerten dich daran mit großer Schonung. Was war die Folge davon? Die Untugend blieb und schlug immer tiefere Wurzel. Nun hast du aber einen Feind bekommen, dessen Freude es ist, dich recht empfindlich zu kränken, und dessen heissester Wunsch ist, dich zu verderben. Deßwegen beobachtet er alle deine Schritte, freuet sich deine Untugend bemerkt zu haben, rückt sie dir in den bittersten Ausdrücken vor, und macht sie allenthalben bekannt, wo er glaubt, dir damit schaden zu können.

Da kannst du nun zweyerley Wege einschlagen, entweder deine Untugend vertheidigen, und deinem Gegner die Untugenden vorwerfen, mit welchen er angesteckt ist; oder du kannst deinem Gegner damit den Mund stopfen, daß du deine Kräfte zusammen nimmst, um deine Untugend abzulegen.

Im ersten Falle verschaffst du der Untugend

Nah-

Nahrung, geräthst mit deinem Gegner in einen Streit, der dir deine Zufriedenheit raubt, und dem Leben zur Hölle macht; im andern Fall besteigst du eine neue Stufe der Vollkommenheit, veredelst dich mehr, deine Leiden werden für dich wohlthätig, und vergrößern deine himmlische Erdenfreude. Wie selig würden wir doch alle werden, wenn wir uns durch unsere Leiden bessern ließen! Wenn wir dann im Gebet die Wohlthaten aufzählten, die wir genossen haben, würden wir gewiß auch beyfügen: ich danke dir, daß du mich gedemüthiget hast!

Die zweyte, durch die Mühseligkeiten bezielte Wirkung ist die Erzeugung gewisser Tugenden.

So wie man das Schwimmen nicht erlernen kann, ohne ins Wasser zu gehen; so kann man sich auch gewisse Tugenden nicht erwerben, ohne — Trübsal. Dahin gehören vorzüglich die Geduld, die Sanftmuth, gewissermaßen auch die Wohlthätigkeit und der Umgang mit Gott.

Wenn Geduld Mäßigung des Unwillens überhaupt, und Sanftmuth Mäßigung des Unwillens bey empfangenen Beleidigungen ist: so muß ja etwas da seyn, was den Unwillen rege macht, wenn man ihn mäßigen lernen soll. Die Neigung zur Wohlthätigkeit wird bey manchen Menschen nur durch das Gefühl der eignen Leiden geweckt, und nach dem Unsichtbaren richten gemeiniglich die Menschen nur dann ihren Blick, wann der Genuß des Sichtbaren ihnen

merk-

merklich verbittert wird. So lange dem Menschen seine Unternehmungen gelingen, ist er geneigt, sich als den Schöpfer seines Wohls anzusehen, und wenn das Gelingen eine Zeitlang dauert, wird er gemeiniglich übermüthig, und begeht alle die Thorheiten, die aus dem Uebermuthe zu entspringen pflegen, bis er endlich ganz sinkt und Verbrechen begeht. Nur ein recht empfindlicher Stoß, der Raub des liebsten, die Vereitelung der süßesten Wünsche, das Fehlschlagen der eifrigsten Bemühungen ist dann vermögend, den Menschen zum Nachdenken zu bringen, und ihn zu der Quelle zu treiben, aus welcher allein Zufriedenheit geschöpfet werden kann.

Dieß ist so gewiß, dieß wird durch die Erfahrung eines jeden Lesers so bestätigt, daß Trübsal, starke, durchgreifende Trübsal, immer ein unentbehrliches Mittel zur Veredlung des Menschen bleiben wird, daß ohne Trübsal kein Himmel auf Erden denkbar ist, und daß die Vorstellung von einer Welt, die von Geschöpfen wie wir sind, Thieren, die den Keim zum Engel in sich tragen, bewohnet wird, in welcher alles weg ist, was wir zu den Trübsalen zu rechnen pflegen, weiter nichts als Traum ist. Laßt uns denken, daß der Traum realisirt, erfüllet werde, daß alle Leiden aufhören, daß keine Krankheit, keine Armuth, keine Bedrückung, keine Verfolgung, keine von den Mühseligkeiten, über welche wir bisher klagten, mehr da sey! was wird denn daraus entspringen? Die

Hölle

Hölle auf Erden. Schon in dem ersten Jahre werden die Menschen so tief sinken, durch ihre Sinnlichkeit sich so viele Leiden bereiten, daß die mehresten ihr Daseyn verwünschen.

Die dritte Wirkung, welche durch die Mühseligkeiten dieses Lebens beabsichtiget wird, ist die Vereitelung gewisser Entschließungen, die unserer Meynung nach gut, aber für das Ganze nachtheilig sind.

Ein jeder vernünftiger Mensch strebt darnach, in seinem Wirkungskreise das auszuführen, was er, nach seinen Einsichten, für gut hält. Aber seine Einsichten sind beschränkt, er kann das Ganze nicht übersehen, und daher manches für gut halten, was doch nicht gut ist. Er bekommt von allen Seiten her Winke, seiner Betriebsamkeit eine andere Richtung zu geben, aber er ist für die, seiner Meynung nach gute Sache so sehr eingenommen, daß er dagegen unempfindlich wird. Wie kann denn unter solchen Umständen der weise Weltregierer anders, als durch eine grose Trübsal seine Wirksamkeit hemmen?

Wie würden sich die dunkeln Wege der Vorsehung auf einmal aufhellen, wenn wir uns gewöhnten, sie aus diesem Gesichspunkte zu beurtheilen!

Eusebius, daß ich nur ein Exempel anführe, der Vater von sechs Kindern, der rechtschaffene Mann, der es mit allen Menschen redlich meynte, und in seinen Berufsgeschäfften unverdrossen war, verliert sein Gesicht und

wird

wird dadurch zur Fortsetzung seiner Geschäffte untüchtig gemacht. Jedermann bedauert ihn, und viele werden in ihrem Glauben an die Vorsehung irre, die ein so hartes Schicksal, über einen so rechtschaffenen Mann verhängen konnte. Laßt uns aber auf die Plane sehen, die dieser rechtschaffene Mann entworfen hatte, so wird unser Glaube an die Versehung bestärket werden.

Fest überzeugt, daß das Religionssystem, zu dem er sich bekannte, das einzige wahre sey, war er entschlossen, seine ganze Wirksamkeit auf die möglichste Verbreitung desselben zu verwenden, und jeder, mit demselben streitenden, Aufklärung entgegen zu arbeiten. So würde er, in den besten Absichten, ungemein viel Gutes verhindert haben, das nun, unter der Leitung seines aufgeklärten Nachfolgers im Amte, sich entwickelt und gedeihet.

Endlich zielen unsere Trübsale oft dahin ab, uns zu gewissen Entschließungen, besonders zu großen Entschließungen zu bringen, zu deren Ausführung ungewöhnliche Anstrengung erfordert wird. So wie ein gewisser Grad von Hitze nöthig ist, wenn von der in Gährung stehenden Materie der Geist abgetrieben werden soll: so wird auch ein gewisser Grad von Trübsal erfordert, wenn in der beunruhigten menschlichen Seele sich gewisse Entschließungen erzeugen sollen. Unter gewissen Umständen muß unsre Lage recht drückend werden, wenn wir uns entschließen sollen, sie zu verändern;

die

die Stützen, auf die wir uns lehnten, müssen alle zerbrechen, wenn wir unsere Kräfte recht fühlen und brauchen sollen; das Elend unsrer Mitmenschen muß recht hoch steigen, wenn es uns zu dem Entschlusse, uns für dieselben aufzuopfern, bringen soll. Nur der Druck, unter welchem Penns Glaubensgenossen seufzten, konnte ihn bewegen, sein Vaterland zu verlassen, und jenseits des Meeres einen glücklichen Staat zu stiften; nur der Verlust des Mannes konnte Dorinden bestimmen, ganz für ihre Familie zu leben, und ihr Vater und Mutter zugleich zu seyn; nur in den Tagen des Jammers sind die Beyspiele von Edelmuth, Heldenmuth, Aufopferung am zahlreichsten.

Verlieren nicht alle unsere Trübsale ihr schreckliches Ansehen, bekommen sie nicht einen gewissen Reiz, wenn wir sie aus diesem Gesichtspunkte betrachten?

Laßt uns die Anwendung von dem, was bisher im Allgemeinen gesagt wurde, auf besondere Arten der Trübsale machen!

Schwäche der Geisteskräfte ist schmerzhaft: allein sie ist ein Beweis, daß wir für gewisse Geschäffte, zu denen wir Lust fühlen, nicht bestimmt sind, und wir werden uns dabey wohl befinden, wenn wir jener Lust widerstehen, uns auf die Geschäffte, denen wir gewachsen sind, einschränken, und in Verrichtung derselben desto mehr Treue beweisen. Der Schwan, dessen Flügel in der Jugend geknickt wurden, ist für den See bestimmt, auf dem er

sich

sich befindet, und es wird ihm auf demselben wohl seyn, so lange er den Schwänen nicht nachzufliegen strebt, die er über sich schweben sieht.

Heftige Begierden sind, an sich betrachtet, dem Genusse der Seligkeit nachtheilig: allein sie sind für den, dem die Erfüllung der Pflicht heilig ist, ein Sporn, seine Kräfte zur Erkämpfung des Siegs zu verdoppeln. Je stärker der Feind ist, desto süßer ist das Bewußtseyn ihn besiegt zu haben. Eben dieß gilt von tief eingewurzelten übeln Gewohnheiten.

Die Erinnerung an verletzte Pflichten ist schmerzhaft: je empfindlicher aber der Schmerz ist, den sie verursacht, desto größer ist auch der Reiz, in Erfüllung seiner Pflichten forthin eifriger zu seyn, und das, was man andern durch Pflichtvergessenheit entzog, vierfältig zu ersetzen.

Gebrechlichkeit des Körpers ist insgemein mit Abneigung gegen Gesellschaftlichkeit verknüpft, zieht uns in die Einsamkeit zurück, und setzt uns in den Stand, die Talente, die uns Gott gab, desto sorgfältiger auszubilden.

Chronische Krankheiten mindern das Vergnügen am Sichtbaren, und machen das Unsichtbare desto schätzbarer. Für die qualvollen Stunden des Schmerzens werden wir durch das erhöhete Gefühl des Wohlseyns, das wir in gewissen Zeiträumen haben, schad-

los gehalten. Niemand fühlt die Gesundheit inniger, als wer sie eine Zeitlang entbehren mußte, und niemand schläft süßer, als derjenige, der ein Paar Nächte schlaflos zubrachte.

Gefangenschaft trennt uns von der menschlichen Gesellschaft, und giebt uns Muse, uns ganz mit Gott und uns zu beschäftigen, und über Ideen, die für die Menschheit vielleicht äuserst wichtig sind, so lange ruhig zu brüten, bis sie ihre Reife erhalten haben.

Einkerkerung unter verworfene Bösewichter, oder in Schlünde, wo die Verwesung wohnt, ist entsetzlich: wenn wir aber uns an Gott halten: so kann sie uns auch einen so hohen Grad von Vertrauen verschaffen, der in einer unsern Empfindungen angenehmen Lage nie erreicht wird; uns dahin bringen, daß wir ihn für unsers Herzens Trost und Theil halten, wenn uns auch Leib und Seele verschmachten.

Armuth lehrt Einschränkung unserer Bedürfnisse, Nachdenken und Thätigkeit.

Verachtung ermuntert uns, uns mehr innern Werth zu geben.

Bedrückung macht uns die Freyheit werth und drängt uns, sie auf Wegen, die die Pflicht erlaubt, zu suchen.

Anblick des Lasters macht uns die Tugend werther, und lehrt uns Wachsamkeit.

Mißvergnügte Ehe ist das Lehnen auf einen Stab, der zerbricht und uns die Hand verwundet. Sie zwingt uns also, uns auf

nichts

nichts zu lehnen, sondern uns auf uns selbst zu stützen, und dann uns so zu einem sehr hohen Grade der Veredlung führen. Zum Engel bildet sich die Person, die sich bestrebt ihrem Hause das ganz zu seyn, was sie nur halb seyn sollte, und in der Person, die Gehülfe seyn sollte, einen hartnäckigen Widersacher findet.

Unglück macht uns das Nichts des Sichtbaren fühlbar.

Tod ist Geburt zu einem neuen Leben.

Sollten die Zuckungen des sterbenden Thieres unter der Hand des Metzgers oder des Jägers, in den Klauen, oder Zähnen des Raubthiers; das Wimmern der Mücke in dem Gespinnste der Spinne, vielleicht Ausdrücke von Emporstreben zu einer höhern Stufe seyn? dann würde die Erde noch weit schöner erscheinen, und alles Aechzen, Röcheln, Stöhnen, Wimmern und Zucken der sterbenden Thiere würde uns Veranlassung zu sehr aufheiternden Betrachtungen geben. Der Tod würde nicht mehr seyn.

Über

die

heimlichen Sünden

der Jugend

von

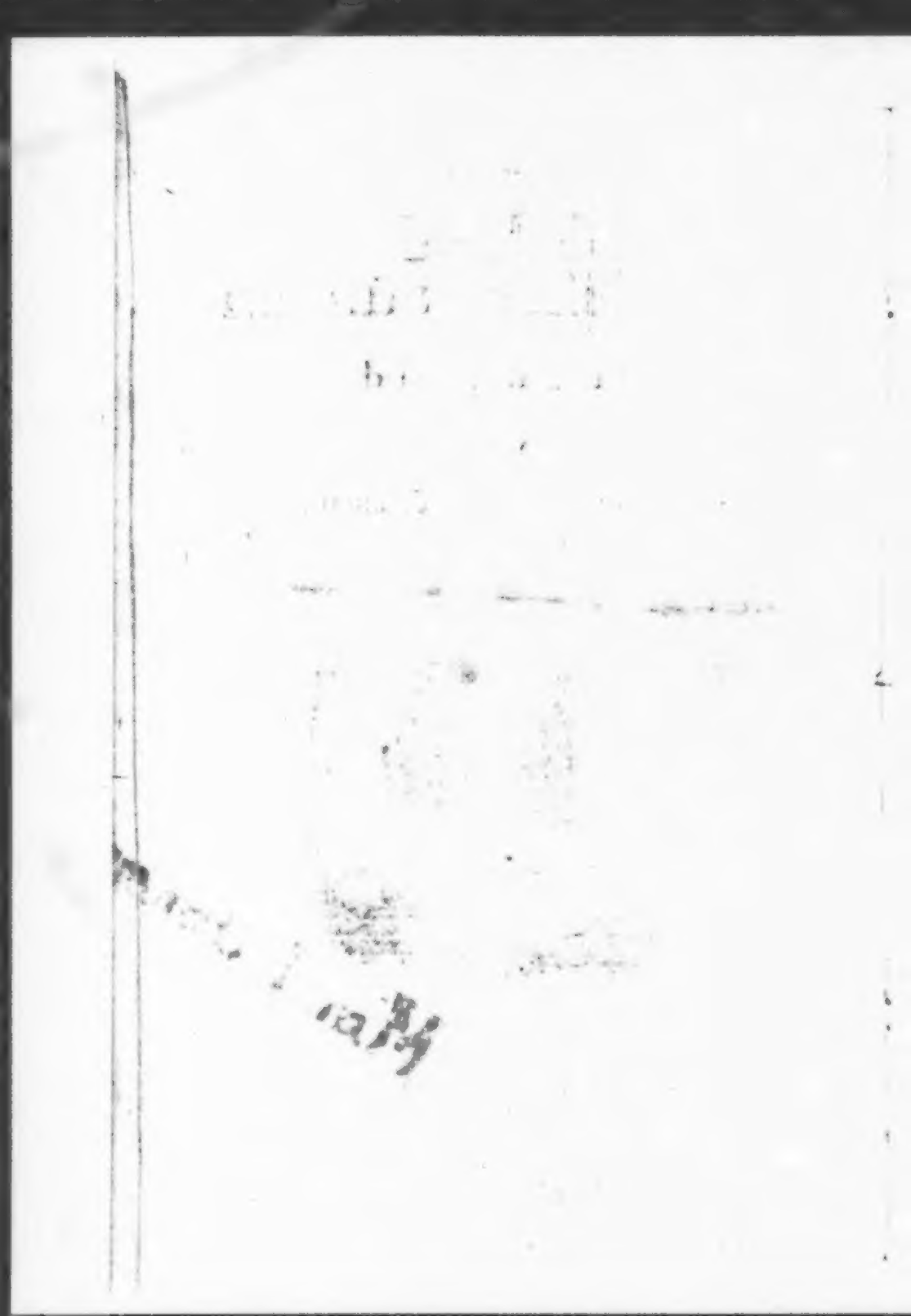
Christian Gotthilf Salzmann.

Mag. d. Jugend

Dritte verbesserte Auflage.

Leipzig, 1799.

bey Siegfried Lebrecht Crusius.



VORREDE

zur dritten Auflage.

Es erſcheinet hier die dritte Auflage eines Buchs, welches in ganz Teutſchland groſſes Aufſehen erregt und wohlthätige Wirkungen hervorgebracht hat. Der Zweck, den ich mir bey Ausfertigung deſſelben vorſetzte, iſt alſo erreicht. Teutſchland iſt aus ſeinem Schlummer gewekt, die Teutſchen ſind auf ein Uebel aufmerkſam gemacht worden, das an der Wurzel der Menſchheit nagte, Directoren von Gymnaſien, Schulen, Erziehungsanſtalten, Väter, Hauslehrer ſind ermuntert worden dieſem Uebel entgegen zu arbeiten; viele tauſend teutſche Jünglinge, die in Gefahr waren, der Charité entgegen zu welken wur-

den gerettet, und wenden itzo ihre geretteten Kräfte zum Beſten der Menſchheit und vorzüglich der teutſchen Menſchheit an; von mehrern tauſend Kindern wurde die vergiftende Schlange zurück geſchlagen, ehe ſie verwunden konnte. Man verzeihe mir, daſs ich dieſs alles ſage, denn — es iſt wahr. Immer laufen noch Briefe ein von jungen Männern, immer kommen noch Jünglinge zu mir, immer treffe ich auf meinen kleinen Reiſen noch Perſonen an, die — ganz ohne Veranlaſſung, mich verſichern, daſs ſie ihre Rettung dieſem Buche verdanken. Dieſs öffentlich zu ſagen bin ich meinem Vaterlande ſchuldig, damit es dieſes Buch nicht ſogleich aus der Hand lege, nicht gleich wieder in Schlummer verſinke; ſondern es ferner ſeiner Aufmerkſamkeit würdige. Dieſe Pflicht bin ich aber auch mir ſchuldig, da man hier und da den Wunſch geäuſsert hat, ich möchte dieſs Buch nicht geſchrieben haben. Und warum dann nicht? Es hat unendlich viel Gutes gewirkt, das *weiſs* ich. Warum ſoll ich es denn nicht geſchrieben haben? Hat es vielleicht

Böſes gewirket? ſo zeige man es mir an. Will man es nicht öffentlich thun; ſo thue man es in Briefen.

Der Hauptvorwurf, den man mir gemacht hat, iſt dieſer — ich hätte alles übertrieben.

Was habe ich denn übertrieben? Die Vorſtellung von der weiten Ausbreitung dieſes Uebels? Das glaube ich nicht. Wenigſtens dazumal, da ich dieſs Buch ſchrieb, das heiſst 1784, war dieſe verheerende Peſt faſt allgemein. Gebe Gott, daſs dieſes im letzten Jahre dieſes Jahrhunderts nicht mehr ſeyn möge!

Oder habe ich vielleicht die ſchrecklichen Folgen dieſes Uebels vergröſſert? ſo bitte ich jeden unbefangenen Leſer, daſs er ja unterſcheide, was *ich* geſchrieben habe, von dem, was in den eingerückten Briefen meiner Correſpondenten ſteht. Ich glaube immer ſehr gemäſsigt geſprochen zu haben, aber in den Briefen der Leidenden kommt freylich mancher übertriebener Ausdruck vor, der aber doch

bericht, wie tief ſolche Unglückliche ihr Elend fühlen, wenn ſie zur Erkenntniſs kommen.

Man ſcheint aber hier und da zu glauben, daſs ich dieſe Briefe ſelbſt geſchrieben hätte. Ein Unglücklicher, der bey mir Hülfe ſuchte, gab ſogar mir nicht undeutlich zu verſtehen, daſs ich in dieſen Briefen *meinen eignen* Zuſtand ſchildere. Ich muſs geſtehen, daſs ich ſo wenigen Sinn für Wahrheit dem Publikum nicht zugetrauet habe, und verſichere alſo vor Teutſchlands Augen, um allen fernern Misverſtändniſſen vorzubeugen, auf Ehre, daſs von alle den Belegen, die ich zur Erläuterung und zum Beweiſe meiner Behauptungen habe einrücken laſſen, nicht eine Zeile die meinige iſt, daſs ich ſie alle aus Briefen genommen habe, die an mich theils mit, theils ohne Namen, einliefen, nachdem ich 1783 einen Aufruf an die Teutſchen hatte ergehen laſſen, mir zu melden, was ſie von dem Urſprung, den Folgen, den Heilungsmitteln, u. ſ. w. der heimlichen Sünden wüſsten.

Da verſchiedene Leſer auch nicht verſtanden haben, was ich mit der Vignette auf dem Titelblatte habe ſagen wollen: ſo will ich auch dieſe erklären. Der Mann, der hier trauernd ſteht, iſt ein Baumgärtner, die Dinge, die vor ihm ſtehen, ſind ſeine Baumſchule, die er ſorgfältig pflanzte, und von ihr viele Früchte erwartete, die aber nun zu welken anfangt; weil das Inſekt, das im Vordergrunde kriecht, die Maulwurfsgrylle, lateiniſch grylla talpa genannt, die Wurzeln zerfreſſen hat. Darüber trauert der Baumgärtner. Soll ich denn vielleicht noch erklären, was ich durch dieſe Allegorie ſagen will? dieſs wäre wirklich zu viel gefordert. Man ſehe doch nur auf den Titel, unter dem ſie ſteht!

In dieſer neuen Ausgabe iſt vieles beſtimmter ausgedrückt, und manches zweckwidrige durchſtrichen worden.

Die Wiener Cenſurcommiſsion hat dieſs Buch in den Kaiſerlichen Staaten verboten. Da ich nun, bey nochmaliger Durchleſung deſſelben, die

Stelle, die ihr anſtöſsig war, glaube gefunden zu haben: ſo habe ich ſie ſogleich durchſtrichen. Deſswegen hoffe ich, dafs ſie nun dieſer dritten Auflage freyen Umlauf geſtatten wird. Ich habe ja dieſs Buch weder für Preuſſen, noch für Sachſen, noch für Heſſen, ſondern für *Teutſche* geſchrieben. Sind die kaiſerlichen Unterthanen nicht auch Teutſche? Soll mir die Erlaubnis ihnen zu nützen nicht geſtattet werden? Schnepfenthal im Jenner 1799.

C. G. SALZMANN,
Director der hieſigen Erziehungsanſtalt.

Erster Abschnitt.

Von der Nothwendigkeit über die heimlichen Sünden der Jugend zu schreiben.

So manche Schrift fertigte ich schon aus, und fast immer mit Muth und Freudigkeit. Nur die gegenwärtige fange ich mit ungemein traurigen Empfindungen an, indem es mir fast wie einem Baumeister geht, der einige schadhafte Theile an einem Hause bemerkt, auf Bitte des Bewohners die Reparatur übernimmt, aber, so bald er eine genauere Untersuchung anfängt, entdeckt, dass alle Säulen und Schwellen morsch sind. Wirklich hätte ich nicht geglaubt, da ich gegenwärtige Schrift ankundigte, dass das Uebel, gegen welches ich schreibe, so gar

weit um ſich gegriffen habe. Ich kannte Schulen, die davon angeſteckt waren, ich habe Jünglinge und Mädchen geſehen, denen es Geſundheit, Muth und Freudigkeit, am Ende das Leben raubte, und vermuthete deſswegen deſſen weite Ausbreitung mit groſser Wahrſcheinlichkeit; Daſs es aber faſt die ganze junge Welt angegriffen habe, glaubte ich doch noch nicht. Nun aber weiſs ich es leider, weiſs es mit ziemlicher Zuverläſſigkeit, da ich die glaubwürdigſten Zeugniſſe davon, ſowohl von Angeſteckten, als Lehrern, die ihre Anſteckung entdeckten, in Händen habe. Wenn man mir nur einiges Gefühl für die Glückſeligkeit meiner Brüder, nur einige Liebe zu der lieben kleinen Nachwelt, zutrauet, ſo wird man ſich leicht vorſtellen können, wie viel meine Gemüthsruhe, durch dieſe traurige Entdeckungen gelitten habe. Die Freuden, die ich ſonſt empfand, wann ich ein Kind an meine Bruſt drücken und küſſen konnte, ſind ſehr getrübt. Nach den Erfahrungen, die mir theils redliche Jünglinge, theils weiſe und rechtſchaffne Erzieher mitgetheilt haben, erblicke ich in den mehrſten Geſichtern die ſterbende Unſchuld. Man kann mir daher glauben, daſs ich mit ſehr ſchwerem Herzen die Feder itzo ergreife. Aber ergreifen muſs ich ſie. Man kann nicht immer ſich freuen mit den Fröhlichen, die

Pflicht erfordert, dafs man auch bisweilen traure mit den Trauernden.

Von verſchiedenen Orten her wurde ich gebeten und gewarnt, dieſe Schrift nicht auszufertigen; und dieſe Bitten und Warnungen waren nicht ganz umſonſt. Sie haben wirklich dazu gedient, dafs ich mich entſchloſſen habe, jeden Ausdruck mit möglichſter Behutſamkeit zu wählen, welches ſonſt vermuthlich nicht würde geſchehen ſeyn. Aber dieſen Bitten geradezu Gehör zu geben ~~liefs~~ mein Gewiſſen nicht zu. Wenn man in des Nachbars Hauſe Feuer ſieht, ſo mufs man ja doch Lärm machen, wenn man auch gleich die Möglichkeit ſich vorſtellt, dafs vielleicht eine in der Nachbarſchaft liegende Wöchnerinn nebſt ihrem Säuglinge, durch das entſtandene Geräuſch, in Todesgefahr kommen könnte. Ich habe ohnlängſt in 2 Bogen, die ich unter dem Titel: *Iſts recht über die heimlichen Sünden der Jugend öffentlich zu ſchreiben?* drucken liefs, die Gründe, die man der Ausfertigung meiner Schrift entgegen ſtellte zu entkräften geſucht. Itzo ſetze ich noch einiges hinzu, um die Nothwendigkeit, dieſe Schrift zu liefern, darzuthun.

Nach alle den Berichten, die ich in Händen habe, liegt doch der vorzüglichſte

Grund, von der Ausbreitung dieſes Uebels in dem Mangel an Belehrung, ſowohl bey Eltern und Erziehern, als auch bey der Jugend.

Die erſtern ſind groſsentheils, in Anſehung dieſes Punkts, ganz unwiſſend und auf eine unverantwortliche Art unbeſorgt. Wenn ich auftrete und ſage: der gröſsere Theil der Kinder, iſt von dieſem Uebel angeſteckt — wie wenige werden es glauben! wie viele über meine Behauptung ſpotten! Iſt denn nicht ſchon dies ein Beweis, daſs in Anſehung dieſes Punktes, eine liebreiche Belehrung nöthig ſey? Beweiſst es nicht auch die Nachläſſigkeit, die man in Rückſicht auf dieſes Uebel bewieſen hat? Iſts nicht unleugbar, daſs noch in vielen Schulen, 2 und 2 in einem Bette ſchlafen? O ihr Lehrer und Erzieher! kenntet ihr die Ausſchweifungen der Jugend, wie wäre es möglich, daſs ihr jemals ſo etwas hättet geſtatten können! Iſts nicht wahr, daſs auf manchen Schulen Schüler in einem Zimmer zuſammen ſchlafen, ohne einen andern Aufſeher als die ältern Schüler zu haben, die, wie ich gewiſs weiſs, mehrentheils die Verführer ſind, und die unſchuldigſten Kinder, durch Liebkoſungen und Drohungen, zur Vollbringung ihres ſchändlichen Willens zwingen? O ihr Lehrer und Erzieher, wür-

det ihr dieſes geſtattet haben, wenn ihr die Gefahren gekannt hättet, mit denen die Unſchuld umgeben iſt? Kann es geleugnet werden, daſs faſt in allen Schulen lange Mäntel getragen werden? O ihr Redlichen, wäre es euch geſagt worden, was unter dieſen Mänteln vorgieng, längſt würdet ihr, im gerechten Zorn, ſie abgeſchaft haben.

Anmerk.

Da es nun geſagt iſt, ſo wird die Verantwortung derer noch weit ſchwerer werden, die demohngeachtet die Schüler ohne Aufſicht zuſammen ſchlafen und lange Mäntel tragen laſſen.

Iſt es nicht eben ſo gewiſs, daſs Kinder, bey ihren Spielen, oft ohne alle Aufſicht gelaſſen worden? daſs man dann mit ihnen am mehreſten zufrieden iſt, wann ſie, mit Vermeidung alles Lärms, recht ſtille zuſammen ſind? O möchtet ihr es doch gewuſst haben, was oft bey dieſen ſtillen Spielen vorgeht! ihr würdet dabey mehr Beſorgniſs als bey den lärmendſten Beluſtigungen empfunden haben u. ſ. w.

Wenn nun Eltern, Lehrer und Erzieher, zeither ſo wenig ſich um dieſes Uebel bekümmert haben — ſo ſorglos waren,

dafs es um und neben ihnen ausgeübt wurde, ohne dafs fie es bemerkten: fo kann man leicht errathen, dafs an die Jugend wenige oder keine Vorftellungen und Warnungen zur Vermeidung diefes Uebels werden gefchehen feyn. Ift es nun nicht aeufserft traurig, wenn man die Kinder in einer fo verderblichen Unwiffenheit läfst? Wir zeigen ihnen die traurigen Folgen der Schwelgerey, der Faulheit, der Ungefälligkeit und jeder anderer Untugend, warum nicht auch die fchrecklichen Folgen diefer Sünde? Wir machen fie mit der Verletzbarkeit der Augen bekannt, warum lehren wir fie nicht auch die Verletzbarkeit anderer Glieder? und wenn das alles wahr ift, wie kann man mir es verdenken, wenn ich mich dem traurigen Gefchäffte unterziehe, die Perfonen, deren Fürforge die Jugend anvertrauet ift, aus ihrem Schlummer zu erwecken?

Wie wahr diefs alles fey will ich nun mit Documenten belegen, die aus Briefen genommen find, die mir unter dem Siegel der Verfchwiegenheit anvertrauet find. Diefs werde ich durch alle Abfchnitte thun. Die Briefe ganz abdrucken zu laffen, habe ich nicht für gut gehalten, theils, weil ich dadurch das Buch fehr weitläuftig machen, theils weil dadurch mancher Ver-

faſſer zu kenntlich werden würde, theils weil auch in manchen Briefen verſchiedenes vorkommt, das anſtöſſig werden könnte.

I.

Die Menſchen in der Stadt waren ſo unwiſſend oder vielmehr unachtſam in Anſehung dieſes Laſters, daſs ich ſelbſt die Söhne zweyer lebender Aerzte gekannt habe, welche es ſo heftig trieben, daſs man es ihnen gleich anſehen konnte. Die Lehrer aber bekümmerten ſich nichts darum, und fragten überhaupt nicht darnach, ob ihre Schüler aufgeklärter, beſſer, tugendhafter und glückſeliger, oder dummer, laſterhafter und elender wurden. Ihr Religionsunterricht beſtand aus elendem Schulgeſchwätze und jämmerlicher Polemik; und konnte keinen Menſchen vernünftiger, weiſer, tugendhafter und glückſeliger machen. Der Rektor, beſinne ich mich, ſahe es einigemal ſelbſt: ſo ungeſcheut und öffentlich wurde es getrieben; aber, anſtatt nachzudenken wie dieſes eingeriſſene Uebel gründlich zu heben ſey, anſtatt die Schüler von der Schädlichkeit und den ſchrecklichen Folgen dieſer Ausſchweifung überzeugend zu unterrichten, und ſie dadurch davon abzubringen, fing er an, ihnen den Fluch zu geben, und

ihnen Gottes ewige Strafen im Pfuhle der Hölle und der Gesellschaft der Teufel anzukündigen, darum dass sie die Schule, diesen Tempel des h. Geistes, so entweiheten. Ausser der Schule also, dachten wir, wird es wohl erlaubt seyn. Von den natürlichen, unausbleiblichen, Folgen dieses schändlichen Verbrechens sagte er kein Wort. Die Androhung zukünftiger Strafen aber rührte diese sinnliche Menschen nicht; und von dem Elende, das sich schon der Sünder in diesem Leben unausbleiblich zuzieht, hörten und wusten sie nichts. Sie trieben es also nach wie vor.

Und nun, ist dies nicht beweinenswerth! so lange, bis in mein ein und zwanzigstes Jahr, blieb ich in der schädlichsten Unwissenheit, und bleiben es, durch Schuld ihrer Eltern, Lehrer, Erzieher, Aufseher etc. zu ihrem schrecklichsten Verderben, tausend Jünglinge und noch mehr Mädchen. Niemals kam es mir in den Sinn, dass diese Handlung schädlich sey, und entsetzliche Schaudern erregende Folgen nach sich ziehe. Ich hielt es für nichts weiter, als höchstens etwas unanständiges, das man nicht öffentlich thun dürfe. Hätte ich nur einmal gehört, es sey etwas

ſchädliches, unerlaubtes und ſündliches! ich würde gewiſs davon abgeſtanden haben. Denn, Gott ſey Dank, von meiner früheſten Jugend auf, war ich gewiſſenhaft, und begieng nicht leicht eine wiſſentliche Sünde. Nur, leider! war ich von dem, was Sünde, und ſchädlich und verderblich iſt, zu wenig belehret. So lange ich auf der Schule war, hatte ich den Namen dieſer Sünde nicht gehört, viel weniger etwas von ihrer Schädlichkeit und Strafbarkeit. Von der *Onanie* hatte ich einigemal reden hören; aber nicht gewuſst, was dieſs für ein Laſter ſey. Als ich auf die hohe Schule kam, hörte ich wieder einigemal, etwan von Studenten, von der *Onanie* ſprechen; einesmals aber von einem Profeſſor, in den moraliſchen Vorleſungen, von den ſchrecklichen Folgen der *Onanie* wie wohl nur ein Paar Worte. Denn er war ſelbſt ein Onaniſt geweſen, woran er auch noch ſtarb. Ich war begierig zu wiſſen, was das für ein ſo ſchädliches Laſter ſey; ſchämte mich aber Jemanden deſswegen zu fragen, und meine Unwiſſenheit zu geſtehen. Ich hielt es alſo lange für etwas noch ſchändlichers, für Beſtialität. So ſehr iſt zu rathen, ſich nicht des unverſtändlichen Wortes *Onanie*, ſondern des deutſchen, jedem von dieſer

Seuche Angeſteckten ſogleich verſtändlichen, zu bedienen!

Anmerkung.

So ſehr auch der Verfaſſer dieſes Briefs darauf dringt, das eigentliche deutſche Wort das zu Bezeichnung dieſer Sünde beſtimmt iſt, zu wählen, ſo haben mir doch meine Freunde ſo dringend vorgeſtellt, daſs es anſtöſſig ſey, daſs ich mich deſſelben habe enthalten, und es nicht nur in dieſem, ſondern auch in allen übrigen Briefen, durchſtreichen müſſen. In der That glaube ich auch, daſs man die Jugend ſehr nachdrücklich von der groſsen Schädlichkeit dieſer Sünde belehren kann, ohne nöthig zu haben, ſich dieſes Wortes zu bedienen. Man braucht ja nur von der Verletzbarkeit gewiſſer Theile zu reden, wie ich dieſs weiter unten zeigen werde.

II.

Sehen Sie! dieſs iſt meine Geſchichte: Die Geſchichte eines Unglücklichen, den die Unwiſſenheit oder Unbeſonnenheit ſeiner Eltern, Lehrer, Freunde etc der raſendſten Ausſchweifung überlieſs, ihn dadurch ſelbſt unaus-

ſprechlich elend machte, und der menſchlichen Geſellſchaft, deren irrdiſches und ewiges Wohl er, nach den ihm von Gott verliehenen vortreflichen Anlagen und ſeiner brennenden Menſchenliebe, thätigſt befördert haben würde, entriſs. Und zugleich, ich wiederhole es nochmals mit Entſetzen, iſt dieſs die Geſchichte tauſend und aber tauſend deutſcher Jünglinge, die eben ſo verführt werden, eben ſo unwiſſend in Anſehung der entſetzlichen Folgen dieſer Sünde bleiben; eben ſo der menſchlichen Geſellſchaft entzogen, und eben ſo elend und unglücklich werden. Freilich ſind dies nicht alle in dem Grade wie ich, aber die mehreſten doch unglücklich und elend genug. Welches nur nicht an den Tag kömmt; indem Jeder aus Schaam ſeine Noth geheim hält. Und wenn ich nun noch an das weibliche Geſchlecht denke, unter welchem die Sünde eben ſo ſehr im Schwange geht, als unter dem männlichen, und eben ſo ſchreckliche Zerſtörungen und Verwüſtungen anrichtet, als unter dieſem; nur aber noch weit unbemerkter und alſo ungehinderter: ſo ergreift mich Zittern und Entſetzen. O du armes, verkauftes und verrathenes, junges Menſchengeſchlecht beyderley Geſchlechts, will ſich denn Niemand deiner

erbarmen, dich Niemand der verderblichſten Unwiſſenheit entreiſsen, und über die fürchterlichen Folgen der heimlichen Sünden unterrichten! O ihr Denker, Menſchenfreunde und Aufklärer unſers Jahrhunderts, wer ihr auch ſeyd; o ihr Furſten und Obrigkeiten, o ihr Volkslehrer, o ihr Aerzte, o ihr Eltern, Lehrer und Erzieher, ſaget, wie wollet ihr es vor Gottes Richterſtuhle und dem Richterſtuhle eurer Vernunft verantworten, dafs ihr bisher das Menſchengeſchlecht nicht aufmerkſamer auf dieſe, im finſtern ſchleichende und im verborgenen unüberſehbare Verwüſtungen anrichtende, Peſt, gemacht habt, wie wollet ihr es verantworten, dafs ihr dieſe fruchtbarſte Quelle des menſchlichen Elendes nicht allgemeiner bekannt gemacht, und jedermann entdeckt, und hinlängliche Mittel zur ſchleunigſten Verſtopfung derſelben ausfindig gemacht habt? Eure Unbeſonnenheit oder Unwiſſenheit mufs unglaublich grofs ſeyn.

Anmerkung.

Die ſtarken Ausdrücke, die der Verfaſſer dieſes Briefs braucht, ſind gewifs nicht übertrieben. Wenn es wahr iſt, wie es denn wahr iſt, dafs ſo viele tauſend tau-

ſend junge Leute, in der gröſsten Unwiſſenheit und Unſchuld, ſich um die Geſundheit des Leibes und der Seele bringen, ihr Leben verkürzen, und zur thätigen Betreibung ihrer Geſchäfte untüchtig machen, und die Perſonen, in deren Hände ihre zeitliche und ewige Wohlfahrt gelegt iſt, darum ganz unbekümmert ſind — wer kann da gelaſſen bleiben! Daſs dieſe Seuche auch das weibliche Geſchlecht angeſteckt habe, iſt leider wahr, und läſst uns eine ſehr ſchwächliche und elende Nachkommenſchaft befürchten. Ich kann aber zur Abſtellung dieſes Elends nicht viel thun, und muſs mich blofs auf die Ausſchweifung des männlichen Geſchlechts einſchränken. Doch werden verſtändige Eltern und Erzieher gar vieles, was ich hier ſage, auch auf das weibliche Geſchlecht anwenden können.

III.

Der Anfang dieſer böſen Gewohnheit fällt ohngefähr in mein 13tes Jahr. Ich ward nicht dazu verführt, habe nie das Laſter von irgend jemand ausüben ſehn, niemals davon reden hören, kannte damals den Unterſchied

des Geſchlechts ganz und gar nicht, und habe das Laſter ſelbſt Jahre lang mit ſo vollkommener Unſchuld des Herzens begangen, daſs nicht einmal eine Ahndung von Unrecht oder Sündlichkeit bey mir aufſtieg. Und ſo können Sie das damit reimen, was ich vorher von den, in dieſen Zeitraum fallenden, religiöſen Geſinnungen von mir ſchrieb.

Ich fiel in meinem 13ten Jahre ganz von ohngefähr in dieſe Sünde. Ich wiederholte ſie faſt alle 14 Tage, — denn viel öfterer erinnere ich mich nicht es gethan zu haben, und glaubte ich nicht anders, als daſs dieſs ein eben ſo unſchuldiger Kitzel wäre, als wenn bey unſern Spielen, meine Kammeraden mich unter dem Kinn kitzelten. Meine Gemüthsruhe ward dadurch gar nicht geſtört; ich konnte eben ſo freudig beten, ſelbſt unmittelbar vor oder nach begangner That beten, und begieng dieſs Laſter mit ſo völliger Unſchuld, daſs ich ſicher auch nie angeſtanden haben würde, es jedem, der mich gefragt hätte, ohne Rückhalt und ohne alle Schaamröthe, zu entdecken. Auch entſtand dabey oder dadurch platterdings kein böſer ſündlicher Gedanke in meinem Herzen. Ich wuſste nichts vom Geſchlechtsunterſchiede,

noch weniger etwas vom Zeugungsgeschäfte, und nie war bey diesem Kitzel, der damals wegen meiner jungen Jahre, keine sichtbare Wirkung verursachte, die mindeste böse Begierde in mir erwachsen. Wie hernach, etwas dadurch hervorgetrieben wurde, so wusste ich mir zwar diefs gar nicht zu erklären, bekümmerte mich aber auch weiter nicht darum, und blieb immer so sehr in meiner Unschuld, dafs ich nie argwöhnte was sträfliches begangen zu haben, auch nie nach der That der geringste reuige Gedanke mich beunruhigte.

IV.

Meine Eltern und Lehrer haben Religion, wahre aufs Herz wirkende Religion, frühzeitig und tief in meine Seele gepragt. Und noch dank ichs ihnen mit jedem Tage! Aber wollte Gott sie hätten diesem Laster bey mir mit eben so vieler Einsicht und Sorgfalt entgegen gearbeitet, als den übrigen. Sie bemerkten mitten unter meinen frommen und guten Gesinnungen eine gewisse Heftigkeit aller Begierden, in meinem Herzen, bey welcher es einzig und allein auf die Richtung ankam, die sie bekamen, ob ich der nützlichste oder

elendeſte Menſch auf der Erden werden ſollte. Sie mufsten vermuthen, dafs ein Kind, dafs in allem äufserſt heftig war, auch in dieſer Leidenſchaft, bey ihrem Erwachen, nicht ſchläfrig bleiben würde. Sie ſtellten ihr zwey gewöhnliche Mittel entgegen, Schamhaftigkeit und Unwiſſenheit. Die erſte hat mich bisweilen, noch viele Jahre nachher, von dem Verderben errettet, in das mich die zweyte geſtürzt hat. Ich habe das Verbrechen eher begangen, als ich nur gewufst habe, dafs es Verbrechen dieſer Art giebt.

V.

Extract aus dem Schreiben eines Schullehrers in Deutſchland.

Ich leugne es nicht, dafs ich Anfangs, in Anſehung der in neuern Schriften behaupteten Allgemeinheit dieſes Laſters, etwas zweifelte, allein itzt — bey ſo vielen traurigen Erfahrungen, die ich vor mir habe — trete ich immer mehr dieſer Meynung bey. Die Anzahl derer, die in dieſen 6 Jahren meine Schüler geweſen, und es zum Theil noch ſind, beläuft ſich auf 94; und von dieſen haben 49 ihre Verführung mir ſelbſt eingeſtanden. Dafs die übrigen 45 alle unſchuldig

dig seyn sollten, darf ich wohl nicht annehmen: denn mit 6 von ihnen wurde ich darüber zu reden verhindert, die gleichwohl von Andern derselben Verführung beschuldigt wurden, und wer weiss, wie manchem es unter den Uebrigen gelang, ihren Verfall recht geheim zu halten. Diese 49 Verführte waren, als ich mit ihnen sprach, 9 — 15, die meisten 10 — 13 Jahre alt. Sie alle hatten das Laster mit in meine Klasse mitgebracht, und einigen war es schon seit ihrem 8ten Jahre bekannt. Sie alle kamen darin überein, dass sie für sich allein, oder mit andern, den Geschlechtstrieb gereizt zu haben, gestanden. Unbekannt mit dem Schrecklichen dieser Ausschweifung sagten fast alle, dass sie von Andern, theils durch hieher zielende Unterredungen, theils durch Verführung selbst angesteckt wären.

Anmerkung.

Bey der grossen Allgemeinheit dieser Sünde fällt also die Besorgniss einiger meiner Freunde, als wenn ich durch meine Schrift manchen jungen Leuten ein neues Laster lehren würde, gänzlich weg. Ueberdiess ist ja dieses Buch nicht für Kinder, sondern für Eltern und Erzieher geschrieben.

VI.

Dieſs einzige will ich zu meiner — wenn ſie irgend möglich iſt — Entſchuldigung anführen, daſs ich während meines ganzen daſigen Aufenthalts, weder dieſes Laſter ſelbſt, noch die Leib und Seel verderbenden erſchrecklichen Folgen deſſelben, kannte, auch nie die Abſcheulichkeit und Strafbarkeit deſſelben vermuthete, ungeachtet, ich geſtehe es zu meiner Schande, ich ſpäterhin die Unrechtmäſſigkeit meines Betragens dunkel ahndete, dann war es aber zu ſpät; das Leſen ſchlüpfriger, vorzüglich franzöſiſcher, Bücher, worunter einige ſehr abſcheuliche waren, die mir durch ganz beſondere Zufälle in die Hände geriethen, verdarben mich immer mehr, und endlich hielt mich die Gewohnheit mit eiſernen Ketten feſt, bis ich endlich die entſetzlichen Folgen dieſes Uebels an meinem Körper und Geiſte empfand, nach einem beſondern Zufalle, den ich ihnen nachher zu erzählen die Ehre haben werde. Entfernt von der Welt, auf den bloſſen Umgang der Schulkammeraden eingeſchränkt, von einem lebhaften und feurigem Temperamente hingeriſſen begieng ich dieſs Laſter; da war niemand, der mich warnte, keiner, der dem

Gefallnen wieder aufhalf; ich habe mich nach der Zeit erinnert, ein einzigesmal von einem unserer Lehrer etwas wieder diefs Vergehen gehört zu haben, aber es war so dunkel und unbestimmt, dafs ich damals sowohl nichts davon verstand, als es auch gar nicht auf mich anwenden konnte.

Anmerkung.

Wer hat denn also das Elend solcher Unglücklichen auf seinem Gewissen?

VII.

Mein Vater, der auf dem Lande wohnte, gab mich in meinem neunten Jahre, in die Schule eines benachbarten Städchens, dessen Rector in der ganzen Gegend den Ruf eines grofsen Schulmanns und Erziehers erhalten hatte, wofür er auch von einem jeden, nur nicht von denjenigen unter seinen Schülern gehalten wurde, die schon zu einiger Ueberlegung fähig waren, die jedoch nur immer sehr unregelmäfsig seyn durfte, um einzusehen, dafs ihr Rector zwar ein ehrlicher Mann, zu nichts in der Welt weniger als zur Erziehung der Jugend, erschaffen sey. Eine nähere Beschreibung von ihm, würde über-

flüſſig ſeyn, da Dieſelben ihn ſchon ſelbſt in ihrem Rector Californius ſo gut geſchildert haben, *) daſs ich nichts mehr von ihm zu ſagen habe, als nur, daſs er noch weniger gelehrt, aber doch von gröſserer Rechtſchaffenheit war, wiewohl ſeine Schuler darum an ihm keinen beſſern Lehrer hatten. Seine beſondern Meinungen in Ablicht auf Religion und Moralität, hatten auf dieſe vorzüglich nachtheilige Einfluſſe. Sie hatten es ſo oft gehört, daſs alle, auch die abſcheulichſten, Laſter gegen den Unglauben gar nicht zu rechnen wären, und daſs ein Menſch, der auch alles was man Tugend nennt, in ſich vereinigte, dennoch vor Gott ein gröſſerer Sünder als ſelbſt ein Vatermörder, wäre, wofern er nicht im Glauben ſtünde. Sie hatten die Tugenden der gröſsten Männer nicht anders als glänzende Laſter nennen gehört, weil ſie nicht aus dem Glauben gefloſſen waren, und es war ihnen überhaupt gegen das Wort Tugend, ein würklicher Haſs eingeflöſst worden, weil es heidniſch und unchriſtlich wäre; wie leicht war es daher dieſen Unglücklichen möglich, ſich den abſcheulichſten Laſtern zu ergeben, die jedoch ihr Lehrer, welches ich zu ſeiner Ehre ſagen muſs, nicht

*) Siehe Carl v. Carlsberg Th. 4 Br. 12.

kannte, und auch die Ausübung derſelben, wegen Mangel an Menſchenkenntniſs, an ſeinen Schülern nicht entdecken konnte. So war die Schule beſchaffen, in welcher mein Verſtand durch nützliche Wiſſenſchaften aufgeklärt, und mein Herz der Tugend geöfnet, und für alle Eindrücke des Guten und Edlen empfänglich gemacht werden ſollte.

Anmerkung.

So übertrieben dieſe Beſchreibung zu ſeyn ſcheint, ſo gewiſs iſt es doch leider, daſs es Lehrer giebt, die die ganze moraliſche Beſſerung ihrer Schüler im Glauben ſetzen, der, wenn man es genau unterſucht gar nicht Glaube an Jeſum Chriſtum, ſondern Glaube an die ſymboliſchen Bücher iſt, mit dem ſich dieſe, und viele andere Sünden, gar wohl vertragen.

VIII.

Meine übrige Cammeraden waren gleichfalls mit dieſer Seuche angeſteckt: da war niemand, der uns vor dieſem Verderben warnte: denn obgleich der Rector bey einigen die Abnahme ihrer Geſtalt wahrnahm; ſo beſaſs er doch zu viel Glaubensgnade und zu wenig Menſchenkenntniſs und Erfahrung, als daſs er den wahren Grund davon hätte ent-

decken können: alſo blieb ich noch ein Jahr lang in dieſem unglücklichen Taumel der Leidenſchaft, bis endlich die Leſung einiger guten Schriften, beſonders Gellerts moraliſche Vorleſungen und der Kinderfreund, meine Vernunft, und mein eingeſchläfertes Gewiſſen wieder aufweckten.

IX.

Auszug aus dem Schreiben eines Arztes:

Im Anfange wuſste er gar nicht, dafs ſeine Handlung etwas unrechtes ſey, oder dafs ſie ihm Schaden bringen könnte, weil er davon noch gar nichts gehört hatte; inzwiſchen versichert er doch, dafs ers immer aufs ſorgfältigſte habe zu verbergen ſuchen, und dafs er auch ſehr zeitig wollüſtige Regungen bey ſich verſpürt habe, ob er gleich von auſſen her gar keine Veranlaſſung dazu hatte. Er trieb dieſs Laſter unwiſſend was es ſey? bis er nach * auf die Schule kam. Als er hier ein Jahr geweſen war, ſo ward dieſes Laſter an einem ſeiner Mitſchüler entdeckt, es wurde öffentlich davon geſprochen, und nun erſt — in ſeinem 16ten Jahre — ward er davon völlig unterrichtet. Er erſchrack, nahm ſich vor es zu fliehen, auf ſeine ganze Beſſe-

rung zu denken, und that sich wirklich alle Gewalt an.

Alle diese Zeugnisse, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln ich gar keine Ursache habe, indem sie mehrentheils von Personen herrühren, die ihren Namen nicht genennt, und also keine Ursache haben, ihre Sünden gegen mich zu entschuldigen, vielmehr mit der grossten Aufrichtigkeit oft die Zügellosigkeit ihrer Ausschweifungen gestehen, stimmen darinne überein; dass diese Sünden anfänglich mit einer gewissen Unschuld, aus Mangel der Belehrung von ihrer Schädlichkeit, begangen werden. Auch die übrigen Briefe, die ich dieser Sache wegen in Händen habe, stimmen bey. Ich kann aber ihre Aussage nicht wörtlich mit abdrucken lassen, weil sie zu sehr in das Ganze verwebt ist, und oft nur einen halben Perioden ausmacht.

Wenn man unter diesen Umständen besorgen wollte, Aergernis zu geben, wenn man gegen diese Sünden schriebe, so wäre diese Besorgnis eben so eitel, als wenn ein Prediger, der bey einer diebischen Gemeine angestellt ist, sich scheuen wollte, die Schädlichkeit und Strafbarkeit des Diebstahls vorzustellen.

Um meiner Behauptung noch desto mehr Gewichte zu geben, und darzuthun, wie unverantwortlich nachläßig man, in Ansehung dieses Puncts, an manchen Orten sey, und wie man unwissend sogar alle Anstalten mache, diese Ausschweifung zu befördern, füge ich noch die Beschreibung bey, die mir ohnlängst einer meiner Freunde von einer gewissen ansehnlichen Schule machte:

X.

Die Eleven haben den reichlichsten Tisch; Mittags drey Gerichte mit Suppe, worunter zweymal Fleisch, oder Fleisch und Braten ist, und Abends ebenfalls wieder zwey warme Gerichte; bey jeder Mahlzeit jeder ein ziemliches Glas Bier, und die Woche dreymal Wein. Den Winter, so bald Schnee gefallen ist, dürfen sie gar nicht ausserhalb des Schulhauses gehn; ist dieß nicht, so können sie die Woche ein, zuweilen zweymal, innerhalb der Schulmauern aber, Ball spielen oder Kegel schieben; und nur ohngefähr, alles zusammen gerechnet, dreißigmal des Jahrs, von Ostern bis gegen August, ausserhalb der Mauern, nachmittags von 3 bis 6 Uhr, oder von 5 bis 6, niemals aber vor dem Schlafengehn spatziren gehn. Und nun das Abscheulichste!

von Abends 8 bis früh halb 5, oder im Winter halb 6 Uhr, ſollen ſie ſchlafen! Daſs dies im Sommer nicht geſchieht, kann man ſich vorſtellen, denn da iſts unmöglich; aber im Winter müſſen ſie es thun, da Licht in der, auch überdieſs mit keinem Ofen verſehenen, Kammer zu haben, bey oft ſchon erfolgter Strafe der Excluſion verboten iſt. Die Lehrer ſind an dieſer Einrichtung unſchuldig; ſie iſt ihnen höhern Orts anbefohlen worden, ohne Gegenvorſtellungen anzuhören, um das, wegen Feuersgefahr ſo bedenkliche, Nachtſtudiren, und — ſollten Sie es wohl glauben? — die ſtummen Kloſterſünden zu verhüten.

O ihr, die ihr berufen ſeyd, die Aufſicht über die Erziehung der Jugend ganzer Provinzen zu führen, ſucht euch doch dieſes wichtigen Poſtens, der gewiſs einer der wichtigſten im Staate iſt, durch Erwerbung der, hierzu nöthigen, Einſichten würdig zu machen! damit nicht durch eure Schuld ſo vieles Unheil geſtiftet werde!

Nehmt an, daſs der Aufſeher einer Schäferey die Violine, Schalmeye und den Dudelſack, recht niedlich ſpielen, Engliſch, Deutſch und Polniſch, recht zier-

lich tanzen konnte, auch viele andere Geschicklichkeit besäfse, aber die Natur der Schafe so wenig kennte, dafs diese armen Thiere unter seiner Direction schäbicht, raudig und faul würden, und elende Lämmer zur Welt brächten! würdet ihr nicht sagen, er sey ein Mann, der seines Amts unwürdig wäre? So seyd auch ihr, besäfset ihr auch die ausgebreitetsten Kenntnisse, eures Amts nicht würdig, so lange ihr die menschliche Natur nicht kennet, und die euch übergebnen unschuldigen Kinder so behandeln lafst, dafs sie dahin welken, verdorren, und die Stammväter einer unglücklichen Nachwelt werden müssen.

Zweiter Abschnitt.

Von der Schädlichkeit der heimlichen Jugendsünden.

Seitdem ich meine Entschliessung, von dieser Art Sünden zu schreiben, kund gemacht, und über das grofse Elend, das dadurch in der menschlichen Gesellschaft an-

gerichtet werde, laute Klagen geführt habe: sind verschiedene Briefe an mich eingegangen, in denen ich erinnert wurde, dafs die Vorstellung die ich von der Schädlichkeit dieser Sünden gemacht hatte, übertrieben sey. Ich habe über diese Erinnerungen ernstlich nachgedacht, indem ich die Schädlichkeit übertriebner Vorstellungen gar wohl kenne, gar wohl weifs, dafs sie Abweichung von der Wahrheit sind, die allemal, ohne Ausnahme, über lang oder kurz, traurige Folgen nach sich zieht. Aber *alles*, wovon ich mich habe überzeugen können, ist dieses, dafs die Schädlichkeit ihre Grade habe, und bey einer Person stärker, bey der andern geringer sey. Es mag hier auch wohl heifsen, duo quum faciunt idem, non est idem. Der Verlust von nützlichen Säften mufs bey Erwachsenen minder schädlich seyn, als bey Kindern, und die Nerven eines fünf und zwanzigjährigen Menschen werden nicht so leicht geschwächt, als die Nerven eines acht bis vierzehnjährigen Knaben. Ein unbesonnener Aufwand, den jemand *aus seinem Ueberflusse* macht, wird seine Haushaltung bey weiten nicht so zerrütten, als dieis bey einem andern geschieht, der eben diesen Aufwand *über sein Vermögen* macht. Einerley Handlung kann einen schwächlichen Menschen niederwerfen, und einen star-

ken nur unmerklich entkräften. Eine Ausschweifung, die selten geschieht, ist minder gefährlich, als wenn sie oft wiederholt wird. Dieſs alles, welches hoffentlich jeder, der weifs, von welchen Sünden ich rede, verstehen wird, gestehe ich zu, ohne dafs ich genöthigt wäre, etwas von dem, was ich von der Schadlichkeit der bewufsten Ausschweifungen sage, zurückzunehmen.

Noch immer behaupte ich, dafs dieſe Sünden ein Seel und Leib zerrüttendes und verderbendes Uebel sind.

Kaum glaube ich, dafs es irgend eine Art von Sünden gebe, die so leicht zur Fertigkeit, zur tief einwurzelnden Fertigkeit, werden könne, als diese. Gesetzt, dafs mancher den Ausschweifungen mit dem andern Geschlechte sich ergäbe, so kommen doch immer viele Unterbrechungen, die die Ausschweifung nicht so leicht zur Fertigkeit werden lassen; gewisse Verbindungen werden getrennt, und es kostet einige Zeit und Mühe, ehe wieder andere kommen geschlossen werden; es ist dabey grofse Behutsamkeit nöthig, damit man nicht entdeckt werde, und an seinem guten Namen leide; es treten auch immer herbe Folgen ein, die den Genufs verbittern. Dieſs ist aber alles bey diesen Sün-

den nicht. Die Gelegenheit sie zu begehen ist stets da, ohne dafs man Plane entwerfen darf sie zu finden; sie ist ungemein leicht zu verheimlichen, zumal bis hieher, da so wenige die Merkmale kannten, durch welche sie sich dem scharfsichtigen Blicke des Menschenkenners verrathen; die traurigen Folgen derselben treten gemeiniglich nicht eher ein, als bis die Fertigkeit schon tiefe Wurzel geschlagen hat; und die Kräfte, sie zu besiegen, erschöpft sind. Es kann daher leicht ein Unglücklicher, der sich auf diesen Weg verirrt hat, dahin kommen, dafs diese Sünden für ihn tägliches Bedürfnifs sind, so wie des Brandteweins täglicher und häufiger Genufs für manche Menschen Bedürfnifs ist. Und so wie manche Brandteweintrinker ihre böse Gewohnheit mit gerührtem Herzen erkennen, den grofsen Schaden, den sie ihrem Leibe, ihrer Seele, ihrer Familie und ihrer ganzen Haushaltung, zufügen, beweinen, und doch immer forttrinken, ohne dafs es ihnen möglich wäre, über die tief eingewurzelte Gewohnheit zu siegen: so können leicht auch solche Verirrte, wenn sie in der Folge zu besseren Einsichten kommen, nicht mehr Kraft genug haben, sich ein so nothwendig gemachtes Bedürfnifs abzugewöhnen, und gezwungen seyn, eine Lebensart fortzusetzen, welche ihr Ge-

wiſſen verdammt und verabſcheut. Welches wohl ein ſehr ſchrecklicher Zuſtand ſeyn mag.

Wer alſo dieſen Sünden ſich ergiebt, gleicht einem Unbetonnenen, der von der Spitze eines ſehr ſteilen Gebirgs herabzulaufen anfangt. Er weiſs nicht wie weit er laufen wird. Es kann ſeyn, daſs er im Laufe einen Stamm antrift, an den er ſich halten kann, es kann aber auch ſeyn, daſs der Abhang des Berges ihn nöthigt, auch wider ſeinen Willen, fortzulaufen, und ſich in einen Abgrund zu ſtürzen, den er am Ende ſeiner Laufbahn mit Entſetzen und Grauſen erblickt. Wenn nun dieſe Sünden auch nur dieſe einzige traurige Folge hätten, ſo iſt dieſe einzige traurige Folge ſchon ſo ſchrecklich, daſs man laut darüber klagen und alle Menſchenfreunde anflehen muſs, zur Abſtellung dieſes Uebels das Ihrige beyzutragen: Denn dieſe einzige traurige Folge iſt die Mutter einer ſehr zahlreichen Nachkommenſchaft, die der Mutter durchgängig ähnlich ſieht.

So würde ich philoſophiren, wenn ich über die Natur dieſer Vergehungen nachdächte.

Man lese folgende Dokumente, und zeige mir dann wo ich geirret, oder die Sache übertrieben habe.

I.

Ueberhaupt glaube ich, dafs das einzige Mittel, um sich von dieser Gewohnheit zu heilen, das sey, dem *ersten* Flage der Einbildungskraft zu wehren. Widersetzt man sich nicht dem *ersten* Gedanken, und läst sich nur verführen, diesem ersten Gedanken einen Augenblick nachzuhängen, so sind nachher alle Mittel umsonst. Und in dieser Lage hat meine Sinnlichkeit so gar selbst oft gegen Vernunft und Religion gestritten, und Vernunft und Religion besiegt, wenn ich diesen Ausdruck brauchen durfte. Sobald man der Einbildungskraft nur einen Augenblick freyen Lauf läßt, und sie nicht gleich bey dem ersten Gedanken bezwingt: so ist nachher für Vorstellungen der Vernunft und Religion alles verloren, weil der Verstand, umnebelt von den Gaukeleyen der Phantasie, nicht mehr fähig ist, ihnen Gehör zu geben. Ich habe in Stunden solcher Verluchung, wo ich beym ersten Schritt nicht auf meiner Hut war, oft sodann alles zu Hülfe gerufen, wovon ich Rettung erwarten konnte. Meinem

Verſtand allein trauete ich in ſolchen Stunden der Leidenſchaft nicht mal, daſs er treu genug ſeyn würde, mir alles zu ſagen, was er in ruhigern Stunden wuſste. Ich nahm Bibel, Geſangbuch und andere Bücher, las allen Segen der Keuſchheit, alle Flüche der Unkeuſchheit; Gottes Allgegenwart, jenen Tag der endlichen Vergeltung, ſuchte ich mir möglichſt zu vergegenwärtigen, umſonſt! Ich ſank vor meinen Stuhl, und betete mit heiſser Inbrunſt um Rettung, umſonſt! Ich ſah, ich würde fallen, ich ſah, daſs dieſs unrecht ſey, und brauchte daher alle dieſe Mittel, aber es war als ob mein Verſtand unter der erhitzten Phantaſie, und unter der Gewalt der Gewohnheit, welche dieſs Laſter beynahe bis zum körperlichen Bedürfniſs erhöhen kann, gefangen läge, und ich fiel.

Anmerkung.

Es iſt freylich ein ſehr weiſer Rath, dem erſten Fluge der Einbildungskraft zu wehren. Aber ach wie ſchwer, wie ſchwer mag er zu befolgen ſeyn für ſolche, die ſchon ſo ſehr zur Sinnlichkeit herabgeſunken ſind, daſs ihre Einbildungskraft, an die unſchuldigſten Anblicke, Gedanken und Ausdrucke, eine Reihe erhitzende Bilder, durch

durch die erworbene traurige Fertigkeit, zu ketten weifs! zum Beweife mag das folgende Document dienen.

II.

Bey jedem reitzenden Gegenftande wurden die Gefchlechtstriebe in mir rege, welche dann in viehifche Brunft ausarteten. Ich fand bald junge Mädchen, welche ich zu meinem Umgange wählte, mit welchen ich jedoch weder Unzucht — noch fonft unerlaubte Dinge trieb. Allein, wenn ich nach Haufe kam, und mich ganz allein überlaffen war, dachte ich dann an das Vergnügen, das ich bey meinen Mädchen genoffen, mahlte mir in der Phantafie ihr Bild aufs lebhafteffe aus, und nun überliefs ich mich aller nur möglichen Ausfchweifung, fo, dafs ich nichts für unerlaubt hielt, wenn ich nur meine Begierden befriedigen konnte. Hierdurch kam es endlich fo weit, dafs ich gar kein Mädchen oder auch fchwangere Frau fehen konnte, ohne dafs nicht der Trieb der Gefchlechtsluft in mir rege geworden wäre, und Befriedigung verlangt hätte. Noch viel weniger durfte von der Begattung oder der Vermifchung beyder Gefchlechter gefprochen werden, wenn ich nicht zur Ausfchweifung fchreiten, und Bö-

ſes thun ſollte. Denn hier ward durch die Aſſociation der Ideen mancher wolluſtige Gedanke lebhaft, und ein Sturm der Leidenſchaften wütend, der alles Nachdenken verjagte, und mich in einen Taumel verſetzte, wo der Gebrauch der geſunden Vernunft gar nicht möglich iſt. Starke und hitzige Getränke, leckerhafte und übermäſſige Speiſen, erhitzten ebenfalls die Wolluſt in mir, und die warmen Betten gaben nicht wenigen Anlaſs dazu.

III.

Erwarte nicht von mir, Jüngling, Anweiſung, dieſem Laſter zu entgehen! die Mittel ſind bekannt: eine immerwährende Beſchäftigung, Mäſſigkeit und Fliehung der Einſamkeit, ſind die vorzüglichſten; wird dieſs Verbrechen erſt zur Gewohnheit, dann wurzelt es ſo tief ein, daſs alle dein Beſtreben es nicht gänzlich ausrotten kann. Auch dieſs fühl ich zuweilen, alle Gründe der Vernunft, alle Erfahrung, vermögen nichts wider eine alte Gewohnheit. Temperament, und ein lange geübtes Laſter, laufen mit dem Verſtande davon, wie ein wildes raſches Pferd, mit ſeinem Reuter.

IV.

So habe ichs — o Gott !!! — vier Jahre lang, bald mit kürzern, bald mit längern Zwiſchenraum getrieben. Einmal machte ich ſogar eine Pauſe von zehn Wochen, aber, erwarten Sie ein fürchterliches Geſtändniſs! ich *kann* mich noch *nicht* davon losreiſsen — — — — — — — — — —

Das konnte und muſste ich bald einſehen, daſs ich — zum mindſten eine Thorheit begieng, lernte auch bald, aus einem aus dem Engliſchen überſetzten Buche, über die Onanie, und aus Tiſſot, die Schädlichkeit und Abſcheulichkeit dieſes Laſters; allein alles dieſes machte ſo wenig bleibenden Eindruck, daſs ich es ſogar einmal, den Tiſſot in der Hand, begieng! Vielleicht verabſcheuen Sie mich nun ganz, einer Aeuſſerung in Ihrem herrlichen Carlsberg zu folge? — Ich verdiente es! — und theils das Andenken an dergleichen Scenen, theils meine Unfähigkeit mich zu beſſern, hat mich ſelbſt ſchon gegen mich mit ſo vielem Abſcheu erfüllt, daſs mich der Gedanke des Selbſtmords ſchon ſeit anderthalben Jahren zuweilen ſtärker, zuweilen ſchwächer beunruhigt hat.

Anmerkung.

Der Verfaſſer des Briefs, aus dem dieſes Fragment genommen iſt, iſt etwas ängſtlich, daſs er vielleicht, durch Bekanntmachung deſſelben, würde erkannt werden. Ich bitte ihn ſich deswegen gänzlich zu beruhigen, indem ich ſorgfaltig alles weglaſſe, was ihn etwa im Zirkel ſeiner Freunde charakteriſiren könnte. Aus dieſem Fragmente ihn zu errathen, iſt ſchlechterdings unmöglich:

Den Gedanken des Selbſtmords bitte ich ein vor allemal aufzugeben, und wohl zu überlegen, daſs wir alle erworbene Fertigkeiten, Gute und Böſe, mit in jene Welt nehmen; daſs auch dieſe traurige Fertigkeit in einer andern Welt ſein Peiniger ſeyn werde, ſo wie die Unkeuſchheit auch den kraftloſen Greis peinigt, der ſie bey ſich zur Fertigkeit hat aufwachſen laſſen, wenn er auch gleich ſchon halb entkörpert iſt; daſs alſo ſchlechterdings kein ander Mittel zur Beſſerung ſeines Zuſtandes übrig ſey, als — Beſſerung ſeiner ſelbſt. Dieſe Beſſerung wird ihm freilich äuſſerſt ſchwer ſeyn, aber nicht unmöglich, wie ich in der Folge zeigen werde.

V.

Beten war, nach ſeinem Geſtändniſs, das einzige ihm bekannte Mittel, welches ihm etwas Erleichterung in ſeiner Bekümmerniſs verſchafte. Man hatte ihm von Jugend auf das Gebet als etwas Gutes, nicht allein angeprieſen; ſondern ſeine Mutter und Verwandte, waren auch ſelbſt Beyſpiel für ihn darin geweſen, und er hatte alle Morgen ſeine Gebetsformel, vor dem Tiſche, laut herſagen müſſen. Sein Schullehrer liefs ſichs ſehr angelegen ſeyn, mit Empfindung zu beten, welches ihm ſo wohl gefiel, daſs er jede Gelegenheit nutzte, wo er ihn hören konnte. Manchen guten Gedanken und Vorſatz brachte der Lehrer dadurch in ihm hervor, zu welchen auch der mit gehörte: dem Laſter ganz zu entſagen. Er ſoll oft vor Begierde es zu laſſen, geweint haben. Das, was man kaum glauben ſollte, that er. Er kaſteiete ſeinen Leib ſogar, durch Strick und Eiſen. So lange er den Trieb nicht bemerkte, und Schmerzen fühlte, gelang ihm auch ſein Vornehmen; ſobald ſich jener aber äuſſerte, und der fand ſich, beym Anblick eines jungen ſchönen Mädchens, allemal, wenn die durch Kaſteiung hervorgebrachte Schmerzen auch vorhanden waren, ſo ſoll jener doch geſiegt und dieſe

untergelegen haben. Oft schwur ers Gott sogar zu: seinen Vorsatz, sich zu bessern, auszuführen. Aber, wie es ihm immer schon gegangen war, so giengs ihm in der Folge öfters noch. Er faßte den Vorsatz von neuen, schwur Gott aufs neue, und fiel dem ohngeachtet immer wieder. So beklommen denn sein Herz war, und so viel Bekümmernifs alsdann seine Seele hatte, so wenig Rath und Trost konnte er doch zu seiner Besserung finden; ja sie ward ihm immer schwerer, je mehr er den Jahren der Mannbarkeit nahe kam.

Etwas Beruhigung gab ihm einst der Grundsatz, den er von einem guten Manne hörte, der aber seine Untugend nicht kannte, und dessen Beyspiel er sich zum Muster genommen hatte: „der Christ könne leichter zur Hurerey kommen, als zum Diebstahl."

Weil er oft von seinem Lehrer kernhafte Sprüche aus der Bibel, so herzlich und rührend, anführen hörte, besonders wenn gemeinschaftliche Kommunion war; so fand er Geschmack daran, und machte das Bibellesen hernach zu seiner Beschäftigung, und bey der Wiederholung der, von seinem Lehrer angeführten, Sprüche, blieb er selten unge-

rührt. Zu seiner gröfsten Verwunderung las er: dafs Paulus im Briefe an die Römer schon dieses Lasters gedacht hatte. Seinem guten Freunde, der auch mit diesem Laster bekannt war, erzählte ers, und beyde vereinigten sich, das Laster zu verlassen. Aber es gieng ihm wie vormals. Es wurde nichts daraus. Endlich fafste er einmal den Rath wo auf: Wenn man die angewöhnten Sünden lassen wollte: so müfste man auch besonders die Gelegenheit dazu meiden. Diese Lehre that ihm, nach seiner Aussage, vortreffliche Dienste, so dafs er sich nun immer mehr von der Sünde losmachte. Und hätte er besonders zu der Zeit auch gehört, dafs man sich oft seines gefafsten Vorsatzes erinnern müsse, wie er nachmals erfuhr, so wäre ihm seine Besserung nicht halb so schwer geworden.

In Gellerts Schriften las er die Beschreibung des Schadens der Wollust nicht ohne Nutzen. Jedoch soll er nicht ganz Herr über seine Leidenschaft geworden seyn.

Diese Beweise sind, glaube ich, hinlänglich, uns zu überzeugen, wie leicht diese Sünde zu einer so traurigen Fertigkeit wird, dafs man ihr entweder gar nicht, oder mit unendlicher Mühe und Anstrengung, entsagen kann. Der natürliche

Grund hievon ist wohl dieser, dass insgemein die Erkenntniss alsdann erst kommt, wenn die besten Kräfte verschwendet sind, und die Leidenschaft eine unbändige Stärke erhalten hat.

Welch unabsehliches Elend mag nun wohl hieraus entspringen! Ich bin freylich kein Arzt, und tiefe Einsichten in die Beschaffenheit des menschlichen Körpers kann man deshalb von mir nicht erwarten. Folgende Behauptungen wird mir aber doch vermuthlich jeder Arzt, der selbst beobachtet hat, zugestehen, da sie nicht aus Speculation, sondern aus Beobachtung entstanden sind.

Die Natur wirkt dahin am mehresten, wo sie den mehresten Abgang hat. Der Tobackraucher spuckt vielleicht zehnmal mehr aus, als ein anderer, der vom Rauchtoback keinen Gebrauch macht, und die Natur ersetzt stets den Abgang des Speichels. Das Blut, das man abzapfen lässt, ist in wenigen Tagen wieder herbeygeschaft. Folglich sucht auch die Natur andere Säfte, die entzogen werden, wieder zu ersetzen.

Die Säfte, die diese Sünde raubt, müssen wohl die geistigsten seyn, weil sie die wichtigste Bestimmung haben, und weil

auch die natürliche Ausgiefsung derfelben immer einige Düfternheit, Verdroffenheit und Schlafflheit zurückläfst. Um diefen Abgang zu erfetzen, mufs alfo die Natur ihre ganze Thätigkeit anfpannen, und mufs Gehirn, Magen, Nerve und der ganze Menfch dabey leiden. Denn wenn die Natur ein beftimmtes Maas von Nahrung nur fo bearbeiten kann, und genöthigt wird, das befte davon Einem Theile zuzuführen, müffen dabey nicht fchlechterdings die übrigen leiden?

Wenn ferner die Natur fich des Ueberfluffes gewiffer Säfte auf dem natürlichen Wege entledigt, fo find alle Muskeln des Körpers in Thätigkeit: gefchieht diefs aber auf eine unnatürliche Art, fo verhält fich der Körper faft ganz leidend, nimmt alfo nothwendig nach und nach die Gewohnheit an, fich gewiffer Säfte ohne alle Anftrengung zu entledigen. Daher kommen denn die erbarmungswürdigen Klagen über die häufigen unwillkührlichen Entgehungen — der beften Säfte.

Die Folgen, die hieraus für die Seele entfpringen, können nicht anders als höchft traurig feyn. Es mufs daraus ein gewiffes Unvermögen zum Denken und zum Handeln entftehen. Der Schluls, auf den

ich dieſe Behauptung gründe, iſt dieſer: wenn die Seele trübe und düſter denkt, wenn der Körper, durch wahres Bedürfnifs gedrungen, ſich gewiſſer Säfte, auf dem Wege, den die Natur anwieſs, entledigt, wie weit truber und düſterer muſs ſie ſeyn, wenn dieſe Entledigung ein erkünſteltes Bedürfnifs wird, auf eine unnatürliche Art geſchieht und öfterer geſchieht, als die Natur es verlangt. Ich wenigſtens habe bey den mehrſten, von dieſer Seuche angeſteckten, einen hohen Grad von Verſtandesſchwache entdeckt.

Ja es muſs auch aus dieſer traurigen Fertigkeit wohl mehrentheils eine gewiſſe Verſchrobenheit und ſchiefe Richtung der ganzen Beurtheilungskraft entſpringen. Denn wer das Unnatürliche reizend finden, wer der zweckloſen Vergieſſung der edelſten Lebensgeiſter mit Vergnugen zuſehen, und ſie als eine unſchuldige Freude betrachten kann, zu welchen Verirrungen iſt dieſer nicht aufgelegt! daher finden wir, dafs diese Sunde mit den Verirrungen des menſchlichen Verſtandes gemeiniglich parallel gehe. Sie raſte ohne Zweifel am ſtärkſten, da das Mönchs- und Nonnenweſen aufkam. Wir bemerken aber auch, dafs die gröfsten Verirrungen des menſchlichen Verſtandes in dieſen Zeitpunkt fallen.

Auch in unſern Tagen hatten dieſe Sünden leider um ſich gegriffen, aber eben ſo die Verirrungen des menſchlichen Verſtandes. Zu eben der Zeit, da von allen Orten her Klagen erſchollen, daſs faſt die ganze Jugend von dieſen heimlichen Sünden angeſteckt ſey, liefen auch Nachrichten ein, daſs man ſich bemühe Geiſter zu beſchwören, und durch gewiſſe Ceremonien die Seelen der Verſtorbenen und der Lebendigen herbeyzubringen. Zu eben dieſer Zeit fand das Deſorganiſationsgeſchäfte Beyfall. Welche Verirrung! Wie kann ich ſie mir anders erklären, als daſs das Gehirn auf eine unnatürliche Art müſſe ſeyn zerrüttet worden?

Anmerk.

Wer ein Mann iſt, fühlt ſeine Kraft, und ſucht in jeder Verlegenheit ſich durch ſich ſelbſt zu helfen, der Entmannte hingegen fühlt ſein Unvermögen, und ſucht daher die Hülfe immer auſser ſich, bald bey dem Arzte und Apotheker, bald bey dem Goldmacher, bald bey dem Geiſterſeher und iſt überhaupt geneigt von übernatürlichen Kräften, ohne eigene Anſtrengung ſein Heil zu erwarten.

Es iſt mir zwar von verſchiedenen Geſchwächten das Gegentheil verſichert

und betheuert worden, dafs bey diefen Sünden, ihr Gefühl für das Wahre und Schöne nicht gelitten habe, und ich habe um fo weniger Urfache, in ihre Verfiche-rung ein Mistrauen zu fetzen, da wirk-lich ihre Briefe in einem fehr regelmäfli-gen und blühenden Style abgefafst find, und ihre Behauptungen durchgängig das Gepräge der Wahrheitsliebe haben; diefs beweift aber nichts weiter, als dafs meine Behauptung nicht allgemein fey, fondern fo, wie alle andere Behauptungen, ihre Ausnahmen habe. Und wer bürgt dann dafür, dafs, bei fortgefetzten Ausfchwei-fungen diefs Gefühl für das Wahre und Schöne noch erhalten werde?

Die Selbftgeftändniffe, die ich habe beydrucken laffen, worinne man geftieht, dafs durch die unfchuldigften Veranlaffun-gen unreine Gedanken erzeugt würden, beweifen, dafs ich nicht ganz unrichtig ge-fchloffen habe.

Da ferner durch diefe Ausfchweifung dem Menfchen die edelften Säfte entzogen werden, fo mufs diefes nothwendig Kraft-lofigkeit zum Handeln, Mangel an Auf-ftrebung nach fich ziehen, den Menfchen untüchtig machen, fich über das Alltägli-che zu erheben, und etwas zu unterneh-

men, deſſen Ausführung Muth und etwas ungewöhnliche Anſtrengung erfordert. Da, wo ein anderer handelt, wird ein ſolcher Geſchwächter dulden, und bey Vorfallen, die alle Kräfte des Ungeſchwächten in Thätigkeit ſetzen, wird ein ſolcher klagen. Caſtration ſchwächt allemal den Muth, und die unnatürliche Entziehung der edelſten Säfte, zumal wenn ſie zur Fertigkeit geworden iſt, iſt wahre Caſtration.

Da es freylich ungleiche Differenzen giebt, wenn gleiche Gröſſen von ungleichen abgezogen werden, ſo muſs auch dieſe traurige Wirkung mehr oder weniger ſichtbar ſeyn, je weniger oder je mehr der Geſchwächte Kräfte zuzuſetzen hat. Die nämliche Fertigkeit, die den Schwachen ganz nerven- und muthlos macht, kann einem andern, dem die Natur mehrere Kräfte verlieh, einen weniger ſichtbaren Nachtheil zuziehen. Schwächen thut es die Kräfte aber allemal, welches alsdenn am ſichtbarſten ſeyn würde, wenn man berechnen könnte, wie ſich die Summe des Guten, das ein von Natur ſtarker Mann, der ſich durch dieſe Ausſchweifung dahin reiſſen lieſs, ſtiftet, zu der verhalte, die er würde geſtiftet haben, wenn er von Jugend auf ſeine Sinnlichkeit beherrſcht hätte. „Ich vergieng," ſchreibt

mir einer meiner Correſpondenten, „nach und nach, hatte an nichts mehr einigen Gefallen, verlieſs die Univerſität, und, anſtatt meinen Weg in die Welt zu machen, vergrub ich mich in die Einſamkeit, wo ich zwar ziemlich geſund lebe, ſeitdem ich alle nur mögliche Gelegenheit zu Ausſchweifungen vermeide, aber ich bin doch gar nicht der brauchbare Mann geworden, der ich, nach meinen Fähigkeiten, werden konnte.

Wie viele tauſende würden ähnliche Klagen führen müſſen, wenn ſie über ſich ſelbſt nachdenken, und ihren gegenwärtigen Zuſtand, mit ihrer vorigen geheimen Lebensgeſchichte vergleichen wollten.

Daſs auch Melancholie gemeiniglich die herbe Frucht ſeyn müſſe, die dieſe Ausſchweifung hervorbringt, lehrt die Natur der Sache. Denn wenn, wie ich vorhin ſchon gezeigt habe, die Entledigung von gewiſſen Säften, auf dem Wege, den die Natur zeigt, ſchon einigen Trübſinn nach ſich zieht, wie vielmehr muſs dieſe Wirkung erfolgen, wenn man es auf eine unnatürliche Art thut, wenn man es, welches faſt immer der Fall iſt, thut, mehr, weil es erkünſtelltes, als weil es natürliches Bedürfnils iſt. Man kann alsdenn auf die-

sem Irrwege leicht in den traurigen Zustand gerathen, dafs man in ewiger Nacht wandelt, wo über die reizendsten Gegenstände ein furchterliches Schwarz gezogen ist, das alle fröhliche Aussichten in die Zukunft verbirgt, auf allen Seiten Schreckbilder zeigt, und jede kleine Gefahr und Besorgnifs in Riesengestalt darstellt.

Diese Melancholie wird noch mehr durch das Gefühl des Elends und durch das Bewufstseyn, sich dasselbe selbst zugezogen zu haben, genährt. Wie ängstlich mufs eine Seele werden, die sich selbst anklagen, die sich selbst vorwerfen mufs: ich habe mich entmannt, ich habe meine edelsten Anlagen zerstört, habe die Kräfte geschwächt, mit denen ich mein, und meiner Brüder Glück hätte befördern können!

Wenn man dieser Melancholie nicht frühzeitig vorbauet, sie durch Besserung, Anstrengung und Vertrauen auf Gott, zu mäfsigen sucht, wie leicht kann sie eine solche Stärke erreichen, dafs sie zur Verzweiflung führt. Wer es weis, dafs er seine Natur zerrüttet, und seine Nerven geschwächt habe, wie geneigt wird dieser seyn, alle seine körperlichen Schmerzen, alle Krankheiten, die ihm zustofsen, alles Elend, das er in seiner Nachkommenschaft

erblickt, dieſer ſeiner Ausſchweifung zuzuſchreiben! und wie ſchwer iſt es einen ſolchen zu beruhigen und vom Gegentheil zu überzeugen!

Ich habe ſelbſt eine Perſon gekannt, die in dieſen traurigen Zuſtand gerathen war, die alle Schmerzen, die ſie erduldete, alle Widerwärtigkeiten, die ihr begegneten, auf Rechnung jener Verirrung ſchrieb, und mit Aengſtlichkeit jeden Biſſen genoſs, weil ſie glaubte, daſs ſie jeder Gottesgabe unwerth wäre. Und ob ſie gleich ſich Mühe gab, dieſe Melancholie durch Gründe die die Religion darbietet, zu bekämpfen, ſo glichen ihre Nerven doch ſchlaffen Saiten, bey denen kein Ton anſpricht, und der Gram, der an ihrem Herzen nagte, und ihr Mark ausſaugte, verzehrte ſie endlich.

Sollte nicht die Hypochondrie, die in unſern Tagen gleichſam epidemiſch iſt, auch groſſentheils aus dieſer unſeligen Quelle entſpringen? Ferne ſey von mir die Liebloſigkeit, alle Hypochondriſten für ſolche zu halten, die durch heimliche Sünden ihre Geſundheit zerſtört hätten. Die Quellen dieſes Elends ſind mannichfaltig, und eine ſehr ergiebige iſt der Mangel an körperlicher Arbeit, die ein altes häſsliches Vorurtheil, den Ausſprüchen der geſunden

den

den Vernunft zuwider, für unanſtändig für Perſonen vom Stande und Gelehrſamkeit hält. Aber bedenklich iſt es doch, daſs die Hypochondrie faſt in eben dem Grade ſich ausbreitet, in dem jene Seuche um ſich gegriffen hat. Nach den Zeugniſſen, die ich in Händen habe, hat der gröſſere Theil der Gelehrten ſeine jugendlichen Kräfte verſchwendet, der gröſsere Theil iſt hypochondriſch, wird es hieraus nicht wenigſtens wahrſcheinlich, daſs bey den mehreſten dieſes Uebel aus jener unſeligen Quelle, wo nicht ganz, doch zum Theil entſprungen ſey?

Der Körper leidet bey dieſen Ausſchweifungen nicht minder als die Seele. Man denke ſich Kinder, die itzo in ihrem beſten Wachsthume ſtehen, deren Natur itzo beſchäftigt iſt, alle Nahrungsſafte zur Ausbildung der Knochen, Nerven und des ganzen körperlichen Gebäudes, zu verarbeiten, bis er ſeine Vollkommenheit ſo weit erreicht hat, daſs er den Ueberfluſs zur Vervielfältigung ſeiner ſelbſt abgeben kann, die aber durch eine unſelige Verirrung darauf verfallen, dieſe Nahrungsſafte zu verſchütten — muſs dabey nicht ihr ganzer Körper leiden? Iſts wohl möglich, daſs ſie je die Gröſse, Stärke und Kraft, erreichen können, wozu die Natur die

Anlage gemacht hatte? wird die Störung der Natur in ihren Wirkungen nicht noch andere schreckliche Folgen haben? wird der beständige Reiz Säfte herbeyzuschaffen, nicht den Magen nöthigen, über sein Vermögen zu arbeiten und ungesunde, unverdaute Säfte, und mit ihnen den Saamen zu mannigfaltigen Krankheiten dem Körper zuzuführen? Muss das beständige Anstrengen der feinsten Nerven sie nicht schwächen, und so reizbar machen, dass jede Mühe und Beschwerde die derjenige, der ein Mann ist, lachend übernimmt, Leiden verursacht, die leicht bis zu Verzukkungen gehen können? Ihr gesteht, dass der übermässige Genuss des andern Geschlechts entkräfte und Krankheiten nach sich ziehe? Wie weit mehr ist diess von den Ausschweifungen zu besorgen, von denen ich rede! sie fangen insgemein früher an, als man des Genusses des andern Geschlechts fähig ist, die Nerven leiden dabey weit mehr, und sie werden ihrer Natur nach weit öfterer wiederholt. Die vielen zwanzigjährigen Greise, die man itzo allenthalben, mit matten Augen, blassen und verfallnen Wangen, zitternden Gliedern und marklosen Knochen, mühsam schleichen sieht, sind fast eben so viele Zeugen von der Wahrheit meiner Behauptung.

Einen von ihnen, der aufrichtig genug iſt, ſein entſtelltes Bild andern zur Warnung aufzuſtellen will ich reden laſſen. Er drückt ſich alſo aus:

So ſtürzte ich mich durch Ausſchweifung muthwillig in ein Verderben, das mit gutem Rechte das gröſste genannt zu werden verdient: denn wer iſt mehr Selbſtmörder, als der unglückſeelige Onaniſt? — Er hindert den Wachsthum ſeines Körpers, vermindert ſeine Leibes- und Seelenkräfte, opfert der ſchändlichſten Begierde ſeine Ruhe und Zufriedenheit auf, und bringt ſich um den gröſsten Theil ſeines Lebens. O! könntet ihr mich hören, ihr jungen Freunde, ihr würdet mir glauben: denn ich rede aus der Erfahrung — So viel ich auch Anſatz zum Wachsthume hatte und ſo regelmäſſig auch anfänglich mein Geſicht gebildet war, ſo erreichte ich doch kaum bey Ausübung dieſes Laſters die mittel Statur, und durch die heftigſten Zuckungen ward meine Geſichtsbildung ganz umgeändert, ſo, daſs ich anfieng ein altliches und wuſtes Anſehen zu bekommen. Die heftigſten Krämpfe, die man ſich nur denken kann, ſind oft die Folter, worauf ich Stunden lang liege, und wo mir das Geſtändniſs abgelockt wird: Wie ſchändlich haſt du dich zugerichtet, und wie

ſehr haſt du die Menſchheit geſchändet! — In meinem Rückgrad iſt ſo wenig Mark und Kraft, daſs ich kaum eine Stunde aufrecht oder krumm ſitzen kann, ohne die gröſsten und heftigſten Schmerzen zu empfinden. Meine Augen ſind ſo blöd und ſtumpf, daſs ich eine etwas klare Schrift gar nicht leſen und bey dem Leſen des gröſsern Drucks nur kurze Zeit ausdauern kann, am wenigſten aber des Abends ſehen darf. Mattigkeit und beſtändige Schlafſucht quält und beläſtigt mich, und wenn ich des Morgens erwache, und munter ſeyn ſollte, bin ich ſchlaftrunken und gelähmt. Oft entſteht über den Augenbraunen und Augenliedern ein ſtarkes Flippern, das ich kaum anshalten kann. Die Nerven ſind erſchlaft, und die Lebensgeiſter ziemlich eingeſchläfert. Beſtändig habe ich Hunger, eſſe auch viel, ohne aber daſs es mir zu Gedeihen geht. Bange Traurigkeit, Unzufriedenheit und Schmerzen, wuhlt in dem Innerſten meines Herzens. Auch in den fröhlichſten Geſellſchaften bin ich traurig, miſsmuthig und Miſanthrop: denn nur immer ſuche ich die Befriedigung meiner Leidenſchaft, die ich nirgends beſſer, als in der Einſamkeit, oder in dem Umgange mit dem zweyten Geſchlechte, finde. Bey meinen Arbeiten ver-

miſſe ich die Geduld, und die Gedächtniſskraft. Hitze und Kälte ſind für meinen Körper unerträglich. Und ſo ſchleppe ich denn, mit der Hypochondrie, Melancholie und Hektik, behaftet, mein trauriges und unzufriedenes Leben peinlich dahin. Hätte ich nähere Kenntniſſe von der Beſchaffenheit und dem Baue meines Körpers, vielleicht könnte ich noch mehreres und Beſtimmteres ſagen, als ohne dieſe Kenntniſs nicht ſeyn kann. Doch ich habe gethan, ſo viel als ich konnte, und als Menſchenfreund muſste — O wollte doch die Vorſicht, daſs jeder Jüngling und jedes unſchuldige Mädchen von dieſem peſtilenzialiſchen Laſter abgehalten würde! — Ja könnte ich euch doch alle verſammeln, die ihr dieſem Laſter ergeben ſeyd, oder euch demſelben noch ergebt, mich in eure Mitte ſtellen, und euch die Schandflecke zeigen, womit mich dieſes Laſter gebrandmarkt hat!

Was für einen traurigen Einfluſs ein ſolcher kläglicher Zuſtand auf die Fortpflanzung des Geſchlechts haben müſſe, iſt leicht zu begreifen. Nachdem die beſte Kraft verſchwendet iſt, die Nerven ſchlaff worden ſind, tritt ein ſolcher Unglücklicher in den Eheſtand. Wenn er nicht durch die Natur ungewöhnliche Kräfte empfangen hat, wie

kann man von ihm erwarten, dafs er vermögend ſey, eine der erſten Pflichten des Ehemanns zu erfüllen? gleich einem Tantalus wird er nach dem Waſſer ſchnappen, nach dem ſein Durſt lechzet, und es wird verſchwinden, ſo oft er es an ſich ziehen will. Welches Elend! O jammert nicht über das Elend ſolcher Unglücklichen, die in ihrer Kindheit entmannt wurden! Jammert über diejenigen die ſich ſelbſt entmannten! Jene entbehren ein Vergnügen, das ſie nicht kennen, dieſe entbehren eben daſſelbe und empfinden darnach den lechzendſten Durſt. Jene haben dazu keine Aufforderung, dieſen iſt jeder Blick der Perſon, die ſie täuſchten, ein Dolch, der das Herz durchbohrt. Jene machen keinen Anſpruch auf Vaterfreuden, dieſe ſuchen ſie und finden ſie oft nicht. Viele bleiben ganz kinderlos oder — welches weit ſchlimmer iſt, werden Väter von elenden Kindern, die, anſtatt ſie anzulachen, ihnen entgegen jammern, und durch ihren erbärmlichen Zuſtand ihnen die bitterſten Vorwürfe, wegen ihrer jugendlichen Ausſchweifungen, machen. Die vielen Abdrücke des menſchlichen Elends, die ſonſt nur in Hauptſtädten, itzo aber auch in kleinen Städten umher wandeln, und umher getragen werden, woher dieſe doch wohl kommen mögen! was die kleine

Nachkommenſchaft uns wohl mag entriſſen haben, auf deren Wangen noch vor funfzig Jahren Geſundheit und Frohlichkeit lächelte! Allwiſſender, das weiſst du! Ich breche hier ab, und laſſe einen andern reden, der aus Erfahrung ſpricht.

I.

Das Gefühl nie Anſpruch auf die Liebe eines Frauenzimmers als Gattin machen zu dürfen, und doch in ſich fühlen, welche unerſchöpfliche Quelle von Freuden dieſs ſey, und welchen Vorzug dieſe Verbindung vor jeder andern, ſelbſt der beſten Freunde, habe; ein Feuer in ſeinem Innern brennen fühlen, ohne es vermögen zu nähren, oder auszulöſchen; die Beraubung der Hofnung je den ſüſſen Vaternamen führen zu können — o dieſs Gefühl macht mich raſend — bringt Tod mit ſich — ich bin zu ſchwach die Empfindung, die mein Inneres umwühlt, — es zerfleiſcht — mit Worten auszudrücken. Hier ſind die Furien, die mit Schlangen den Verbrecher ohne Aufhören peitſchen, bis er endlich ganz ermattet, von niemanden bedauert, von jedermann verachtet, — ach! von keinem Kinde beweint, vor der Zeit ſeine befleckte Seele aushaucht, und ſeinen aus-

gemergelten Körper, als wahren Koth, der Erde wieder giebt, der er nicht einmal einen guten Dünger verschaft, denn er verwesete schon, ehe ihn die Seele verliefs. Ich mufs hier abbrechen.

O Jüngling, der du dich diesem Laster ergabst, o könnt ich doch diefs Bild dir lebhaft vor Augen stellen! Betrachte es, und kehre von dem Wege des Elendes, den du betratst, zurück, so lange es noch Zeit ist! Und wenn dich nichts dazu bewegen kann, nicht die Sorge für deine Gesundheit und deine Selbsterhaltung, nicht die Vorstellung, dafs du die Hofnung deiner Familie, in dir eine Stütze, Trost und Freude zu finden, vernichtest; so mufs es der Gedanke thun: du wirst unfähig, je die reinen erlaubten Freuden der Liebe, die süfsesten in der Natur zu geniessen, je den Vaternamen zu führen; und verehlichst du dich democh, so bedenke die traurigen Folgen, die deiner harren! Erstickung aller Liebe deiner Gattin, Ehebruch und die schrecklichen Gefahrten desselben. Ich wage es nicht, diefs Bild auszumalen. Ich warne dich nicht im kalten Prediger- oder Katheder-tone, ich werde nicht dafür bezahlt, dir die Freuden der Jugend zu rauben; nein es ist

Stimme deines leidenden Mitbruders, der dir zuruft, der alles dies selbst fühlt, in seiner ganzen Stärke fühlt und der sein Elend durch den Gedanken, dich zu retten erleichtern will. O könnt ich doch die Vorstellung mit ins Grab nehmen, nur einen der dies liefet, nur einen einzigen gerettet zu haben!

II.

Wie angenehm und süfs ist dem Jüngling, bey heranwachsenden Jahren, die Stimmung, dafs er einmal mit einer vernünftigen und liebenswürdigen Person in Verbindung treten, und mit ihr gesellschaftlich die Freuden des Lebens geniessen soll! Wie zu so unverdrossenen Fleifs spornt das ihn nicht an! Und ich — wie niedergeschlagen mufste es nicht für mich seyn, da ich bey reifern Jahren es inne ward, das traurige Loos, das mich traf! Freilich sank darum mein Fleifs nicht, ich studierte die Wissenschaften um ihres eignen Werths und um des Dienstes für die Welt willen. Allein was war mein Zweck dabey? Ich war doch Burger der Welt, wufste doch die Bestimmung des geselligen Menschen, lernte immer mehr die überausgrosse Wichtigkeit und Würde des ehelichen Standes kennen, sah aus den zuverlässigsten Gründen ein, wie

unzertrennlich meine und des Staats Wohlfahrt mit demſelben verknüpft iſt, was für Seligkeit nur einzig und allein darinnen liegt: Kinder zu rechtſchaffnen Menſchen und edlen Bürgern zu bilden, und in ſeinen Nachkommen ſo bis auf undenkliche Zeiten gleichſam fortzuleben und in ihnen der Welt auch lange noch nach ſeinem Tode zu dienen u. ſ. w. Und ich — muſste doch auf denſelben Verzicht thun! Wie ergriff mich dieſer Gedanke oft mitten unter meinen ernſthaftesten Arbeiten, und fullte mein Herz mit der bitterſten Wehmuth und unüberwindlichen Gram, der mir oft die unſeligſten Stunden machte; denn ein Gut, das man miſſen muſs, ſchätzt man oft am allergröſsten.

Und wie kann man erwarten, daſs ein ſo zerrütteter Körper, deſſen Lebensgeiſter verrauchten, ehe ſie noch wirken konnten, deſſen edelſte Säfte verſchüttet, und deſſen Nerven ſchlaff gemacht wurden, Kraft genug behalten werde, die Zufälle auszuhalten, denen wir ausgeſetzt ſind, die Krankheiten zu überwinden, die uns die Vorſehung, oft als wohlthätige Reinigungsmittel, zuſchickt? Werden ſie bey epidemiſchen Krankheiten nicht fallen, wie bey einem Sturme, die Aepfel, in deren Innern

der Wurm nagt? wird der unnatürliche, unerſetzliche Verluſt der edelſten Säfte nicht nach und nach Verdorrung und Hinſchwindung nach ſich ziehen?

Ach das ſind nicht Beſorgniſſe, die ſich auf bloſſe Schlüſſe und Speculationen gründen! mannichfaltige, unleugbare Erfahrungen beſtätigen ſie. Suchet doch ihr Inſpectoren der Gymnaſien die Zoglinge wieder zuſammen, die ihr vor zwanzig bis dreyſſig Jahren aus eurer Aufſicht entlieſſet! werdet ihr ſie nicht eben ſo einzeln wieder finden, wie ein General die Soldaten eines Regiments, das eine, mit Kanonen wohlbeſetzte Batterie erſteigen muſste? Und welches iſt der Feind, der ſolche Verwüſtungen unter ihnen anrichtete? Ihr werdet mir einige nennen können, deren Daſeyn ich nicht leugne. Verzärtelung, Mangel an körperlicher Bewegung, übertriebenes Studieren und Unmäſſigkeit, ſind allerdings auch gefährliche Feinde des menſchlichen Lebens. Der gefährlichſte iſt aber immer die Ausſchweifung, von der ich rede, weil keine ſo allgemein iſt, keine ſo viele Lebensgeiſter koſtet, keine die Nerven ſo ſehr ſchwächt.

„Ich ſelbſt, ſchreibt mir ein Prediger, kann für die Wahrheit dieſer Behauptung, gleichſam als Augenzeuge, ſprechen. In

meinen akademiſchen Jahren führte mich der Zufall in eine Geſellſchaft, die der Trunk ſo verwirrt hatte, daſs ſie alle Regeln der Klugheit und Behutſamkeit überſchritt, ohne alle Zurückhaltung ihre Schande erzählte, und ſich der Verbrechen rühmte, die ſie auf dem Gymnaſium begangen hatte. Meine Natur entſetzte ſich über die Greuel, die mir dazumal ganz unbekannt waren, mein Gefühl ſagte mir, daſs ſolche unnatürliche Verbrechen, erſchreckliche Folgen nach ſich ziehen müſsten, ich wurde aufmerkſam auf das Schickſal dieſer Elenden, und — es war das nämliche, was ich als die natürlichſte Folge dieſer Sünden erwarten konnte. Die Geſellſchaft war ohngefähr zwölf Perſonen ſtark, und von dieſen ſind bereits acht von dieſer Welt abgetreten, in einer Zeit von ohngefähr drey und zwanzig Jahren abgetreten, und die übrigen vier, die Rieſenkraft von der Natur ſchienen empfangen zu haben, die vielleicht Reformatoren der Menſchheit hätten werden können, haben ſich nicht einen Fingerbreit über das Alltägliche erhoben. Noch mehrere ähnliche Exempel, die mir in meinem Predigtamte bekannt wurden, könnte ich anführen, wenn ich nicht beſorgen müſste, daſs ich dadurch, wenigſtens auf eine entfernte Art, die Entdeckungen von Geheimniſſen veranlaſste,

die mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertrauet wurden."

Eben dieſes beſtatigen folgende Ausſagen von Unbekannten, in deren Zeugniſs ein Miſstrauen zu ſetzen man keinen hinlänglichen Grund hat.

I.

Eilfe von meinen damaligen Schulgenoſſen ſind vor ihrem dreyſſigſten Jahre elend geſtorben, denen ich vielleicht bald folge; alle, wie es hieſs, an der Auszehrung. Ich aber vermuthe, dafs ſich vielleicht alle durch Onanie dieſe Auszehrung zugezogen haben mochten; ſo wie überhaupt die Auszehrung und Schwindſucht, woran ſo viele Gelehrte und Studierende ſterben, mehrentheils eine Folge dieſes ihres Jugendlaſters ſeyn mag; welches man nur nicht erkennen und geſtehen will.

Anmerkung.

Da der Correſpondent nicht allgemein, ſondern nur von dem gröſsern Theile der Gelehrten und Studierenden, die an Auszehrung und Schwindſucht ſterben, behauptet, dafs die Urſache ihres frühen Todes in ihren vorhergegangenen unnatürlichen Ent-

kräftungen zu ſuchen ſey, da ich es als bekannt voraus ſetze, daſs beynahe alle Schulen von dieſer Seuche angeſteckt ſind, ſo habe ich keinen Grund in dieſe Behauptung ein Mistrauen zu ſetzen.

II.

Vergangnen Sommer beſuchte mich einer meiner beſten Schulfreunde ganz unvermuthet in — — Beym erſten Anblick kennte ich ihn beynahe nicht? ich trat einige Schritte zurück: „um Gotteswillen, Bruder, biſt du krank? oder bist du krank gewesen? Du biſt entſetzlich verfallen, und's iſt doch noch kein Jahr, daſs wir uns nicht geſehen haben? ſo rief ich ihm gleich entgegen. O nein, antwortete er mir, mit heitrer Stimme, ich bin niemals geſunder geweſen als itzo. Nun es wäre mir auch nicht lieb, erwiederte ich, und hierbey hatte es denn ſein Bewenden. Es wurde während ſeiner Anweſenheit nicht mehr von krankſeyn geſprochen, wir lebten ziemlich luſtig mit einander, und er reiſte nach einigen Tagen ziemlich — — traurig wieder ab. Ob ich dieſs nun ſchon dem Abſchiede zuſchrieb, weil er ſehr ungern wieder von mir gieng, von mir, einem ſeiner beſten Freunde, mit dem er manches jugendli-

che Vergnügen genoſſen hatte; ſo erfuhr ich doch durch folgenden Brief, den ich, faſt ein halbes Jahr nach ſeinem Abſchiede von mir, erhielt, die eigentliche Urſache ſeiner damaligen Traurigkeit.

„Mein einziger wahrer Freund!“

„Wie du ſo gut biſt, und ich dagegen — — — Zweymal haſt du an mich geſchrieben, zweymal mich aufs heiligſte beſchworen, nicht kalt gegen deine Freundſchaft zu werden. Und! ach! ich Unglücklicher, ich war dieſs nicht werth, war der Liebe eines ſo treuen, eines ſo redlichen, eines ſo tugendhaften Freundes unwürdig. Ja, meiner Unwürdigkeit bewuſst, hatte ich mir vorgenommen, nicht wieder an Dich zu ſchreiben, um Dich gegen meine Freundſchaft kalt zu machen, kalt gegen die Freundſchaft eines Böſewichts, eines Mörders ſeines eignen Leibes. —

Du wirſt Dich entſetzen, Du wirſt erſtaunen. Ja ſchaudern muſst du für dieſen entſetzlichen Bekenntniſſe; allein ich will Dir lieber alles entdecken, als dieſen tödtenden Kummer, ohne ihn Dir entdeckt zu haben, mit in mein baldiges Grab nehmen. Vor Dir allein will ich mein Herz ausſchutten, Dir

allein mein Leiden entdecken; Dir, der manche frohe Stunde, manche Luftbarkeit mit mir genoffen hat. — Doch hieran darf ich nicht mehr denken — zur wirklichen Entdeckung. Du mufst Dich noch zu erinnern wiffen, wie Du mich beym erften Anblick unfrer Zufammenkunft in — fogleich fragteft: was mir fehle? ob ich krank fey? oder gewefen fey? Ich Dir aber antwortete, dafs ich vollkommen gefund fey. Und nach meiner Einbildung war ich es auch, denn bis izt hatte mir noch nie etwas angefochten. Allein kaum war ich einige Tage bey Dir, fo fand ich, als Du eben im Collegio wareft, unter deinen übrigen Büchern, Tiffots Onanie. Weil ich nun niemals das Wort Onanie hatte nennen hören, fo blätterte ich in dem Buche hin und her, und zu meinem Unglücke fand ich, dafs Onanie das fey, was ich feit einigen Jahren täglich getrieben hatte. Ich las die fchrecklichen Beyfpiele die fie angerichtet hatte, und feit dieſer Zeit bin ich immer traurig. Schaam und Reue laffen mir nun nirgends Ruhe, laffen mir keine Freude des Lebens mehr genieffen. Ich vergehe wie ein Schatten, zehre alle Tage mehr ab, weine und darf Niemanden mein Leiden klagen. Denn, Bruder, ehe ich dies Buch las, wufs-

te

te ich nicht, dafs es was Böfes fey, und dafs es fo üble Folgen nach fich ziehe. Ganz insgeheim rieth ich diefs Laster, niemand hat mir was davon entdeckt oder gelernt, und niemals habe ich auch jemanden etwas davon gefagt. Kurz mich allein mufs ich anklagen. Nunmehro weifs ich wohl, was an dem Unglücke fchuld ift, nämlich mein verdammt lange Liegen im Bette, und dann mein vieler Umgang mit Frauenzimmern. Im Sommer wachte ich mehrentheils um 4 Uhr auf, und weil mir dies zum Aufftehen immer noch zu früh war, fo dachte ich, und dachte — und dachte — und doch an weiter nichts als an das Frauenzimmer, das ich am vorigen Tage gefehen hatte, und hier gefchahe denn mehrentheils die böfe Handlung. Jetzt aber ftehe ich nach verrichtetem Morgengebet gleich auf, und fo mache ich mich nun diefer Sünde nicht mehr theilhaftig. Zu fpät! zu fpät! — — Hätte ich es eher gethan, fo hätte ich vielleicht noch Hofnung, meinen guten Eltern dereinft zum Troffe zu gereichen. Aber itzt höre ich nichts wie Klagen um mich her. Mein Vater fragt: bift du denn krank mein Sohn? was fehlt dir denn? Meine Mutter fieht mich traurig an, und dringet in mich ihr doch die Urfachen mei-

nes melancholischen Wesens zu entdecken. Der Arzt zwingt mir mit Gewalt Medicin auf, von der ich doch gewifs weifs, dafs sie mir nichts helfen wird. Denn aus Schaam werde ich Niemanden die wahre Ursache meiner Krankheit entdecken. Lieber, bester Bruder, ich erzitre für dem Gedanken, dafs ich vielleicht kunftiges Frühjahr nicht erleben werde. Tödtende Vorwürfe, Harm und die Krankheit selbst, machen mich beynahe sinnlos, so gern ich mich auch einige Augenblicke noch mit Dir unterredete, so mufs ich doch izt aufhören. Noch bitte ich Dich, mich nicht gänzlich zu vergessen. Bete, dafs mir Gott nur meine 5 Sinne erhalte. Dir möge der Himmel ein besser Loos zu Theil werden lassen, als mir. Sey der Trost und die Stutze deiner Eltern, lebe ruhig und vergnügt und glaub gewifs, dafs Du in jener Ewigkeit wieder finden wirst"

Deinen

alsdann glücklichen Z."

Izt fliessen meine Thränen, denn ach Z. mein theurer, mein bester Z. ist nicht mehr; er hat das Frühjahr nicht erlebt. Er hat seine Thorheit hart, sehr hart büssen müssen.

Drum ſchauert Jünglinge, die ihr dies Laſter zu einer eurer Hauptbeſchäftigungen macht.

Zum Beſchluſs ſetze ich noch einige Ausſagen von Verirrten bey, die die Schädlichkeit ihrer Verirrungen lebhaft ſchildern. Ich halte es für nöthig, theils um derer willen, die die entſetzliche Gefahr gar nicht kennen, in der ſich unſere Nachwelt befindet, indem ſie von dieſer Art von Ausſchweifung entweder gar nichts wiſſen, oder ſie für unſchuldig und unſchädlich halten; theils um der Verirrten ſelbſt willen, die durch Vorleſung ſolcher Zeugniſſe am beſten erſchüttert und gebeſſert werden können.

I.

Endlich fiel mir, aber nur um zehen Jahre zu ſpät! *Tiſſot, von der Onanie* in die Hände. Ich las, und ward als vom Schlage gerührt. Nun giengen mir die Augen auf, und Schrecken und Entſetzen erfüllten meine ganze Seele. Ich war damals ſchon ganz entkräftet und abgezehrt; und jedermann ſagte: der hat die Schwindſucht im höchſten Grade. Dennoch war ich nie auf die Vermuthung der wahren Urſache meiner Auszehrung gekommen: nun erfuhr ich mit Entſetzen die

Urſache derſelben. O, dachte ich, was ſind das für abſcheuliche Eltern, Lehrer und Freunde, die dich nicht vor dieſem Laſter warnten und dir das unabſehbare Elend, in das es ſtürzt, vor Augen mahlten, oder dir dies Tiſſotſche Buch in die Hände gaben! Oder vielmehr, was für eine unausſprechlich ſchädliche Unwiſſenheit herrſcht noch in Abſicht auf dieſes Laſter und die Folgen deſſelben in der Welt! Ich gerieth in eine Art von Tiefſinn und Schwermuth, die mich unausſprechlich quälte. Ich entſchloſs mich dem ſchrecklichſten unter allen Laſtern gänzlich zu entſagen; es ward mir ſchwer: doch nicht unmöglich, weil es durch meine groſse Entkräftung ſchon Vieles von ſeinem Reitze verloren hatte.

Nun vernehmen Sie meinen gegenwärtigen Zuſtand; und klagen Sie mit mir über die Unwiſſenheit der Menſchen, die ſie in ſo fürchterliches Elend ſtürzt. Meine Geiſteskräfte ſind aufs äuſſerſte geſchwächt: mein Verſtand ſtumpf worden, und ſchlechterdings nicht mehr zum zuſammenhängenden Denken fähig; mein Gedächtniſs unglaublich ſchwach oder vielmehr faſt ganz verlohren. Und dieſs iſt um ſo trauriger, da ich von

Gott ſo groſse Anlagen und Fähigkeiten erhalten habe, daſs alle meine Lehrer und Bekannten in meiner Jugend in groſser Erwartung meinetwegen ſtanden, und in mir einen zukünftigen groſsen Mann ſehen wollten. Ich bin alſo zu Geiſtesarbeiten ganz unfähig: aber eben ſowohl zu körperlichen. Mein Körper iſt ganz entkräftet und unthätig, ich bin ſo vom Fleiſche gefallen und abgezehrt, daſs man nur noch Haut und Knochen an mir ſieht. Ich gleiche einem Todtengerippe, und mein Anblick erregt Schaudern und Entſetzen. O möchten mich alle die Unwiſſenden und Unbeſonnenen Sünder ſehen! könnte ich doch Jedem unter ihnen zurufen:

Wenn ſchnöde Wolluſt dich erfüllt,
So werde durch dies Schreckenbild
Verdorrter Todtenknochen
Der Kützel unterbrochen!

Da liege oder ſitze ich nun ſo unthätig und kraftlos; kann nichts mehr für das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft und meiner Brüder thun und arbeiten — und dafür möglichſt viel zu thun, war doch von jeher mein heiſſeſter Wunſch — und bin den meinigen noch ſelbſt zur Laſt: und erwarte mit Sehnſucht und Schmerzen den Tod, der mich von mei-

nem unausſprechlichen Elende erlöſen und meinen Geiſt von dieſem zerrütteten Leibe befreyen ſoll, damit er dort in der beſſern Welt, mit neuer ungehinderter Thätigkeit und Kraft, für die Wohlfahrt des groſsen Geiſterſtaates Gottes arbeiten könne. Ich bin aber nicht allein ganz entkraftet: ſondern fühle auch ununterbrochen die heftigſten Schmerzen, beſonders an den Zeugungstheilen, die das mehreſte gelitten haben. Dazu kömmt noch eine Gemuthsunruhe und Schwermuth, die Alles überſteigt. Das Bewuſstſeyn meiner Beſtimmung und den göttlichen Abſichten ſo zuwider gehandelt, mich zum Kinderzeugen und Erziehen unfähig und zum Dienſte der Welt und zur Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit unbrauchbar gemacht zu haben: dieſs Bewuſstſeyn peinigt und foltert mich unaufhörlich und weit mehr als aller körperlicher Schmerz. Und oft würde ich ſchon in die Verſuchung gerathen ſeyn, meinem unſeligen Leben ein Ende zu machen: wenn mich nicht noch die Gründe der Vernunft und die Lehren der wohlthätigſten Religion, welche jetzt noch meine einzige Freundin und mein Schatz iſt, zurückgehalten hätten. Wozu noch die Ueberzeugung kömmt, dafs mein Vergehen we-

nig Moralität habe, indem ich niemals etwas von der Schädlichkeit und der Strafbarkeit dieſer Sünden erfahren; und daſs ich übrigens jederzeit höchſt gewiſſenhaft gelebt und mich der reinſten chriſtlichen Tugend befliſſen habe.

Anmerkung.

Ich bin ſo glücklich geweſen, einige Verirrte, dadurch, daſs ich dieſen Brief von ihnen mir vorleſen lieſs, zu retten. Deswegen rathe ich Eltern und Lehrern an, dieſen Brief, von der Stelle: *nun vernehmen Sie*, ebenfalls von denen leſen zu laſſen, auf die ſie Argwohn haben. Wie dieſs geſchehen müſſe, werde ich im Folgenden zeigen.

II.

Der Gedanke, nicht nur meinen Körper, ſondern noch mehr, meine Verſtandeskräfte, in einem hohen Grade geſchwächt zu haben, foltert mich unaufhörlich, und bringt mich beynahe zur Verzweiflung. Denn was werden Sie denken, wenn ich Ihnen ſage, daſs ich, ungeachtet der Begehung dieſes Laſters, dennoch in allen Klaſſen immer für einen der vorzüglichſten Schuler gehalten wurde?

Es fehlt mir auch jetzt nicht an manchen Kenntniſſen. Aber wenn ich meine jetzigen mit denen vergleiche, die ich, ohne Begehung dieſes verfluchten Verbrechens, haben würde, wenn ich denke, ich will nicht ſagen welcher gelehrte, doch welcher brauchbare Mann, ich durch Bebauung meiner natürlichen Talente hätte werden, wie viel Gutes ich hätte ſtiften können, auch in meiner Familie, und wie nun das alles ſo gänzlich vorbey iſt, wie die vergangene Minute, o! dann, dann fühl ich Höllenqual. Meine lebhafte Einbildungskraft, dieſe Quelle alles Schönen, iſt vertrocknet; mein Gedächtniſs iſt geſchwächt, und mein Geiſt, zu alle dem, was eine ununterbrochne Anſtrengung erfodert, und zu den ernſten Wiſſenſchaften unbrauchbar geworden, obgleich mein Verſtand von einer Menge Vorurtheilen befreyt worden iſt. Wie oft fürcht' ich, man möchte mir die Begehung dieſes Laſters an meinem Aeuſſerlichen anſehen, nach dem Ausſpruch Gellerts: Verweſung ſchändet ſein Geſichte, und predigt ſchrecklich die Geſchichte der Lüſte, die den Leib zerſtört. Dieſer Gedanke iſt mir vorzüglich in den Verhältniſſen, in denen ich itzt ſtehe, fürchterlich. Ich

ſcheue ſelbſt den Schlaf, ich fürchte, er möchte mein Verbrechen verrathen.

III.

Kurz mein Zögling iſt jetzt, in einem Alter von nicht vollen 9 Jahren, ein vollkommener Wollüſtling, der bisher alle Gelegenheiten nützte, um ſeine Kenntniſſe in dieſem Stücke zu vermehren, und durch die Wolluſt nichtswürdiger Geſchöpfe darin unterſtützt wurde. Auch hat er ſeine jüngern Geſchwiſter ſchon vieles gelehrt, die in ihrer Unſchuld ſich nichts Böſes dabey träumen. Vielleicht wäre mein Zögling ſchon jetzt ein Opfer ſeiner Geilheit geworden, hätte ich nicht, da ich das ſchrecklichſte beſorgen muſte, ſein männliches Glied unterſucht, und eine zerſtörende Krankheit in ihrem Keime erſtickt. Durch die Erhitzung hatten ſich die obern Theile der Vorhaut an der Eichel entzündet, und waren voll kleiner Blaſen. Aber anſtatt, daſs ihn dieſe ſo ſichtbaren Folgen von dem Laſter hätten abſchrecken ſollen, find' ich, daſs er es ſeit der Zeit viel ärger treibt. Unglaublich iſts, aber er hat es mir ſelbſt geſtanden, daſs er es manchen Tag 4 bis 5 mal gethan hat. Ich habe bisher

alle Mittel, auf die ich natürlich fallen muſte, vergebens angewandt, habe ihn nicht von meiner Seite gelaſſen, durch Arbeiten und Spatziergehen ermüdet, habe ihm die augenſcheinlichen Folgen an ſeinem Körper gezeigt, ihm andere abſchreckende Beyſpiele von Opfern dieſes Laſters erzählt, durch Gründe der Religion, ſo weit er davon ſchon Begriffe hat, zu gewinnen geſucht, alles umſonſt. Sein hitziges Temperament reiſst ihn fort, und macht ihn mit jedem Tage wolluſtiger. Dabey verwelkt er, wie eine Blume, die Farbe der Verweſung iſt auf ſeinem Geſichte gezeichnet, und ich kann ihn nicht retten.

IV.

Ein Auszug aus Zimmermanns vortreflichem Buche über die Einſamkeit.

Gegen ſeine religiöſe Melancholie ſuchte er Hülfe durch ſein Gebet. Aber dann fiel ihm immer dabey ein, für ihn ſey Beten ein Verbrechen. Er glaubte, Gott durch die allergleichgültigſte Handlung zu beleidigen; zum Exempel, wenn er ausſpuckte. Alles wovon er ſich einbildete, daſs es Sünde ſeyn könnte, ſo toll auch der Gedanke war, hielt er für Sünde. Vor dem Beichtſtuhl fand er

es natürlicher Weise unmöglich, seines ganzen Sündenheers sich zu erinnern, und es dem Beichtvater so darzustellen, wie es in der katholischen Kirche Sitte und Pflicht ist. Kaum hatte er ausgebeichtet, so fiel ihm immer wieder eine unabsehbare Reihe von Sünden ein, und so gieng er den andern Tag wieder zum Beichtvater, wie ein Hypochondrist, der einem Arzte seinen Zustand schon mit der überflüssigsten Ausführlichkeit geschildert hat, an seinen Brief noch immer hundert Postscripte hängt.

Einsamkeit wirkte bey ihm schrecklich. Tage lang wälzte er sich auf der Erde, unter beständigem entsetzlichen Geschrey, so oft man ihn allein liefs. Er gieng gerne in Gesellschaft, weil ihm da das Herz zuweilen leichter ward; aber seine Melancholie befiel ihn auch in Gesellschaft. Anderthalb Jahre litt er alles, was das Herz zusammen und den Geist niederdrückt, durch seine religiöse Faseley. Sie verlor sich endlich, bloß durch den Umgang mit einigen sehr vernünftigen Geistlichen. Aber Scrupel und Zweifel behielt er über alles ausserhalb der Religion.

Er zweifelte an dem Daseyn von allem was er sah, und von allem was vor ihm stand,

von allem, was er mit Händen griff. Der Herzgute Mann ſagte mir, es habe ihm zwiſchen durch doch oft geſchienen, alle ſeine Bedenklichkeiten ſeyen nur Krankheit, und oft habe er ſelbſt mit ſeinen Freunden darüber gelacht. Aber mit Schauder und Schrecken verſicherte er mir auch, dafs er zehn Mordthaten begangen hätte, wenn es möglich geweſen wäre, dadurch dieſe Krankheit los zu werden, die ſeine Imagination bey jeder allergleichgültigſten Handlung des Lebens befiel.

Dritter Abschnitt.

Von den Urſachen und der Entſtehungsart der heimlichen Sünden der Jugend.

Es iſt bedenklich, dafs der Menſch, der in der ſichtbaren Schöpfung beynahe der einzige iſt, der das Vermögen beſitzt, den

Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung, ſeine Beſtimmung, und die, aus ſeinen Handlungen entſpringenden, Folgen deutlich einzuſehen, auch beynahe, einige Affenarten ausgenommen, der einzige iſt, der ſich dieſer Art von Ausſchweifung ſchuldig macht. Denn ob man gleich behaupten will, daſs man auch Spuren davon bey verſchiedenen Arten der vierfüſſigen Thiere z. E. den Pferden finde, ſo iſt doch immer die Frage noch, ob ſie hierzu nicht durch muthwillige Menſchen ſind gereizet worden.

Die erſte Frage, die uns dabey beyfallen muſs, iſt dieſe, werden die Kinder durch ihre eigne Natur, ohne alle äuſſerliche Veranlaſſung, dazu verleitet? oder iſt der Grund davon allemal in äuſſerlichen Veranlaſſungen zu ſuchen?

Es würde mich ſehr niederſchlagen, wenn ich mich überzeugen könnte, daſs die Natur ſelbſt dazu verleite. Die Hofnung, etwas zur Hemmung dieſes Uebels beyzutragen, die mich bey Ausfertigung dieſer Schrift, ſtärkt, würde erſterben, weil ich Kampfe gegen die Natur für bedenklich und faſt immer für vergeblich halte. Ich leugne es daher ſo lange, bis

man mir hinlängliche Gründe anführt, mich vom Gegentheil zu überzeugen.

Die Gründe sind da, wird man mir sagen, die Erfahrung bezeuget es. Beobachte ein- bis vierjährige Kinder, die noch keiner Verführung ausgesetzt waren, noch nicht durch Lesung unzüchtiger Bücher ihr Gehirn erhitzten, und ihre Einbildungskraft verwirrten, und du wirst bald merken, dass sie schon von selbst, ohne alle äusserliche Veranlassung, das zu thun anfangen, was ihnen in der Folge so verderblich wird! Die Kinder werden also von selbst durch einen geheimen Trieb, und durch den Reiz, der damit verbunden ist, dazu verleitet.

Dass man schon bey den zartesten Kindern bisweilen die Bewegungen bemerke, die, in der Folge der Zeit, zu so einer traurigen Fertigkeit ausarten, ist gewiss. Aber es ist noch nicht Grund genug, zu erweisen, dass sie durch ihre eigne Natur dazu getrieben wurden, und dass keine äusserliche Veranlassung sie hierzu bestimmt habe.

Und welches soll die Veranlassung seyn? wird man fragen.

Dieſe Frage, die ich als gewiſs vorausſetzen kann, ſetzt mich in die Nothwendigkeit, abermal den Vorhang von einem Geheimniſſe wegzuziehen, welches viele für unbedeutend, diejenigen aber, die die menſchliche Natur kennen für ſchrecklich halten, und in demſelben den erſten Keim des Laſters und der damit verknüpften verheerenden Folgen entdecken werden. Die Ammen, die Wärterinnen, ja welches unglaublich zu ſagen, aber doch zuverläſſig wahr iſt, viele Eltern ſelbſt, ſuchen bey den Kindern die Reizbarkeit gewiſſer Theile vor der Zeit zu erregen, theils aus bloſsem Muthwillen, theils aus Geilheit, theils um durch die, daher bey den Kindern entſtehenden, angenehmen Empfindungen das Weinen zu ſtillen, und den Schlaf herbeyzulocken. Dadurch werden die Hände der unſchuldigen Kinder nothwendig nach gewiſſen Theilen mehr als nach andern gerichtet, der Keim zu der ſchrecklichſten Fertigkeit entwickelt, und der junge Menſch angeleitet ſeine Nerven zu ſchwächen und ſeinen Körper zu zerrütten, ehe er ſich ſeiner ſelbſt noch bewuſst iſt. Da dieſs zuverläſſige Wahrheit iſt, die mir durch viele ſehr glaubwürdige Perſonen iſt bezeugt worden, da hieraus nothwendig dieſe traurigen Folgen entſpringen müſſen, ſo bin ich berechtigt von dem

kleinſten Kinde, an dem man dieſe ſchädliche Bewegung bemerkt, zu verſichern, es iſt nicht durch innern Trieb, ſondern durch äuſſerliche Veranlaſſung dazu gebracht worden. Daſs es einige wenige Ausnahmen geben könne, will ich nicht ableugnen. Gleichwie ich aber ſagen kann, der Menſch wird mit zwey Augen geboren, ohnerachtet man Exempel von einäugigen Geburten hat, ſo kann ich auch bey dieſer Verſicherung bleiben, wenn gleich einige wenige Ausnahmen davon ſtatt finden ſollten.

Wäre in der menſchlichen Natur ſelbſt ein Trieb zu dieſen Ausſchweifungen, ſo müſste man ſie bey allen finden, die eine menſchliche Natur haben. Dieſs iſt aber nicht. Viele meiner Leſer und Leſerinnen, werden es wiſſen, daſs ſie von denſelben jederzeit freygeblieben ſind, und in Oertern, wo noch Arbeitſamkeit und Einfalt der Sitten herrſcht, ſind ſie faſt gänzlich unbekannt.

Ein ſehr würdiger Geiſtlicher, der unter den Gemeinen, die ihm anvertrauet waren, immer als Vater wandelte, und ſich durch ſeine Offenheit und Rechtſchaffenheit ein wirklich kindliches Zutrauen zu erwerben wuſste, theilt mir davon folgende Erfahrung mit.

Auf

Auf dem Lande, wo ich über dreyzehn Jahre gewesen, habe ich keine Entdeckung bey Kindern davon gemacht, auch von Eltern nie gehört, dafs sie wegen ihrer Kinder dafür besorgt gewesen. Ich glaube, dafs auf den Dörfern dieses Laster aufserordentlich selten ist. Die Härte, mit welcher die Kinder erzogen werden, ihre sehr magern Speisen, auch die Arbeiten, wozu sie auch schon in Schuljahren angehalten werden, auch der übrige Mangel an Reitzen und Verführungen, verwahrt sie dafür. Aber statt dessen habe ich bey verehlichten Personen oft sehr traurige Gelegenheiten gehabt Vorstellungen zu thun. Bey dem Zanken der Eheleute machte oft die Frau dem Manne den Vorwurf, dafs er ihr nicht ehelich beywohne, und doch von ihr verlange, dafs sie ihm — — Dergleichen Greuel sind mir mehr als einmal vorgekommen. Leider habe ich gemerkt, dafs der Ehesegen auf dem Lande, wenn er nur über eins oder zwey steiget, mehr für Beschwerung als für Segen geachtet wird. Die Schwiegereltern erinnern auch wohl heimlich die Ihrigen, wenn drey oder vier Kinder kommen, sie sollen bedenken, wo das hinaus wolle? wie sie die Kinder ernähren wollten?

Dieſes Zeugniſs iſt mir von groſser Wichtigkeit.

Erſtlich beſtätigt es meine Behauptung. Denn wenn die Natur ohne äuſſerliche Veranlaſſung zu den beſagten Ausſchweifungen verleitete, ſo muſste es ja auch bey den Kindern der Landleute geſchehen. Da aber dieſe mäſſiger, arbeitſamer, ſind, ihre Kinder nicht aus einer Hand in die andere gehen, ſie nicht beſtändig auf den Armen umher tragen, ſondern vielmehr, ſo bald ſie einigermaſſen ihre Glieder brauchen können, herumkriechen laſſen, ſo fällt die äuſſerliche Veranlaſſung, folglich auch die traurige Wirkung weg.

Zweytens ſetzt mich der letztere Theil dieſes Zeugniſſes in die Nothwendigkeit, eine Behauptung, die ich in der vor kurzen ausgegebenen Schrift: *iſts recht über die heimlichen Sünden der Jugend öffentlich zu ſchreiben?* äuſſerte, wieder zurück zu nehmen. Sie iſt dieſe: daſs dieſe Ausſchweifungen im Eheſtande nicht erlernet würden. Denn dieſes Zeugniſs beweiſst das Gegentheil.

Ohne Zweifel wird man mir den Einwurf machen, daſs es Dörfer gebe, wo dieſe Sünden eben ſo, wie in Städten, im

Schwange giengen. Ach leider muſs ich auch dieſs eingeſtehen. Aber wie ſind ſie dahin gekommen? Ein Geiſtlicher auf dem Lande klagte mir einmal mit Wehmuth, daſs dieſe Seuche ſeine ganze Gemeine angeſteckt habe. Als ich ihm darüber meine Verwunderung bezeugte und ſagte, daſs es mir unbegreiflich ſey, wie dieſe Sünden auf das Land kämen: ſo ſeufzte er: einer meiner Vorfahren hatte zwey Söhne, die in — ſtudiert hatten. Sie kamen zurück, lebten einige Jahre bey dem Vater, ſind ſteckten durch ihre Unzucht eine Familie nach der andern an.

Traurig genug iſt dies nun freylich, daſs die Perſonen, die Licht und Tugend in die Hütten der Niedrigen bringen ſollten, die Unſchuld tödten, und die Sitten verderben. Aber wahr iſts doch.

In Provinzen, wo es gewöhnlich iſt, dem Landmanne Soldaten ins Quartier zu legen, iſt wohl die Frage, wodurch die Sitten der Landleute verdorben, wodurch ihnen die Geheimniſſe der Unzucht mitgetheilt werden? ganz überflüſſig.

Wenn alſo die Kinder ihre Unſchuld immer durch äuſſerliche Veranlaſſung verlieren — o Mütter! Mütter! wie viele

Wachſamkeit über eure Kinder, in den Jahren ihrer Kindheit, iſt wohl nöthig! wie könnt ihr ſagen, daſs ihr ſie liebtet, wenn ihr ihnen, ohne dazu durch eure Schwächlichkeit genöthigt zu ſeyn, die Bruſt verſagt! wenn ihr die erſte Pflege derſelben jungen, muthwilligen, oft liederlichen, Weibsbildern überlaſſet! In eurer Verſammlung würde eine Predigt über die Worte: *kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daſs ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes* nichts ſagen, wenn nicht mit gutem Vorbedachte die Worte hinzugeſetzt wären: *und ob ſie deſſelben vergäſſe will ich doch dein nicht vergeſſen, ſpricht der Herr.*

Noch ein anderer Grund von der Ausbreitung dieſes Uebels in manchen Landgemeinen, kann auch im Mangel der Schamhaftigkeit der Eltern liegen. Es iſt in vielen Dörfern Sitte, daſs die erwachsnen Kinder mit ihren Eltern entweder in den nämlichen Betten, oder doch wenigſtens in den nämlichen Zimmern ſchlafen. Die Eltern, von Begierde berauſcht, vergeſſen, daſs ſie Zeugen um ſich haben, überlaſſen ſich oft ihren Begierden, und machen ſo ihre Kinder mit Geheimniſſen bekannt, die ihre Einbildungskraft zerrütten, ihr Geblüt erhitzen, und ſo vor der

Zeit bey ihnen Begierden erregen, die ihnen verderblich werden.

Wer daran zweifelt, der beſuche ſelbſt die Hütten der Bewohner mancher Dörfer, und beobachte ihre Lebensart!

So ſchreibt mir ein Freund, daſs ein Landmann zu ihm gekommen ſey, und mit Entſezen ihm die Nachricht gebracht habe, daſs er einen ſiebenjährigen Knaben, mit einem achtjährigen Mädchen, über einer Handlung ertappt habe, die nur Ehelenten erlaubt iſt. Auf die Frage, wie iſts möglich, daſs eure Kinder auf ſolche Ausſchweifungen verfallen können, habe ihm dieſer geantwortet: Je nu, das iſt wohl möglich. Bey unſern Leuten liegen die Kinder des Nachts bey den Eltern im Bette; Vater und Mutter wohnen ſich bey, glauben nicht, daſs das ſolche Kinder bemerken u. ſ. w.

Alles dieſes ſpricht dafür, daſs die Ausſchweifungen der Kinder, von denen ich rede, nicht von Trieben der Natur, ſondern immer von äuſſerlichen Veranlaſſungen herrühren.

Da aber freylich die Kinder immer die Hauptneigungen der Eltern erben, und

alſo diejenigen, die das Unglück haben, von unzüchtigen Eltern erzeuget zu werden, weit geneigter zur Wolluſt, als andere, ſind: ſo werden auch dieſen geringe Veranlaſſungen, die bey andern nichts wirken, weit gefährlicher ſeyn.

Anmerkung.

Alle Eltern, denen das Wohl der Kinder am Herzen liegt, bitte ich um alles, was heilig iſt, das bisher Geſagte wohl zu beherzigen. Wollt ihr die Unſchuld eurer Kinder erhalten wiſſen, ſo überlaſſet ſie nicht dem Geſinde! Laſſet ſie lieber kriechen, als im Mantel tragen! und ſobald ſie zu urtheilen anfangen, entfernt ſie aus eurem Schlafgemache, oder, wenn dies nicht möglich iſt, thut, was die Klugheit rathet.

Was nun die Urſachen betrift, aus denen dieſes verderbende Uebel entſpringt, ſo ſind ſie theils entferntere, theils nähere, die allen Eltern und Erziehern zu wiſſen nöthig ſind, damit ſie dieſelben, ſo viel an ihnen iſt, entweder wegräumen, oder ihnen doch wenigſtens entgegen arbeiten können.

Zu den entferntern Urſachen rechne ich zuerſt das Kloſterleben, das ſonſt ſo

hoch gepriesen wurde, und noch itzo in manchen Provinzen eine gewisse Würde behauptet. Ein gesunder Mensch, dem die natürliche Befriedigung des mächtigsten Triebes auf Lebenslang untersagt ist, der Muße genug hat alle die wollüstigen Bilder auszumalen, die die erhitzte Einbildungskraft hervorbringt, wozu mag dieser nicht aufgelegt seyn! Und diese Art Menschen waren nun die Erzieher und die Erzieherinnen der jungen Christen — —! Was ist wohl gewisser, als dass viele von ihnen Verführer der Unschuld waren, und die Greuel unter uns brachten, die itzo so viel Jammer verursachen?

Man wird zwar einwenden, dass das Klosterleben auf uns Protestanten nicht mehr wirken könne, weil die Klöster bey uns aufgehoben wären. Diese Einwendung will aber nichts sagen, wenn man bedenkt, dass die protestantische Kirche ein Sprössling von der Römischen sey, und also viele Säfte von dem Hauptstamme empfangen habe. Zur Zeit der Religionsverbesserung veränderten die Protestanten ihr Glaubensbekänntniss, werden sie desswegen aber auch alle ihre Untugenden abgelegt haben? waren die, von Mönchen erzognen, Schüler nicht der erste Stoff, aus dem die protestantischen Schulen sich bil-

deten? und wird nicht der Grund, von dem gegenwärtigen Character unſerer jungen Leute nicht mit eben dem Rechte in dieſem edlen Stoffe können geſucht werden, mit welchem man den erſten Stoff des Menſchen, als den erſten Keim zu ſeinem Character anſieht? In Anſehung der äuſſerlichen Form iſt dieſs bey vielen Proteſtantiſchen Schulen noch ſichtbar. Man trift da wenig Anſtalten an, den jungen Menſchen zur Theilnehmung an den Freuden zu bewegen, die der Menſchenvater um uns ausgieſſet, wenige Anſtalten, Gotteswerke kennen zu lernen, wenige Anſtalten, ihre körperlichen Kräfte zu entwickeln, ſtatt deſſen werden die Werke der Menſchen zur Bewunderung aufgeſtellt, und die körperlichen Kräfte zur Unthätigkeit gewöhnet, als wenn die Beſtimmung des Menſchen der Mönchsſtand wäre.

Vielleicht wären die traurigen Wirkungen des Kloſterlebens, durch das Wachsthum der Aufklärung nach und nach zu hemmen geweſen, wenn nicht an die Stelle deſſelben neue Miſsbräuche eingetreten wären.

Dahin gehört erſtlich der Soldatenſtand. So wenig die Nothwendigkeit deſſelben abgeleugnet werden kann, ſo ge-

wifs iſt es doch, daſs die gegenwärtige Verfaſſung deſſelben, eben ſo viel Unheil und noch weit mehr für die Sitten der Menſchen, als ehemals der Mönchsſtand, ſtifte. Unthätigkeit und Eheloſigkeit haben die Soldaten mehrentheils mit den Mönchen gemein, ihre Faſten ſind zwar insgemein ſtrenger, aber ihre Ausſchweifungen geſchehen auch öffentlicher. Welcher Erzieher wird es wohl wagen, ſeinen Zögling in eine Geſellſchaft gewöhnlicher Soldaten zu führen, wo Pflicht verhöhnt und Pflichtvergeſſenheit belacht und beſungen wird?

Daſs von dieſer Behauptung die edeln braven Männer, adelichen und bürgerlichen Standes, die bey dem Strome der Zügelloſigkeit feſt wie Felſen ſtehen, und nach ihren Kräften dem Strome Einhaltung zu thun ſuchen, ausgenommen ſind, verſteht ſich von ſelbſt.

Dahin gehört ferner der Luxus, der das eheloſe Leben ſo nothwendig macht. Man hat itzo ſo viele Bedürfniſſe, daſs man, um ſie aufzubringen, auſser Stand geſetzt wird, eines der erſten zu befriedigen. Die Nothwendigkeit, ein feines Tuchkleid und ſeidene Strümpfe zu tragen, ſetzt gar viele auſſer Stand, der Stimme der Natur zu folgen, die ſo laut in ihnen ſpricht.

Dadurch entſteht in dem Buſen eines groſsen Theils unſrer Mitbürger und Mitbürgerinnen ein gewiſſes Schmachten, eine gewiſſe Sehnſucht, die ihren Putz, ihre Stellung, ihre Mienen, ihre Geſpräche, ihren Scherz tingirt, und ihrem ganzen Weſen einen laſciven Anſtrich giebt.

Die Perſonen, die dieſs am erſten bemerken, ſind zuverläſſig die Kinder. So wie Leute, die eine Gegend oft bereiſt haben, ohne Empfindung vor Gegenſtänden vorbey gehen, bey denen ein anderer, der das erſtemal dahin kommt, mit ofnem Munde ſtehen bleibt: ſo iſt auch das Kind auf alle laſcive Ausdrücke und Anſpielungen aufmerkſam, die auf den Erwachsnen gar keinen Eindruck machen.

Anmerkung.

Dieſs iſt eine ſehr wichtige Stelle, möchte ſie doch von allen Leſern beherzigt werden!

Dahin gehört auch die immer mehr um ſich greifende Geſellſchaftlichkeit. Die Nothwendigkeit und die groſsen Vortheile der Geſellſchaftlichkeit kenne ich und weiſs ſie zu ſchätzen. Sie muſs aber ihre Grenzen haben. Die vorzüglichſte Beſtimmung des Menſchen iſt doch immer Arbeitſamkeit. Geſellſchaftlichkeit iſt nur Erfri-

ſchung, die er nicht eher genieſſen darf, bis ſie ihm Bedürfniſs iſt. Wenn aber Geſellſchaftlichkeit die Hauptabſicht und Arbeitſamkeit nur Mittel wird, dann muſs nothwendig der zur Thätigkeit beſtimmte Geiſt auf mancherley Ausſchweifungen verfallen, davon die gewöhnlichſten, Spiel, Verläumdung und laſcive Scherze, ſind. Die Kinder ſind dabey ſehr oft zugegen (und wenn ſie nicht zugegen ſind, ſo befinden ſie ſich unter den Händen der Dienſtboten!!!) — welche Wirkung es nun wohl haben mag, wenn ſie Perſonen, die ihnen gewöhnlich zum Muſter vorgeſtellt werden, ſo muthwillig ſcherzen hören!

So wie nun faule Moräſte durch ihre Ausdünſtungen nach und nach die Luft vergiften, und in den menſchlichen Körper ſolche Fäulniſs bringen, daſs er bey der geringſten Veranlaſſung krank niederfällt, ſo wirken auch die itzo benannten Urſachen ſo auf die Kinder, daſs ſie nach und nach eine ſo laſcive Stimmung bekommen, die ſie zur Auffaſſung aller äuſſerlichen wollüſtigen Reizungen empfänglich, und willig macht, jeden Wink zu Ausſchweifungen zu befolgen.

In dieſer gefährlichen Lage iſt wohl der Jugend ein Freund und Rathgeber, der

ihr die schrecklichen Folgen der zügellosen Sinnlichkeit liebreich vorstellte, unumgänglich nöthig. Denn wenn das Kind einen Weg sieht, der mit bunten Blümchen bewachsen ist, und ist niemand da, der ihm vorhersagt, dass er in Abgründe sich verliere, wie kann es denn anders, als diesen Weg wählen! Aber dieser Freund und Rathgeber fehlt fast allenthalben. Man lässt es sich wohl angelegen seyn, dem Kinde allerley gute Grundsätze beyzubringen; aber die Anwendung davon auf das Verhalten gegen seinen Körper, und gewisse Theile desselben zu machen, unterlässt man, man erwartet sie von dem Kinde selbst, und erwartet sie fast immer vergeblich, weil die jugendliche Flatterhaftigkeit es zu ernstlichen Ueberlegungen unfähig macht. Daher kommt es, dass die besten Grundsätze nicht vermögend sind, die Kinder gegen die heimlichen Sünden zu schützen. Dass sie bey den besten Grundsätzen dieselben forttreiben können, ohne darinne etwas unrechtmässiges zu finden. Diess habe ich im ersten Abschnitte hinlänglich bewiesen.

Itzo frage ich nur, was mag wohl die Ursache davon seyn, dass man in Ansehung der nöthigsten und heilsamsten Erinnerungen so sehr zurückhaltend ist? dass man so

nachdrücklich vor Diebſtahl, faſt gar nicht aber vor dieſen Sünden warnt, da doch gewiſs die Reizungen zu denſelben weit ſtärker als zum Diebſtahle ſind, indem von hundert Kindern, von welchen neunzig dieſe Sünden treiben, vielleicht kaum zwey ſich des Diebſtahls ſchuldig machen?

Bey einigen Eltern und Erziehern mag es wohl die Unwiſſenheit, die gänzliche Unbekanntſchaft mit dieſen Sünden ſeyn, die ihnen die Augen ſo verbindet, daſs ſie die Gefahren nicht bemerken, unter denen die Kinder wandeln. Bey den mehreſten iſt es aber die — Schamhaftigkeit. Dieſe färbt das Geſicht, lähmet die Zunge, verurſacht Bänglichkeit am Herzen, ſo bald man von den edeln Theilen reden ſoll, die zur Fortpflanzung des Geſchlechts beſtimmt ſind. Das Kind erfährt die Beſtimmung aller ſeiner übrigen Theile, wird auch wohl unterrichtet, wie es dieſelben vor Beſchädigung bewahren ſoll; aber von denen, auf deren Wohl das Glück ſeiner Nachkommenſchaft beruht, wird ihm gar nichts geſagt. Iſts denn Wunder, wenn es dieſelben in ſeiner Unwiſſenheit verlezt? und wenn es geſchieht, wer iſt daran Urſache?

Ich will hierüber niemanden Vorwürfe machen, weil ich es aus Erfahrung weiſs,

wie viele Kraft dazu erfordert wird, sich der falschen Schamhaftigkeit, zu der man von Jugend auf gewöhnt ist, zu entledigen. Wenn ich aber mit kaltem Blute darüber nachdenke, so weiss ich nicht, ob ich darüber lachen oder weinen soll. Lachen, weil diese Schamhaftigkeit eine der grössten, und weinen, weil es eine der schädlichsten Thorheiten ist.

Sind denn nicht alle Theile unsers Körpers unsers Gottes Werk? Kann denn Gott etwas machen, wovon zu reden man sich schämen müsste? Wo ist denn der Grund, aus dem man es entschuldigen kann, dass man die Kenntniss aller möglichen Werke Gottes dem Kinde erlaubt, es sogar zur Kenntniss der Cherubim und Seraphim und der beyden Naturen in Christo zu leiten sucht, und ihm die Kenntniss solcher Werke Gottes, die ihm so nahe liegen, von deren Wohl und Wehe sein und seiner Nachkommenschaft Wohl und Wehe abhängt, vorenthält?

Das muss man thun, wird man einwenden, damit die Kinder nicht fürwitzig gemacht und gereitzt werden, von diesen Theilen einen schädlichen Gebrauch zu machen, wenn man ihnen ihre Natur und Bestimmung erklärt hat.

Darauf antworte ich aber, dafs diese Zurückhaltung ſchlechterdings vergeblich iſt, indem die Kinder allemal von andern Perſonen das erfahren, was man ihnen ſorgfältig zu verheimlichen ſucht.

Womit, wird man ſagen, willſt du dieſs beweiſen? Hier iſt der Beweiſs:

Erſtlich lege doch jeder Leſer die Hand auf die Bruſt, und prüfe ſich, ob er denn in ſeiner Jugend ſo ganz unwiſſend, in Anſehung der Beſtimmung dieſer Theile, bey aller Zurückhaltung, die über dieſen Punkt, ſeine Eltern, Lehrer und Erzieher, gegen ihn bewieſen, geweſen ſey. Und wenn nun, wie ich vermuthe, neun und neunzig Hunderttheile eingeſtehen, dafs ſie viele Kenntniſſe davon ſich durch den Unterricht der Geſpielen, des Geſindes, und anderer erwachſener Perſonen, in deren Geſellſchaft ſie oft geriethen, erworben haben, ſo iſts ja Thorheit, ihnen dieſe Kenntniſs vorenthalten zu wollen.

Zweytens leſen ja die mehreſten Kinder die Bibel, in welcher mit alter edler Einfalt von Dingen geſprochen wird, aus denen wir ein Geheimniſs zu machen ſuchen. Nur ein Dummkopf kann bey dem Leſen der Bibel mit der Beſtimmung der Geſchlechtstheile unbekannt bleiben.

Drittens, ſehen ja die Kinder täglich die Zeugungstheile der Thiere und ihre Begattung. Dies zu verhindern, iſt unmöglich, und es zu Wollen iſt unüberlegt.

Viertens füge ich wieder einige Selbſtgeſtändniſſe bey:

I.

„Meine redlichen Eltern," ſchreibt mir jemand, „waren in Anſehung des beſagten Punkts äuſſerſt zurückhaltend. Ihnen entfuhr nie ein leichtſinniger Scherz, ſie erlaubten ſich, in meiner Gegenwart, nicht die unſchuldigſte Liebkoſung, in Anſehung des Urſprungs der Menſchen beobachteten ſie tiefes Stillſchweigen. Und doch wuſste ich in meinem eilften Jahre ſchon eine Menge Dinge, aus denen meine guten Eltern mir das gröfste Geheimniſs zu machen ſuchten. Meine Mitſchüler und das Geſinde, ſowohl meiner Eltern, als anderer Perſonen, deren Häuſer ich beſuchte, waren meine Lehrmeiſter, davon einige ein eignes Geſchäfte ſich daraus machten, mir alles mitzutheilen, was ihnen davon bekannt war."

II.

Der Knabe R. sah wohl eben keine böse Gewohnheiten in seines Vaters Hause; hörte aber doch manches, dadurch er auf Dinge aufmerksam gemacht wurde, deren Bekanntschaft ihm, da er sie so früh machte, schadete. Er hörte Redensarten, die ihm den Weg zur Wollust, wo nicht ganz und gar wiesen, ihm doch selbigen leicht finden halfen. Die Gelegenheit solche zu hören, gaben theils seine Eltern und Anverwandte, theils auch andere Leute. Dies geschah vorzüglich in den ersten Jahren seines Lebens.

Die Mutter hatte den Knaben in seinen ersten Jahren gewöhnlich im Hause immer um sich, und hielt ihn, so viel möglich, von der Strasse zurück. Sie besorgte entweder, er möchte Schaden an seiner Gesundheit nehmen, oder von andern Kindern Unarten lernen, die sie an ihm nicht zu sehen wünschte. So vorsichtig sie nun auch hierin war, so versah sie es doch auf der andern Seite darin, dass sie ihn zuweilen zu Hause oder in Gesellschaft Redensarten hören liess, wovon sie zwar vermuthete, dass Se ihm nicht verständlich wären, deren Bedeutung er aber doch verstand, und die seine Aufmerksamkeit desto reger

machten, je mehr man ihn darüber in der Unwiſſenheit zu erhalten ſuchte. Bey folgender Gelegenheit ereignete ſich der Fall.

Eines Tages ward die Mutter von einer Nachbarin beſucht, und der Knabe war zugegen. Dieſe gab ihre Verwunderung darüber zu erkennen, daſs auf dieſen K. nicht mehrere Kinder erfolgt wären, und legte die Schuld davon der Mutter bey. Dieſe wandte ſie von ſich ab, und ſchob ſie auf ihren dabey ſitzenden Mann. Die Nachbarin that darauf eine Gewiſſensfrage an dieſen, und ſagte: „ob er denn nicht mehr könne u. ſ. w.?“ der Knabe verſtand dieſs und hatte von da an immer einen dunkeln Begriff von dem Zeugungsgeſchäfte in ſeiner Seele, der ſich nach und nach durch mehrere dergleichen Redensarten immer weiter entwickelte, indem er alle Aufmerkſamkeit anwendete, keine Gelegenheit dazu vorbeyzulaſſen, und Gelegenheit dieſer Art gab es bey Beſuchen noch mehrere. Ob man gleich in der Folge mehr Rückſicht darauf zu nehmen ſchien, ihm dieſe Sache durch abgebrochene oder verblümte Redensarten zu verbergen: ſo entwiſchte ihm doch ſelten die Bedeutung davon, und hätte man auch wirklich was anders damit ſagen wol-

len, so argwöhnte er doch dergleichen, und war ausserordentlich neugierig nach Dingen von der Art.

Die Beyspiele von Unverschämtheit im gemeinen Leben, wenn er sah, dass erwachsene unzüchtige Mannspersonen die Mädchen unverschämt behandelten, diese ein Geschrey und jene ein Gelächter erhoben, waren auf ihn nicht ohne Wirkung; sondern er sah solches gefühlvoll und mit Erstaunen an, und bemerkte bey sich einen ihm unbekannten Trieb.

Wenn im Sommer die Feldarbeit seine Eltern aufforderte, ihr Haus zu verlassen und ihm aufgetragen wurde, dasselbe alleine zu verwahren, alsdann kamen die Kinder der Nachbarn, und erzählten ähnliche Geschichten, womit sie sich unterhielten und die Zeit vertrieben.

Nun war der Trieb des B. so sehr gereizt, dass er nur auf Mittel dachte, ihn zu befriedigen u. s. w.

Anmerkung.

Der Einsender dieses Briefs wird bemerken, dass die hier abgedruckte Stelle nur aus Bruchstücken bestehe, und vieles weggelassen sey, worinne Gelegenheiten angeführt wurden, die B.

benutzte, seine aufs höchste gespannte Neugier zu befriedigen. Ich mußte sie aber weglassen, weil vieles zu natürlich ausgemahlt war, und ich besorgte, daß ich damit verschiedenen Lesern anstößig werden möchte. Unterdessen ist das Allgemeine, das ich von den weggelassenen Stellen sagen kann, dieses: Daß R. nicht eher ruhete, bis er durch das Dunkel gedrungen war, das man über die Geheimnisse der Erzeugung zu verbreiten suchte.

Wenn es also gewiß ist, daß fast alle Kinder erfahren, was man ihnen von der Natur und Bestimmung der Geschlechtstheile zu verheimlichen sucht, so ist diese Verheimlichung doch wirklich lächerlich.

Sie ist aber eben so beklagens und beweinenswürdig, weil sie unbeschreiblich großen Schaden thut. Verheimlichung ist das wirksamste Mittel, die Neugier zu reitzen. Man lege ein Buch z. E. öffentlich hin, das Kind wird es kaum bemerken, man verstecke es aber, sobald das Kind in das Zimmer tritt, und es wird nach Lesung desselben Begierde empfinden, und allerley Mittel ersinnen, seine Begierde zu befriedigen. Und diese gereitzte Neugier, wird gewiß weit tiefer in die Geheimnisse eindringen, als es würde geschehen seyn, wenn man ihr zuvor gekommen wäre.

Wenn Eltern und Lehrer sich nicht mehr schämten, sich mit den Kindern über die Natur, Verletzbarkeit und Bestimmung, der Geschlechtstheile zu unterreden, so könnte dieſs auf eine Art geschehen, dafs die Aufmerksamkeit der Kinder mehr auf den grofsen Werth dieſer Theile, die Pflichten, die man, in Rücksicht auf dieſelbe, zu beobachten hat, und die traurigen Folgen, die aus dem Misbrauche derſelben entſpringen, als auf die, mit dem Gebrauch, derſelben verknupften, angenehmen Empfindungen gerichtet, und ihnen gleich anfanglich deutliche Vorſtellungen von dieſen Theilen beygebracht würden, die immer ein sehr wirksames Mittel gegen die Unbändigkeit thierischer Begierden sind. Dies fällt aber weg, wenn sie die Kenntnifs derſelben durch die Unterredungen mit dem Geſinde und ihren Mitſchülern, sich erwerben. Sie werden alsdenn zuerſt mit den angenehmen Empfindungen bekannt gemacht, die der Gebrauch derſelben gewährt, eine Menge verworrene Vorſtellungen drängen sich in die Seele, die die Einbildungskraft erhitzen, einen lechzenden Durſt erregen, sie zur Hervorbringung unreiner Bilder gewöhnen, und sie nach und nach so zerrütten, dafs sie gewiſſe Theile nicht denken können, ohne zu wollüſtigen Begierden gereizt zu werden.

Auf dieſe Art werden die mehreſten Kinder verwahrloſet. Denn obgleich der natürliche Trieb zur Wolluſt ſchon ſtark iſt, ſo lehrt doch die Erfahrung, daſs er ſeine gröſste Stärke durch die Einbildungskraft erhalte, und früher erweckt werde, als es würde geſchehen ſeyn, wenn die Seele wäre rein erhalten worden.

Ich komme auf die nähern Urſachen zu reden, welche die Jugend zu dieſen Sünden verleiten. Sie theilen ſich in zwey Hauptarten, davon die erſte ſo beſchaffen iſt, daſs ſie den Kindern eine ſo unglückliche Stimmung giebt, daſs ſie von ſelbſt darauf verfallen müſſen, die andere aber ſie wirklich dazu verführt.

Von der langen Kette der Urſachen, deren traurige Wirkung am Ende dieſes Uebel iſt, iſt das erſte Glied oft ſchon in der Erzeugung zu ſuchen. Wenn bey den Eltern ein ſtarker Hang zur Wolluſt iſt, wenn ihre Einbildungskraft ſich zu ſtark mit unzüchtigen Bildern beſchäftigt, wenn ſie beſonders in ihrem geheimſten Umgange die Grenzen der Zucht und Schamhaftigkeit überſchreiten, ſo iſt wohl nichts anders zu erwarten, als daſs ſie eben dieſe unglückliche Stimmung den Kindern mittheilen. Zeigt doch die Erfahrung,

dafs Jachzorn, Feigheit u. derg. auf Kinder forterbe. Hat man doch Exempel, dafs Mutter, die während der Schwangerfchaft ſtehlen, junge Diebe zur Welt brachten, wie vielmehr iſt die Fortpflanzung dieſer Unart zu beſorgen, da ſie gerade bey dem Erzeugungsgeſchäfte am wirkſamſten iſt.

Dieſe angeerbte Unart findet ohne Zweifel reichliche Nahrung in der Milch, wenn dieſe aus einer Bruſt fliefst, unter welcher ein unzüchtiges Herz ſchläget. Lehrt nicht die Erfahrung, dafs die erhitzte Einbildungskraft auf alle Säfte des Körpers wirkt? wird alſo ein Frauenzimmer, das während dem Stillen des Kindes von wollüſtigem Feuer glüht, nicht auch, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ihrer Milch die Wolluſt mittheilen, die hernach auf Bildung des Characters des Säuglings Einfluſs hat? Da nun die Ammen mehrentheils Perſonen ſind, welche das Uebermaas von Wolluſt zu Fehltritten verleitet hat: o liebe, guten Mütter! ſo bedenkt ſelbſt, was für Gefahren ihr euer Kind ausſetzt, wenn ihr ihm die Bruſt verſagt.

Das ſind, wird man mir antworten, Speculationen! nein, meine Lieben, Speculationen ſollen in dieſs Buch nicht kommen. Lauter Thatſachen ſollen zum Grun-

de gelegt, und aus denſelben die Folgen gezogen werden, die dem unbefangnen Beobachter ſogleich in die Augen fallen.

So ſey zum Beweiſe des Satzes, daſs die Milch, die das Kind ſauget, auf die Bildung ſeines Charakters Einfluſs habe, folgendes Beyſpiel hingeſetzt:

„Ein gewiſſes Frauenzimmer, von unbeſcholtenen Sitten, brachte Zwillinge zur Welt. Ob ſie gleich ihre Kinder ſonſt ſelbſt zu ſtillen pflegte, ſo glaubte ſie doch, daſs ihre Kräfte dieſsmal nicht hinlänglich wären, zweyen zugleich die Bruſt zu reichen. Sie übergab alſo das eine einer Amme. Zur Zeit der Entwöhnung war zwiſchen beyden ein ſo auffallender Unterſchied ſichtbar, daſs man ſie kaum für Geſchwiſter hätte halten ſollen. Das Kind, das der Mutter Bruſt geſogen hatte, war freundlich, ſanft und folgſam, das Pflegekind der Amme hingegen, hämiſch, eigenſinnig und ſtörriſch. Beyder Character war in ihren Geſichtern abgedruckt, und hatte ihre Züge und Mienen beſtimmt.“

Muſs man nicht den vorzüglichſten Grund dieſer auffallenden Verſchiedenheit in der Verſchiedenheit der Milch ſuchen, die dieſe Kinder in ſich ſogen?

Es ist wahr, dieſs beweiſst nicht gerade zu, daſs die Unkeuſchheit durch die Milch fortgepflanzt werde. Das beweiſst es aber doch, daſs der Character ſich durch die Milch mittheile, und läſst uns dieſs von einem wollüſtigen Character um ſo viel eher beſorgen, je gewiſſer es iſt, daſs die Wolluſt ihren Sitz vorzüglich in den menſchlichen Säften hat.

In den mehrſten Häuſern herrſcht eine ſolche Einrichtung, durch welche das, durch die Erzeugung und Säugung ausgeſtreuete, Samenkorn der Wolluſt ſo gepflegt wird, daſs es ſeiner Entwickelung zeitiger entgegen wächſt, als es nach den Geſetzen der Natur geſchehen ſollte. Das ſchädliche, und doch ſo tief eingewurzelte, Vorurtheil, das gewiſs ſchon viele Millionen Kinder getödtet hat, das Vorurtheil meyne ich, daſs man Kinder recht warm halten, und ſie vor Erkältung bewahren müſſe, läſst es in vielen Häuſern nicht zu, die Kinder unter Matratzen ſchlafen zu laſſen, ſondern verleitet die Eltern, ſie in weiche erhitzende Federbetten zu legen. Dadurch werden die Säfte auf eine unnatürliche Art erhitzt, und unnatürliche Wirkungen hervorgebracht. Und ſo wie die Pflanzen, die man in Miſtbeeten erzieht, weit eher, als auſſer denſelben, em-

porſchieſſen: ſo lodern auch durch die unnatürliche Wärme, Begierden empor, deren Entwickelung erſt nach einigen Jahren erfolgen ſollte.

Iſt nicht ferner die ganze Lebensart der Kinder in ihren erſten Jahren, in vielen Häuſern ſo eingerichtet, daſs dieſe Begierden genährt und vor der Zeit geweckt werden müſſen? Die edle Einfalt in der Wahl der Nahrungsmittel und den Sitten, die man in den Hütten unſerer Vorfahren fand, iſt durch Weichlichkeit verdrängt worden. Vor dem ſtärkenden Trank, den die Quelle anbietet, geht man vorüber, und gewöhnt die Kinder, warme Getränke in ſich zu ſchlurfen; verſchmäht die Küchengewächſe, die um uns wachſen, und nährt die Kinder mit Fleiſch, Backwerk und gewürzten Speiſen und Getränken, die von ausländiſchen Gewächſen bereitet wurden. Dadurch müſſen ja nothwendig in den Säften Gährungen und Aufwallungen entſtehen, die bey den Kindern Wirkungen hervorbringen, die ihnen noch viele Jahre würden unbekannt geblieben ſeyn, wenn man ſie bey der Nahrung gelaſſen hätte, die ihnen im Schooſse der Natur am nächſten lag. *)

*) Dieſs ſchrieb ich vor vierzehn Jahren. Ob ich heute gleich nicht Gründe genug habe, dieſe

Die frühe Cultur, die man den Kindern mitzutheilen ſucht, vergröſſert das Uebel noch mehr. Um ihren Geſchmack zu bilden, verfeinert man ihr Gefühl ſo ſehr, daſs ſie, um mich ſo auszudrücken, vorempfinden, daſs Reitzungen ſie rühren, deren Genuſs ihnen erſt nach vielen Jahren beſtimmt war. Weibliche Schönheit würde wahrſcheinlich auf einen Knaben, mit ſchlichtem geradem Sinne und unverdorbnem Wahrheitsgefühle, eben nicht mehr wirken, als die Bildung eines ſchönen Knaben. Wenn aber ein anderer durch die Cultur von dem geraden Wege, den die Natur zeigt, abgebracht, mit verliebten Liedern, Schauſpielen, Gedichten, Romanen bekannt gemacht wird, dann geht alles ganz verkehrt. Die junge Seele, die für itzo keine andere Beſtimmung hatte, als ſpielen und lernen, gehorchen und gefällig ſeyn, fängt an ſich zu verlieben, und träumt von hübſchen Mädchen in Jahren, wo die Kinder ſonſt nur von bleyernen Soldaten und dem Ballſpiele zu träumen pflegten.

Eine ſo ſonderbare Art von Geſchöpfen ſind wir Menſchen. Immer ſuchen

Stelle ganz wegzuſtreichen: ſo freue ich mich doch zu wiſſen, daſs ſeit dieſer Zeit in gar vielen Häuſern, in Anſehung dieſes Punkts eine groſse Reformation erfolgt iſt.

wir uns das weniger Wichtige mit Aufopferung des Wichtigern zu verschaffen: verderben den Magen, um den Gaumen zu kützeln, machen uns durch Schnürbrüste zum Empfangen und Gebähren gesunder Kinder unmenschig, um schlank zu scheinen, und verderben das Herz, damit der Geschmack gebildet werde.

Ob nun gleich dieß alles so wahr ist, daß es keines weitern Zeugnisses bedarf, so will ich doch noch ein paar Zeugnisse von zwar unbekannten, aber mit warmen Eifer für das Wahre und Gute erfüllten Männern, beysetzen, um meine Leser zu überzeugen, daß auch andere mir beystimmen.

I.

Mag auch vielleicht schon seit langen Jahren dieß Laster unter der Jugend aller Stände herum geschlichen seyn; so ist es doch gewiß, daß jetzt dem Beobachter die Wirkungen desselben vorzüglich in die Augen fallen. Es läßt sich das gut erklären; die jetzige Generation ist die erste, die von der Wiege an mit Weichlichkeit genährt ist. Unsere Väter wuchsen noch bey kalten Getränken auf, wir sind die ersten, die die Muttermilch mit Thee und Kaffee verwechselten. So unsere Kind-

heit. Die Periode, wo wir zu lesen anfiengen, fiel gerade in jenes Decennium, wo der empfindsame Ton, jene kraftlose schmachtende Stimmung in allen Modeschriften herrschte.

II.

Die Frucht vom Baum der Erkenntnifs des Guten und Bösen, die Aufklärung, der Geschmack, die Verfeinerung, die artigen Sitten, können heut zu Tage nicht früh genug kommen. Die Menschen leben eher, geniessen eher, taugen eher zum Umgang, in die Gesellschaften, zum Agiren auf Theatern, zum Deklamiren. Zu frühe Cultur im Erfolg keine, zu früher Genufs unreifer, Krankheit und Tod. Wir erziehen ja, was wir wollen, 10jährige Jünglinge, 15jährige Männer u. s. w.

Die Erfahrung, meine nun bald 15jährige, als Erzieher und noch mehr als Beobachter oder blofs zufälliger Erfahrer, unter jungen Leuten meines Alters, an sehr vielen ist mir Beweis, trauriger Beweis, dafs alles dieses den Saamen des Lasters, wovon die Rede ist, erweckt, nährt, befeuert, hervortreibt. Denen, die es nicht begreifen wollen, sey dieses gesagt. Alle jene Stucke und mehrere der Art erwecken die Aufmerksamkeit der Kin-

der, der Jugend, reitzen ihre Neugierde, diese sucht Befriedigung, sie denken nach, hören, schnappen auf, fragen, werden berichtet oder durch Verweise noch wissbegieriger gemacht, sie bemerken Thiere, vergleichen, schliessen, finden so oder anders den rechten oder unnatürlichen Weg. Das übrige brauche ich nicht herzusetzen.

Ueber diess wird Lesern der pädagogischen Unterhandlungen bekannt seyn, wie viel Gutes und Wahres Herr Villaume, über die Schadlichkeit der frühen Cultur der Kinder, in dem letzten Jahrgange gesagt habe.

Dasjenige, was die Pflanze der Wollust zur Vollkommenheit bringt, ist die Unthätigkeit, in welcher die mehresten Kinder aufwachsen, und wodurch sie wieder in Lagen versetzt werden, die ihnen nicht natürlich sind und unnatürliche Wirkungen hervorbringen.

Wie stark der Trieb zur Thätigkeit in allen Kindern sey, lehrt die tägliche Erfahrung. Das neugeborne Kind, wenn es die Fesseln los ist, in welche man seine Hände und Füsse geschlagen hatte, ist in unaufhörlicher Bewegung, und bestrebt sich, alle seine Muskeln in seine Gewalt zu bekommen. Sobald es von einem Or-

te zum andern kriechen kann, ſucht es die Dinge zu ſich zu ziehen, die ihm angenehm ſcheinen, und macht damit allerley Bewegungen, wenn es ſie in ſeine Hände bekommen hat. So wie ſein Verſtand ſich entwickelt, erſinnt es Spiele, wählt ſich Geſchäfte, und freuet ſich, wenn eines derſelben ihm gelungen iſt. Dieſer Trieb zur Thätigkeit wächſt mit den Kräften und würde gewiſs, unter guter Aufſicht, eine ſo glückliche Richtung bekommen, die vielerley Ausſchweifungen verhinderte.

Aber alte verjährte Vorurtheile, die, wer weiſs wie, in unſere Erkenntniſsmaſſe gekommen ſind, arbeiten dieſem mächtigen Triebe entgegen, und ſuchen ihn aufzuhalten. Welches ohngefähr eben die Wirkung hat, als wenn man mitten in einen Strom einen Damm machte, und ihn ſo zwänge, aus ſeinen Ufern zu treten.

Das junge Kind, das ein ſo mächtiges Beſtreben äuſſert, von ſeinen Gliedern Gebrauch zu machen, wird gezwungen, das erſte Jahr ſeines Lebens ein wahres Pflanzenleben zu führen, troz dem Winke der Natur, die die Nabelſchnur zerriſs. Es vegetirt wechſelsweiſe, bald in der Wiege, bald im Mantel, obgleich die Natur, oder welches einerley iſt, der Schöpfer der Na-

tur, der Allmächtige, Allweise, Allgütige Gott, befiehlt, dass das Kind, sobald die Nabelschnur zerrissen ist, sich frey bewegen soll.

Kaum ist das Ende seines ersten Lebensjahres da, so sehen die Eltern, dass Mantel und Wiege zu schwach sind, das Kind aufzuhalten, welches von der Natur so viel Kraft empfieng, die Entnervung des Mantels und der Wiege zu überleben, und sorgen ängstlich, seiner Thätigkeit neue Fesseln anzulegen. Laufzaum, Gängelstuhl, und Laufbanke, diese Schandsäulen des Menschenverstandes, die den jungen Menschen gebrechlich und zum Laufen ungeschickt machen, werden insgemein hierzu erwählt. Was so glücklich ist, diese Fesseln zu überleben, wird nun ins enge Zimmer gesperrt, aus dem es mit eben der Sehnsucht herausschauet, wie der Finke aus dem Kefig. Fast alle Gelegenheit, seine Thätigkeit zu äussern, wird ihm abgeschnitten. So wird der junge Mensch, und der oft am mehresten, der am höchsten über andere stehen soll, bis zu den Jünglingsjahren fortgeleitet. Statt ihm Gelegenheit zu schaffen, selbst thätig zu seyn, wird er unterrichtet, oder in die Nothwendigkeit versetzt, sich leidend zu verhalten.

Die

Die Natur läfst ſich aber nicht ändern, ſie wirkt immer fort, obgleich die Künſteleyen der Menſchen ihren Wirkungen eine andere Richtung geben; der Trieb zur Thätigkeit bleibt. Wenn man ihn alſo von allen Seiten her einſchränkt, ſo greift er nach dem, was ihm am nächſten iſt, und wenn er nach langen Herumgreifen etwas findet, womit er ſich auf eine, angenehme Empfindungen verſchaffende, Art beſchäftigen kann, ſo bleibt er dabey ſtehen. Wenn dem Menſchen alle Gelegenheiten abgeſchnitten werden, auf die Dinge zu wirken, die auſſer ihm ſind, ſo wirkt er auf ſich ſelbſt, und wenn ihm verboten wird zu ſchaffen, ſo zerſtört er.

Ich habe doch wohl deutlich genug geſprochen? wer mich nicht verſteht, der beobachte doch die Bewegungen eines Kindes, das ſich in warmen Betten herum wälzt, oder — doch der Menſch lernt ſeine Handlungen verbergen, ſobald er merkt, daſs er beobachtet wird, und empfängt in den Jahren, da ihm die Verſtellung noch ſchwer wird, einen langen Mantel — — ſo lange bis er, unter dem Schutze deſſelben, in der Verſtellung einen hohen Grad von Fertigkeit erlangt hat. *)

*) Auch dieſer, Dank ſey es den neuern Erziehern, verliert ſich nach und nach.

Hier möchte ich gern weiter reden, gern möchte ich ſagen, daſs es gerade gegen die menſchliche Natur ſey, junge Menſchen, bey denen alle Muskeln nach Thätigkeit ſtreben, zu zwingen, ſechs bis acht Stunden des Tags in der Schule ſtille zu ſitzen, Jünglinge, die Kraft fühlen, für die menſchliche Geſellſchaft zu wirken, und die tauſend andere, von gleichem Alter, neben ſich wirken ſehen, zum unthätigen Lernen zu verdammen, und *Menſchen*, bey deren Natur der Körper ein ſehr wichtiger Theil iſt, zu bloſs geiſtigen Beſchäftigungen zu zwingen. Aber ich zweifle, daſs mich viele verſtehen werden. Diejenigen, die mich verſtehen würden, werden, ſchon aus der gegenwärtigen Aeuſſerung meine Meynung ganz errathen, und mit wehmüthigem Blicke auf unſere Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten, herabſehen, die, wie ich hernach zeigen werde, nächſt den Klöſtern und Kaſernen, die vorzüglichſten hohen Schulen ſind, auf welchen das Laſter, gegen welches ich ſchreibe, gelehrt wird.

Auſſer dieſen angeführten Urſachen, giebt es noch andere, die ein unzüchtiges Feuer mit der gröſsten Behendigkeit anzünden, das leicht immer weiter um ſich greift, und ſehr ſchwer wieder zu löſchen iſt.

Dahin rechne ich wollüſtige Gemälde. Schon der Anblick nackter Figuren iſt gefährlich, weil wir, wegen der Art uns zu kleiden, an den Anblick der Nacktheit nicht gewöhnt ſind. Ich weiſs aber nicht was ich dazu ſagen ſoll. Sollen wir weniger ſorgfaltig in Bedeckung unſers Körpers ſeyn, und hierinne die Griechen nachahmen? oder ſollen wir keine nackte Figuren mehr vorſtellen? Eines von beyden müſste ohne Zweifel geſchehen, wenn die ſchädlichen Wirkungen, die gegenwärtig nackte Figuren thun, wegfallen ſollen. Denn in der Lage, wie wir itzo ſind, wird gewiſs der junge Knabe jede nackte Schönheit mit wollüſtigen Empfindungen angaffen. Das Bild wird ſeiner Seele ſich einprägen, bey dem Anblicke eines ſchönen Frauenzimmers wird dieſes Bild ſich wieder darſtellen, er wird ſich die Kleidung wegdenken, und unter derſelben das Bild, das ihn entzündete, wieder zu finden glauben. Ich will aber darüber nichts entſcheiden, weil dieſs eine Sache betrift, die vor der Hand doch nicht kann abgeändert werden. So viel glaube ich aber, daſs der Anblick der wirklichen Nacktheit, zumal, wenn er öfters geſchieht, weit weniger ſchade, als wenn die Einbildungskraft die Nacktheit denkt. Denn im erſtern Falle empfinden wir bloſs, im andern iſt die See-

le ſelbſt thätig. Dort ſehen wir die Natur, wie ſie iſt, mit ihren Schönheiten und Mängeln, Vollkommenheiten und Schwachheiten: hier denken wir alle Mängel, alle Schwachheiten weg, und erblicken nichts als Schönheit und Vollkommenheit. Ich könnte dieſs weitläuftiger ausmahlen, denke aber: ſapienti ſat.

Ob es nun aber gleich ſo bleiben ſoll, daſs die Schönheit in der Natur bekleidet, und auf Gemälden nacket erſcheint, und ich alſo die daraus entſpringenden Irregularitäten nicht weiter rügen will: ſo iſts doch gewiſs, daſs wirklich wollüſtige und unverſchämte Gemälde ein wahres Gift für junge Seelen ſind. Eine einzige unzüchtige Vorſtellung iſt hinlänglich, die Einbildungskraft in volle Flammen zu ſetzen, und ſo tief einzugreifen, daſs alles Entgegenſtreben der ſchwachen Vernunft nicht vermögend iſt, ſie loſs zu werden. Und gleichwohl — wie zahlreich ſind die Gemälde und Kupferſtiche, die man, ohne zu erröthen, nicht betrachten kann; wie ſehr vermiſst man die Achtung, die man der Tugend und Schamhaftigkeit ſchuldig iſt, in vielen Vorſtellungen welche die herumziehenden Landchartenhändler unter ihre Waare verſtecken! und wie gewöhnlich iſt es, daſs dieſe Leute ſich in Schulen

und Erziehungsanſtalten einſchleichen und ihre Waare der Jugend zur Betrachtung vorlegen. Wer nur einigermaſsen die Neigung des jugendlichen Herzens kennt, der kann leicht erachten, daſs Knaben, die einmal eine dergleichen Vorſtellung entdeckt haben, ſich allemal um einen ſolchen Mann drängen, ihn bey Seite ziehen, flüchtig ſeine Charten durchblättern, und die Abbildungen der Wolluſt und Unverſchämtheit mit gierigen Blicken verſchlingen werden.

Da man auf dieſen Punkt bisher ſo wenig aufmerkſam geweſen iſt, daſs man ſolchen Leuten allenthalben ungehindert Zutritt verſtattet hat, an manchen Orten es ſogar gewöhnlich iſt, daſs man in den Zimmern Gemälde der Wolluſt aufſtellet: ſo habe ich es deſto mehr für meine Pflicht gehalten, das Publikum auf dieſe, für die Unſchuld ſo gefährliche, Klippe aufmerkſam zu machen, und bitte alle Eltern, Lehrer und Erzieher, das wenige, was ich hierüber geſagt habe, wohl zu beherzigen.

Eben ſo gefährlich für jugendliche Unſchuld ſind eine Menge Bücher, die von dem Genuſſe der körperlichen Wolluſt, ohne Zurückhaltung, oft ſchlüpfrich und unverſchämt, ſprechen, die Süſsigkeit der-

ſelben mit den reitzendſten Farben ausmalen, und ihre traurigen Wirkungen verſchweigen; oder die auch nur den Reitz der Liebe beyder Geſchlechter gegen einander ſo vorſtellen, daſs die Leſer und Leſerinnen ſelbſt dadurch von einem verliebten Sehnen angeſtecket werden.

Dahin rechne ich zuvörderſt viele lateiniſche und griechiſche Schriftſteller, die man zur Uebung in den alten Sprachen und zur Bildung des Geſchmacks, der Jugend in die Hände giebt. Nicht nur Ovids Verwandelungen, deren Leſung viele, zur Erlernung der Mythologie, für unumgänglich nöthig halten, und ſeine libri Amorum, bey deren Leſung wohl mancher geſetzte Mann zur Wolluſt kann geſtimmt werden, ſondern auch viele andere, die in verſchiedenen Schulen als Leſebücher eingeführt ſind, verdienen hierher gerechnet zu werden. Horaz, Sueton, Terenz — wie ſtark werden ſie von der Jugend geleſen — und wie viele ſchlüpfriche, wenigſtens anſtöſſige, Stellen enthalten ſie doch! Was für ein Abſtand von unſern neuern Schriftſtellern, deren moraliſches Gefühl verfeinerter iſt —.

Da ich dieſs ſchreibe, liegt Terenz neben mir. Ohne lange herumblättern zu

dürfen, um Beweise für meine Behauptung zu suchen, nehme ich die erste Stelle, die mir in die Hände fällt, und schreibe sie zu meiner Rechtfertigung her. Sie ist aus der Andria genommen, und lautet folgendermaßen:

Primum haec pudice vitam, parce ac duriter
Agebat, lana ac tela victum quaeritans:
Sed postquam amans accessit, pretium pollicens,
Unus et item alter, ita ut ingenium est omnium
Hominum a labore proclive ad lubidinem;
Acceptis conditionem, dein quaestum occipit.
— — — — —
— Observabam mane illorum servulos
Venientes aut abeuntes: rogitabam, heus puer
Dic sodes, quis hodie Chrysidem habuit?

Man wird leicht sehen, daß ich nicht vorsetzlich die schlüpfrigste Stelle gewählt habe. Im Grunde ist diese gar nicht schlüpfrig, sie ist weiter nichts als eine sehr sittsame und züchtige Darstellung jugendlicher Ausschweifungen. Und doch — wie gefährlich ist sie! der Knabe, der das liest, wird doch wissen wollen, was die Liebhaber von dem Mädchen für die Belohnung, die sie ihr versprochen, verlangten? wird doch herumgrübeln, was das habuit bedeuten solle? wird sich eine dunkle Vorstel-

lung von einem unzüchtigen Umgange machen, ihn mit lebendigen Farben ausmahlen, und auf dieſe Art in ſich ſelbſt ein unkeuſches Feuer anzünden. So wird unter dem Vehikel der lateiniſchen Sprache das Laſter eingeflöſſet, und ſo wirkſam eingeflöſſet, daſs von zehen Schülern vielleicht neune laſterhaft werden, von denen kaum einer mit dem wahren Geiſte der lateiniſchen Sprache Bekanntſchaft erlangt.

Ich muſs hier abbrechen, weil ich mich in ein Feld wage, das von rüſtigen Männern ſchon ſtark beſetzt iſt. Ich will alſo keine Vorſchläge thun, wie die lateiniſche Sprache erlernet, und der Geſchmack gebildet werden könne, ohne daſs dabey die Unſchuld leide. Sollte es aber ſchlechterdings zur Erlernung dieſer Sprache nöthig ſeyn, die Alten, mit ihren anſtöſſigen und ſchlüpfrigen Stellen, zu leſen, ſo glaubte ich doch, daſs es beſſer ſey, gar kein Latein zu lernen, als bey Erlernung deſſelben Unſchuld und Sitten zu verderben.

Die Meynung, als wenn das Leſen der Alten *ſchlechterdings* zur Bildung des Geſchmacks nöthig ſey, kommt mir eben ſo vor, als wenn man behauptet, daſs der wahre Glaube allein aus den alten Theologen geſchöpft werden müſſe. Beydes iſt

Vorurtheil, beydes ein Schlagbaum, wodurch das Vorwärtsſtreben der menſchlichen Kraft aufgehalten wird. Denn im Grunde beruhen doch beyde Meynungen auf dem Satze; daſs der Sitz der Weisheit bey den Alten d. i. bey denen zu ſuchen ſey, die etliche Jahrhunderte vor uns gelebt haben, welches, nach dem Urtheile des geſunden Menſchenverſtandes, ein ſo lächerlicher als ſchädlicher Irrthum iſt *).

Auſſer den alten Schriftſtellern giebt es eine Menge neuere, die noch weit mehr ſchaden, theils weil ſie deutſch geſchrieben ſind, und alſo weit leichter verſtanden werden können, theils, weil ſie weit mehr Unverſchämtheit beſitzen, und abſichtlich deſswegen geſchrieben haben, daſs ſie der Jugend die Unkeuſchheit lehren, und durch ihren Unterricht Geld verdienen wollen. Man verlange nicht von mir, daſs ich dieſe Schriftſteller nennen ſoll; Ich ſehe voraus, daſs meine Schrift in die Hände manches neugierigen Knaben und Mädchens fallen wird, und weiſs, nach meiner Ueberzeugung, daſs das ſicherſte Mittel, ſie

*) Bey dieſer Gelegenheit muſs ich die Encyklopädie der Lateiniſchen Claſſiker, die zu Braunſchweig in der Schulbuchhandlung herausgekommen iſt, in welcher die, der Jugend anſtoſsige, Stellen weggelaſſen ſind, mit Dank erwähnen.

zur Lesung eines unzüchtigen Buchs zu ermuntern, dieses seyn würde, wenn man sagte, dies Buch ist äusserst unzüchtig, das durft ihr nicht lesen!

Wozu, wird man sagen, dient aber diese Deklamation? unsere Jugend bekommt ja solche Schriften nicht zu lesen.

Dazu dient sie, um Eltern, Lehrern und Erziehern, ins Ohr zu sagen, dafs ihre Kinder, Schüler und Zöglinge, wirklich solche Bücher lesen. Das Geheimnifsvolle, das man annimmt, wenn von Geschlechtsgliedern, Geschlechtstriebe, Beywohnung und Erzeugung, gesprochen wird, spannt, wie ich schon gesagt habe, die Neugier der Jugend auf das höchste. Eben diese gespannte Neugier, die sie antreibt, sich dem Unterrichte der Eltern, Lehrer und Erzieher zu entziehen, und sich zu den Füfsen der Ammen, Mägde, Bediente und Taglöhner zu setzen, die lehrt sie auch, jedes unzüchtige Buch aufzuspüren. Zweifelt ihr daran? so führt euer Kind zu einer Bibliothek, in welcher nur ein einziges Buch dieser Art aufgestellt ist, gebt ihm die Freyheit, diese Bibliothek zu besehen, und bemerket, ob es nicht dasselbe aufspüren, und sich damit auf die Seite schleichen werde. Ueberdiefs giebt es

viele Gewinnſüchtige, die den jungen Leuten dergleichen Bücher, gegen Erlegung eines gewiſſen Geldes, zuſtecken.

Vielleicht wendet man ein, dieſs ſey nicht möglich, weil die jungen Leute unter beſtändiger Aufſicht wären. Allein wenn die Begierde nach ſolchen Schriften einmal erwacht iſt, ſo iſt ſie ausnehmend ſinnreich, die Wachſamkeit der Vorgeſetzten zu hintergehen. Ich weiſs Exempel, daſs Schüler, die unter der ſcharfſten Aufſicht und Zucht ſtanden, doch, ohne entdeckt zu werden, beſtändig die ſchändlichſten Bücher laſen. Sie führten ſie ſtets bey ſich. Wenn ſie ſtudieren ſollten, lag vor ihnen ein nützliches Buch, und neben demſelben das ſchädliche, das ſogleich verſchwand, ſobald ein Aufſeher der Stube ſich näherte. Waren ſie in der Schule, ſo lag auf der Tafel der Virgil oder das neue Teſtament, und auf dem Knie ein unzüchtiger Roman, der, vermittelſt des langen Mantels, leicht verborgen werden konnte. Ihr liebſtes Muſeum, das ſie am häufigſten beſuchten, war das heimliche Gemach, wo ſie Muſe genug hatten, ihre Lesbegierde zu befriedigen, und ihren unzüchtigen Gedanken recht nachzuhängen.

Selbſt das Leſen verliebter Romane und Gedichte iſt jungen Gemüthern äuſſerſt

verderblich, wie ich dies vorhin ſchon gezeigt habe, da ich von der Schädlichkeit der frühen Cultur redete. Und doch wie zahlreich ſind dergleichen Bücher, wie groſs die Menge von Liedern, in denen der Genuſs der Liebe als das höchſte Glück des menſchlichen Lebens vorgeſtellt wird!

Wie geneigt iſt das junge Herz dieſem Satze ſeinen ganzen Beyfall zu ſchenken! und iſt dieſes geſchehen, was helfen alsdenn alle Empfehlungen der Tugend, der ächten wahren Tugend, die in Geiſteskraft und Selbſtbeherrſchung beſteht?

Ich muſs hier noch einer andern Art ſchädlicher Bücher gedenken, dieſes ſind — die Wörterbücher. Die Wörterbücher? wird man lächelnd fragen. Ich ſage allerdings. Denn man nehme nur, um ſich davon zu überzeugen manches franzöſiſche oder lateiniſche Wörterbuch in die Hand, und ſehe, ob nicht alle Arten der Unzucht darinne recht deutlich erklärt ſind, ob nicht faſt auf jedem Blatte etwas anſtöſſiges vorkomme! Der neugierige Knabe ſpürt alle dieſe Stellen auf, denkt darüber nach, und das Nachdenken erweckt ſeine Begierde *).

*) Noch ſchädlicher ſind manche Mythologien, die man als ein vollſtändiges Verzeichniſs aller

Hier sind noch einige Zeugnisse von dem grosen Schaden, der durch eine übel gewählte Lectüre angerichtet wird.

I.

Die Anleitung hierzu hat, nach meiner Erfahrung, gegeben, die dem Verbrennen nahe Einbildungskraft, wenn sie mit schlüpfrigen Bildern angefüllt war. Dann aber bedurfte es bey vielen nur einer Berührung der Beinkleider, oder geringe Bewegung der Finger, so war die erste Sünde da.

Wem aber dieses Laster schon bekannt war, der hat zur Ausübung Reitz und Gelegenheit bekommen, durch Gespräche und schlechten Umgang, durch dummes Lesen mancher, auch nicht so böser Bücher, und — wenn ehe soll denn Plautus und Terenz in unsern Schulen abgeschafft werden? Diese geben, statt des Bischen römischen Theaterlatein, was wir aus ihnen lernen könnten, wenn sie besser tractirt würden, vielmehr zu den häslichsten Gedanken Anlass.

II.

Ich erinnere mich noch, wie mir zu Muthe gewesen, und was ich empfunden, als unser

Arten der natürlichen und unnatürlichen Wollust betrachten kann.

Rector uns öffentlich die Bücher de arte amandi und die libros Amorum erklärte. In dem ersten wurde alles das mit gelesen, was Ovid von den unterschiedlichen Arten des Beyschlafs erzählet, und von den letztern auch nicht einmal das häfsliche Stück, wo Ovid seine unzüchtige Uebung mit der Corinna beschreibt, ausgelassen. So viel ich mich erinnere, hatte sich unser Rector mehrentheils halb betrunken, wenn er so eine Stelle uns erklärte Zum Beschlusse sagte er uns: Kinder! lernt was rechtschafnes, so könnt ihr mit der Zeit dieses Vergnügen auch erfahren.

Ich kann mich bey der Gelegenheit nicht genug wundern, wenn ich sogar angesehene Personen von geistlichem Stande öffentlich habe behaupten hören, es sey nicht nöthig, dafs man der Jugend Editionen von klassischen Schriftstellern gebe, wo die unzüchtigen Stellen weggelassen sind. Den Reinen, heifst es, wäre alles rein, und die Jugend werde nur begieriger nach den verbotenen Stellen, die man weggelassen. Ich dächte Geschmack und Wissenschaften würden wenig darunter leiden, wenn die Jugend lauter castrirte Editionen hätte. Ausserdem ist freilich das Ueberhüpfen solcher Stellen eine Anreizung sie desto begieriger zu lesen.

Ich glaube überhaupt, dieſs Laſter würde nie ſo allgemein ſeyn, wenn nicht das Leſen ſolcher Stellen und andrer unzüchtigen Romane die Einbildungskraft erſt rege machte. Die Imagination von noch unſchuldigen Gemüthern wird ſich nicht leicht von ſelbſt geile Bilder ſchaffen. Aber verlohren iſt der junge Menſch, der nur einmal das Unglück hat, ein unzüchtig Buch in die Hände zu bekommen, beſonders wenn es ſogar unflätige Kupferſtiche hat. Viele wiſſen es nicht, wie häufig dergleichen Bücher heimlich gekauft und geleſen werden. Die Buchhändler oder ihre Diener treiben heimlich ihren Handel damit, und haben ihre heimlichen Winkel, wo ſie dieſelben verſtecken. Als ich vor ein Paar Jahren im Buchladen war, ſchickte ein adelich Fräulein ihren Bedienten und lieſs ſich * * ausbitten. Ich wunderte mich, da ich ſahe, daſs der Buchhändler ohne weitere Nachfrage, ſogleich das Buch herbeyholte. Ich lieſs mir ein Exemplar weiſen, und ſahe, daſs es R. S. G. waren, in welchen die unzüchtigſten Gedichte ſtunden. Nur noch vor einem Jahre merkte ich, daſs der Buchhändler, als eben ein neu Paquet Bücher ankam, ein Buch geſchwinde zu verſtecken ſuchte. Ich fuhr aber zu und nahm es weg, um es zu

Hauſe anzuſehen. Es hieſs: * * * Mir als einem alten Manne, ſtunden die Haare zu Berge, als ich die unnatürlichſten Laſter hier mit feinem Witze und guter erwecklicher Schreibart beſchrieben las. Ich brachte es den folgenden Tag dem Buchhändler wieder, bezahlte es, und verbrannte es vor ſeinen Augen, und drohte ihm aufs ſchärfſte, wenn er je noch ein Exemplar kommen liefs. So unbekannt mir das Buch Zeitlebens geblieben wäre, wenn es nicht ein Ungefähr mir entdeckt hätte, ſo weifs ich doch, dafs bald darauf Nachfrage nach dieſem Buche in dem Buchladen geſchehen iſt.

Auf dieſen Punkt müſſen Eltern und Lehrer in einer ſolchen Schrift, wie ſie ſchreiben wollen, vorzüglich aufmerkſam gemacht werden. Die Jugend iſt ſchlau genug, dergleichen Bücher zu verbergen, beſonders wenn Eltern und Lehrer keinen Verdacht haben. Vor ein Paar Jahren ſtund in der öffentlichen Zeitung dafs der jetzige König in * * eine junge Prinzeſſin über dem Leſen eines ſolchen Buches ertappte; da ſie es in der Eile unter ihr Kopfküſſen ſtecken wollte. Der König gerieth, da er das Buch angeſehen, in die äuſserſte Wuth. Die Prinzeſſin wollte nicht gerne denjenigen

ent-

entdecken, der es ihr gegeben. Aber der König brauchte die gröfste Strenge, bis sie gestand, dafs sie es von ihrer Oberhofmeisterin sich erbeten hätte. Der König liefs, so viel ich mich erinnere, die Oberhofmeisterin für diesen Dienst auf Zeitlebens ins Gefängnifs setzen.

Ob es nöthig und nützlich sey, den Eltern und Lehrern solche Bücher, in so weit sie bekannt sind, zu nennen, weifs ich nicht. Oft sucht man dem Titel nach einen solchen Inhalt nicht. So ist z. E. das infame Buch * * welches eine schändliche Instruktion für eine Landhure enthält, und in sehr guter lateinischer Schreibart geschrieben, und aufs schärfste verboten ist, von einem verdammt gewinnsüchtigen Buchhändler schon vor langer Zeit unter dem Titel: * * * nachgedruckt worden.

Ein junger Gelehrter, der eine ausnehmende mathematische Gelehrsamkeit besafs, und an einer Verdorrung oder Entkräftung starb, gestand mir am Ende seines Lebens, dafs allem Vermuthen nach das Lesen solcher Bücher ihm sein frühes Ende zugezogen. Er verstand zu allem Unglück, sehr gut Französisch, als

in welcher Sprache die meiſten derſelben geſchrieben ſind.

Anmerk.

Was der Verfaſſer dieſer Nachricht von ſeinem ehemaligen Rektor ſchreibt, ſcheint unglaublich zu ſeyn. Ich würde auch wirklich Bedenken getragen haben, ſie einzurücken, wenn ſie mir von einem Unbekannten wäre mitgetheilt worden. So aber iſt ſie aus der Feder eines ehrwürdigen Freundes gefloſſen, für deſſen Rechtſchaffenheit ſchon der biedre Ton ſpricht, in welchem er ſchreibt, und von dem ich, da ich ihn perſönlich kenne, vollkommen überzeugt bin, daſs er keiner Unwahrheit fähig ſey.

Wer hieran noch zweifelt, der denke doch an die Univerſitätsjahre zurück! wie oft hörten wir eben ſo leichtfertige Reden vom Katheder.

Zuſatz.

Der Recenſent in der a. d. B. hält dieſen Brief für einen piam fraudem, dieſs iſt mir leid. Kann ich gleich nicht für die Wahrheit *aller* andern, die mir *ohne Namensunterſchrift*, zugeſchickt wurden, ſtehen; ſo kann ich doch wenigſtens von dieſem, *auf Ehre*; verſichern, daſs er nicht erdichtet iſt.

III.

Ueberhaupt habe ich die Erfahrung gemacht, daſs ich es nie häufiger that, als wenn ich eine Zeitlang ununterbrochen, durch flei-

ſsiges Studium irgend eines Klaſſikers, wars auch kein unmoraliſcher, blos für die Bereicherung meines Verſtandes und Gedächtniſſes ſorgte, ohne durch Lektüre eines guten Dichters oder — — empfindſamen Romans (denen ich viel zu danken habe, wenigſtens keine Verführung ſchuld geben kann) für mein Herz geſorgt, und es zu tugendhaften, edlen, groſsen Empfindungen (nicht alle Onaniten, lieber Salzmann! ſind Ferdinands von Brav) erhoben zu haben. Martial aber wird durch mich, an dem Orte ſeiner Strafe, ſeine gewiſs ſchon unausſprechbare Peinigungen, noch um einige vermehrt ſehen.

Lange iſts mir ſchon bedenklich geweſen, daſs man der Jugend die Bibel in die Hände giebt. Was mag ſie ſich wohl dabey denken, wenn ſie Judas, Loths, Davids, Salomos Geſchichte lieſt! Hier iſt ein Zeugniſs, daſs auch die Bibel zum Laſter verführen kann, wenn ſie nicht mit der gehörigen Vorſicht von jungen Leuten geleſen wird.

IV.

Zwey Brüder ſchlieſen in einem Bette bis in ihr funfzehntes Jahr. Es möchte ſeyn,

dafs in ihnen, die etwa zwey Jahre von einander waren, die mächtigen Triebe — erwachten. Erwachten ist nicht das rechte Wort; — angefacht wurden. Damals machte man noch den Kindern ein heiliges Geheimnifs daraus, es ihnen zu entdecken, dafs eine Mutter sie geboren hätte. Andere, die mehr wufsten, und doch nicht recht, wie? belehrten sie, die, der Himmel weifs, wodurch, aufmerksam auf die Sache geworden waren. Sie gingen auf eine öffentliche Schule. In der Schule selbst gab es die Gelegenheit nicht; denn, zwar wurde ein Kapitel aus der Bibel gelesen, aber dann Beschäftigungen, und in den Freyminuten wurde herumgesprungen. Indefs, als sie zum Prediger geschickt wurden, mit ihrer Bibel unterm Arm, und hier, wie gewöhnlich, eine halbe Stunde oder noch länger auf einer Bank sitzen mufsten: so wurde nicht herumgesprungen, sondern geschwatzt; andere schlugen die Bibel auf, und nun wurde darin geforscht, und man fand im Moses einige Erläuterungen. Die Begierde wurde wach, und man fiel des Morgens, weil sie wachend im Bette bleiben durften, auf die Sünde.

Vorhin sagte ich von den Kindern der Landleute, dafs sie oft durch die Schamlo-

ſigkeit der Eltern verderbt würden. Dieſs gilt aber noch weit mehr von den Kindern der Städtebewohner. In Häuſern, wo zweydeutiger, unzüchtiger, Scherz zum bon ton gehört, wo das ſchamloſe Liebkoſen des Frauenzimmers als ein Stück der feinen Lebensart angeſehen wird, darf man ſich nicht wundern, wenn die Kinder ſich nach den Erwachsnen bilden; daher kann man es immer als erwieſen vorausſetzen, daſs Kinder, die in ſolchen Häuſern aufwuchſen, angeſteckt ſind. Wenn aber auch dieſs nicht iſt, ſo kann das unvorſichtige Liebkoſen der Eltern ſchon den Kindern gefahrlich ſeyn. Eltern erlauben ſich oft, ſich in der Kinder Gegenwart zu küſſen, welches ganz unſchuldig iſt. Das Kind ſah ſchon mehrmals, daſs ſich Freunde küſsten, oder auch Perſonen beyderley Geſchlechts, bey der Ankunft und dem Weggehen, oder nach geendigter Mahlzeit ſich umarmten. Es wird alſo den Kuſs der Eltern für nichts weiter als ein Zeichen der Liebe und Freundſchaft halten. Wenn es aber bey dem Küſſen nicht bleibt, wenn wirklich zu zärtlichen Liebkoſungen fortgeſchritten wird, ſo fallen die Liebkoſenden leicht in eine ſüſſe Betäubung, die alle Rückſicht auf die Kinder vergeſſend macht, und ſie verleitet, ſich allerley Freyheiten zu erlauben, die dem Kinde zu man-

cherley Speculationen Anlaſs geben. Das Kind ſtellt ſich vielleicht, als wenn es nichts bemerke, ſpielt und handthiert für ſich — aber dieſs geſchieht oft nur, um die Attention der Eltern zu ſchwächen, und deſto ungeſtörter beobachten zu können.

Noch mehr die Enge des Raums macht es Eltern oft nothwendig, ein und das andere Kind mit in ihr Schlafzimmer zu nehmen. Sie treten in daſſelbe ein, glauben, daſs die Kinder im tiefen Schlafe lägen, überlaſſen ſich ihren Begierden, und werden doch wohl von den Kindern beobachtet.

Was für ein gefährliches Feuer, durch ſolche Beyſpiele, in den Seelen der Kinder angezündet werde, kann jeder leicht ermeſſen, der die Gänge des menſchlichen Herzens kennt.

Dieſs beſtätige ich noch mit dem Zeugniſſe eines ſehr glaubwürdigen Mannes.

Oft können Eltern ſelbſt die erſte Reizung dazu erwecken. Ein junger Menſch, unter meinen ehemaligen Zöglingen, auf den ich Verdacht hatte, und ihn auf die liebreichſte und ſchonendſte Art zum Bekenntniſs brachte, geſtand mir, ſeine Eltern hätten die erſte

Grundlage darzu gelegt. Er habe in der Nähe von der Schlafkammer ſeiner Eltern geſchlafen. Sehr ofte habe er in der Nacht ein Lachen und liebkoſendes Aechzen und zärtliche Laute gehört. Anfangs habe er ſein Ohr nur an die Wand gelegt und zugehört; nachmals ſey er neugieriger geworden, und habe ſich heimlich an die Kammerthüre ſeiner Eltern geſchlichen, auch wohl durchs Schlüſſelloch, da ſeine Eltern ein Licht brennen laſſen, geguckt. In dieſer Stellung, die er genommen, und bey dem, was er gehört und geſehen, ſey er ſo erhitzt worden, daſs er in der Folge der Zeit, bey der Gelegenheit, ſich ſelber gereitzet. Damals ſey er etwa 12 bis 13 Jahre alt geweſen.

Da man nicht viele Gelegenheit haben wird, eine aufrichtige und ungeheuchelte Erzählung von dem Urſprunge dieſer Vergehung zu vernehmen, ſo muſs ein einziges ſolches Exempel uns zu mehrerer Betrachtung leiten. Wie ofte ſchlafen Eltern und Kinder in einer Kammer. Eltern glauben oft, die Kinder ſchlafen, da ſie vielleicht noch munter ſind, und die kleinſte Bewegung ihrer Eltern hören. Auch ſchallt der geringſte Laut deutlich in der Nacht durch dünne Wände. Auch in

Städten, wo sehr enge Gassen, ist es möglich, dass man das kleinste Geräusch hören kann, das in der gegenüberliegenden Kammer gemacht wird, besonders von jungen Eheleuten, die noch der ersten heftigen, und oft nicht gar zu schamhaften, Liebe pflegen.

Wie unvorsichtig sind oft die Eltern selbst, in Gegenwart ihrer Kinder, bey ihren Liebesbezeugungen, auch wohl bey ihrem Aus- und Anziehn der Wäsche.

Bisher habe ich vorzüglich von den Ursachen geredet, die Leib und Seele der Jugend zur Unkeuschheit stimmen, und die Keime der Begierden, bey Kindern, vor der Zeit entwickeln.

Itzo komme ich auf die Ursachen, wodurch sie gereitzt werden, ihre Begierden auf eine unnatürliche Art zu befriedigen. Einige derselben habe ich vorhin schon angeführt, z. E. Langeweile, und langes Liegen in warmen Betten. Ausserdem giebt es noch eine Menge andere, welche alle anzuführen unmöglich ist. Sie können aber ziemlich in zwey Classen, Entblössung und Friktion, abgetheilt werden.

Ich habe vorhin schon gesagt, dass der Anblick der Nacktheit, weil wir an

denſelben nicht gewöhnt ſind, uns immer gefahrlich ſey. Eben ſo gewiſs iſt es auch, daſs, weil der Nacktheit Anblick ſelten, ja gewiſſermaſſen unerlaubt iſt, die Jugend nach denſelben leicht lüſtern werden, und gern Gelegenheit zur Entblöſſung ſuchen wird. Kinder, die unter keiner, oder unter der Aufſicht ſolcher Perſonen ſind, die keine Menſchenkenntniſs haben, entblöſſen ſich daher gern, ſo oft ſie einſam ſind. Daſs ſolche Entblöſſungen die Begierden aufs heftigſte anfachen, zu mannigfaltigem Muthwillen Anlaſs geben, und ſo nach und nach die Sünde lehren, braucht keines Beweiſes.

Einer meiner Correſpondenten geſteht mir mit Wehmuth, daſs bey ihm die Lüſternheit, nach dem Anblicke der Nacktheit, ſo groſs geweſen ſey, daſs er ſich oft ganz nackt ausgezogen, und in die Sonne geſetzt habe.

In Familien, Schulen und Erziehungsanſtalten, wo gute Aufſicht iſt, wird ſo etwas freylich unmöglich ſeyn. Aber dann werden alle Gelegenheiten benutzt, wo man ſich ungeſtraft entblöſſen darf. Die erſte, und die gewöhnlichſte, iſt das heimliche Gemach. Hier ſind die Kinder ohne Zeugen, hier entfernt die Schamhaftigkeit je-

den Beobachter, hier findet der Muthwille eine ſichere Freyſtatt, und die Unſchuld ſehr oft ihr Grab. Die Unſchuld findet hier ſehr oft ihr Grab, ich wiederhole es nochmals, *mit groſsem Nachdruck*, hier findet die Unſchuld ihr Grab! damit alle Eltern, Lehrer und Erzieher, aus ihrem Schlummer geweckt werden, die gefährliche Klippe der Tugend und der Geſundheit ihrer Kinder, Schüler und Zöglinge, bemerken, und auf Mittel denken mögen, ſie zu vermeiden.

Eine andere Gelegenheit zur Entblöſſung iſt das Baden, von dem ich nicht leugne, daſs es, wenn es mit gehöriger Vorſicht, und unter der Aufſicht eines wirklichen Pädagogen, geſchieht, in vielerley Rückſichten nützlich ſey. Da aber der Knabe, der zeither faſt nie ſich ſelbſt, ſondern immer ſeine Kleider ſah, nun auf einmal ſich ſelbſt erblickt, ſo muſs nothwendig durch dieſen Anblick in ſeiner Seele Unordnung entſtehen, aus welcher hernach allerley Muthwille entſpringt. Hiervon unten ein Mehreres, wenn ich von den Gelegenheiten rede, bey welchen dieſe Sünden am gewöhnlichſten begangen werden.

Die Friktion iſt *wenigſtens* eben ſo gefährlich. Und wer vermag alle die Ur-

ſachen anzuführen, die Friktion hervorbringen können! Ich führe nur zwey davon an.

Die erſte iſt das Klettern auf Bäume. Dieſs kann leicht bey jungen Leuten eine ſolche Betäubung hervorbringen, die ſie ganz niederwirft, des Gebrauchs ihrer Vernunft unfähig macht, und ihnen den geraden Weg zur Tödtung ihrer Unſchuld zeigt. Ich geſtehe zwar, dafs ich von der Schädlichkeit des Kletterns keine ſchriftlichen Zeugniſſe in Händen habe. Mir ſelbſt ſind aber verſchiedene Exempel von jungen Leuten bekannt, die mit frölichem Herzen den Stamm hinaufkletterten, aber betäubt herunter kamen, und unter demſelben dem Laſter in die Klauen ſanken. Da ich nun freylich wünſche, dafs alle Fähigkeiten der Jugend entwickelt werden möchten, ſo kann ich auch Uebung im Klettern geradezu nicht misbilligen. Dann aber müſste auch Vorſicht empfohlen, die Bäume müſsten blofs mit den Knien gefaſst, und die Jugend müſste gewarnt werden, die Bäume nicht mit den Schenkeln zu umſchlingen, damit innere Theile nicht beſchädigt würden — —

Eine andere Urſache, die eine gefährliche Friktion verurſachen kann, iſt das

Reuten; nicht das Reuten auf der Bahn, wo man gemeiniglich trotziren muſs, und in beſtandiger Aufmerkſamkeit auf die Erinnerungen des Bereuters erhalten wird, ſondern das ſanfte Reuten, wo man ſich ſelbſt uberlaſſen iſt, und Muſſe genug hat, ſeinen Gedanken nachzuhängen. Dieſs beweiſen folgende Zeugniſſe:

I.

Auf Befragen, was ihm zuerſt Gelegenheit zur Begehung dieſer Sünde gegeben, und ob er nicht von einem andern Jünglinge, wie ich argwöhnte, dazu ſey verführt worden? läugnete er es, und ich glaube, wo mich nicht meine Menſchenkenntniſs trügt, ſo war es in dieſem Augenblicke aufrichtig; er ſagte vielmehr, es wäre bey ihm vom Reuten und nach demſelben entſtanden, ein mir bisher ganz unbekannter Umſtand. Es iſt wahr, er hat ſehr frühzeitig geritten, alſo, wofern er anders die wahre Urſache angegeben hat, welches ich Gott uberlaſſe — ein triftiger Grund, jungen Leuten das frühzeitige Reuten zu verbieten.

II.

Cum vigeſimum ſeptimum annum impleſſet, in ſtatione ſatis honorifica poſitus, primo,

equo insidens, oblatis forte libidinosis animo imaginibus, interdum ad speciem quandam onaniae declinabat; Deinde cum in ejus pectore et voluptas, seu verius libido, et justum honoris studium, inter se pugnarent et acriter contenderent; illa a corporis infirmitate, stimulo, et coepta consuetudine, hoc vero a Christiana, quae ipsi contigerat, honestaque educatione, vires sumente; accedente inprimis solitudinis et adlectamento et praesidio, erat enim caelebs, ad onaniam prolabebatur, initio etsi non invitus, tamen fere nescius; post, quae omnium criminum et hujus inprimis natura est, sciens, volens; postremo ita impeditus, atque irretitus, ut se ipsum extricare non valeret. Tempus et occasio exercendi sceleris erat plerumque a prandio, ventre scil. ciborum pleno, et cum solus esset, atque a negotiis, quae multa et gravia ipsi erant commissa, vacaret.

Dieser Ursache wegen, der Jugend die Uebung in Reuten zu versagen, wünsche ich gar nicht, da diese Bewegung dem jungen Menschen ungemein nützlich ist, indem sie seine Muskeln stärkt; ihm mehr Wirksamkeit und männlichen Anstand verschaft. Aber doch wünschte ich, dass man künftig, bey der Anführung zum Reuten,

auf dieſe Bemerkung Rückſicht nehmen möchte. Und dann müſste man freylich die Kinder nicht eher zu dieſer Bewegung laſſen, bis ihr Charakter eine gewiſſe Feſtigkeit im Guten erhalten hätte, müſste ſie mehr zum Trott, als zum Schritt oder Gallop gewöhnen, müſste auch dafür ſorgen, daſs ſie nicht auf weich gepolſterten, ſondern auf etwas harten, Sätteln ritten.

Wer Reuter von Profeſſion iſt, wird ſchon mehrere Vorſchläge thun können, unangenehme Folgen zu verhüten.

Nun wird man fragen, ob ich es wohl für gut hielte, daſs das Frauenzimmer das Reuten erlerne? Allein zur Beantwortung dieſer Frage halte ich mich nicht für verbunden, weil ich itzo vorzüglich für das männliche Geſchlecht ſchreibe. Wer den Bau des weiblichen Körpers kennt, kann ohne dieſs ſchon errathen, welche Wirkung dieſe Art von Bewegung auf ihn haben müſſe.

Anmerkung.

Von glaubwürdiger Hand iſt mir verſichert worden, daſs das Lecken der Hunde, die Kinder mit zu Bette nehmen, ihnen den erſten Reitz zu dieſer Verirrung gegeben habe.

Die wirkſamſte Urſache, die zur unnatürlichen Befriedigung wollüſtiger Triebe verleitet, iſt — die Verführung.

Die Verführer ſind ſo mancherley, daſs nur wenige Perſonen ſind, in deren Geſellſchaft man die Kinder ganz ohne Furcht ſehen kann.

Die erſten Verführer ſind gewöhnlich diejenigen, die das zarte Kind auf dem Arme tragen. Da ich von dieſer gefährlichen Klippe, an welcher die Unſchuld am gewöhnlichſten ſcheitert, vorhin ſchon geredet habe, ſo bin ich itzo, in Anſehung derſelben, weniger ausführlich, wünſche aber, daſs alle Eltern dieſen Punkt wohl beherzigen, ſich ihrer Kinder mehr annehmen, und ihnen gleich in den erſten Wochen erlauben möchten, ſich mehr ſelbſt zu bewegen, und von einem Orte zum andern zu kriechen. Es iſt wahr, die Kleidung leidet dabey, aber der Leib wird augenſcheinlich feſter, alle Muskeln deſſelben kräftiger, alle Glieder bekommen mehr Behendigkeit, und die gefährliche Anſteckung, auf die ich ziele, wird dadurch am ſicherſten verhütet. Und iſt nicht der Leib mehr, als die Kleidung?

Daſs viele Kinder auf dem Arme der Mägde, Ammen und — — Eltern zuerſt

zu den heimlichen Sünden Anweisung bekommen, weiss ich zuverläſſig. Will man mir nicht glauben, ſo glaube man wenigſtens der Ausſage eines ſehr aufmerkſamen Beobachters, die alſo lautet:

> Erwachſene, beyderley Geſchlechts, lehren oft den Kindern dieſe Sünde aus Unverſtand und Unwiſſenheit der Sache oder der Folgen, meynen, dem Kind Vergnügen zu machen, oder thun es aus Inſtinkt und dunkler Behaglichkeit an der Schönheit, Artigkeit und Naivität der Kinder. Sie ſchaden ihnen oft, ohne zu wiſſen, oder wenigſtens ohne zu wollen. Ein Wink, nicht zu verachten, für Eltern in der Wahl der Wärterinnen, Diener, Mägde und Perſonen, welchen ſie ihre Kinder vertrauen, oft ſelbſt der Erzieher, wie mir Beyſpiele bekannt ſind.

Die Mägde und Bedienten ſind nicht nur die Lehrmeiſter des Kindes im Böſen, ſo lange es auf dem Arme getragen wird — ſie ſind es auch in der Folge. Arme junge Leute, die die Geſchlechtstriebe in ihrer ganzen Kraft fühlen, ohne alle gute Grundſätze ſind, eine unmoraliſche Erziehung bekommen haben, welches der Fall iſt, in dem ſich viele, ſowohl weibliche als männliche, Bediente befinden, ergreifen begierig

rig jede Gelegenheit, wo sie ihre Wollust auslassen können. O wehe den Kindern, die ihnen nahe sind! Wehe! Wehe ihnen, wenn sie Erlaubniss haben, ganze Tage oder Abende in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Ich will itzo gar nicht gedenken der unzüchtigen Reden, der schmutzigen, zweydeutigen, Scherze, der wollüstigen Erzählungen, die sie hier hören, nicht der ärgerlichen Aufführung, die sie hier sehen, weil ich davon vorhin schon geredet habe. Solche Personen suchen auch allerley Gelegenheit den Kindern immer näher zu kommen, mit ihnen ihren Muthwillen zu treiben, und so ihre Unschuld zu tödten.

Hiervon könnte ich verschiedene Exempel anführen, wenn ich nicht besorgen müsste, die Schamhaftigkeit zu beleidigen, und Aergerniss zu geben. Ich will daher nur einige beybringen.

Einer meiner Correspondenten befand sich in seiner Jugend mit einer wollüstigen Magd in Gesellschaft. Sie erzählte ihm, dass ein Knabe, bey dessen Eltern sie sich vorhin in Diensten befand, sich sehr oft gegen sie entblösset habe, und rechnete es ihm auf eine sehr listige Art, zum Ruhme an. Ehrgeiz und Wollust vereinigten sich bey dem Knaben, und brach-

ten ihn dahin, eben dieſes zu thun. Die Magd fuhr zu und lehrete ihn die Sünde.

Dieſes beweiſen auch folgende Auſſagen:

I.

Ich hatte das Unglück zu dieſer Sünde durch einen jungen Bedienten, der mir beym Ausziehen behülflich war, verleitet zu werden, als ich etwa 13 Jahr alt war, und ſetzte es wohl 2 Jahre durch nicht ſehr ſtark fort; nachher brachten mich beſſere Geſinnungen dahin, die ich durch Religion erhielt, daſs es äuſſerſt ſelten, und wohl 12 Jahre vor meinem Eheſtande gar nicht mehr geſchahe. Das ſicherſte Mittel wirde (wenn einmal Bedienung ſeyn ſollte) wohl ein guter Menſch, von geſetztem Alter, hiergegen ſeyn.

II.

Die Amme meiner Mutter ſchlief bey mir. Seit meinem achten Jahre weiſs ich es, daſs ſie mich auf die ſchändlichſte Art miſsbrauchte. Ich muſste ihr das thun, was ehehin, wie ſie 30 Jahr jünger war — — Sie ſcheute ſich nicht, in meiner Gegenwart zuweilen etwas zu veruntreuen. Wenn ich nun drohete, ich

wollte es nachſagen, ſo drohete ſie mir: ich ſollte die Nacht nicht — (ich weiſs das Wort nicht mehr; es war ein Nationalausdruck) und ich ſchwieg. Endlich wurde ich hinfällig; man wurde aufmerkſam, und der Doctor war ſo klug, mich durch ein Paar Zuckerplätzchen zum Geſtändniſs zu bringen.

Eben ſo ſehr bin ich beſorgt, daſs Friſeurs oft die Verführer ſeyn mögen. Oft ſage ich, weil es lieblos ſeyn würde, wenn ich eine ſo zahlreiche Claſſe der Menſchen, wie die Claſſe der Friſeurs iſt, durchgängig für verderbt erklären wollte. Aber auch nur angenommen, daſs die Lehrlinge und Geſellen der Friſeurs im Durchſchnitte eben nicht unmoraliſcher, als andere junge Leute, ſind, ſo ſind ſie doch um deſswegen gefährlicher, weil ſie in vielen Häuſern Erlaubniſs haben, ohne Zeugen, ſich bey den Kindern zu verweilen, und ihnen ſehr nahe auf den Leib zu rücken. Wenn der Menſchenkenner die Stellung beobachtet, die der Friſeur nehmen muſs, wenn er beſchäftigt iſt, die Haare der Kinder in eine unnatürliche Lage zu bringen: ſo wird er ſchon aus dieſer Stellung Gefahr für Tugend und Unſchuld ahnden. (Dieſs iſt, unter uns geſagt, ein Wink, der für diejenigen, die ein feines

Gefühl für das Schickliche und Unschickliche, für das Anständige und Unanständige, haben, von einer sehr grofsen Bedeutung ist, und Stoff zu sehr mancherley Betrachtungen giebt). Dafs mein Argwohn nicht ungegründet sey, beweiset folgendes Zeugnifs:

Vor zehn Jahren informirte ich zwey Knaben — beyde von der gesundesten Gesichtsfarbe. Sie hatten einen Friseur von 17-18 Jahren, und man war so unvorsichtig, beyde mit ihm allein zu lassen. Die Folge davon war dieser schändliche Unterricht. Ich merkte es bald an ihrer veränderten Gesichtsfarbe; der eine war im 15ten der andre im 12ten Jahre. In dem halben Jahr, worin ich bey ihnen war, unterliefsen sie es. Indefs, weifs ich es gewifs, dafs der Aelteste noch jetzt die schändliche Handlung fortsetzt.

Nach dem einstimmigen Urtheile unserer neuern Pädagogen, bedürfen die Kinder weder zum Anziehen und Ausziehen eines Bedienten, noch zum Aufputz ihrer Haare eines Friseurs. Und also kann diese Gefahr der jugendlichen Unschuld künftig ziemlich weggeschafft werden *).

*) Die Schriften und Beyspiele der neuern Pädagogen haben doch so viel gewirkt, dafs ein Infor-

Die gewöhnlichsten Verführer der Unschuld bleiben aber immer die Kinder unter einander selbst. Wenn die Jahre bey ihnen das Uebergewicht bekommen haben, so erfolgt Schamlosigkeit, die sie reitzt, ihre Ausschweifungen in ihrer Freunde Gegenwart zu begehen, und allerley Kunstgriffe zu brauchen, um sie zu verleiten, an denselben Theil zu nehmen. Es ist unglaublich, wie weit dies an manchen Orten getrieben werde. Mir ist selbst ein Haus eines sehr gelehrten und rechtschaffenen Mannes genennt worden, dessen zwey Söhne die Erlaubnifs hatten, so oft sie wollten, ihre Schulfreunde bey sich zu haben, und die alsdenn, mit ihren Gesellschaftern, diese Sünde auf eine so abscheuliche (viehisch schickt sich hierher gar nicht, weil ich, so weit ich sehen kann, kein Vieh kenne, das sich selbst so sehr schändet) Art trieben, dafs die Natur dafür zurückbebt. Wobey ich zugleich anmerke, dafs diese ganze Gesellschaft, davon jeder itzo etwas über vierzig Jahre seyn könnte, bis auf einige Wenige, lange schon in der Erde fault.

Hierzu setze ich noch folgende Zeugnisse:

ter Kinderkopf, itzo da ich dies schreibe, unter die Seltenheiten gehört.

I.

Auch ich bin auf dieſer Schule, nur etwas ſpäter, als jener Doktor der Onanie, geweſen und weiſs es aus der Erzählung eines ältern Mitſchulers, daſs ein andrer junger Menſch, jetzt Prediger in N., unſchuldig und einfältig, von jenem Buben verführt, dies Laſter getrieben hat. Die ganze Schule (prima et ſecunda, vielleicht mancher in tertia) wurde angeſteckt. Mich deucht, ich habe es irgendwo in Kampen geleſen, daſs er auf die langen Mäntel ſchimält. Aus der Erfahrung weiſs ich es, daſs in den Lehrſtunden, wo der Doktor docierte, unter dieſen Mänteln die Schande getrieben wurde. Ich weiſs es daſs zwey, einer iſt in G. geſtorben, ſich am Sterbebette ihres Mitſchülers, dieſen unſeligen Dienſt einander geleiſtet haben.

II.

Als ein Knabe von ohngefähr acht oder neun Jahren ſahe ich — o hätte ich es nie geſehen! — jenes tödtende Laſter bey einem Schulkameraden, der ohngefähr 16 bis 17 Jahr alt war. Dieſer Unglückliche trieb dieſe ſchöne Beſchäftigung öffentlich und es war mir oft zum gröſsten Greul, wenn ich es mit

anſehen mufste. Da mir die Natur die Geſchlechtstriebe noch nicht beygelegt hatte, ſo konnte ich denn gar nicht die Urſachen auffinden, warum jener Mitſchüler ſich ſolcher Ausſchweifung überliefs: ſeine Zuckungen im Geſichte und der übrigen Glieder, während des Onanirens, liefsen mich vielmehr vermuthen, dafs ſeine Beluſtigung ſchmerzhaft und alſo unangenehm ſeyn müſste: daher ich ihn denn auch oft herzlich und freundſchaftlich bat, dieſes ſchändliche Spiel zu unterlaſſen. Aber vergebens. Denn es war bey ihm ſchon zur Leidenſchaft geworden, und wie ſchwer iſt es, Leidenſchaften zu beſtreiten und über ſie zu ſiegen? — Es giengen nun einige Jahre dahin, und mit dem Wuchſe meines Körpers fanden ſich denn auch nach und nach die Geſchlechtstriebe. Durch dieſe neuen Empfindungen und geheimen Regungen der Natur, liefs ich mich denn verleiten zu unterſuchen, was jener Wüſtling, bey ſeiner Ausſchweifung, für ein Vergnügen gehabt? — Ich fand — daher ichs denn bald wiederholte, und mich auf dieſe Art jenem Unglücklichen gleich machte. Je mehr ich mich nun dieſem Laſter überliefs, je heftiger wurden meine Begierden der Geilheit und Ausſchweifung.

III.

Als ich einſtens einen meiner ältern Cameraden beſuchte: ſo fand ich bey ihm eine kleine Geſellſchaft ſeiner Freunde verſammlet, die ſehr bald die Unterredung auf dieſe Abſcheulichkeit, als den gewöhnlichen Gegenſtand ihrer Unterhaltung, lenkten. Doch dabey blieb es nicht, ſondern nachdem ſie vorher ihre Einbildungskraft mit den unflätigſten Bildern und Erzählungen erhitzt hatten, griffen ſie zu dem abſcheulichen Mittel, dieſe unzüchtige Vorſtellungen, auch mit wirklich körperlichen Empfindungen zu vereinigen. Meine ganze Natur empörte ſich bey dieſem gräſslichen Anblick, und ich weis nicht, ob es die erſte Erſchütterung der Wolluſt, oder ein unglücksvoller Schauer meiner ſcheidenden Unſchuld war, kurz, alle merkten an mir eine ſichtbare Verwirrung. Sobald ſie meine Unwiſſenheit in dieſen Greueln, und meine Weigerung ſähen, ihrem gottloſen Beyſpiele zu folgen, fiengen ſie an meine Jugend zu verſpotten, mich ihrer Geſellſchaft für unwürdig zu erklären, und — ich? Ach mein Herz hatte vorher ſchon zu tief das Gift ihrer wolluſtigen Reden eingeſogen, als daſs ihr anhaltendes Aufmuntern und Drohen, beſonders aber der gegenwärtige Anblick ih-

res ſchändlichen Beyſpiels, keine Wirkung auf mich gethan hatte. Halb mit Gewalt brachten ſie mich endlich zu dem erſten unglücklichen Verſuch in dieſer Abſcheulichkeit, und ich — doch erlauben Sie mir, geehrteſter Hr. Profeſſor, hier abzubrechen; dieſe Zurückerinnerung iſt gar zu ſchmerzlich, als daſs ich die Thränen der bitterſten Reue hier zurück halten könnte. O Gott, Blut möchte ich weinen, wenn es möglich wäre, dieſen Schandfleck meines Lebens damit abzuwaſchen! Könnte ich doch jedem Jünglinge, der vielleicht in die ähnliche Gefahr gerathen wird, ſeine Unſchuld zu verlieren, den Schmerz meiner Reue lebhaft genug vor Augen ſtellen! gewiſs er würde durch den Anblick derſelben ſtandhaft gemacht werden, dieſen Verführungen muthig zu widerſtehen. Wäre ich damals ſo glücklich geweſen, irgend eine väterliche Warnung, oder auch nur eine Belehrung von der Häſslichkeit und Schädlichkeit dieſes Laſters, zu erhalten, o nie wäre ich in dieſen Abgrund von Elend verſunken. Meine Verführer aber — doch weg mit Verwünſchungen. Ach die Unglücklichen waren auch, vielleicht auf gleiche Weiſe, verführt, wiewohl ichs von zweyen ganz gewiſs weiſs, weil ſie es mir hernach mit

den gröfsten Betheurungen erzählten, dafs sie einmal, durch eine zufällige Stellung beym Sitzen, von selbst auf diese unglückliche Erfindung gekommen wären. Ich hatte also nunmehro schon eine unselige Bekanntschaft mit diesem Laster errichtet, und die traurige Folge davon war eine noch verschiedenemal wiederholte Ausübung desselben. Doch feuzten mich die Vorwürfe meines Gewissens, und ein Ueberrest von Schamhaftigkeit (den ich zu meinem Glück nie gänzlich habe vertilgen können) öfters in eine beängstigende Unruhe; und es mag nun aus diesem Grunde, oder meines Alters wegen, geschehen seyn, welches das schändliche Vergnügen bey dieser unnatürlichen Wollust noch nicht völlig empfinden konnte, kurz, ich unterliefs diese abscheuliche Gewohnheit wieder, bis in mein vierzehntes Jahr. Doch hier öfnete sich für mich eine neue Quelle von Elend.

IV.

In meinem achten Jahre thaten mich meine Eltern in die öffentliche Schule meiner Vaterstadt. Hier herrschte fast in allen Ordnungen der Schule dieses Laster, so dafs vielleicht nicht ein einziger ganz unangesteckt blieb. Und dieses war nun noch nicht ein-

mal eine Schule, wo die Schüler beyfammen wohnen und fchlafen. Sollte man erſt wiſſen, wie es in dieſen zugeht! Es wurde ganz öffentlich, ohne alle Verheimlichung und Schaam, in und auſſer den Schulſtunden getrieben. In den Schulſtunden in Gegenwart der Lehrer unter den, dazu recht bequemen Mänteln, in den Winkeln, unter den Tiſchen, hinter dem Ofen. Einer ermunterte den andern dazu, lehrte es ihn und that es ihm wohl ſelbſt, bis es der Menſch eigenhändig nachmachte. Ueberall, in und auſſer der Schule, ward von dieſer raſenden Ausſchweifung geſprochen; und in der Schule ſuchten ſie ſich die unerträgliche lange Weile, welche ihnen die elenden, nichtsbedeutenden und ganz unwichtigen, Vorträge der Lehrer lieſſen, damit zu vertreiben. Und dieſs thaten die Knaben von acht Jahren ſowohl als die oberſten, zwanzig- und mehrjährigen Schüler. Keiner von dieſen bedauernswürdigen Menſchen hielt es für etwas Schädliches und Verderbliches; keiner kannte die fürchterlichen Folgen dieſes Laſters; ja hielt es vielleicht nicht einmal für Laſter und ſtrafbar. Eltern der Jugend und Lehrer ſchienen von dieſem Laſter nichts zu wiſſen oder wiſſen zu wollen.

V.

Auszug aus Herrn D. Gruners Almanach für Aerzte und Nichtaerzte, auf das Jahr 1785.

Der gröfste Theil der Jugend iſt ſchon mit der aufkeimenden Mannbarkeit, in Anſehung der Unſchuld, verloren. Die Seuche der Onanie hat die meiſten Familien ergriffen, und es giebt anſehnliche Handelsorte, wo es ſich faſt bis zur unbezweifelten Gewifsheit bringen laſst, dafs drey Theile der erwachſenen Mädchen dieſem ſtummen Laſter huldigen, und ſelbſt viele verheyrathete Damen ſich deſſen ſchuldig machen. In den meiſten Schulen predigen die Geſichter der ſtudierenden Junglinge die verborgene Wolluſt, der ſie opfern.

Ich hoffe, man werde es bemerkt haben, mit welcher Diſcretion ich die Namen der Schulen verſchwiegen habe, in welchen die jugendliche Unſchuld ſo ſchändlich zu Grunde gerichtet wird. Auch hoffe ich, dafs alle, denen die Direktion des Schulweſens anvertrauet iſt, das, was ſie hier leſen, beherzigen, ihre Schulen genau unterſuchen, und wofern ſie ſich getroffen finden, die bisherigen grofsen Mängel abzuſtellen ſuchen werden. Sollte dieſs binnen einer gewiſſen Zeit nicht geſchehen, ſo dringt

mich die Menschenliebe, alle diese inficirte Schulen öffentlich zu nennen, und alle Eltern auf das wärmste zu warnen, ihre Kinder von diesen Wohnsitzen des Lasters zu entfernen.

Und nun fordert mich mein Gewissen auf, noch das Schrecklichste zu sagen, welches beynahe allen Glauben übersteigt — dass nemlich die Personen, die man zu Schutzengeln der jugendlichen Unschuld wählt, oft die Zerstörer derselben sind. In wiefern dieses von den weiblichen Erzieherinnen wahr sey, beweisst das Zeugnifs eines sehr glaubwürdigen Arztes, das ich in der Schrift: „Ist es recht über die „heimlichen Sünden der Jugend öffentlich „zu schreiben?“ habe abdrucken lassen. Von männlichen Erziehern weifs ich auch traurige Exempel. Einer von ihnen war so wenig Herr über seine schändliche Leidenschaft, dass er jeden Schüler, der sich durch Schönheit auszeichnete, in diesem Laster unterrichtete.

Hier lasse ich den Vorhang fallen, bitte aber alle Eltern und Schuldirectoren, dass sie in der Wahl der Erzieher, Lehrer und Maitres, etwas vorsichtiger zu Werke gehen, und nicht blofs auf die Geschicklichkeit derselben, sondern auch, und vor-

züglich, auf ihren moraliſchen Charakter Rückſicht nehmen!!!!

Anmerkung.

Leider habe ich noch 2 traurige Zeugniſſe erhalten, daſs auch oft Lehrer Verführer der Jugend ſind, der eine war ein Rector, deſſen Ausſchweifung entdeckt, und der deswegen in das Zuchthaus geſetzt wurde; der andere ein Franciskaner, deſſentwegen ich an meinen Correſpondenten geſchrieben habe, daſs er ſeinen Frevel der Obrigkeit anzeigen ſoll.

Vierter Abſchnitt.

Von den Gelegenheiten, bey welchen die heimlichen Sünden der Jugend begangen werden.

Dieſs iſt ein ſehr wichtiger Abſchnitt. Da dieſe Sünden ſehr verheimlicht werden können; weil ſehr oft junge Leute dadurch

zu Grunde gerichtet werden, ehe ihre Eltern, Lehrer und Aufseher, nur etwas davon ahnden, so muss es diesen ungemein wichtig seyn, wenn ihnen die Oerter und Gelegenheiten bekannt gemacht werden, die für die Gesundheit, Kraft und Zufriedenheit, der, ihnen anvertraueten, Kinder so gefährlich sind, und ich würde gewiss keinen geringen Beytrag zur Milderung des menschlichen Elends liefern, wenn ich alle diese gefahrlichen Klippen anzeigen, und dafür warnen könnte. Ich will thun, was meine Kräfte vermögen.

Ueberhaupt ist die Einsamkeit diesen Sünden sehr günstig. Wenn durch die vorhin angeführten Veranlassungen ein wollüstiger Gedanke oder eine unreine Begierde wäre erzeuget worden, so würden Thätigkeit, gut gewählte Gesellschaft, und ein, mit Bewegung verknüpftes, Spiel, ein gutes Mittel seyn, sie aus der Seele zu vertilgen. Aber unter den Flügeln der Einsamkeit hat die Einbildungskraft vollkommne Freyheit, die aufgefangnen Vorstellungen recht lebhaft auszumahlen, und ihnen einen Reitz zu geben, der die Begierden bis zur Wuth treiben kann. Die aufgetragnen Geschäfte sind viel zu schwach, das Kind von diesen Gaukeleyen der Einbildungskraft abzubringen. Die Betrach-

tung eines wollüstigen Bildes wird für daſſelbe immer mehr Reiz haben, als die beſte syntaktiſche Regel, oder die ſchönſte Stelle aus dem Cicero. Die Stärke der Einbildungskraft, wird auf alle Säfte und Nerven wirken, und zu mannigfaltigen Muthwillen verleiten, der mit aller Zügelloſigkeit getrieben werden kann, da der Zeuge fehlt, deſſen Anblick und Erinnerung den jungen Wollüſtling von ſeinem Muthwillen zurückſcheuchen könnte. Daher ſind alle Winkel, alle Zimmer, wo die Jugend ohne Zeugen iſt, für ſie höchſt gefährliche Oerter, wovon ich ſo überzeugt bin, daſs ich eine ſehr ungünſtige Meynung von den Einſichten der Eltern und Erzieher habe, die ihren Kindern, ohne die dringendſte Nothwendigkeit, die Einſamkeit erlauben. Zum Beweiſe will ich kein beſonderes Zeugniſs anführen. Wenn man aber die vorhin angezogenen Documente mit Aufmerkſamkeit prüfen will, ſo wird man leicht ſehen, daſs die mehreſten ihre Ausſchweifungen in der Einſamkeit begangen haben.

Aber nicht nur die Einſamkeit im ſtrengſten Verſtande, ſondern überhaupt die Entfernung der Jugend von der Beobachtung ihrer Lehrer und Aufſeher iſt eine Gelegenheit, deren ſie ſich bedient, um ihren unnatürlichen Lüſten den Zügel zu laſſen.

laſſen. Junge Wollüſtlinge finden immer Vergnügen darinne, wenn ſie ihre Empfindungen andern mittheilen können. Anfänglich geſchieht es durch unzüchtige Geſpräche, in der Folge durch unzüchtigen Muthwillen, am Ende durch die wirkliche Vollbringung der bewuſsten Sünden. Hat die Wolluſt einmal über die Schamhaftigkeit geſiegt, ſo kennt ſie keine Grenzen mehr, und es iſt ſchauderhaft zu ſagen, wie tief alsdenn die menſchliche Natur ſinke. Vorhin habe ich hiervon ſchon Beyſpiele angeführt. Itzo füge ich noch dieſe bey:

I.

Sie verlangen von mir, Ihnen gewiſſe Punkte zu beantworten, wegen unſerm vorigen ſchlechten als vielmehr ſündlichen Betragen? Ich ſahe erſtlich manche meiner Mitſchüler dieſes ſchändliche Verbrechen begehen, ſie beſchrieben es mir mit den reitzendſten Farben, anfangs ſahe ich es mit Gleichgültigkeit an, dann aber war ich ſo unglücklich, ſelbſt Sclave dieſer Leidenſchaft zu werden. Ich dachte, und wäre ich doch gleich ertappt worden, du willſt es auch thun, ich that es, dachte nicht an die ſchreckliche Folgen, die ich jetzt vielmal bey mir ſpüre. Sie fragen, wie wir es einander mitgetheilt hät-

ten? Wir waren manchmal bey einander in der Stube. Einer, der die ſchändliche Luſt bey ſich empfand, ſuchte ein Geſpräch vom andern Geſchlechte auf die Bahn zu bringen, die andern ſtimmten auch bey, wir äuſſerten die ſchändlichſten Wünſche, die mir jetzt die Schamhaftigkeit deutlicher zu ſagen nicht zuläſst. Wir ſchökerten auf die unzüchtigſte Art mit einander, bis wir das Laſter endlich vollbrachten: Der Gedanke, dafs es ſtrafbar ſey, entſtand zwar öfters in uns, allein die ſchon zu groſse Begierde erſtickte ihn. Doch unterblieb es manchmal, wenn wir ernſtliche Betrachtungen anſtellten, eine Zeitlang, allein der alte Funke entzündete ſich bald wieder.

II.

Ich hatte das Glück, das erſte halbe Jahr in gute Hände zu fallen. Den einen Stubenkameraden behielt ich auf mein Bitten auch das zweyte halbe Jahr, aber den zweyten verlor ich zu meinem Unglücke, und ſeine Stelle wurde durch einen jungen Menſchen erſetzt, der, wie ich nachher gehört habe, dieſe Art von Bosheit bis auf den höchſten Gipfel getrieben hat. Ich liebte ihn, weil er mich, da ich doch ſein Untergebner war,

glimpflich behandelte, und dieſs wurde ein Fallſtrick für mich. Ein anderer junger Menſch, welcher mit uns auf eben dieſer Stube wohnte, hatte ſich in eine, auf andere Art ausſchweifende, Geſellſchaft eingelaſſen. Er war ein mächtiger Tabaksraucher und Kartenſpieler. Beydes war aufs ſtrengſte verboten. Da es alſo bey Tage nicht geſchehen durfte, ſo geſchahs bey Nacht. Hätte ihm ſein redliches Herz die Gefahren ſehen laſſen, denen er, ſeinen Liebling (das war ich wirklich) durch ſeine nächtliche Abweſenheit ausſetzte: nimmermehr hätte er mich in dieſen entſcheidenden Augenblicken verlaſſen! der junge Menſch verlieſs ſein Bette; Ich freute mich, daſs er mich würdigte, mit mir zu ſcherzen. Er kützelte mich, auf eine Art, die mich freute, ohngeachtet mir das Herz dabey heftig ſchlug; ich wunderte mich über dieſes Herzklopfen, das ich ſonſt nur beym böſen Gewiſſen oder bey Furcht zu empfinden pflegte. Ich fand an der Handlung nichts auszuſetzen. Ich war gewiſſenhaft erzogen. Ich habe ſie alſo förmlich unterſucht, und meinen damaligen Einſichten nach konnte ich nichts dran entdecken, warum ich mir dieſes eingebildete Vergnügen verſagen ſollte. Daſs mir das Herz dabey

ſchlug (ich hielts ſchlechterdings für eine Art von Gewiſſensangſt) dieſs war mir ein Räthſel, das ich mir freilich hätte ſollen von einem andern verſtändigern enträthſeln laſſen; aber die Leidenſchaft und die innere Ueberzeugung von der Unſchuld meiner Handlung, und mein Unverſtand — ſtürzten mich. Dieſer ward der Mörder meiner Tugend!

Es giebt gewiſſe Oerter, an welchen die Einſamkeit beynahe unvermeidlich, und genaue Aufſicht nicht wohl möglich iſt. Dieſe ſind beſonders die Betten und die heimlichen Gemächer. Dieſe ſind gerade auch die Oerter, wo die mehreſten Ausſchweifungen geſchehen.

In Familien, Schul- und Erziehungsanſtalten, wo gute Ordnung und Aufſicht iſt, ſcheint zwar der Aufenthalt im Bette nicht einſam zu ſeyn, iſt es aber doch wirklich. Schlaf, Dunkelheit und Deckbette oder Matratze, ſind ſtarke Scheidewande, durch welche der junge Menſch von ſeinem Beobachter getrennet wird. Er bedient ſich alsdenn, falls er bereits angeſteckt iſt, dieſer Gelegenheit immer ſeinen Muthwillen zu treiben. In Häuſern, wo es Sitte iſt, früh zu Bette zu gehen, geſchieht es insgemein des Abends, zumal

wenn die Kinder nicht durch körperliche Arbeit und Bewegung erſt ermüdet werden, wie dies leider! leider! leider! nur ſelten geſchieht; in andern, wo es gewöhnlich iſt, lange zu ſchlafen, wird es des Morgens vollbracht. Die Urſachen davon, die ich zum Theil vorhin angeführt habe, dürfen nicht lange geſucht werden. Der zur Thätigkeit geſtimmte Menſch, wenn er, durch unzeitigen Aufenthalt im Bette, gezwungen wird, unthätig zu ſeyn, greift um ſich, um Gelegenheit zu finden, ſeinen Trieb zur Thätigkeit zu befriedigen. Und — wie leicht findet er ſie im warmen Bette! der Reitz dazu wird vermehrt, wenn man ſpät und viel trinkt.

Die Beweiſe davon habe ich in Händen, ſie beſtehen aber in kurzen Satzen, die in weitläuftige Briefe eingewebt ſind, und aus dem Zuſammenhange nicht ſchicklich herausgeriſſen werden können.

Die Gefahr zur Verſündigung wird, durch das Beyſammenſchlafen verſchiedener Perſonen, vertauſendfältigt.

Schon das Zuſammenſchlafen zweyer unſchuldiger Perſonen iſt gefährlich. Stille, Dunkelheit, Wärme, ſind lauter zuſammentreffende Urſachen, die die wollüſti-

gen Gaukeleyen der Einbildungskraft begünſtigen, die Begierden nähren und eine Art von Betäubung gegen die ſchwache Stimme des Gewiſſens hervorbringen. Sie wird ſich verliehren, das Gewiſſen wird ſeine Rechte wieder behaupten, wenn es nur einige Zeit hat, ſich zu ſammeln. Wenn nun aber in eben dieſem Stande der Betäubung ein junger halbnackter Körper an der Seite liegt — Welche Gefahr! Sie iſt ſo groſs, daſs ich wirklich gar nicht begreifen kann, wie es möglich iſt, ſo daſs viele, ſonſt kluge und vernünftige, Menſchen dieſs nicht eingeſehen haben, ſo daſs man noch allenthalben Familien, Erziehungsanſtalten und Waiſenhäuſer, antrift, wo zwey und zwey in einem Bette ſchlafen.

Anmerkung.

Und auch noch zuſammenſchlafen, nachdem ihre Vorgeſetzten mein Buch geleſen haben!!!

Wer ein etwas verfeinertes Gefühl hat, wird ſchon das Zuſammenſchlafen der Eheleute bedenklich finden, und darinne eine Haupturſache von dem groſſen Kaltſinne, der in vielen Ehen ſich in der Folge einfindet, entdecken. Dieſs ſey im Vorbeygehen geſagt!

Geräth nun gar ein unschuldiges, unverderbtes, Kind in das Bette einer unzüchtigen Person, dann zittre ich für seine Unschuld, Gesundheit und Zufriedenheit. Ihr verwahrt oft eure Kinder sorgfältig gegen die wohlthätige Stärkung der kalten Luft, ihr reisset zärtlich schwer zu verdauende Speisen aus ihren Händen, ihr schreyet, wenn sie über Eis gehen, oder sich im Laufen und Springen üben — bettet sie aber zu einem üppigen Mädchen, oder einem unzüchtigen Knaben. — Welcher Contrast! Ist denn eine Gefahr gröfser, als das Zusammenschlafen eines Kindes mit einer unzüchtigen Person? Die Hand zittert mir, indem ich dieſs schreibe. Ich muſs abbrechen, damit ich nicht heftig werde, und setze nur noch ein Zeugniſs von einem Unglücklichen her, dessen Unschuld, Gesundheit und Zufriedenheit, im Bette, an der Seite einer unzüchtigen Person, ihr Grab fand.

Gott! zu welchem Unglück! In was für verruchte Hände muſste ich gleich bey meinem ersten Antritt kommen? Von einem Vater, der das wachsamste Auge auf mich hatte, der meinem jungen Herzen die besten Grundsätze auf das sorgfältigste einflöſste, und mich bey allen Gelegenheiten äuſserst fühlbar gegen

die Religion machte, von einem ſolchen Vater kam ich weg und wurde Schlafgeſelle eines Menſchen, der ein völlig verdorbenes Herz hatte, und in Laſtern völlig erſoffen war. Kaum waren einige Wochen verſtrichen, ſo äuſſerte er ſeine Gottloſigkeit das erſtemal dadurch an mir, daſs er mich ohnverſehens des Nachts im Bett betaſtete. Eine unnatürlich widrige Neigung dagegen aber bewegte mich, ihm abzuwehren, und gegen alle ſeine Zureden ihn davon abzuhalten. Dadurch zog ich mir ſeinen völligen Haſs zu, den er bey allen Gelegenheiten gegen mich bewieſs, und der mir um ſo empfindlicher wurde, da ich noch ein Neuling war, und in vielen Dingen ſeine Anweiſung bedurfte. Vorzüglich brachte mich die Begierde, durch Singen, auch einiges Geld, zur Anſchaffung kleiner Nothwendigkeiten, zu verdienen, dahin, mich wieder um ſeine Freundſchaft zu bewerben, die ich auch wieder erlangte. Er lehrte mich Lieder, und that mir andre kleine Gefälligkeiten; dagegen durfte ich es dem Böſewicht nicht wehren, wenn er des Nachts mit mir ſeinen Muthwillen trieb, wo er es denn bald durch den unnatürlichſten Kützel, den er mir verurſachte, ſo weit brachte, daſs ich das ſchandlichſte Verbrechen begieng, von

dem ich noch nichts wuſste: denn ich war ein unſchuldiger Knabe von 12 Jahren, noch ohne alle Zeichen und Gefühl der Mannbarkeit, und er — um 5 Jahr älter als ich. Ich erſchrak heftig, weinte und ſagte, nun habe er mir letwas verdorben etc. Er aber wuſste mich durch allerley Vorſtellung zu beruhigen, und trieb ſo an mir und dann allezeit auch an ſich dieſes Werk, ſo lange ich bey ihm lag zum öftern. Indeſs ſuchte ich die erſte beſte Gelegenheit, von ihm loſszukommen, da ich denn zu einem andern, Namens ** kam, der zwar alle Nachte dieſe Handlung mit ſich vornahm: und ſelbſt die ehrwürdigſten Plätze nicht ſcheute, aber mich doch unbetaſtet lieſs. Und ſo blieb ich denn ein Jahr von dieſer unnatürlichen Handthierung frey: denn nur ſo lange lag ich bey dieſem. Ich kam hierauf zu einem andern, Namens * *; allein hier traf ich es ſchlimmer, als beym erſten! dieſer Menſch war die Geilheit ſelbſt, und verfuhr gerade ſo mit mir, als der erſte, und ohnerachtet aller Widerſetzlichkeit, die einem, bey ſo geringen Jahren, dennoch die Natur lehrt, wuſst er mich doch zu überwinden, wozu das Anſehn, worinnen er bey Herrn und Schülern ſtund, vieles beytrug. Und das dauerte wieder ein gan-

ges Jahr, bis mich hernach der rechtschafne * * einmals allein mit sich in Secundam nahm, und zu mir sagte: er wisse, dass der gottlose * * wie so viele andere, in dem Laster nächtlicher Befudlung lebe, ich sollte mich ja nicht von ihm verführen lassen, und da ich ihm frey heraus eröfnete, was schon geschehen sey, stellte er mir die Wichtigkeit der Sache vor, holte mir ein kleines Büchlein aus seinem Schrank, das den Titel führte: von der * * und gab mirs mit den Worten: das sollte ich lesen, er sey gleicher Gefahr ausgesetzt gewesen, und ihr durch dieſs Buch entgangen. Ich las es, gerieth in den ängstlichsten, jammervollsten Zustand des Gemüths, fiel öfters bald in einer Classe, bald in den Kammern auf meine Knie nieder, bat Gott unter Weinen und Schluchzen um Verzeihung, und liefs mich durch nichts mehr dazu bewegen.

Allein nun war ich doch einmal meiner Unschuld beraubt, in meiner zartesten Jugend, ehe ich noch wuste, was es darum ist. Nun war mir doch meine Natur geschwächt, ehe sie noch zu ihrer Stärke gelangt ist, nun giengen doch so die edelsten Säfte verloren, davon eine halbe Unze mehr werth ist, als 10 Unzen Bluts, und ich kam doch so um mei-

ne beſten Kräfte, ehe ſie zu ihrer Vollkommenheit gelangten. Wie viel Kummer mir oft das hernach erweckte, läſst ſich leicht denken.

Doch hätte ich darüber mich noch beruhigen können, wenn nicht ein Uebel daraus erfolgt wäre, das ich nie genug beſeufzen kann; denn ich wurde in dieſen beyden unglücklichen Jahren untüchtig zum ehelichen Stand gemacht. Ich fieng bald an, die dunkle Ahndung davon mit herum zu tragen, wurde als Gymnaſt durch ein Buch, das ich in einer gewiſſen Bibliothek, bey Verfertigung des Katalogus über dieſelbe, fand, und durchblatterte, bald zu deutlicherer Vermuthung, und zuletzt auf der Univerſität * * durch die Verſicherung eines Medicus zur völligen Gewiſsheit gebracht. Nun kann man ſich einigermaſsen meine Lage vorſtellen, ich allein kann ſie nur nach ihrem wahren Zuſtand fühlen.

Es koſtet mich wirklich viel Ueberwindung, Schilderungen dieſer Art abdrucken zu laſſen, und meinen Leſern zuzumuthen, ſie zu betrachten. Ich kann aber nicht anders. Eben das Gewiſſen, das mich ehemals, da ich noch Prediger war,

drang, Menſchenfreunden die lebhafteſten Schilderungen von den eckelhafteſten Anblicken zu machen, die ich oft in den Stuben der Armen hatte, das dringt mich auch itzo, den Vorhang, von den eckelhaften Winkeln ſo mancher Familien, Schulen und Erziehungsanſtalten, wegzuziehen.

Gebe doch der allbarmherzige Gott, daſs meine gegenwärtige Bemühung eben die geſegnete Wirkung habe, die oft die erſtere hatte!

Eben deswegen kann ich nicht umhin, meine Leſer zu bitten, noch einen Blick auf die heimlichen Gemächer zu thun. Man thut ihn nicht gern, das weiſs ich wohl. Wenn aber auf dem heimlichen Gemache Feuer iſt, das dem ganzen Hauſe den Untergang drohet, ſo hilfts doch nichts, der Eckel muſs überwunden, es muſs eingebrochen, das Feuer muſs gelöſcht werden.

Lieben Leſer! auf vielen heimlichen Gemächern glimmet ein Feuer, das zwar nicht eurem Hauſe, wohl aber euren Kindern den Untergang droht — und ich ſollte es verheimlichen?

Etwas davon habe ich ſchon vorhin geſagt. Itzo erinnere ich nur noch, daſs

der Beſuch des heimlichen Gemachs, von zweyen und mehrern Kindern zugleich, die gefahrlichſte Klippe ihrer Unſchuld ſey. Hier gilt Entblöſſung, Entblöſſung aller Theile, die man ſonſt ſorgfältig verbarg. Hier iſt kein fremder Zeuge, und wenn er kommt, ſo iſt hinlänglicher Grund da, jede Entblöſſung zu entſchuldigen. Verſteht ihr mich wohl? unter der Menge von Zeugniſſen, die ich habe, und die alle darinne übereinſtimmen, daſs, in Ermanglung aller andern Gelegenheit, das heimliche Gemach immer der Zufluchtsort der unnatürlichſten Ausſchweifungen geweſen ſey, führ ich nur dieſs einzige an:

Dieſs war alſo überſtanden, allein ein halb Jahr darauf kam eine Scene, die ſchrecklichſte meines ganzen Lebens, der Grund meines ganzen Unglücks: eine Scene, bey der mir noch immer manches unerklärlich iſt, ſo tief ſie auch mit allen ihren ſchrecklichen Folgen in meine Seele gegraben da ſteht.

Es war ein ſchrecklicher ſchwarzer Winterabend (glauben Sie ja nicht, daſs ich romantiſire, die Sache iſt mir zu ernſthaft, zu fürchterlich, als daſs ich dabey an Vergröſserungen denken ſollte). Eine Nacht, wo man kaum Himmel und Erde unterſcheiden

konnte, in der ich mit einem Herzklopfen, deſſen Urſachen ich, da ich keine Ahndungen glaube, mir ſchlechterdings nicht erklären kann, auf das geheime Gemach ging; ohne zu wiſſen, was oder wen ich da finden würde. Ich empfand aber ſchon im Hintergehen, ich kann nicht ſagen Leidenſchaft, nicht Furcht, ſondern Todesangſt. Ich komme hinter, und finde vors erſte die Laterne, die hinten brennen ſollte, ausgelöſcht, und alles todtenſtill. Auf einmal entſtand ein Geräuſch, das im Grunde nichts weiter war, als ein Scharren mit einem Fuſse, daſs mir aber in dem Augenblicke ſo fürchterlich vorkam, daſs (ich weiſs weder wie, noch warum?) mir kein andrer Gedanke einfiel, als, das wäre der Teufel. Ich hätte fliehn ſollen; aber ein geheimer Zug in meiner Seele nöthigte mich, mich nicht allein zu ſetzen, ſondern von allen Sitzen gerade den zu wählen, der neben dem Orte war, wo das Geräuſch entſtand. Ich thats mit Zittern und Zagen, und noch iſt mirs ſchauerlich durch meinen ganzen Körper, wenn ich an meinen damaligen Zuſtand denke. Was eigentlich in meiner Seele vorgieng, weiſs ich nicht mehr, ich wuſt's wohl damals eben ſo wenig als jetzt: ich kam zu keiner deutlichen Idee, ich war wie halb todt,

Indeſſen fühlte ich doch, daſs der vermeinte Teufel ein ſehr ſinnlicher Menſch war, der mir aber alles das wurde, was der Teufel irgend einem Menſchen geworden ſeyn kann und ſoll, Verführer, Mörder meiner Ruhe. Ich ſeufze indeſſen nicht über ihn. Ueber mich muſs ich ſeufzen. Ich hätte damals Mann ſeyn ſollen, ſo konnte ich ihn und mich retten. Er hat vielleicht, obgleich er und nicht ich, der erſte Verführer war, Urſache genug auch über mich zu klagen, und wenn er das thäte! Gott, welch ein quälender Gedanke! Er ergriff meine Hand. Ich wuſte nicht wers war, ich liefs ſie ihm. (Hier folgt eine Stelle, die ich bey der Durchſicht der Correktur mit zu lebhaften Farben ausgemahlt, und folglich anſtöſſig finde. Ich unterdrücke ſie alſo, ſo wie viele andere ſind unterdrückt worden, damit ich mir wenigſtens das Zeugnifs geben kann, daſs mit meinem Wiſſen nichts Anſtöſſiges geblieben ſey.) Aber ſeine unglückliche Standhaftigkeit behielt über meine Schwäche den Sieg. Ich kann nicht einmal ſagen, daſs ich im Augenblicke, da ich das Verbrechen begieng, ein Vergnügen empfunden habe, weder hier, noch die folgenden mahle. Der Gedanke, du thuſs unrecht, du beleidigſt Gott,

dazumal auch noch die wunderliche Einbildung: du beleidigſt Schutzgeiſter, die dich umſchweben, machten, daſs ich mehr todt als lebend war. Ich haſste mich ſelbſt, indem ichs that. Ich haſste meinen Verführer; den ich noch nicht einmal kannte. (Bey der ganzen ſchrecklichen Scene wurde, ſo viel ich mich erinnere, kein Wort geſprochen). Und wenn ichs mit kaltem Blute überlege, ſo kommt mirs ſelbſt unmöglich vor, daſs ein Menſch etwas, an dem er ſelbſt kein Vergnügen findet, daſs ihm quält, und deſſen Schädlichkeiten (wenigſtens zum Theil) kennt, dennoch aus bloſser Leidenſchaft thun, mitten unter den Vorwürfen ſeines Gewiſſens, thun konnte. In dieſer Stunde hätte ich ſiegen ſollen; wäre ich bey Verſtande geweſen, ſo wars möglich, und dann wäre ich nicht dauerhaft böſe geworden. Denn das wurde ich würklich von dem Tage an. Ich ſah ein, daſs ich mich ruinirte, nach vollbrachter That war ich faſt jedesmal innig tief, bis zu den wehmüthigſten Thränen gerührt, und doch, ſo oft ich den unglücklichen Gegenſtand meiner Begierde ſah, ſo wallte das ganze Blut in meinen Adern, und was mich ewig wundert, iſt, daſs meine Mitſchüler nichts davon merkten. Die Furcht, von ihnen

nen entdeckt zu werden (ich war ihnen sonst von einigen guten Seiten bekannt, und wirklich in allen andern Stücken gewissenhaft und gottesfürchtig) kam noch zu meinen übrigen Qualen hinzu, und dennoch wuchs meine abscheuliche Begierde mit jedem Tage. Nachdem ich einigemal das erstemal untergelegen hatte, so wars mir moralisch unmöglich, die übrigenmale zu siegen. Oft wenn ich in der einen Stunde mit Thränen Gott um Kraft gebeten hatte, überliefs ich mich in der folgenden aufs neue seinen Versuchungen. Noch mehr, ganz wider meinen Willen (so wenig war ich jetzt Herr über mich selbst) gab ich ihm oft selbst Gelegenheit mich zu verderben. Und er benutzte sie meist treulich.

Ob nun gleich die Verführung an diesem Orte so grofs ist, so wird doch in gar vielen Schulen darauf nicht Rücksicht genommen. In gar vielen herrscht die traurige Erlaubnifs, dafs mehrere zugleich diesen Ort besuchen dürfen, welches freylich so leicht nicht abgeändert werden kann, weil in denselben mehrentheils die Einrichtung gemacht ist, dafs den Schülern nur ein einziger Ort dieser Art angewiesen ist, in dem sich mehrere Sitze zugleich befinden.

Aber die Einſamkeit, im engern und weitläuftigern Verſtande, ob ſie gleich die vorzüglichſte Gelegenheit iſt, bey welcher die jugendlichen Lüſte ausſchweifen, ſo iſt ſie doch nicht die einzige. Junge Leute, die hierinne einen gewiſſen Grad von Fertigkeit erlangt haben, wiſſen auch in öffentlichen Verſammlungen ihre Lüſte ſo zu befriedigen, daſs es von denen, die um ſie ſind, nicht leicht bemerkt wird.

Daſs dieſs bey üppigen Frauenzimmern etwas ſehr gewöhnliches ſey, bedarf keiner weitern Erörterung.

Aber auch bey Knaben geſchieht es oft, beſonders in öffentlichen Schulen. Der Lehrer ſitzt alsdenn gemeiniglich in einiger Entfernung von den Schülern auf dem Katheder; ſeine ganze Aufmerkſamkeit iſt darauf gerichtet, ſeinen Vortrag recht eindringlich und annehmlich zu machen, und wird dadurch auſſer Stand geſetzt zu bemerken, was einige Schritte weit von ſeinem Katheder vorgenommen wird. Die mehreſten Gelehrten ſind auch kurzſichtig, und auſſer Stande zu erkennen, was einige Schritte weit von ihnen vorgenommen wird, und Muthwillen zu bemerken, der mit keinem Geraüſche verknüpft iſt *).

*) Sollte denn wirklich die Kürze des Geſichts eine nothwendige Folge des fleiſsigen Leſens und Schreibens ſeyn? Ich bin vollkommen vom Ge-

In den mehreſten Schulen ſind ſogar ſolche Anſtalten gemacht, die ſehr günſtig ſind, Ausſchweifungen dieſer Art zu verbergen.

Dahin gehören erſtlich die langen Tafeln, an denen die Schüler ſitzen, die den ganzen Unterleib dem Auge des Lehrers entziehen, zumal wenn, wie es auch nicht ungewöhnlich iſt, diejenige Reihe Schüler, die vor der Tafel ſitzt, dem Lehrer den Rücken zukehrt. Denn dieſe iſt vollkommen gegen Beobachtung gedeckt, weil nicht nur der ganze Unterleib unſichtbar iſt, ſondern auch die Wegwendung des Geſichts es unmöglich macht, die Convulſionen der Geſichtsmuskeln zu bemerken. Die hintere Reihe iſt aber ebenfalls ge-

gentheil überzeugt. Wem die Natur geſunde ſcharfe Augen verliehe, der kann ihre Schärfe, meiner Meynung nach, auch bey dem fleiſsigſten Studiren erhalten, wenn er nur die wenigen höchſt einfachen Mittel, die zu ihrer Erhaltung höchſt nöthig ſind, gebraucht. Da wir aber in unſrer Jugend zur Erhaltung der Augen nicht die geringſte Anweiſung bekommen, ſo iſts auch kein Wunder, wenn die mehreſten ſie frühzeitig verderben. Hierzu kommt noch die ſchädliche Gewohnheit, daſs man, wenn man gleich von der Natur, ein ſcharfes Geſicht empfangen hat, ſich doch, um das Anſehen eines Gelehrten zu bekommen, oft Lorgnetten zulegt.

deckt, sowohl durch die Tafel, als durch die gegenübersitzenden Mitschüler.

Noch weit mehr als die Tafeln begünstigen diese Ausschweifung, die, noch hin und wieder, gewöhnlichen langen Mäntel, unter deren Schutz, in Gegenwart einer grossen Versammlung, der gröste Unfug getrieben und verborgen werden kann, und wirklich getrieben und verborgen wird. Dies beweist unter andern folgendes Zeugnis:

Es herrscht dieses Laster vorzüglich auf den öffentlichen Schulen. Die Gelegenheiten zur Ausübung desselben auf der Schule, welche ich besucht habe, waren folgende. Erstlich die langen Mäntel, welche die Schüler auf den meisten Schulen tragen müssen, und mit welchen der ganze Körper bedeckt werden kann. Unter dem Schutze eines solchen Mantels kann und wird die Onanie ausgeübt, ohne dass es der Lehrer bemerken kann; denn dieser wird sogar vermocht zu glauben, dass der Schüler, der eben jetzt die schändlichste Handlung begeht, ganz aufmerksam auf den Vortrag sey, weil er äusserlich ruhig ist, auch wohl mit Gedankenlosigkeit in das Buch sieht. Und so geschieht es, dass selbst

in den Lehrſtunden und in Gegenwart des Lehrers dieſs Laſter ausgeübt wird. Es würde alſo gut ſeyn, wenn dieſe ohnehin unnützen Mäntel auf den Schulen abgeſchaft würden; wenigſtens ſollten doch die Lehrer darauf ſehen, daſs kein Schüler ſich in den Mantel einwickeln dürfe, ſondern ihn frey von den Schultern herab hängen lieſse, damit der Vorderleib unbedeckt bleibe.

Zweytens iſt es auch eine Gelegenheit, wenn die Lehrer mehrern Schülern zugleich erlauben, ſich aus der Claſſe zu entfernen, um ſich der natürlichen Nothdurft zu entledigen. Sie verſammeln ſich alsdann auf dem Abtritte, und übt einer an dem andern das Laſter aus.

Die dritte Gelegenheit iſt das Beyſammenſchlafen mehrerer Jünglinge auf der Schule. Es lehrt es einer den andern; die ältern den jüngern, und ſo wird es auf der ganzen Schule ausgebreitet.

Ueberhaupt iſt mir die Sorgloſigkeit der Lehrer auf der Schule in dieſem Punkte ſehr befremdend vorgekommen. Die meiſten thun gar nicht, als ob ſie dieſs Laſter ſelbſt

kennten, oder dafs es auf der Schule ausgeübt werden könne.

Anmerkung.

Die zwey letzten Punkte gehören zwar nicht hieher, sondern hätten einige Seiten weiter vorstehen sollen. Sie schienen mir aber von ihrem Nachdrucke etwas zu verlieren, wenn sie aus dem Zusammenhange gerissen würden.

Wenn nun also die langen Mäntel keinen erweislichen Nutzen für die Schüler haben, vielmehr sie in den Stand setzen, die verderblichste unter allen Ausschweifungen den Augen ihrer Lehrer und Erzieher zu verbergen, überdiefs auch die Jugend an einem trägen, schleppenden, für die Munterkeit ihrer Jahre höchst unschicklichen, Gang gewöhnen: so wünsche ich sehr, dafs alle, denen die Aufsicht über die Schulen und das Erziehungswesen anvertrauet ist, diese unschickliche, wahrscheinlich aus dem Pabstthume entsprungene, Tracht abstellen möchten. Ich weifs zwar wohl, dafs eine solche Abänderung an vielen Orten ihre grofsen Schwierigkeiten habe, und diese Sitte in das Ganze so verwebt sey, dafs durch eine allzuschleunige Wegschaffung dasselbe zerrüttet werde. Dem aber, der eine Sache ernstlich will, ist sie auch, nach meiner Ueberzeugung, gewifs möglich.

Was ich von den langen Mänteln gesagt habe, gilt in jeder Rückſicht auch von den Schlafröcken. Deswegen wünſche ich, daſs in der Abſchaffung derſelben, ſo wie bisher geſchehen, fortgefahren werden möchte.

Endlich iſt mir auch verſichert worden, daſs bey dem gemeinſchaftlichen Baden groſſer Unfug getrieben werde. Man verſichert zwar, die Sitten waren dabey auſſer Gefahr, weil nicht nur Badehoſen angelegt, ſondern auch die Begierden durch die Käfte des Waſſers gedämpft würden. Ich habe aber dagegen immer die Bedenklichkeit gehabt, daſs der Anblick der Nacktheit, bey Perſonen, die daran nicht gewöhnt ſind, ſtets unordentliche Begierden entzünde, die kein Waſſer dämpfen kann, daſs es ſehr ſchwer ſey, beſonders, wenn die Zahl der Badenden groſs iſt, zu verhüten, daſs nicht die entblöſsten, noch vor Anlegung der Badehoſen, einander betrachteten, und noch ſchwerer, es zu verhindern, daſs nicht unter dem Waſſer Unfug getrieben werde.

Geſetzt, daſs auch die That, bey dem Baden ſelbſt nicht könnte vollbracht werden; ſo iſt es doch ungemein leicht, ſie bey dieſer Gelegenheit anzufangen, und

hernach einen Winkel zu finden, wo ſie vollendet wird.

Auch dieſs iſt nicht bloſse Speculation. Ein glaubwürdiger Schulmann, mit dem ich mich einſt unterredete, verſicherte mir, daſs, da er die Ausſchweifungen, davon ich rede, entdeckt, und über den Urſprung derſelben eine ſcharfe Unterſuchung angeſtellt: er von verſchiedenen Schülern das Geſtändniſs erhalten hätte, daſs das Entkleiden bey dem Baden, hinter den Büſchen, vorzüglich Veranlaſſung gegeben hätte, dieſe Greuel zu treiben.

Dieſs alles ſage ich, nicht in der Abſicht, um die Badeübungen, die ſo ſtärkend, ſo dienlich zur Erhaltung der Reinlichkeit ſind, zu widerrathen; ſondern blos um denen die darüber die Aufſicht führen, einen Wink zu geben, ihre Badeſchüler ſcharf ins Auge zu faſſen.

Fünfter Abschnitt.

Von den Merkmahlen, an welchen man die heimlichen Sünden der Jugend entdecken kann.

Ehe ich diesen Abschnitt anfange, muss ich eine sehr wichtige Erinnerung vorausschicken. Sie ist diese: fast keines von den Kennzeichen, die ich anführe, ist so untrüglich und so nothwendig mit der Unkeuschheit dieser Art verbunden, dass man mit völliger Gewissheit schliessen könne, wo dies ist, da sind auch heimliche Sünden, und wo es fehlt, da ist die Unschuld. Einerley Wirkung kann, wie bekannt, mehrerley Ursachen haben, und es giebt oft Ursachen, deren gewöhnliche Wirkung erst sehr spät sichtbar wird. So trägt manche Raupe einen Wurm in ihrem Balge, der erst zur Zeit der Verwandelung sich entdeckt.

Dies bitte ich, alle meine Leser, wohl zu beherzigen, damit ja nicht etwa das,

was ich hier aus redlichen Abſichten niederſchreibe, zu liebloſen Urtheilen und Behandlungen, Anlaſs gebe, oder auf der andern Seite die Wachſamkeit der Eltern, Lehrer und Erzieher einſchläfere.

Ein ungenannter Erzieher hat mir einen Aufſatz zugeſchickt, aus dem ungemein viel Beobachtungsgeiſt hervorleuchtet. Da ſeine Bemerkungen mit den meinigen ſehr übereinſtimmen, ſo will ich ihn, in ſo ferne er die Merkmahle der heimlichen Sünden betrift, ganz einrücken, und nur einige Anmerkungen und Erweiterungen beyfügen. Zugleich wünſche ich auch, daſs dieſer ungenannte Freund ſich entſchlieſſen möchte, auf die von Herrn Campe aufgegebene Preisfrage, wegen der beſten Mittel, die heimlichen Sünden der Jugend zu verhüten, eine Antwort auszuarbeiten. Sie würde gewiſs groſsen Nutzen ſtiften.

Hier ſind ſeine Bemerkungen:

Nichts iſt ſchwerer, als beſtimmte Kennzeichen anzugeben, woraus ſicher auf das Daſeyn des Uebels geſchloſſen werden könne. Und die gröſste Behutſamkeit iſt kaum hinreichend, wenn man ſich davon überzeugen

will a). Uebereiltes unvorſichtiges Betragen kann hier, wie mir Beyſpiele bekannt ſind, das Uebel ſelbſt lehren, welches ſie verhindern oder vertilgen will. Doch will ich höchſt wahrſcheinliche Merkmale angeben, auf deren Vorhandenſeyn man bauen kann.

Kinder, die mit dem Uebel bekannt ſind und es ausgeübt haben, verändern b)

1) Ihre blühende rothe Geſichtsfarbe in blaſs.

2) die Muskeln werden c) ſchlaff.

3) Um die Augen auffallend braunroth und ſchwärzlich. Die Augen ſelbſt erſcheinen eingeſunken, blicken trüb und ſehen d).

a) Viele von den Kennzeichen, die hier angegeben ſind, findet man auch bey Kindern, die Würmer haben. Vielleicht wäre es gut, wenn man denen, an welchen man dieſe Kennzeichen bemerkt, erſt eine Woche lang, Morgens und Abends, eine Meſſerſpitze voll Zittwerſamen gabe, und erwartete, was für Wirkungen darauf erfolgten, ehe man gegen ſie Argwohn ſchöpfte.

b) Man überſeh das Wort *verändern* nicht. Manchen Kindern iſt die blaſſe Farbe natürlich.

c) Eben ſo wenig darf das Wort *werden* unbemerkt bleiben. Ein Kind, das von Natur phlegmatiſch iſt, hat immer ſchlaffe Muskeln. Wenn es aber ſonſt lebhaft war, und hernach erſchlaffet, dann iſt es ſehr bedenklich.

d) Ich kenne Familien, bey denen ſchwärzliche Ringe um die Augen erblich ſind. Wenn aber

4) Die Lippen sind blafs.

5) Alle Bewegungen der Theile des Gesichts geschehen mühsam, ihr Lächeln ist nur halb.

6) Der ganze Körper ist matt und ohne Dauer e).

7) Das Kind wird träg bey seinen Beschäftigungen f).

8) mifsmuthig.

9) leicht gereitzt zu übler Laune und Zorne, nimmt leichter als gewöhnlich übel g).

ein Kind diese Merkmale an sich hat, und doch von Eltern abstammt, die frische Augen haben, denn hat man Ursache Argwohn zu schöpfen. Scheue Augen hat fast jedes Kind, das in der Entfernung von grofsen Gesellschaften erzogen wurde, wenn es mit einem Fremden sprechen soll. Sollte es aber die Augen niederschlagen, wenn es von dem Vater oder Erzieher liebreich angeredet wird, dann ist es sehr verdächtig.

e) Es müfste denn von Natur einen aufserordentlich festen Körper bekommen haben.

f) In Ansehung dieses Merkmals mufs wohl untersucht werden, ob das Kind nicht eine natürliche Trägheit hat, oder ob nicht eine andere Ursache der Trägheit, z. E. schwüle Witterung, der Genufs unverdaulicher Speisen, vorhergegangene Ermüdung u. dgl. da sey.

g) Wenn man aus diesem Merkmahle mit einiger Zuverlässigkeit schliefsen will, so mufs man die Familie und Gesellschaft beobachten, in der das Kind erzogen wird. Herrscht in dieser üble Laune, so hat man keine Ursache einen ander-

10) Man beobachte wachend die Hände des Kindes, ſein Sitzen, Lehnen, Wanken, Spielen, auch ſeine Blicke wie und worauf ſie gehen h).

11) Im Schlaf wird man, beſonders an den Theilen, ſelbſt manches wahrnehmen können, vorzüglich des Morgens i)

12 Auch das allzuöftere Urinlaſſen iſt verdächtig, ſo wie das Verunreinigen des Bettes damit k).

weitigen Grund von der Mifsmuthigkeit deſſelben zu argwohnen. Wenn aber ein Kind, das in fröhlicher Geſellſchaft aufwächſt, doch mifsmuthig und zur üblen Laune geneigt iſt, ſo iſt dieſs ſehr bedenklich, beſonders wenn man weifs, daſs das Kind nicht kränklich iſt, oder durch unpädagogiſche Behandlung erbittert wird.

h) Dieſs Merkmahl iſt eines der zuverläſſigſten. Ein angeſtecktes Kind hat gern die Hände bey den angeſteckten Theilen, lehnt ſich, ſo oft es kann, ſo an, daſs dieſe gerieben werden, gewöhnt ſich leicht zu unanſtändigen Stellungen, und blickt den Perſonen, mit welchen es ſpricht, mehr nach dem Unterleibe, als nach dem Geſichte. Bey Kindern, die von Jugend auf zur Verſtellung gewöhnt werden, fällt dieſs Merkmahl weg, aber nicht die Sache, deren Merkmahl es iſt.

i) Dieſes verſtehe ich nicht recht. Mann kann aber leicht muthmafsen, was damit gemeinet ſey.

k) Nicht nur das allzuöftere Urinlaſſen, ſondern auch das öftere Beſuchen des heimlichen Ge-

Es verſteht ſich, nicht jedes dieſer Merkmahle allein giebt wahrſcheinliche Schlüſſe, ſondern das Beyſammenſeyn mehrerer derſelben.

Zu dieſen ſehr richtigen Bemerkungen brauche ich nur noch wenige Zuſätze zu machen.

Die Sünden, von denen ich ſchreibe, ſind ſo beſchaffen, daſs ſie immer Spuren von ſich hinterlaſſen. So wie der Inſektenſammler aus den Excrementen gewiſſer Raupenarten, die er unter einem Baume findet, ſchlieſſet, daſs auf den Zweigen ſich dieſe Raupenart aufhalte, ſo ſchlieſst auch der Pädagoge aus den Spuren dieſer Sünden, auf ihr Daſeyn.

Man findet dieſe Spuren am ſicherſten in der Leibwäſche! — —

machs iſt verdächtig. Aus dem, was ich vorhin geſagt habe, ergiebt ſich von ſelbſt, daſs Eltern und Erzieher hierauf vorzüglich aufmerkſam ſeyn müſſen. Daſs das Verunreinigen des Bettes, durch den Urin, ein Merkmahl heimlicher Sünden ſey, iſt mir nicht bekannt. Ich glaubte ſonſt, daſs es entweder von ſchlechter Erziehung, oder von einem Naturfehler herrühre. Doch leugne ich nicht, daſs ich junge Leute gekannt habe, bey denen dieſs Laſter, und dieſer Fehler beyſammen waren.

Damit man aber ſich in Aufſuchung derſelben nicht irre, ſo ſind dabey zweyerley Cautelen zu beobachten. Erſtlich muſs die Leibwäſche alle Morgen und Abende gewechſelt werden. Spuren in der Leibwäſche junger Leute die ſich der Mannbarkeit nähern, die des Nachts getragen wird, beweiſen wenig, weil ſie von ganz natürlichen Urſachen herrühren können. Eben dieſe Spuren in der Leibwäſche, die am Tage getragen wurde, ſind faſt untrügliche Merkmahle.

Anmerkung.

Folgende zwey Exempel halte ich für nöthig einzurücken, damit Eltern und Erzieher, wenn ſie etwa etwas Verdächtiges in der Leibwäſche finden, nicht zu voreilig handeln, ſondern ehe ſie beſchuldigen, erſt die Urſache davon zu erfahren ſuchen.

1) Ein Vater bemerkte in dem Hemde, das ſein zwölfjähriger Sohn am Tage getragen hatte, etwas wofür er zurückſchauerte. Er nahm ihn zu ſich auf die Stube, ſuchte durch Vorlegung verſchiedener Fragen ihm ein Geheimniſs abzulocken, vor deſſen Entdeckung er ſich fürchtete. Je ſtärker er aber in ihn drang, deſto mehr wurde er von der Un-

ſchuld des Knaben überzeuget. Er entliefs ihn alſo, ſchwankte zwiſchen Furcht und Hofnung, die erſtere wurde durch die Wäſche, die andere durch die Freymüthigkeit des Knaben unterhalten.

Der Wunſch zur Gewifsheit zu kommen, bewog ihn, ſich den folgenden Tag wieder mit ihm zu unterreden, da aus ſeinen Antworten wieder nichts verdächtiges hervor leuchtete, hielt er ihm das Hemde vor, und fragte ihn was iſt denn das? Ganz unbefangen antwortete der Knabe: ich bekam vor einigen Tagen ein Rabeney, das ſteckte ich unter das Hemde, um es auszubrüten, da ich aber aus Verſehen an den Tiſch ſtiefs, ſo zerbrach das Ey.

Die Freymüthigkeit mit welcher der Knabe diefs erzählte, und dieſes, dafs er ſich wirklich mit einem Rabeneye getragen hatte, beruhigte den Vater vollkommen.

2) An dem Kopfkiſſen ſeines Zöglings bemerkte ein Erzieher etwas das ihn ſehr beunruhigte. Er entſchloſs ſich alſo eine ganze Nacht ihn zu beobachten, der Zögling entſchlief, ſobald er das Bette beſtiegen hatte, öfnete er ſchlafend den Mund, und der Erzieher ſahe zu ſeiner groſsen Beruhigung, dafs viel Speichel aus ſeinem Munde floſs.

Zwey-

Zweytens muſs die Unterſuchung der Leibwäſche ja auf das ſorgfältigſte verheimlichet werden, und wenn man Spuren entdeckt, und deswegen mit dem Verirrten reden muſs, darf man ja nicht merken laſſen, aus welchem Grunde, man Argwohn geſchöpft habe. Sobald man dieſs merken läſst, ſo iſt der Verirrte liſtig genug, ſeine Ausſchweifungen ſo fortzutreiben, daſs davon in der Leibwäſche keine ſichtbaren Spuren zurückbleiben.

Da aus dem Vorhergehenden erhellet, daſs dieſe Sünden gewöhnlich in der Einſamkeit getrieben werden, ſo folgt von ſelbſt, daſs ein, damit angeſteckтes, Kind die Einſamkeit lieben und ſuchen werde. Dieſer Hang zur Einſamkeit kann alſo ebenfalls als ein Merkmahl angeſehen werden, das Eltern und Erzieher aufmerkſam machen muſs.

Wenn Kinder an geſellſchaftlichen Vergnügen gar keinen Theil nehmen, ſondern lieber auf ihrem Zimmer bleiben wollen, wenn ſie ſich von der Geſellſchaft wegſtehlen und Winkel ſuchen, wo ſie nicht bemerkt werden: dann haben diejenigen, die über ihre Wohlfahrt wachen, groſse Urſache, ſie zu belauſchen, und ſich nach der Urſache ihrer Entfernung zu erkundigen.

Weil ferner die gesellschaftlichen Vergnügungen der Kinder immer mit Geräusch verknüpft sind, so ists sehr bedenklich, wenn in den Zimmern, wo sie sich zu gesellschaftlichen Vergnügungen versammelt haben, Stille herrscht. Sie ist dem Erzieher allemal ein Wink, auf seiner Hut zu seyn.

Sechster Abschnitt.

Von den Mitteln, die Jugend vor heimlichen Sünden zu bewahren, an ihr zu entdecken, und sie davon zu heilen.

Dass dies der wichtigste Abschnitt sey, ergiebt sich von selbst. In den erstern wurden Wunden aufgerissen, deren Eiter im Verborgenen fras, dieser soll den Balsam eingiessen, um die erstern zu heilen.

Ich will ihn hier liefern, so gut ich es vermag. In den Händen des Recht-

ſchafnen und Weiſen, wird er, wie ich zu Gott hoffe, gewiſs von guter Wirkung ſeyn. In den Händen des Unweiſen wird er keine oder ſchädliche Wirkung thun, weil bey jeder Arzney es vorzüglich auf die Art ankommt, wie ſie gebraucht wird.

Da ich hier nothwendig allerley Vorſchläge thun muſs, wie dem Uebel zu ſteuern: ſo iſt wohl das Schicklichſte, daſs ich meinem Vortrage die Form einer Sammlung von Vorſchriften gebe.

Um unſchuldiger Kinder Unſchuld zu erhalten, und ſie vor Verirrungen zu bewahren, müſſen folgende Regeln beobachtet werden.

I.

Suche deine Kinder in beſtändiger Thätigkeit zu erhalten.

Da ich im Vorhergehenden gezeigt habe, daſs Unthätigkeit die vorzüglichſte Veranlaſſung zu dieſen Sünden ſey, ſo folgt von ſelbſt, daſs dieſe müſſe vermieden, und die Kinder zur Thätigkeit angehalten werden. Es wird ihnen alsdann an Muſſe fehlen, den Vorſtellungen ihrer Einbildungskraft nachzuhängen, und die durch ſie hervorgebrachten Bilder auszumahlen.

Beſtimmte vorgeſchriebene Arbeiten ſind daher ſehr gut, aber noch nicht die beſten. Wenn das Kind, welches ſehr oft der Fall iſt, ſie mit heimlichen Widerwillen thut, ſo hat ſein Herz daran keinen Theil. Es wird ſie verrichten, und doch wohl ſeine Gedanken bey andern Gegenſtänden haben. Daſs man die rührendſte Stelle überſetzen, und während derſelben ſich mit unzüchtigen Vorſtellungen, beſchäftigen kann, iſt mir ſehr wohl denkbar.

Es wäre daher ſehr gut, wenn man, neben der beſtimmten Arbeit, ausſpüren könnte, ob nicht das Kind, durch eignen Antrieb geleitet, auf ein gewiſſes Geſchäfte, Gartenbau, Erziehung gewiſſer Thiere, Schnitzen, Zeichnen, Muſik u. dgl. verfiele. Dieſs Geſchäfte müſste man alsdenn aufs möglichſte begünſtigen, und ihm erlauben, jede Freyſtunde dieſem Geſchäfte zu widmen. Wer dieſs möglich machen kann, hat ſchon bey ſeinem Kinde viel gewonnen, indem das beſtändige Streben nach Erreichung einer gewiſſen Abſicht, die Hervorbringung wollüſtiger Bilder ſehr gut verhindert.

Vorzüglich iſt körperliche Thätigkeit nöthig; weil ſie nicht nur der Einbildungs-

kraft die Zeit raubt, ihren Gaukeleyen nachzuhängen, ſondern auch noch den Leib ermüdet, ſo daſs, wenn er das nächtliche Lager beſteigt, er ſogleich in Schlaf verſinkt.

Wenn alſo meine Stimme im Publikum etwas gilt, ſo kann ich nicht anders, als ſchlechterdings darauf beſtehen, daſs alle Kinder, und wenn es Fürſtenkinder wären, körperliche Arbeit treiben müſſen. Es ſind mir zwar gegen dieſe Aeuſſerung verſchiedene Einwendungen gemacht worden, keine aber iſt ſo ſtark geweſen, daſs ſie mich hätte beſtimmen können, meine Meynung zu ändern. Körperliche Arbeiten, wenn ſie, wie meine Meynung iſt, mäſſig getrieben werden, ſchwächen weder das Gefühl für das Schöne, noch machen ſie die Glieder zu den Werken der Kunſt unbiegſam. Die vorzüglichſten Werkzeuge, durch welche wir das Schöne empfinden, ſind Auge und Ohr, und dieſe werden bey der körperlichen Arbeit ſo wenig angeſtrengt, daſs man gar keinen Grund hat, zu beſorgen, ſie möchten durch dieſelbe ſtumpf gemacht werden.

Eben ſo wenig hat man Grund zu befürchten, die Glieder möchten, durch körperliche Geſchäfte, die, zu den Werken

der Kunſt nöthige Biegſamkeit verlieren. Wo Trieb zur Kunſt iſt, da wird er auch die Glieder gewiſs biegſam erhalten, und die Neigung zu ſchweren Arbeiten mäſſigen. Ich habe Bauern gekannt, die die Violine ſo vortreflich ſpielten, daſs ſie ſich die Bewunderung der Kenner erwarben, und andere, die im Schönſchreiben die gröſste Vollkommenheit erreichten. Wenn nun Menſchen, deren Hauptgeſchäfte körperliche Arbeit iſt, doch noch Fähigkeit zu den Werken der Kunſt behalten, wie vielmehr die, die körperliche Arbeit als ein Nebenwerk treiben!

Anmerkung.

Ohne Zweifel werden manche Eltern und Erzieher bey dieſer Stelle denken, was für Handarbeiten ſollen denn unſere Kinder treiben? wer ſie ihnen lehren? Die erſte Frage iſt leicht beantwortet, Gartenbau, Papparbeit, Korbmachen, Drechſeln, und Wachs pouſſiren. Die andere wäre ebenfalls kurz beantwortet — *die Erzieher*. Da wir Erzieher, aber mehrentheils ſelbſt keine Handarbeit erlernet haben: ſo muſs man ſich einſtweilen helfen, ſo gut als es gehen will, und ſich nach moraliſch guten Männern umſehen, die die nö-

thige Geſchicklichkeit beſitzen, die Kinder zu Handarbeiten anzuführen.

Die Kinder laſſen in den erſten Jahren immer mehr Neigung zum Spielen als zur Arbeit blicken, die man nicht geradezu unterdrücken darf, ſondern ihr, weil es durchgängig ſchädlich iſt, gegen die Neigungen der Natur zu kämpfen, vielmehr eine weiſe Richtung geben muſs. Man erlaube alſo den Kindern, in jeder Freyſtunde, ſich durch Spiel zu vergnügen, man befördere es, man nehme dran Theil. Man ſuche aber auch dem Spiele eine ſolche Einrichtung zu geben, daſs dadurch unvermerkt jenen Sünden entgegen gearbeitet werde. Spiele, durch welche der Verſtand und Witz geſchärft wird, ſind zu dieſer Abſicht dienlich. Ich wünſche aber auch, daſs damit ſolche verknüpft werden möchten, die den Körper in Thätigkeit ſetzen, und ich würde mich für einen Schuldner deſſen erkennen, der mir recht viele Spiele bekannt machte, wodurch die Kinder in einer anmuthigen Thätigkeit erhalten würden *).

*) Weil ich eben vom Spielen rede, ſo kann ich nicht umhin, meine Leſer vor einigen ſehr bedenklichen Spielen zu warnen. Dahin gehört das Spiel, bey dem ſich die Kinder in den Winkeln herum verſtecken, und ein andrer ſie ſu-

II.

So viel als möglich laſſe deine Kinder nie, weder bey ihren Spielen noch bey ihren Arbeiten, ohne Aufſicht.

Die vielen Gefahren, mit denen der Kinder Unſchuld umgeben iſt, machen dieſe Regel nöthig. Eine einzige Bewegung im Spiel, eine einzige muthwillige Betaſtung, ein einziger frecher Scherz, dergleichen in gewiſſen Geſellſchaften ſehr gewöhnlich ſind, kann mit einemmale die Seele des unſchuldigen Kindes verſtimmen.

Diejenigen müſſen alſo von den mannichfaltigen Gefahren, denen die Unſchuld der Kinder ausgeſetzt iſt, nicht gut unterrichtet ſeyn, die ganz ſorgloſs ihre Kinder und Zöglinge, Stundenlang, ohne Aufſicht laſſen.

Man wird zwar dagegen verſchiedenes einwenden, das aber doch, wie ich glaube, nicht ſo erheblich iſt, daſs es mich

eben muſs. Ferner ein anderes, da man ſich in einen Kreiſs ſetzt, einer von der Geſellſchaft etwas, z. E. einen Schlüſſel unter ſich legt, und ein dritter herum fühlen muſs, wer ihn unter ſich habe. Auch Pfanderſpiele müſſen mit groſſer Behutſamkeit geſpielt werden.

zur Abänderung meiner Meynung bewegen könnte.

Die Kinder, wird man ſagen, werden durch die beſtändige Beobachtung ſcheu gemacht, und zur Heucheley gewöhnt werden.

Dieſs ſind freylich unangenehme Eigenſchaften, die die Kinder ſehr verunſtalten. Allein man hat keinen Grund zu beſorgen, daſs beſtändige Beobachtung dieſelben hervorbringen werde, wenn ſie nur mit der gehörigen Klugheit angeſtellt wird. Der kluge Beobachter der Kinder thut ſein Amt, ohne es merken zu laſſen, daſs er es thue; er ſieht den Spielen und Beſchäftigungen ſeiner Kleinen lächelnd zu, nimmt daran Antheil, iſt in Verweiſen ſehr ſparſam, hingegen ſehr aufmerkſam, die wahre Denkungsart der Kinder auszuſpüren, und die Grundſätze, nach welchen ſie behandelt werden müſſen, zu erfinden. Iſts ja nicht möglich, die Beobachtung ſelbſt zu verbergen, ſo verbirgt er doch wenigſtens den Grund davon, und läſst es merken, daſs ſie bloſs von zärtlicher Beſorgniſs, ſie möchten vielleicht ein Unglück nehmen, herrühre.

Wie iſt es aber möglich, wird man ferner einwenden, daſs man die Kinder be

ſtändig unter Aufſicht haben kann? Dieſe Einwendung iſt ſchon wichtiger. Eltern, die in eine Menge Geſchäfte verwickelt ſind, Hauslehrern, denen allein die ganze Laſt der Aufſicht auf den Schultern liegt, Arbeitern an Schulen und Erziehungsanſtalten, denen eine groſse Zahl Schüler untergeben iſt, muſs es freylich ungemein ſchwer, ja in manchen Verhältniſſen unmöglich ſeyn, die Kinder ſtets zu beobachten. Allein deſswegen kann die, von mir gegebene, Regel doch gut ſeyn, wenn ſie gleich manchem, wegen ſeiner Lage, zu befolgen unmöglich wäre. Ueberdieſs kann doch auch manches, das bey dem erſten Anblicke unmöglich ſcheint, möglich gemacht werden, wenn man es ernſtlich will. So könnten z. E. Familien, welche für ihre Kinder Privatlehrer halten, ſich mit einander vereinigen, daſs dieſe zuſammen treten, und den Unterricht, nebſt der Erziehung der Kinder, gemeinſchaftlich beſorgen, und ſo die Laſt der Aufſicht, die ſonſt jeder für ſich trug, mit einander theilen.

III.

Gewöhne deine Kinder zum Frühaufſtehen.

Da, wie ich vorhin gezeigt habe, der Aufenthalt in Betten, aus verſchiednen Ur-

ſachen, für die Unſchuld der Kinder höchſt gefährlich iſt, ſo ergiebt ſich hieraus die Nothwendigkeit dieſer Regel von ſelbſt. Es muſs auf das ſorgfältigſte vermieden werden, daſs, wo möglich, kein Kind im Bette lange wache. Dieſs auf den Abend zu verhüten, iſt das ſchicklichſte Mittel die Ermüdung, und des Morgens, das frühe Aufſtehen. Wenn beydes zugleich beobachtet wird, ſo wird der Fall gewiſs äuſſerſt ſelten eintreten, daſs das Kind eine Viertelſtunde im Bette wachend zubringt. Ich würde daher rathen, daſs in allen Häuſern, wo Kinder erzogen werden, dieſe in den längern Tagen, um fünf, in den kürzern, um ſechs Uhr geweckt würden. Denen die dieſen Rath zu befolgen geneigt ſind, würde ich aber ferner rathen, daſs ſie die Kinder anhielten, ſogleich nach dem Wecken aufzuſtehen, und dafür ſorgten, daſs ſie gleich nach dem Aufſtehen ein beſtimmtes Geſchäft mit dem ſie ſich unterhalten könnten, vorfänden; damit Müſſiggang ſie nichts Böſes lehre. Dieſs wird freilich in vielen Häuſern auch ſchwer ſeyn; ich glaube aber doch, daſs man es möglich machen kann, wenn man nur darüber nachdenkt, und es mit ſeinen Freunden überlegt.

Anmerkung.

Man hat mir die Einwendung gemacht, die Zeit die ich zum Schlafen beſtimmte, wäre für Kinder zu kurz. Allein die Erfahrung ſpricht dagegen, die funfzehn Kinder die ich jetzt erziehe, die die beſchriebene Ordnung im Schlafen beobachten, und die den Tag über durch Gartenarbeit, gymnaſtiſche Uebungen, kleine Reiſen, u. d. g. ſich den Schlaf zu verſüſſen ſuchen, zeichnen ſich vor andern, die in erhitzenden Federbetten den beſten Theil des Tages zubringen durch ihre Geſundheit, Munterkeit, und guten Wuchs, ſehr zu ihrem Vortheile aus. Doch bedürfen die Kinder bis in das ſiebente Jahr des Schlafs mehr, als die gröſsern, dah[illegible] iſt es billig, dafs man ſie eine Stunde länger ſchlafen läſst.

IV.

Gewöhne deine Kinder an einfache Nahrungsmittel!

Die Befolgung dieſer Regel iſt von der gröſsten Wichtigkeit. Auſſerdem, dafs zu gekünſtelte und zu nahrhafte Speiſen die Bedürfniſſe der Kinder vervielfältigen,

und sie der Gefahr aussetzen, künftig ein kummervolles Leben zu führen; ausserdem dass sie der Saame zu mancherley schmerzhaften Zufällen und Krankheiten sind, so erzeugen sie auch die Neigung zu diesen Sünden. Der öftere Genuss warmer Speisen und Getränke macht weichlich und weibisch. Das weichliche weibische Wesen ist aber fast immer mit Lüsternheit nach angenehmen Empfindungen verbunden. Zu nahrhafte Speisen, wenn sie oft genossen werden, geben den Säften einen zu reichlichen Zufluss und machen die wollüstigen Begierden vor der Zeit reifen. Zu sehr zusammengesetzte Speisen wirken in den Säften unnatürliche Wallungen und Gährungen.

Wenn ich die für Kinder schicklichsten Speisen bestimmen sollte, so würde ich empfehlen, zum Frühstück, Milch oder Butter, oder Beere, oder Obst, nebst wohl ausgebacknem Brode. Zur Mittagsmahlzeit Gemüse und etwas Fleisch, zur Abendmahlzeit gewöhnlich Butterschnitte oder Obst. Ihr gewöhnlicher Trank müsste Wasser seyn.

Warme Getränke, Wein und Bier, würde ich ihnen nur selten erlauben. In meinen Unterhaltungen für Kinder und

Kinderfreunde habe ich zwar einigemal die Chocolate als ein gesundes Getränk für Kinder empfohlen; itzo aber, da ich zu bessern Einsichten gekommen bin, widerrathe ich auch diese.

V.

Verwahre deine Kinder vor gefährlichem Umgange und Lecture!

Den Grund von dieser Regel findet man im Vorhergehenden, die Befolgung derselben ist aber äusserst schwer. In Ansehung des Umgangs muss man auf die Personen, die sich den Kindern oft nähern, von ihrer Geburt an, sehr aufmerksam seyn. Ammen, widerrathe ich allen Müttern, die Kraft und Gesundheit genug haben, ihre Kinder selbst zu stillen. Soviel als möglich muss das Kind nicht auf die Arme unzüchtiger Personen kommen. Da es aber schwerlich gewiss bestimmt werden kann, welche Personen nicht unzüchtig sind, und manche, die sonst ein ehrbares Leben führen, oft aus Unwissenheit und Muthwillen, die Kinder misshandeln; da es ferner beynahe unmöglich ist, zu erfahren, wie die Kinder von dem Gesinde, unter der Hülle des Mantels, und in Abwesenheit der Eltern, behandelt werden, und War-

nen und Verbieten, in diesem Falle, sehr wenig hilft: so weiss ich keinen bessern Rath, als diesen, zu geben, dass man die Kinder, so wenig als möglich, tragen lasse, sondern sie lieber gleich im ersten Vierteljahre auf Kissen lege, wo sie sich frey bewegen, und nach und nach sich selbst fortzuhelfen lernen können.

Bey dem Fortwachsen des Kindes darf ebenfalls kein üppiges Gesinde im Hause geduldet werden, weil die Gefahren dieser Gesellschaft, die doch das Kind nicht entbehren kann, zumal, wenn die Eltern ein sehr arbeitsames oder sehr gesellschaftliches Leben führen, wie ich vorhin gezeigt habe, unbeschreiblich gross und mannichfaltig sind.

In Gesellschaften mit andern Kindern darf man es nie lassen, wenn ihre gesellschaftlichen Unterhaltungen nicht genau beobachtet werden können.

Die Gewissheit der moralischen Güte des Lehrers und Erziehers muss entschieden seyn. Wenn ein verderbter Lehrer oder Erzieher auch nicht geradezu das Kind zum Bösen anleitete, so könnte er es doch vielleicht durch seine Scherze, Urtheile und Handlungsart thun.

Eltern haben ſich auch wohl vorzuſehen, daſs ihr eigner, und ihrer Geſellſchafter Umgang nicht anſtöſſig werde. Deswegen iſt in den Liebkoſungen, die ſie ſich in der Kinder Gegenwart machen, die gröſste Behutſamkeit nöthig. Einige Liebkoſungen ſind Ausdrücke der Liebe und Freundſchaft, andere der Wolluſt. Die Grenzlinie, die die letztern von den erſtern ſcheidet, und die ein unverdorbenes Gefühl leicht entdeckt, darf unter der Kinder Augen nie überſchritten werden. Die übrigen Klugheitsregeln, die bey dem ehelichen Umgange zu beobachten ſind, ergeben ſich von ſelbſt aus dem, was oben von der groſsen Sorgloſigkeit der Eheleute, in Anſehung dieſes Punkts, iſt geſagt worden.

Bey Tiſche und jeder andern Gelegenheit, wo die Erwachſenen mit den Kindern zuſammen ſind, müſſen alle obſcöne, ſchlüpfrige, zweydeutige, Scherze vermieden werden. Wird dieſes nicht beobachtet, ſo werden alle übrige gute Erinnerungen und Anſtalten wenig helfen. Wie kann das Kind glauben, daſs die Wolluſt ſo ſchädlich ſey, als man ihm ſagte, wenn es ſeine Eltern und die erwachſenen Freunde derſelben, beſtändig damit ſcherzen höret? Eben deſswegen halte ich es nicht für gut, daſs die Kinder in jeder Geſellſchaft producirt

wer-

werden. Ihr Aeuſſerliches erhält vielleicht dadurch mehr Politur, aber das Herz! das Herz! wie vielen Gefahren iſt es hier ausgeſetzt! wie vermiſcht ſind oft die Geſellſchaften! welche ſchlüpfrige Scherze und Erzählungen, welche verkehrte Urtheile, miſchen ſich oft in ihre Geſpräche! was ſoll man thun, um die Leichtfertigkeit zum Schweigen zu bringen, oder die Kinder dahin zu bewegen, ihre Ohren vor dem ſüſſen Gifte, das ſie aushauchet, zu verſchlieſſen? Deswegen wünſche ich, daſs die Kinder an keinen andern, als ſolchen, Geſellſchaften Theil nehmen dürften, wo Scherz und Erzählung immer unter der Kritik der Moral ſtünden.

Eltern, die die Unſchuld ihrer Kinder von dieſer Seite zu ſchützen ſuchen, können ihre Kinder wohl nie anders, als mit groſser Beſorgniſs, in die öffentliche Schule ſchicken, die von einem vermiſchten Haufen beſucht wird, der nie ganz frey von Kindern, mit den pöbelhafteſten Sitten, und den verkehrteſten Geſinnungen bleibt, und wo genaue Aufſicht beynahe unmöglich iſt. Je gegründeter diese Beſorgniſs iſt, deſto trauriger iſt es, daſs dieſe Mängel der öffentlichen Schulen, ſo ſchwer abzuſtellen ſind. Wollte ich deswegen Vorſchläge thun, ſo müſste ich ei-

nen ganzen Plan entwerfen, dem wenn er geendigt wäre, die Ausführung mangeln würde.

Ich rathe alſo nur dieſes, daſs die Kinder in den Schulſtuben nie ohne Aufſicht ſeyn dürfen, während den Lectionen ihre Stellung und Beſchäftigungen genau beobachtet werden müſſen, ſoviel, als möglich, es verhütet werden muſs, daſs nicht mehrere zugleich ſich aus den Lectionen entfernen, und daſs es in jeder Schule Geſetz ſeyn müſſe, daſs jeder, nach geendigtem Unterrichte, ſich auf dem geradeſten Wege nach Hauſe verfüge.

Dieſs nieder zu ſchreiben, hat mir wenig Mühe gekoſtet. Wie ſchwer aber in manchen Schulen die Ausführung ſeyn mag, kann man leicht denken. Der redliche Schulmann kann ſich aber damit beruhigen, daſs unſere Verbindlichkeit nicht weiter, als unſere Kraft, gehe, und daſs wir uns, wenn oft unſere Bemühungen fruchtloſs ſind, nicht Urſache haben, Vorwürfe zu machen; wenn wir nur wiſſen, daſs wir gethan haben, was wir konnten.

Unterdeſſen wünſche ich, daſs alle, deren Aufſicht öffentliche Schulen anvertrauet ſind, bey Einrichtung und Verbeſ-

ſerung derſelben, nicht bloſs auf die Entwerfung des Lectionsplans, ſondern auch, und vorzüglich auf die Erhaltung der Unſchuld und der Reinigkeit der Sitten Rückſicht nehmen, und von dem bisher geſagten, falls ſie ſich von der Wahrheit deſſelben überzeugen können, Gebrauch machen möchten.

Jedes Buch, das geleſen wird, iſt des Leſenden Geſellſchafter, wirkt alſo alle das Böſe und alle das Gute, das ein lebendiger Geſellſchafter zu wirken pflegt. Dieſs, und was vorhin von der Lecture geſagt worden iſt, beweiſst, wie behutſam dieſelbe für Kinder gewählt werden muſſe. Billig ſollte es Kindern zur Pflicht gemacht werden, daſs ſie kein Buch leſen dürften, das ihre Lehrer nicht zuvor geprüft und gebilligt hätten. Die Ankündigung dieſer Pflicht dürfte freylich nicht das Anſehen eines Bücherverbots haben, weil ſie alsdenn gewiſs alle die Wirkungen haben würde, die Bücherverboten immer eigen zu ſeyn pflegen, ſondern man müſste, nachdem die Kinder erſt gewöhnt worden wären, ohne ihrer Vorgeſetzten Rath und Einwilligung nichts zu thun, ihnen auch vorſtellen, daſs eben dieſe Leitung der Erwachsenen ihnen auch bey der Lecture nöthig ſey, weil ſie ſonſt leicht auf Bü-

cher verfallen könnten, aus denen sie nichts lernten, und bey denen sie ihre edle Zeit verschwendeten.

Was ich von Lesung der klassischen Autoren halte, kann man aus dem vorhergesagten, wie auch aus meinem: *noch Etwas über die Erziehung* sehen. Man thäte mir Unrecht, wenn man mich beschuldigte, dass ich das Lesen derselben geradezu missbilligte. Sie bleiben immer die Archive der alten Sprachen, Geschichte, Denkart und Philosophie. Wozu dieß aber alles Kindern? Werden diese dadurch nicht aus der gegenwärtigen in eine ganz fremde Welt versetzt? sind die Menge schlüpfriger Stellen, die fast allenthalben vorkommen, nicht die Antipoden von unsern geläuterten moralischen Grundsätzen? Und wird der Reitz der ersten nicht leicht die Empfänglichkeit für die letztern verdrängen?

Fast wäre ich geneigt zur Abstellung dieses Uebels Vorschläge zu thun; fast möchte ich rathen, dass zum Anfange Bücher gelesen würden, die in gutem Latein die Kenntnisse vortrügen, die Kindern anziehend und nützlich sind, dass alsdenn zu Auszügen aus den alten Schriftstellern fortgeschritten würde, die Kenntnisse enthielten, welche, an die vorhin erworbnen,

paſsten, und das Leſen der alten Schriftſteller ſelbſt, denen überlaſſen würde, die ihr Beruf dazu verbände; die Möglichkeit dieſer Vorſchläge würde ich mit dem Schützischen Elementarwerke, mit der Lieberkühniſchen Ueberſetzung des Robinſon, mit dem Gedikiſchen Leſebuche und andern dergleichen zweckmäſsigen Büchern, beweiſen. Wäre zur Behauptung dieſer Vorſchläge bloſs die Stimme des Pädagogen und Moraliſten nöthig, ſo würde ich dafür ſehr nachdrücklich ſprechen. Da aber die Philologen auch ein Wort darein zu reden haben, und ich die Philologie ſo zu treiben, daſs ich mit den Stärkern unter ihnen mich meſſen dürfte, nie Muſſe genug hatte, ſo überlaſſe ich ihnen gern die Entſcheidung. Derjenige würde ſich gewiſs um die Menſchheit ein groſses Verdienſt erwerben, der uns das Mittel zeigte, das Studium der Philologie, den neuern bewährten pädagogiſchen Grundſätzen, und der Herzensunſchuld der Kinder unbeſchadet, zu treiben. Uebrigens müſſen diejenigen, die die Unſchuld ihrer Kinder zu erhalten wünſchen ſich ſelbſt mit ihrer Lage und ihren Verhältniſſen, und den darinne ſich zeigenden Gefahren bekannt machen, und überlegen, wie dieſelben am beſten zu umgehen ſind.

VI.

Hab ein wachſames Auge auf deiner Kinder Einſamkeit.

Was die Einſamkeit der Kinder ſey, und die groſsen Gefahren, mit welchen ſie verbunden iſt, hab ich vorhin geſagt, ſo geſagt, daſs ich die Nothwendigkeit dieſer Regel nicht weiter zu beweiſen nöthig habe. Das Beſte wäre freylich, wenn man eine ſolche Einrichtung treffen könnte, daſs Kinder nie einſam wären, daſs ihre Arbeiten, ihr Umgang, ihre Spiele, ſtets unter dem beobachtenden Auge eines rechtſchaffnen Jugendfreundes geſchähen. In öffentlichen Anſtalten, wo mit dem Unterrichte die Erziehung verbunden iſt, und einige Erzieher da ſind, die die Aufſicht unter ſich theilen können, iſt dieſs auch, wenn man ſonſt will, gar wohl möglich. Aber in Familien? in Schulen? wo Einer, eine groſse Anzahl junger Leute vielleicht den ganzen Tag unter Aufſicht haben muſs, hat die Sache ſchon mehr Schwierigkeiten. Ich kann hier nur allgemeine Vorſchläge thun, die, nach der beſondern Lage eines jeden Erziehers, näher beſtimmt, und erweitert werden müſſen.

Kann man nicht beſtändig beobachten, ſo darf man es doch wenigſtens nie ganz

vergessen, dafs man für junge Leute zu sorgen hat, die der Beobachtung bedürfen. Man mufs daher von Zeit zu Zeit, unerwartet, in das Zimmer treten, wo sie arbeiten, und wohl bemerken, ob sie über die unerwartete Gegenwart sich betreten zeigen. Werden Spiele angestellt, so suche man, wo möglich, es so zu lenken, dafs sie auf einem nahen, freyen, Platze geschehen, der mit einem Blicke übersehen werden kann, und mache es den Spielenden zur Pflicht, sich von demselben nicht zu entfernen, *weil sie sonst leicht, ohne dafs man es erfahre, und ihnen zu helfen im Stande sey*, in Gefahr gerathen könnten. Könnte man die Zimmer, wo sie sich für einsam halten, so einrichten, dafs man sie, ohne dafs sie es bemerkten, bisweilen beobachten könnte, so würde diefs grofsen Nutzen haben. Aber freylich müfste dabey die gröfste Behutsamkeit beobachtet werden. Sobald die Kinder es entdeckten, dafs sie heimlich beobachtet würden, so würde diefs für ihren Charakter sehr schädliche Wirkung thun, sie mifstrauisch machen, und zur Heucheley gewöhnen.

Um den Gefahren vorzubeugen, denen die Kinder auf dem heimlichen Gemache ausgesetzt sind, thue ich folgende Vorschläge:

Man ſchärfe den Kindern überhaupt oft und nachdrücklich den Grundſatz ein, daſs ein gutes Kind von ſeinem Aufſeher ſich nie entfernen dürfe, ohne es ihm zuvor angezeigt und von ihm die Erlaubniſs dazu erhalten zu haben, weil Vater, Mutter, Lehrer oder Erzieher, überhaupt die Perſon, deren Aufſicht die Kinder anvertrauet ſind, von ihnen Rechenſchaft geben, folglich wiſſen müſſen, wo ſie ſich in jeder Minute befinden, und was ſie vornehmen. Es wird ſie alsdenn nicht befremden, wenn man von ihnen verlangt, daſs ſie auch ihre Entfernung auf das heimliche Gemach anzeigen ſollen.

Man weiſe ihnen ferner zur Laſſung des Urins einen Winkel an, der doch nicht ſo verdeckt iſt, daſs er die Stellung des Kindes verbärge. Zum Grunde von dieſer Verordnung kann man die Liebe zur Reinlichkeit angeben, und man gewöhnt dadurch die Kinder unvermerkt, den, ihnen gefährlichen, Ort weniger zu beſuchen. Zwey oder mehrere Kinder zugleich dürfen das heimliche Gemach, bey Strafe nie beſuchen, *weil dieſs gegen den Wohlſtand iſt.* Man bemerke endlich, wie oft des Tags ein Kind, zumal wenn man gegen daſſelbe Verdacht hat, dieſen Ort beſuche, und wie lange es ſich daſelbſt aufhalte!

Freylich giebt es hierüber keine allgemeine Regel. Einige Fragen, und die Beobachtung von Nebenumſtänden, können aber doch leicht, in einzelnen Fällen, dem Jugendfreunde entdecken, ob der Beſuch und Aufenthalt, an dieſem ſchmutzigen Orte, nöthig oder unnöthig ſey.

Dieſs ſind die allgemeinen Klugheitsregeln, die ich, in Anſehung dieſer Sache, geben kann. Die Anwendung, nähere Beſtimmung davon und die Erweiterung derſelben, wird die Klugheit eines jeden machen, deſſen Geſchäffte Erziehung iſt.

VII.

Suche eine Gelegenheit, deine Kinder früh vor Verletzung der Zeugungstheile zu warnen!

Kinder geradezu vor den heimlichen Sünden der Jugend zu warnen, ohne gewiſs zu wiſſen, ob ſie davon angeſteckt ſind, halte ich immer für gefahrlich. Man lehrt ſie eine Sünde mehr kennen, und erregt in ihnen die Begierde ſie zu begehen. Beſſer wäre es, ſie beſtändig in Unwiſſenheit derſelben zu laſſen, wenn es nur möglich wäre, daſs man alle die Leute von ihnen entfernen könnte, die ſo geneigt ſind,

ihnen davon einen für sie nachtheiligen Unterricht zu ertheilen. Da aber niemand dafür gut seyn kann, dafs nicht über lang oder kurz, insgeheim dieser traurige Unterricht erfolge; so mufs man doch wenigstens auf Mittel sinnen, die gefährlichen Eindrücke davon zu verhüten.

Hierzu schlage ich folgende Behandlungsart vor: man sey auf alle Bewegungen und Stellungen des Kindes aufmerksam, dem man die Warnung geben will! Ueber lang oder kurz wird man bemerken, dafs es die Hände in den Beinkleidern habe, oder sich mit den untern Theilen des Leibes stark anlehne. Dieses ist schon eine Gelegenheit, die es zur Warnung giebt, welche man ungenutzt nicht vorbey lassen darf. Sobald man dieses bemerkt hat, nehme man das Kind zu sich auf das Zimmer, nehme eine Miene an, die ihm etwas wichtiges erwarten läfst, dann rede man es etwa folgendermafsen an: „Liebes Kind, ich habe dir etwas Wichtiges, etwas sehr Wichtiges zu sagen! Sieh, du bist mir zur Aufsicht anvertrauet, ich mufs von dir einmal Gott Rechenschaft geben. Ach nie, nie würde ich mich beruhigen können, wenn du einmal ein schwächliches, ungesundes, gebrechliches Kind werden, oder gar, wie eine Rose verwelken, in deinen

beſten Jahren dahin ſterben ſollteſt. Und gleichwohl merke ich, daſs du eine gewiſſe Gefahr nicht kenneſt, in welcher tauſend, tauſend Kinder, aus Unwiſſenheit ihre Geſundheit und ihr Leben einbüſsen. Du haſt vielleicht niemanden, der dich dieſe Gefahr kennen lehrt. Aber ich, ich, kann dazu nicht ſchweigen. Kind, das ich wie mein Leben liebe, (hier kann eine herzliche Umarmung folgen) was wollte aus mir werden, wenn ich dich vor meinen Augen dahin welken ſahe. Ich kann nicht ſchweigen, meine Liebe läſst es nicht zu. — — (nun etwa eine kleine Pauſe). Sieh, ich habe bemerkt, daſs du deine Schamtheile oft betaſteſt, daſs du dich mit denſelben anlehnſt — du weiſst gewiſs nicht wie verletzbar ſie ſind! tauſend Kinder werden dadurch kränklich, elend, ſterben vor der Zeit — ſogleich ſpürt man die traurigen Folgen davon nicht, aber — ehe man es ſich verſieht, ſo ſind ſie da und dann iſt wenig Hülfe zu hoffen. Ein Kind, das klug iſt, berührt dieſe Theile nie als wenn es nöthig iſt. Nun habe ich dir alles geſagt. Wirſt du mir auch folgen? Ja ja das hoffe ich von dir, denn du biſt ja ſonſt ein verſtändiges und folgſames Kind. Warum ſollteſt du denn in dieſem einzigen Stücke unverſtändig ſeyn?“

Ich müfste mich ſehr irren, wenn nicht eine einzige ſolche Unterredung tiefen Eindruck machte, der lange Zeit wirkſam wäre.

Sollte man merken, daſs die gehofte Wirkung ſich verlöhre, dann, aber eher nicht, wiederhole man dieſe Erinnerung, noch etwas nachdrücklicher. Auſſerdem, wenn das Kind ſich nur vergiſst, und aus bloſser Vergeſſenheit, die vorige Stellung wieder annimmt, kann ein einziger Blick voll Ernſt und Wehmuth ſchon vieles thun.

Von der Wirkſamkeit dieſer Warnung bey Kindern, die nicht ſchon im Böſen Fertigkeit haben, bin ich durch Erfahrung überzeugt, indem ich ſchon einige gute Kinder kenne, deren Unſchuld ich auf dieſe Art gerettet, und, wie ich mir ſchmeichle, wenigſtens auf lange Zeit, gegen das Verderben geſichert habe.

VIII.

Belehre deine Kinder nach und nach von dem Erzeugungsgeſchäfte!

Daſs die Kinder früh erfahren müſſen, wie es mit der Entſtehung der Menſchen zugehe, glaube ich gewiſs, und weil ich

es gewiſs glaube, ſo habe ich davon vorhin ſo zuverſichtlich geſprochen. Wäre ein zuverläſſiges Mittel da, die Kinder, in Anſehung dieſes Punkts, in einer gänzlichen Unwiſſenheit zu erhalten, es zu verhüten, daſs ſie die Begattung der Thiere nie ſähen, nie darüber nachdächten, nie durch Geſpielen, Mägde, Bediente und lüderliches Geſindel davon unterrichtet würden: ſo würde ich mich weit behutſamer ausgedrückt und gerathen haben, die Aufklärung über dieſe Sache bis zu den Jahren der Mannbarkeit zu verſparen, wo ſie nothwendig iſt, wenn der junge Menſch nicht in Gefahr gerathen ſoll, Ehre und Glück, wegen Unwiſſenheit der Verbindung zwiſchen Urſache und Wirkung, zu verlieren. Da ich aber dieſes Mittel nicht kenne, da es vielmehr wie ich vorhin zeigte, gar nicht vermieden werden kann, daſs Kinder nicht unvermuthet hierüber eine, der Unſchuld ihres Herzens ſehr nachtheilige, Aufklärung bekommen: ſo kann man nicht anders, als ſie ihnen ſelbſt auf ſo eine Art geben, daſs dadurch ihre Unſchuld geſichert werde.

Da ich dieſes geſchrieben hatte, fiel mir die Schrift in die Hände, die den Titel führt: *Soll man junge Leute über die eigentliche Art der Erzeugung des Men-*

ſchen belehren? in welcher der würdige Verfaſſer, mit ſeltner Unpartheylichkeit, die Gründe für und wider darlegt. Bey Durchleſung derſelben wurde ich in meiner Meynung noch mehr beſtärkt.

Es iſt alſo bey mir entſchieden, daſs den Kindern bald über die Erzeugung des Menſchen Aufklärung gegeben werden müſſe, und zweifle nicht, daſs die mehreſten meiner Leſer mir darinne beyſtimmen werden. Wie ſoll man aber dieſe Aufklärung mittheilen, ohne dadurch gefahrliche Begierden in der Kinder Herzen zu erregen? Das iſt die ſchwere Frage die hier zu beantworten iſt.

Ich thue folgenden Vorſchlag!

Man gehe in dieſer Aufklärung mit der gröſsten Behutſamkeit, ſtufenweiſe, und rede erſt von der Erzeugung der Pflanzen, ehe man von der Erzeugung des Menſchen ſpricht! zeige ihnen die männlichen und weiblichen Blumen der Pflanzen, z. E, der Kürbiſſe, Gurken u. d. gl. gewöhne ſie an die Ausdrücke, Staubfaden Staubbeutel, Narbe, Fruchtknoten u. d. gl. zeige ihnen, wie der Staub der männlichen Bluthe auf die weibliche fallen müſſe, wenn dieſe Frucht tragen ſolle! Auf dieſe Art be-

kommt man eine Fertigkeit von männlichen und weiblichen Theilen, Saamen, Zeugung u. d. gl. mit Kindern, ohne Aengſtlichkeit zu ſprechen, und dieſe gewöhnen ſich ohne Anſtoſs zu nehmen, eine ſolche Erzählung zu hören. Sollten ſich unter ihnen ſolche finden, die darüber lachten, und einander in die Ohren flüſterten, ſo wäre es gut, wenn man ihnen dieſs ernſtlich verwieſe, ihnen zeigte, das ſie ſehr groſsen Unverſtand verriethen, da ſie eine ſo wichtige, geheimniſsvolle, Sache, lächerlich fänden, und ihnen andeutete, daſs wenn ſie nicht Verſtand genug hätten, einen ſolchen Vortrag, mit geſetzter Seele anzuhören, man ſie künftig davon ausſchlieſsen müſſe.

Anmerkung.

Dieſes alles kann bey Gelegenheit des Unterrichts in der Botanik geſchehen, den billig alle Kinder bekommen ſollten.

Von der Erzeugung der Pflanzen gehe man weiter zur Erzeugung der Vögel, und nehme etwa dazu Gelegenheit vom Treten des Hahns, das man alle Tage ſehen kann; Kinder, die ſchon gehört haben, daſs die männliche Blume ihren Staub in die weibliche gieſſen müſſe, wenn die Frucht tra-

gen ſolle, werden es nicht anſtöſsig finden, wenn man ihnen ſagt; ſeht Kinder, es iſt mit den Vögeln, wie mit den Pflanzen. Wenn das Weibchen Frucht tragen, oder Eyer legen ſoll, in denen der Keim zu andern Vögeln enthalten iſt, ſo muſs ebenfalls das Männchen ſich ihm nähern, es treten, und während dem Treten eine Feuchtigkeit in ſeinen Körper laſſen, die eben das iſt, was bey den Blumen der Saamenſtaub.

Wahrſcheinlicher weiſe wird dieſs zu einer Menge neugieriger Fragen Anlaſs geben. Man kann ſie ohne Zurückhaltung, alle beantworten, wofern ſie ſich auf Vögel beziehen. Sollten ſie aber weiter auf die Erzeugung der vierfüſsigen Thiere und des Menſchen gehen, ſo verweiſe man ſie deshalb zur Geduld, die ſie auch gern haben werden, wenn ſie nur wiſſen, daſs ihre Wiſsbegierde zu ſeiner Zeit werde befriedigt werden.

Unterdeſſen bemühe man ſich ein trächtiges Weibchen von einem kleinen vierfüſsigen Thiere, z. E. einer Maus, einem Eichhorne oder Hamſter, zu bekommen. Man tödte es, und, ſobald es todt iſt, öffne man ſeinen Leib, und laſſe den Kindern die Lage der Jungen ſehen, die vermuthlich

lich noch leben werden. Dieser Anblick wird gewiss keine wollüstige Begierde, vielmehr Wehmuth und Mitleiden erregen, und die Kinder geneigt machen, einen sehr wichtigen Vortrag anzuhören, den man folgendermafsen einkleiden könnte.

Seht, lieben Kinder, wie weislich der gute Gott alles in der Natur eingerichtet hat. Ihr seht hier die Jungen eines Säugethiers, die eben so, wie die jungen Vögel, erzeugt werden, nämlich so, dafs das Männchen eine Feuchtigkeit in das Weibchen ergiefst, und es hierdurch befruchtet. Nur ist noch dieser Unterschied, die Vögel legen Eyer, aus denen hernach die Jungen hervorkommen; bey den Säugethieren hingegen kriechen die Jungen in dem Leibe der Mutter aus, und kommen hernach lebendig zur Welt. Bemerkt hier diesen Faden, durch welchen das Junge mit der Mutter verbunden ist, den man die Nabelschnur nennt, und der das Mittel ist, durch welches dem Jungen, so lange es im Leibe der Mutter liegt, Nahrung zufliefst.

Diese Unterredung kann man mit der Versicherung schliefsen, dafs man denen, die von nun an sich vorzüglich sittsam und verständig betragen würden, bald auch er-

klären wolle, was es mit der Erzeugung des Menſchen für eine Bewandniſs habe.

Dieſs kann, nach einiger Zeit, auf folgende Art geſchehen. Man nehme ein Kind beſonders, ſage ihm, daſs man itzo bereit ſey, ihm das groſse Geheimniſs, das Geheimniſs zu entdecken, wie der Menſch entſtehe, und wie es ſelbſt entſtanden ſey. Man hoffe, es werde ſo verſtändig ſeyn, und nicht davon gegen andere plaudern, nicht wie alberne Kinder zu thun pflegten, darüber lachen und damit ſcherzen, ſondern vielmehr mit gerührtem Herzen den guten, lieben, Gott preiſsen, der es ſo wunderbar hervorgebracht und es ernährt habe, da es von ſich ſelbſt noch nichts wuſste; es werde auch die guten Eltern um deſto lieber haben, wenn es höre mit wie vielen Schmerzen und Sorgen ſie es bis hieher gebracht hätten.

Nach dieſer Vorbereitung ſage man, daſs die Kinder erſt eben ſowohl in dem Leibe der Mutter lägen, wie die jungen Thiere, die es vor kurzem geſehen habe. Während deſſen, daſs die Mutter ſie bey ſich trüge, müſste ſie unſäglich viel Unbequemlichkeit und Schmerz ausſtehen, welches man ſich leicht vorſtellen könne, wenn man bedächte, wie ſchwer ein Kind ſey,

was es für unangenehme Empfindungen verurſachen müſſe, wenn es ſich im Leibe der Mutter bewege, das Hervorbringen derſelben verurſachte der guten Mutter noch weit mehr Angſt und Schmerz, und ſey allemal mit Todesgefahr verbunden. Uebrigens geſchähe die Erzeugung eben ſo wie bey den Blumen, Vögeln und Säugethieren.

Könnte man ihnen bey dieſer Gelegenheit *gut gewählte*, anatomiſche Kupfer vorzeigen, ſo würde ihnen dieſs auch ſehr nützlich ſeyn.

Ich glaube es gern, daſs eine ſolche Unterredung viele Ueberwindung koſte. Aber was muſs man überwinden? Vorurtheil und weiter nichts. Den Nutzen der daraus entſpringt, traue ich mir nicht zu berechnen. Die Vertraulichkeit zwiſchen Kind und Vater, Schüler und Lehrer, Zögling und Erzieher, hat nun den höchſten Grad erreicht, und jenes iſt nun willfährig gemacht, dieſen zu ſeinen geheimſten Rathgeber zu wählen — Welcher Gewinn! wenn nun neue Empfindungen ſich regen, die es ſich nicht zu erklären weiſs, wo wird es anders Erklärung ſuchen, als bey ſeinem Vertrauten? Ein ander Kind wird unterdeſſen zu ſeiner Einbildungskraft, den

Dienſtmädchen, den Bedienten und Jugendgenoſſen Zuflucht nehmen. Die erſte Empfindung, die ein ſo unterrichtetes Kind, bey dem erſten Blicke in das Geheimniſs der Erzeugung bekam, war Wehmuth und Mitleiden. Lange wird dieſe Empfindung bleiben, lange den Naturtrieb im Schlummer erhalten, und, wenn er erwacht, wird er, wenn ich nicht ganz irre, nie die Stärke erreichen, die er bey andern bekommt, die bey der Erzeugung ſich nichts als Wolluſt denken. Und wie viel Gutes und Wichtiges kann man dem Kinde bey dieſer Gelegenheit ſagen, wenn einmal der Damm unzeitiger Schamhaftigkeit durchbrochen iſt! wie zärtlich es vor Verletzung der Zeugungstheile und den Ausſchweifungen mit dem andern Geſchlechte warnen.

Wären doch alle unſere Zeitgenoſſen ſo unterrichtet worden! Wie mancher Jüngling, der kraftlos umherſchleicht, hätte ſeine Kraft noch! wie manche Eheleute, die einander mit Eckel anſehen, würden in zärtlicher Umarmung das ſüſſe Glück der Liebe ſchmecken! wie viele Kinder, die den Eltern lebendige Vorwürfe ſind, würden itzo ihre Freude ſeyn! Wie manche Geſellſchaft, wo über die Beywohnung auf die leichtfertigſte Art geſcherzt

wurde *), würde davon mit Achtung ſprechen!

Ich komme zu den Mitteln, durch welche man die heimlichen Sünden der Jugend entdecken kann.

Bey Kindern, von denen man zuvor ſo weit getrennet war, daſs man ſich nie mit ihnen über Geſchlechtstheile und Geſchlechtstriebe beſprach, wird die Entdeckung immer ſehr ſchwer ſeyn. Sobald man hierauf das Geſpräch lenkt, werden ſie erröthen, ängſtlich werden, und nicht wiſſen, wie ſie ſich benehmen ſollen. Dem Examinator ſelbſt wird die Zunge am Gaumen kleben, er wird ſich nicht auszudrücken wiſſen, und ſo unbeſtimmt ſtottern, daſs das Kind nicht weiſs, was es daraus machen ſoll.

Dieſs fällt alles weg, wenn man zuvor ſchon einige Unterredung dieſer Art mit den Kindern angeſtellt hat. Ohne Verlegenheit wird der Lehrer zu ſeiner Zeit eine ſolche Unterredung wieder anfangen, und das Kind daran Theil nehmen können. Ohne nöthig zu haben, daſs er zu groſse Verlegenheit für das Kind beſorge, kann

*) Man beſehe hiervon mit mehrern Carl v. Carlsberg. Th. 4. p. 365-378.

er bey einer solchen Unterredung des Kindes Hand fassen, und ihm die Fragen vorlegen, deren Beantwortung er wünscht, und er hat den stärksten Grund zu hoffen, dass er eine Antwort erhalten werde, die der Wahrheit gemäss ist.

Noch weit weniger wird man Unwahrheit zu besorgen haben, wenn man vom Anfange an die Kinder zu einem so hohen Grade von Aufrichtigkeit gewöhnt hat, dass sie selbst ihre Fehler gestehen. Das Mittel, sie dahin zu bringen, ist bekannt. Man sey nicht bloss ihr Befehlshaber, sondern ihr Freund, der Theilnehmer und der Beförderer ihrer Freuden, man bezeige Nachsicht gegen ihre Verirrungen, und verzeihe leicht selbstgestandne Fehler.

In Schulen und Erziehungsanstalten, wo man die Jugend zum blinden Gehorsame zu gewöhnen sucht, wo die Lehrer und Erzieher stets die Rolle der Befehlshaber und Zuchtmeister spielen, erstirbt die Aufrichtigkeit, wird die Heucheley genährt, und die Entdeckung heimlicher Sünden beynahe unmöglich gemacht. Die Erfahrungen, die ich mir aus meiner bisherigen Correspondenz gesammlet habe, stimmen damit überein und beweisen, dass diese Sünden gerade in den Schulen und Erziehungs-

anſtalten am ſtärkſten graſſiren, wo die Schüler und Zöglinge am ſtrengſten gehalten werden.

Dieſe Mittel, Unterredung mit der Jugend über die Geſchlechtstriebe und Geſchlechtstheile, und die damit verwandten Materien, nebſt Gewöhnung zur Aufrichtigkeit, ſcheinen mir immer die natürlichſten, einfachſten, folglich ſicherſten, Mittel zu ſeyn, heimliche Sünden der Jugend zu entdecken. Wir würden bey dem vernünftigen Gebrauche derſelben, eben ſowohl alle andere künſtlichere Mittel entbehren können, ſo wie man, bey einer, der Natur gemäſsen, Lebensart ſeine Geſundheit erhalten kann, ohne die Geneſungsmittel zu kennen, die aus allen Erdtheilen, mit vieler Mühe und vielen Koſten, zuſammengebracht und unter einander gemiſcht werden. Aber gleichwie die Menſchen ſelten ſind, die immer der Natur gemäſs leben, zuſammengeſetzte Arzneymittel vor der Hand alſo immer ein nothwendiges Uebel bleiben: ſo ſind auch die Kinder ſehr ſelten, die zur Anhörung eines ſo wichtigen Vortrags, wie ich ihn itzo beſchrieb, und zur Aufrichtigkeit wären gewöhnt worden. Die mehreſten Lehrer und Erzieher bekommen ihre Schüler gemeiniglich alsdann erſt, wann ihre Seelen ſchon verſtimmt ſind, und

der Gebrauch gekünſtelter Mittel nothwendig gemacht worden iſt.

Findet man nun, daſs die Leibwäſche entweder wirkliche Spuren der Sünde an ſich trage, oder doch an dem Theile, der den Unterleib deckt, um ein merkliches ſchmutziger, als an andern, ſey, ſo hat man, wenn das Kind noch nicht mannbar iſt, ziemlich ſtarke Beweiſe von ſeiner Verirrung in Händen. Man darf ſie aber keinesweges, wie ich vorhin ſchon erinnert habe, brauchen, um das Kind zum Geſtändniſſe zu bringen, ſondern muſs nun genau beobachten, um den Ort zu entdecken, wo die Sünde gewöhnlich getrieben wird. Die Wäſche ſelbſt giebt hierzu ſchon einen Wink. Iſt das Nachthemde verunreinigt, ſo iſt das Bette der Schlupfwinkel des Laſters, iſt es aber das Taghemde, ſo muſs es ein anderer Ort ſeyn. Im letzten Falle mache man ein verdächtig gewordnes Kind einige Tage zum beſtändigen Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit. Bemerkt man, daſs es ſich bisweilen von der Geſellſchaft ſchleiche und einen gewiſſen Winkel beſuche, ſo iſts nöthig, es entweder in dieſem Winkel zu belauſchen, oder ganz unvermuthet unter dem Vorwande, als wenn man hier etwas zu ſuchen, oder zu verrichten habe, es zu überraſchen, doch ſo, daſs es nicht das An-

ſehen habe, als wenn man Ueberraſchung zur Abſicht gehabt hätte. Iſt das Kind auf einer böſen That begriffen geweſen, ſo wird es ihm unmöglich ſeyn ſie zu verbergen. Die glasartigen Augen, das Zittern der Glieder, die Aengſtlichkeit, oder die Merkmale einer vorhergegangnen Entblöſſung, werden ſeine Verräther ſeyn. Dieſe Verlegenheit benutze man auf der Stelle, und laſſe dem entdeckten Verbrecher ja keine Zeit ſich zu ſammlen und Entſchuldigungen zu erdichten. Man ſey aber auch ſelbſt auf ſeiner Hut, daſs man ſich nicht vom Zorne überwältigen laſſe, und etwa das Kind mit harten Worten anrede. Eine harte Behandlung würde alles verderben, und die Stimme der Aufrichtigkeit erſticken. Je mehr der Anblick einer ſolchen Verirrung das Herz des wahren Pädagogen empört, deſto mehr hat er Urſache, ſich auf denſelben vorzubereiten, und alle Kräfte anzuwenden, um recht liebreich wehmüthig das Kind anreden, und das Geſtändniſs ihm ablocken zu können.

Sollte man aber argwohnen, daſs dieſe Sünde im Bette getrieben werde, ſo kann ich keinen andern Rath, als dieſen, geben, daſs man eine Zeitlang das verdächtige Kind neben ſich bette, und den Schlaf ſo lange von ſich zu entfernen ſuche, bis man ge-

wiſs weiſs, daſs das Kind auch entſchlafen iſt.

Iſt das Kind einmal zum Geſtändniſs gebracht worden, ſo ſuche man durch Gelindigkeit, wehmüthige Warnung, Verſicherung von Liebe und Freundſchaft, ſich ſeines ganzen Vertrauens zu verſichern, hat man dieſes genommen, ſo wird man durch dieſelbe leicht noch mehrere entdecken können, die entweder Verführer des Kindes oder wenigſtens Theilnehmer an ſeinen Sünden waren. Mir ſind ſelbſt einige redliche Schulleute bekannt, die durch einen Schüler, den ſie zum Geſtändniſs und zur herzlichen Reue brachten, alle die traurigen Geheimniſſe der Schule erfuhren, die zuvor ihrer Aufmerkſamkeit entgangen waren.

Bey Jünglingen, bey denen man mit Gewiſsheit vorausſetzen kann, daſs ſie die Sünde, wenigſtens der Erzählung nach, kennen, iſt es auch ein gutes Mittel, ihre Schuld oder Unſchuld zu entdecken, wenn man es ſo einleiten kann, daſs ſie zu einer gewiſſen Zeit ihrem Vater, Lehrer oder Erzieher, wie zum Zeitvertreibe, auf ſeinem Zimmer etwas vorleſen müſſen. Iſt dieſes einigemal geſchehen, ſo laſſe man die Stelle eines Buchs leſen, in welcher

die traurigen Folgen der heimlichen Jugendſünden etwas lebhaft geſchildert ſind. Wenn der Leſer ſchuldig iſt, ſo wird er ſchwerlich ſich verbergen können. Stimme, Geſichtsfarbe, Zittern der Glieder, werden ihn verrathen. So ſind, wie ich von ſicherer Hand weiſs, einige Jünglinge durch Leſung der Correſpondenz des Oberſten v. Brav mit dem Rector Californius und Carl v. Carlsberg, über dieſen Punkt, die ſich im erſten Theile des Carl v. Carlsberg befindet, zum Geſtandniſs ihrer Verirrung und zur Rückkehr auf den Tugendweg bewogen worden.

Welches ſind endlich die Mittel, durch welche die, mit heimlichen Jugendſünden angeſteckten, gerettet und zur Beſſerung gebracht werden können?

Ich bedaure, daſs meine Correſpondenten über dieſen Punkt nicht vollſtändiger ſind. Viele übergehen ihn ganz mit Stillſchweigen, andere berühren ihn nur ganz kurz. Das, was ich mir daraus abſtrahirt, und aus eigner Beobachtung, geſammlet habe, will ich aufrichtig mittheilen.

Ein ſehr unſchickliches Mittel zur Beſſerung iſt Verbot, Drohung und Strafe. Das unwiſſende Kind, das ſich zeither, bey

ſeiner Ueppigkeit, wohl befand, wird durch das dictatoriſche Verbieten und das geſetzmäſſige Strafen erbittert und ſein moraliſcher Charakter gerath in die gröſste Gefahr gänzlich verderbt zu werden. Anſtatt die Sünde zu unterlaſſen, ſinnt es nun auf Mittel ſie zu verheimlichen, und lernt auf dieſe Art nach und nach die traurige Fertigkeit ſeine Vorgeſetzten zu belügen, betrügen, und ihrer Verordnungen zu ſpotten. Es flieſst dieſs zu unmittelbar aus der Natur einer ſolchen Behandlungsart, und dem Gange des menſchlichen Herzens, das noch immer die Maxime befolgt: nitimur in vetitum, als daſs es eines weitläuftigen Beweiſes bedürfe.

Das Hauptmittel zur Beſſerung bleibt immer eine liebreiche und doch ernſtliche Vorſtellung von der Schädlichkeit dieſer Sünden, die aber freylich auch mit groſser Klugheit geſchehen muſs. Sagt man nur überhaupt, ſie ſind ſchädlich, ſie zerſtören die Geſundheit, ohne den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung zu zeigen, ſo richtet man nur wenig aus. Das gewarnte Kind wird auf einige Tage erſchüttert, bald darauf erwacht die alte Begierde wieder, es wird beſiegt, und weil es davon nicht unmittelbar traurige Wirkungen verſpürt, ſo wird es auf die gege-

bene Warnung mistrauisch, wiederholt die verbotne Handlung noch einigemal, und geräth so unvermerkt wieder in das Labyrinth, aus dem man es erretten wollte. Hier ist ein Beyspiel davon:

Er schickte mich abermal mit scharfen Bedrohungen zurück, und nun that ichs nicht eher, als bis er eingeschlafen war. Hier war ich dem würklichen Laster schon um einen guten Schritt naher, ich wusste, dass die Sache verboten war, und unterliefs sie nicht; aber ich wusste noch nicht, warum sie verboten seyn sollte und so lange der Jüngling ein Gebot noch für blosse Grille hält, pflegt er ihm da je seine Leidenschaft aufzuopfern? Wollte Gott, ich wäre geblieben, was ich damals war! ich könnte mich dann blofs unglücklich, aber doch nicht lasterhaft nennen! Mein Stubengesell, anstatt mir die Strafbarkeit meines Verbrechens vorzuhalten, zeigte die ganze Sache, ohne mein Wissen, meinen Lehrern an. Hier erwarten Sie vielleicht, dass ich mehrere Aufklärung über mich selbst und über mein Laster erhalten sollte. Aber nein. Diese guten redlichen Männer (bis ins Grab wird ihnen meine Dankbarkeit nachfolgen) setzten ohnstreitig voraus, dass in diesem Fall, so wie in

vielen andern, Praxis ohne Theorie nicht möglich wäre. Ohne mir alſo eigentlich zu ſagen, worinnen mein Verbrechen beſtund, fragten ſie mich blofs, ob ich mit dem Kleinen Unzucht getrieben hätte. Stellen Sie ſich einen Menſchen vor, der in drittehalb Jahren faſt kein unſcheel Wort von ſeinen Lehrern gehört, noch weniger auch nur die kleinſte von allen Schulſtrafen erfahren hatte — dann auf einmal hingeſtellt vor 5 Männer, die er verehrt, liebt, aber auch fürchtet, einen Menſchen, der, ohne vorher zu wiſſen, warum er vorgefordert wird, auf eine Beſchuldigung antworten ſollte, von der er nichts weiter verſtund, als dafs der Nahme Unzucht ein grofses Laſter bedeutete: und ſagen Sie, wars möglich, dafs er in ſeiner Faſſung bleiben konnte? Ich war halb todt vor Schrecken, aber dennoch ſagte mir mein Herz gleich, dafs meine nächtlichen Sünden darunter verſtanden wären, und anſtatt zu fragen, was Unzucht wäre? geſtund ich ein Verbrechen ein, das ich begangen hatte, ohne zu wiſſen, dafs es dieſen Namen trug. Meine Lehrer hatten zwar oft und ernſtlich dawider geeifert, aber es gieng mir, wie dem Rehe mit dem Tiger, man hatte mirs zu ſchrecklich vorgeſtellt, und

drüber hatte ichs nicht erkannt. Ich war über mich selbst erstaunt, dafs ich ohne mein Wissen, dieses schreckliche Verbrechen begangen haben sollte, und zu sehr ausser mir, als dafs die liebreiche Ermahnung meiner Lehrer hätte tief eindringen sollen. Sie sagten mir, so viel ich weifs, das nehmliche was ich in den Lectionen oft gehört hatte, dafs dieſs unnatürliche teuflische Verbrechen (sie schienen es im ganzen Ernst schlechterdings für eine Wirkung des Teufels zu halten) durch göttliche Gesetze verboten, und eine Pest für die Gesundheit wäre, dafs man die Reitzung dazu durch Mäfsigkeit und Gebet vermeiden müfste u. s. w. Vorstellungen, die bey aller ihrer Wahrheit dennoch wenig rührten, weil ich nicht einsahe, wie das zugehn sollte, dafs man durch das, was ich gethan hatte, seine Gesundheit zu Grunde richten sollte.

Um nun diese Vorstellung mit der nöthigen Klugheit zu thun, so ist vors erste nöthig, dafs man wohl bemerke, in wie weit das Kind mit diesen Sünden bekannt sey, oder nicht. Hat es keine Veranlassung zum Verdachte gegeben, so ist es besser, dafs man ihm von dieſer Sünde nichts sage. Hat es durch unanständige Stellun-

gen oder Bewegungen Verdacht gegen ſich erregt, ſo kann es bey der allgemeinen Erinnerung von der groſsen Verletzbarkeit der Zeugungstheile bleiben. Iſt man aber überzeugt, daſs es wirklich von dieſen Sünden angeſteckt ſey, ſo muſs alles weit ernſtlicher und nachdrücklicher, aber doch immer ohne Strenge, ohne das Vertrauen zu ſich zu ſchwächen, betrieben werden.

Man thut alsdenn wohl, wenn man den Verirrten mit möglichſter Zärtlichkeit anredet, ihn umarmt, von ſeiner Liebe verſichert, von den groſsen Erwartungen ſpricht, die man ſich von ihm gemacht habe, ihn an ſeine Eltern, an die Perſonen erinnert, die ihm vorzüglich lieb ſind, und die groſse Betrübniſs, die ſie empfinden würden, wenn ihre, von ihm gefaſsten, Hofnungen fehlſchlagen ſollten. Ein praktiſcher Pädagoge wird noch manches hinzu zu ſetzen wiſſen, wodurch des Verirrten Herz ganz erſchüttert, und zur Auffaſſung jeder guten Lehre empfänglich gemacht wird. Iſt dieſes geſchehen, ſo rede man von der groſsen Schädlichkeit dieſer Sünden, ohne Zurückhaltung, und ohne die Sache zu vergröſsern. Vor allen Dingen ſage man aber erſt, daſs die ſchrecklichen Folgen dieſer Sünden ſich nicht in den erſten Wochen, Monathen, bey manchen

auch

auch wohl nicht in den erſten Jahren einſtellten, aber am Ende gewiſs nachkommen, und erläutere es mit dem Exempel eines Säufers, der oft Jahre lang ſeine Ausſchweifungen fortſetze, am Ende aber doch durch Schwindſucht, Gicht oder Waſſerſucht, beſtraft werde.

Den Stoff zu einer ſolchen Unterredung habe ich im zweiten Abſchnitte hinlänglich gegeben, und verweiſe darauf. Wer ihn mit Aufmerkſamkeit lieſt, wird Gründe genug finden, die Schädlichkeit dieſes Laſters zu beweiſen.

Die Gründe, die uns die Religion zur Warnung gegen dieſe Ausſchweifung giebt, dürfen nicht vergeſſen werden, da ſie immer die ſtärkſten und wirkſamſten ſind. Man ſchärfe alſo dem Verirrten die Lehre von Gottes Allwiſſenheit ein, vor deſſen Augen uns kein Winkel, keine Nacht verberge! man erinnere ihn an Gottes Gerechtigkeit, die alles in der Welt ſo eingerichtet habe, daſs jede Handlung, die, ihr von Gott beſtimmten, Früchte eben ſowohl, wie das Weizenkorn Weizen, und der Neſſelſaamen Neſſeln hervorbringen müſſe, daſs es äuſſerſt thöricht alſo ſey, wenn man glaube, daſs ein heimlicher Sünder eben die Zufriedenheit und Glückſeligkeit ge-

nieſsen werde, die allein dem Tugendhaften beſtimmt iſt. Man rede endlich ſo eindringlich, als möglich, von der hohen Beſtimmung des Menſchen, was für eine Würde er erlangen, wie weit um ſich her er wirken, wie er der Wohlthäter, die Stütze, der Engel ſeiner Brüder werden könne, wenn er ſeine Kräfte zu erhalten und auszubilden ſuche; wie hingegen dieſs alles wegfalle, wenn er ſich ſelbſt entnerve, und die Säfte verſchwende, die, nach des gütigen Schöpfers Einrichtung, ſein Gehirn und Nerven ſtarken ſollten.

Einige Tage nach dieſer Erſchütterung laſſe man den Verirrten eine Beſchreibung von den traurigen Folgen dieſer Sünden leſen, davon ich, in dieſer Abſicht, einige Exempel geliefert habe. Dieſs wiederhole man eine Zeit lang immer über den andern oder dritten Tag. Dieſe Behandlung wird ganz gewiſs gute Wirkung thun. Ich kann nicht nur bezeugen, daſs ich ſelbſt verſchiedene junge Leute auf dieſe Art gerettet habe, ſondern alle Briefe, die ich von Geretteten in Händen habe, ſtimmen auch darinne überein, daſs ſie, durch Erlangung beſſerer Einſichten, die ſie entweder durch Lectüre oder durch Vorſtellung, der Eltern, Erzieher oder Freunde, bekamen, zur Rückkehr auf den Tugendweg wären beweget worden.

Eine vorzüglich ſtarke Wirkung wird es auch thun, wenn man den Verirrten an Eheſtand und Vaterſchaft erinnert, und ihm begreiflich macht, wie das, mit Eheſtand und Vaterſchaft verknüpfte, Vergnügen, durch dieſe Sünden, verbittert, oder wohl gar vereitelt werde.

Dieſs habe ich ſchon im erſten Theile des Carlsbergs, aber freylich nicht beſtimmt genug geſagt. Da mir nun einer meiner Correſpondenten Einwendungen dagegen gemacht, und mich verſichert hat, daſs die Liebe zu einem Mädchen, und die Vorſtellung von dem künftigen Genuſſe deſſelben, vorzüglich ſeine Begierden angefacht, und das Bild derſelben ihm, bey Vollbringung der Sünde, immer vor Augen geſchwebt habe, ſo muſs ich mich etwas deutlicher erklären.

Wollte man Verirrten bloſs dadurch helfen, daſs man ihnen das Vergnügen des Eheſtands beſchrieb und ſie verſicherte, daſs im Eheſtande die Zeit kommen werde, da ſie ihre Begierden würden befriedigen können, und daſs ſie bis dahin ſich gedulden müſsten, ſo wird dieſs freylich keine, oder gar eine ſchädliche Wirkung thun. Die lebhafte Vorſtellung von dem Genuſſe des Weibes entzündet die Begierden, die

leicht eine ſolche Stärke bekommen können, daſs ſie aus ihren Grenzen treten. Wirklich ſtimmen auch die Ausſagen vieler Verirrten darinn überein, daſs ſie bey ihren Verſündigungen immer das Bild eines ſchönen Frauenzimmers gedacht hätten.

So habe ich es aber gar nicht gemeynt.

Meine Meynung iſt eigentlich dieſe: man ſtelle Verirrten, beſonders wenn ſie mannbar ſind, oder der Mannbarkeit ſich nähern, bey denen man alſo vorausſetzen kann, daſs ſie Vorſtellung von der engſten Vertraulichkeit der beyden Geſchlechter haben, lebhaft, wehmüthig und ernſtlich, vor, daſs ſie ſich untüchtig machten, künftig dieſer Vertraulichkeit zu genieſsen, nur der Geſunde, der Starke, ſey dazu aufgelegt; wer in der Jugend Geſundheit und Kraft verſchwende, beraube ſich ſelbſt der Freuden, die ihm der Schöpfer für die Zukunft beſtimmt habe, und müſſe trauern und die bitterſten Vorwürfe ſich machen, wenn andere, die enthaltſamer lebten, das Vergnügen des Eheſtands genöſſen. Man ſage ihnen ferner, daſs durch ihre Ausſchweifungen der Stoff zu ihrer Nachkommenſchaft verſchwendet werde; zeige ihnen, ſo ſinnlich als möglich, welches Glück es ſey, ſein Bild in geſunden und muntern

Kindern zu erblicken, und nach dem Tode in ſeiner Nachkommenſchaft, fortzuleben, daſs dieſes Glück aber derjenige auf eine höchſt unſinnige Art von ſich ſtoſse, der in der Jugend ſich ſelbſt entnerve, indem er entweder ganz kinderloſs bliebe, oder ſeinen Namen fremden Kindern leihen, oder ſich von elenden und ſchwächlichen Kindern Vater nennen laſſen müſſe.

Um dieſer Vorſtellung mehr Gewichte zu geben, laſſe man die vorhin ausgezeichneten Klagen über den Verluſt der männlichen Krafte leſen.

Alles dieſs zuſammengenommen, wird zuverläſſig *das Wollen* wirken. Aber das Vollbringen — Ach nur allzuoft werden die Verirrten der Klage des heiligen Paulus beyſtimmen müſſen: *Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen des Guten finde ich nicht in mir.* Denn zwiſchen Wollen und Vollbringen, zwiſchen guten Vorſätzen und Befolgung derſelben, welche Kluft iſt da befeſtigt! Wer iſt ſo rechtſchaffen, ſo wohlwollend, ſo ſtark, der nicht mit Wehmuth geſtehen müſſe, daſs er oft gegen ſeine beſten Einſichten handle, und daſs ſeine lebhafteſten Vorſätze ohne Ausführung blieben! Vom Gedanken bis zur That — welche Kluft! Wie kann man alſo

vermuthen, dafs alle die Verirrten, von denen ich rede, Entſchluſs und Ausführung ſogleich mit einander verbinden werden!

Gewiſs man muſs ihnen noch weiter zu Hülfe kommen. Es iſt nicht genug, daſs man ſagt, du gehſt irre, man muſs dem Verirrten auch die Hand bieten, ihn durch die Moräste und Klippen, die vor ihm liegen, helfen, und ihn ſo auf den rechten Weg bringen.

Zuförderſt ſuche man alſo von ihm alles zu entfernen, was, wie ich vorhin gezeigt habe, diese Sünden veranlaſst, und ſuche ihn, in dieſer Rücksicht auch dahin zu bringen, daſs er ſeine Hände ſtets auſſer dem Bette habe.

Dann verſchaffe man ihm eine recht gute und zweckmäſſige Lectüre. Ein einziges gutes Buch, von Gellert, Hermes, Leſs, Spalding, Zollikofer, und dergleichen Männern mehr, iſt oft eine Stütze, die uns auf den ſchlüpfrigſten Wegen aufrecht erhalten kann.

Ferner verſchaffe man ihm Umgang mit wirklich moraliſchen Perſonen! man ſieht in ihnen Gottes Bild. Und wenn die Seele oft zu ſinnlich iſt, als daſs ſie Gott

ſelbſt denken könnte, ſo wird ſie durch die Vorſtellung eines ſeiner Bilder auf gutem Wege erhalten.

Sollte wohl der Umgang mit ſchönem und moraliſchem Frauenzimmer zu rathen ſeyn? über dieſen Punkt bekenne ich meine Unwiſſenheit, und geſtehe, daſs ich den Maasſtab der Moralität des Frauenzimmers ſo wenig kenne, als die Regel, nach welcher der ſchädliche oder nützliche Einfluſs derſelben auf gewiſſe beſtimmte Mannsperſonen feſt geſetzt werden muſs.

Sollte der Verirrte ſchon eine ſtarke Fertigkeit in der Sünde erlangt haben, ſo wäre auch wohl nöthig, daſs man ihn eine Zeit lang ganz aus ſeiner bisherigen Lage heraus zu reiſsen ſuchte, damit alles von ihm entfernt würde, was ihn bisher zu wollüſtigen Vorſtellungen veranlaſste. In dieſem Falle wäre wohl das beſte, wenn man es veranſtalten könnte, daſs er eine etwas weite Reiſe, wo möglich zu Fuſse, in Geſellſchaft eines geſetzten moraliſchen Mannes, an deſſen Seite er des Nachts ſchliefe, thun müſste. Freilich würde ſo eine Reiſe Geld koſten. Da es aber um die Geſundheit und Zufriedenheit eines Menſchen zu thun iſt, die man ſonſt gern mit den gröſsten Koſten vom Arzte erkauft;

so dürfte dieser Aufwand wohl nicht gescheuet werden. Zwar kann ich die Güte dieses Genesungsmittels nicht aus Erfahrung beweisen; da aber doch die Erfahrung lehrt, dass das Reisen die in sich gekehrten zerstreue, neue Ideen in die Seele bringe, ermude, ruhigen Schlaf schaffe, die beständige Gegenwart eines moralischen Menschen die Leidenschaft im Zügel halte, und viel Böses verhindre, so kann ich die Güte des Mittels als erwiesen voraussetzen.

Dies letztere Mittel rathe ich auch an, bey den Patienten zu gebrauchen, die unter allen die gefährlichsten sind, bey Kindern, wo die Leidenschaft, vor der Entwickelung der Vernunft, wüthete, und die Empfänglichkeit gegen vernünftige Vorstellungen erstickte. Diese müssen nothwendig durch physische Mittel zur Besserung gebracht werden, unter denen, mir doch immer noch das Reisen das vernünftigste und zweckmässigste zu seyn scheint.

Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, dass die Türken, ihre Knaben, durch die Infibulation vor Ausschweifungen zu verwahren suchen. Dass nun so ein Mittel die Seele nicht bessere, dass sie

in dieſer Feſſel eben ſowohl fortſündigen könne, wie ein gefeſſelter Dieb in Gedanken fortſtiehlt, iſt wohl ganz gewiſs. Bey jungen Leuten, die einer vernünftigen Vorſtellung fähig ſind, widerrathe ich es alſo ſehr, zumal da ich nicht begreifen kann, wie man es verhüten will, daſs nicht durch die, meiner Meynung nach unvermeidliche, Preſſung die Geſundheit leide. Nur ſo kann ich es anrathen, wie die Abnehmung eines verletzten Glieds, wenn alle übrige Mittel ohne Nutzen gebraucht worden ſind. In dieſem Falle dürfte man aber doch die moraliſche Cur des Patienten keinesweges verabſäumen.

Anmerk.

Da es wirklich Knaben und Jünglinge giebt, die ſich eine ſo ſchreckliche Fertigkeit in dieſem Laſter erworben haben, daſs ſie durch keine moraliſchen Vorſtellungen davon abgebracht werden können: ſo kann ich nicht umhin, aus Herrn *Campens* Anmerkungen zu der von ihm gekrönten Preiſsſchrift Herrn Oeſtes ein doppeltes phyſiſches Mittel anzuführen.

1. Daſs jedes Kind angehalten werde, vor Schlafgehen, und beim Aufſtehen (dieſe

letztere scheint mir bedenklich, weil der Uebergang von der Wärme zur Kalte zu schnell ist) vermittelst eines Schwammes sich die Zeugungstheile mit kaltem Wasser zu waschen, welches man bei Kindern, die das 12 Jahr überschritten haben, auf folgende Art zubereitet.

1 Loth Bleyextract, 2 Loth guter Kampferspiritus und eine Bouteille reines Regenwasser, wohl vermischt und durch einander geschüttelt. Von diesem kamphorirten und ungeschüttelten Bleywasser giesst man in eine Bouteille voll ordinairen kalten Wassers nur einen Löffel voll, schüttelt solches um, und giesst dann, so viel als nöthig ist, in das Waschgeschirr.

2. Die *Infibulation*, die ein Ungenannter auf folgende Art beschreibt:

Vermuthlich werden die meisten meiner Leser in Ansehung dieses Worts in dem nemlichen Falle seyn, worin ich selbst noch vor einigen Jahren war, d. i. sie werden entweder gar nicht oder doch nicht bestimmt wissen, was darunter verstanden werde. Ich muss mich daher erklären.

„Es war mir zwar hiſtoriſch bekannt, daſs die Schauſpieler bei den Alten, um durch Enthaltſamkeit ihre Stimmen zu erhalten, ſich durch einen Ring (fibula) jeden wollüſtigen Gebrauch des Zeugungsgliedes unmöglich zu machen pflegten; Vtebantur Tragödi et Comici fibulis ad conſtringendum penem, ne arrigeretur, vocis gratia, quam Venus corrumpit atque obfuscat.) Auch wuſste ich aus *Fabers Thesauro*, daſs eine Beſchreibung und Weiſe, wie ein ſolcher Ring angelegt ward, beim Cornelius Celſus zu finden ſey; ich hatte endlich auch gehört, daſs in neuern Zeiten Hr. Doctor Bornér in Leipzig die Einführung ſolcher Ringe als das ſicherſte Verwahrungsmittel wider die Onanie empfohlen habe: aber, weil ich mir irriger Weiſe die Sache ganz anders vorſtellte, als ſie iſt, und daher keine günſtige Meinung von dieſem Mittel hegte, ſo hatte ich es verabſäumt, meine Begriffe zu berichtigen."

„Allein vor ohngefähr drei Jahren wurde ich auf einmal aufmerkſamer darauf gemacht. Ein gewiſſer Erzieher von ſtarker Leibesbeſchaffenheit und blühender Geſundheit (ich charakteriſire ihn von dieſer Seite nicht umſonſt) raelde-

te mir folgende Anecdote aus seiner eigenen Lebensgeschichte: er sah als ein zehnjähriger Knabe einige seiner Mitschüler das schändliche Laster der Selbstschwächung treiben. Nicht lange nachher fiel ihm Tissots eben damals herausgekommnes Buch in die Hände, und erfüllte ihn mit Entsetzen vor den Folgen dieses Lasters. Er traute sich gleichwol nicht so viel Seelen-Stärke zu, der Versuchung jedesmal zu widerstehn, und aus Verweifelung darüber war er mehr als einmal im Begriff, sich das Zeugungsglied ganz und gar abzuschneiden, um sich dadurch in die Unmöglichkeit zu versetzen, ein so verderbliches Laster jemals auszuüben. Indem er aber hiermit umging, fiel ihm ein anderes, weniger grausames und gleichwol eben so sicheres Mittel zu diesem Zwecke ein. Er nahm einen Nagel, legte die Vorhaut etwas hervorgezogen auf den Tisch, setzte den Nagel darauf und — man bewundere den tugendhaften Heldenmuth des Knaben; nagelte sich, indem er einen derben Schlag mit einem Buche darauf versetzte, fest."

„Er riss hierauf den Nagel aus, und wurde ohnmächtig. Nachdem er sich wieder erholt hatte, zog er durch die noch

blutigen Löcher einen mit Kampferſpiritus eingeweichten Faden, wie man beym Einbohren der Ohrenlöcher zu machen pflegt. Durch Hülfe eines heilenden Balſams, den er ſich von einem Wundarzte geben liefs, heilten die beiden Wunden nach und nach wieder zu, und es blieben an denjenigen Stellen, wo der Faden durchging, ein Paar Löcher. Durch dieſe ſteckte er hierauf einen meſſingenen Drath, den er in der Mitte, wo er über der Eichel hinging ein wenig gebogen hatte, damit er ihn nicht drückte. Dann krümmte er auch, durch Hulfe einer kleinen Zange, die Enden des Draths, ſo dafs ſie das Stückchen Vorhaut über jeglichen Loche umfaſsten und den Drath daran befeſtigten. Der auf dieſe Weiſe entſtehende Ring hatte dieſe Figur:

Jedes umgebogene Ende b umklammerte das Stückchen Vorhaut über dem eingebohrten Loche. Die Krümmung a in der Mitte kömmt gerade vor den Ausgang der Röhre, drückt da nicht, ſondern mehr auf den Seiten die Eichel wo ſie auch mehr ertragen kann.“

„Der Nutzen eines solchen Ringes ist dreifach. Erstlich macht er die Selbstschändung schlechterdings unmöglich; zweytens verhindert er auch die bloße Erection durch den Schmerz, der in dem nemlichen Augenblicke, da dieselbe sich ereignen will, alle wollüstigen Empfindungen sogleich unterdrückt; und hierdurch wird er drittens ein vollkommen sicheres Verwahrungsmittel auch gegen alle unwillkührlichen Schwächungen im Schlafe.“

„Um allen Fragen, welche dem nachdenkenden Leser bey dieser Erzählung noch übrig geblieben seyn dürften, auf einmal ein Genuge zu thun, will ich die schriftlichen und mündlichen Erläuterungen, welche der neue Erfinder dieses Verwahrungsmittels mir darüber gegeben hat, hinzufügen.„

„Ich habe, sagt er; dieselbe Operation aber auf eine viel bequemere Weise in der Folge an vielen jungen Leuten ausgeübt, und dieses Mittel an ihnen eben so bewährt und zugleich in jeder Betrachtung eben so unschädlich befunden, als an mir selbst. Ich nehme nemlich eine Nadel mit einem

Faden und ſteche erſt auf der einen, dann auf der andern Seite, und zwar jedesmal von inwendig hinaus durch die Vorhaut; ziehe den Faden, der mit einer guten Heilſalbe beſtrichen iſt, hindurch und knüpfe jede Seite für ſich feſt. Wenn das Glied zu ſchwellen beginnt, ſo laſſe ich es in warme Milch halten, oder überlaſſe auch die Kur einem Wundarzte. Sobald alles heil iſt, nehme ich die Fäden weg und applicire den Ring auf obenbeſchriebene Weiſe.„

„Ich ſelbſt fährt er fort, habe meinen Ring nun ſchon 15 Jahr getragen, und habe noch bis dieſen Tag alle Urſache Gott zu danken, daſs er mich dies Mittel meine Unſchuld„ meine Geſundheit und meine Gemüthsruhe zu ſichern, finden liefs.“

„Ich äuſserte ihm zwey Zweifel, allein er löſete ſie zu meiner völligen Ueberzeugung. Der erſte war: ob nicht zu beſorgen ſtehe, daſs ſich unter der nun immer vorgezognen Vorhaut nach und nach nicht allerley Unreinigkeiten häuften und zuletzt Schaden anrichteten? Allein er berief ſich auf ſeine funfzehnjährige Erfah-

rung und zugleich auf die Unmöglichkeit, dafs nun irgend etwas unter die Vorhaut kommen könnte, weil ſie, ſobald der Ring ſie hält, niemals mehr zurück geſchoben werden kann. Den andern Zweifel: ob nicht etwa zu beſorgen ſey, dafs die Vorhaut durch das ununterbrochene Zuſammenhalten dergeſtalt verengt werde, dafs ſie ſich künftig ganz und gar nicht mehr über die Eichel zurück ziehen könne, welches eine Unfähigkeit zum Eheſtande zur Folge haben würde? hob er mir auf folgende Weiſe: geſetzt, ſagt er, dafs dieſer Fall einträte, ſo würde einer ſolchen Folge ſehr leicht abzuhelfen ſeyn. Man brauchte nemlich in dieſem Falle nur mit der Scheere einen kleinen Schnitt in die Vorhaut zu wagen, und das Uebel wäre auf einmal gehoben. Ein glücklicher Ehemann zu ſeyn, iſt eines ſo kleinen Schmerzens ja wohl werth!„

Hier zu ſetze ich nur noch zwey Fragen: wird ein Wollüſtiger ſich nicht leicht exfibuliren? Bürgen die Aerzte dafür, dafs der Gebrauch jenes Waſſers und der Infibulation das Zeugungsvermögen nicht ſchwäche.

Anmerkung.

Ob ich gleich die Infibulation nicht empfehle, vielmehr meine Bedenklichkeiten darüber geäuſsert habe: ſo ſind doch verſchiedene durch dieſe Stelle verleitet worden, ſich zu infibuliren, und die Infibulation andern zu empfehlen, wie ſie ſagen, mit dem beſten Erfolge.

Hier könnte ich abbrechen. Da es mir aber immer noch iſt, als wenn ich viele Fragen und Zweifel hörte, deren Beantwortung und Löſung man wünſcht: ſo ſetze ich noch die Rathſchläge eines meiner Correſpondenten bey, den ich ſchon vorhin gerühmt habe, da ich von den Mitteln redete, die heimlichen Sünden der Jugend zu entdecken. Sollten ſie auch eben das ſagen, was ich geſagt habe: ſo ſagen ſie es doch auf eine andere Art, und machen vielleicht auf dieſe Art manches deutlich, was in meinen Ausdrücken noch dunkel war.

1) Wenn das Kind Liebe und Vertrauen zu Eltern oder Erziehern hat, ſage man blos, es ſey ſchädlich, oder

2) gehe weiter und rede in dem Ton, womit man von allem ſpricht, was man vermieden haben will, ohne geheimnifsvolle Miene oder Aengſtlichkeit, von der doppelten Beſtimmung des Glieds und der Säfte, die dadurch gehen,

von der Beſtimmung derſelben zur Nahrung des Hirns, Marks, der Nerven, der Muskeln, von körperlichen Uebeln, die daraus entſtehen, durch Schwächung und Krankheiten, von Verhinderung künftiges Genuſſes, laſſe es ſeinen Trübſinn, Mattigkeit, Trägheit, ſo lange es ein Uebel iſt, bemerken. Auch andere können dieſes an Kindern mitleidig bemerken, ohne zu ſcheinen, den Quell zu wiſſen. Ein Medikus könnte, nachdem er das Kind feſt angeſehen, als von ungefähr die Urſache merken laſſen; und ernſtlich warnen. Zeige ihm Erſchlaffung der Seelenkräfte, und der daraus erfolgenden Abkürzung des Lebens ſelbſt. Alles, wie es wahr iſt, nichts vergröſſernd, nichts als nahe Ankündigung. Kurz man zeige ihm, wie es Geſundheit, Kraft, Heiterkeit, Munterkeit, Fröhlichkeit, den Genuſs des Lebens, die Achtung der Menſchen verliert. Iſt es gröſſer, wie es das Gift auf eine ganze unglückliche Nachkommenſchaft, wenn es eine erlebt, fortpflanzen werde. Man ſpreche, nach der Faſſung des Unglücklichen, mit und ohne Bilder, immer dem natürlichen Mitleiden eines wohlwollenden Menſchen gemäſs.

3) Sollte der Verſtand gering oder deſſen Einfluſs auf den Willen ſchwach ſeyn, und das

thierische die Oberhand haben, so dürfen diese Vorstellungen zwar keinesweges unterlassen werden! aber es muss mehr geschehen. Die Gelegenheit, Zeit und Umstände zur Begehung des Lasters müssen vermieden werden.

a) Durch immerwährende, dem Kind oder jungen Menschen angenehme und unterhaltende, Beschäftigungen mit Sprachen, Künsten, Wissenschaften, ernste und schöne Uebung im Tanzen, Fechten, das Reuten würde vors erste zweckwidrig seyn. Bey der Uebung in Sprachen und schönen Künsten vermeide man das wollüstige, weichliche, schlüpfrige und suche starken männlichen und kräftigen Ausdruck und Empfindungen.

b) Man suche das Drechseln, Schreinern, Gärtnerey und dgl. hervor, Spaziergänge in reiner gesunder Luft, besonders im Winter, denn die Kälte ist ein grosses Mittel für die Nerven, und das Gegentheil der Weichlichkeit. Ihre Reisen könnten auch hier ihren Nutzen leisten, besonders zu Fuss, wenn es auch langsamer damit gienge, sie gewönnen dadurch und würden wohlfeiler. Der Gedanke hat mir gefallen. Der junge Mensch wird mit seinem Aufenthalt bekannter, lernt

Vortheile kennen etc. Das Eisfahren auf Schlittschuhen mit gehöriger Vorsicht, damit nicht Erkältung auf Erhitzung folge, und meide plötzliche Hitze, sogar schnelle Wärme. Mit einem Wort, alle Spiele, wobey Bewegung ist, vorzüglich in freyer Luft, suche man hervor.

c) Das Baden des ganzen Körpers, oder auch das Waschen desselben mit kaltem Wasser, versteht sich abermals mit möglichster Vorsicht, habe ich sehr gut gefunden. Einige brauchen auch das Bad des Theils blos, aber, wie die Aerzte versichern und es sich zeigt, kann dieses auch leicht als Reitz wirken.

d) Man vermeide die Wärme, die weichen Betten von hitzenden Federn. Eine Pferdehaarmatratze oder Strohsack im Sommer, mit einer leichten, im Winter, wenn das Kind nicht an einem warmen Ort schläft, mit einer warmen Decke, sey das Lager. Die Kinder gewöhnen sich leicht daran, und es ist dieses, auch ohne das Uebel, als Verhütungsmittel zu empfehlen.

e) Solche Kleidung, die die Schaamtheile presst, oder reibt, werde vermieden.

f) Man rede immer der Stärke, Kraft und Abhärtung, das Wort und kühnen edlen Thaten, welche jenes vorausfetzen, brauche die Beyfpiele der Griechen, alten Perfer, Römer und unferer Vorfahren, zur Aufmunterung.

g) Man vermeide felbft alles wollüftige und weichliche in Reden, Mienen, Handlungen, und entferne die Kinder von Orten und Perfonen, wo dergleichen vorfallen; und kann man dieles nicht vollkommen, fo erkläre man fich ernftlich dagegen.

h) Eine grofse Wirkung habe ich davon verfpürt, wenn ich an andern Kindern oder Erwachsnern, die traurigen Folgen des Uebels, und wieder an anderer blühender Gefundheit, Kraft, Heiterkeit und Munterkeit, die Belohnung der Keufchheit, vernünftigen Selbftliebe und Klugheit, zeigen konnte. Die grofse Gewalt der Beyfpiele über den Menfchen, vor allen über das Kind, ift durch Erfahrung erwiefen, denn nach ihnen bildet fich derfelbe mehr, als nach allen Regeln, Erklärungen und Beweifen. Dafs Religion, nach vorausgefetzter Erkenntnifs des reinen und heiligften Wefens, und das Gebet grofse Wirkungen thue, verfteht fich von felbft.

Denn die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang.

Um dem Buche die nöthige Vollständigkeit zu geben, sollte ich nun noch einen Abschnitt beyfügen, der die Mittel zeigte, wie die, durch heimliche Sünden geschwächte Gesundheit wieder hergestellt werden könnte. Ich würde dieſs auch gewiſs thun, wenn ich mich nicht in ein mir fremdes Feld wagen müſste. Ein geschickter Arzt, der lange beobachtet und Erfahrungen gesammlet hat, kann hier weit besser rathen.

Das einfachste Mittel, welches eine geschwächte Person zur Stärkung ihrer Nerven brauchen kann, ist vors erste das kalte Bad, so wie es itzo mein Correspondent beschrieben hat. Wirkt dieſses nicht, so kann ja Tissot oder Börner, oder ein anderer menschenfreundlicher Arzt, der über die Heilung der Uebel, die aus heimlichen Sünden entspringen, geschrieben hat, um Rath gefragt werden. Sollte man nicht Kenntniſse genug haben, um von ihren Rathschlägen Gebrauch machen zu können: so steht der Weg noch immer zu einem geschickten und redlichen Arzte offen, der sich in einem Umkreiſse von etlichen Meilen doch immer befindet. Die Schamhaf-

tigkeit darf niemanden zurück halten. Will man sich dem Arzte nicht selbst entdecken, so kann man es ja einem vertrauten Freunde thun, der nun zum Arzte gehen, ihm alle Umstände des Patienten beschreiben, und von ihm die nöthigen Regeln und Heilungsmittel sich geben lassen kann.

Siebenter Abschnitt.

Nachrede an diejenigen, denen bey Durchlesung dieser Schrift das Gewissen Vorwürfe machte.

Das öffentliche Leben der Menschen ist oft mit einer Schaubühne verglichen worden, wo die handelnden Personen sich nie in ihrer wahren Gesichtsfarbe, Miene, Charakter und Kleidung zeigen, sondern alles dieses nach der Rolle formen, die ihnen zugetheilt ist, wo diese wie eine Rose blüht, deren Farbe Wollust und Gram verzehrt haben, und jener mit muthwilligem Scherze die Zuhörer belustigt, der noch vor einigen Stunden verzweifeln wollte.

Dieſs Bild, wenn es auch nicht ganz getroffen ſeyn ſollte, hat doch mit dem öffentlichen Leben der Menſchen wenigſtens viele Aehnlichkeit. Man ſieht den öffentlich handelnden Menſchen faſt nie, ſo wie er iſt, er richtet ſeine Mienen, Urtheile und Handlungen, immer nach dem Urtheile der kleinen oder groſsen Geſellſchaft ein, vor der er ſeine Rolle ſpielt. Er macht den Weiſen, den Frommen, den Beobachtſamen, den Witzigen, je nach dem es der Platz verlangt, auf den er iſt geſtellet worden. Belauſcht man ihn aber auf ſeinem Zimmer — welcher Contraſt!

So erblickt der, der Schulen, Erziehungsanſtalten, Univerſitäten, und öffentliche Zuſammenkünfte beſucht, vielleicht allenthalben Spuren von Zucht und Ordnung, Streben nach Fleiſs, häuslicher Glückſeligkeit und Frölichkeit, lieſt auf den verſchiedenen Geſichtern die Merkmale der jugendlichen Anſtrengung, des Nachdenkens, der Sittſamkeit, oder des ſorgſamen Nachdenkens. Durch das Zuſammentreffen verſchiedener Umſtände bekam ich aber Gelegenheit hinter den Vorhang zu ſehen, die Schüler auf ihren Zellen, die Studierenden auf ihren Zimmern, die Perſonen, die bey öffentlichen Zuſammenkünften ſo verſchiedene Rollen ſpielen, in dem Innerſten

ihrer Haushaltungen zu beobachten. Barmherziger Gott! welche bejammernswürdige Entdeckungen machte ich! krebsartige Fäulniſs an der Wurzel der Menſchheit, die den Stoff der künftigen Nachkommenſchaft verzehrte, die Wangen der Knaben mit Todesblässe färbte, die Jünglinge in zitternde Greiſe verwandelte, die Freuden des Beiſtands vergiftete, dem werdenden Menſchen die Empfänglichkeit für Freude raubte, und Stoff zu tauſendfaltigen Krankheiten mittheilte, noch ehe er gebohren wurde.

Von innigſter Wehmuth durchdrungen, zeigte ich die traurige Entdeckung dem Publikum an, ſtellte die groſse Gefahr vor, in der unſere ganze Nachkommenſchaft ſchwebte, bat um Hülfe, und verſprach, ſelbſt zu helfen, ſoviel ich könnte.

Oft ſprach ich ſtark und nachdrücklich, deckte Geheimniſſe auf, über die eine unzeitige Menſchenliebe zeither einen Schleyer gezogen hatte, und bezeugte dafür mein Entſetzen. Der Natur der Sache nach konnte es nicht anders ſeyn. Wer kann da gelaſſen bleiben, wenn er ein Uebel erblickt, das die Unſchuldigen tödtet, oder ihnen wenigſtens das Mark ausſaugt!

Indem ich aber ſo ſtark, ſo nachdrücklich, ſprach, ſo geſchäftig den Schleyer von Geheimniſſen wegzog, die man bisher auf das ſorgfältigſte zu verbergen ſuchte, ſo habe ich viele von euch, die ihr die traurigen Folgen jenes Uebels bey euch fühlt, und nun die Hofnung aufgegeben habt, dieſelben wegzuſchaffen, auf das empfindlichſte gekränkt.

Meine Reden waren oft Dolchſtiche, die euch auf das ſchmerzhafteſte verwundeten. Manche haben deſswegen auch bey mir geklagt, und mich aufgefodert, Balſam in die Wunden zu gieſsen, die ich ihnen geſchlagen hätte.

Unmöglich kann ich alſo zu reden aufhören, ohne mich erſt noch an euch, unglückliche Verirrte, zu wenden, und etwas zu eurer Beruhigung zu ſagen.

Glaubt nicht, Bedauernswürdige, daſs ich ein einziges Wort in der Abſicht geſagt habe, euch zu kränken! ſo wie der Wundarzt oft beiſsenden Balſam in die gefährlichen Wunden ſeiner Patienten tröpfelt, nicht um ihnen Schmerz zu verurſachen, ſondern um ihnen Geſundheit und Leben zu erhalten, ſo ſprach ich oft ſtark, nicht

dafs ich irgend jemanden trübe Stunden machen, fondern dafs ich die Seelen erfchüttern und ihnen zur Geneſung helfen wollte.

O möchte doch der barmherzige Gott mir diefen Lohn, für das übernommene mühſame Geſchäfte geben, dafs wo nicht alle, die mich leſen, (denn wie kann ich dieſs erwarten?) doch wenigſtens viele zur Tugend zurückgeführt, und ſo der Welt einige thätige und glückliche Bürger mehr erhalten würden.

Anmerkung.

Dieſer Lohn iſt mir reichlich geworden. Viele Jünglinge haben mir theils ſchriftlich, theils mündlich dafür gedankt, dafs ſie durch dieſs Buch ſind gerettet worden. Dieſs läſst mich hoffen, dafs mir noch mehrere im Stillen danken werden.

„Das iſt, werden manche von euch einwenden, bey uns unmöglich. Wir ſind unwiderbringlich verloren, da die Gewohnheit ſchon ſo tiefe Wurzeln bey uns geſchlagen hat, dafs alle unſere bisherigen Verſuche, ſie auszurotten, umſonſt geweſen ſind.“

Bey Gott! diesen Irrthum müsst ihr fahren lassen! viele, unsäglich schwere, Kämpfe wird es euch kosten, eine Begierde zu besiegen, die durch eine vieljährige Hegung schon grosse Stärke erhielt, und eure besten Kräfte aussog. Aber unmöglich darf es deswegen nicht seyn. Habt ihr nicht gelesen, was die Schrift sagt: *Gott will dass allen Menschen geholfen werde? Bey dem Menschen ist vieles unmöglich, aber bey Gott sind alle Dinge möglich?* Oder wenn ihr, welches ich nicht wünsche, der Schrift nicht glauben solltet, seht ihr nicht aus dem, was Gott täglich thut, dass er die wirksamsten Anstalten mache, *allen* seinen Geschöpfen zur möglichsten Glückseligkeit zu helfen? Ist nicht auch dieses ein Beweis davon, dass er gerade itzo, da so viele von euch in tiefer Melancholie, trostlos, in seinem Reiche umher wandeln, er auch viele redliche Männer erweckt hat, die euch, als Schutzengel, freundschaftlich die Hände bieten, um euch aus den Irrgängen herauszuführen, in die ihr euch verloren habt?

Nur mit Gott fangt das schwere Geschäft eurer Besrung an, so wird es euch gewiss gelingen! Im Gebete, mit kindlicher Erhebung des Herzens zu Gott, fasst den Vorsatz euch zu bessern! die dem Ge-

bete gegebene Verheifsung der Schrift, das Gefühl des Lichts und der Kraft, das faſt niemals fehlt, wenn man ſich über das Sinnliche bis zu den Urheber ſeines Daſeyns erhebt, die Güte und Wahrheit ſeiner Wege, den groſsen Umfang ſeiner eigenen Pflichten und ſeine hohe Beſtimmung denkt, dieſs muſs euch hinlänglich von ſeiner groſsen Kraft überzeugen, und wird euch die Stärke und den Muth von Zeit zu Zeit ertheilen, die euch mangeln.

Mit dieſer Stärke zerreifst die Feſſeln, in denen ihr bisher ſeufztet. Entflieht, ſobald ihr erwachet, der gefährlichen Wärme des Bettes, die zeither euch verdrollen machte, und wollüſtige Bilder ausbrutete, durch deren Gaukeleyen eure Seele an die grundloſen Moräſte grober Sinnlichkeit geleitet wurde; beſteigt die Berge Gottes, oder wandelt in ſeinen Wäldern und Gefilden — fühlt die ſeligen Eindrücke, die der Anblick der Ordnung, der Thatigkeit und des Lebens, in Gottes Werkſtatt, auf euch macht, betet ihn mit dieſem Gefühle an, und wiederholt euer Gelübde.

Trennet euch von den Freunden, die über Sünde ſcherzen, und über entnervende Laſter, wie über eine unſchuldige Ergötzlichkeit, lachen, und ſo eurer Seele

eine ſchiefe Richtung geben, und ſucht den Umgang mit redlichen und thätigen Perſonen, deren Witz unter der Aufſicht der Moral ſteht, und deren Anblick auf euch ehrfurchtsvollen Eindruck macht.

Entzieht euch gänzlich dem Leſen ſolcher Schriften, die in euch mehr ein Schmachten nach ſinnlichen Genüſſen, als Trieb zur Thätigkeit erregen, und ſucht diejenigen auf, bey deren Leſung eure Kräfte ſich regen und nach Wirkſamkeit ſtreben. Habt ihr ſie gefunden, ſo wählt ſie zu euern täglichen Umgange, und, wenn es möglich iſt, ſo fangt eure Geſchäfte nie an, ohne eurer Seele durch ſie einen Schwung gegeben zu haben.

Fliehet die Einſamkeit, ſobald ſie euch gefährlich wird, ehe die Begierde Kraft bekomme, und euch beſiege. Liegt ihr einmal wieder unter, ſo wird euch das Aufſtehen weit mehrere Anſtrengung koſten, als itzo der Sieg.

Seyd auf eurer Huth gegen die Schwermuth, der Furie, die die mehreſten von euch verfolget. Ueber den Abgründen, in die ihr verſunken ſeyd, flattert ſie herum, und macht eure Glieder bebend. Wollt ihr euch von ihr zurück ziehen, ſo

ſinkt ihr immer tiefer, bis keine Rettung mehr da iſt. — Kein ander Mittel zu eurer Hülfe iſt übrig, als daſs ihr derſelben Trotz bietet, die Kräfte, die ihr noch übrig habt, zuſammen nehmt, ihr damit entgegen arbeitet, und einen Boden zu erreichen ſucht, auf dem euer Fuſs feſt ſteht. Mit ſchrecklicher Stimme ſchreyt ſie euch zwar entgegen, daſs ihr ſchwere Sünden gegen Gott, euch ſelbſt und eure Nachkommen, begangen hättet! Iſt euch aber ein ander Mittel das Vergangene, das nunmehro doch nicht zu ändern iſt, einigermaſsen wieder gut zu machen, übrig, als daſs ihr die Kräfte, die ihr noch habt, zuſammen nehmt, und damit ſo viel Gutes ſtiftet, als ihr könnt?

Daſs ihr ſchwer geſündigt habt iſt wahr. Thaten es aber nicht die mehreſten in ihrer Unwiſſenheit? Sollte der Allbarmherzige ſeine, aus Unwiſſenheit verirrten, Kinder immerdar die ſchrecklichen Folgen der Verirrung fühlen laſſen? nicht einmal ſie wegnehmen, wenn ſie den richtigen Pfad redlich ſuchen? daſs ihr weder die Vollkommenheit des Geiſtes noch des Körpers beſitzt, die euer Theil würde geweſen ſeyn, wenn ihr die Unſchuld eures Herzens und die Reinigkeit eures Körpers bewahrt hättet, iſt freylich gewiſs. Kann

aber ernſtliches, fortgeſetztes, Beſtreben nach Vollkommenheit, dieſen Mangel nicht wenigſtens einigermaſsen erſetzen? Kann der Allbarmherzige nicht für ungewöhnliche Anſtrengung ungewöhnlichen Lohn, ungewöhnliche Rettungsmittel aus dem Elende, beſtimmt haben?!

Die Schwermuth ruft euch zu: „eure Freuden ſind dahin, eure künftigen Tage werden ſtets Tage des Trauerns und des Wehklagens ſeyn.“ Alles wahr, wenn ihr in euren Sünden beharret! Aber wenn ihr mit Gott ih e Feſſeln zerreiſst, mit Gott den Pfad der Tugend betretet, wie kann es euch da an Freuden fehlen? Geſetzt, ihr müſstet auch lebenslang einige der vorzüglichſten Freuden, die der Vater der Menſchen ſeinen Kindern beſtimmt hat, entbehren, erlangtet nie die Geſundheit, die ihr, bey ungeſchwächten Nerven und unverſchwendeten Säften, hättet genieſsen können, müſstet des Eheſtands und der Vaterſchaft ſüſsen und mannichfaltigen Vergnügungen entſagen: ſo bleiben doch noch andere euch übrig, die ihr genieſsen könnt, und deren Genuſs ihr deſto eifriger ſuchen muſst, je mehr andere ihr verſcherzet habt. Könnt ihr nicht Freuden der Beſſerung genieſsen? Warlich innige herzliche Freuden! So wie der Kranke, wenn

er das langwierige Lager das erſtemal verläſst, und, mit wankenden Knieen, auf ſeine Krücke geſtützt, auf grünem Raſen ſich ſonnet, die milde Wärme der Sonne, die Düfte der Blumen, und alle Naturſchönheiten, weit inniglicher genieſst, als ſein Bruder, der ſie immer genoſs: ſo fühlt auch der oft weit ſtärker, der Tugend ſüſſen Frieden, der kraftlos aus des Laſters Dunkel ihrem Lichte ſich nähert, als ein anderer, der ſchon daran gewöhnt iſt. Bleibt euch nicht übrig die Freude der Amtstreue? die kleinen oder groſsen Arbeiten, die das Amt von euch fordert, zu dem euch Gott beſtimmt hat, werden euch freylich mehr Mühe und Anſtrengung koſten, als wenn ihr eure Kräfte noch ganz hättet; richtet ſie aber nur mit möglichſter Treue und Pünktlichkeit aus, dann wird euch, nach vollendetem Tagewerke, die Ruhe deſto ſüſser, das Zeugnis des Gewiſſens: *du haſt deine Pflicht getham*, deſto eindringlicher ſeyn.

Habt ihr nicht Gelegenheit des Wohlthuns göttliche Freuden euch zu verſchaffen? „O wie viel Gutes, ſagt ihr, hätte ich ſtiften können, wenn ich —“ aber wozu dieſe ewige Klage? ſtiftet das Gute noch, das zu ſtiften in eurem Vermögen iſt, und es wird euch eine Freudenquelle werden, die nie verſiegt, aus der ihr in

den trübſten Stunden noch ſchöpfen und euch ſtarken könnt. Seyd ihr zu ſchwach, auf ganze Provinzen zu wirken, ſo habt ihr doch gewiſs noch Kraft genug, die Leiden deſſen zu mindern, der zunächſt bey euch iſt, durch euren Rath und Beyſtand des Freundes Verlegenheit zu endigen, die bedruckte Witwe zu unterſtützen, dem verlaſsnen Armen Gelegenheit zu verſchaffen, ſich Unterhalt zu erwerben. Die Erfahrungen ſelbſt, die ihr auf euren Irrwegen ſammletet, können, ſobald ihr gebeſſert ſeyd, von euch ſo genutzt werden, daſs dadurch viel Gutes bewirkt wird. Vielleicht ruft euch die Vorſehung, eine Schule, entweder mittelbar oder unmittelbar, zu regieren, oder ſetzt euch in Verbindung mit einem Freunde, der Vater und Erzieher iſt. Wie viel Böſes konnt ihr alsdenn verhindern, wie viel Gutes ſtiften, wenn ihr, aus den geſammleten traurigen Erfahrungen, Grundſatze zur Verwahrung der jugendlichen Unſchuld abzieht, und ſie in eure, eurer Untergebnen und Freunde, Erziehungsſyſtem zu verweben ſucht!

Wie viel Gutes haben diejenigen ſchon gewirkt, die mir ihre Erfahrungen hierüber mitgetheilt haben! Dank ſey euch allen dafür öffentlich geſagt! Erſchrecket nicht wenn ihr hier und da, in dieſem Buche, ganze Stellen aus euren Briefen ab-

gedruckt findet, und laſſet die Beſorgniſs fahren, als wenn ihr dadurch könntet entdecket werden! Ich habe von meiner Seite alles gethan, es unmöglich zu machen. Ihr werdet finden, daſs ich alles weggeſtrichen oder umgeändert habe, was zu individuel war, und euch kenntlich hätte machen können; ich habe diese Stellen aus euren Briefen heraus geſchnitten, und ſie ſo in die Druckerey gegeben; ich habe dafür geſorgt, daſs, auſſer dem Setzer, ſie ſchlechterdings niemand zu ſehen bekam, ich habe ſie mir alle, ſobald ſie geſetzt waren, wieder abliefern laſſen; und nun da der Abdruck geſchehen iſt, werde ich ſie insgeſamt dem Feuer übergeben, damit ſie auch nach meinem Tode, nicht in fremde Hände fallen. Wie iſts alſo möglich, daſs ihr könntet entdecket werden?

Statt euch mit ſolchem unnöthigen Kummer zu plagen, freuet euch vielmehr des Guten, das ihr, durch eure Beyträge, gewiſs ſtiften werdet! Wie manchen Lehrer, Erzieher und Vater, werdet ihr weiſer und fürſichtiger machen! Wie manche Schulverbeſſerung veranlaſſen, wie manchen eurer verirrten Brüder retten! Wie angenehm wird dem Vergelter alles Guten das Schuldopfer ſeyn, das ihr ihm durch eure Entdeckungen gebracht habt!

Der alles weislich und wohl regierenden Vorsehung empfehle ich euch alle, ihr Verirrten! Sie schüttre euch aus eurer Sinnlichkeit heraus! und gebe euch Kraft und Muth, die Fesseln der Sünde zu zerreissen, in der Stunde der Kleinmuth giesse sie labenden Trost in eure Seele! nach erduldeter Züchtigung leite sie euch zu den Genesungsmitteln, die Stärkung für euern geschwächten Körper enthalten; durch das Gefühl eures Elends erzeuge sie in euch den unabänderlichen festen Vorsatz, fortan destomehr Gutes zu wirken, je weniger dieſs vorhin geschehen war; durch das Gemählde eures Jammers erschüttre sie alle Erzieher und Eltern, dass sie erwachen, mit mehrern Eifer und Weisheit an Verbesserung der Schul- und Erziehungsanstalten arbeiten, und sich näher mit ihren Kindern verbinden, von denen sie zeither Mode und Vorurtheil getrennt hatten, damit so wie alles Uebel, also auch die, im Finstern schleichende, Pest der heimlichen Jugendsünden, eine solche Richtung bekomme, dass daraus am Ende heilsame Früchte entspringen! so wird denn am Ende offenbar werden, wie die Zerstörung so vieler tausend Unschuldigen, in ihren ersten Lebensjahren, die Zernichtung so vieler Keime zu guten Thaten, in ihrer ersten Entwickelung, mit der höchsten Weisheit und Güte bestehen könne, und

was für grofse Abſichten ſie durch Aufopferung derſelben zu erreichen geſucht habe.

Zugabe.

Da ich dieſe Schrift ſchon geendigt hatte: erhielt ich noch, von einem Handwerksmanne, nachſtehenden Brief, in dem er mit grofser Treuherzigkeit, das, unter ſeinem Stande eingeriſsne, Sittenverderben, beſchreibt. Weil ich glaube, dafs in demſelben viele gute Winke, für Erzieher, Prediger, und andere ſich finden, denen der Menſchheit Wohl am Herzen liegt, ſo hielt ich es für gut, ihn beydrucken zu laſſen.

Seitdem ich einige ihrer Schriften, und beſonders ihren Carlsberg, geleſen habe, wandelt mich oft ſo eine Luſt an, an Sie zu ſchreiben. Da ich aber Handwerkszeug beſſer, als die Feder, verſteh, ſo hätte mir dieſe Luſt wohl vergehen ſollen. Nun hab ich aber heute eben die Schrift: *Iſts recht, über die heimlichen Sünden der Jugend öffentlich zu ſchreiben?* vor mir, und da konnt ich meiner Schreibeluſt nicht mehr widerſtehen, denn es war mir immer beym Leſen derſelben, als wenn ich auch ein Wort darein zu ſprechen hätte, oder gar mit dem Herrn Doctor mich zanken ſollte.

Nun werden Sie vermuthlich, lieber Herr Profeſſor, mit Briefen über dieſen Punkt überflüſſig verſehen ſeyn, allein mit ſchlechtgeſchriebenen Briefen dieſer Art, von gar gemeinen Handwerksleuten, werden Sie vielleicht nur dieſen einzigen haben. So werden

Sie doch nicht böse auf mich seyn, wenn ich Sie bitte, dafs Sie auch meine Beichte hören.

In meiner Vaterstadt lernte auch leider ich dieses Laster sehr frühe, wo ich nicht irre schon in dem 10ten oder 12ten Jahre kennen. Eine Frau deren Namen ich vergessen, war von N. mit ihrem Sohne, welcher in meinem Alter war, und mit mir zugleich in die Schule gieng, dahin gezogen. Einmal bin ich mit ihm, und mit noch 3 oder 4 meiner Cameraden, in einem Hause, da zeigt uns dieser allen das abscheulichste Laster zum erstenmal, als eine grosse Erfindung, welches wir alle bald nachmachten. Er versicherte uns auch, dafs er es alle Abend und Morgen im Bette verrichte. Wir waren noch alle so jung, dafs bey uns allen zwar ein Kützel aber kein Ausfluls nicht folgte. Dieser Mensch sahe im Gesichte abscheulich gelbe aus und war so mager, wie ein Gerippe, und weil er nur ganz allein unter meinen Schulkameraden so häfslich aussahe, so kam ich mit einigen auf die Gedanken, ob dieses gelbe Gesichte nicht davon eine Wirkung sey, und dieser Gedanke war vielleicht noch ein Glück für mich, dafs ich es nicht zu stark getrieben habe. Denn ich wollte ja schon damals auch gerne hübsch im Gesicht aussehen, frey aber bin ich nicht davon gewesen. 1765 fieng ich an Geschmack an Bücherlesen zu finden, und ohngefähr 1775 kam mir Tissots Onanie in die Hände. Wie erschrak ich — Ich hatte wohl immer bey mir gedacht, dafs es wohl nicht gut sey, und hatte so nach und nach angefangen, rechtsum zu machen, aber nun wurde ich dessen erst gewifs überzeugt, und so wurde auch auf einmal rechtsum kehrt euch gemacht.

Ach ich bin so ein 14 Jahre, als Handwerksgesell, unter dem gemeinen Haufen mit herum getrieben worden. Was ich da gesehen, gehört und erfahren habe, wenn ich ihnen das alles so beschreiben könnte — O, werden sie es glauben, wie oft habe ich in der Fremde gehört, dass dieses Laster gesund sey, dass dadurch die bösen Feuchtigkeiten weg giengen. Wo geräth nicht oft der arme Mensch aus irrthum, aus Vorurtheil hin. Und doch will man es Ihnen bestreiten, dass sie den Menschen einen Wegweiser verfertigen, oder wie soll ich sagen, eine Warnungstafel, aufstellen wollen, worauf gleichsam geschrieben stunde, diesen Irrweg soll niemand gehen, wem Leben und Gesundheit lieb ist. Und welchem Menschen wird wohl nicht sein gesunder Leib, sein [illegible] Geist, seine gute Gesichtsbildung, lieb seyn! Ich bin es überzeugt (und wenn auch schon meine Ueberzeugung nichts gilt), dass dieses Laster ohne Anweisung, ohne Bücher lesen, gelernt wird, und durch das Lesen guter Bücher unterlassen wird. Unwissenheit ist es, was uns Menschen auf diese, und auch noch auf andere, Art unglücklich macht. Mit was für Vorurtheilen war nicht schon mein Kopf angefüllt, da ich in die Fremde gieng! so hatte man mich z. B. belehrt, man müsse Toback rauchen, und Brantewein trinken können, wenn man gesund bleiben wollte, wegen der bösen Luft, daher hatte auch ich bald meinen Tobaksbeutel und Brantewenflasche in der Tasche. Konnte ich da nicht leicht ein Brantweinsaufer werden! Wie oft bin ich vor einer rauschenden klarhellen Wallerquelle lechzend vorbeygegangen, und habe so lange Durst gelitten, bis ich für meine paar Dreyer einen

Krug ſauers oder dickes Bier bekam! Was that man denn nicht ſeine Geſundheit zu erhalten? Denn von Waſſertrinken ſoll man ja krank werden, und das iſt noch heute für viele Handwerksburſche ein ſtarker Glaubensartikel.

Stellen ſie ſich einen jungen Menſchen vor, der in der Jugend ſeinen Katechismus, ſein Spruchbuch, ſeinen Pſalmen hat lernen müſſen, und doch von keinem Gebothe nichts weiſs: du ſollt deinen Leib nicht ſchänden! ſo viel gutes von Moral er nun auch gelernt hat, das wird theils ſchon in der Lehre, vergeſſen. Nun geht er in die Fremde, befindet ſich nun in Freyheit, jede Niederträchtigkeit ohne Schaam zu begehen, keine Eltern, kein Lehrer, kein Freund ermahnt und warnt ihn mehr, lebt unter einem leichtſinnigen rohen Haufen, deren Grundſätze ſich gegen die geſunde Vernunft empören, wo die meiſten ihre Ehre in nicht Folgen, nicht Gutes thun, ſuchen, wo den gröſsten Tollheiten, den niedertrachtigſten Poſſenreiſsern Beyfall zugeklatſcht wird, wo der Tugendhafte immer angeklagt und mit Fäuſten geſchlagen wird: ſo muſs ich mich bey dem allen noch wundern, daſs es doch noch gute Menſchen giebt. Es muſs doch wohl ein groſser Keim zum Guten in dem Menſchen liegen. Doch wo gerathe ich hin, bald wird der Handwerker ihnen was vor philoſophiren wollen. Verzeihen ſie mir dieſe Ausſchweifung, kann ich ihnen gleich nichts angenehmes, nichts leſenswerthes ſchreiben, ſo kommt es doch aus einem Herzen, das Sie ſo hoch ſchätzt.